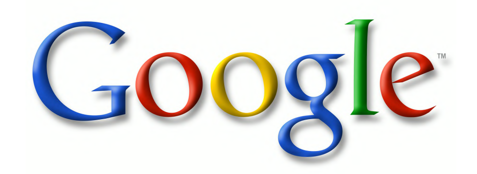




Der Türmer

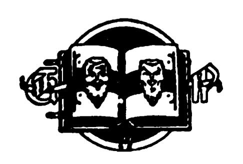
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

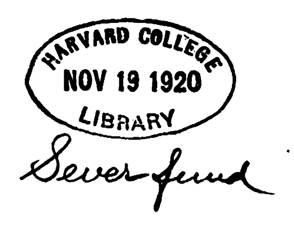
Zwölfter Jahrgang * Band I

:: :: (Oktober 1909 bis März 1910) :: ::



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


HARVARD COLLEGE
NOV 19 1920
LIBRARY
Sever fund


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften



Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst

Musik



Auf der Warte

Briefe

Auf den Beilagen.

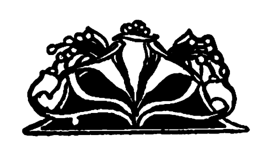
Büchereingänge

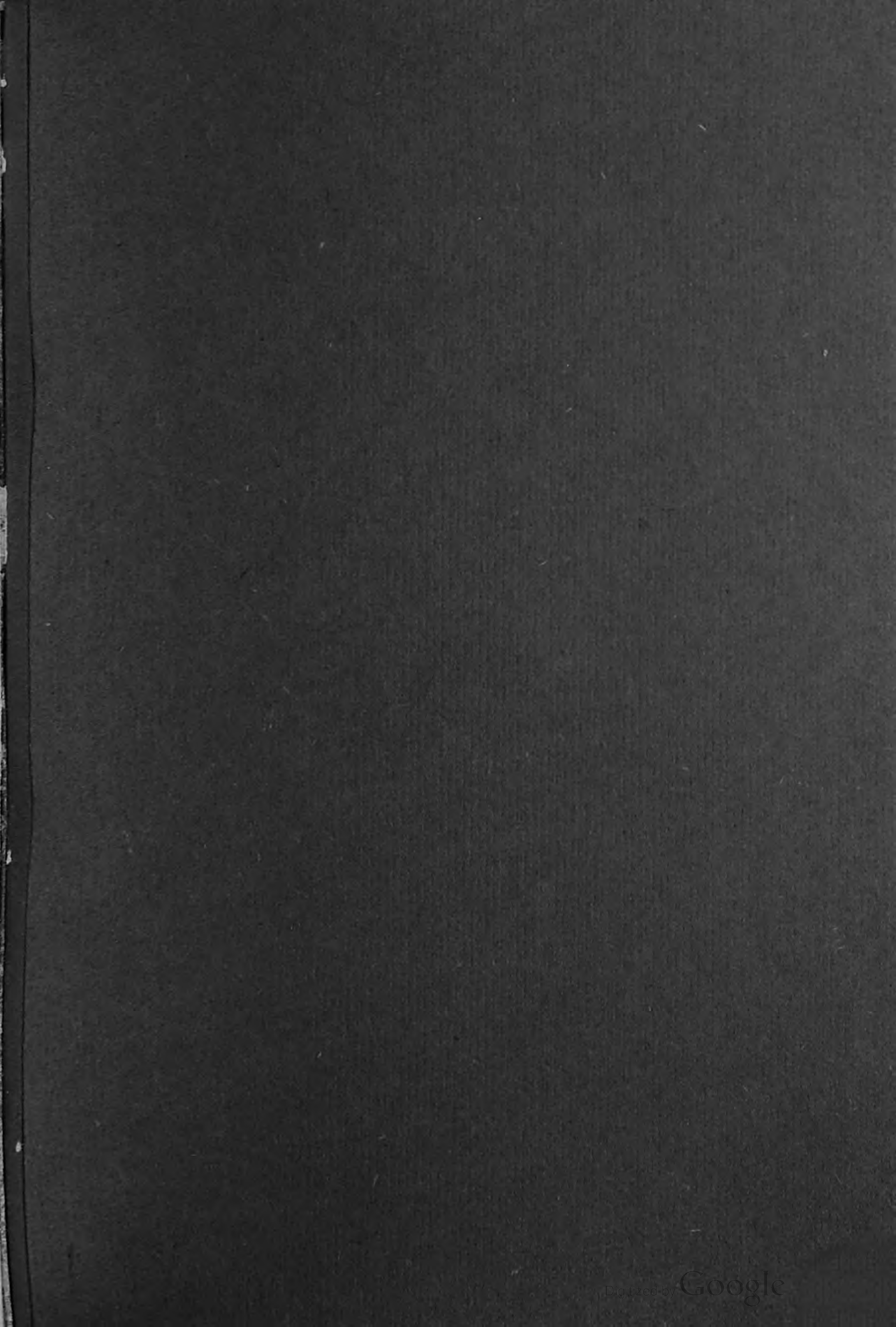
Auf den Beilagen.

Kunstbeilagen, Photogravüren und Illustrationen



Notenbeilagen

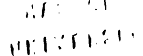




Lerici



Carlo Böcklin





XII. Jahrg. Oktober 1909 Heft 1

Deutsche Einheits-Gedanken

Nach der 1900-Jahrfeier im Teutoburger Walde

Von

Otto Grund

Ich schreibe diese Betrachtungen am Fuße des Hermannsdenkmals. Und zwar in der Woche n a c h der großen Festwoche, die viele Tausende nach Detmold und hinauf in die Berge geführt hat. In jenen Tagen war hier oben kein Raum zu stillen Gedanken. Da schallten brausende Lieder und brausende Worte zur Erzgestalt des deutschen Befreiers empor. Auch ich habe von jeder Sorte reichlich gehört, und ich achte die daraus quellende Begeisterung durchaus nicht gering. Aber trotzdem genügte mir diese geräuschvolle Feier nicht. Als alle Festklänge verrauscht und alle Fahnen wieder eingezogen waren, da trieb es mich noch einmal zu den Höhen hinauf.

Wunderbarer Wald! Ragende Tannen im Schmucke dunkler und feierlicher Gewänder; riesige Eichen mit Sonnenblitzen im grünen Laub; alles hoch und licht wie ein Dom. Deutschland, hier ist dein heiliger Hain.

Und wie still ist's heute hier oben! Nach allem Wortgetöse und Menschengewoge ein köstlicher Frieden. Die letzten Nebelschleier verscheucht die Sonne aus den Tälern. Leise rauschen die Bäume ringsum ihre uralte Sprache. Es ist, als zöge Wala, die Seherin, durch den Wald, und als tönten ihre Worte: Sieg wird euch werden!

Ich schaue zu Hermann, dem Sieger, hinauf. Hast du wirklich den Sieg errungen, so wie du ihn geträumt? Du hast die Römer geschlagen, ein glänzendes Werk. Aber d e r Sieg, den du viel mehr noch ersehntest, blieb dir versagt: der Sieg über die Zwietracht im eigenen Volke. Was sie damals zu dir hingerissen hat, war eine heiße Flamme. Aber ach, eine Flamme nur! Sie brannte aus und erlosch. Aufs neue erhob die Schlange ihr giftiges Haupt, Bruder stand auf gegen Bruder; das war dein Tod. Auch ein Menschenleben wie deines war zu klein, um das Letzte zu vollenden. Viele Jahrhunderte rauschten vergebens dahin. Noch 1840 Jahre später stand der Tod neben den Erfüllern der Träume Hermanns, der Tod von Bruderhand! Sie mußten fliehen übers Meer, mußten ihre heiße Liebe zu D e u t s c h l a n d begraben, um sie in der Neuen Welt im Orden der Hermannssöhne wieder aufwachsen zu lassen. Wir sahen und hörten sie jetzt zu Füßen Hermanns. Und das, was aus ihren Herzen an glühender Liebe zu Deutschland wie ein Gebet hervorquoll, war das Größte und Tiefste an dieser Feier deutscher Einigkeit. Da stand eine germanische Kraftgestalt im langen weißen Bart, die seit drei Jahrzehnten die Heimat nicht mehr gesehen hatte, und sprach zu vielen tausend deutschen Brüdern. Dieser Mann brauchte keine gewählten Worte, er brauchte nur die Gefühle seines Herzens überströmen zu lassen, und ein Jubelsturm brauste um ihn her. Deutschlands Einigkeit über Länder und Meere hinweg! Dieser wahrhaft ergreifende Moment klingt noch heute in tiefster Seele nach, denn er war das eigentlich Deutsche. Das übrige war trotz des offiziellen Festredners aus Berlin und seiner sorgfältigen historischen Rede mehr eine lokale lippische Feier. Beim Hermannsdenkmal stand am Hauptfesttage auch ein Fürstenzelt, aber der einzige Repräsentant der zahlreichen deutschen Fürsten war der Beherrscher Lippes, fast des kleinsten Staates, den man in einem Tage durchwandern kann, und über den Hermanns erzene Reckengestalt weit hinaus sichtbar ist. Und der lippische Fürst war auch nur wegen der lokalen Verhältnisse anwesend, weil eben das Denkmal bei seiner Residenz steht. Und überall in der mit Fahnen reich geschmückten Feststadt sah man fast ausschließlich die lippischen Landesfarben, nur hier und da, wie dazwischen verirrt, eine deutsche Fahne. War das alles nur Zufall? Auch dem nicht in die Geheimnisse hinter den Kulissen Eingeweihten wäre es zum mindesten als ein seltsamer Zufall erschienen. Aber es war überhaupt kein Zufall, sondern nur der Ausdruck tatsächlicher Verhältnisse. Deutsche Einigkeit? Wenn heute ein Hermann wiederkäme, er fände noch eine Riesenarbeit bis zu diesem Ziele vor.

Man täusche sich nicht über die Tatsache hinweg, daß die einzigartige Jubelfeier der ersten Einigung deutscher Stämme in ganz Deutschland herzlich wenig Gefühle ausgelöst hat. In weitere Kreise sind höchstens einige kurze Zeitungsartikel gedrungen, die gelesen oder auch nicht gelesen wurden und die im besten Falle am nächsten Tage vergessen waren. Deutschland hat in diesem Jahre mehrere pomphafte Feiern der 300jährigen Zugehörigkeit verschiedener Grafschaften zu Preußen erlebt, Ereignisse, die, an der Hermannsschlacht gemessen, zu absoluter Bedeutungslosigkeit herabsinken. Zu ihnen ist der deutsche Kaiser weit gereist, während ihn, der heute doch das Symbol der deutschen Einheit ist, die Jubelfeier

der Hermannsschlacht nicht interessierte. Was wäre das für ein deutsches, ja für ein Weltereignis geworden — eindrucksvoller als zwanzig neue Panzerkreuzer —: am Hermannsdenkmal alle deutschen Fürsten mit dem Kaiser vereinigt, im Herzen Deutschlands den Schwur der Treue erneuernd wie vor 1900 Jahren. Die Teutoburg das deutsche Rütli, leuchtend von der Maas bis an die Memel! Millionen Deutsche hätten im Geiste dabei gestanden.

Es hat nicht sollen sein. Zwietracht und Kleinigkeitskrämerei waren auch an diesem Tage unter einem Teile der deutschen Fürsten mächtiger als der deutsche Einheitsgedanke. Der Streit zwischen Hohenzollern und Lippe-Biesterfeld war die Scheidewand. Sie hätte fallen *müssen* angesichts dieses Tages wie Nebel vor der Sonne. Und sie hätte auch fallen *können*. Der Biesterfelder, dem das fürstliche Schiedsgericht und später das Reichsgericht den Thron von Lippe-Detmold gegen den Schwager des Kaisers zugesprochen, hat es schon früher nicht an Entgegenkommen fehlen lassen. Sein Hofmarschallamt hatte auch diesmal wieder in Berlin angefragt, ob der Kaiser eine Einladung zur Hermannsfeier annehmen würde. Es wurde aber schroff abgewinkt. Und weil der Kaiser nicht kam, durften nach der Etikette auch die übrigen Fürsten nicht eingeladen werden. Die „Etikette", das heißt in diesem Falle auf deutsch die Rücksicht auf fürstlichen Hader verhinderte die allgemeine deutsche Einigkeitsfeier! Heimlich — in der Fürstensprache „inkognito" — mußten sich am zweiten Sonntag einige benachbarte Fürsten nach Detmold schleichen, um wenigstens ein Zipfelchen dieser deutschen Feier zu erhaschen. Wahrlich ein Kulturbild, das nach einem neuen Hermann schreit!

Ist unsere Zeit vielleicht noch nicht reif zu einer wahren Hermannsfeier? Dagegen spricht die Tatsache, daß unsere deutschen Brüder jenseits des Ozeans die Neunzehnhundertjahrfeier für so wichtig hielten, daß sie uns ihre Vertreter herübersandten. Ihnen aus der Ferne erschien Hermann als das höchste deutsche Symbol und sein Jubelfest als das größte deutsche Ereignis. Es scheint, als hätten wir in der Nähe das Augenmaß für die großen Dinge verloren. Aber es scheint nur so. Es waren künstliche Hindernisse, die es nicht zu der machtvollen Nationalfeier kommen ließen, zu der uns Hermann aufrief. Fürstliche Vorurteile, auch Klassen- und Kastengeist standen im Wege. Aber in der großen Masse des Volkes ist der Einheitsgedanke Hermanns lebendig. Und bleiben die Fürsten fern, dann geht's auch ohne sie. Diesen Gedanken konnte man am Hermannsdenkmal häufig aussprechen hören. Schmeichelhaft für die Fürsten ist er nicht, doch das ist ihre eigene Schuld.

Wir, das „gemeine Volk", wollen wieder mit den Augen unserer fernen Brüder auf die Heimat sehen lernen. Wir wollen, unbekümmert um Fürstenhaß und Fürstengunst, unbekümmert auch um einzelne Landesgrenzen, aufschauen zu Hermann, dem deutschen Symbol. Wir wollen unsere Hände zusammenfügen und den Rütlischwur erneuern: immerdar zu sein „*ein einzig Volk von Brüdern*"!





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

Erstes Buch: Birkenweier

Erstes Kapitel

Der Perlenkranz

Sommerliche Ranken der wilden Rebe schaukelten am Fenster. Ein leiser Ostwind durchlief den Park und bewegte das zierliche Blattwerk. Die Sonne stand steil über dem Westgebirge; in flimmerndem Gold wogte die Luft. Es war über dem warm durchleuchteten Elsaß ein reiner Sonnenuntergang zu erwarten, dem gewöhnlich am weithinlaufenden dunkelblauen Wasgenwald ein langes Abendrot von starken und tiefen Farben zu folgen pflegt.

Viktor Hartmann, der Hauslehrer auf Birkenweier, einem Landschlößchen im oberen Elsaß, neigte den gepuderten Kopf über seinen Rokoko-Schreibtisch. Er war mit ganzer Seele seiner Lieblingsbeschäftigung anheimgegeben. Diese Beschäftigung bestand darin, daß er nach des Tages Last und Hitze seine aufgespeicherten Gedanken und Beobachtungen in ein Tagebuch eintrug.

Es war eigentlich ein Damenschreibtisch. Und in frauenhafter, etwas spielerischer Ordnung lagen die Bücher und Geräte wohlgeschichtet um den genauen und gewissenhaften jungen Mann. Er schrieb in ein hübsch bebändertes, von ihm selbst genähtes Schreibheft. Etwas von der beschaulichen Freude mittelalterlicher Mönche lag in der liebevollen Art, wie er die vergoldete Gänsefeder, ein Geschenk seiner Schülerinnen, in das verschnörkelte Tintenfaß eintauchte und dann seine wohldurchdachten Sätze zu Papier trug.

Hartmann schrieb:

„Das fruchtbare Land, das sich zwischen Rhein und Wasichengebirge gleich einem wohlbebauten Garten erstreckt, ist vorzüglich berühmt wegen seiner Abendröten. Unter dem farbigen elsässischen Abendhimmel macht das waldreiche Gebirge, das sich mit seinen vielen zerfallenen Schlössern als eine Mauer vor dem übrigen Frankreich erhebt, einen ganz ausgezeichnet bedeutenden Eindruck. Auch

hat derjenige das weltberühmte Straßburger Münster nicht erschaut, der es nicht in einem dahinterscheinenden Abendrot aufmerksam betrachtet hat. Alsdann ist jener gewaltige und doch leichte Bau ein durchsichtiges Stangenwerk; es steigt die violett umränderte und von den Himmelsflammen durchsprühte Steinmasse sieg-reich gen Himmel und trägt auf ihrer Spitze das Kreuz. Der obere Turm hat an seinem Rande gleichsam Staffeln, auf denen man zu diesem triumphierenden Kreuz emporsteigt. Es läuten dazu die schweren und langsamen Münsterglocken. Auch im übrigen Elsaß findet man viele Kirchen und Glocken und ungemein zahlreiche Dörfer. Und so verbindet sich an manchem Sommerabend mit dem vielfarbigen Himmel ein vielstimmiges Abendläuten. Das Elsaß ist ein sehr schönes Land; und ich bin stolz darauf, Elsässer zu sein."

So schrieb der Kandidat Viktor Hartmann im Sommer des Jahres 1789. Er schrieb es mit einer schlanken, feinen und festen Handschrift, in deutschen Buchstaben. Dann legte er die Feder neben sein Journal oder Tagebuch und be-trachtete mit seinen großen braunen Augen, die gern staunten, das nahe Gebirge.

Die Luft über den Bergen, jenseits der Rappoltsweiler Schlösser und der breiten Trümmermasse der Hohkönigsburg, begann weißlich zu erglühen. Die Ranken der wilden Rebe tanzten zwischen dem sinnierenden Schreibersmann und den umglühten Gebirgen. Viktors Gesicht verwandelte sich allmählich; es be-mächtigte sich seiner eine zarte Sehnsucht. Und wieder bückte er sich auf sein Journal und schrieb das Folgende:

„Es ist zu wenig Liebe in der Welt. Und leider ist mein Herz nicht stark genug, der Welt entgegenzuwirken und an der großen Aufgabe teilzunehmen, die Welt mit Liebe zu erfüllen. Ich bin eine zu ängstliche Natur und muß daher mein Herz verschlossen halten, bis ich der Außenwelt gewachsen bin. Jedoch in der Stille will ich mich üben, stark zu werden an guter Liebe und gleichzeitig zu wachsen an Klarheit und Erkenntnis. Der beste Weg dazu scheint mir dieser zu sein, daß ich in den Büchern der Geschichte nachlese, wie es andre gemacht haben, um die Welt zu überwinden. Als der Größte erscheint mir Christus. Aber ich muß zu meinem Leidwesen bekennen, daß ich zu Christus noch kein rechtes persönliches Verhältnis gefunden habe; auch über viele andre große Er-scheinungen und letzte Dinge bin ich noch unklar. Dies bekümmert und bedrückt mich oft. Ich sehne mich nach einem Freund und Führer, der mich stark und frei machen könnte; ich komme mir in dieser bequemen Hauslehrerstelle wie ein stehendes Gewässer vor, über welchem sich blühende Sumpfgewächse auszubreiten beginnen. Es verkehrt in unsrem Schloß eine Frau Marquise v. M., die sommers-über in der Nachbarschaft wohnt; diese sagte mir, daß mir nicht die Bücher, sondern die Liebe die Augen öffnen würde. Indessen ist Frau v. M. eine Pariserin und neckt gern. Ob je einmal die Liebe bei mir anklopfen wird? Das müßte sein wie an einem Geburtstag, wenn das Kind morgens erwacht und auf dem Stuhl vor dem Bett ein neues Kleid oder eine Puppe findet; es reibt sich die Augen und glaubt erst gar nicht dran. Liebe? Ach, so ein arm-seliger Hofmeister wie ich! Sie soll mich meinetwegen auch fernerhin ‚kleiner Pedant' nennen, wenn es ihr Spaß macht. Ich behalte mein Herz und mein

Geheimnis für mich. Au revoir, mon cher journal! Ich höre Sigismund nach mir rufen und werde nun doch noch einmal zur Gesellschaft hinunter müssen."

Der Hauslehrer verschloß das Tagebuch bedächtig in seinem Schreibtisch. Er hatte angenommen, daß er für heute seines Dienstes ledig sei. Die Damen des Hauses — Frau Baronin von Birkheim mit ihren Töchtern — hatten sich mit der reizend gesprächigen und reizend kleinen Marquise von Mably in einer Laube niedergelassen, als er sich für heute höflich verabschiedet hatte. Das lange Töchterchen der Marquise, Adelaïde, genannt Addy, hatte im Entzücken über Sigismunds russisches Pony ihre gewöhnliche Verträumtheit abgelegt und jagte mit den andern Kindern im weitläufigen Park umher.

Aber inzwischen war ein Wagen angefahren. Das Gefährt schüttete, nach den lebhaften Stimmen zu urteilen, eine ganze Anzahl Gäste aus. Und schon hörte der Lehrer, wie der Schwarm der Kinder — die drei Brüder Sigismund, Fritz und Gustav mit Fanny, der jüngsten ihrer Schwestern, und Adelaïde von Mably — samt Hunden und Pony im Park heranlärmten.

Gleich darauf kam Sigismund ins zweite Stockwerk emporgehastet und trug die Unruhe von unten in Hartmanns beschauliches Eckzimmer.

„Möchten Sie wohl die Güte haben, Herr Hartmann, und noch ein wenig in den Salon herunterkommen? Herr Pfeffel und Herr Lerse aus Kolmar sind angekommen!"

Sigismund, ein strammer Bursch von dreizehn Jahren, in der blauen Uniform der Pfeffelschen Militärschule, war ein wenig erregt. Er war Schüler des Pfeffelschen Instituts im nahen Kolmar, hatte aber den heutigen Sonntag im väterlichen Hause verbracht. Wenn nun zwei seiner wichtigsten Lehrer erschienen, so wurde wohl auch über seine Leistungen gesprochen. Und so hatte er sich von sämtlichen ankommenden Freunden des Hauses gerade nur jene zwei Herren gemerkt.

Hartmann legte die Hände auf den Rücken und betonte seinem ehemaligen Schüler gegenüber, den er für die Militärschule vorbereitet hatte, eine gewisse Würde.

„Sigismund, Sie laufen vor Ihren Lehrern fort? Und wo sind Ihre kleinen Brüder Fritz und Gustav? Und was für Herrschaften sind außerdem noch angekommen?"

„Die Türckheims — und Herr Direktor Pfeffel und Herr Hofrat Lerse — und Demoiselle Pfeffel. Und Fritz und Gustav sind unten an der Treppe. Kommen Sie mit hinunter?"

Des schlanken Erziehers bemächtigte sich immer eine verlegene Unruhe, sobald er in eine Gesellschaft sollte. Doch verriet er das äußerlich wenig; zumal vor dem ungeduldigen Knaben blieb er in einer gemessenen Haltung. Er trat vor den Spiegel und beschaute sein fein rasiertes, etwas blasses Gesicht; er zupfte, strich und rückte Frisur, Zopf und Halskrause zurecht; er fuhr mit der Bürste über die langen braunen Rockschöße und warf einen raschen Blick über Kniehose, Strümpfe und Schnallenschuhe. Alles in Ordnung! Durch einen energischen inneren Befehl raffte sich der immer ein wenig lässig gebückte Träumer zu einer salonmäßigen Haltung auf und verfügte sich hinunter in die adlige Gesellschaft.

* * *

Im goldbraun durchfunkelten, vielverzierten Salon mit seinen glänzenden Vasen und glänzenden Möbeln war ein munteres Gewimmel von Gästen. Sie standen in Gruppen plaudernd beisammen, schlürften aus Untertäßchen oder bewegten sich mit mädchenhafter Lebhaftigkeit in hellen fliegenden Sommergewändern durcheinander.

Hartmann hatte unterwegs seine kleinen Zöglinge Fritz und Gustav an die Hand genommen und trat nun mit den drei Knaben in das leuchtende Gewirr von schönen Gewändern. Er faßte nichts Bestimmtes ins Auge, sondern verbeugte sich dreimal nach drei Seiten. Die Knaben an seiner Hand ahmten die Verbeugungen gewissenhaft nach. Niemand schien den drolligen Anblick zu beachten; so blieben sie denn vorderhand an der Tür stehen. Hartmann hielt, verlegen hüstelnd, die Hand an den Mund und ließ sie dann herabwandern an die Halskrause, sich überzeugend, daß er hoffentlich in seinem Anzug tadellos sei und keinerlei Anstoß gebe.

Während er noch etwas hilflos an seinem Kleid herumfingerte und seine beiden ungeduldigen Zöglinge von ihm abtröpfelten, um sich zu den Mädchen zu verflüchtigen, trat zum Glück Hofrat Lerse heran.

Der feste, gutgewachsene Mann hatte in Reitstiefeln auf einen Augenblick den Salon betreten; er war zu Pferd von Kolmar herübergekommen und gedachte sogleich wieder zurückzureiten. Franz Lerse war mit seinen vierzig Jahren das Bild einer sicheren, freimütigen Männlichkeit. Keine besondere Anmut zierte den Junggesellen. Unscheinbar und pockennarbig war sein Gesicht; die kleinen blauen Augen blickten heiter und durchdringend; seine Stimme klang treuherzig, bestimmt und trocken lebhaft. Es ging von ihm eine wohltätige Kraft aus; er hatte Befähigung zum Erzieher und zum Kommandeur.

„Nun, Sigismund," begann er nach der Begrüßung, „Sie sind in einer gewissen Spannung, mein Lieber, nicht wahr? Sie denken, wenn Herr Pfeffel kommt, wird über Ihr Verhalten in der Kriegsschule peinlich Bericht erstattet? Nun, Sie können beruhigt sein. Schauen Sie einmal hinüber: der Herr Papa nickt behaglich, und der Herr Hofrat Pfeffel hat ihn am Knopf gefaßt, was bekanntlich ein Zeichen ist, daß ihm wohl und warm zumut ist, mit andren Worten: daß er Sie loben kann. Freut Sie das?"

Der gewandte und geweckte Junge hatte rasch seine Zuversicht wieder gewonnen, ergriff Lerses dargebotene Hand und dankte.

„Gehen Sie hinüber, Sigismund, und begrüßen Sie Herrn Direktor Pfeffel!" ermahnte Hartmann mit gebundenem Ernst.

Der Junge marschierte in seiner Uniform quer durch den Salon. Lerse sah ihm nach und wandte sich dann mit leicht ironischem Scherzton an Hartmann: „Der schmucke kleine Kerl hat das Zeug zu einem tüchtigen Offizier. Was aber Sie betrifft, Kollege Hartmann, wir zwei sind Elsässer und nehmen einander nichts übel. Darf ich mal ein offenes Wort riskieren?"

„Ein Rat von Herrn Lerse wird mir stets wertvoll sein."

„Sie sprechen wie ein frisch aus dem Lateinischen übersetztes Buch", fuhr Lerse mit freimütigem Lächeln fort. „Ich habe Sie zufällig beobachtet, wie

Sie mit den Knaben hereintraten. Drei Verbeugungen! Eine immer tiefer als die andre! Meiner Treu, Hartmann, das hat mich verdrossen. Es hat mich verdrossen! Darf denn ein so kenntnisreicher und gewissenhafter Mann wie Sie derart den Untergebenen markieren, statt als Geistesbaron sich diesen Aristokraten ebenbürtig zu fühlen? Darum besteht das offene Wort, das Sie mir gütigst gestatten, in folgendem: Sie verbeugen sich zu viel, lieber Hartmann."

Franz Lerse klopfte ihm bei den letzten Worten kräftig auf die Schulter, lächelte jedoch dazu so gewinnend, daß man ihm unmöglich grollen konnte. Hartmann ärgerte sich gründlich und preßte einen Augenblick die Lippen zusammen; Lerses Wort hatte ins Schwarze getroffen. Der unreife junge Hauslehrer war stolz von Natur; aber dieser Stolz war nach außen hin unentwickelt. Das spürte er wohl. Sein höfliches Lächeln verzog und verzerrte sich daher ein wenig, als er nun die Hände ineinander rieb und eine Art Gegenwehr versuchte.

„Wenn nun aber", sprach er, „eine gewisse Höflichkeit meiner Natur entspräche?"

„Aber, wackrer Freund, wir alle halten doch natürlich Höflichkeit für eine selbstverständliche gesellige Pflicht und Tugend. Damit muß jedoch ein schöner Freimut Hand in Hand gehen. Und Ihr Freimut — nichts für ungut, werter Landsmann! — wagt sich noch nicht heraus. Ich schätze Sie herzlich. Aber was Teufels, Hartmann, warum schleichen Sie denn immer so gedrückt herum?"

Sie waren unwillkürlich in eine Fensternische getreten. Stattliche Kastanienbäume und geräumige Wiesenflächen warfen ihren freien, frischen Glanz herein. Hier nun, wo er sich weniger beobachtet wußte, wich der salonmäßige Gesichtsausdruck des Hofmeisters einem fast mürrischen Ernst.

„Wenn man sich als schlichter bürgerlicher Kandidat zwischen wohlhabenden Adligen bewegt", begann er.

„So hat man", fiel der andre Elsässer ein, „erst recht Grund zu einem edlen Stolz. Denn Sie sind hier der berufene Vertreter der Bildung. Im übrigen ist Ihr Papa ein achtbarer Gärtnereibesitzer in Straßburg, und meiner Eltern in Buchsweiler brauch' ich mich auch nicht zu schämen. Und was wir etwa an eigenen Dummheiten geleistet haben — Himmel noch mal, dazu ist ja eben das Leben da, daß man's in Zukunft besser mache. Und schließlich sind doch das hier lauter wirklich liebenswürdige und unverstellt gute Menschen, unter denen Sie sich hier bewegen. Alle Wetter, Hartmann, da waren wir vor zwanzig Jahren zu Straßburg andre Kerle! 's ging toll zu manchmal, aber wir hatten Poesie im Leib. Den armen, kleinen, wunderlichen Lenz hat's in der Welt herumgewirbelt, und nun ist er hinüber; aber andre haben's durchgebissen, zum Exempel Freund Goethe, der jetzt in Sachsen-Weimar Minister ist. Kennen Sie Goethes Schauspiel Götz von Berlichingen?"

„Ich habe es wohl einmal gelesen", versetzte Hartmann. „Doch besitze ich in meiner Bibliothek bloß Werthers Leiden" —

„Sie müssen den Götz lesen, Hartmann!"

„Ich liebe besonders die Oden von Klopstock, auch Gedichte von Gleim und Jacobi, nicht zu vergessen den gemütvollen Geßner" —

„Idylle, kein Heldentum!“ rief Lerse. „Sie müssen den Götz von Berlichingen lesen, Hartmann! Zwanzigmal, wie's die Frau Baronin von Oberkirch getan hat. Erinnern Sie sich vielleicht, daß Sie darin den Namen Franz Lerse bemerkt haben? Nun, es ist mein eigener Name, es ist ein Denkstein meiner Freundschaft mit Goethe. Weiß Gott, wir waren wilde, unbändige, aber kreuzgute, brüderlich deutsche Gesellen! Wie manche Mondnacht haben wir im Kahn auf der Ill verschwärmt und bei der Laterne Ossian und Homer gelesen! Wie manchen Sommertag im Gras und Grillengesang der Ruprechtsau oder bei Fuchs am Buckel! Und haben manch einen Sonnenuntergang mit gefüllten Römern auf der Plattform des Münsters begrüßt. Oft auch sind wir mit abgekremptem Hut und unfrisiert zu Pferd durchs Elsaß geflogen. Goethe geriet da oft in Überschwang, band sich die Haare los und sprach Worte der Verzückung, so daß ich manchmal besorgt wurde, er würde überschnappen.“

Es trat in diesem Augenblick eine Dame heran, eine sehr anmutige, aber auch sehr ruhig-reife Erscheinung. Sie mischte sich lächelnd ins Gespräch:

„Nun, Herr Hofrat, wovon schwärmt man hier?“

„Von Goethe“, erwiderte Lerse rasch und feurig. Aber sofort auch biß er sich auf die Lippe. Er hatte nicht bedacht, wer die Frage an ihn gerichtet hatte. Es war die schöne blonde Gattin des Straßburger Bankiers Baron Bernhard Friedrich von Türckheim; ihre Vaterstadt war Frankfurt; ihr Geburtsname war Lili Schönemann. Lerse hatte nicht bedacht, daß die einstmalige Braut seines großen Dichterfreundes vor ihm stand.

Frau Lili von Türckheim errötete leicht, setzte aber die Unterhaltung mit der ihr eigenen Ruhe und Sicherheit unbefangen fort. Es war der Rosenmond; sie trug eine Rosenknospe an den Bändern des Mieders. Ihr Auge blickte treu und träumerisch; der Mund mit der vollen Unterlippe schien von einer liebreizenden Melancholie, doch lag über dem ganzen länglichen Antlitz derselbe Zug einer milden, gewinnenden Weiblichkeit. Eine aufgelockerte stattliche Haarfülle, von der etliche Locken auf die entblößten Schultern fielen, überragte das Gesamtbild der anziehenden Frau.

„Es ist angenehm, Herrn Hofrat Lerse erzählen zu hören, nicht wahr, Herr Hartmann?“ sagte sie. „Besonders seine Straßburger Studienzeit schildert er schwärmerisch wie ein Poet.“

Hartmann versagte sich die Verbeugung, zu der es ihn jedesmal zuckend drängte, sobald von vornehmen Lippen sein Name fiel. Er bemerkte bloß in seiner etwas papierenen Umständlichkeit: „Herr Hofrat hat mir die Wohltat erwiesen, mir sozusagen ein wenig den Text zu lesen.“

„Einem Kandidaten der Theologie?“ erwiderte Frau Lili, indem sie lächelnd Platz nahm. „Das Umgekehrte wäre doch wohl begreiflicher.“

Hartmann faßte den Fächer ins Auge, mit dem sich die schöne Frau kühlte, und beschloß mit der ihm eigenen zähen Gründlichkeit, Lerses Bedenken der Baronin vorzutragen.

„Ich schätze es,“ sprach er, „wenn man mich auf einen Fehler aufmerksam macht, vorausgesetzt, daß der Ratgeber ein so verdienstvoller Mann ist wie Herr

Hofrat Lerse, der auch im Tadel nicht verletzt. Kurz, er hat mir gesagt, ich sei übertrieben höflich. Finden Sie das auch, Madame?"

Lerse lachte laut und herzlich.

„Er appelliert!" rief er. „Vortrefflich! Insgeheim sprach ich nämlich meinem jungen Kollegen auch den Mut ab. Jedoch die gerade Art, wie er mein scherzhaftes Bedenken ins Auge faßt und einer edlen Frau zur Entscheidung vorträgt — à la bonne heure, Hartmann, ich bin entwaffnet! Ich liebe an einem Mann vor allem die Wahrhaftigkeit; daneben aber den Mut. Beides gehört zusammen. Denn wie kann ich wahrhaftig sein, wenn ich ein Hasenfuß bin? Sodann allerdings darf man von einem kultivierten Menschen verlangen, daß er nicht von Musen und Grazien verlassen sei, d. h. daß er Geschmack und Takt besitze. Hab' ich's in letzterem versehen? Alsdann, hier meine Hand! Nichts für ungut!"

Er hielt dem jüngeren Manne die Hand hin, die dieser bereitwillig ergriff.

„Doch nun verschwinde ich eiligst. Mein Anzug gehört aufs Pferd und nicht in den Salon."

Er verabschiedete sich von der Hausfrau nebst Umgebung und entfernte sich mit einer kurzen Verbeugung an den ganzen Salon.

Frau Lili führte, leicht zurückgelehnt, das Gespräch mit dem Hauslehrer weiter:

„Der Erzieher unsrer Kinder, Ihr Freund Fries, hat mir erzählt, daß Sie noch nicht recht wüßten, ob Sie sich für Lehramt oder Pfarramt — für Welt oder Kirche — entscheiden sollen. Sie lieben ja wohl besonders die Naturwissenschaft, nicht wahr?"

Viktor antwortete, daß er von seinem Vater her besonders für Pflanzenkunde Sinn und Neigung habe. Das Studium der Kräuter habe ihn aber dann zur Heilkunde geführt. Und so schwanke er vorerst zwischen Theologie nebst Philosophie auf der einen Seite und Botanik nebst Medizin auf der andren.

„Es ist das", schloß er philosophisch, „gleichsam ein Schwanken zwischen Seele und Natur. Beide Pole ziehen mich kräftig an: die Weisheiten der inneren Welt und die Schönheiten der äußeren Schöpfung. Herr Lerse fühlt ganz richtig, daß ich vorderhand mehr in der inneren Welt zu Hause bin und also durch vermehrte Höflichkeit nach außen hin eine gewisse Unsicherheit in der äußeren Welt zu verbergen suche."

Die schöne Salondame und glückliche Gattin und Mutter, die in ihrer ruhigen Gesundheit vor ihm saß, schaute ihn klaren Blickes wohlwollend an.

„Die Elsässer sind manchmal ein wenig herb und trocken," sprach sie, „nit ganz so gemütlich wie wir Frankfurter. Aber ich hab' jene Klasse von Elsässern lieb — ich weiß nicht, ob alle so sind, aber mein Mann ist auch einer davon —, die mit einem warmen Herzen eine ruhige Wahrhaftigkeit verbinden. Das sind sachliche und doch gute Menschen. Ich glaube, Sie werden einmal auch so einer, Herr Hartmann."

Der junge Mann errötete vor Freuden, als er aus so holdem Munde so wohltuende Worte vernahm.

„Hoffentlich wächst mir noch die nötige Lebensenergie zu“, ergänzte er seufzend. „Ich bin meist so verzagt.“

Feinen und reifen Frauen gegenüber ging ihm das Herz auf. So auch manchmal im Gespräch mit der Mutter seiner Zöglinge. Aber dann empfand er doch wieder den Abstand und schloß sein halbgeöffnet Herz schroff und jäh wieder zu. Er besaß keinen Freund.

Es flog in diesem Augenblick ein Harfenklang durch das farbig bewegte, von frohen und heiteren Menschen erfüllte Zimmer. Octavie, die anmutigste der vier schönen Töchter des Hauses, erklärte dem Dichter Pfeffel und den Freundinnen ihre Harfenstudien. Zugleich schlug die musikalische Henriette, ihre jüngere Schwester, auf dem Spinett einen Akkord an. Alles horchte auf. War etwa ein kleines Hauskonzert zu erwarten? Baron von Türckheim, Lilis Gatte, dessen klare Stirn in der Nähe leuchtete, klatschte ermunternd in die Hände. Alles schwieg und schaute nach jener musikalischen Gruppe.

Das Bild war fesselnd. Inmitten der weißen Mädchengewänder mit all den bunten Zieraten von Bändern, Spitzen, Falbeln, Girlanden und Schleifen saß die dunkle Gestalt des Dichters und Pädagogen Pfeffel. Neben ihm stand der Knabe Sigismund, den er an der linken Hand hielt; die Rechte stützte sich auf den Krückstock. Er lauschte vorgebeugt und mit hochgezogenen Brauen in das freundliche Zungengeschwirr hinein; um die starke eckige Nase spielte ein heiteres Lächeln. Im goldenen Draht der Harfe verfing sich die untergehende Sonne und verschönte die jugendlichen Mädchengesichter. Annette von Rathsamhausen, eine nahe Freundin der Birkheims, und Pfeffels Tochter Friederike blätterten in Noten; Amélie, Adelaïde und Fanny kauerten mit den beiden Knaben am Boden, um ja genau zu erspähen, wie Octavie die Harfe schlage. Und mitten in diesem anmutigen Farbenspiel saß der Dichter und nahm diese Schönheit durch das Gehör und mit der Phantasie in sich auf. Seine Augen waren geschlossen; er war blind.

„Wie wertvoll ist diesem Hause die Freundschaft mit dem edlen Pfeffel!“ sagte Frau von Türckheim, als sich das allgemeine Plaudern wieder fortsetzte.

„Oh, certainement, certainement!“ erwiderte mit scheinbar tiefer Überzeugung die Marquise von Mably, die in der Nähe mit der jungen Frau Waldner von Freundstein geplaudert hatte. Sie verstand wenig Deutsch; das Gespräch ging in ihrer Nähe sofort ins Französische über, das ohnedies im allgemeinen die Salonsprache dieser Kreise war. Frau von Birkheim, die Herrin des Hauses, erzählte von Pfeffel.

„Kennen Sie denn schon“, fragte sie die befreundeten Damen, „die Geschichte vom Perlenkranz, die sich in unsrem Hause zugetragen hat?“

Man verneinte.

„O, dann muß ich Ihnen das erzählen!“ rief die Baronin.

Amélie hatte es vernommen und kam heran. „O, Mama, schicken Sie uns aber vorher hinaus, wir schämen uns zu Tod! Octavie, Mama will die Geschichte vom Perlenkranz erzählen!“

Octavie und Henriette ließen ihre Instrumente im Stich und eilten abwehrend heran.

„Helfen Sie mir, lieber Herr Professor!“ rief die Bestürmte. „Das Pariser Beispiel steckt an: die junge Welt macht Revolution!“

Pfeffel kam an Sigismunds Hand langsam heran. Der alternde Herr war ein ziemlich großer, gut gebauter Mann. Mit schalkhaftem Lächeln fragte er:

„Warum meutert denn hier unsre junge Generation?“

„Sie wollen nicht haben, daß ich die Geschichte von den Perlenkränzen erzähle.“

„Meine jungen Freundinnen“, versetzte Pfeffel und sprach mit verbindlichen Bewegungen gleichsam nach mehreren Seiten, wo er die jungen Mädchen vermutete. „Ihre Revolution ist gänzlich aussichtslos. Gänzlich aussichtslos! Man ist nicht ungestraft mit einem vielreimenden Fabeldichter befreundet. Das Laster macht sich schon von selber auf allen Gassen bekannt genug, denn das Laster ist frech. Daher müssen wir andren dafür sorgen, daß auch die Tugenden bekannt werden und zur Nacheiferung anspornen. Also: wenn Sie nun hier aus Bescheidenheit protestieren, so hilft Ihnen das gar nichts. Denn, meine Damen, selbst gesetzt den Fall, es gelänge Ihnen, Ihre gute Mutter zu besiegen — so würden Sie doch hernach auch mich noch mundtot machen müssen. Denn kurz und gut: ich habe die Geschichte vom Perlenkranz bereits in Verse gebracht.“

Allgemeines Hallo und Beifallklatschen! Auch bei den jungen Mädchen überwog die Neugier.

„Herr Pfeffel kann seine Gedichte fast immer auswendig,“ rief die Schloßherrin, „er wird uns gewiß auch dieses vortragen. Nehmen Sie recht bequem Platz, lieber Herr Hofrat — so! Und Sie auch, meine Damen!“

Es bildete sich ein aufmerksamer Halbkreis. Der Poet saß im Fauteuil, mit der rechten Hand fein und ausdrucksvoll seinen Vortrag belebend, die andre Hand auf den Krückstock gelehnt. Mit warmer, wohlklingender Stimme, gleichsam zu seiner Umgebung seelenvoll sprechend, nicht deklamierend, trug er folgendes Gedicht vor:

Der Perlenkranz

Vor Zeiten lag in einem heitren See
Ein Eiland, das wie Florens Beete grünte,
Und einer holden, guten Fee
Und ihrem Hof zum Aufenthalte diente.
Vier junge Schönen zierten ihn,
Die Töchter einer Königin,
Die sie als Patin schon mit jedem Reiz geschmückt,
Den seinem Ideal Pygmalion verliehn,
Und deren Geist sie als Erzieherin
Das Bild der Tugend aufgedrückt.
Einst redete die milde Lehrerin
Die Kinder also an: „Nun, Töchter, wird mein Wagen
Euch bald zurück zu euren Eltern tragen.
Ihr wißt, wie sehr ich eure Freundin bin:

Doch bin ich nicht mit allen gleich zufrieden
Und einer nur hab' ich den Preis beschieden,
Den ich zum Lohn der Besten ausgesetzt:
Es ist ein Perlenkranz, den morgen beim Erwachen
Die, so mein Herz am höchsten schätzt,
Um ferner ihren Trieb zum Guten anzufachen,
In diesem Körbchen finden wird."
Sie reicht es jeder hin, es war von goldnem Drahte
Mit Feenkunst gestrickt. Halb freudig, halb verwirrt
Und mit Sylphidenschritte nahte
Die holde Gruppe sich, die Gabe zu empfahn.
„Du kriegst den Preis!" rief jede von den Schönen
Der andren zu, als sie allein sich sahn.
„Nein, dir," erwiderte mit Freudentränen
Ihr jede, „nein, dir ist er zugedacht."
Sie streiten lang, und keine will gewinnen.
Ein schöner Zank! Ihn endigte die Nacht.
Froh eilten nun die jungen Huldgöttinnen
Den seidnen Zellen zu . . . Kaum färbt Aurorens Pracht
Der Felsenberge blaue Zinnen,
Als jede sich aus ihrem Bett erhebt
Und stumm und schüchtern auf den Zehen
Zum Putztisch tritt, ihr Körbchen zu besehen.
Wie glühet ihr Gesicht, wie wallt, wie bebt
Ihr ganzes Ich, als sie den Kranz darinnen findet!
Ihr Rosenmund küßt dreimal das Geschenk,
Davon ihr Herz den süßen Wert empfindet.
Doch plötzlich legt, der Schwestern eingedenk,
Sie es zurück: „Sie sollen es nicht wissen,
Sie sind so gut! Ich schleiche mich allein
Zur Patin, werfe mich zu ihren Füßen
Und bitte sie, mir zu verzeihn."
Nun eilet sie, das Kleinod zu verschließen.
So machten's alle. Doch die gute Fee
Sah tief gerührt auf ihrem Kanapee
Den frommen Trug in ihrem Taschenspiegel;
Ihr Kammerzwerg ward abgeschickt,
Sie her zu rufen. Auf des Windes Flügel
Trägt er die Botschaft fort. Mit holder Scham geschmückt,
Erscheinen schnell die himmlischen Gestalten.
„Nun?" rief sie ihnen zu, „wer hat den Kranz erhalten?"
Sie schwiegen. Ihre Freundin drückt
Sie liebreich an ihr Herz. „Ihr wolltet euch betrügen,"
So sprach sie, „seid dafür gesegnet und geküßt!
Zehn Jahre Fleiß belohnt ein Augenblick Vergnügen,
Nicht mir allein, auch euch. Mit mütterlicher List
Hab' ich euch bloß geprüft: es sollte keine siegen,
Und jede fand den Preis in ihrem Körbchen liegen,
Weil jede seiner würdig ist."

Hier belohnte lautes Beifallklatschen den Dichter und die Gefeierten. Die vier Schwestern mußten viele zärtliche Küsse und Liebkosungen über sich ergehen lassen. Die matronenhafte Mutter hatte Tränen des Stolzes und der Rührung in den Augen und drückte dem Dichter warm die Hand. Dieser tastete nach rechts und links, suchte von Octavie und Henriette je eine Hand zu erwischen und schloß alsdann herzlich:

„Erkennet euch an diesen Zügen,
Ihr Töchter Aristids, der still das Glück genießt,
In seiner Gattin alle Gaben,
Womit des Schöpfers Hand sein Ebenbild geziert,
Und Töchter, ihrer wert, zu haben.
Was ist in der Natur, das mehr entzückt und rührt,
Als wenn mit Schönheit sich die Tugend paart?
Durch dieses Band, das mehr als Sonnen Gott beweist,
Wird einer Schönen Leib zum Eden, und ihr Geist
Der Cherub, welcher es bewahrt.“

Abermaliger herzlicher Beifall belohnte auch diese moralische Anwendung und Ausdeutung. Auch „Aristid“, der Baron, dankte dem Freunde. Hartmann war nicht minder warm berührt. Die Persönlichkeit Pfeffels war ihm außerordentlich verehrungswürdig. Der Zug von Schelmerei, der häufig und gern über des anakreontischen Dichters lauschendes Antlitz flog, glich den erbaulichen Beigeschmack seines Dichtens, zumal bei so warmem persönlichen Vortrag, wieder aus. Und trotz aller Neigung, seine Lebenserkenntnisse in etwas lehrhafte Reime und Epigramme zu prägen, hielt sich Pfeffel doch von einem Tone der Salbung bis an sein Lebensende frei. So gingen in diesem Manne Geist und Gemüt, Geschmack und Weisheit, Poesie und Religion in einer milden Ausgeglichenheit Hand in Hand.

„Dieser ganze Kreis mit all unsren Freunden“, sprach er, „ist eigentlich ein Perlenkranz. Es befindet sich darin kein Mensch, der nicht in irgendeiner Weise schön, wertvoll oder interessant wäre. Und so wird es wohl noch manche Perlenkränze geben. Möge Gott verhüten, daß sie durch stürmische politische Ereignisse zerrissen werden!“

Das Gespräch wandte sich zu den Pariser Unruhen. Die Gesichter wurden ernst.

Zu Paris tagte seit dem Frühling dieses Jahres die Versammlung der drei Stände. Ein Bruder des Herrn von Türckheim befand sich unter den Abgeordneten des elsässischen Adels. Man versprach sich in ganz Frankreich hoffnungsfreudig eine gerechtere Ordnung der Dinge. Aber schon waren erschreckend heftige Meinungszwiste und brutale Straßenszenen ruchbar geworden. Der dritte Stand — das Bürgertum — riß gegenüber Adel und Geistlichkeit die Gewalt an sich; und von ferne knurrte hinter ihm, vorerst noch in seinen Höhlen, ein furchtbarer vierter Stand: der Gassenpöbel.

„Zudem ist Teurung im Lande“, bemerkte Birkheim bedenklich. „Was für einen harten Winter haben wir hinter uns! Schnee, Kälte, Armut, Hungersnot!

Nun erwartet alle Welt, daß die Pariser Versammlung auch die Schädigungen der Natur ausbessern werde. Na, das wird Enttäuschungen geben! Und dann wird man den sogenannten Schuldigen suchen."

„Aber es werden auch bedeutende Menschheitsprobleme zur Lösung kommen", lenkte Pfeffel ein. „Ich erwarte Großes von der Bewegung."

„Vorerst sind unsre Nußbäume erfroren," beharrte der Landwirt Birkheim trocken. „Die Kastanienwälder da drüben gleichfalls; die Reben in den Niederungen desgleichen und müssen massenhaft ausgehauen werden."

„Haben Sie übrigens gehört," fiel eine der Damen ein, „was sich das Volk drüben in Rappoltsweiler erzählt? Man will gegen Ende April, als mildere Witterung eingetreten war, in der Nähe der Ulrichsburg eine unbekannte Blume gesehen haben, nämlich eine große feuerrote Blüte in der Form einer Narrenkappe mit einem Kreuz darauf."

„O, o," rief Frau von Birkheim, „das durchschauert einen ja ordentlich. Von allen Seiten hört man Unglück und Blutvergießen prophezeien. Kommen Sie, wir gehen in den Park, sonst werden wir noch melancholisch."

Der Vorschlag fand Beifall. Die älteren Damen verließen den Salon. Aber der blinde Poet rief seine jungen Freundinnen zusammen und fügte einen weiteren Vorschlag hinzu.

„Meine hübschen, guten, artigen Kinder," sprach er, „Sie wissen, daß wir unter uns einen Verein oder Seelenbund oder Freundschaftskreis gebildet haben mit der Losung: ‚Vereint, um besser zu werden.' Wohlan, ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, wir veranstalten draußen unter diesem schönen Abendhimmel eine Sitzung."

Lebhafte Zustimmung. Die Mädchen hüpften vor Freude.

„Dasselbe wollten wir Ihnen vorschlagen!" rief Octavie.

„Gut, wir verstehen uns also wieder einmal", fuhr der Dichter fort. „Nämlich, es handelt sich um die Aufnahme eines neuen Mitglieds. Sie kennen alle von Rothau her den edlen Pfarrer Oberlin im Steintal. Dies ist ein Mann von einer bewundernswerten inneren Kraft und Einheit. Er hat auch meine Schule zweimal besucht; er steht mit mir ebenso wie mit meinem Freund Lavater in Zürich in brieflicher Fühlung, und wir tragen einander auf betendem Herzen. Ich bin nun der Meinung, wir müssen diesen würdigen Freund auch in unsren Klub aufnehmen, wenigstens dem Geiste nach, und ihm heute einen Freundschaftsnamen beilegen. Einverstanden?"

Selbstverständlich war man einverstanden. Die lebhaften jungen Damen nahmen den Dichter in die Mitte und wollten eben in fröhlichem Gedränge den Park aufsuchen, als ein erheiternder Auftritt eine Zögerung veranlaßte. Fritz und Gustav, die jüngsten und noch nicht vollkommen leuchtenden Perlen des Birkheimschen Kranzes, waren in Reibung geraten. Der sechsjährige Gustav wollte sich dem zwei Jahre älteren Fritz nicht fügen. Pfeffel blieb stehen und mischte sich mit Humor in den Streit; Hartmann, ergrimmt, daß seine gute Zucht ausnahmsweise vor aller Welt versage, war auch sogleich bei der Hand und kommandierte die beiden heran: „Wie heißt das Gedicht? Hand in Hand, wenn

ich bitten darf!" Fritz packte unwillig den feindlichen Bruder an der Faust und zog ihn mit heran. „Vereint, um besser zu werden!" rief Henriette lustig, und alle Welt lachte über den possierlichen Anblick. Das Lachen steigerte sich vollends, und die Mädchenstimmen überschlugen sich vor Ergötzen, als sich Fritz militärisch in Positur stellte und kräftig und laut, aber mit komisch-weinerlichem Tonfall anhub:

„Ochs und Esel zankten sich" —

Weiter ging es zunächst nicht. Es war eine bekannte Pfeffelsche Fabel, die Hartmann in solchen Streitfällen aufsagen zu lassen pflegte, zur Beruhigung der erhitzten Gemüter.

„Ei, das interessiert mich, mein Junge!" rief Pfeffel mit künstlicher Neugier. „Worüber zankten sich denn die lieben Tiere?"

Also deklamierte denn Fritz, halb erstaunt, daß dieser Zank zwischen zwei untergeordneten Geschöpfen den Herrn Professor interessiere, halb verdrossen und grimmig, die Fabel herunter:

„Ochs und Esel zankten sich
Beim Spaziergang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte;
Keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte.
Und was konnte klüger sein?

Beide reden tiefgebückt
Vor des Tierbeherrschers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar hinunterblickt.

Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
‚Ihr seid alle beide Narren!'
Jeder gafft ihn an und geht."

Pfeffel setzte sich mit den Köpfen der beiden Knaben in Fühlung, zupfte jedem von ihnen die Ohren und versicherte mit Humor, daß er zu seiner Freude weder Langohren noch Hörner entdecke; woran er liebenswürdige pädagogische Bemerkungen knüpfte, die wieder Heiterkeit herstellten.

Dann wanderte man hinaus unter die abendlich beleuchteten Ahornwipfel und Platanen.

* * *

Inzwischen hatte über den Hauslehrer ein geheim angesammelter Verdru Macht gewonnen. Was bedeutet — so grübelte der Hypochonder — jene B merkung Lerses? Was bedeutet die wohlwollende Vertröstung der Frau v Türckheim? Hatten sich die Eltern seiner Zöglinge hinter diese Freunde d Hauses gesteckt, um ihre Unzufriedenheit mit seinen Leistungen auf Umweg an ihn gelangen zu lassen?

Der Jüngling neigte zu Mißtrauen; denn er traute noch nicht seiner eigen Kraft. Ein schwaches und unsicheres Gemüt nimmt leicht übel und ist Mi verständnissen zugeneigt. Er konnte die Empfindung nicht unterdrücken, daß m ihn in diesen aristokratischen Kreisen nicht für voll nehme, obschon ihn die en Freundschaft des Hauses mit dem bürgerlichen Pfeffel und seinen Töchtern ein Besseren hätte belehren können. Und so wechselte seine Stimmung häuf

Florenz

Carlo Böcklin





zwischen einer heiter-herzlichen Beschaulichkeit, in der er allen Pflanzen, Tieren und Menschen gut war und in sein Tagebuch mildleuchtende Sätze eintrug — und andrerseits einer grauen Stimmung gänzlicher Verlassenheit.

Höflich trat er beiseite und ließ die Gesellschaft vorausgehen. Dann schritt er als letzter auf den kühlen, geräumigen Hausflur hinaus, ungewiß, ob er folgen sollte oder ob er sich als überflüssig nunmehr zurückziehen könne.

Hier hörte sich „Monsieur 'Artmann" plötzlich angerufen.

„Der Herr Gouverneur macht wieder sein unglücklich Gesicht", sprach die muntere Stimme der kleinen Marquise von Mably, die ihr Fichu festband. „Würden Sie mir einmal erlauben, Ihnen ganz genau zu sagen, was Sie in diesem Augenblick denken? Kommen Sie, begleiten Sie mich ein wenig. Und werden Sie mir dann, wenn ich's erraten habe, eine Bitte erfüllen?"

Der Hofmeister verbeugte sich, rieb nach seiner verbindlichen Art die Hände aneinander und war zu allem bereit.

Oft schon hatte sein unbeachteter Blick auf dieser hübschen kleinen Frau geruht. In jeder ihrer Bewegungen war Eleganz und Anmut, Raschheit und verhaltenes Feuer. Ihr zuzusehen, wie sie jetzt ihr weitläufiges Spitzenhalstuch um den weit ausgeschnittenen Nacken warf und in einer losen Schleife hinter der engen Taille festband, mit koketter Umständlichkeit dabei verweilend und so die Blicke ihres Gegenüber in dieselbe Richtung lenkend, das allein schon wirkte auf den jungen Beschauer fesselnd. Sie besaß ungefähr alles, was ihm abging: gesellschaftliche Sicherheit, Schlagfertigkeit, kecke, rasche Zunge. Und um die Provenzalin her war etwas Fremdartiges — etwas „Abenteuerliches", sagte Birkheim gelegentlich mit leichtem Achselzucken —, was von dem Wesen der andern Damen hierzulande abstach.

Die Marquise warf einen prüfenden Blick in den Spiegel, der neben der Ausgangstüre hing. Dann schaute sie ihren jungen Begleiter mit ihren schwarzglänzenden Augen schalkhaft lächelnd von der Seite an und plauderte, während sie in den Park schritten, unbefangen wie ein guter Kamerad zum andern.

„Sie denken also folgendes, passen Sie einmal auf! Alle diese Menschen hier um mich her — so denken Sie — lieben sich untereinander, umarmen sich, streicheln sich, küssen sich, kurzum, sind in allerliebster Weise miteinander empfindsam. Und wie hübsch sind diese Damen und Mädchen, besonders diese kleine, aber freilich geistig unbedeutende Frau von Mably! Und wie reizend geschmackvoll gekleidet, besonders diese kleine, aber freilich geistig unbedeutende Frau von Mably, die an ihren Toiletten viele und fröhliche Farben liebt! O Himmel — so denken Sie weiter —, wie verlassen lauf' ich doch zwischen soviel Schönheit herum! O Himmel — denken Sie immer noch —, wenn doch mich unbeachteten, vergessenen Gouverneur dieser anmutigsten Schülerinnen der Welt auch jemand lieben möchte! Aber selbst wenn ich jemanden liebte, so würd' ich's ihr nicht zu gestehen wagen, denn ich bin bekanntlich ein äußerst schüchterner kleiner Pedant, wie mir das diese geistig freilich unbedeutende Frau von Mably bereits mehrfach zu Gemüte geführt hat. Et cetera — so etwa denkt Herr Hartmann, Gouverneur der Kinder der Familie Birkheim. Hab' ich's erraten?"

Die übermütige Frau lachte mit unwiderstehlicher Fröhlichkeit und hob ihr spitzes Näschen und den schmalen Mund lustig zu ihm empor. Es klang wie der Triller eines Kanarienvogels. Sie trippelte neben dem schwerblütigen Elsässer in der Tat wie ein Vogel, flink und leicht, immer mit Zünglein und Augen in Bewegung. Und als sie nun, auf hohen spitzen Stöckelschuhen neben ihm einherschreitend, sich unbeobachtet wußte, legte sie in den Klang ihrer Stimme und in den Ausdruck der Augen so viel Glut und Innigkeit, daß den bereits erregten Jüngling ein feiner Schauer durchrieselte.

„Also, nun sagen Sie mir's einmal gerade heraus, mein lieber Herr Hartmann, warum sind Sie eigentlich nicht recht fröhlich? Hab' ich's im ganzen erraten? So bekennen Sie mir wie ein braver Kamerad dem andern mutig heraus: Ja, Madame! Nun?"

Hartmann schwieg verlegen, schaute dann in ihre lächelnden Augen, die ihn unverwandt festhielten, und erwiderte mit plötzlichem Ruck: „Ja, Madame!"

„O herrlich, herrlich!" jubelte sie, hielt ihm — der seine Verlegenheit hinter einem etwas gewaltsamen Lachen zu verstecken suchte — die Rechte mit dem langen weißen Handschuh hin, packte aber, als er sich zierlich zum Handkuß bücken wollte, rasch die seine und schlug kräftig in seine Handfläche. „Der Pakt ist geschlossen! Ich hab's erraten — und Sie erfüllen mir nun eine Bitte. O wie lange schon streiche ich um diesen sonderbarsten aller Sonderlinge herum, möchte gern etwas von seiner Weisheit profitieren und ihm aus Dankbarkeit einige Teufeleien ins allzu korrekte Blut jagen. Denn er ist schauerlich korrekt! Und nun sollen Sie mir den Gefallen tun und Ihre törichte und eigentlich etwas eitle Grille fahren lassen, als würden wir Sie nicht herzlich lieben und schätzen, wir alle, besonders die kleine Frau von Mably. Meine Bitte, mit der ich nun ankomme, wird Sie in dieser Überzeugung bestärken. Nämlich, mein teurer Herr Hartmann, alle hier herum sprechen besser Deutsch als ich, verstehen mehr von deutscher Literatur als ich, sind gebildeter als ich. O, ich bin entsetzlich ungebildet! Und doch liebe ich Poesie und Musik. Ahnen Sie, was ich will? Mein wirklich schätzenswerter Herr Hartmann — Sie sehen, ich bin bezaubernd liebenswürdig und umwerbe Sie förmlich —, die Eltern Ihrer Zöglinge sind entzückt von Ihrem sorgfältigen und geschickten Unterricht. Würden Sie sich wohl entschließen können, einer einsam lebenden Frau — die den Winter in den Pariser Geselligkeiten vertändelt, aber sich erst im Sommer auf dem Lande wohlfühlt — jede Woche einmal einige Stunden von der deutschen Literatur zu erzählen?"

Sie unterbrach einen Augenblick den melodischen Tonfall ihrer leicht und rasch fließenden französischen Rede, fächelte sich und schaute den Hauslehrer liebreizend an. Dann fuhr sie fort:

„Würde Ihnen dies ein wenig Freude machen? Und glauben Sie wohl, daß Sie an mir und Addy dankbare Schülerinnen finden würden? Auch meine Addy schätzt Sie nämlich sehr."

Hartmann war überrascht, überrumpelt, über den Haufen gerannt von einer so viel raschern Energie im Bunde mit so unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Er war mit seinen Gefühlen etwas langsam, aber so viel war sicher: so liebevoll

hatte noch niemand von diesen Vornehmen mit dem Hauslehrer gesprochen. Welch ein berauschender Duft ging von der feinen zierlichen Dame aus, wenn man so nahe neben ihr hinwanderte! Welche Modulation in ihrer Stimme! Sie tuschelte gleichsam nur mit Lippen und Zunge die Worte heraus, so daß sie wie perlende Töne eines Menuetts oder Scherzo von Haydn oder Mozart vorübertanzten. Das hatte er ja gar nicht geahnt, daß man ihn so schätzte, so verstand. Hier wurde endlich einmal, nach soviel allgemeiner und konventioneller Liebenswürdigkeit, an ihn ganz persönlich ein Wort des Vertrauens und der Teilnahme gerichtet. Er besaß also unter diesen gewiß wohlwollenden, aber untereinander ihr Genüge findenden Menschen eine ganz persönliche Freundin — eben diese überaus hübsche, überaus vornehme, gesellschaftlich so überaus gewandte Dame, die so viel genialer war als sein eigenes zähflüssiges Wesen! ... Welch ein Besitz!

Wie kurz vorher die harmlose Bemerkung Lerses, so wurden von dem Anfänger der Lebenskunst auch diese Sprudelworte der beweglichen Französin überschätzt. Er besaß den einzelnen Menschen gegenüber noch nicht das ruhige und rechte Augenmaß. Federleicht und entzückt schritt er neben ihr durch den Park. Die unlängst niedergetauchte Sonne warf Lichter durch den Buchengang; die Finken schenkten ihre Lieder und die Kirchen an den Bergen entlang ihr Sonntagabendgeläut. Von fern erklang das Lachen der Mädchen, die mit Herrn Pfeffel dem waldigen Teil des Parkes zustrebten. Über den Teich herüber, dessen Wasserläufe Wiesen und Haine durchschnitten, schimmerten die lichten blumenbestickten Kleider, als zögen übermütige Nymphen mit einem Gefangenen den Wäldern zu.

Der schlanke, etwas vornübergebeugte Hauslehrer vergaß die ganze Welt oder sah sie vielmehr in einer neuen, feenhaften Beleuchtung und folgte seiner sicheren Nachbarin. Er überragte sie körperlich fast um Hauptes länge trotz ihrer Stöckelschuhe mit den hohen roten Absätzen und trotz ihres kunstvollen Haargebäudes im Stil der Königin Marie Antoinette. Sie liebte es, sich ziemlich stark zu parfümieren; es mutete seine bürgerliche Unerfahrenheit vornehm an, wenn von einer Dame eine Wolke von Parfüm ausging, wie dieser Maiblumenduft von Frau von Mably.

Die elastische kleine Person schritt auf ihr Ziel zu und besprach mit ihm den Unterrichtsplan. Sie hatte bei Frau von Birkheim vorgearbeitet. Es hatte nur noch der Einwilligung von Hartmann selbst bedurft. Und diese besaß sie nun. Die Honorarfrage wurde taktvollerweise nicht weiter berührt. Jeden Samstag nach dem Mittagessen sollte ihn das Pferd nach den Rappoltsweiler Hügeln hinübertragen, wo Frau von Mably ein abseits gelegenes Landhaus bewohnte. Der ganze Nachmittag sollte dann ihr und ihrem Töchterchen gehören. Die Birkheimschen Kinder hatten derweil Musik- und Tanzstunde; dem Hauslehrer stand es frei, zu beliebiger Stunde des Abends oder der Nacht nach dem Schloß zurückzureiten.

„Besorgen Sie dabei nicht," fügte sie kokett hinzu, „daß Sie aus der hiesigen Atmosphäre, wo man Sie so angenehm behandelt, in einen öderen Bezirk ver-

setzt werden könnten! Wir wollen Sie schon ganz hübsch verwöhnen. Herr Pfeffel hat die Familie Birkheim mit einem Perlenkranz verglichen: nun, sehen Sie einmal, eine vierfache Perlenschnur trage auch ich um den Hals. Lassen Sie mich also nur keck mit diesen andren Perlen hierzulande wetteifern!"

Viktor warf nur einen raschen Seitenblick auf den Hals seiner Nachbarin, die ihr Tuch mit flinker Bewegung beiseite warf, und schaute dann wieder emsig vor sich hin. Sie hatte ein unsagbar keck hingezeichnetes französisches Profil; er hatte bisher zu wenig auf dergleichen Dinge der Sinnenwelt geachtet.

„Und wenn wir besonders artig und fleißig gewesen sind," schloß die muntere Frau, „so kommen Sie auch einmal Sonntags mit Ihren Zöglingen zu uns herüber, und wir machen einen gemeinsamen Ausflug nach der Dusenbach-Kapelle und den Rappoltsweiler Schlössern. Ich wollte diese so nahen Stätten schon lange einmal besuchen, aber ohne Gesellschaft langweilt mich dergleichen. Und Sie erklären uns dann Pflanzen und Steine und packen Ihre unendliche Weisheit aus. O, herrlich! Und dann mögen die andren in Paris oder wo es sei Revolution machen, solange sie Pulver und Picken haben!"

(Fortsetzung folgt)



Stimme eines Mädchens

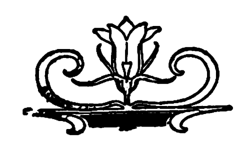
Von

Cornelia Kopp

Ich schlafe tief — ich schlafe tief —
Und so viel Schönheit schläft in mir — —
Und meine junge Seele rief
Im Traum nach dir — —

Der Ahnung blasser Vorhang glitt
Auf leisen Rollen sacht empor,
Von fernher klang dein lieber Schritt
Zu meinem Ohr.

Doch Nebel wogen wieder dicht
Um deine dunkle Traumgestalt — — —
Was zögerst du und weckst mich nicht?
Komm bald — komm bald — —





Der wahre Krieg

Ein Vortrag
von
Oberstleutnant a. D. O. Graewe-Neiße

Die Bestrebungen der Deutschen Friedensgesellschaft, der vorjährige Deutsche Friedenskongreß zu Jena und die Besuche deutscher Männer verschiedenster Berufe in England, sowie der Interparlamentarische Friedenskongreß zu Berlin sind als Ausdruck des Wunsches der Völker nach friedlicher Verständigung die sympathischsten Erscheinungen unserer Zeit. Sie alle hatten als edles Ziel die Bekämpfung des Krieges, und was ist edler, als dem unnatürlichen Wirken des Krieges entgegenzutreten, die einen zu befreien von dem Zwange, ihre Mitmenschen zu töten, den andern bis ins Alter ihre Lieben zu erhalten?

„Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln", ist der Grundsatz unserer Staatsleiter, und wie bald sind sie immer am Ende dieser Mittel angekommen! Ihnen ist der Krieg ein stets brauchbares Werkzeug zur Erhaltung ihres Systems. So ohnmächtig die Diplomatie stets war bei der Beseitigung des Krieges, so eifrig benutzte sie den Krieg, um über alle Schwierigkeiten hinwegzukommen, namentlich auch über die der inneren Politik.

Kriege herbeizuführen ist auch in der Gegenwart noch immer wenigen schwachen, vorurteilsvollen Menschen überlassen, obgleich die allgemeine Wehrpflicht seit lange die Leiden des Krieges der Masse der Völker aufbürdet, abgesehen davon, daß auch die Vorbereitung des Krieges im Frieden jetzt schon schwer auf den Massen lastet. Ob sie aber den Krieg wollen, danach werden sie nicht gefragt. Der Zustand ist noch ganz der zur Zeit der Kabinettskriege, zu der Zeit des Landsknechts- und Söldnerwesens, trotzdem damals der Krieg ein Privatunternehmen der Fürsten, der Soldatenstand ein freier Beruf, eine selbständige Zunft war und das Volk vom Kriege möglichst ferngehalten wurde. Und wie eng, egoistisch ist oft der Standpunkt der Entscheidenden! „Wir wollen einen ehrenvollen Frieden, wobei wir die Betonung auf ehrenvoll legen", mit diesen alles heiligenden Worten wird der gordische Knoten stets leicht durchschnitten. Damit ist dem Kriege

Tür und Tor geöffnet. Der Begriff Ehre ist zu allem zu gebrauchen. Ins Reale übersetzt, handelt es sich meist gar nicht um Vaterlandsehre, sondern um Wahrung des Systems, um egoistische und Standesinteressen.

Über das Wesen des eigentlichen Krieges herrscht im Volke noch immer viel Irrtum, da durch Gesetzgeber, Geschichtschreiber, Regierende und andere Interessenten ein verschleiernder Nimbus um ihn gebreitet wird.

Der wahre Krieg hat gar nichts Schönes, Erhabenes, sein innerstes Wesen, die Vernichtung des Gegners, ist sogar die häßlichste menschliche Tätigkeit, die man sich nur denken kann, denn der Anblick des Sterbens im Kriege ist gar nicht verschieden von dem des unnatürlichen Sterbens anderer Geschöpfe auf der Jagd oder im Schlachthause. Wie schwer und ungern stirbt jeder Verwundete! Wie oft, auch in Lazaretten, wo ich lange verwundet lag, konnte man als letztes Wort Sterbender ein bitteres, die bestehenden Zustände anklagendes hören! Wenn Horaz sagt, daß es süß sei, auf dem Schlachtfelde zu sterben, so hat er sicher niemals eine Schlacht mitgemacht.

Wie sieht es denn in Wirklichkeit im Kriege aus? Der natürlichste Trieb im Menschen, der der Selbsterhaltung, spielt da die größte Rolle; also das Minderwertige im Menschen. Keine Steigerung der Gefahr, ohne daß nicht mit ihr der Wunsch nach Erhaltung des Lebens wüchse. Andererseits, bei Abwesenheit jeder Gefahr im Kriege, wird der Mensch Schwächeren gegenüber stets zur Bestie! Es ist, als müßte er sich schadlos halten für die ausgestandene Todesangst. Gegen beide menschliche Eigenschaften, die dem eigentlichen Kriege das Gepräge geben, hat man von alters her die verschiedensten Mittel angewandt, von denen Disziplin und Gewohnheit sich noch als die wirksamsten bewährt haben.

Eine alte Sammlung von Kriegsregeln, der rozier des guerres, Rosenkranz des Krieges, zur Zeit Ludwigs XI. aufgestellt, sagt: „Trau jungen Leuten nicht, wenn sie nach der Schlacht schreien; im Augenblick der Gefahr werden sie dich verlassen. Die Schlacht ist nur denen süß, die sie nie versucht haben.“ Solchem Wechsel unterliegt das Empfinden jedes Menschen, wenn die Gefahr groß vor ihn hintritt. Selbst großer Mut ist große Furcht vor Schande.

Und wie geht es in der Schlacht zu? Junge Leute, die den Tod nie gesehen haben, kommen ohne Kenntnis der Gefahr ins Feuer. Anfangs geht alles gut — nur wenige Minuten. Dann sehen sie einen Schwergetroffenen am Boden liegen mit allen Zeichen des nahenden Todes. Mit rasender Kraft schlagen die Kugeln ein, und grell tritt ihnen bald ihr eigenes, nahes grausiges Los vor Augen. Jetzt ist es vorbei mit der Unkenntnis der Gefahr, und die Stimmung beginnt, die in den klassischen Worten liegt: „Ich wollte, es würde Nacht!“ Aber die Nacht ist vielleicht noch zwölf Stunden fern, und der moralische Halt sinkt mit jeder Minute. Längst sind die vorn Liegenden blind und taub für alles vor ihnen und um sie her, außer für jeden Schlag, den der stets bereite Tod austeilt, und wenn die Eindrücke sich ins Unerträgliche steigern, reißt diese Halbtoten oft Panik fort, wie sie jede Schlacht zeigt. — Und die Opfer, die unter dem furchtbarsten Lärm auf dem Schlachtfelde ihr Leben beschließen müssen? Selten fordert sie der Tod sofort, meist erst nach minuten- oder stundenlanger Qual. Sicher sind solche Sterbende,

selbst bei schnellstem Verfall des Organismus, sich ihres Zustandes voll bewußt. Das ihrer Jugend unentrinnbar Nahende, völlig Neue erfüllt sie unverkennbar mit Grauen, und alle sterben schwer und sehr ungern.

Dem wahren Kriege liegt also, sowohl durch den Grundton, auf welchen die menschliche Natur gestimmt ist, wie nach dem Wesen des Kampfes selbst alles Schöne, Erhabene, Dramatische völlig fern. Dies ist erst zu selbstischen Zwecken hineingebracht, wobei sich die Macher oft noch selbst betrogen. Von einem „frischen, fröhlichen Kriege" zu reden, ist höchst widersinnig. Solche Vorstellungen vom Kriege können nur die haben, welche weit hinten, oder gar nicht dabei waren. Ihnen sind dann Zutaten die Hauptsache, und das schöne Phantasiebild ist fertig mit den im wirksamsten Feuer herumgaloppierenden Reitergruppen, deren Pferden selbst das Verständnis für die glorreiche Situation aus den Augen leuchtet, wie es unzählige Schlachtenbilder alter und neuer Maler bis zum Überdruß vorfabeln.

Wie der Schlächter in seinen Laden Blumen stellt und ihn peinlich sauber hält, um das Rohe zu verdecken, den Käufer zu bestechen, so zeigen auch die Anpreiser des Krieges von ihm immer nur pikant Zurechtgemachtes. Weil eben das eigentliche Metier des Krieges höchst unappetitlich ist, wurde alles Kriegerische stets mit besonderem Nimbus umgeben.

Auch die Weltgeschichte, dieses menschliche Stückwerk, hat, um sich interessant zu machen und um gelesen zu werden, ohne Skrupel eine Menge schöner Bilder vom Kriege aufgenommen, die jeder, der einmal eine Schlacht in vorderster Linie mitmachte, sofort als psychologische Unmöglichkeiten erkennt. Unmöglich ist es z. B., daß ein Mitkämpfer nach der Schlacht bei Leuthen „Nun danket alle Gott" gesungen hat. Wer das Sterben während der Schlacht sah und Tausende auf nackter Erde in der Kälte einer Dezembernacht mit dem Tode ringend weiß, der singt nicht „Nun danket alle Gott". In dieser Hinsicht wenigstens waren die Künstler des Altertums etwas wahrheitsliebender. So sind jedem schönen Minervabilde als ständige Attribute stets das erstarren machende Gorgonenhaupt und die Schlangenbündel beigefügt, Sinnbilder des Grausigen, das dem eigentlichen Kriege unlöslich anhaftet.

Dem schönen Rausche mit seinen unwahren Bildern steht die Wirklichkeit gegenüber mit ihrem Elend. „Die furchtbarste Katastrophe nach einer verlorenen Schlacht", sagt ein bekannter Militärschriftsteller, „ist eine gewonnene", und kennzeichnet damit den Seelenzustand derer, *die die Schlacht wirklich schlugen*, war sie nun siegreich oder verloren.

Leider haben die Haager Friedenskonferenzen gar keine Einschränkung des eigentlichen Krieges gebracht, und nebensächliche Besserungen nutzen nichts — humanisieren läßt er sich nicht. Aber lag das nicht in der Natur dieser Versammlungen? Müssen nicht die allein dort vertretenen Regierungen unter den jetzigen Verhältnissen die Illusionen über den Krieg selbst pflegen, um im Bedarfsfall ein zuverlässiges Werkzeug am eigenen Volke zu haben? Die Diplomatie wird also im Kampfe gegen den eigentlichen Krieg immer versagen. Hier können nur die Völker selbst helfen. So hatten auch schon besseren Erfolg die von den Kriegs-

freunden gehässig verhöhnten Annäherungen der Geistlichkeit, der Presse, Parlamentarier, Vertreter großer Städte verschiedener Länder, die drastisch den Willen der Völker nach friedlicher Verständigung zum Ausdruck brachten, das Solidaritätsgefühl unter den zivilisierten Nationen der Erde stärkten und vor allem die Völker selbst erweckten, die bisher jedes Unglück immer hatten lethargisch über sich ergehen lassen. Gleich wichtig ist es aber, die Kriegsfreunde im eigenen Lande zu bekämpfen, deren Patriotismus mit Vaterlandswohl, Menschlichkeit, Christentum nichts zu tun hat, sondern höchst selbstsüchtigen Interessensphären entspringt.

Leider hat ihrem Treiben Kirche und Schule stets Vorschub geleistet, erstere indem sie niemals dem Kriege prinzipiell entgegentrat, letztere durch Pflege chauvinistischer Ideen. Beide ließen sich von den Ausschmückungen des Krieges blenden und verfielen derselben Suggestion wie die Massen, denen sie helfen sollten. Und doch ist hier, besonders für den Christen, das Schlechte so leicht zu erkennen. Schon die Ursachen der Kriege zeigen diese als niedrige Produkte. Fast immer handelt es sich um einen Zuwachs an Macht und Ansehen im Völkerleben, um selbst materiell besser leben zu können. Für solche Zwecke hat Christus nicht gelehrt und gelitten, ist er nicht gestorben. Für solche Zwecke wird aber seine Kirche gebraucht und mißbraucht. Solche Haltung der Kirche dem Kriege gegenüber hat sie auch den Heiden stets schwer verständlich gemacht — sie können nicht begreifen, wie schwarz auch weiß sein soll. Was nutzen z. B. alle materiellen Schätze, die jetzt noch vielleicht in Südwestafrika einmal gefunden werden, nachdem die idealen Lehren preisgegeben, die Bewohner ausgerottet oder heimatlos gemacht sind, in der Wüste Omahehe allein 15 000 Frauen und Kinder qualvoll verdursten mußten?

Ist nicht die Lehre Christi klar, der selbst noch im Sterben für seine Feinde bat? An seinen Worten und an dem Geist seiner Lehre ist nicht zu deuteln. „Selig sind die Friedfertigen", „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen." Eine einzige Stelle in den Evangelien hat wohl manchen bei oberflächlichem Lesen unsicher gemacht. Matth. 10, 34 heißt es: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert." Aber dieses Schwert sieht Christus hier nur in der Hand seiner Feinde; das Schwert, den Tod sagt er hier den Jüngern voraus bei der Ausbreitung der Lehre und verpflichtet sie, beide nicht zu scheuen um seinetwillen. Dieses ganze Kapitel wendet sich nur an die Jünger und soll ihnen die Richtschnur geben nach des Herrn Tode. Schwert, Widerwärtigkeiten, Tod erwarten sie dann, nirgends aber wird ihnen erlaubt, das Schwert zu gebrauchen, um dem Tode zu entgehen. Im Gegenteil, mit immer neuen Worten stärkt ihnen der Heiland in diesem Kapitel den Mut zu dem Sterben, das ihnen das Schwert bringen wird. So sagt er Vers 22: „Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen, wer aber bis an das Ende beharrt, der wird selig." Vers 28: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten." Vers 39: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden." Und das Gegenteil jeder Selbsthilfe durch das Schwert wird den Jüngern am Schluß

des ganzen Kapitels noch besonders ans Herz gelegt, Vers 38: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach," d. h. wer nicht widerstandslos stirbt wie der Heiland, „der ist meiner nicht wert." Wie oft haben die herausgerissenen Worte dieses 34. Verses herhalten müssen zur Beschönigung aller Gewalttaten. Man hat sogar gesagt: „Ein guter Christ muß auch ein guter Soldat sein." Man meinte damit, daß ein guter Christ deshalb ein guter Soldat sein müsse, weil er dem Tode ruhig entgegengehen könne. Dies ist in der Tat unmöglich. Das wird jeder bestätigen, der eine Schlacht und das Sterben in ihr sah. Dem gewaltsamen Tode geht bewußt niemand ruhig entgegen. Selbst der Heiland verzagte als Mensch angesichts dieses Todes und rief: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

Entgegen den klaren Lehren Christi hat die neuere Kirche den Krieg nie bekämpft, entgegen auch der Mahnung: „Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget!" Einigermaßen verständlich wird diese Haltung der Kirche durch den Blick in ihre Vergangenheit. Aber man fragt sich: Warum bleibt sie passiv auch in den jetzigen, völlig veränderten, günstigeren Zeiten?

Die ersten christlichen Jahrhunderte sahen eine ganz andere, friedefördernde Kirche. Das alttestamentliche „Auge um Auge, Zahn um Zahn" war damals völlig verdrängt durch Christi Beispiel und Lehre. Viele Tausende von Blutzeugen starben damals waffen- und widerstandslos, wie der Heiland, der durch sein Sterben gezeigt hatte, daß er doch tapferer war als alle seine schwerbewaffneten Feinde. Der trotzige karthagische Kirchenvater Tertullian, Sohn eines römischen Hauptmanns, predigte zu jener Zeit aufs entschiedenste gegen den Krieg. Er verlangte, der Christ dürfe keine anderen Waffen führen, als der Meister geführt habe, zu keiner anderen Fahne schwören als zu der des Heilandes, keines anderen Feldherrn Dienstmann sein und müsse jeden Kriegsdienst meiden. Solche Anschauungen wurzelten damals tief in der Christenheit der ersten Jahrhunderte. Sie erwartete bestimmt, daß aus dem gewaltigen römischen Weltreich ein christliches Weltreich, ein Reich des ewigen Friedens, das Reich Gottes auf Erden emporblühen werde.

Da trat nun die Völkerwanderung ein, die mit ihren anderthalb Jahrtausende währenden furchtbaren Raub- und Kriegszügen, mit ihrem immer wachsenden Völkerelend auch die damalige Kirche bewog, diesen ganz veränderten Zeitverhältnissen Zugeständnisse zu machen. Sie schaltete den Friedensgedanken aus ihrer Lehre aus. Dadurch machte sie sich die rohen jungen Staatsgebilde gewogen, sich selbst aber ihnen dienstbar, sie gewann durch deren Macht ungeheuer an schneller Ausbreitung, zumal sie in dem wachsenden Jammer bald der letzte Trost des gemeinen Volkes wurde, dem sie als einzige Hoffnung das Jenseits nach dem Tode bot, — aber ihre ursprüngliche Reinheit als Friedenslehre war dahin. — Furchtbarer Kampf um ein entsetzlich elendes Dasein wurde nun viele Jahrhunderte hindurch das Schicksal der europäischen Völker. Waren im Altertum Schwert und Wage Sinnbilder der Gerechtigkeit gewesen, so wurden es für die Rechtszustände des ganzen Mittelalters, bis weit in die neuere Zeit hinein, in allen europäischen Staaten zwei scharfe Schwerter. Die herrschenden Stände, selbst höchste Kirchenfürsten, verschmähten es nicht, für ihre eigenen, niedrigen irdischen Vorteile die alttestamentlichen Worte des Jeremias wieder reichlich auszunutzen: „Verflucht

sei, wer das Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße." Roh und antichristlich, wie diese Zeiten, waren auch die beiden in ihnen sich folgenden großen Staatssysteme: der Feudalismus und der Absolutismus. Statt Nächstenliebe war ihr Prinzip die Ausnutzung des Nächsten zum eigenen besseren Wohlleben. Die Menschheit wurde für egoistische und Standesvorteile geknechtet und geopfert. Jetzt haben diese Staatssysteme endlich in ganz Europa abgewirtschaftet, wenigstens offiziell, und es ist nicht einzusehen, warum die Kirche noch immer auf ihrem mittelalterlichen Standpunkte verharrt. Wenn auch wir in Deutschland, namentlich östlich der Elbe, noch mit beiden Füßen im Mittelalter stehen, so ist dies doch kein Grund für die Kirche, bei der allgemeinen Geistesströmung im jetzigen Völkerleben noch immer mit der Wahrheit zurückzuhalten. Ist es das Haften am Gewohnten oder sieht die Kirche noch immer in dem Kriege etwas Elementares, wie ein Erdbeben, etwas von Gott Gesandtes, ein Gottesgericht, während er doch nur eine göttliche Zulassung, wie jeder Mord, und etwas Urmenschliches, aus niederen Schwächen Hervorgegangenes, ist? Wie kann der Krieg von Gott kommen, da ihn Gottes Sohn verwirft? Sagt er nicht selbst: „Es ist unmöglich, daß nicht Ärgernisse kommen, wehe aber dem, durch welchen sie kommen!" Haben manche Geistliche keine rechte Vorstellung von dem Elend des Krieges? Mögen sie doch nur der Tausende von Müttern gedenken, die stündlich die Stimme dessen vermissen, den ihnen der Krieg nahm, der sie im schweren Lebenskampfe stützen, dessen Auge im harten Alter über ihnen wachen sollte. 1870 allein starben auf den Schlachtfeldern 40 000 Deutsche und die doppelte Anzahl Franzosen, und ebenso viele Franzosen liegen, als Kriegsgefangene gestorben, in Deutschland begraben. Das sind allein 200 000 in der Jugend gestorbene Tote, um deren jeden eine Mutter sich grämte bis in das eigene Grab hinein. Wer sich nicht hineindenken kann in den Jammer, der halte sich doch an die einfachen Worte Christi, der die Not der Menschen immer am besten verstand.

Glaubt die Kirche den Kampf als solchen überhaupt scheuen zu müssen? Christus hat den Kampf mit den Waffen des Geistes gegen alles Niedrige, Gemeine, Unchristliche stets gewollt — nur den Kampf mit irdischen Waffen hat er stets verboten und verhindert.

Gelang doch schon Großes im Friedenswerke sogar einzelnen einfachen Menschen mit ihren schwachen Mitteln! Welchen gewaltigen, friedefördernden Einfluß hatte z. B. der russische Maler Wereschtschagin durch seine Werke auf den Zaren und andere einflußreiche Männer gewonnen! Ihn täuschte kein Siegesrausch über das Grausige des Krieges hinweg. Seine Bilder, dem auf Schlachtfeldern und an Verwundetenlagern ersichtlich selbst Empfundenen entnommen, zeigen im Vordergrunde stets Tod und Sterben, soweit diese darzustellen der Kunst überhaupt möglich ist. Alle sonst üblichen beliebten Zutaten, wie Glanz, begeisternde Szenen zu schildern, verschmäht er durchaus als gar nicht dem eigentlichen Kriege angehörend.

In der Schule ist es hauptsächlich die übermäßige Bewertung der Literatur des Altertums, zumeist Kriegsliteratur, die bekämpft werden muß. Den abseits sitzenden römischen Bürger späterer Zeiten mochte nach solcher Lektüre verlangt haben, denn die Geschichte seines römischen Staates war wie die keines andern der ganzen Weltgeschichte mit kriegerischem Eroberungstriebe verquickt gewesen, war-

um sollen aber solche Instinkte einer ganz anderen, zwei Jahrtausende zurückliegenden vorchristlichen Zeit immer weiter wirken und gepflegt werden? Schon im europäischen Mittelalter wäre sicherlich viel Blut erspart worden, wenn es keinen römischen Staat gegeben hätte, dessen rigoröse Kriegs- und Kulturanschauungen, ebenso wie seine Rechtsbegriffe, am Schluß der alten Zeit auf die rohen neuen Staatsgebilde übergingen, die sie, ihrer niederen Kultur entsprechend, manchmal noch roher ausbauten. Mit Abscheu weist man gern auf die asiatischen Schädelpyramiden hin, — gegen die Leichenmassen, welche die europäischen Kriege in die Erde versenkten, schrumpfen sie zu winzigen Häufchen zusammen. In den kriegsgeschichtlichen Werken des Altertums findet der eigentliche Krieg eine so minderwertige Behandlung, daß man merkt, sie gingen nur auf Leserfang aus, sie strotzen von Effekthascherei und psychologisch-handgreiflichem Unsinn — ersichtliche Stubenarbeiten. Auch Feldherren-Schriftsteller machen keine Ausnahme. Teils lernten sie das Elend des Krieges gar nicht kennen, teils verschwiegen sie es aus Eigennutz, um nicht an Interesse und Kundschaft zu verlieren. Täglich hört unsere Jugend von einem Dutzend solcher Schlachten und ebenso vielen Feldherrnreden, und alles, durch das Alter geheiligt, ist ihr Wahrheit! Welche falsche Basis für die Lebensanschauungen unserer gebildeten Stände! Diese betrügen sich nicht nur selbst, sondern vergessen auch die Verantwortung, die sie gegen das Volk haben, dessen Führer sie sind, das mit seinem Blut schließlich für die alten Phantasiegebilde einstehen muß. Dabei kann man täglich die salbungsvollen Worte hören: „Das Beste ist für die Jugend und das Volk nur gerade gut genug!" Wie stehen dem die Tatsachen gegenüber!

Auch die Volksschule wird von dem Staatssystem chauvinistisch ausgenutzt, während die Eltern dort doch nur die individuelle geistige Entwicklung ihrer Kinder gepflegt haben wollen. Weder Kirche noch Schule sind aber dazu da, das Individuum den egoistischen Zwecken des jeweiligen Staatssystems dienstbar zu machen. Kirche und Schule wird so das Geweihte, das Heilige genommen und ihren Leitern die Berufsfreudigkeit.

Auch der Presse fällt im Kampfe gegen den Krieg eine Hauptrolle zu. In erregten Zeiten unterliegen die Massen nur zu leicht der Suggestion, und dies wird von gewissenlosen Kriegsmachern stets weidlich ausgenutzt. Da kann die Presse ein treuer Wächter der Völker werden, indem sie zu geeigneter Zeit auf diese Gefahren hinweist und durch häufige Warnungen die Aufmerksamkeit der Völker wach erhält. Zu bekämpfen sind auch die immer wiederkehrenden Versuche, welche, leichtsinnig und böswillig, die Völker zweier Länder überzeugen wollen, daß ein Krieg zwischen ihnen unvermeidlich sei. Solche Wölfe in Schafskleidern zu entlarven und sie an den Pranger der Öffentlichkeit ziehen zu können, ist ein besonderer Vorzug der Presse. Verhöhnungen und fortgesetzte Herabsetzungen des Auslandes sind ebenfalls zu verurteilen; sie opfern Menschen für Geld. Am wünschenswertesten wäre es, wenn der beste und größte Teil der Presse aller Länder prinzipiell und aus Überzeugung für jede Art von Friedensbestrebungen einträte und Propaganda für sie machte. Solche Stellungnahme der Presse ist um so leichter, als die jetzigen Massen der allgemein Wehrpflichtigen doch nicht wie früher in Un-

wissenheit zu erhalten sind, selbst ein neuer Krieg sie immer mehr über das eigentliche Wesen des Krieges, wenn auch mit unnötigen Kosten, aufklären und sie dem Kriege abgeneigt machen wird. Die Friedensbestrebungen selbst müssen als Endziel stets die Beseitigung des Krieges im Auge haben. Halbe Maßregeln und halbe Erfolge nutzen nichts, zu humanisieren ist der Krieg eben nicht, dessen innerstes Wesen, die Vernichtung des Gegners, das Gegenteil jeder Humanität bleiben muß.

Arbeite daher jeder nach seinen Kräften für die Beseitigung des Krieges im Geiste der Menschlichkeit und des Christentums und kämpfe auch jeder mit dem Wort gegen die rohe Gewalt, Blut und Eisen. Das ist der Kampf im Sinne des viel verhöhnten „Krieg dem Kriege!", ein Kampf, der nichts als den Namen gemein hat mit dem gewöhnlichen Kriege und seinen rohen, brutalen Mitteln.

Macht gibt auch hier den Ausschlag. Die jetzige Zeit scheint günstig zur Aufnahme besserer Ideen. Schaffe daher jeder, solange es Tag ist. Das ausgestreute Samenkorn findet vielleicht nie wieder einen so günstigen Boden wie eben jetzt.



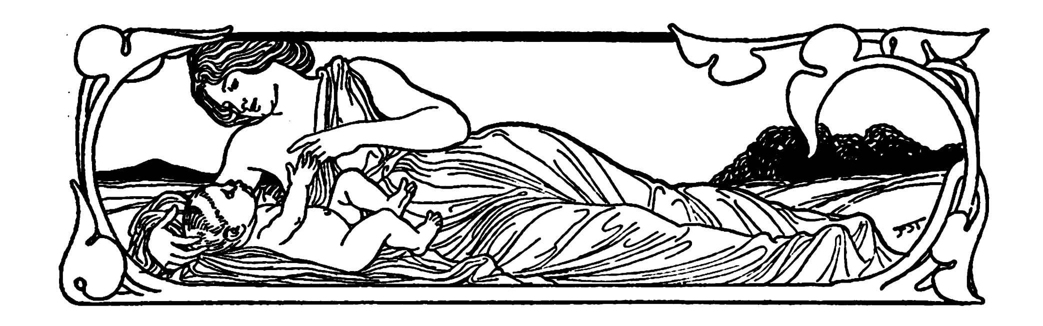
Mein erster Diebstahl

Von

Ad. Ey

Durch Tränen seh' ich das Kerlchen noch,
Wie's durch die Lück' im Zaune kroch.
Fünfjährig war das kleine Ding,
Das Hemd ihm noch durchs Höschen hing.
Es sah sich um so scheu, verlegen;
Gewiß, es war auf bösen Wegen.
Im Nachbarhof schlich's auf den Zeh'n,
Und dann erschrak's, blieb stille stehn
Und wandte sich, als wollt's von hinnen.
In seiner Brust das Herzchen drinnen,
Das schlug! Ihm war's, als ob es schlief,
Und Mutter seinen Namen rief,
Und rings herum ein solch Geraune!
Zurück wollt' es zum Gartenzaune,
Da hob's die Augen auf und sah
Drei Schritt vor sich zum Greifen nah,
Im Fenster, für den Knirps bequem ...
O wenn doch jetzt noch jemand käm'!
O will sich keiner denn des armen
Kleinen unsel'gen Jungen erbarmen?
Er hat so viel, selbst in der Nacht,
An das Ruppiner Bild gedacht:
Ein Reiter war es hoch zu Pferd,
Kakelbunt, keinen Dreier wert.
Ihm schien's das Schönste auf der Erden,
Und darum nun ein Dieb zu werden?
Ein Seufzer noch, dann griff er zu
Und war durch den Zaun zurück im Nu.
Das schöne Bild! Er wollt's besehen.
O Gott, was war denn nur geschehen?
Es bebten die Händchen dem kleinen Wicht,
Und dieses erschrockene Kindergesicht!
Er faßte sich verwirrt ans Köpfchen.
„Ja, nicht einmal ein Stecknadelknöpfchen
Darfst du nehmen. Mit Kleinem beginnt,
Wer am Galgen endet, mein Kind!"
Hatte nicht so die Mutter gesprochen?
Scheu ist er in den Stall gekrochen.
Wollte nicht spielen noch essen gehn;
Sie hätten es ihm ja angesehn.
Konnt' keinem mehr ins Auge blicken.
Es war, als wollt' ihn was ersticken,
Und wie er sich auch im Stall verkroch,
Da oben der, der sah ihn doch.
Wie schluchzte nachts er in sein Kissen! ...
Ja, so ein Kind hat ein Gewissen,
Und selbst die Mutter ahnt es kaum ...
Noch immer kommt der Kindertraum
Qualvoll wie einst auf leisen Sohlen ...
Seitdem hab ich nie wieder gestohlen.





Mütter

Von

Martha Silber

Das ledige Weib, das sich „ausleben“ will und sich dazu berechtigt glaubt, hat den ehemaligen Haß gegen den Mann, den „Bedrücker“, längst aufgegeben. Statt dessen ist es modern geworden, das reine Weib, das Frau und Mutter wurde, und ihre Kinder herabzusetzen. Immer dreister und entstellender werden die Angriffe in Wort und Schrift, aber — sie bleiben unbeantwortet und beginnen Wurzeln zu schlagen. Es ist wohl Zeit, einer andern Meinung Wort zu geben, damit falsche Begriffe sich nicht unausrottbar festsetzen.

Man nennt die ehrbare Frau mit Vorliebe rückständig, dumm, philiströs, ganz giftige Zungen sprechen sogar von stumpfsinnigen Lasttieren, von oberflächlichen Geschöpfen, die mit Haushalt, Leben, Kindern nur spielen. Ihre Nachkommen werden als Kinder der Gewohnheit, des Zwanges, kurz als minderwertig bezeichnet.

Im Gegensatz dazu erheben die Vertreterinnen der „neuen Moral“ die uneheliche Mutter fast zur Mater dolorosa, legen ihr märchenhafte Vorzüge bei. Selbst dem bedauernswerten unehelichen Kinde, dem durch die eigenen Eltern der Stempel der Schande aufgedrückt ist, hängen sie ein goldgesticktes Mäntelchen um, erheben es zum Elite- und Vollmenschen, zum wahrhaft Wohlgeborenen, zum Liebeskinde.

Was tat die Frau ihrer „freigewordenen“ Mitschwester?

Still und anspruchslos geht sie doch wie je über die Erde und zieht Menschen auf. Wer hat das Recht, der Mutter natürliches, opferfreudiges Ewigkeitswerk, dessen sie sich nie rühmt, zu kürzen oder herabzuziehen? Wenn es aber doch geschieht, so lächelt die Mutter, fühlt sich erhaben und — schweigt. Aber daß sie schweigt, wird ihr im lebhaften Lager der Emanzipierten falsch ausgelegt, und man schleudert um so giftigere Pfeile. Woher die Gereiztheit? Fühlen sie doch einen Makel, sich doch übersehen von der „guten Gesellschaft“? Man möchte es glauben, da sie einerseits sich zu rächen, andrerseits sich zu rehabilitieren suchen.

Das Wort „unehelich“ soll aus der Welt geschafft werden, und sich selbst wollen sie den Titel Frau beilegen. Wie durchsichtig: es soll keine Unterschiede

geben! Harmlose Fräulein sind ganz dagegen, sich „Frau“ anreden zu lassen. Und wohl allen, daß es nicht gelingen will! Viele hält es doch zurück, Abwege zu gehen, wie verlockend man sie auch oft schildert.

Doch wie sehr man auch beschönigt und färbt, der „Schrei nach dem Kinde“ ist nur ein Deckmantel, eine schöne Romanphrase, eine große Lüge.

Wurde je ein außerehelicher Verkehr zur Fortpflanzung gepflogen, zum Zweck, Geschöpfe über sich hinaus zu schaffen? Nein, die unehelichen Kinder sind alle Zufallskinder, unerwünschte Störenfriede des Liebesglückes, vor denen man sich mit ekelhaften Vorkehrungen zu schützen sucht. Ist das Sehnsucht — Liebe?

Sehen wir uns doch einmal die Herren Väter an! Sie wollen sich möglichst ausgiebig amüsieren, selbstverständlich ohne Folgen. Das Vergnügen hört mit dem Tage auf, wo ihnen ein „süßes Geheimnis“ mitgeteilt wird.

„Die Liebe ist so süß,
Bis ihr wachsen Händ' und Füß'.“

Für einen Teil der Väter Grund genug, spurlos zu verschwinden. Das „Mädel“ ist ja nun eine doppelte Last, also wertlos!

Ein andrer Teil setzt sich mit der Zufallsmutter verschwiegen zusammen, düstre Mordgedanken spinnen sie. Alle Kosten will er großmütig tragen, nur fort, fort mit der peinlichen Überraschung! Gelingt das Töten des keimenden Lebens nicht, dann wird für alle Fälle ein Freund oder sonstiger Mithelfer gesucht, um die Vaterschaft zweifelhaft erscheinen zu lassen, wenn es später zum Bezahlen kommt. Schließlich will man auch so „eine Schande“, wollte sagen „Wohlgeborenes“, nicht auf sich sitzen lassen. Doch leider entgeht das Unglückswurm so oft allen Ränken und wird lebend geboren. Welcher Vater hat freiwillig gezahlt, welcher mehr als gesetzlich? Welcher hat je das Kind, sein Ebenbild, aufgesucht, an sein Herz gedrückt?

Und diese Väter vererben ihren Charakter!

Vielleicht aber sind die Mütter besser? Ach, auch sie haben das höchste Interesse, daß „nichts passiert“. Man will sich ja „ausleben“, d. h. vergnügen ohne Pflichten, beileibe nicht vermehren. Welche Halbfrau zitterte vor Freude, als sie in sich den Anfang eines neuen Lebens spürte? Ich sage, jede empfand einen tödlichen Schrecken bei der unabänderlichen Gewißheit, sie trüge ein „Unterpfand der Liebe“.

Doch da dämmert ein Hoffnungsstrahl! Auf den Zufallsvater wird ein Zwang ausgeübt, ihre Ehre zu retten, zu heiraten. Doch Männer in dieser Lage bleiben gewöhnlich standhaft. Verwandtschaft und Karriere steifen ihr Rückgrat, ab und zu nur fühlt sich ein „Dummer“ verpflichtet. So beschließt auch die Mutter ernstlich den Tod des Liebeskindes.

Die Freundin verrät ihr Mittel, die aber nicht wirken. Man wird kühner, geht zu Hebamme und Arzt, bietet oft hohe Summen oder fleht kniefällig um ihre Gefälligkeit. Ich bin überzeugt, befürchtete man nicht so harte Strafen, kein Zufallskind erblickte das Licht der Welt.

Unter Kummer, Tränen, Verwünschungen reift das Menschlein. Gräßlich ist das nunmehrige Leben voll Furcht und Lügen einer solchen Mutter, hundert-



mal trauriger das des verborgenen Kindes. Aber der Augenblick kommt, wo es seinen ersten Schrei tut. Vielleicht regt sich nun bei mancher Mutter ein natürliches, besseres Gefühl. Oftmals aber tritt nochmals das Verbrechen an das Kind heran. Warum so viele uneheliche Totgeburten?

So rasch wie möglich wird das am Leben Gebliebene in Pflege gebracht, in Zeitungen ausgeboten. Los sein will man es. Versuche vom „Mutterschutz", solche Mütter zum Pflegen und Stillen ihrer Kinder anzuhalten, indem man ihnen entsprechende Beschäftigung verschaffte, scheiterten meistens kläglich. Es scheint ihnen selbst also nicht der Mühe und des Gedeihens wert, das ungerufene Kind ihrer Schande.

Und auch diese pflichtvergessenen Mütter — schade, daß man auch ihnen unverdient den schönen Namen gibt! — vererben ihren Charakter!

Und die Kinder selbst? Einem bösen Zufall verdanken sie den Ursprung, dumpfe Mordgedanken brüten über ihrem arglosen Wachsen, Scham, Angst verzehren die Mutter, Schnüren und Abtreibemittel schädigen den kleinen Körper. All das hinterläßt an Leib und Seele tiefe, unauslöschliche Spuren. Ein zartes Würmchen tritt ins Leben. Aber man wagt, es das Starke, Wohlgeborene, Gesunde, Schöne zu nennen. Es entbehrt nun Mutterbrust und Mutterliebe, die wie die Sonne zum Gedeihen gehören. Daher die enorme Sterblichkeit der armen Geschöpfchen. Warum sollten sie auch der Pflegemutter lieber als der eigenen sein? Etwa um des Gewinnes willen? Kann es überhaupt einen andern Platz zum Aufwachsen der Kinder geben als die Familie? Alles andre ist trauriger Notbehelf.

Vorläufig bringt man sie also bei Fremden unter. Der Keim zu Leichtsinn, Pflichtvergessenheit, Verbrechen ist ererbt, das Milieu, in dem die Kinder heranwachsen, ist meist der beste Nährboden, ihn kräftig aufschießen zu lassen. Was Wunder, daß allzuoft körperlich untaugliche, moralisch verkommene Menschen werden, die Zuchthäuser und Bordelle füllen, mindestens streifen! Die Statistiken beweisen es, aber dreist wagt man trotzdem von Elitekindern, Zuchtwahl zu reden. Lügt man oder weiß man es wirklich nicht besser?

Oder vermag jemand tatkräftige, berühmte, hochstehende Menschen aus den Millionen zu nennen, die ihre Menschwerdung einem Malheur verdankten? Waren es nicht alles Ehefrauen, die unsere großen Künstler, Gelehrten, Staatsmänner schufen? Sind nicht die Wortführerinnen der „neuen Sexualethik" wohl auch der Familie entsprossen? Ich will zu ihrer Ehre annehmen, daß sie nicht ahnen, was sie ihrer Mutter schulden.

Nur in der Ehe ruft man nach Kindern, da wachsen Liebeskinder und die seltenen Vollmenschen, da schätzt man sich im höchsten Glücke, wenn man auf Nachwuchs rechnen darf. Mit tausend Freuden wird ein Kind begrüßt. Die Mutter scheut nicht Mühe noch Arbeit, Unbequemlichkeit und Entbehrung, es aufzuziehen. Der Vater arbeitet, die Kosten zu bestreiten, sucht den Kindern bessere Schulung, Erziehung zu geben, als er sie vielleicht hatte. Er will sie aufsteigen sehen. Die Eltern vergessen sich selbst, opfern alles gern den Kindern, auch den Schwächlichen, selbst den Frühgeborenen. Sie sind es ihnen eben wert. Eine Hilfe der Gesell-

schaft beanspruchen sie nicht, fühlen sich selbst verpflichtet, für alles aufzukommen. Auch die Sorge für das zehnte Kind nehmen sie auf sich, vielleicht seufzend, aber sie tun's.

Himmelweit ist so der Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern. Man wähnt, wenn der Staat helfend eingriffe, würde sich das Los der Zufallskinder bessern, man hält ihn sogar für verpflichtet. Aber diese Kinder haben ja Eltern, die für sie sorgen müßten! So groß ist die Sorge ja auch nicht, da freier Liebe selten mehr als ein Kind blüht. Doch selbst wenn der Staat eingriffe, Häuser für die armen, verlassenen Geschöpfchen schaffte, die Liebe, die Familienerziehung kann er nie ersetzen. Und erbarmt sich der Staat denn vielköpfiger Familien, die sich anständig durchdarben, ihr kleines Volk großzuziehen, das doch gute Garantien auf tüchtige Bürger leistet? Ach, man ruft nur darum vorwurfsvoll Staat und Gesellschaft, um ihnen die Last aufzuhalsen! Erst sollen mal die Eltern selbst aufhören, ihr uneheliches Kind von sich zu stoßen, seine Geburt zu verwünschen, geheim zu halten, als Schande anzusehen. Sie sollen ihrem Ebenbild nicht nach dem Leben trachten, nur einen Seufzer der Erleichterung der kleinen Seele nachschicken, wenn sie dies Jammertal früh verläßt. Die Mütter sollen Mütter werden, bisher sind sie nur Weiber, deren Leib geboren hat, keineswegs Mütter. Dieser Name will erkämpft und verdient sein.

Dann aber würde es der Gesellschaft gar nicht einfallen, von Schande zu reden. Jetzt muß sie schon die rechten Worte gebrauchen und darf nicht schwarz weiß nennen. Trotzdem hat sie immer noch tieferes Erbarmen für die ausgestoßenen Kindlein als die Eltern selbst, da sie vielfache Opfer bringt, das Leben der Unehelichen lebenswert zu gestalten.

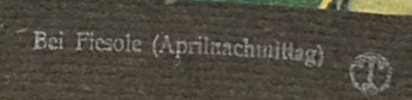
Aber mögen doch Gesetze gegeben werden, die Eltern zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen! Kind ist Kind, ob ehelich oder unehelich. Sie müssen ihr uneheliches Kind aufziehen, und zwar standesgemäß. Der reiche Mann darf nicht dasselbe zahlen wie der kleine Arbeiter!

Dazu aber wird es aus begreiflichen Gründen wohl nie kommen. Darum wäre es besser, die armen Würmer blieben ungeboren. Ihnen wäre wohler, und die Menschheit verliert nichts. Die Qualen der zu „Engeln" gemachten kleinen Wesen, die Verwahrlosung der Aufwachsenden, die Sünden der Herangereiften mögen die verantworten, die das Furchtbare verschuldeten und die ihr bohrendes Gewissen damit betäuben, mit hochtrabenden Reden der „engherzigen" Gesellschaft alles aufzubürden!





Fiesole — Carlo Böcklin



Bei Fiesole (Aprilnachmittag) — Carlo Böcklin





Ein Brief

Novelle

von

L. Andro

Gnädige Frau!

Wollen wir diesem Briefwechsel nicht ein Ende machen, den wir als die schwere Kette eines leichten Sommererlebnisses hinter uns herschleppen? Sie beschenken mich zu reich damit. Ich bin erdrückt, beschämt. Sind Ihnen diese wenigen Tage mit mir denn wirklich etwas gewesen? Ich kam in diese Sommerfrische, nichts hoffend, nichts erwartend. Ich suchte nur Erholung, physische und, wie ich Ihnen nachher auch gebeichtet habe, seelische. Ich habe Ihnen von dieser Frau erzählt, die ich im Grunde gehaßt habe, und die mich dennoch mit ihren Künsten halb zu Tode gepeinigt hat. Es tat mir beinah wohl, als ich in diesem kleinen Tiroler Nest nichts Weibliches fand, das nach einem Abenteuer ausgesehen hätte. Auch Sie, gnädige Frau, Sie sahen nicht danach aus. Sie saßen gleich am ersten Abend neben mir bei Tisch, ernst und ehrbar an der Seite Ihres Herrn Gemahls, eines stattlichen, eleganten Herrn, der einen Tag darauf abreiste. Sie waren niemals allein gewesen, seit Sie verheiratet waren. Im Sommer hatten Sie sonst immer eine Villa in der Nähe der Stadt bezogen, und dort hatte Ihr Herr Gemahl Sie allabendlich aufgesucht. Das alles erzählten Sie mir bei Tisch — noch sehr unbefangen, denn in mir erkannten Sie nicht das Abenteuer —, und ich hörte Ihnen ernsthaft, respektvoll und ein bißchen gelangweilt zu.

Nur manchmal frappierte mich ein kleines Wort, eine persönliche Bemerkung, und ich sagte mir: Diese Frau muß doch früher anders gewesen sein! — Ihre Mädchenzeit war schon in die Tage gefallen, da die Mädchen dachten und litten und kämpften — nur Ihre Ehe, Ihre glückliche Ehe hatte die Spuren dieser Kämpfe wieder ausgelöscht. Die Geschichte von Dornröschen, das erst wachgeküßt werden mußte, war mir wohlbekannt. Aber das Märchen von Dornröschen, das in ihrer Ehe mit dem Prinzen wieder süß entschlummerte, war mir neu und verblüffte mich.

Es war nicht nötig, Sie wachzuküssen, gnädige Frau — es galt nur, hin und wieder ein rein intellektuelles Thema anzuschlagen, um es in Ihren klugen Augen

aufblitzen zu sehen: Aber das alles hab' ich ja schon einmal gewußt, gelebt, gefühlt — wie hab' ich das nur vergessen können! Sonderbar! Sie sahen, daß sich die Welt, seit Sie ein ganz junges Ding gewesen waren, gar nicht verändert hatte, und waren doch in Ihrer behaglichen, geschützten Ehe geneigt gewesen, sie für ganz anders zu halten, als Sie als „überspanntes" junges Mädchen gedacht hatten. Und nun fanden Sie langsam den Weg zu Ihrem früheren Standpunkt zurück.

Sie waren eine Frau, die sich geistig zu beschäftigen wußte, gewiß — die gerne gute Bücher las und Stunden in den Museen zubrachte. Aber was Sie völlig verloren hatten, war die geistige Selbständigkeit, die Sie als Mädchen zweifellos besaßen. So wie ich Sie einmal etwas hilflos mit Ihrer Hotelrechnung in der Hand fand — Sie hatten eine falsche Aufstellung zu berichtigen und wußten nicht recht, wie das anfangen; Ihr Gatte hatte dergleichen immer für Sie besorgt —, so waren Sie nun auch in geistigen Dingen gewöhnt, immer erst die Zustimmung Ihres Mannes einzuholen. Ich muß es Ihrem Herrn Gemahl lassen, daß er als intelligenter Mann Ihre Geschmacksrichtung durchaus nicht übel beeinflußt hat. Dann war noch eine Schwägerin da, Irma nannten Sie sie, glaub' ich, die tonangebend in der Familie war. Sie konnten sie nicht leiden — wann hätten sich auch Schwägerinnen je geliebt, sie sind ja durch die Verhältnisse zu natürlichen Feindinnen geschaffen! — aber Sie gaben doch etwas auf ihr Urteil. Von allen diesen Faktoren galt es erst Sie zu befreien.

Langsam ging auch eine Veränderung mit Ihrem Äußeren vor sich. Sie kleiden sich gut, gnädige Frau, wie eine Dame, die eine gute Schneiderin hat und selbst die Farben kennt, die ihr stehen. Das leichte champagnerfarbene Kleid hatten Sie schon früher angehabt, — aber daß Sie dazu ein Büschel granatroter Blüten an der Brust trugen, war neu, und Sie selbst wurden rot, sooft Sie es ansahen. In diesen roten Blumen war mehr Evolution als in zwanzig Gesprächen. Der modern hochgesteckte Haarknoten war eines Tages tief in den Nacken gesunken, und leichte Scheitel umrahmten Ihr Gesicht — ist es unbescheiden, wenn ich diese Veränderung auf ein Gespräch über Haartrachten zurückführe, das wir kurz vorher gehabt hatten? Sie liebten es jetzt, leichte Schleier um die Schultern zu legen, in Ihre ganze Art kam etwas Freieres und Phantastischeres, und rührend war der Blick, mit dem Sie mich immer ansahen, sooft Sie in einer neuen Verwandlung erschienen: ob ich nur nichts extravagant fände, ob mir nur nichts mißfiele!

Ihre Ehe war nicht die banale Vernunftheirat, Sie hatten sie aus Liebe geschlossen. Vor sieben Jahren war Ihr Mann noch nicht die gute Partie, die er heute ist, Sie hatten gegen den Willen Ihrer Angehörigen zu kämpfen und ziemlich klein anzufangen. Daß Sie sich gerade in diesen Mann so heftig verliebten, der, ein ziemlich nüchterner Kaufmann, Ihren bisherigen Idealen wohl kaum entsprach? Vielleicht fühlten Sie unbewußt: „Und er soll dein Herr sein." Dieser zielbewußte, energische Mensch flirtete nicht mit Ihnen, sondern er wollte Sie und nahm Sie. Sie waren vierundzwanzig Jahre alt geworden, hatten ein ziel- und planloses Leben gelebt, ein bißchen intellektuell, ein bißchen mondän — da winkte etwas Festes, Sicheres, Schönes. Sie griffen mit beiden Händen zu und hatten recht, daß Sie's taten. Und dann versank Ihre Persönlichkeit für ein paar Jahre,

und als Sie sie wieder zusammenraffen wollten, waren nur kleine Fetzchen davon übriggeblieben.

So haben Sie mir erzählt — nicht zusammenhängend, nein, mehr mit den Augen als mit den Worten, mit einer Handbewegung oft nur, mit einem kleinen Seufzer. Was fehlt Ihrem Leben? Sie wußten es nicht. Auf die unverstandene Frau zu posieren, sind Sie viel zu geschmackvoll, auch waren Sie ja gar nicht unverstanden. Sie waren sehr glücklich — es war nur der Alltag, der Sie ein bißchen bedrückte, und daß es nun immer, immer so weitergehen sollte. Und dann war eine Ihrer Freundinnen tief in eine große, glühende Liebesgeschichte verstrickt, und Sie fühlten deutlich, daß auch Sie dem Ansturm einer großen Leidenschaft nicht würden widerstehen können. Und Sie waren etwas ungehalten, daß diese große Leidenschaft nicht kam.

Ihr Frauen seid alle zu reich für euer Leben. Ich kannte eine Frau, die ihren Liebhaber und ihren Gatten sehr glücklich machte. Sie litt zuweilen unter dem Kompromiß, das sie schließen mußte, aber sie hätte es für pflichtvergessen gehalten, einem von beiden ihre Fürsorge zu entziehen. Dabei war sie die beste Mutter, die tüchtigste Hausfrau, die eleganteste Weltdame, sie war geistig regsam und übte die schönste Wohltätigkeit. Sie hatte sich in geschäftlich schweren Zeiten für ihren Mann buchstäblich aufgeopfert und sie war die hingebendste Geliebte.

Ich war ihr Freund und Vertrauter — denn auch für die Freundschaft hatte diese merkwürdige Frau Zeit —, und als ich ihr eines Tages mein Erstaunen aussprach, daß sie so vielen Anforderungen genügen könne, daß dies alles nicht über ihre Kräfte gehe, da sagte sie ganz überrascht: „Ü b e r meine Kräfte! Wenn Sie wüßten, wieviel Kraft bei mir noch brachliegt! Hat denn ein Mann eine Vorstellung von den vielen Dingen, den vielen Menschen, die im Herzen einer Frau nebeneinander Platz haben!" Sie sagte es ganz ohne Zynismus. Es war ihre ehrliche Überzeugung, daß Frauen Riesenkräfte haben, für die nur das Leben zu klein ist, das sie führen.

In diesen kupplerischen Sommertagen, gnädige Frau, in dieser weichen, von Heugeruch erfüllten Luft, da mag Ihnen wohl der Gedanke gekommen sein, daß die große Liebe Ihnen näher war, als Sie selbst es gedacht hatten. Auch ich — ich will es Ihnen gerne gestehen —, ich sah nicht ungestraft so tief in ein Menschenschicksal hinein. Es war ein Durchschnittsschicksal, ein glückliches noch dazu, aber Kräfte wollten sich regen, die lieber schlummern sollten, und die Sehnsucht guckte überall durch. Ich habe oft gedacht, ob ich Sie nicht an mich reißen sollte, Ihren schönen Mund küssen. Wäre es die große Liebe gewesen, ich hätte es ja besinnungslos getan. Aber so konnte ich noch überlegen. Ich dachte: Wozu? Und dachte an das Ende ... Und daß es enden würde, wußte ich nur zu gut.

Und an dem Abend — entsinnen Sie sich noch? — die Sonne wollte untergehen, und wir saßen auf der Bank in den Wiesen und hatten über den Bargello in Florenz gesprochen, und plötzlich brachen Sie in Tränen aus. Warum Sie weinten? Sie versuchten dann, noch unter Tränen lächelnd, sich mit „Nervosität" zu entschuldigen. Das bequeme Wort! Ich weiß es besser. Sie weinten, weil die Sonne so glühend unterging und wir nebeneinander saßen und die Welt so märchenschön

war, daß es so schwer schien, dies alles zu ertragen. Und an diesem Abend wußte ich, daß das Telegramm kommen würde, das mich abrief.

Ich hatte bittere Angst, Sie würden merken, daß es nur fingiert war, und es rührte mich, daß Sie so wenig raffiniert waren und ehrlich daran glaubten. Ihre großen, entsetzten Augen, als ich Sie einen flüchtigen Blick darauf werfen ließ! Habe ich mir's nur eingebildet, daß ich Sie ganz leise sagen hörte: „Nur noch einen Tag!" Ich hab' mir's wohl nur eingebildet.

Dann kam nicht mehr viel. Ein kurzer Abschied vor den andern, flüchtig, konventionell. Und nach ein paar Tagen kam Ihr erster Brief. Wieviel Hoffnungsfreudigkeit darin lag! Wieviel Zuversicht, daß es noch nicht zu Ende sei, daß wir bei einem nächsten Wiedersehen da anknüpfen könnten, wo wir aufgehört hatten. Und Sie armes Kind wußten nicht, daß jedes Scheiden ein Abreißen ist, daß es nie, nie ein Wiedererleben geben kann.

Es war nicht die große Liebe, gnädige Frau — oh, hätten Sie dies doch verstanden! Es tut so weh, Ihnen das so brutal sagen zu müssen. Wenn ein Mann Skrupel hat, der Frau etwas ersparen will — ist es nie die große Liebe gewesen. Sie standen da und warteten auf das Leben, so wie Sie einst als junges Mädchen darauf gewartet hatten. Denn daß Sie einen Mann bekommen hatten und ein Kind geboren, das war das Leben noch nicht gewesen, das wußten Sie erst jetzt. Das Leben, das wir miteinander zu leben hatten, gnädige Frau, das war in diesen leuchtenden Sommertagen enthalten. Und der Abschied war wirklich das Ende. Wie traurig macht es mich, Ihnen dies so hart zu sagen!

Ich war vor Jahren einmal sehr heftig in ein junges Mädchen verliebt, eine Malerin. Sie gab mir einen Korb. „Ich liebe Sie nicht genug, um Sie zu heiraten." — „Sie wollen überhaupt nicht heiraten?" — „Doch, das will ich. Aber Sie nicht — Sie nicht!" Ich ging herum, ich begriff es nicht. Wenn einer die Fähigkeit zu lieben überhaupt abgeht — aber mich nicht! gerade mich nicht! Das war das Bitterste.

Daß doch der Mensch jeden Augenblick des Glücks nur als Provisorium auffaßt, als Verheißung eines später kommenden, länger andauernden Glücks! Und nicht weiß, daß das Glück eben nur einen Augenblick lang dauert, daß dieser Augenblick das einzige Definitive, Positive ist, das das Leben zu schenken hat! In diesen Spaziergängen durch stille, duftende Wiesen war schon das Glück enthalten, gnädige Frau, das uns miteinander beschieden war. Ich wußte es wohl — aber Sie, unschuldsvoller, naiver als ich, meinten, ein anderes müsse noch nachkommen.

Was wird nun aus Ihnen werden? Wird einer kommen, der fühlt, daß Sie erweckt sind, der Sie an sich reißen wird, von Ihrer neuerworbenen Selbständigkeit profitieren? Und Sie, werden Sie sich nehmen lassen, halb aus Bitterkeit gegen mich, aus trotziger Freude, daß nun doch das Erlebnis endlich kommt, aus Sehnsucht, aus Neugierde? Ach, es scheint mir fast zweifellos, daß es so kommen muß. Möchten Sie doch dies Schattenerlebnis mit mir für ein wirkliches nehmen, möchte meine „zartere Brutalität" Sie vor der wilden eines andern schützen!

Lassen Sie mich Ihnen danken für diese lichten, süßen Sommertage. Aber jetzt ist es Herbst. Und nun will ich es Ihnen auch sagen, daß ich mich mit meiner

Jugendfreundin Helene Keller verlobt habe — ich sprach Ihnen ja von ihr. Ich habe sie vor wenigen Tagen wiedergesehen und bin mit meinen Gefühlen ins reine gekommen. Ich habe sie immer geliebt.

Ihr ergebener

Robert K.



Dem Namenlosen

Von

Ernst Ludwig Schellenberg

I.

Wir kennen alle nicht dein Leuchten,
Das groß ist und für uns zu weit;
Wir fielen sonst gleich sturmgescheuchten
Vögeln in kalte Dunkelheit.

Du gabst uns wärmendes Vertrauen
Zur Güte deines Angesichts,
Und stelltest uns in Morgengrauen,
In schattige Ahnung deines Lichts.

II.

Du bist der Baum, der hoch am Hügelrand
Einsam emporgrünt, ganz von Licht begnadet,
Und alle Vögel mild zu Gaste ladet,
Die weit verflogen sind im leeren Land.
Du ragst erhaben mitten unter uns,
Und dennoch können Wandrer nur dich finden;
Erflehn sie deinen Namen scheuen Munds,
Tönt Antwort wie ein Rauschen greiser Linden. —

III.

Du bist die weiche Ahnung in den Ästen,
Die laue Schwermut erster Frühlingstage,
Wenn nach des Winters engenden Gebresten
Die Dinge sich erheben wie zur Frage.

Der Pilger Auge sehnt sich voll Entzücken,
Und die Erwartung wächst und wird allmächtig:
Du, Namenloser, webst in ihren Blicken, —
Sie ahnen jeden Zweig von Früchten trächtig.

IV.

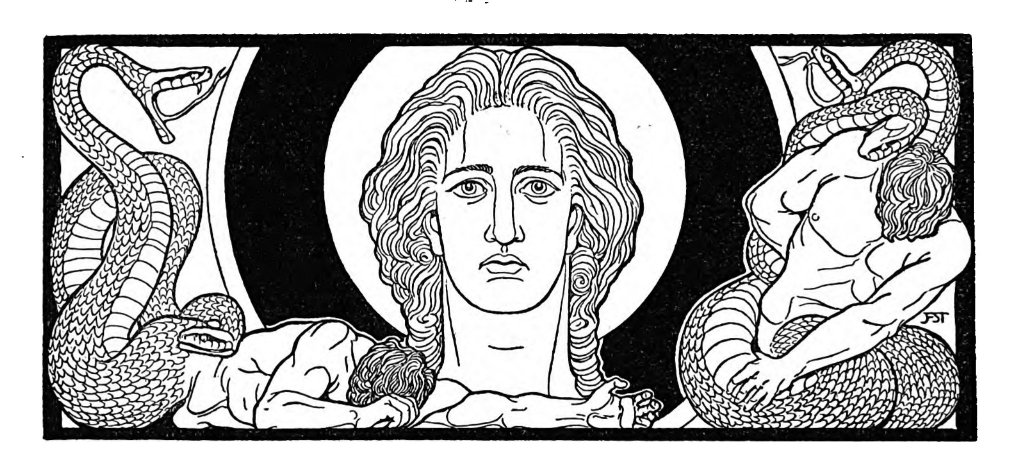
Du bist der Herbst, der durchs Getreide schreitet
Und sanft die Ähren mit den Händen streift,
Des Auge über alle Dinge gleitet
Und lächelt, wenn die goldne Ernte reift.
Du gehst im weichen Glanze der Vollendung;
Was übermütig sonst sich reckte, schweigt,
Bis sich mit milder, selbstvergessner Wendung
Dein weißes Haupt der Ehrfurcht gnädig neigt . . .

V.

O sprich, wie weit bin ich von dir geschieden!
Ist's eine Ewigkeit, ein Jahr, ein Tag?
Erreicht dich denn aus meines Zimmers Frieden
Der kleinen Wanduhr schüchtern heller Schlag?

Die Zeiger wandern ruhelos und weisen
Mir meines Weges Ziel und Aufenthalt;
Und alle Stunden, die verschweben, kreisen,
Erhabener, um deine Lichtgestalt.





Moderne Revolutionen

Von

Otto Corbach

Es war ein Glück für die Jungtürken, daß die Besten, Führenden unter ihnen früher von Abdul Hamid so hart verfolgt wurden und, um seinem Argwohn oder seiner Rache zu entgehen, meist fern von der Heimat weilen mußten.

In der Halb-Barbarei ihrer Heimat hätten sie nie lernen können, wie man eine moderne Revolution mit Anstand durchführt. Nur weil sie den Sittenkodex der modernen Diplomatie und Politik kannten, krümmten sie Abdul Hamid kein Haar und hüteten sich, mit andern alten Widersachern schonungslos zu verfahren, bis die Gegenrevolution sie dazu zwang. In Persien verfuhren die Revolutionäre genau nach jungtürkischem Beispiele, und auch hier sicherte nur die Schonung des besiegten Gegners den Erfolg. Und wenn sich die Russen doch noch dazu hinreißen lassen sollten, an Persien ihren Länderhunger für eine Weile wieder zu stillen, sie würden eines solchen Gewinnes gewiß nie froh werden und ihn kaum dauernd behaupten können, weil die Jungperser sich durch ihr Verhalten die Zuneigung und das Vertrauen der Kulturmenschheit erwarben. Auch bei dem Aufstande in Katalonien spürte man den Wandel der Zeiten. Als man dort im Jahre 1885 die Klöster stürmte, wurden die Insassen ausnahmslos geköpft. Diesmal gingen zwar wieder 64 Kirchen und Klöster in Flammen auf, aber die Mönche und Nonnen durften frei abziehen, und nur zufällig setzte es zwei Tote. Die gegenteiligen Meldungen sind erfunden, um die Sache der Revolutionäre zu diskreditieren. Die Zerstörungswut, die die Katalonier an den Klöstern und Kirchen ausließen, hat zwar immer noch viel Barbarisches an sich, aber man muß dagegen bedenken, daß in Spanien für die Volksbildung noch weniger geschieht als in Rußland, und daß das Unheil, das die Begehrlichkeit des spanischen Klerus stiftet, in der Tat zum Himmel schreit.

Auch auf China kann in diesem Zusammenhange angespielt werden. Dort wäre die herrschende Dynastie ohne europäische Gegenwirkungen schon in der

Taipingrebellion höchst wahrscheinlich in einem grausigen Blutbade untergegangen, und seitdem breitet sich in den Kreisen der chinesischen Reformer mehr und mehr die Erkenntnis aus, daß man am ehesten einen Umschwung herbeiführt, wenn man die Dynastie und damit das Gewissen der Kulturmenschheit schont und nur den Wirkungskreis der Mandschus immer weiter einschränkt.

Mit Humanitätsduselei hat diese Kultiviertheit moderner Revolutionäre nichts zu tun. Es läßt sich eine ähnliche Wahrnehmung an der Entwicklung der Kolonialpolitik machen, wobei es sich ja auch immer für das in Frage kommende unterworfene Volk um eine Art Revolution handelt, die fremde Eindringlinge in seinem Lande gewaltsam ausführen. Staatssekretär Dernburg hat den Unterschied zwischen heute und einst auf diesem Gebiete einmal dadurch drastisch gekennzeichnet, daß er sagte, während früher mit Zerstörungsmitteln kolonisiert wurde, werde heute mit Erhaltungsmitteln kolonisiert. Wie sich bei wilden Völkern der Fortschritt vom Kannibalismus zur Sklavenhalterei dadurch vollzieht, daß die Erkenntnis sich Bahn bricht, mit wieviel mehr Vorteil sich ein Kriegsgefangener ausnützen läßt, wenn man ihn bis zum natürlichen Tode als Arbeitsmaschine verwendet, statt ihn zu schlachten und nur sein Fleisch zu konsumieren, so kommen moderne Kolonisatoren dahinter, daß eine Kolonialpolitik, die die Eingeborenen einer Kolonie erhält, schützt und zur Arbeit erzieht, besser ist als eine solche, die, wie es im Kongostaat bisher geschah, sie ausrottet. Und ähnlich ist der intellektuelle Fortschritt, der in den Köpfen moderner Revolutionäre vor sich geht: man sieht ein, daß es besser ist, feindselige Kräfte, die man in seine Gewalt gebracht hat — und vorher ist ihnen ja überhaupt nichts anzuhaben —, zu erhalten und sich dienstbar zu machen, als sie zu vernichten. Diese Erkenntnis braucht nicht immer bei den Ausführenden vorhanden zu sein; es genügt oft, wenn sie bei denen vorherrscht, auf die jene, um Erfolg zu haben, Rücksicht nehmen müssen. Ins Moralische übersetzt, handelt es sich nur um den endgültigen Sieg der christlichen, auch die Feinde einschließenden Nächstenliebe über den alttestamentarischen Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn.



Morgen

Von

Karl A. H. Ilg

Schwarz Gewölk am Himmel jagte
Gestern ruhlos sich vor Nacht —
Klar die Stirne, da es tagte,
Ist der Morgen heut' erwacht.

Gingst zu Bett umwölkt von Sorgen —
Gott strich's heimlich von der Stirn,
Und die Seele steht im Morgen
Leuchtend wie ein Alpenfirn.





Toskanische Wanderungen

Zu den Bildern Carlo Böcklins

Von

Dr. Karl Storck

„... kamen wir aus den Apenninen hervor und sahen Florenz liegen in einem weiten Tal, das unglaublich bebaut und ins Unendliche mit Villen und Häusern besät ist.“ Ich war spät am Abend angekommen, nach einem heißen Maitage, und versuchte nicht, gegen die durch Hitze und Bahnfahrt und die Besichtigung Pistojas hervorgerufene Müdigkeit anzukämpfen. Der Wagen trug mich rasch durch die Stadt. Ich wagte kaum recht aufzublicken im Bewußtsein, an so manchem weltberühmten Bauwerke vorbeizufahren, und atmete erst auf, als die Pferde durch die Steilheit der Straße zu einem langsamen Schritt gezwungen waren. Denn ich wohnte droben in Fiesole.

Als ich aber in des nächsten Morgens Frühe hinauseilte, da war auch mein erstes Gefühl jenem gleich, das Goethe bei seiner flüchtigen Durchfahrt durch Florenz in den zu Eingang mitgeteilten Zeilen ausgesprochen hat: „Unglaublich reich bebaut.“ Ich habe durch Wochen zu allen Tag- und Nachtzeiten diesen Blick wieder genossen, und immer wieder verdichtete sich das Empfinden in ein Dankgefühl für diesen unglaublichen Reichtum. Reichtum an Schönheit. Ich weiß, daß die Bevölkerung von Florenz eher arm ist, daß das Fehlen der Industrie bitter empfunden wird. Trotzdem habe ich niemals und nirgendwo so das Gefühl der Überfülle, des beglückenden Reichtums gehabt wie hier. Man sieht unendlich viel, und täglich gewahrt das Auge Neues.

La bella, die Schöne, haben die Italiener dieses Juwel im edelsteinbesetzten Kranze ihrer Städte zubenannt. Das Empfinden einer greifbaren Schönheit, über die gar kein ästhetisierendes Denken möglich ist, begleitet uns auf Schritt und Tritt. Das Auge umspannt leicht das ziemlich breite Talbecken. Die weitesten Fernen werden einem dadurch nahegebracht, daß sie bebaut sind. Die Linienführung der Höhenketten ist so sanft, als ob ein Raffael sie mit leichter Hand gezogen hätte. Und gerade die Übersichtlichkeit, die Klarheit der gesamten Anlage erhöht den Eindruck der Größe. Denn wie groß muß etwas sein, was diesen unerschöpflichen Inhalt birgt?! Tausend und aber Tausende von Einzelheiten gewahrt das Auge. Einzelheiten, die es fesseln, die es festhalten können, weil sich trotz der

Fülle nichts drängt, weil in einer dem nordischen Auge schier unbegreiflichen Weise Natur und Bauwerk ineinanderschmelzen, sich wechselseitig steigern.

In der Natur selbst ist diese wechselseitige Steigerung zu beobachten zwischen Pflanzenwuchs, Bodengestaltung und Gestein. Zypressenreihen ziehen scharfe Linien, zur Ruhe kuppeln sich vereinzelte Pinien, und überall dazwischen drängen, schieben sich wie Schafherden still und unaufdringlich die Ölbäume. Ihr silbriges Grau steigert den Eindruck des dunklen Grüns der Pinien, der fast schwarzen Zypressensilhouetten. Alle diese Bäume sind nicht so hoch, nicht so dicht belaubt, daß sie dem Blick die Gestaltung des Bodens vorenthielten. Man fühlt, wie dieser Boden selbst von der menschlichen Hand zu einem Baukunstwerk gestaltet worden ist, wie Hunderte von Terrassen durch Mauerwerk gestützt jetzt die Gärten tragen, aus denen die Villen in ruhigen Maßen herausschauen. Die ursprünglichen Gesteinsformen selber schauen in ihren leuchtenden gelben und blauen Farben überall deutlich hervor. Es müßte ja leicht sein, und im Norden hätte man vielleicht das Bedürfnis danach, sie durch Pflanzenwuchs zu verdecken. Hier, wo man das Gefühl hat, daß jedes Fleckchen Fruchtbarkeit gibt, wirkt der kahle Sandstein nur als reicher Farbenton mehr.

Das alles sieht man, fühlt man, während die Augen immer wieder wie gebannt nach der Tiefe gehen. Dort, dem Arno entlang, dessen krummen Weg man weithin verfolgt, liegt Florenz. Nie hat ein herrlicherer Edelstein eine schönere Fassung gefunden. Florenz, Firenze, früher Fiorenzia, die Blumenstadt. Die Blumenstadt doch vor allem auch des menschlichen Geistes und der menschlichen Kunst. Selbst Athen ist nicht in höherem Maße geweiht durch schöpferische Tätigkeit auf allen Gebieten menschlichen Geistesschaffens. Eine Überfülle von Erinnerungen begleitet uns bei jedem Wanderschritt, bereichert unser Empfinden weit über das hinaus, was die Sinne gerade empfangen. Das Gefühl der Überfülle beseelt uns, wir vermögen die Gedanken und Eindrücke kaum mehr bei uns zu bergen.

Schaut man so von der Höhe hinunter, so zwingt einen immer wieder zu sich Brunelleschis Kuppelbau, der so stolz und leicht, so gewaltig und doch fast spielend, so überwältigend in seiner einfachen Größe emporragt. Und unfern dieses Sinnbildes der Himmelswohnung ragt das andere Wahrzeichen von Florenz, der Turm des Palazzo Vecchio. Auch er der Ausdruck dieser Stadt. Fest, stark, von stolzer Einfachheit, wächst er aus dem wuchtigen Palastbau heraus. Droben aber, kurz vor dem Abschluß, gibt er ein übermütiges Zeichen von Kraft, indem er sich verbreitet und weitet, als wollte er hoch in der Luft einen Festsaal hinbauen. Noch weiter östlich grüßt der schlanke Turm von Santa Croce; und immer neue Kuppeln, neue Türme.

Unendlich reich ist das Spiel der Farben. Meist liegt es wie ein silbergrauer Schleier über dem Tal. Man vermeint von droben die Sonne in den Silberfäden des Gewebes sich tausendfältig spiegeln und blitzen zu sehen. Um die Mittagszeit dann ist es, als sei der ganze Talkessel voll flüssigen Lichtes. Die Formen lösen sich, alles schwimmt in Glanz und Glast. Und nie habe ich das Abendwerden mehr geradezu körperlich gefühlt, als hier, und stärker das Traumweben der Dämmerung empfunden als etwa auf Brioschis Terrasse, wenn aus den Gärten rings

der Liliendtuft gemischt mit dem der Akazien und hundertfältiger Blumen emporstieg, der Nachtigallen Lied sich mit dem Gezirp der Zikaden mischte und nun drunten wie von unsichtbaren Mutterhänden ein violett-blauer Schleier nach dem andern über das Tal gebreitet wurde.

Das war mir eigentlich das Überraschendste an den Lufterscheinungen, daß, wie im Hochgebirge, jegliche Veränderung so greifbar deutlich wurde. Lag Regen in der Luft, so rückte alles fast beängstigend zusammen. Man glaubte dann ein jedes Dach unten zu unterscheiden, die Zinnen der einzelnen Paläste deutlich zu erkennen. Die Kuppeln und Türme rückten näher. Alle Töne wurden dunkler, die Zypressen bekamen etwas Drohendes. Vom Fenster meiner Wohnung aus, das den Blick ins Mugnonetal hinab gewährte, habe ich oft den Regen zwischen den einzelnen Bergeinschnitten langsam hervorbrechen und näher rücken gesehen, als wären unsichtbare Dämme gebrochen und die Flut ergösse sich übers Land. Und der Wind schleicht an den Hügelwänden entlang. Man sieht ihn kommen, in langen Streifen. Plötzlich ist er da und fegt, die Tramontana zumal, unbarmherzig über die Höhen, daß die lose sitzenden Fenster klirren, daß es in den Rauchfängen tausendstimmig heult. Liegt aber gar Scirokko in der Luft, so fühlst du nicht nur, du siehst die Schwüle brüten, siehst, wie die Luft lastet, bis endlich der erquickende Regen aus den geöffneten Schleusen der Wolken bricht und von der ausgetrockneten Erde gierig verschlungen wird.

Wie die Kunst, wie die Architektur drunten, haben auch alle Erscheinungen in der Natur einen großen Stil. Es liegt etwas Monumentales über diesem ganzen Leben und seinen Äußerungen. Dabei ist es frei von aller Romantik; alles bleibt klare Form. Es drängt einen nicht, wie in unserer nordischen Landschaft, zum Dichten eines Inhalts all dieser Erscheinungen. Nein, die Erscheinung selbst wirkt an und für sich. Man genießt Form und Linie und Farbe. In diesem Lande mußten die bildenden Künste so herrlich reifen. Die Künste und das Leben. Sicher gibt es ja auch hier Not, Elend und Leiden genug. Aber doch hat man das Gefühl, es müßten alle Schmerzen rascher heilen. Es ist alles so heiter, lustig geradezu in dieser Landschaft. So klar und so beglückend schön. Was bin ich auf den steilen Wegen, die die drei Hauptstraßen von Fiesole herunter nach Florenz untereinander verbinden, herumgewandert; zwischen diesen Villen, den großen und kleinen Gärten herum, wo selbst die heutige Armut von einstiger Größe kündet, wo das üppige Gedeihen von Blumen und Fruchtbäumen uns um so eher in ein Schlaraffenland versetzen mag, als man inmitten dieser Schönheit selber etwas von der Bedürfnislosigkeit empfindet, die das Volk auszeichnet. Es geht einem ja immer so. Die Güter, die greifbar nahe liegen, begehrt man nicht; man fühlt sich gewissermaßen als ihren Mitbesitzer, auch wenn sie einem nicht gehören.

Ebenso reich, wie die Aussicht von oben, sind die Blicke von unten nach der Höhe. Auch da ist wieder der Gang nach Fiesole am abwechslungsreichsten. In immer anderen Formen bauen sich aus dem gleichen Stoff von Bodenterrassen, Baum- und Pflanzenwuchs und Villenmauern die Bilder auf.

Firenze, la bella! Auch in der Nacht ist es schön. Ja vielleicht wird eines dieser Nachtbilder der unverwischbarste Eindruck sein, den ich vom Landschaftsbilde

mitgenommen habe. Es war der erste Sonntag im Juni, an dem das Fest der Staatsgründung begangen wird. In der Villa Bencista, drunten in der halben Höhe zwischen San Domenico und Fiesole, hatte uns ein Familienfest vereinigt. Dem fröhlichen Tage folgte ein froher Abend. Auf der Terrasse draußen unter der immergrünen Eiche saßen deutsche Männer und schwärmten bei italienischem Wein, wie es doch wohl nur Deutsche können, von der Schönheit des Südens. Der volle Mond stand am Himmel, ungezählte Sterne umscharten ihn. Da leuchtete es unten auf von tausend und aber tausend Flämmchen. Der Dom, der Palazzo Vecchio, der Palazzo Pitti drüben, alle öffentlichen Gebäude waren festlich beleuchtet. Die Lichterreihen zeigten die stolzen Formen, die wunderbaren Maße dieser edlen Bauwerke. Und als die Nacht nun tiefer hereinbrach, da wurde das Volk der Leuchtkäfer munter. Zu Hunderten flogen sie durch die Luft wie fliegende Sterne und strebten den festen Lichtsternchen in den Büschen zu, im heimlichen Leuchten das Locken der Liebe wohl verstehend. Es war Mitternacht, als ich zwischen den Gartenmauern auf steilem Weg nach Fiesole hinaufwanderte. Wie ein riesiger großer Park, in dem tausend alte Bäume träumen und schlafen, lag das Arnotal. Drunten in der Tiefe als Tausende von Sternen die festliche Beleuchtung, droben am Himmel das wirkliche Sternenheer, und dazwischen in der Luft, wohin ich schaute, fliegendes, schwimmendes Sternenlicht. Wandle ich selber schon auf glücklichen Sternenbahnen?! Firenze, la bella!

* * *

Nie empfinde ich stärker das Bedürfnis des innigen Zusammenseins mit der freien Natur, als wenn ich mich längere Zeit eingehend mit Kunst beschäftigt habe. Die Natur wirkt dann als Ergänzung und Auffrischung, sie macht wieder Augen und Geist aufs neue empfangfähig. Wenn die meisten Italienfahrer eine gewisse Übersättigung mit nach Hause bringen, wenn sich ihnen in steigendem Maße mit der Dauer der Reise die Eindrücke verwischen und verwirren, so liegt es zum guten Teil daran, daß sie zu wenig Zeit der italienischen Natur widmen. Die Art unserer Reisehandbücher zeigt das schon, die z. B. für die blühende, überreiche Landschaft Toskanas mit zwei bis drei Seiten auskommen. Nun spielt in der klassischen italienischen Kunst die Landschaft nach der wirklichen Natur fast gar keine Rolle. Die landschaftlichen Hintergründe weisen wohl die Elemente der italienischen Landschaft auf, aber sind doch durchaus Atelierbilder und ganz aus dem Gedächtnis komponiert. Auch die neuere italienische Malerei, von dem in die Alpen führenden Segantini und seinem Kreise abgesehen, ist bislang über dem Malen von Historien- und Literaturbildern oder der fast fabrikmäßigen Herstellung der Ansichten berühmter Bauwerke und beliebter Volkstypen nicht zur Darstellung der freien italienischen Landschaft gekommen. So war es für Carlo Böcklin, der von früh ab viel in Toskana herumgewandert ist, ein starker Reiz, einmal die reiche Fülle charakteristischer Erscheinungen der toskanischen Landschaft malerisch auszunutzen. Nicht berühmte Veduten, viel aufgesuchte Orte, tausendfältig photographierte Architekturen, noch auch die viel gemalten genrehaften Ausschnitte aus Torgassen, Wirtshäusern und dergleichen sollten vermehrt werden; die Landschaft vielmehr in ihren charakteristischsten Äußerungen wollte er aufsuchen und in rasch gearbeiteten

Studien den Natureindruck festhalten. Mehr als zwei Stunden konnten dabei kaum auf ein Bild verwendet werden, so rasch wechselte immer die Beleuchtung. Und es gehörte nicht nur eine beneidenswerte Sicherheit im Sehen, sondern auch riesiges technisches Geschick und eine ganz zähe Arbeitskraft dazu, um unter den oft recht schweren äußeren Verhältnissen in glühender Sonnenhitze diese Bilder zu gewinnen.

Die Absichten des Malers begegneten sich so mit meinen Wünschen, daß ich mit freudiger Dankbarkeit seinen Vorschlag aufnahm, mit ihm gemeinsam einige Fahrten durchs toskanische Land zu unternehmen. Hätte es noch einer Gewissensberuhigung bedurft über die dem Kunststudium entzogenen Tage, so konnte mir sie der Gedanke geben, daß, auch wenn in die italienische Malerei unmittelbar nicht allzuviel von diesen Natureindrücken hineingekommen ist, der ganze Charakter dieser Landschaft doch von außerordentlicher Bedeutung gewesen sein muß für die gesamte künstlerische Entwicklung des in ihr heranwachsenden Künstlergeschlechtes.

So zogen wir denn wiederholt zu mehrtägigen Fahrten ins toskanische Land. Vor ausgedehnten Fußwanderungen warnte nicht nur die Hitze, sondern auch die Notwendigkeit der Arbeit. Es galt, die Kräfte zu sparen, um sie zur Festlegung jener Eindrücke bereit zu haben, die malenswert erschienen. Ein halbes Hundert Bilder sind auf diese Weise entstanden, von denen nur der kleinere Teil hier wiedergegeben werden konnte. Die Wagenfahrt ist übrigens sicher die genußreichste Art, diese Landschaft zu durchwandern. Überall gute schöne Straßen, die Natur von so frei und offen liegender Art, daß die Straße dem Sehenswerten nicht auszuweichen braucht. So mieteten wir uns denn immer ein Wägelchen für den ganzen Tag, das wir nach unserem Belieben halten lassen konnten. Die Pferde sind zähe, tüchtige Läufer, die Fuhrleute waren willig und auch gütig zu ihren Tieren. Die vielberufene Tierquälerei der Italiener wird wohl auch zum größten Teil, wie ja fast überall, in unglücklichen sozialen Vorbedingungen ihre Ursache haben. Wenn ein armer Familienvater im Akkord Steinbruchfuhren übernommen hat, so bleibt es ja gewiß roh, aber es ist doch verständlich, wenn er von seinem alten, meist abgebrauchten Tier möglichst große Leistungen herauszuschinden sucht, um wenigstens das karge Brot nach Hause bringen zu können.

Solch ein toskanisches Wägelchen ist nun nicht eben ein Meisterwerk der Gebrauchskunst. An sich ziemlich schmal, werden die Sitze bedenklich eng, wenn man zwischen den Beinen noch zwei große Malkästen zu stehen hat. So muß man dann schon ein Bein immer zum Wagen heraushängen lassen und sucht sich Tröstung im Wechsel des Sitzes. Die Rückenlehne ist mit raffinierter Bosheit gerade so hoch, daß sie über das Kreuz hinausgeht, aber doch nicht zu den Schultern reicht. So war es also immerhin mit gewissen Einschränkungen zu verstehen, wenn ich diese Wanderart als die „genußreichste" bezeichnete.

Am frühen Morgen ging es von Fiesole fort; der Monte Senario war das nächste Wanderziel. In dem Talkessel, an dessen rechter Wand uns der Weg über Opaco nach dem Monte Senario führt, hat 405 römische Kriegskunst einen der letzten Siege über germanisches Ungestüm erfochten. Alles verheerend waren die

Riesenhorden von Goten, Vandalen, Sueven, Burgundern unter Radagais über die Apenninen hereingebrochen. Das schwache Römerreich konnte nirgendwo dem Ansturm widerstehen. Da rettete noch einmal — germanische Klugheit, die in die römische Schule gegangen war, das morsche Reich vor dem völligen Zusammenbruch. Denn Stilicho, der mühsam durch unerhörte Versprechungen ein Heer von dreißigtausend Mann auf die Beine brachte, war selber Germane. Eine Schlacht konnte er nicht wagen. Aber als die Germanen in die fruchtbaren Täler niedergebrochen waren, wußte er sie klug einzukreisen, und auf den Höhen ringsum errichtete er seine Befestigungen, zog Wälle, durch die nachher der Durchbruch unmöglich war. So gewann er sich den Hunger zum Bundesgenossen, und die wilden Nordlandssöhne mußten sich ergeben. Radagais wurde enthauptet, seine Mannen als Sklaven verkauft. Es waren ihrer so viele, daß man mehrere um ein Goldstück haben konnte. Wenn man noch jetzt so oft ganz hellblonden Männern und Frauen begegnet, die einen aus blauen Augen fragend ansehen, mag man wohl Nachkommen jener Südlandsstürmer vor sich haben.

Nachdem wir zuerst durch fruchtbares Ackergelände gefahren, gewinnt das Tal, je näher wir dem Ziele kommen, einen fast alpinen Charakter. Hügliges Weideland, aus dem oft das Gestein herausbricht, füllt den Nahblick. Diese Weidenhänge verdecken die weit sich hinstreckenden Vorberge, so daß fast unmittelbar dahinter die hohen Apenninen schroff und steil herausragen. Am Fuß des Bergkegels, der seinen Namen des Eselsberges (lateinisch mons asinarius) wohl von seinem breitgestreckten Rücken hat, bietet sich eine prächtige Schau. Geradezu die schöne Pyramide des Monte Morello; vor uns senkt sich in starker Wellengliederung das Tal. Dahinter steigt eine breite Gruppe von Kuppeln auf; rechts gen Norden verschwimmen schiefergrau die Abhänge der Apenninen. Fern im Süden ragt Fiesole mit seiner Höhenkette, die von einem nahen Buckel zerschnitten wird. So schließt sich auch hier wieder alles zu einem Kreise, der nur weiter ist als das auf der Herfahrt so oft genossene Bild.

In einem kleinen Pinienhain (diese jungen Pinien erinnern an Grunewaldkiefern) suchen wir uns ein Plätzchen. Wir erfahren hier gleich beim ersten Versuch, daß auch die schönen künstlerischen Früchte sich nicht so leicht pflücken lassen. Der Abhang ist von den trockenen Nadeln so glatt, daß er sich kaum erklimmen läßt. Die Füße finden keinen Halt. Dann die Lichtschwierigkeit. Der Lodenmantel, der eigentlich als Unterlage mitgenommen worden ist, muß als Ateliervorhang dienen; mit rasch aus den Schuhen gezogenen Schnürbändern wird er an Pinienstämmen ausgespannt. Der theoretisch ausgezeichnete Gedanke, ein Luftkissen mitzunehmen, auf den ich mir besonders viel zugute getan hatte, erweist sich als schlimmste Rutschfalle. Als es nach längerem Kämpfen gelungen, den dafür bestimmten Körperteil mit dem Luftkissen in die entsprechende Verbindung zu bringen, sausen wir gemeinsam in die Tiefe. Mit einem über die Schulter gespannten Malkasten pflegt das nicht ohne Folgen abzugehen. Drohend erhebt sich gleich zu Beginn die kommende Leinwandnot, wenn die reichlich mitgenommenen Fleckchen der notwendigen Reinigung von Gesicht und Händen dienen müssen. Endlich gelingt es, mit Steinen einen Sitz zu bauen. Und nun lohnt eine herrliche Ruhe

die Anstrengung. Es ist die zehnte Morgenstunde. Die Klarheit der Frühe weicht langsam dem Dunst der Hitze. Sonne! Sonne! Käfer summen mit hundertfältigen Stimmchen; leise, als fürchteten sie sich, die Ruhe zu stören, schleichen Schafe auf der Weide. Drunten pflügt mit seinem Holzpflug, der noch genau dieselbe Form hat wie zur alten Etruskerzeit, ein Bauer, mit dumpfem Zuruf die weißen Ochsen aus ihrem säumigen Trott antreibend. Nur ein Kuckuck wird nicht von dieser Ruhe angesteckt. Er lärmt in raschen Rufen und überschlägt in seinem Eifer den höheren Ton, so daß der Jambus seines Schlages zum Anapäst wird. Schweigend, aber unter höchster Anspannung von Auge und Hand vollendet der Maler sein Bild. —

Eine Trattoria an der Straße gibt uns mit einer großen Schüssel paste (dünne Makkaroni) und dem in solchen einfachen Wirtshäusern immer trefflichen Wein Kräftigung zu neuen Taten. In sengender Mittagshitze klettern wir den Berg hinauf. Zum Kloster auf der Höhe laden in verzückten Stellungen Wache haltende Barockheilige. Das Weltkind lockt stärker der Ruf des drinnen gebrauten „Gemma d' abeto", eines, wie auch der Name verrät, hauptsächlich aus jungen Tannenknospen gewonnenen Kräuterlikörs. Die Beute im Arm steigen wir den schönen Tannenwald — Buchen mischen sich darein — nach Norden zu hinab. Da öffnet sich der Blick tief hinab ins Tal. In Getreidefeldern liegen vereinzelte Bauerngehöfte. Drüben steigt die vielgefaltete Berglehne zu einer in gleicher Höhe mit uns liegenden Hochebene mit großem Dorf und vielen Bauernhöfen. Dahinter steigt dann nochmals eine mannigfaltige Bergwand empor, über der schweres, gestaltenreiches Gewölk sich niederhängt. Alles ist weiter, plastischer, mehr Raumgefühl gebend als im Wasgau, an den mich sonst der Gesamteindruck viel gemahnt.

Tiefste Nachmittagsstille. Auch der Kuckuck ist verstummt. Nur die Hummeln summen, und ihr Gebrumm vermehrt der herabhallende Psalmengesang der die Vesper betenden Mönche.

Während der Maler das weite Bild, das durch den Wechsel bewaldeter mit angebauten Stellen einen besonderen Charakter erhält, einzufangen sucht, halte ich Umschau. Bald treffe ich auf eine vergitterte Höhle. In ihr liegen einige alte, halb verfaulte Holzkreuze. Auf dem aus unbehauenen Steinfliesen roh gefügten Boden steht ein Block mit der Inschrift: „B. Alexius Falconerius mundo crucifixus et caelestibus pastus deliciis hic diu latuit." Florentiner Edelleute haben sich hierher in Berghöhlen zurückgezogen, aber erst wenn sie vom Weltleben sich gekreuzigt fühlten. Diese Art Weltflucht zeigt gerade das italienische Leben der Renaissance sehr häufig. Sie erfolgt aus Übersättigung. Ich habe in dieser Flucht aus und vor der Welt — auch der Buddhismus zeigt sie so oft — nie das Verdienst finden können, das ihm die kirchliche Legende so leicht zuspricht. Überhaupt in keiner Flucht. Das oft angerufene Beispiel Jesu gilt hier nicht. Sein Aufenthalt in der Wüste war keine Flucht vor der Welt, sondern Aufsuchen der Einsamkeit zur Sammlung für den Kampf um die Welt. Aber freilich Menschen, die immer nur aus Gründen der Selbstsucht gekämpft haben, fliehen auch vor der Welt, wenn sie dabei ihren Vorteil — und sei's nun auch ein grob aufgefaßtes Seelenheil — wahrnehmen. —

Am Spätnachmittag fahren wir durch welliges Weideland ins Mugellotal hinab. Das nächste Ziel, Viglia, wird viel rascher erreicht, als man nach dem Augenmaß schätzen durfte. Es mag wohl an den zahllosen Überschneidungen des Geländes, aus dem doch keine höheren Berge ragen, liegen, daß einem alles größer und weiter vorkommt, als es wirklich ist, während gewöhnlich im Gebirge das Gegenteil der Fall ist. Die Bahn bringt uns dann nach Borgo San Lorenzo. Jetzt bei der rasch hereinbrechenden Nacht wirkt der Ort, als wir durch allerlei enge Gassen und Torwinkel einen Gasthof suchen, wie ein deutscher Marktflecken. Endlich finden wir in einem ziemlich abliegenden Wirtshaus Platz; wohl eine Bauernherberge, von draußen nicht viel versprechend, aber drinnen überraschend geräumig. Wie in allen diesen einfachen Landgasthöfen, in die wir eingekehrt sind, ist Bett- und Tischwäsche von tadelloser Sauberkeit. Bald sitzen wir bei einer köstlichen Mahlzeit; Gemüse und Obst sind die Hauptgerichte, die herrliche Würze bietet ein heißblütiger Chianti. Und durch das offene Fenster schweift das Auge in die veilchenfarbige Nacht, in der eine Nachtigall ihrer Liebe Freuden und Schmerzen — sie liegen ja so nahe beisammen — in langen Tönen hinaussingt. Hineinflattert aus dem Dunkel ein Nachtpfauenauge, die wie geschliffener Achat glänzenden Flügel breit ausgespannt, und strebt dem Lichte zu, das ihm doch kein Heil bedeutet ...

Von San Lorenzo, das jetzt so schwer vom Erdbeben heimgesucht wurde, fahren wir in des nächsten Morgens Frühe in den Süden hinein. Die etwas breitere Talsohle hängt von Osten nach Westen. Hier stehen höhere, dünn bewaldete Berglehnen, die auf den abgeschrägten Boden in den mannigfachsten Winkeln aufstoßen; darüber her grüßt nochmals der Monte Senario. Nach Osten schieben sich hundert niedere Hügelbuckel ineinander. Die meisten tragen Reben. Reben hängen auch an den niederen Ulmen, die in geraden Linien talabwärts ziehen dem Sieve zu, den wir hier von der Straße nicht sehen können, dessen Lauf aber Züge von glitzernden Silberpappeln anzeigen. Welche Fülle von Einzelheiten; jedes Eckchen birgt einen erfreuenden Anblick, wie auf alten Bildern, und auch das Ganze wirkt gleich jenen reich, gebefreudig. Hier und da stehen große Bauernhöfe, fast immer von einem Turm überragt, daß sie wie vorgeschobene Forts der befestigten Flecken wirken.

Ein solcher steigt jetzt vor uns auf: Vicchio. Da wir von Norden herkommen und darum zunächst die im Schatten liegende Seite sehen, wirkt es mit seinen Türmen und Mauern fast drohend. Auf steilem Wege geht's hinan, bei der Einfahrt durchs Nordtor sieht man bereits durchs Südtor hinaus. Auf dem Marktplatz steht ein Standbild Giottos, dessen Heimat zu sein Vicchios Stolz ist. Der Kopf der Statue ist gut, der Gesamteindruck unerfreulich, wie bei den meisten modernen Denkmälern Italiens.

Die Südseite des Fleckens liegt in der grellen Sonne, die kein Fleckchen dunkel läßt. Als leuchtende Farbentupfen schieben sich die Häuschen an der Hügelwand übereinander hinauf; hier ist nichts mehr von düsterem Festungseindruck, aber die Landschaft wirkt reicher als von der anderen Seite, da auch der Fluß sich jetzt herangeschlängelt hat. Im kargen Schatten des Wägelchens schlägt der Maler sein Quartier auf, ich suche ein schattiges Plätzchen unter Gebüsch. Leise plätschert

der nur einen schmalen Teil seines Bettes füllende Fluß, in dem sich eine Herde Schweine, hochbeinige, schwarzgefleckte Tiere, grunzend herumtreiben. Vereinzeltes, selbstzufriedenes Froschgequak; da und dort kräht wie mit verdeckter Stimme leise ein Hahn, sonst alles still. Da raschelt's in der Hecke: auf schwankendem Zweige äugt eine Ramaro (Eidechse) und hebt ihren smaragdgrünen Vorderleib, während der braune Schweif hinabhängt. Das ganze Tier wirkt selber, als sei es ein Teil des Busches. Weiße, blaue, gelbe Falter schaukeln zu weißen, blauen, gelben Blumen, die zu Tausenden auf der Wiese stehen — eine Stimmung wie bei uns an heißen Julimittagen. Aber hier sind wir jetzt erst in der achten Morgenstunde.

Wir erfahren denn auch die Steigerung von Hitze und Helligkeit, als wir nun die Wanderung fortsetzen. Dazu kommt, daß dieser Strich zwischen Vicchio und Dicumano den Brand der Sonne fühl- und sichtbarer macht. Hier gehen die Wiesenhänge immer wieder in ödes, kraterartiges Geschiebe über, in dem alles Wachstum plötzlich abbricht. Diese basche, deren kahle Unfruchtbarkeit immer weiter um sich greift, wirken hier inmitten des sonst so üppigen Landes ganz schauerlich, wie Krankheit oder drohende Seuche. Aber wie kampfgerüstet stehen burgartige Bauernhöfe auf den Höhen. Feierlich führen Zypressengänge zu ihnen. Überhaupt stehen hier auf den Höhenkämmen überall Zypressen, einzeln und in Gruppen, wie wir es auf so vielen altitalienischen Bildern sehen. Diese tiefschwarzen Töne steigern noch das Gefühl der Lichtfülle, die wie ein Meer innerhalb der Kessel wogt.

Dicumano hat, wie alle diese alten Flecken, einen Zug ins Große, demgegenüber unsere deutschen Landstädtchen auch bei fünffacher Einwohnerzahl dörflich wirken. Das kommt von der Bauart, in der die paar herrschaftlichen oder öffentlichen Gebäude die gewöhnlichen Wohnhäuser völlig beherrschen, kommt von der sicheren Anlage der Plätze, natürlich auch vom Bauen mit festem Gestein, das hier ja viel billiger ist, als Holz. Dicumano hat übrigens an der Hauptstraße lange Bogengänge. In einem Laden, der hinter zwei Bogenöffnungen steckt, kehren wir ein. Salami, Wein und Brot bilden ein ausgezeichnetes Frühstück. Die Gewölbe sind oben mit Holz flach eingedeckt. In der Decke stecken die Schrauben, an denen die Schinken angehängt werden. Die Wände sind bekleidet mit Holzkästen, worin die vielen Abarten von Makkaroni aufgehäuft sind, zu denen es die italienische Genußphantasie gebracht hat. Oben in einem Winkelchen glüht ein Öllämpchen vor einem Muttergottesbild. —

In Rufina zwingt uns die grelle Mittagshitze zur Rast; es wäre auch zu schade gewesen, wenn wir seinen großen Ruf als eines der besten toskanischen Weinorte nicht auf seine Berechtigung hin hätten untersuchen können. Der Ruf besteht zu Recht, das sei in dankbarer Erinnerung an den feurigen Trunk bezeugt.

Gleich hinter Rufina öffnet sich nach links eine Talmulde, die als zusammengedrängtes Musterbeispiel dieser Landschaft wirkt. In den zahllosen Sattelungen des immer neu sich ineinanderschiebenden Geländes sind mehr als dreißig Dörfer, Weiler und burgartige Gehöfte wie glühend leuchtende Steine in das in den Sonnenstrahlen zitternde Grün eingelegt. Und bei jedem Gehöft, auf jeder Hügellinie stehen schlanke schwarze Zypressen, dunkelkuppige Pinien, gewaltige Steineichen

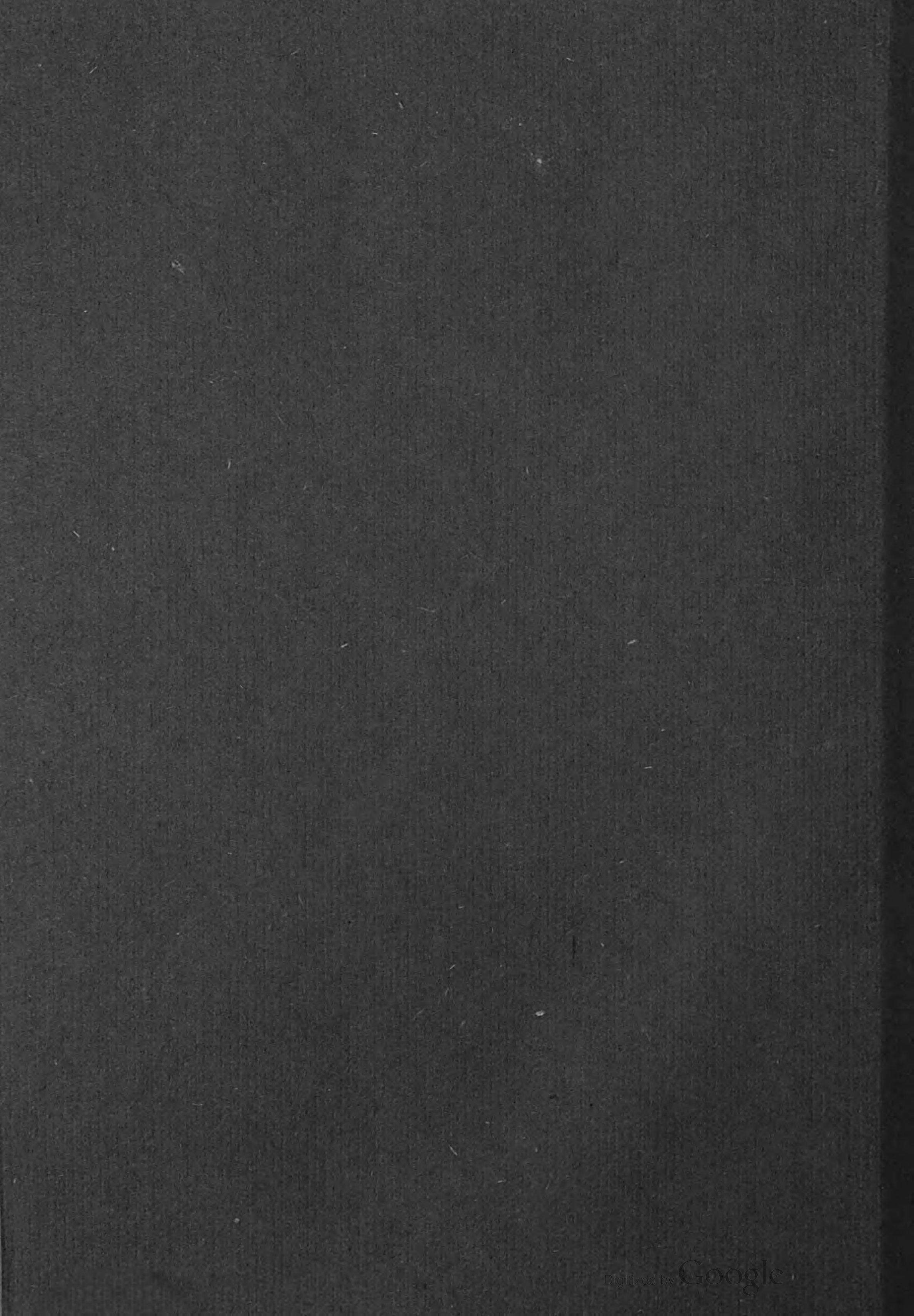


Mugnonetal

Carlo Böcklin

Via Bolognese mit Blick in die Val di Nievole (Morgen)

Carlo Böcklin



oder glitzernde Silberpappeln: das Ganze wirkt wie ein wunderbares, riesiges Mosaik. Drunten im Talgrund plätschert leise der Sieve, der unter dichtem Erlengebüsch seinem Ziele zueilt. Die Talwand drüben ist reich mit vielartigem Gehölz bestanden. Hier ist gut sein; der köstliche Wiesenteppich lockt zur Rast. Dem Wasser entlang streicht ein leises Lüftchen und mischt den Duft von Akazien, Kleeblüten, Thymian, Pfefferminz- und Knabenkraut, Frauenschuh, großblumigen Pfingstnelken und blau blühendem Erdrauchgewächs — diese Blumen stehen mir greifbar nahe — zur schönsten Würze.

Dann geht es rasch nach Pontassieve, wo sich unser Flüßchen in den Arno ergießt. Das ganz dicht an den Fluß hingesetzte Städtchen erhält einen scharf charakteristischen Anblick durch eine in hohem Bogen über den Fluß geworfene Brücke aus der Medizeerzeit und einen dicken Turm, dessen schwerblütige Trutzerei oben durch die mit leichten Strebepfeilern gestützte Abwalmung einen fast humoristischen Beigeschmack bekommt.

Der Abend läßt sich so wunderschön an, daß wir beschließen, noch Vallombrosa zu erreichen, trotzdem die gewählte Straße auch zu Wagen noch fast vier Stunden erheischt: für unser Pferd, das seit dem frühen Morgen unterwegs ist (freilich mit langen Rasten, denn zwei Bilder sind geschaffen und etliche Weine probiert worden), eine Zumutung. Der Kutscher lehnt aber alle Bedenken lachend ab, und so geht es kühn bergan.

Nie werde ich vergessen, wie sich bei dieser Berganfahrt das Rundpanorama immer reicher entwickelte. Die äußerste Umwallung gab ein Kranz hoher Berge, die jetzt in der Abendbeleuchtung einen blaugrauen Ton annahmen. Nur gen Südosten streute die tief geneigte Sonne ihre glühenden Lichter über Saltinos weiße Häusergruppen, die sich so doppelt scharf von dem benachbarten Tannenwalde abhoben, in dem Vallombrosa liegt. Aber der Blick bleibt festgebannt im Tale. Durch die hundertfältigen Verschiebungen und Überschneidungen wirken die in der Abendbeleuchtung in fahlem Grün stehenden Wiesenhänge wie ungeheure Wasserwogen, die in einem tiefen Strudel wallten und sich drängten.

Was einem solch ein Rundbild in ganz anderer Weise zu eigen macht als in nordischen Ländern, ist, daß der freie Raum draußen in der Natur vom Menschen ebenso gebändigt ist wie im architektonischen Bauwerk. Ja, eigentlich wirkt das Ganze wie eine ungeheure Architektur, eben im Sinne von Raumgestaltung. Denn da ist kein Gipfel, keine Linie, die nicht „beherrscht" erscheinen durch Häuser, Höfe, Kirchen, Dörfer, Schlösser.

Die Färbung der näheren Landschaft wird jetzt bestimmt durch das Hellgrau der Ölbäume. Ihr graues Gewoge verleiht der Tiefe des Tobels, an dessen linkem Rande der Wagen hinschleicht, etwas schauerlich Unbestimmtes. Da springt quer durch den Tobel ein Felsgrat, auf ihm steht wie eine durch tiefe Wallgräben geschützte Burg Pelago: in solchem Orte konnte wohl ein so wildkühner und großzügiger Künstlergeist wie Lorenzo Ghiberti reifen. Es wird rasch dunkel und der Weg immer steiler. Längst gehen wir zu Fuß; kurz vor Tosi gebietet die Eitelkeit des Kutschers nochmaliges Aufsteigen, und er zwingt dem müden Pferde noch einen schwachen Trab durch die ansteigende Straße. Wie phantastische Spukgestalten

wirken die vielen Männergruppen, die in allen Winkeln der vom aufsteigenden Mond und den armen Öllichtern aus den Häusern karg erleuchteten Straße stehen. Ein Stück opernhafter Brigantenromantik.

Gleich hinter dem Ort steigen wir wieder ab. Es geht jetzt in vielen Kehren, die sich bei Nacht leider nicht abschneiden lassen, bergan. Ein Bach schießt plaudernd durch das prächtige Laubholz herab. Droben schwimmt der Mond durch den tiefblauen Sternhimmel. Auf dem hellgrauen Boden der Waldlichtungen spiegelt er uns immer wieder große helle Hauswände vor. Aber es geht noch lange, zuletzt durch die feierlichen Hallen eines riesigen Tannenwaldes, bevor wir in dem tief schlafenden Vallombrosa ankommen. Noch kostet es viele Bitten und noch weidlich mehr Flüche, bis uns endlich der Pförtner des Gasthofes einläßt. Dafür darf er sich dann auch durch eine gründliche Strafpredigt über eine so unerhörte mitternächtliche Herumstreiferei durch hohe Bergwälder sein Gemüt entlasten. —

Diese herrliche Waldeinsamkeit hier droben ist von einem Herzen entdeckt worden, das Gott inbrünstig suchte. Giovanni Gualberto (985—1073), ein reicher, machtgieriger Florentiner, hatte fast die Lust am Genusse verloren vor Rachsucht. Sein Bruder Hugo war ihm erschlagen worden, und rastlos spürte er dem Mörder nach. Am Karfreitag traf er ihn in einem Hohlwege. Schon sieht der Niedergeworfene Gualbertos Dolch über sich blitzen, da mahnt er ihn, daß am heutigen Tage der Heiland gemordet worden. Da sinkt der Arm, und der Rächer geht mit dem Mörder in die Kirche San Miniato. Und wie er hier aus tiefem Sinnen die Augen zum Bilde des Gekreuzigten erhebt, sieht er diesen mit freudigen Blicken vom Kreuz herab ihm danken. Der Erlöser dankt dem Manne, daß er die Sündenlast nicht mehrte, um derentwillen er den Kreuzestod erlitten. Mit diesem Dankesblick seines Heilandes im Herzen sucht Gualberto einen Ort auf, wo er dem Kreuzträger die Nachfolge leisten kann.

Aus der Einsiedelei ist ein großes Kloster geworden, aus diesem die Forstschule Italiens. Auch diese kann ein gottgefälliges Werk verrichten, wenn sie allmählich die Neubewaldung der vielen kahlen Höhen durchsetzt. Denn daß früher Italien unendlich mehr Wald gehabt hat, als heute, beweist schon der riesige Holzbalkenverbrauch in den großen Gebäuden Toskanas. Es soll ja schon besser geworden sein; auch die vom Minister Bacielli eingeführte festa degli alberi, an dem jedes Schulkind ein Bäumchen pflanzt, wirkt und weckt vor allem in der Bevölkerung den Sinn für die Bedeutung des Waldes.

Es ist jetzt noch einsam hier oben; wenige Wochen später herrscht hier ein sehr lebendiges, und wie die Wandkritzeleien in einem Kapellchen bezeugen, recht internationales Kurleben. Von diesem Kapellchen aus gewinnt der Maler sein Bild des herrlichen Bergwaldes. Vom Felsvorsprung aber, auf dem es steht, entdeckt der scharfe Blick fern im Westen in verschwimmender Luft Brunelleschis Florentiner Kuppelbau. Wenige Stunden später trägt uns die Bahn wieder in ihren Bereich.

* * *

Die nächste Fahrt geht ins italienische Mittelalter. Es ist seltsam, daß, wo doch die Geschichte des Ringens zwischen deutschem Kaisertum und Papsttum

so ganz im Mittelalter liegt und die Herrlichkeit des Kirchentums dieser Zeit angehört, dennoch das Bild von italienischer Landschaft und Kunst für uns so ganz mit Renaissance verbunden ist. Vielleicht kommt es daher, daß für unser deutsches Empfinden sich mit dem Worte Mittelalter gerade in künstlerischer Hinsicht die romantische Vorstellung von zerfallenen Burgen, engen Städten und in unirdischer Weise zum Himmel strebenden Domen verbindet, während mit dem Worte Italien etwas Helles, Klares, Übersichtliches, irdisch Genießendes vor uns auftaucht. Jedenfalls triumphiert selbst in Florenz, wo noch ganze Stadtteile die mittelalterliche Art gewahrt haben, vollkommen die Renaissance, die ja eine ungeheure Stütze dadurch erhält, daß sie als Neubelebung der Antike wirkt und deshalb in unserer klassischen Bildung ein wohl vorbereitetes Erdreich findet, in dem sie leicht Wurzel schlagen kann.

Aber der hat Italien schlecht kennen gelernt, der nicht ein Bild des italienischen Mittelalters in sich aufgenommen hat. Um so mehr, als jene Art von Renaissance, die Tatkraft ist des einzelnen, wildes Draufgängertum und blühende Abenteuererlust, als überhaupt diese Fülle herrlicher Persönlichkeiten viel natürlicher aus diesen verwegenen mittelalterlichen Örtchen herausgewachsen erscheinen, als aus der klaren Pracht der italienischen Renaissancestädte. Wirken diese als echte Heimat des reichen, genußfrohen und genußkundigen Bürgertums, so sind die trutzigen Bergstädtchen die Wiege jener einzelnen, die sich nie in die soziale Ordnung der Bürgergemeinschaft einzufügen verstanden, für die der Kampf um die Herrschaft der bessere Teil des Lebens war.

Eine italienische Stadt hat den Charakter des Mittelalters in so wunderbarer Weise bewahrt, daß vergleichsbedürftige Reisende es gern als das „italienische Nürnberg" preisen: S i e n a. Aber vielleicht ist Siena schon zu groß, und seine Marmorbauten bringen einen zu lichten Ton in das Bild. Es war die Großstadt des Mittelalters. Und wie es viele Hügel brauchte im Gegensatz zu den kleinen Orten, die auf einem einzigen thronen, so weckt es den Eindruck der Heimat der Masse, wiederum des Bürgerstandes, und hat allerdings in dieser Hinsicht eine gewisse Verwandtschaft mit Nürnberg, steht aber damit auch bereits mehr im Geiste der Neuzeit, die ja für Italien früher anbrach als für den Norden.

Aber das L a n d z w i s c h e n F l o r e n z u n d S i e n a wirkt noch heute als die Heimat jenes romantischen Mittelalters, in dem jedes Dorf sich als ein kleiner Staat, jedes Gehöft als feste Trutzburg vorkam, in dem jeder Tüchtige und Starke ein Herrscher wenigstens in engem Reiche sein wollte und mit dem Schwert in der Hand eifersüchtig seine Macht gegen jeden Nebenbuhler verteidigte.

Fährt man von Florenz mit der Bahn nach Empoli, so mag man zuweilen wohl an den deutschen Strom denken, an dem sich unser mittelalterliches Leben am reichsten abgespielt hat, an den Rhein. Freilich, die vielen Pinienwäldchen versetzen uns ja immer rasch wieder nach dem Süden. Aber wie sich drunten der Arno durch die fruchtbare Gemarkung hinschiebt, auf beiden Seiten Rebenhügel aufsteigen, die von Burgen, um die sich allerdings meist gleich die Dörfchen scharen, gekrönt sind, kann schon die Erinnerung an das oft gesehene deutsche Stromgebiet wachrufen. Vor allem, wenn dann bei Signa das Tal sich zur Gonfolina verengert, wo der Arno einen vorgeschobenen Felsenhügel durchbrochen hat, wie



unser Rhein bei Bingen, und gleich dahinter die Festen von Capraia und Monte Lupo hier als Wolf und Ziege sich feindselig gegenüberstehen, wie am Rheine die Burgen Katz und Maus.

Doch lassen wir die Vergleiche, die ja hier auch gar nicht des Vergleichs wegen aufgestellt werden, sondern weil die gehobene Stimmung glückliche Erinnerung an alles Schöne weckt, was unsere Augen gesehen, wie ein gutes Bild das Gedenken wachruft an andere, die irgendwie in der gleichen Richtung geistigen oder seelischen Empfindens liegen. Denn wie verschieden trotz mancher Beziehung alles wieder ist, offenbart sich einem in hundert bezeichnenden Kleinigkeiten. Die Orte, meist um ein Kastell sich herumdrückend, stehen jetzt alle hoch auf den Bergen droben. Aber mögen sie noch so eng sein, mögen die Häuser noch so zueinander und übereinander geschoben erscheinen: jenes Bild vom klebenden Neste, das wir in Deutschland hoch liegenden Dörfchen gegenüber fast immer haben, will hier nicht passen. Mag auch das einzelne noch so klein sein, es fügt sich zu einem Ganzen, und dieses steht, immer wieder staunt man darüber, mit einzigartiger Kühnheit und Sicherheit klar und übersichtlich im Raume.

In Certaldo steigen wir aus. Unten beim Bahnhof liegt, wie übrigens bei vielen dieser Orte, ein neuer Dorfteil. Auf dem geschickt angelegten Marktplatz steht ein Denkmal Boccaccios. Ein „Café Boccaccio", eine „Trattoria Boccaccio", ein „Kinematografo Boccaccio" usw. bekunden die Ausmünzung der Tatsache, daß hier die Heimat des genialen Erzählers der lustigen Schelmengeschichten ist. Droben starrt auf steilem Bergkegel der alte Ort. Für den ersten Blick wirkt das Ganze wie eine riesige Festungsmauer. Es stimmt dazu, daß die Straße wie auf Umwegen hinaufschleicht.

Oben gilt unser erster Besuch dem Boccacciohause, in dem der Meister des Decamerone vielleicht geboren — oft wird ja Paris als sein Geburtsort genannt — und jedenfalls gestorben ist. Ein wuchtiger, einfacher Bau aus rotem Backstein mit ragendem Turm. Der Blick hoch oben vom Turm ist lustig und frei; die gewölbten Kammern drinnen aber wirken auf den Menschen von heute düster, und man kann kaum denken, daß hier so viel Frohlaune geblüht habe. Im Arbeitszimmer steht guter alter Hausrat. Außer vielen Gedenkfahnen und -tafeln hängt da leider auch ein böses Bild, den Dichter bei der Arbeit vorstellend und ebenso sicher unsere Vorstellung von ihm zerstörend, wie fast alle derartigen Gemälde. Sogar eine große Schere hat ihm der fleißige Maler auf den Schreibtisch gelegt, als sei der witzige und bissige Weltmann Redakteur eines modernen Witzblattes gewesen. Der Eingang des gegenüberliegenden Hauses gewährt dem Maler einen günstigen Platz, um in raschen Strichen das Dichterhaus aufs Papier zu bannen. Ich kauere auf der Treppe und halte mit fliegender Feder die rasch wechselnden Eindrücke des Tages fest. Im engen Hof, um den drei Häuser sich drängen, umflechten fleißige Frauenhände Fiaschi mit Binsenstroh; eine Mutter reicht ihrem Kinde die Brust, und als es den Kleinen einzuschläfern gilt, gewinnen sich die ermüdeten Arbeiterinnen alle ein Lied ab. So arm sie sind, so reich fühlen sie sich im Besitz ihrer blühenden Kinderschar. Und nie klingt ihre melodische Sprache schöner, als wenn die Mütter ihre Kleinen kosen.

Die lieben Erinnerungen an das in dem engen, düsteren Rahmen doppelt freundlich wirkende Bild junger Lebenslust wird bald verdrängt durch die Eindrücke im Palazzo Pretorio, der alten Zwingburg des Ortes. Zwar von draußen ist der Eindruck freundlich; die rostbraune Mauerfläche bekommt etwas Festliches durch die vielen eingemauerten, zum großen Teil aus farbiger Terrakotta gebildeten Wappen. Auch der kleine Hof drinnen erhält durch die keck angelegte, von Säulen gestützte Doppeltreppe und die Loggienrundgänge im oberen Stockwerk etwas Festliches. Aber ganz furchtbar sind drunten die schauerlichen Gefängnisse. Und im Gerichtssaal kündet eine alte Freske, auf der einer Frau die Zunge herausgerissen wird, von der grausamen Justiz. Im Archiv habe ich mir dann aus einem Strafbuch vom Jahre 1540 eine halbe Seite abgeschrieben: „Matteo di Gaiano popolo di San Lazaro — impiccato (gehängt); Sancte di Pirro di Rocco da Lucardo — scopato, mozzo orecchi e confinato (gepeitscht, die Ohren abgeschnitten und dann verbrannt); Antonio di Domenico dal Ponte a Scandini — Ingogna e forato la lingua (Schandpfahl und die Zunge durchbohrt)." Ich sehe nur noch die letzte Spalte, in der mit so unheimlicher Kürze die Strafen verzeichnet stehen: bando dal capo = geköpft; scorregiato = gegeißelt; bando delle forche e squactato = gehängt und dann gevierteilt. In dieser Weise geht es seitenlang weiter. Man faßt sich entsetzt an die Stirn. Wie konnte in einem so engen Bezirk unter den wenigen Menschen so furchtbar gewütet werden? Und gerade daß kein Grund angegeben wird, weiter nichts als das Urteil, wirkt so erschütternd. Da gab es keine Schonung, kein Mitleid. „Wer mir widerstrebt, den vernichte ich, bin selber auf den Augenblick gerüstet, wo ein Stärkerer mir ein Gleiches tut."

Bis dahin aber wußten diese Gewaltherren, wenn auch stets mit der Hand am Schwert, das Leben zu genießen. Die Gemächer im oberen Stock müssen einst prächtig gewesen sein, wie man es sich nimmer auf einem kleinen Landschlosse vermuten sollte. Viele alte Fresken sind an den Saalwänden bloßgelegt, darunter eine Madonna mit einem fast verschmitzt liebenswürdigen Ausdruck und dabei doch so zurückhaltend fein, daß man wohl an den Pinsel Gozzolis glauben mag. Hier droben hörten sie nichts vom Jammer derer, die drunten in den Verliesen schmachteten. Und wenn wir nun auf die Terrasse des Gefängnisturmes hinaustreten, so verstummt auch in uns vor der Schönheit der weiten Rundsicht über das in hundert Falten hingelegte, mit grünen Pinien und Zypressen und weiten Rebengängen gleichsam ausgestickte Land die düstere Erinnerung.

Ein vorzüglicher leichter Landwein, dessen feines Prickeln (frizzante) an Saarwein erinnert, gibt den Mut, in den heißen Nachmittag hineinzufahren. Die Landschaft wird hier weiter, die Höhen und Einschnitte sind nicht so scharf wie im Sievetal. Als wir an der westlichen Bergwand emporfahren, wächst Certaldo auf seinem schmalen Hügelgrat immer schroffer heraus, da der neue Stadtteil unten den Blicken entschwindet. Wenn die Sonne hinter eine der vereinzelten Wolken tritt, werden die Farben satter. Violett steht im Osten ein gleichmäßiger Höhenzug gegen das Kobaltblau des Himmels. Wohl wäre der Maler noch der Versuchung dieses Bildes erlegen, träte nicht jetzt im Vorblick immer herrlicher San Gimignano delle belle torre hervor. Die Stadt der schönen Türme,

deren Mauern noch jetzt ein großes Stück Feld einschließen, das einst bei Belagerungen die Einwohner mit Getreide versorgen sollte, ist so von lichter Sonnenglut umflossen, daß sie wie die Fata Morgana einer orientalischen Stadt lockend herübergrüßt. Gegen sechs Uhr hat der Maler sein Werk vollendet, und wir haben noch etliche Kilometer bis zum Ziel. Da der Wagen durchs jenseitige Tor einfahren muß, umfährt er die ganze Stadt, an Türmen, Zinnen, Gesimsen, Wehrgängen vorbei. Hier und da gelingt ein Blick aufwärts durch ein schmales Gäßchen, das jetzt wie durch eine Tür zur Mauer hinausführt.

Der Gedanke an deutsches Mittelalter wird verdrängt, als wir durch den langen Toreingang in die Hauptstraße einfahren. Das ist der Stein gewordene Festungsgedanke; alles eng, dunkel, die hohen Häuser ganz glatt, kein Erker, kein Balkon, kein Zierrat, nichts. Düster starrt die schmutziggraue Farbe des Gesteins. Freund Carlo hat mit scharfem Auge bei der Einfahrt durch Hausgänge hindurch einen Durchblick zu einem Gärtchen erspäht. Hier hängen wir nun zwischen den Festungsmauern und stärken uns bei Bianco dolce für die Strapazen des Tages.

Es ist nicht nur der fremdartige süße Most, der einem zum Bewußtsein bringt, wie ganz anders als das deutsche Mittelalter doch diese Welt ist. Vielleicht kommt's daher, daß hier die Bürgerheimat nicht von der der Kämpfer getrennt ist. Anders als bei uns, wo die Städte drunten im Tale waren und die Burgen droben auf der Höhe, stehen hier beide vereinigt auf den Bergeshöhen. Gab es hier keinen eigentlichen Ritterstand, so wurden die Geschlechter dadurch, daß sie Kriegsmacht besaßen, viel despotischer. Wie von fast jeder italienischen Stadt, hat auch die Chronik von San Gimignano von ewigen Kämpfen zweier feindlichen Familiengruppen zu berichten. Hier waren es die ghibellinischen Salvucci und die guelfischen Ardinghelli, deren übertürmte Trutzpaläste noch heute stehen. Familienmacht war der höchste Leitgedanke. Der Begriff „Staat" war eigentlich gar nicht entwickelt. Familie, Geschlecht und allenfalls Stadt, wenn es gegen eine andere Stadt ging. Aber bekanntlich haben die Geschlechter ihre Heimatstädte nie geschont und ohne Bedenken die bittersten Feinde herangerufen, wenn sie hoffen konnten, mit deren Unterstützung selber wieder zur Macht zu gelangen oder doch wenigstens die verhaßte gegnerische Familie stürzen zu können. Sieht man nun so von der Mauerzinne aus da und dort die kastellartigen, meist mit einem Turm bewehrten Bauernhöfe, so werden einem die häufigen Erzählungen lebendig, wie einzelne Familien die Stadt verlassen, sich mit ihrem Anhang draußen in einem ihrer Gutshöfe verschanzen und nun auf die Gelegenheit lauern, wieder einzubrechen. Und man versteht es auch, daß diese Leute nach einem wilden jungen Leben fast immer in den strengsten Formen, die die Kirche ihnen bot, von der Welt sich abwandten. Denn die Kirche besaß in all dieser Zeit eigentlich allein Ideale, die über den bloßen Nützlichkeitssinn des Tages hinausgingen.

Spät abends noch machen wir einen Gang durch das Städtchen. Im Schein des beinahe vollen Mondes ragen die dicken, scharfkantigen Türme. Noch stehen ihrer dreizehn von den fünfzig, die einst fast jedes größere Haus zu einer Festung gemacht haben. Hallen und Bogengänge liegen im Dunkel und scheinen Unheimliches zu verbergen. Düster ragen die kahlen Wände der hohen Häuser. Auch der

Domplatz ist lichtlos, und phantastisch überschneiden sich die langen Schatten der ringsum starrenden Türme. Da und dort bricht aus Scheiben der Schein eines Lichtes. Die meisten Menschen aber suchen im Freien, vor den in alten Bogenhallen untergebrachten Cafés — wohl frühere Landsknechtsschenken — etwas Erfrischung nach dem heißen Tage. Nie und nirgends habe ich so viele wirksame Theaterdekorationen gesehen wie hier. Es ist, als sollte einem ein Schaustück längst abgestorbenen Tuns und Treibens verlebendigt werden.

Das Licht des nächsten Tages, der der Besichtigung der zahlreichen Denkmäler gilt — vor allem Benozzo Gozzoli läßt sich hier studieren —, verändert nicht viel an diesem Eindruck. Zuweilen sieht man jetzt das Streben, auch der glatten Mauerfläche eine heimliche Schönheit abzugewinnen. Da und dort sind farbige Terrakotten eingelassen. Schlanke weiße Marmorsäulen als Träger der gotischen Bogenfelder der Fenster bringen einen lichten Ton in das sonst so düstere Bild.

Gegen Abend verlassen wir dieses leider in steigendem Maße der Fremdenmode anheimfallende Stückchen Mittelalter und fahren nach Poggibonsi hinunter. Ganz anders, als am gestrigen Tage, steht jetzt vor grau behangenem Himmel die turmreiche Stadt wie eine scharfgeschnittene schwarze Silhouette. Poggibonsi liegt unten an der Bahn und ist ein großer Marktflecken ohne ausgeprägten Charakter. Es sei denn, daß es wie auch bei uns solche kleinen Städtchen mitten im Ackerland, eine Unmasse Wirtshäuser und in diesen eine erstaunlich große Zahl trinkfester Männer zeigt. Das heißt, die meisten schlürfen wohl Kaffee, den sie sich allerdings auf mannigfache Weise würzen. Aus ihrer lärmenden Unterhaltung braucht man nicht auf allzuviel Alkoholgenuß noch auf bald ausbrechenden Streit zu schließen, obwohl die meist kartenspielenden Tischgenossen jeden Augenblick mit Köpfen und Händen wie Kampfhähne aufeinander loszielen.

Bei der Weiterfahrt am nächsten Morgen sehen wir dann droben die ganz riesige quadratische Festungsanlage aus der Medizeerzeit. Unweit davon grüßt das Klösterchen San Lucchese herab. So stehen vielfach Gebäude in einer leichten Sattelung eines Bergrückens, und die Baumkronen überschatten dann gleich Schirmen die Mauern. Überhaupt, trotzdem das Gelände hier viel flacher ist, weil die Talsohle bedeutend ansteigt, bewahrt das ganze Land seinen zerrissenen, welligen Charakter. Und jedes Bauernhäuschen ist so in den Raum gestellt, daß es mit seinen einfachen, rechtwinklig aufeinanderstoßenden Linien immer einen beruhigenden Abschluß gibt. So wirken dann auch die Gruppen von Pinien und Zypressen, die wie Säulen und Kuppeln nebeneinander stehen, immer als starke und ausgleichende Linienführung in der ganzen Landschaftssilhouette. Man braucht ja natürlich bei all diesen Anlagen nicht immer von einem bewußten Raumgefühl zu sprechen. Es war den Leuten eben zur Natur geworden, daß sie instinktmäßig das Richtige trafen. Jetzt freilich ist dieses Gefühl verloren gegangen, und es ist kaum ein neu erbautes Haus, ob groß oder klein, zu sehen, das sich so erhöhend und steigernd in die Landschaft einfügt. Mir bleibt es das Unbegreiflichste, wie in diesem Lande die künstlerische Überlieferung so vollkommen zerstört werden konnte, wie es eigentlich auf allen Gebieten der Fall ist.

Der Charakter des Tales verliert sich in den einer breiten, welligen Hochebene. Fruchtbares Gelände. Durch Weizen- und Maisfelder ziehen in langen geraden Reihen die Reben tragenden Ulmen. Da steht überraschend plötzlich in der Ebene das mit Mauern und Türmen stark bewehrte Staggia mit einem zum großen Teil zerfallenen, aber in etlichen Räumen noch immer bewohnten Kastell, das in die Befestigung mit eingezogen ist. Bei der ganz einsam liegenden Bahnstation Castellina in Chianti huldigen wir dankbar dieser edlen Bacchusgabe, trotzdem das eigentliche Chiantigebiet ja beträchtlich nach Nordosten liegt und die italienische Bahnverwaltung den hier in heißen Zügen schmachtenden Romfahrern mit dem Namen des fast drei Stunden entfernt liegenden Ortes wohl nur die schöne Erinnerung an edle Trinkgenüsse verschaffen wollte. Bald danach fahren wir am Fuße des Hügels vorbei, den Monteriggioni krönt. Von unten sieht man nur die von etlichen Türmen überragte Mauer, die schwarz aus dem Gebüsch aufstarrt. Ein ganz seltsames Bild, das auch Dantes scharf zusehenden Augen sich so eingeprägt hatte, daß es ihm in Erinnerung kam, als seine geistigen Augen drunten im neunten Höllenkreise die Giganten erblickten:

Denn wie mit hohen Türmen in der Runde
Montereggionis Steinbastein sich krönen,
So türmte hier auch, halben Leibs im Grunde,
Sich um den Brunnenrand von Riesensöhnen
Ein ungeschlachter Kreis.

Der heiße Mittag brütet über der Landschaft, doppelt drückend, weil der Himmel sich umzogen hat. Zikaden überlärmen das Rauschen eines fernen Baches. Immer mehr bildet sich der Charakter der Hochebene heraus. Nun führt die Straße durch weitgestreckte Eichenwälder. Hinter ihnen wird der Blick frei auf einen weiten Kreis von Bergen. Vom hintersten winkt wie eine riesenhafte Gralsburg Siena.

* * *

Unsere letzte Wanderfahrt nahm ihren Ausgang von Lucca, das von den Italienfahrern viel zu wenig besucht wird. Es gehört zu den Städten, in denen man am liebsten den ganzen Tag und erst recht die Nacht — denn da wirken die Silhouetten am schärfsten — in den Straßen herumbummeln möchte. Platz schiebt sich an Platz, aber durch enge Straßenquerungen so geschieden, daß jeder für sich wirkt. Überall köstliche Durchblicke. Eine Masse von Palästen, in denen Mittelalter, ja Antike, Renaissance und Rokoko feierlich nebeneinander stehen. Denn Lucca hat insofern Glück gehabt, als es nicht viel von Kriegswirren heimgesucht wurde und wenig unter Zerstörungen litt. Ich habe kaum eine zweite Stadt getroffen, bei der man so das Gefühl hat, daß eine fürstliche Hofhaltung da sein müßte. Aber ja nichts Steifes; vornehmes Amüsement, leben und leben lassen. Also eigentlich Rokokostimmung, noch mehr die der Reaktion nach der napoleonischen Periode: man fühlt sich wohl und drückt beide Augen zu vor allem, was Unbehagen wecken könnte; nur keine Aufregung.

Die Luccheser haben einen einzig schönen Spaziergang auf dem fast fünf Kilometer langen Festungswall, der so breit ist, daß er für eine prächtige Baum-

allee Platz bietet. Hier genießt man in beschaulichem Wandern die Blicke auf die turmreiche, winklige Stadt und hinaus über das in Fruchtbarkeit strotzende Gartenland, dessen Erträgnisse Lucca zu einer der wohlhabendsten Städte Italiens machen. Nach West und Nord bilden dann die runden Kegel der Pisaner Berge, die in unzugänglicher Wildheit starrenden Apuanischen Alpen und verschwimmender die Apenninen einen wechselvollen Hintergrund.

Wenn man durch das Tal des Serchio nach den altberühmten Bagni di Lucca, deren Name uns Deutschen durch Heines halb novellistische, halb satirische „Bäder von Lucca" vertraut ist, hinauffährt, so ist die Landschaft zunächst, wie wir sie auf hunderten holländischer Bilder gesehen haben, zumal wenn, wie heute, der Himmel leicht überzogen ist. Dämme sind gegen den Fluß gezogen, überall Weidenbäume und schlanke Pappelreihen. Allerdings, wenn man genauer zusieht, stehen dazwischen Oliven und Feigen, und die Pappelalleen werden von den rebenüberspannten Ulmengängen durchschnitten. Der Luccheser Wein ist nicht berühmt, wohl aber das Öl und auch die Seidenzucht.

Als wir dann erst durch die nächsten Dörfchen hindurch sind, wandelt sich das Landschaftsbild, und es mag einem wohl sein, als führe man durchs untere Aaretal. Drunten der stattliche Serchio, der in vielen Windungen dem Meere zueilt. Auch jetzt wasserreich, muß er, wie das breite Geröllbett zeigt, zu manchen Zeiten ein ganz wilder Geselle sein. Die ziemlich hohen Talwände sind reich bewaldet und bringen mit ihrem üppigen Grün in Grün den Augen wohltuende Erquickung. Städte, Dörfer stehen meist am jenseitigen Ufer des Flusses. Fast alle zeigen die jetzt nur noch zur romantischen Zier dienenden wuchtigen Wehrtürme aus alter Zeit. Es ist auch bei diesen Türmen die Einfachheit, die ihnen ein so starkes, großes Aussehen verleiht. Es fehlt jegliche Spielerei in Erkern und Gesimsen; nur die Fläche wirkt. Man merkt, daß alle diese Bauwerke einer von unaufhörlichen Kriegswirren heimgesuchten Zeit entstammen, in der bei diesen Turmbauten nur auf die Wehrhaftigkeit gesehen wurde.

Viel häufiger betätigt sich die künstlerische Schöpferlaune in Brückenbauten. Eine der kühnsten ist die hier vor Borgo a Mozzano liegende Ponte della Maddalena, die ihren Volksnamen „Teufelsbrücke" wohl verdient. Ganz schmal wirft sie nach einigen kleinen Seitenbögen an beiden Ufern den riesigen Mittelbogen auf einmal ganz hoch hinauf über den Fluß weg. Sie soll 1322 von Castruccio Castracani erbaut worden sein, einer der fesselndsten Gestalten aus der an seltsamen Abenteurererscheinungen überreichen Geschichte des italienischen Mittelalters. Das ganze Gebiet von Lucca, vor allen Dingen aber auch die toskanische Seeküste, erinnert in verwegenen Festungsanlagen, aber auch in sehr geschickten Nutzbauten und Straßen immer wieder an diesen Mann, der durch fünfzehn Jahre Herzog von Lucca war. Als überzeugter Ghibelline hatte er seine Jünglingsjahre auf der Flucht in fremden Kriegsdiensten verbringen müssen, ist aber als Mann einer der gefürchtetsten Tyrannen Norditaliens geworden. Der berühmte Florentiner Chronist Giovanni Villani findet als Zeitgenosse über diesen ihm verhaßten Mann, den schon Machiavelli zum Helden eines historischen Romans gemacht hat, die treffende Bezeichnung eines „großartigen Tyrannen". Und trotz seiner trefflichen

Bürgergesinnung merkt man dem Florentiner Chronisten die Bewunderung für diesen keiner sozialen Ordnung sich fügenden, durch Klugheit und Tapferkeit weit über seine Umgebung hinausragenden Despoten an. „Er war eine große Geißel für seine Bürger und die Florentiner und Pisaner und Pistojeser und alle Toskaner in den fünfzehn Jahren seiner Herrschaft. ... Fest bildete er sich ein, Herr von Florenz und König von Toskana zu sein. Ob seines Todes waren die Florentiner sehr froh und kaum konnten sie glauben, daß er gestorben sei."

Das Luccheser Ländchen hatte ihm jedenfalls sehr viel zu danken, wie es überhaupt mit seinen absolutistischen Herrschern Glück gehabt hat. Denn auch die alten Straßenanlagen sind schon ganz ausgezeichnet, und es wird kaum eine andere Gegend in Italien geben, die so vorzüglich bewaldet ist. Darum ist es auch wasserreich und in der Lage, jedes Fleckchen der fruchtbaren Erde auszunutzen. Lucca selbst liegt, wie fast alle diese Badeorte, in einem reich bewaldeten Bergkessel, den Krümmungen eines munter plaudernden Flüßchens folgend. Die lang hingestreckten, ineinandergeschobenen Dörfer, die zusammen den Badeort bilden, lagen noch ziemlich öde in dem unangenehmen Zustande des großen Reinemachens für die bevorstehende Saison. Sicher aber kann in dieser der Anblick der Natur kaum mehr so frisch sein wie jetzt, wo das Grün der sich übereinander vorschiebenden Hügelwände noch in vollem Safte prangt und zahllose Singvögel die Hänge beleben.

Die Wanderung des nächsten Tages, das Tal der wasserreichen Lima hinauf, hielt in mir das Gefühl einer Alpenpaßwanderung wach. So großzügig sind die Linien der Berge, so gewaltig ergreift das ganze Bild. Aber auch hier der unüberbrückte Gegensatz zwischen Nord und Süd. Es ist immer dasselbe, ob Natur oder Kunst: im Norden wirkt alle Größe erschütternd, sie ist Ergebnis ungeheurer Kämpfe, die wir noch spüren; hier im Süden erwächst die Monumentalität aus einer heiteren Herrschaft. Auch hier mag der Kampf vorangegangen sein, aber wir fühlen nichts von ihm oder er wirkt als ein kurzer Kampf mit rascher Entscheidung, nicht als ein langes schweres Ringen. Auch heilen die Wunden rascher, so daß man ihrer nicht mehr denkt. — Gewiß, eine Alpenpaßwanderung. Aber die Berghänge sind mit fruchtbaren Kastanienwäldern bestanden. In den Talkesseln stehen hier noch immer Oliven und Reben, alles ist voll strotzender Fruchtbarkeit. Und auch die Höhen ringsum sind beherrscht von Menschenwerk. Überall ragen Türme; an manchen alten, halb zerfallenen ist jetzt ein neues Kirchlein gebaut; in hohen Sattelungen oder auch auf steilen Hängen stehen Dörfchen, und so ergibt sich — der Talkessel bei Casole ist dafür besonders charakteristisch — immer wieder diese eigenartige Mischung von Wildheit und Kultur. Der Wechsel zwischen eng zusammengeschobenen Waldschluchten und steilen Talkesseln ist das eigentümliche Gepräge dieses Weges, den wir bis zur alten Grenzfeste Lucchio verfolgen, die schier unzugänglich auf einem Berggrat hängt. Dann zwingt uns die immer drohender sich häufende Bewölkung zur Heimkehr. In strömendem Regen langen wir in Lucca an. Durch das von Regen und schwerem Gewölk eingehüllte Land trägt uns der Zug dem Meere zu.

Der nächste, wieder in strahlendem Sonnenschein strahlende Morgen behebt

nicht den unangenehmen Eindruck, den Viareggio auf uns gemacht hat, als wir spät abends durch die verregneten Straßen nach einem guten Tropfen fahndeten und schließlich in einer Fischerkneipe landeten, die den lockenden Namen „L'Assassino“ (der Mörder) trug. Es ist ein rechter Modebadeort mit einem allerdings ganz wundervollen Badestrand, an dem aber weit hinaus die Verkaufsbuden und riesigen Restaurants den Blick aufs Meer verdecken. So tut man gut, sich möglichst rasch seitwärts in den alten Hafen zu flüchten, wo das wirre Durcheinander des Takelwerks zahlreicher Segelschiffe im flirrenden Sonnenlichte ein Bild von eigenartiger Wildheit ergibt.

Dann aber benutzen wir den ersten Zug nach dem nahegelegenen alten, prächtig in die Berglehne hinein gebauten Städtchen Pietrasanta und streben von dort dem noch weniger in Schwung gekommenen Badeorte F o r t e d e i M a r m i zu. Schon die in der Entfernung kurze, aber durch die sandigen Wege lang dauernde Wagenfahrt macht uns mit den eigenartigen, von den unsrigen abweichenden Strandverhältnissen bekannt. Vor Zeiten hat das Meer sicher bis an den Fuß dieses kühnen, in pittoresker Zerklüftung aufsteigenden Gebirges gereicht. Das heißt, das Wort „aufsteigend“ gibt die Empfindung nicht richtig wieder. Es ist wie bei der Architektur dieses Landes: kein Entweichen nach der Höhe, kein sich Verflüchtigen in den unendlichen Raum. Die außerordentliche Klarheit der Konturen, das reiche Farbenspiel, das ganz oben die allerhellsten Töne zeigt, erweckt so den Eindruck des Beherrschtseins dieser ungeheuren Massen durch einen gewaltigen Gestalterwillen, daß man die unerschöpfliche Vielheit als ein einziges Ganzes empfindet. Wie ein Michelangelo seinen David aus einem ungeheuren Felsblock heraushieb, so scheint dieses ganze riesige Gebirgsmassiv von einer gestaltenden Götterhand planvoll herausgearbeitet. Das Spiel der Farben bei der wechselnden Beleuchtung kann die kühnste Phantasie sich nicht vorstellen. Es geht vom Schwarzblau bis zum blendenden Weiß. In hellerem Silber blitzt kein Gletscher im Sonnenschein, als der Carchio, dessen Gipfel aus ungeheuren Marmorbrüchen besteht. Denn die Gipfel enthalten den besten Stein und so werden zu mühseliger Arbeit diese Höhen täglich bestiegen, die auch dem gewandten Touristen reichliche Anstrengung kosten.

Das Meer ist für diesen Landstrich eine gute Macht. Es verzehrt nicht, sondern trägt herbei. Und was als Sand angeschwemmt wird, ist nicht bloß zerriebenes unfruchtbares Gestein, sondern enthält so viele Stoffe von Muscheln und allerlei Meergetier, daß die Keime üppiger Fruchtbarkeit in dem scheinbar so öden Boden liegen. Jedenfalls ist der Landstrich zwischen den Bergen und dem Meere ein herrlicher Garten, in dem alles wächst. Die Felder voll schweren Getreides oder hoch aufgeschossenen Maises sind von den rebenbeschwerten Ulmengängen eingerahmt. Dann folgt dem Meere zu die Pineta, ein von zahlreichen Wassergräben durchzogener Pinienhain, der beim ersten Eindruck an einen nordischen Kiefernwald erinnert. Beim Eintritte aber sehen wir uns in einem Urwald, so üppig ist das Bodengewächs, so reich der farbige Blumenflor, über dem sich Tausende von Schmetterlingen wiegen. Vom Schwarz der Pinien stechen die Silberpappeln, die neben jenen den Hauptbestand abgeben, in hellen Flecken ab. Anderes Laub-



gehölz bringt in bunter Abstufung das sattere Grün hinein. An diese alte Pineta schließt sich die junge, die erst mühselig Fuß faßt und in den vielen kahlen Stämmen zeigt, daß der Boden nur in opfervollen Kämpfen der Fruchtbarkeit erobert wird. Danach folgt die lange Reihe der Villen, deren Bewohner es in zäher Arbeit verstanden haben, dem Boden schöne Weingärten abzugewinnen. Nur heißt es, sich durch dicke Binsenwände gegen den Libeccio schützen, den Südwestwind, der vom Meer die Salzluft hereinträgt, die alle Blätter verzehrt. Vor den Villen liegt in breiter Sandfläche der wunderschöne Badestrand. Und dann schweift der Blick hinaus ungehemmt aufs weite, in allen Tönen wechselnder Bläue schimmernde Meer.

Nie vergesse ich die Nacht, die wir hier auf dem Dache einer Villa verbrachten. Von fernher klang Mandolinenspiel, das dann auch bald verstummte. In tiefem Blau wölbte sich die Sternenkuppel. Wie klein, kaum noch sichtbar, sind nun drüben die am Tage so mächtig wirkenden Bergwände! Es ist ja auch wahr: an den unendlichen Maßen des Himmelsgewölbes gemessen, sind die höchsten Berge nur Maulwurfshügel. Und nur das Meer, dessen Rauschen wie ferne Orgelmusik herübertönt, wirkt in seiner Schlummerlosigkeit wie ein Abbild des Unendlichen.

Auch die Eisenbahnfahrt der Küste entlang nach Norden zu bietet hohen Genuß. Sie zieht sich an der fruchtbaren Hügelwand hin und führt ganz nahe an das Marmorgebirge heran. Die Küste ist mit Städtchen, Flecken und Weilern wie übersät, von allen Gebirgsvorsprüngen ragen mächtige Festungsbauten, die der oben erwähnte Castruccio Castracani zur Sicherung seiner Herrschaft und auch wohl des Landes gegen räuberische Überfälle erbaut hat. Schon die Anlage der Dörfer auf Felsenhöhen, die sich leicht zu Naturfesten ausbauen ließen, war vom Selbstschutz geboten, denn gerade diese Küste erfreute sich besonderer Beliebtheit bei den räuberischen Sarazenen. An Carrara geht es vorbei, der Heimat des berühmten Marmorsteines, vorbei an Montignoso, dessen Name durch eine „unliebsame Affäre" — man bestaune die Macht der Presse — aller Welt bekannt geworden ist. Flüchtig sieht man die Ruinen des alten etruskischen Luna, das die Sarazenen ums Jahr 1000 zerstört haben. Dann sind wir an unserem Ziel Sarzana.

Auch dieses von alten Mauern umwehrte Städtchen besitzt auf der Höhe eine von Castruccio erbaute Feste. Und jedes Dörfchen scheint eine Festung zu sein, so kühn und trutzig stehen sie alle ringsum auf den steilen Höhen. Keines verwegener als Trebbiano, das nach allen Seiten hin die reizvollsten, in ganz verschiedenartiger Weise von Burg und Turm beherrschten malerischen Blicke gewährt. Unser Wagen fährt jetzt durch große Wälder von Olivenbäumen, die die Berghänge und Täler über und über bedecken. Hier nicht zu so niedriger Weidenform zugeschnitten, wie in der Umgebung von Florenz, erwecken diese Olivenwälder mit ihrem silbrigen Graugrün den Eindruck wogender Wassermassen; wie Inselchen schwimmt darin das tiefere Grün einzelner Baumgruppen, das Schwarz der Zypressen. Dazu die Häuser mit ihren roten Dächern, auf den Höhen die turmgekrönten Dörfer, alles ist voll lusterfüllter Farbigkeit.

Zur lachenden Seligkeit aber wird die Schau, als bei einer Wendung der in raschen Kehren abfallenden Straße sich der Blick aufs Meer eröffnet. Der Golf

von Spezia liegt zu unseren Füßen. Das große Halbrund, dessen nordwestliche Spitze von den Inselchen Palmaria und del Tino gebildet wird, die aber ganz genau in Linie und Form die Fortsetzung des vom Lande herabziehenden Bergkammes sind, zerfällt in zwei Buchten, deren obere uns verschlossen bleibt, da ein beträchtlicher Hügelkamm, dessen letzte Spitze von einem alten Kastell gekrönt ist, dazwischen vorspringt. Am Fuß des Kastells liegt San Terenzo. Gegenüber das andere Horn birgt in seiner tiefsten Wölbung Lerici, das von einer stattlichen gotischen Burg beherrscht wird.

Byron und Shelley, auch unser Platen haben die Schönheit des Golfes von Spezia besungen. Die Mischung von Größe und Liebenswürdigkeit, von üppiger Bebauung und fast schauerlich wirkender Verlassenheit in einzelnen kleinen Buchten, die die Natur hier darbietet, erhält noch erhöhte Reize durch die von wild bewegter Vergangenheit zeugenden Bauwerke und doch auch durch die mit allen Mitteln der Neuzeit für erneute Kämpfe gerüsteten Bollwerke des modernen Kriegshafens.

Im kleinen Segelboot lagen wir die ganzen Tage auf dem Wasser. Einmal ging's die Küste nach Süden entlang, mit ihren vielen kleinen Einbuchtungen, die hinter Klippen ganz versteckt sind. Mit den Höhlen am Strande sind sie wie gemacht zum Lauerplatz für kecke Piraten. Dann weiter bis zur größeren, aber auch ganz einsamen Fiascalinobucht, wo dicht am Meeresstrand ein Süßwasserquell emporschießt. Wie schön ist hier die Rast unter dem zwischen zwei Baumstämmen als Dach aufgespannten Segel! Drunten um die zerfressenen Klippen herum spielen in dunklen Farben, wie versunken in Selbstbeschaulichkeit, die Wasser, die sich aus dem großen Weltmeer verloren haben, auf dessen unendlich weiter, wie graublauer Stahl leuchtender Masse der Blick in die Ferne sich verliert.

Dann wieder landen wir bei dem Fischerdörfchen Tarebba. Wie Dohlen an einer Felswand sich einnisten, so sind hier Häuschen an den Felsen geklebt, hineingezwängt, über- und durcheinandergeschoben. Wenn man durch das Gewirr der auf und ab steigenden Gäßchen und Winkel durchgekrochen ist, hat man immer noch keine rechte Vorstellung von der Anlage des Ganzen, das ja auch keinem „Plane“ sein Dasein verdankt, sondern dem Herdentrieb des Menschen, der auf dem engen Raum, auf dem einer ein sicheres Plätzchen gefunden hat, auch für sich noch die schützende Unterkunft zu gewinnen strebt.

Am nächsten Tag geht es viel weiter ins Meer hinaus um die Inseln herum. Während sie nach dem Hafen zu schön bewaldete Abhänge zeigen, fallen sie nach draußen als nackte, schwarze, unzugängliche Felswände ins Meer. Eine enge Wasserstraße führt in die kleine, sichere Bucht von Porto Venere. Wie riesige farbige Kisten sind drunten am Strand die Häuser aneinandergeschachtelt. Darüber schauen die alten Befestigungen heraus, die in ihrer prunkenden Offenheit wie harmlose Schmuckanlagen wirken, im Vergleich zu den Forts der Neuzeit, die sich gleich tückischen Mördern zu verstecken suchen. Rasch eilen wir durch die einzige Dorfstraße dem auf steiler Felsenhöhe ragenden Kirchlein San Pietro zu. Hier soll einst ein Tempel der Venus gestanden haben. Er ist längst zerfallen. Und zerfallen ist auch die christliche Kirche, die auf seinen Mauern errichtet worden. Im

Verfall ist sogar der Fels, den das Meer so zernagt, daß die von Byron besungene Arpaia-Grotte vom Untergang bedroht ist. Aber noch das gleiche wie vor Jahrtausenden ist das weite, unendliche Meer, auf das ein nirgends begrenzter Blick sich eröffnet. Auf gleicher Bahn wie seit undenkbaren Zeiten senkt auch heute sich die Sonne dem Wasserbette zu. Wie große Vögel kommen mit weit gespannten Segeln die Fischerboote in den schützenden Hafen heim. Unermüdet, wie festgebannt, folgt der Blick ihrem Lauf. Blau, gelb, rot, weiß schillern sie im Lichte. Da auf einmal erscheint das Segel des Bootes an der Spitze ganz schwarz. Wie ein riesiger Totenvogel schwimmt es dahin, die anderen alle hinterdrein. Auch der Tod ist ewig, wie — das Leben. Doch hier im Anblick dieser in Schönheit lachenden Küste jubeln alle Lebensgeister in uns selber laut auf.

Es ist schon dunkle Nacht, als unser Boot, von starken Ruderschlägen geführt, Spezia zustrebt. Wie ungeheure Gespenster stehen auf dem Wasser Kriegsschiffe, doppelt schaurig und schwarz, wenn noch gerade zuvor das grelle Licht der Scheinwerfer sie abgeleuchtet hat. Dann heulen die Sirenen auf, Raketen steigen knatternd in die Luft als Kommandozeichen für die Schiffe oder die am Strande aufgestellten Batterien. Und immer von neuem rollen die furchtbaren Donner der Geschütze über die nachtschwarze Flut. Ein nächtliches Kriegsspiel. Möge es immer nur ein Spiel bleiben! Schrecklich ist der Gedanke, daß in diese blühenden Fluren von Menschenhand der Tod hineingeschleudert werde.

Spät in der Nacht erreicht unser Boot Spezia. Dann trägt mich der Nachtzug nordwärts, der Heimat zu, der ich in Liebe entgegenstrebe, doch mit der Sehnsucht im Herzen nach der Wiederkehr in dieses Land voll Sonne und Schönheit.



Schaffende Sehnsucht

Von

Ernst Schütte

Vieltausend Blumen blühen
Und sehen Wolken ziehn,
Und hören Bäche wandern,
Und fühlen Winde fliehn.

Es summen her die Bienen
Und summen wieder fort.
Für immer bannen Wurzeln
Die Blumen an den Ort.

Dann irrt durch ihre Säfte
Ein ungestillter Drang,
Dann gleiten Sehnsuchtsträume
Die Sonnenflur entlang.

Sie reifen all ihr Sehnen
Tief in die Frucht hinein,
Die wandert mit den Winden
Im Sonnenfeierschein. —

Des Alls Geheimnis spiegelt
Sich in dem kleinsten Bild:
Die Welt kann nimmer sterben,
Solang noch Sehnsucht quillt.





Die Eroberung der Luft

Das Heroenzeitalter unserer Luftschiffahrt neigt sich seinem Ende entgegen. Die Zeiten, da nur allzuoft der Erfinder in flammendem Sturze aus jäher Höhe herniederfiel und die Wucht des Falles vernichtete, was etwa das Feuer noch übrig ließ, jene Tage der Wölfert und Severo, der Bradsky und Schwarz sind heute vorüber. Die Überlebenden jener Kampfperiode, die Santos Dumont und Lebaudy, Zeppelin, Parseval und Groß haben zwar auch manchen Absturz mit durchgemacht und die wilde Wut von Feuer und Sturm kennen gelernt. Aber sie wahrten ihr Leben und heute ist die Schlacht gewonnen, der Sieg über die Elemente soweit errungen, daß er der Menschheit nicht mehr entrissen werden kann. Die erste Periode jenes herben Ringens, welches wohl am besten die Eroberung der Luft benannt wird, ist damit zum Abschluß gekommen, ein zweiter Abschnitt muß jetzt beginnen.

Wir haben heute, gleichviel ob wir die Konstruktion Zeppelins oder die der Parseval und Groß nehmen, lenkbare Luftschiffe zur Verfügung, die bei dem augenblicklichen Stande unserer Technik doch an zweihundert Tagen im Jahre die Atmosphäre behaupten, d. h. Fahrten unternehmen können. Schauen wir noch einmal in die zurückliegenden Jahrzehnte, so sehen wir, daß der heutige Stand gewissermaßen in zwei Etappen erreicht wurde. In der ersten mußten die Erfinder mit eigenen Mitteln arbeiten, bedeutete die Schaffung des Lenkballons nicht mehr als ein großes und recht kostspieliges physikalisches Experiment. Da aber der Reichtum nur zu den wenig verbreiteten Lastern zählt, so hatten die allermeisten Erfinder mit schweren Geldsorgen zu kämpfen und nur wenige, wie Santos Dumont oder Lebaudy konnten bei ihren Arbeiten aus dem Vollen schöpfen. Gar manche Katastrophe ist wohl darauf zurückzuführen, daß es den Erfindern eben am Notwendigsten gebrach, daß Schutzmaßregeln aus Geldmangel nicht durchgeführt werden konnten.

Im zweiten Abschnitt dagegen sind die Lenkballons bereits über das Stadium des physikalischen Experimentes hinausgediehen. Sie sind so weit, daß die Militärbehörden der verschiedenen Staaten sich dafür interessieren und die Versuche in irgendwelcher Form unterstützen, weil sie die jeweilige Konstruktion für die Zwecke der Landesverteidigung für wertvoll erachten. So bedauerlich es auch dem Idealisten erscheinen mag, daß eine so wundervolle Erfindung wie die des Lenkballons sofort wieder für Krieg und Mord benutzt werden soll, so hoch muß man auch andererseits die militärische Unterstützung in die Rechnung stellen. Viele Millionen sind von den Landesverteidigungen der einzelnen Staaten für die Förderung und Durchführung dieses Problems geopfert worden, und wenn wir heute überhaupt den Lenkballon besitzen, so ist das nicht zum wenigsten dem Militär zuzuschreiben.

Aber diese Förderung kann naturgemäß nur bis zu einem bestimmten Grade reichen. Der Staat hat ein Interesse daran, eine Luftflotte zu haben, wie ihm auch an einer Kriegsmarine liegt. Dabei ist ihm das einzelne Luftschiff ebenso wie das einzelne Seeschiff entweder Aufklärungs- oder Kampfmittel. Dagegen liegt das Luftschiff in seiner Eigenschaft als Transport- und Verkehrsmittel und alles, was damit in unmittelbarem Zusammenhang steht, außerhalb des direkten Staatsinteresses. Wir wissen aber, daß zur See neben der Kriegsflotte die Handelsflotte besteht, deren Bedeutung für das Wirtschaftsleben der Völker ganz außerordentlich ist. Nun wird die Frage akut, inwieweit wir auch für das Luftmeer etwas derartiges zu erwarten haben.

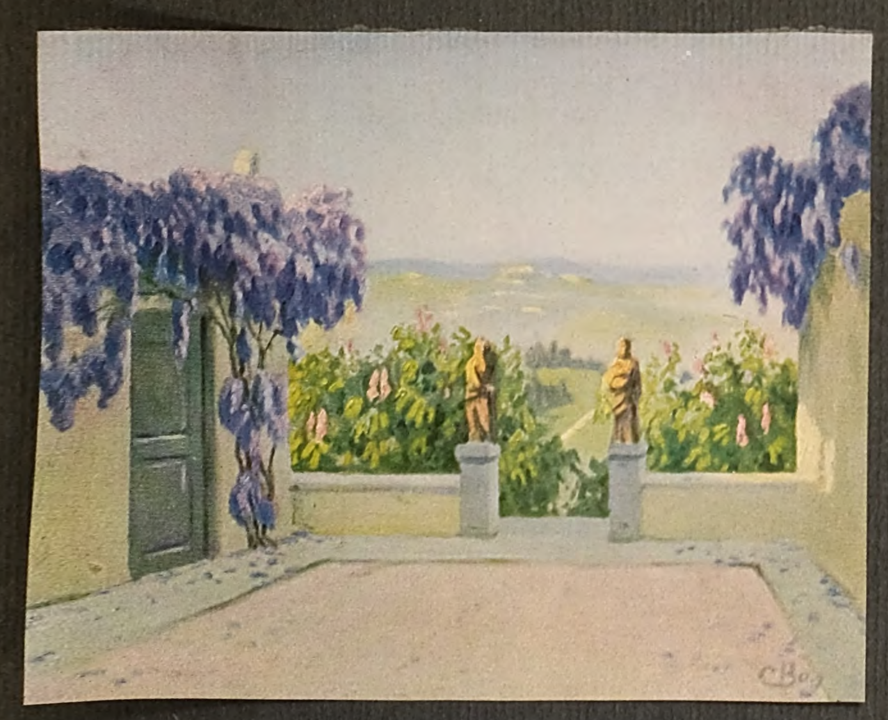
Es darf heute als feststehend gelten, daß für die nächst absehbare Zeit das Luftschiff für den eigentlichen Gütertransport nicht in Frage kommen kann. Der wird auf dem Lande stets der Schiene, zur See dagegen möglichst großen und nicht allzu schnellen Dampfern überlassen bleiben. Anders dagegen sieht es mit dem Personenverkehr aus.

Dem Schnellverkehr ist hier zu Wasser eine ganz bestimmte Grenze gezogen. Die deutschen Schnelldampfer, welche dreiundzwanzig Knoten, d. h. etwa zweiundvierzig Kilometer in der Stunde machen, arbeiten eben noch gerade wirtschaftlich. Die englischen Schnelldampfer Mauretania und Lusitania hingegen, die es auf etwa siebenundvierzig Kilometer bringen, sind bereits völlig unwirtschaftlich, erfordern einen Jahreszuschuß seitens der englischen Regierung, der in die Millionen geht. Wir können also heute bestimmt sagen, daß die Grenze für einen wirtschaftlichen Schnellverkehr zu Wasser bei zweiundvierzig Kilometern pro Stunde liegt. Wenn jemals wir von einem Verkehrsmittel träumen, das etwa die sechstausend Kilometer des Atlantischen Ozeans in sechzig Stunden oder zwei und einem halben Tag zurücklegen soll, so wird das immer das Luftschiff sein müssen, denn an eine Untertunnelung des Ozeans wird man im Ernste nicht denken können. Hier also steht das Luftschiff als Mittel des Personenverkehrs konkurrenzlos da. Hier bietet sich ihm sofort ein großes Wirkungsfeld, sofern es nur gelingt, den Betrieb sicher und wirtschaftlich zu gestalten.

Darüber hinaus wird für den Personenverkehr auch der Betrieb von Überlandluftlinien in die Erörterung zu ziehen sein. Hier aber besteht sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit wie auch in bezug auf die Wirtschaftlichkeit die scharfe Konkurrenz der Eisenbahnen. Und doch werden sich diese Landlinien zuerst entwickeln müssen, denn man wird erst über die See gehen können, nachdem die Sicherheit der Luftfahrzeuge noch eine erhebliche Verstärkung erfahren hat.

Die Entwickelung muß jetzt allmählich in jenes dritte Stadium aller technischen Dinge treten, in welchem die Wirtschaftlichkeit eine Hauptrolle spielt. Wir fanden ähnliches bereits in der Automobiltechnik. Erst schnelle Wagen, dann betriebssichere Wagen und schließlich wirtschaftliche Wagen. Mit dem lenkbaren Luftschiff stehen wir heute an der Grenze zwischen der zweiten und dritten Periode. Gewiß bleibt noch auf technischem Gebiete unendlich viel zu tun übrig. Aber nachdem Graf Zeppelin eine sechsunddreißigstündige Fahrt über eine Weglänge von zwölfhundert Kilometern ohne Havarie durchgeführt hat, darf schon von einer ziemlichen Betriebssicherheit gesprochen werden. Es wird also Zeit, die Wirtschaftlichkeit ernstlich ins Auge zu fassen.

Ganz allmählich werden sich die Luftschifflinien entwickeln müssen. Vorsichtig wird man mit kleinen Linien in der Nähe von Millionenstädten oder in landschaftlich besonders reizvollen Gegenden beginnen müssen. Dabei wird es den Unternehmungen ganz besonders zustatten kommen, daß eine Luftfahrt ja für die überwiegende Menge des Publikums den enormen Reiz der Neuheit bietet, und daß daher für die ersten Jahre unzählige Menschen fahren werden, nicht um billiger oder schneller als mit der Eisenbahn zu fahren, sondern um das erhabene und erhebende Schauspiel einer Luftreise zu genießen. Bestehen doch auch heute auf zahlreichen deutschen Flüssen Dampferlinien, die weder schneller noch billiger als die Ufereisenbahnen sind und dennoch vorzüglichen Verkehr haben, weil eben ein beträchtlicher Teil des Publikums die Reize einer Dampferfahrt der Eisenbahnreise vorzieht.



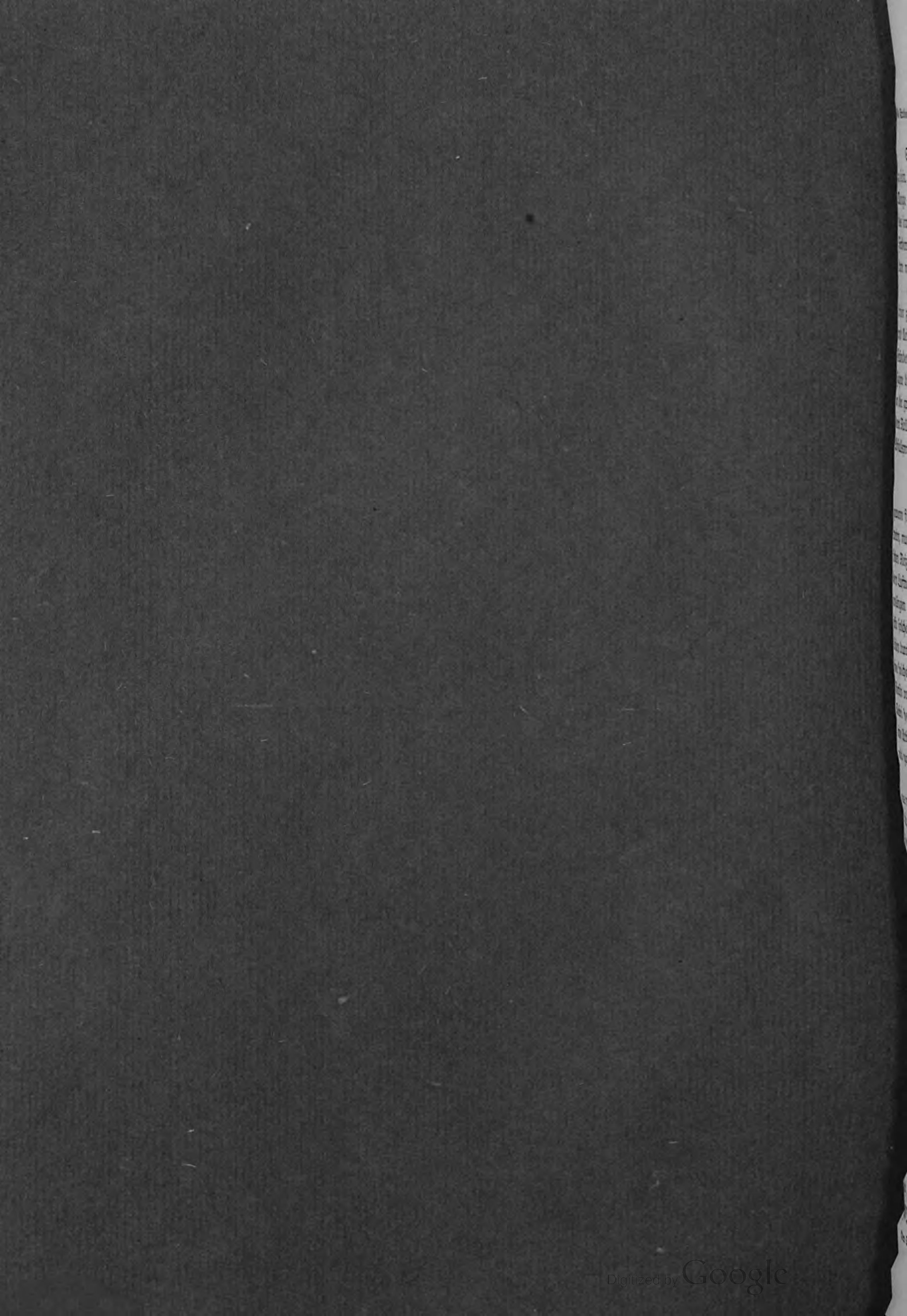
Villeneingang (Fiesole)
Morgenstimmung im April

Carlo Böcklin



S. Gimignano

Carlo Böcklin



So brauchen auch die ersten Luftschifflinien nicht billiger und schneller als die Eisenbahnen zu sein. Es wird genügen, wenn sie ihre Fahrten zu solchen Preisen veranstalten, daß die große Menge des Mittelstandes sie erschwingen kann. Weiter wird bei solcher Kalkulation natürlich das investierte Kapital eine genügende Verzinsung und Amortisation finden müssen, eine Forderung, welche die untere Grenze der Fahrpreise bedingt. Auf Grund dieser Voraussetzungen kann nun die genaue Kalkulation beginnen.

Grundsätzlich wird man dabei zweierlei zu unterscheiden haben, nämlich große Überlandlinien zwischen zwei bedeutenden Städten über Strecken von mehreren hundert Kilometern und kleinere Rundfahrtlinien, deren Länge man beliebig bemessen kann, aber aus praktischen Gründen im Anfange jedenfalls kleiner als fünfzig Kilometer halten wird. Als vor etwa einem Jahre die Errichtung solcher Luftschifflinien zuerst ernstlich debattiert wurde, dachte man zunächst an die großen Überlandlinien. Dabei spielte die Stadt Bitterfeld in allen Projekten eine besondere Rolle, weil die dort belegenen chemischen Werke Gelegenheit geben, den Wasserstoff, der als Abfallsprodukt entsteht, zu ganz außergewöhnlich billigen Preisen zu fassen. Der alte Reisevers:

Sehn wir uns nicht in dieser Welt,
So sehn wir uns in Bitterfeld,

gewann für den Luftverkehr von neuem Bedeutung. Ohne der Stadt Bitterfeld zu nahe zu treten, muß nun aber doch gesagt werden, daß gerade diese Gegend so ziemlich aller landschaftlichen Reize entbehrt. Rübenfelder und Fabrikschornsteine sind ja ganz nützliche Sachen, aber dem Luftreisenden bieten sie ein wenig erfreuliches Schauspiel. Ferner kamen dabei Fahrtenlängen heraus, die allzu hohe Fahrpreise bedingten. Ziemlich allgemein wurden die Projekte solcher langen Linien daher sehr schnell fallen gelassen und desto eifriger die Rundfahrtlinien durchkalkuliert. Bekannt ist es ja durch die Tagespresse geworden, daß der Zeppelinkonzern eine solche Linie mit Luzern als Ausgangsstation plant, weniger bekannt vielleicht, daß auch in Berlin von fachmännischer Seite am Problem einer Berliner Rundfahrtlinie gearbeitet wird. Dabei handelt es sich zunächst natürlich um die Aufstellung einwandsfreier Kostenanschläge, eine Arbeit, die heute um so schwieriger ist, als die Wirtschaftlichkeit bisher erst in letzter Linie und ganz nebensächlich behandelt wurde.

Es erscheint nicht angebracht, auf diese Rentabilitätsberechnungen, die zunächst ja durchaus vertraulich und intern sind, öffentlich einzugehen. Immerhin mag das erfreuliche Endergebnis mitgeteilt werden, daß ein Gesellschaftskapital von einer Million Mark eine durchaus befriedigende Verzinsung und Amortisation in einer Berliner Linie finden könnte, welche einstündige Rundfahrten etwa über den Raum vom Zentrum der Stadt bis zu den Havelseen veranstaltete und dafür einen Preis von zwanzig Mark für das einzelne Fahrtbillet erhebt. Es ist wohl anzunehmen, daß sich bei solchem Fahrpreise in einer Millionen- und Fremdenstadt, wie Berlin es ist, genügend Publikum finden wird, um den Betrieb der Gesellschaft auf Jahre hindurch sicher zu stellen. Geht man dabei über die allereinfachste Kalkulation hinaus und zieht auch noch in Berücksichtigung, daß bereits die Ankunft und Abfahrt der Luftschiffe ein interessantes Schauspiel ist, daß sich daher mit der Luftschiffhalle unter allen Umständen ein bedeutender Restaurationsbetrieb verbinden ließe, dessen Erträge etwa in Form von Pachtzins zum Teil der Gesellschaft zugute kommen könnten, bedenkt man schließlich, daß ein sehr großes Publikum gern eine Mark oder fünfzig Pfennige bezahlen würde, um die Nachfüllung und den Aufstieg der Luftschiffe aus nächster Nähe zu betrachten, so ergeben sich hier weitere Einnahmequellen, die den Betrieb einer solchen Linie sogar als ein glänzendes Unternehmen erscheinen lassen.

Da aber das mobile Kapital für gute Sachen stets zu haben ist, so steht wohl zu hoffen, daß wir in sehr absehbarer Zeit die ersten kleinen Rundfahrtlinien erhalten werden und daß damit auch der erste Schritt zu einem wirtschaftlichen Luftlinienbetrieb getan wird. So wird sich die Sache jedenfalls zuerst entwickeln. Daneben muß man selbstverständlich auch die langen Überlandlinien im Auge behalten und energisch bestrebt sein, sie auf irgendwelche

Art und Weise zu realisieren. Freilich scheint es sicher, daß hierzu noch recht erhebliche technische Verbesserungen nötig sein werden.

Drei Dinge sind es, die augenblicklich den Luftschiffahrtsbetrieb wirtschaftlich so sehr belasten: die kurze Lebensdauer der Ballonhülle, welche recht starke Amortisationsquoten bedingt, die Gasdurchlässigkeit der Hülle, die einen erheblichen Aufwand für Wasserstoff zur Folge hat, und schließlich die Notwendigkeit, in den Motoren das teuere Benzin anstatt des zehnmal billigeren Kraftgases verbrennen zu müssen. Nach allen drei Richtungen hin werden die Techniker noch eine Riesenarbeit zu leisten haben. Es muß gelingen, Ballonhüllen zu schaffen, die länger als drei Jahre aushalten und das Gas absolut festhalten. Es wird ferner zweifellos sehr bald möglich werden, Gasgeneratoren und Generatorgasmaschinen auch für den Luftschiffbetrieb heranzuziehen. Dann aber wird der Fahrpreis dieser großen Linien, der jetzt für die Person und das Kilometer mit etwa 1.50 ℳ eingesetzt werden muß, ganz erheblich sinken. Es steht dann zu hoffen, daß hier zwischen Luftschiff und Eisenbahn wenigstens solche Verhältnisse geschaffen werden, wie sie zurzeit etwa zwischen Dampfschiff und Eisenbahnen bestehen.

Ist man aber erst einmal so weit gekommen, so ist auch hier der Boden für weitere Fortschritte geebnet. Denn das Luftschiff bietet ja ganz andere Entwicklungsmöglichkeiten als das Dampfschiff wenigstens der Binnengewässer. Das Dampfschiff ist in der Größe durch den Flußlauf, in der Schnelligkeit durch die Rücksicht auf die Uferbefestigungen beschränkt. Das Luftschiff aber findet in Mitteldeutschland ebenso den unermeßlichen Luftozean, wie über dem Weltmeere. Es kann sich nach Größe und Schnelligkeit über dem sicheren Festlande ganz allmählich und nach Belieben in diejenigen Verhältnisse hineinwachsen, die ihm die günstigsten sind. Es kann allmählich die Leistungen der Eisenbahnen sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit wie auch auf wirtschaftlichem Gebiete erreichen und dann überbieten.

So dürfte sich die Entwickelung der Luftschiffahrt während der nächsten zehn oder zwanzig Jahre abspielen. Das Hauptmotiv dabei wird die Wirtschaftlichkeit sein. Daneben wird man mit fortschreitender technischer Entwickelung auch alle diejenigen Aufgaben lösen, bei denen es weniger auf die wirtschaftliche Arbeit als auf die Leistungsfähigkeit überhaupt ankommt. Dazu dürfte beispielsweise die Erforschung der beiden Erdpole gehören. Hier wird auf die verfehlten Unternehmungen der André und Wellmann die ernsthafte Arbeit der Hergesell und Zeppelin folgen. Daß es sich auch hier um Dinge handelt, die noch oberhalb der heutigen Grenze unseres technischen Könnens liegen, dafür mag der Umstand als Beweis dienen, daß es von der Bäreninsel, die wohl als letztes Materialdepot in Betracht käme, bis zum Pol und wieder zur Bäreninsel zurück 3375 Kilometer sind, während der heutige Rekord auf 1200 Kilometern steht. So türmen sich die Schwierigkeiten allenthalben in hellen Haufen.

Aber sicher ist es, daß wir in einer erwartungsfrohen Zeit leben und daß die ersten Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts uns die vollendete Eroberung der Luft bringen, unser gesamtes Verkehrswesen ähnlich beeinflussen werden, wie etwa die Eisenbahnen das im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts getan haben. Hans Dominik



Gibt es Ahnungen?

„Wir wandeln alle in Geheimnissen und Wundern. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht. Soviel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die Zukunft gestattet ist.“ (Gespräche mit Eckermann III, 1827.) Unser Goethe stand, um mit Paul Möbius, dem uns leider

so früh entrissenen Leipziger Nervenarzt und Philosophen, zu reden, „dem Unerkannten mit Ehrfurcht gegenüber und war nicht geneigt, mit den plumpen Geistern zu schreien: ‚Alles, was ich nicht begreife, ist Betrug'." Die Frage, ob dem inneren Auge des Menschen die Zukunft offenbar sein kann, ist eine äußerst schwierige und führt leicht zu allerlei Aberglauben schlimmer Art. Indessen, obschon es genug kleine Geister gibt, die durch ein aufgeblasenes Nein sich eine Größe geben möchten, und wieder andere, die mit dunstigen Gedanken mit Vorliebe ihr Gehirn anfüllen, gerade ernste und bedeutsame Menschen sind angesichts der Kompliziertheit des menschlichen Daseins mit seinen tausend Rätseln nicht selten zu Mystikern geworden.

Die folgenden Beispiele, die rein äußerlich betrachtet merkwürdig sind, mögen es uns nahelegen, daß es doch Wege geben muß, die vom Unsichtbaren zum Sichtbaren führen.

In den Briefen des Heinrich Voß wird berichtet, daß Goethe am letzten Neujahrsmorgen, den Schiller erlebte, diesem ein Glückwunschbillet geschrieben hat. Als er es durchlas, fand er zu seinem Schrecken, daß er im Versehen geschrieben hatte: „Der letzte Neujahrstag" statt der „erneute" oder „wiedergekehrte" oder dergleichen. Voll Staunen und Erschrecken zerriß Goethe diese Karte und begann von neuem zu schreiben. Als er an die ominöse Zeile kam, konnte er sich nur mit Mühe enthalten, nicht wieder vom letzten Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! An demselben Tage noch erzählte Goethe der Frau von Stein den Zufall und sagte, es ahne ihm, daß er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Vgl. Möbius, Über das Pathologische bei Goethe, S. 121.

Der Ägyptologe Heinrich Brugsch Pascha hat uns eine Selbstbiographie hinterlassen. In ihr erzählt er, daß er im Auftrag der ägyptischen Regierung im Jahre 1875 der Eröffnung der Weltausstellung zu Philadelphia beizuwohnen hatte. „Im Begriff, nach dem nahe gelegenen Bahnhof (er befand sich damals bei den Seinen in Göttingen) zu gehen, um den nach Bremen abgehenden Frühzug zu benutzen, erhielt ich auf dem Wege eine Drahtmeldung, die ich sofort öffnete, um ihren Inhalt noch vor der Abreise kennen zu lernen. Sie lautete kurz und bündig: ‚Der Khedive ersucht Sie, augenblicklich nach Kairo zurückzukehren.' Mit dem nächsten Eilzuge schlug ich die Richtung nach Triest ein, um mit dem fälligen Lloyddampfer mich nach Ägypten zurückzubegeben. Ich hatte seit meiner Abreise keine Zeitung gelesen und mußte nicht wenig überrascht sein, als mir von dem Kommandanten des Schiffes die Nachricht mitgeteilt wurde, daß auf dem letzten Bremer Dampfer, demselben, mit welchem ich die Reise antreten wollte, eine von einem Amerikaner namens Thomas konstruierte Höllenmaschine vorzeitig explodiert sei und mehrere Reisende und sonstige Personen getötet und verwundet habe. Ich dankte Gott im stillen, einer möglichen Gefahr für Leib und Leben durch meine Rückberufung entgangen zu sein, und stellte mich bei meiner Ankunft in Kairo sofort dem Vizekönig vor. In der Meinung, von ihm nachträglich besondere Aufträge zu erhalten, die er mir nur mündlich mitteilen könne, war ich nicht wenig erstaunt, aus seinem Munde die Versicherung zu erhalten, er sei hocherfreut, mich heil und gesund zu sehen, habe mir aber durchaus nichts zu sagen. Er habe sich bewogen gefühlt, mich sofort durch den Draht zurückzurufen, da in der Nacht ihm ein Traumbild geraten habe, mich sofort zurückkommen zu lassen, widrigenfalls mir ein großes Unglück bevorstände." Vgl. Heinrich Brugsch, Mein Leben und mein Wandern, S. 330 u. 331.

In dem umfassenden Werke Berthold Litzmanns über die unvergeßliche Klara Schumann kam mir ein Brief Robert Schumanns zu Gesicht — er stammt, wenn ich nicht irre, aus dem Jahre 1833 —, der mich nicht bloß ergriffen, sondern geradezu erschüttert hat. Er erzählt in ihm seiner Braut, wie er in der Nacht, halb im Traum, halb bei vollem Bewußtsein, den deutlichen Eindruck gehabt, daß er den Verstand verloren. Man merkt es dem Brief, der unmittelbar am Morgen nach diesem schrecklichen Traum geschrieben ist, im ganzen Stil, in der Satzbildung und noch manchen andern Einzelheiten an, wie er noch in der zitternden Erregung der Seele entstanden ist. Die Ahnung Schumanns († 1856) ist bekanntlich Wirklichkeit geworden.

Unter den Opfern an Menschenleben hatte Sven von Hedin auf seiner vorletzten großen Entdeckungsfahrt in das Innere Asiens den Tod seines lieben Aldat zu beklagen. An der Stelle, wo der kühne Forscher uns davon erzählt, sehen wir, daß er an das zweite Gesicht glaubt. „Eine Veranlassung zur Trauer war Aldats Tod“, hören wir Sven von Hedin berichten. „Sein Bruder Kader Ahun hatte sich selbst nach Tschimen begeben, um ihn zu treffen, und erhielt jetzt eine eingehende Beschreibung von der Krankheit und dem Tode seines Bruders. Er erkannte auch, daß wir gut gegen Aldat gewesen waren, alles getan hatten, um ihn zu retten, und daß alle sein Hinscheiden beklagten. Kader Ahun sagte, daß er auf die Trauerbotschaft vorbereitet gewesen sei. Vor einiger Zeit habe er geträumt, daß er über eine große Ebene reite und meiner Karawane begegne. Vergebens habe er unter den Leuten seinen Bruder gesucht, und als er erwacht sei, habe er gewußt, daß Aldat ein Unglück zugestoßen sein müsse. Wir rechneten aus, daß der Traum genau mit Aldats Tod zusammentraf, und daß er nicht erdichtet war, konnte Schagdur konstatieren. Kader Ahun hatte dem Kosaken nämlich, lange bevor Nachrichten von uns eingelaufen waren, sein Gesicht mitgeteilt und hinzugefügt, daß Aldat sicher tot sei. Dies war der einzige Fall von Telepathie, der mir auf meinen Reisen vorgekommen ist.“ Vgl. Sven von Hedin, Im Herzen von Asien, Bd. 1, S. 532/534.

Nach dem allzufrühen Heimgang unseres Wilhelm von Polenz, von dem wir noch manches Vollwertige erwarten konnten, erschien, herausgegeben von seinem Bruder, eine nachgelassene Gedichtsammlung, betitelt: „Erntezeit“. „Ich bin ein Fürst auf angestammtem Grund!“ ruft er aus, und doch durch das alte, stolze Schloß sieht er mahnend die Geisterschar seiner Ahnen ziehen, und am Mittag, da die Sonne noch hoch am Himmel steht, sieht er bereits die dunklen Schatten des Abends. Seine Worte lauten:

„Ich weiß, ich weiß,
Nun kommt die Nacht,
Die lange Nacht,
Da niemand wirken,
Da niemand lieben kann,
Ich weiß, ich weiß ....“

Georg Meyer (Wurzen)



Deutschlands Befreier

„Armin, ohne Zweifel Deutschlands Befreier. In den Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbesiegt“ — prägt die dem Tacitus entlehnte Inschrift auf dem Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde. „Cäsar“, so faßt P. E. Heine im „Reichsboten“ die Überlieferungen über unsern Volkshelden zusammen, „hatte in jahrelangen Kämpfen Gallien unterworfen. Der Rhein war Deutschlands Grenze geworden. Das eroberte Land hatte unter römischer Herrschaft einen ungeahnten Aufschwung genommen. Das reizte natürlich die Begierde der rechtsrheinischen Barbaren, Einfälle zu machen. Die römische Politik konnte nur darauf gehen, entweder sich auf die Rheingrenze zu beschränken oder das ganze Land bis zur Elbe römisch zu machen. Daß letzteres unmöglich wurde, ist das Verdienst des Arminius. Leicht ist ihm das wahrhaftig nicht geworden. Gegenüber der festgefügten römischen Macht war doch das zersplitterte Germanien eigentlich ohnmächtig. Auch überschätzt man gewöhnlich die Anzahl der Deutschen. Delbrück rechnet für ganz Germanien zwischen Rhein und Elbe nur eine Million Einwohner. Wohl mit Recht.

Augustus schützte zunächst die Rheingrenze durch Anlage von Festungen und durch Aufstellung von Legionen. Mainz hatte das Ausfallstor der Wetterau, Castra Vetera (Fürstenberg bei Xanten) das der Lippe. Vom Rhein aus wurde nach dem jetzigen Zuydersee ein Kanal

angelegt, die sogenannte fossa Drusiana (Drususgraben), um auch vom Norden von der Nordsee her die Deutschen packen zu können. Römische Flotten erschienen in der Ems, Weser und Elbe, römische Heere durchzogen zur Sommerszeit kreuz und quer das Land.

Das machte natürlich ungeheuren Eindruck auf die Germanen. Einige Stämme, besonders die an der Nordsee, stellten sich völlig auf seiten der Römer und schlossen mit ihnen Bündnis. In den anderen Staaten bildeten sich wenigstens römisch gesinnte Parteien, so besonders bei den Cheruskern. Fast allgemein aber wurde bei der germanischen Jugend der Drang, sich im glanzvollen römischen Heere Ruhm und Schätze zu erwerben. Es zeigt sich schon hier die Erscheinung, die wir später besonders in der Schweiz wiederfinden, das sogenannte Reislaufen. Zu diesen Reisläufern der damaligen Zeit gehörte auch Arminius.

Er stammte aus dem vornehmsten Geschlecht der Cherusker, das früher die Königswürde besessen hatte. Sein Vater hieß Sigimer. Seine Mutter, deren Namen wir nicht kennen, lebte noch im Jahre 16 nach Christi Geburt und war durchaus national gesinnt. Nicht so sein Bruder Blondel (lateinisch Pluvus), der sein Leben lang in römischen Diensten geblieben ist. Arminius muß ungefähr im Jahre 18 oder 16 v. Chr. geboren sein. Es gibt im Capitolinischen Museum zu Rom die Büste eines jungen Germanen, die der Tradition nach Arminius darstellen soll. (Abbildung in Stackes deutscher Geschichte, Bd. 1.) Nach dieser Büste ist auch die Federzeichnung von Bauer in den Charakterbildern zur deutschen Geschichte, Verlag Teubner, angefertigt. Danach erscheint Arminius als ein stattlicher Jüngling, mit markigen Gesichtszügen, bartlos.

Der römische Offizier und Schriftsteller Velleius Paterculus, ein Kriegsgefährte des Arminius auf den Feldzügen des Tiberius, 4—6 nach Chr. Geburt, nennt ihn einen Jüngling von vornehmer Abstammung, von tapferer Hand, schneller Auffassungsgabe, wie man sie bei den Barbaren sonst nicht zu finden pflege. Sein feuriger Geist leuchte aus seinen Mienen und aus seinen Augen. Nach Tacitus beherrschte auch Arminius die lateinische Sprache hinreichend, weil er im römischen Lager als Führer der fremden Hilfstruppen gedient hatte. Für seine Taten erhielt er von Augustus das römische Bürgerrecht, sowie den Rang eines römischen Ritters.

Arminius hat trotzdem den römischen Kriegsdienst wieder verlassen, während sein Bruder Pluvus weiter diente und den Feldzug des Tiberius gegen das aufständige Pannonien und Illyrien 6—9 n. Chr. mitmachte.

Was mag den Arminius dazu bewogen haben? Im Jahre 7 n. Chr. war an Stelle des milden Sentius Saturninus, der die Germanen milde und zuvorkommend behandelte, Publius Quinctilius Varus Statthalter von Deutschland geworden. Da hatte allerdings Augustus einen sehr unglücklichen Griff getan. Varus war kein Feldherr, wie er auf diesem wichtigen Posten verlangt wurde. Seine Beförderung verdankte er seiner Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause. Er war vorher Statthalter in Syrien gewesen, und der römische Witz sagte von ihm, arm sei er in das reiche Syrien gekommen und reich habe er das arme Syrien verlassen. Seine Habsucht fiel also sogar damals auf. Dieser Mann glaubte nun, mit den freien Germanen ebenso verfahren zu können wie mit den sklavischen Syrern. Er schlug einen ganz anderen Ton an als sein Vorgänger. Er behandelte die Deutschen als Unterworfene, trieb Steuern ein und zwang ihnen das römische Recht auf. Das rief ungeheure Erbitterung hervor, und vielen gingen wohl nun die Augen auf über die Folgen der Fremdherrschaft. Zunächst wagte man natürlich nichts zu sagen. Velleius Paterculus, der die Deutschen aus eigener Anschauung kannte, bemerkt einmal, es sei unglaublich, wie listig und verschlagen diese Wilden seien, sie seien wie zum Lügen geboren. Das klingt uns allerdings wenig schmeichelhaft. Aber es mag wohl in dieser Notlage so gewesen sein. (Und ist überdies vom römischen Standpunkte aus geurteilt. D. T.)

Die Seele der Empörung wurde Arminius, trotz seiner Jugend. Es gelang ihm, der römisch gesinnten Partei, an deren Spitze sein späterer Schwiegervater Segestes stand, seinen Plan zu verheimlichen und mehrere Stämme zum Aufstand zu verbünden.



Man hat dem Arminius Hinterlist vorgeworfen, weil er noch am letzten Abend vor dem Überfall an der Tafel des Varus gespeist hat. Aber der Kaiser Augustus selber hat deutsche Gesandte in Gallien wider das Völkerrecht gefangen nehmen lassen, um dadurch ihre Stämme zu bezwingen. Allerdings ohne Erfolg, denn die meisten Gefangenen töteten sich selbst, damit keine Rücksicht auf sie genommen zu werden brauchte. Arminius zeigte doch wenigstens großen Mut, als er in die Höhle des Löwen ging. Denn Segestes, der unterdes etwas erfahren hatte, verriet Arminius und seine Anhänger an Varus und beantragte, alle gefangen zu nehmen und die Sache zu untersuchen. Doch wurde Arminius durch die blinde Vertrauensseligkeit des Varus gerettet, und der Überfall gelang glänzend. —

Über die Varusschlacht ist unendlich viel geschrieben worden. Leider herrscht über die Örtlichkeit derselben noch keine völlige Sicherheit. So ganz sicher ist die Dörenschlucht nicht. Manche nehmen Barenau an, wo viele römische Münzen aus der Zeit des Augustus gefunden sind. Jedenfalls machte der Sieg im Teutoburger Walde einen ungeheuren Eindruck. Drei römische Legionen waren vernichtet! Noch heute ist der Grabstein des Marcus Caelius, eines Centurio der 18. Legion, im Museum zu Bonn zu sehen. Die Römer feierten gerade Triumph über den glücklich beendeten Krieg in Pannonien und Illyrien. Schon zitterte man in Rom für die Sicherheit des Reiches. Aber die Gefahr ging vorüber. Arminius hatte zwar das Haupt des Varus an den mächtigen Markomanen-König Marbod in Böhmen gesandt mit der Aufforderung, sich ihm anzuschließen und gegen Rom vorzugehen. Aber Marbod blieb ruhig. Er sandte das Haupt an Augustus. Hier war also nichts zu hoffen. Wer weiß, was geworden wäre, wenn Marbod und Arminius vereint das römische Reich angegriffen hätten! Die finanzielle Lage war schlimm genug. Augustus hatte sich schon vorher genötigt gesehen, eine fünfprozentige Erbschaftssteuer (von der allerdings die nächsten Verwandten frei waren) einzuführen, um die Kosten für den militärischen Schutz des Reiches zu decken.

Auch in Deutschland machte der Sieg gewaltigen Eindruck. Schon auf dem Schlachtfelde hat Arminius eine Rede gehalten, durch welche er die Versammelten auf die Bedeutung dieses Tages hinwies. Alle Patrioten jubelten Arminius zu. Selbst Segimund, der Sohn des Segestes, verließ heimlich sein römisches Priestertum in Köln und kehrte in die Heimat zurück. Thusnelda, des Segestes Tochter, entbrannte in Liebe für den Helden und ließ sich von ihm entführen, trotzdem sie schon von ihrem Vater für einen anderen bestimmt war. Nur Segestes und Flavus beharrte auf römischer Seite. Es kommt nun zur Fehde zwischen Segestes und Armin. Zuerst wird Armin gefangen, später Segest. Es erfolgt Austausch. Er gelingt dem Segest, seine Tochter dem Armin wieder zu entreißen. Er wird auf seiner Burg (vielleicht Hohensyburg in Westfalen) belagert und ruft die Römer zu Hilfe. Der Legat Caecina befreit ihn von Xanten aus, führt aber zu gleicher Zeit Thusnelda in die römische Gefangenschaft ab. In Ravenna gebiert sie dann ihren Sohn Thumelicus. In den Uffizien zu Florenz steht noch heute die Bildsäule einer Germanin, die der Tradition nach Thusnelda darstellen soll. (Abbildung Stacke, Bd. 1.) Tiefe Trauer drückt sich in ihren Zügen aus. Es ist ein tragisches Geschick, das sie und Armin getroffen hat. Sie haben sich nie wieder gesehen.

Von Weib und Kind getrennt, beginnt Arminius nun erst recht den Krieg. Zwar wird er in offener Feldschlacht bei Idistaviso an der Weser geschlagen, aber auf dem Rückzug erleiden die Römer große Verluste zu Wasser wie zu Lande. Die Elemente verbünden sich mit den Germanen. Tiberius ruft den Germanicus aus Deutschland zurück, wahrscheinlich, weil er dessen zu großen Kriegsruhm fürchtete. Von jetzt an war der Grundsatz der römischen Politik, Germanien sich selbst zu überlassen, es würde sich schon selbst zerfleischen. Tiberius hat den deutschen Nationalcharakter richtig erkannt. Es kam zunächst zu einem gewaltigen Krieg zwischen Arminius und Marbod, dessen Reich von Böhmen her sich auf der rechten Seite der Elbe bis an die Ostsee ausgedehnt hatte. Auf der Ebene vor Leipzig fiel die Entscheidung. Die Krieger des Arminius trugen noch die in der Varusschlacht erbeuteten römischen Waffen. Marbod

wurde besiegt und flüchtete zu den Römern. (19 n. Chr.) Er erhielt ein Asyl zu Ravenna, wo auch Thusnelda und Thumelicus schmachteten.

Nach solchen Siegen konnte Arminius natürlich nicht als Privatmann ins Vaterland zurückkehren. Er trachtete nach der Königsherrschaft. Aber umsonst. Schon im Jahre 19 hatte sich ein deutscher Häuptling erboten, Arminius durch Gift umzubringen. Der römische Senat aber ließ antworten, Rom wisse seine Feinde auf andere Weise zu strafen. Im Jahre 21 wurde Arminius ermordet von Anhängern des Adels, der für seine Macht fürchtete. Das Volk dagegen hat ihn nicht vergessen. Tacitus sagt, daß er noch heute bei ihnen besungen werde ..."



Verkannte Genies

Dieser eigenartigen und doch nicht mehr ungewöhnlichen Spezies des Homo sapiens widmet ein Mitarbeiter der „Berner Rundschau" recht gesunde Bemerkungen: „Wie oft hört man nicht von einem Menschen sagen, er sei ein Genie, es sei nur schade, daß er sich nicht mehr zusammennehmen könne, daß er seine große Begabung so zerflattern lasse, statt zu arbeiten, nur bummle und was dergleichen schöne Dinge mehr noch sind. Wie überall, wo ein klarer Begriff fehlt, stellt auch hier ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Als ob Genie etwas wäre, was nur so auf der Straße aufzulesen ist, als ob ein Sophokles, ein Shakespeare, ein Goethe, ein Beethoven, ein Wagner alle Tage geboren würde. Man höre doch einmal auf, dieses Wort so zu mißhandeln, als ob jeder, der einmal ein paar genial scheinende Zeilen oder Noten schrieb, darauf Anrecht hätte. Genie ist ein Gipfel, ist etwas, das vielleicht alle hundert Jahre einmal geboren wird. Genie bedeutet eine in sich vollständig klare und harmonische Begabung, bedeutet vor allem eine ruhige und sichere Beherrschung seiner Fähigkeiten und nicht jene künstlerische Zerfahrenheit und Verworrenheit, die viele als genial ansehen, nur weil kein Mensch sie verstehen kann. ‚Verkannte Genies' gibt es zehnmal mehr als wirkliche Talente und tausendmal mehr als wirkliche Genies. Da stehen sie nun und füllen die Welt mit ihrem Jammer von verkannter Größe und warten ein ganzes Leben lang auf die Inspiration, statt an sich zu arbeiten und den geistigen Besitz zu vermehren, der allein eine nachhaltige und wertvolle Produktion ermöglicht. Wie kläglich sieht so etwas aus! Und wie langweilig sind in der Regel solche Menschen mit den großartigen Allüren, den noch größeren Worten und Handbewegungen und den so jämmerlich kleinen Taten, die sich vom Genialen nur den Schein und die Maske borgen."

Die Moral: Man soll sich auch von noch so „verkannten Genies" nicht gleich imponieren lassen.

Cicero

Gefreut habe ich mich, im „März" zu lesen: „Verdiente der falscheste Götze deutscher Mittelschulen, der heilige Marcus Tullius, nicht endlich, von seinem Postament gestürzt zu werden? Man sehe, wie außerordentlich ungünstig gerade Ferreros Geschichtswerk Cicero beurteilt, für den man Heines bekanntes Wort dahin umkehren könnte: ‚Ein Talent, doch kein Charakter.' Ferrero spricht im zweiten Buch ganz offen von der ‚literarischen Eitelkeit', von der ‚Ängstlichkeit' jenes Gernegroßen, spottet über seine ‚Träume von Ruhm, in denen er sich nach der katilinarischen Verschwörung wiegte', obschon er ‚viel mehr für die Bibliothek als für das Schlachtfeld erschaffen' gewesen sei, erwähnt seine ‚Leidenschaft für luxuriöses Leben' und sein Schuldenmachen im allergrößten Stil, das den Gecken ja noch

auf seine alten Tage zu dem Plan führte, sich von Terentia scheiden zu lassen und um ein vierzehnjähriges Mädchen der Mitgift wegen zu werben. Ferrero verhehlt bei keiner Gelegenheit, daß Cicero, ohne politischen Scharfblick höchst ehrgeizig, sich für viel bedeutender hielt, als er in Wirklichkeit war. Er hätte sich zum Beispiel sein Exil ersparen können, da Cäsar ihn in der loyalsten Weise als Zweiten im Kommando in sein Legionslager lud. Allein der Verbohrte wollte einem so viel kleineren Mann wie Cäsar die Rettung nicht verdanken, daher brach das Unheil über ihn herein.

Noch härter als Ferrero ist schon Cäsars genialer Biograph James Anthony Froude mit Cicero ins Gericht gegangen und mit dessen ‚überströmender Selbstbewunderung'. Froude sagt geradezu: ‚Es fehlte Cicero an Würde', eben weil dieser Eitle ‚der einzige Gegenstand seiner eigenen Gedanken war' und sich einbildete, daß auch alle Welt sich ebenso innig mit ihm beschäftigte. In dieselbe Kerbe schlug Macaulay, der (in seinem wundervollen Essay über Lord Bacon) Cicero vorwirft, seine ganze Seele habe unter der Herrschaft einer backfischhaften Eitelkeit und einer feigen Verängstigung (a girlish vanity and a craven fear) gestanden.

Es ist ein Skandal, daß unsre gymnasiale Jugend noch immer den Philologenwahn: wer das vorzüglichste Latein geschrieben habe, müsse notwendig ein ‚antiker Charakter' von erhabener Größe gewesen sein, ausbaden muß. Obwohl der Wortmacher Cicero achtungswerter Eigenschaften keineswegs völlig entbehrte, ist er als politischer Streber eine viel zu lächerliche Figur, um sich als Ideal für junge Deutsche zu eignen."



Napoleon I. und die Arbeiter

Als Napoleon erster Konsul wurde und als er sich dann die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, waren die Arbeiter, so liest man im „Vorwärts", seine begeistertsten und treusten Anhänger. Und doch ist Bonaparte niemals ihr Freund gewesen. In Lyon hatte Napoleon als Unterleutnant einen Streikaufruhr durch Waffengewalt unterdrückt; seit damals suchte er jeder Arbeiterorganisation Hindernisse in den Weg zu legen. Ein Mitarbeiter der „Gazetta del Popolo" weist an der Hand der jüngst erschienenen Erinnerungen des Grafen Chaptal nach, daß Napoleon ein Gesetz einbringen ließ, das die Arbeiterorganisationen und die Arbeiterkoalitionen streng untersagte und jeden Streikversuch im Keime ersticken sollte. „Wenn Arbeiter sich verbinden," so heißt es in dem Gesetz, „um zu gleicher Zeit die Arbeit niederzulegen, die Arbeit in anderen Werkstätten zu verhindern, zu verhindern, daß die Arbeit vor oder nach bestimmten Stunden angefangen oder fortgesetzt werde, kurz wenn sie sich in irgendeiner Weise verbinden, um die Arbeit zu suspendieren, zu verhindern oder zu verteuern, so soll solche Verbindung, selbst wenn der Versuch, die Arbeit zu verhindern, scheitert, oder wenn er nicht über die Anfänge hinauskommt, mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft werden." — Arbeitgeber dagegen wurden bei ganz gleichem Vergehen nur mit Geldstrafe belegt! Bei Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern wurde den letzteren aufs Wort geglaubt, während der Arbeiter oder der Bedienstete oder der Angestellte für ihre Behauptungen nicht einmal Beweise erbringen durften! Der Arbeiter war nicht nur vollständig von dem Arbeitgeber abhängig, sondern stand daneben auch unter der direkten Aufsicht der Polizei: er mußte ein Arbeitsbuch haben, das er, sooft er sich von einer Gemeinde in eine andere begeben wollte, von dem Bürgermeister oder Polizeikommissar unterzeichnen und beglaubigen lassen mußte. Die größte Sorge Bonapartes war die Verproviantierung von Paris; aus diesem Grunde schienen ihm Arbeitseinstellungen, die eine Hungersnot herbeiführen konnten, eines der fluchwürdigsten Verbrechen zu sein: „Ich fürchte weniger eine Schlacht

gegen 200 000 Mann als eine Arbeitseinstellung und einen Arbeitsmangel", schrieb er einmal; „wenn der Arbeiter keine Arbeit hat, läßt er sich zu allen möglichen bösen Streichen verführen."

So der gerade in sozialdemokratischen Darstellungen sehr oft herausgestrichene „Völkerbefreier".

Wie erzielt man Dummheit am schnellsten und sichersten?

Niemand wird „Eulenspiegel" im „März" widersprechen, wenn er behauptet, daß eine Borniertheit, die nur einigermaßen zufriedenstellend ausfallen soll, nicht zeitig genug in Angriff genommen werden kann. Je früher die Vernichtung etwa vorhandener geistiger Frische und die Angewöhnung solcher Laster stattfindet, die erfahrungsgemäß den Verstand herunterbringen und Einsicht verhüten, um so schneller und sicherer muß man zum Ziele kommen. Die Richtigkeit dieser These wird sich schwerlich bestreiten lassen.

Eulenspiegel ist nun auf Grund langjähriger Beobachtungen und Erfahrungen zu der erfreulichen Überzeugung gelangt, daß alles, was nach dieser Richtung geschehen kann, im heutigen Deutschland auch tatsächlich und gewissenhaft ausgeübt werde. „Ganz wenige Hirne", dies allen pessimistischen Zweiflern zum Trost und Balsam, „sind von so eiserner Faser, daß sie den deutschen Methoden der vorzeitigen Abnützung lange standhalten. Die vulgäre Verwechslung zwischen natürlicher Gescheitheit und angedrilltem Wissen, das frühe Schinden der Kinder, die noch frei herumspielen sollten, zu Gedächtnisübungen und Kunststücken, mit denen die Eltern prahlen können, wirken so günstig, daß in letzter Zeit eine höchst erfreuliche Zunahme der Mittelmäßigkeit, ein herzerquickender Mangel an irgendwie beunruhigender Originalität in unsern Breitegraden zu bemerken sind. Ja die Größenwahnsinnigen in den Irrenhäusern befinden sich seit Jahrzehnten schon in Verlegenheit, welchen Deutschen sie wählen sollen. Immer noch sind sie Bismarck oder Moltke, Schiller oder Goethe; kein Dichter, kein Staatsmann von heute imponiert ihnen. Zeppelin soll neuerdings zuweilen vorkommen; doch der stammt aus einer Zeit, als die heutigen Ringe das Knabenhirn noch nicht schnürten. Das virtuose Kunststück unsrer Schulen aber besteht darin, zu jedem Unterrichtsresultat die drei- bis vierfache Zeit zu verschwenden, die zu seiner Erreichung notwendig wäre.

Um durch ein Beispiel zu reden, so fand ich unlängst in einer Jugendbeschreibung des Grafen Robert Essex, daß er als neunjähriges Bübchen bereits fließende lateinische Briefe zu schreiben fähig war, und zwar nicht über literarische Gemeinplätze, sondern über alltägliche, praktische Vorkommnisse. ‚Außerdem bitte ich dich,' — so bekam sein Vormund, Kanzler Burghley, zu lesen, — ‚schicke mir Kleider, denn die ich in London von dir erhielt, sind schon abgenutzt (quoniam quas mihi Londini dedisti, jam tritae sunt).'

Ich wette, daß auf der Sekunda, die ich besucht habe, wo eine ganze Anzahl siebzehn- und achtzehnjähriger Bursche saß, noch nicht der dritte oder vierte annähernd so viel Latein zum wirklichen Gebrauch beherrschte wie jener englische Sextaner. Und was waren wir doch mit der ‚oratio obliqua', mit ‚quin' und Genusregeln und Exerzitien einen Jahrgang nach dem andern überfüttert worden! Ja, als wir schon auf der Prima saßen und unser Oberlehrer von Zeit zu Zeit den Versuch anstellte, ob wir uns über die einfachsten Dinge lateinisch ausdrücken könnten, lautete auf so manches beharrliche Schweigen seine stehende Aufmunterung: ‚Na nonnulla! ... Na pauca! ... Na quidnam! ... Na nihil? ... Na nichtsch?? Na heernsche mal, dasch verschteh' ich einfach nich!'

Aber i ch versteh' es heute nur zu gut. Seine Lehrmethode war die allein richtige gewesen. Ganz mechanisch nur auf das Einpauken von Formalien gerichtet, mußte sie jedes inhaltliche, stoffliche Interesse tilgen und allmählich einen erfreulichen Ekel vor den klassischen Sprachen überhaupt hervorrufen. Dieser Ekel führte dazu, daß wir die Bücher, die wir als ebenso viele Marterwerkzeuge zu empfinden gelernt hatten, beim letzten Gang aus der Schule über die Brücke in den Fluß warfen; aber bei den meisten natürlich auch zu einer Horizontverengerung, die fürs Leben vorhielt und dem großen Prinzip der Dummheit zugute kommen m u ß t e.

Wenn man nun bedenkt, daß zu diesem negativen Ergebnis ein Kraftaufwand von durchschnittlich neun Jahren erforderlich gewesen war; daß wir die größten Anstrengungen hatten machen müssen, um nichts oder noch weniger als nichts mit ihnen zu erreichen, so überrieselt mich ein Schauer der Ehrfurcht vor den staatlich bezahlten Künsten, die dergleichen fertigbringen George Eliot sagt einmal in ‚Middlemarch': ‚Behufs eines ausgiebigen Wachstums von Stupidität gibt es nichts Wirksameres, als einen jungen Verstand mit Dingen zu plagen, an denen er keinen Anteil nimmt.' Aus diesem Axiom, dem leider längst noch nicht sämtliche Mittelschulen in Preußen-Deutschland nachleben, entspringen zwei Hauptforderungen als Richtlinien:

Erstens muß darauf gesehen werden, daß die Knaben vorzüglich das treiben, wofür sie gar keine Anlage haben.

Und zweitens muß dieser Lehrstoff so dargereicht werden, daß auch dem intelligenten Schüler das Vomieren ankommt.

Diese Methode ist ja von einem unsrer schärfsten Denker bereits in den Satz gegossen worden, daß nur das, was mit innerer Unlust und Überwindung geschähe, wirklichen moralischen Wert habe. Das kam der moralinsauren Gemütsverfassung der Deutschen weit entgegen und hat sich deshalb in unsrer Jugenderziehung fast überall in dankenswerter Weise breitmachen können. Bei den unmoralischen Griechen suchte man zu ergründen, wofür jemand sich eigne, und hieß ihn das üben, was ihm leicht fiel. Sie rechneten vermutlich, daß die Summe der geschaffenen Kulturwerte desto gewaltiger anwachsen müsse, mit je weniger Kraftverbrauch das einzelne entstanden sei. Doch auf solche Weise war viel zu viel Lust am Werk. Daher jene abscheuliche Bildungshöhe der Griechen, jene abstoßende Fülle von Genialität.

Auch die sonst so praktischen Engländer sind auf ganz falschen Wegen. Die Qualifikation für den indischen Zivildienst zum Beispiel kann durch vier verschiedene Arten von Leistungen erworben werden: in alten Sprachen; in der Mathematik; in schöner Literatur; im Sport. Wer sich auf einem dieser Felder hervortat, von dem nehmen die Engländer an, daß er sich als tüchtiger Kerl auch im indischen Zivildienst zurechtfinden werde. Man kann diese ausgelassene Prinzipienlosigkeit ruhig in Deutschland erwähnen; denn wir stecken viel zu fest in unsern moralischen Schuhen, als daß von Memel bis Basel irgendeine Behörde auf den Gedanken kommen könnte, dergleichen nachzuahmen. Wer bei uns keinen Sinn für Latein hat, der muß lateinische Grammatik treiben bis zum Erbrechen; wer sich zur Mathematik nicht hingezogen fühlt, der muß zu ihr gepeitscht, muß mit ihr drangsaliert werden, bis ihm der Kopf platzt; und wer ganz unmusikalisch ist, der muß Klavier hämmern, ob auch die Hausgenossen toll davon werden. Ja es ist in der Rheinpfalz vorgekommen, daß ein Mädchen, das eine hübsche Altstimme hatte, von der Mutter gezwungen wurde, Sopran zu üben, weil das gesellschaftsmäßiger sei, so daß nun bei ausbleibenden Leistungen und übermäßigem Drill dem Fräulein jeder innere Trieb verloren ging und wenigstens für Musik jener lobenswerte Stumpfsinn eintrat, der auf dem ganzen Unterrichtsgebiet herrschen sollte.

Indessen es gibt sehr wirksame Unterstützungen von der körperlichen Seite her ."



Elternsünden

Was immer auch „die Schule“ alles auf dem Kerbholz haben möge — es ist dessen leider ein ganz Teil! —, so geht es gerechterweise doch nicht an, immer nur sie und sie allein für alle Übel und Auswüchse in unserem Erziehungssystem verantwortlich zu machen. Es gibt da außer der Schule, betont mit Recht die „Tägl. Rundschau“, auch noch das Daheim. Was werde nicht aber von Haus und Familie an der schulgeplagten Jugend gefrevelt! „Die Fälle, wo die häusliche Erziehung durch sträfliche Nachlässigkeit sündigt, kommen in diesem Zusammenhang weniger in Betracht; sehr dagegen jene vielen Fälle, wo das Kind daheim für die Schule mehr oder minder gewaltsam dressiert wird, wo es um des elenden Klassenlehrzieles willen geistig und körperlich ausgepumpt und moralisch geknickt wird. Verschärft wird die Gefährlichkeit dieses häuslichen Drills noch dadurch, daß er allermeist in einer haltlosen, jeder Planmäßigkeit baren Weise geschieht und oft in nervöser Hast und Hitzigkeit, die verdammt ist, den eigenen und den erzwungenen fremden Kraftaufwand nutzlos zu vergeuden.

Im Grunde fürchten sich in vielen Fällen nicht unsere Jungens so schauderhaft vor der Schule, sondern wir selber. Wir haben einen unheiligen Respekt vor dem Papierfetzen, aus dem wir die neueste Zensur wie ein Urteil über Leben und Tod erspähen. Wir machen mit dieser Angst vor der schlechten Note diese erst zum tragischen Motiv. Welcher halbwegs normale Junge wird sich denn vor einer schlechten Zensur gleich bis in den Tod fürchten, wenn er nicht das Bewußtsein hat, daß man sie ihm daheim bis in den Tod verübeln wird.

‚Aber es ist doch für den Jungen so furchtbar wichtig!‘ — Gewiß ist es das; leider Gottes ist es das. Aber es gibt noch einige andere Dinge, die auch furchtbar wichtig sind für den Jungen: Gesundheit, geistige Geradheit, Freude und Frische zum Leben und zu dem, was man kann und sich zutraut. Wie wir's aber treiben, reicht dem armen Jungen sein Hirn oft genug gerade bis durchs letzte Examen und bis ins Amt, um sich dann als kläglich und endgültig ausgepumpt zu erweisen.

Welch ein Bild des Schreckens: ein Sohn, der nicht mit Ach und Krach und Weh und Würgen das Gymnasium absolviert hätte! Oder gar einer, der nicht einmal ‚das Einjährige‘ hätte! Schauderhaft, höchst schauderhaft! Ob er was lernt bei der Schinderei auf dem Prokrustesbett Schulbank, ist ganz egal. Auf das Stück Papier, auf das heilige Stück Papier kommt es an, darauf geschrieben steht, der Jüngling habe die Schulbank mit solcher Hartnäckigkeit gedrückt, daß es schließlich die notgedrungene Erteilung des Reifezeugnisses zur Folge hatte. Aber die große Mehrzahl gelangt nicht einmal zu diesem traurigen Ziel. Von hundert, die da auf die lateinische Rennbahn gesetzt und gehetzt werden, bleiben trotz aller Peitsche achtzig unterwegs liegen. Und von denen sind nun natürlich erschreckend viele endgültig und für alles andere verdorben.

Die Eltern müssen ungefähr wissen, wie ihr Junge in der Schule dasteht. Steht er schlecht da, so ist es an ihnen, ihn mit dem Bewußtsein zu erfüllen: ‚Das ist fatal; aber es ist nicht zu ändern, so steht noch jemand hinter mir, der mir in Gottes Namen auf einen Weg hilft, den ich gehen kann, wenn er auch nicht gleich zu den lichten Menschheitshöhen führt, wo die Doktoren aller Grade, wo der Oberlehrer und der Regierungsreferendar stehen. Schließlich wird Vatern und Muttern ein munterer, lebendiger Handlungsbeflissener lieber sein als ein toter Geheimbderatsanwärter.‘ — Aber in den meisten Fällen hat der auf dem Schulweg Strauchelnde das ganz andere Bewußtsein, daß man daheim bereit stehe, ihn neu anzupeitschen. Das ist ein Fluch.

‚Schulmeisterbrot, sauer Brot‘, sagt ein alter Spruch. Luther, der doch auch einen tüchtigen Schulmeister in sich hatte und vom Mann etwas verlangte, hielt dafür, länger als zehn

Jahre dürfe man keinem das Schulhalten zumuten; dafür sei's ein zu hartes Handwerk. Das ist heute noch wahr. Heute soll und muß der Schulmeister auch den dümmsten Buben gescheit machen. In meinem Heimatdorf hatte ein reicher Bauer drei dumme Buben. Zwei davon groß und stark und gesund; diese erzog er von Anfang an zu regelrechten Bauern. Der dritte war schwächlich und hatte einen Wasserkopf; diesen schickte er aufs Gymnasium. Was da der Schule und den Lehrern zugemutet wird, das muß man auch bedenken, um gerecht zu bleiben. Da Wissen angeblich Macht ist, soll in diesen demokratischen Zeitläuften durchaus auch der rettungsloseste Hohlkopf damit vollgepfropft werden, mit oder gegen seinen Willen. Da ist's kein Wunder, wenn so mancher Schulmeister rabiat wird und Angst und Schrecken um sich verbreitet.

Falscher Ehrgeiz und falsche Sentimentalität heißen die Wurzeln, mit denen die Entstehung des Schulelends in viele, viele Familien reicht. Was ist das für eine hirnlose Sentimentalität, wenn zehnjährige Mädels am Tage der Zensurerteilung nicht zur Schule kommen und die Eltern das damit begründen, daß die lieben Kleinen sich ein Leid antun möchten, wenn sie ihre Zensur nicht ihren Ansprüchen gemäß fänden. Und ist es nicht eine verbrecherische Frivolität, wenn Eltern es ermöglichen, daß die Mitschülerinnen ihrer Zehnjährigen tagelang es beschwätzen und Lehrern und Lehrerinnen zutragen, daß die süße Lotte oder Liese unter allen Umständen versetzt werden müsse, weil sie sonst — vielleicht — sich das Leben nehmen würde? Infizieren diese Eltern nicht aufs niederträchtigste das eigene Kind, seine Klassenkameraden und schließlich die ganze Schule mit der krankhaften Idee des Schülerselbstmordes, den man nachher einzig und allein der Schule schuld zu geben weiß? Weiter kann der elterliche Unverstand die Versündigung nicht mehr treiben.

Es ist ein bedauernswerter Übereifer, der den Druck der Schule durch häuslichen Druck verschärft, die Schulangst der Schüler durch die eigene Schulangst weckt und großzieht. Die Häuslichkeit sollte, wie die Dinge liegen, der schulverängsteten Jugend vielmehr eine Zuflucht und Sicherheit sein. Jedenfalls liegt vorderhand in der häuslichen Behandlung des Schulelends eine der besten, oft die einzige Möglichkeit seiner Milderung. Das ist doch anzunehmen, daß mindestens der Schülerselbstmord ziemlich ausgeschlossen sein muß, wenn Eltern sich mit Verstand und Liebe um das Vertrauen ihres Kindes bemühen. Aber die Schülerselbstmorde, selbst wenn sie sich häufen, sind ganz gewiß nicht die schlimmste Wirkung des Schulelends. Sie fallen gar nicht ins Gewicht neben den Unsummen von Gesundheit und Freude, die in Zehntausenden alljährlich zerstört werden, neben den Lasten von Sorge und nutzlos vergeudeter Kraft, die das Schulelend jahraus, jahrein erzeugt und verschlingt."



Ehescheidungen

Die Tatsache, daß die Ehescheidungen in Preußen sich von 1905 bis 1908 auffallend vermehrt haben, fällt um so schwerer ins Gewicht, als, wie die „Nordd. Allg. Ztg." betont, seit dem Inkraftsein unseres Bürgerlichen Gesetzbuches der Schritt einer Ehescheidung gegen früher nicht unwesentlich erschwert ist und der vorher beizubringenden und zu erfüllenden Kautelen und Bedingungen gar viele und mannigfaltige sind. „Die Ethik der Ehe ist flacher und lockerer geworden, und hieraus resultiert, daß die beiden Teile, wenn sie meinen, miteinander nicht auskommen zu können, nicht die moralische Kraft des Ausharrens besitzen und nicht das wechselseitige Pflichtgefühl, daß eines dem anderen nachzugeben habe, wenn eine wirkliche und dauernde Harmonie erzielt werden soll. Weiter tut eine gewisse moderne Literatur das Ihre. Der Ehebruch ist in dem Theaterstück von heute de rigueur geworden;

die Treulosigkeit eines Gatten oder aller beider ist ein unentbehrliches Requisit des Dramenschreibers der Gegenwart, und man witzelt und lacht über solche ‚Fälle' ganz ungeniert. Wir Deutschen haben uns gerade auf die Unantastbarkeit unseres Ehelebens von jeher viel eingebildet, wir haben uns, als der Pariser Ehebruchsschwank auch etliche deutsche Bühnen eroberte, gesagt: ‚Gott sei Dank, so etwas kommt bei uns nicht vor!' Dieses schöne Selbstgefühl wird aber von seiner Berechtigung einbüßen müssen, wenn ihm der Statistiker zeigt, daß in Preußen die Fälle der Ehescheidungen von 7952 im Jahre 1907 auf 8365 im Jahre 1908 angewachsen sind. Je mehr diese beklagenswerte soziale Erscheinung auf die leichte Achsel genommen und die Neigung zur Ehescheidung dadurch naturgemäß nur noch gefördert wird, um so ernster muß schließlich das deutsche Familienleben überhaupt bedroht erscheinen. Auch in diesem Zusammenhang dürfen wir die Weisheit Goethes ansprechen, der über das Thema der Ehescheidungen zu Friedrich v. Müller äußerte: ‚Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten. Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn sie diese los wären.' Es handelt sich bei der Zunahme der Ehescheidungen um ein so wichtiges ethisches Problem, daß alle Kreise der Bevölkerung sich von seinem Ernst durchdringen sollten. In der Tat ist schließlich das ganze Volk für die Ausbreitung sozialer Übel wie des in Rede stehenden verantwortlich. Das Gefühl für diese Verantwortlichkeit sollte nicht dadurch geschwächt werden, daß man solche Fragen in das Licht parteipolitischer Betrachtung rückt, vielmehr sollten alle Schichten ermahnt werden, gegen die Erscheinungen im Volksleben anzukämpfen und diesen Kampf mit einer ernsten Selbstprüfung zu beginnen."

Diese Ausführungen sind gewiß sehr wohlgemeint und beherzigenswert, nur sollten sie nicht zu falschen Schlüssen verleiten. Eines solchen würde man sich zweifellos schuldig machen, wenn man die geschilderten Zustände zum Anlaß nähme, die Ehescheidungen *nun noch mehr zu erschweren*. Gerade die Tatsache, daß sie *trotz* der bereits durchgeführten, ganz außerordentlichen Erschwerung nur noch *häufiger* geworden sind, hat dieses Mittel doch als völlig untauglich erwiesen, an den Zuständen selbst auch nur das geringste zu bessern. Derartige rein äußerliche Mittel reichen überhaupt nicht an Erscheinungen heran, deren Wurzeln in den ganzen Anschauungen und Gepflogenheiten einer Zeit ihren Nährboden finden. Hier hat der direkte Einfluß des Gesetzgebers seine Grenze und kann nur die nach innen gerichtete organische Arbeit an dem Volksganzen eine wirkliche Besserung versprechen. Religiöse, ethische, künstlerische Erziehung sind die natürlichen Helfer. Andererseits muß sich ein Übel nur um so tiefer einfressen, je mehr an seinen äußeren Symptomen herumgedoktert und diese gewaltsam unterdrückt werden. Ist es denn wirklich zu wünschen, daß Eheleute, die schon längst jedes seinen eigenen Weg gehen, vom Staat gezwungen werden, zusammenzubleiben, vor der „Welt" die liebevollen Gatten zu markieren? Eine tiefere Unsittlichkeit läßt sich doch überhaupt nicht ausdenken als eine solche vom Staat erzwungene. Und welcher böse Schatten muß davon auf die Autorität, die Sittlichkeit eben dieses Staates fallen! Goethe hatte, wenn er von Eheleuten sprach, die „sich prügeln und das Leben verbittern", ganz gewiß nicht solche Fälle im Auge. Und dann — sehr tief war die Auffassung von dem Wesen und den Pflichten der Ehe zu Goethes Zeiten und in seinem Milieu auch nicht gerade. Man wußte in der Ehe auch außerhalb ihrer zu leben und leben zu lassen. Das alles ist ohne selbstgefälliges Pharisäertum aus der Zeit zu verstehen, aber ausgerechnet ein Ideal ist es heute noch weniger als in einer Epoche, die ihre Schwächen liebenswürdig zu tolerieren und mit einem täuschenden Schleier poetischer Tändelei, Anmut und Grazie zu bedecken wußte. G.



Der moderne Tod

Wenn ich ein Maler wäre, plaudert Alfred Freiherr von Berger in der „Neuen Freien Presse", so würde ich den Tod, statt als Spielmann oder etwas ähnlich Veraltetes, als Chauffeur malen. Die Schirmkappe auf dem kahlen Schädel, die schwarzen, vorgequollenen Brillengläser vor den leeren Augenhöhlen, das würde ihm nicht übel stehen. Im langen Staubmantel hockt er vorne auf dem Lenkersitz, die Knochenhände, in dicke Lederhandschuhe versteckt, auf dem blinkenden Steuerrad. Und in den Kissen der Rücksitze lehnt ein junges, schönes Paar, das seine Hochzeitsreise macht, hinaus in die sonnenhelle, blühende Frühlingswelt.

Und keinem fällt es ein, dem Lenker zuzurufen: Langsamer! Denn dieses Jagen, schneller und immer schneller, paßt so herrlich zu ihrem Gefühl, zu ihrem jauchzenden Glück, zu ihrem Drauflosstürmen ins Leben hinein. Und immer heller klingt das Geschwirr des Fahrens, wie der Ton einer Stahlsaite, die immer mehr angespannt wird. ...

Da, ein schmetterndes Gekrach, ein Knallen, Flammen, Aufkreischen, ein wahnsinniger, sich mehrmals überschlagender Purzelbaum, ein dröhnender Aufschlag ..., und die sonnigen Wolken der bläulichen Berge und die weißen Bäume sind weg im Nu, eingeschluckt von einem jähen, stinkenden Schwarz, und neben der Straße liegt eine gestaltlose längliche Masse wie zwei Menschenkörper ...

Und noch eine Rolle wüßte ich für den Tod, eine dankbare, glänzende, verblüffende. Der Tod als Bergführer. Auf dem vorgebeugten Kopf trägt er einen Tirolerhut, der mit seiner breiten, herabgeschlagenen Krempe das Gesicht zudeckt; darunter hängt was Graues, Wirres vor wie ein Bart, und eine Tabakspfeife dazu, aus der bei jedem Atemzug beizender Qualm dringt. Eine Lodenjoppe hüllt den Brustkasten ein, fahlgescheuerte Hirschlederne schlottern um die hageren Schenkel, die dünnen Waden stecken in dicken Wollstrümpfen und die Füße in schwer genagelten Gebirgsschuhen. Die entblößten harten Knie sind wie uraltes verbranntes Gebein. Im Rucksack klirren die Steigeisen, aber mit dem Klirren ist bei jedem Schritt auch ein Gerassel zu hören, als ob Knöchelchen aneinanderschlügen. Um den Leib hat der Führer ein neues Manilaseil geschlungen, das seinen Oberkörper oberhalb der Hüften so einschnürt, als ob nichts in der Lodenjoppe stecke.

Und an diesem sind die beiden jungen Touristen angeseilt, die hinter ihm in kurzen Abständen auf schmalem Steingesims klimmen, mitten in der schroff aufragenden und tief abstürzenden Felswand. Lebensfrohe, waghalsige junge Bursche sind's, der eine noch Student, die einzige Hoffnung seiner kränkelnden Mutter, der andere schon Doktor, der Ernährer seiner kleinen Geschwister. Man merkt's ihnen an, daß ihnen auf ihrem schwindligen Gemspfad, der von Felsstufe zu Felsstufe die fast senkrechte Wand hinaufklettert, so sicher und lustig zumute ist, als gingen sie auf bequemer Heerstraße spazieren, ja, die Gefahr bei jedem Schritt steigert ihr Kraftgefühl zu einer Art Höhenrausch. Sie wechseln Scherzworte über ihren sonderbaren Führer, dem sie's, so uralt er scheint, trotz ihrer Jugend an Kraft und Gelenkigkeit nicht nachtun können. „Die Spinne" heißen sie ihn, denn wie eine Spinne an der Stubenwand scheint er an den glattesten Felsmauern mühelos hinaufzulaufen. Spielend bezwingt er Stellen, wo es aussieht, als ginge es nicht weiter. Jetzt begreifen die jungen Leute, daß die Bergführer des Dorfes unten sich sämtlich weigerten, mit ihnen zu gehen.

Aber die beiden hatten es sich in den Kopf gesetzt, den Berg, auf den aus einem anderen Tal ein wohlversicherter, gefahrloser Steig führt, von seiner ungangbaren Seite zum erstenmal zu bezwingen, mitten über die furchtbare Wand. Der Führer bleibt stehen, ohne sich umzuwenden. „Steinschlag!" ruft er, und seine Stimme klingt selbst, als ob man zwei Kiesel aneinanderhiebe. Und im nächsten Moment saust etwas Unsichtbares, Singendes über ihre vor-

sichtig an den Fels geschmiegten Köpfe hin. Nach längerer Pause hören sie es tief unten prasseln, poltern, dumpf widerhallen, als ob etwas Wuchtiges donnernd stürze. Dann Stille. Der Führer rührt sich wieder, klettert gerade hinan einem vorhangenden Schroffen zu, faßt, sich auf den Eispickel stemmend, festen Fuß und nickt den beiden zu, nachzukommen. Da singt's wieder vorüber, und ehe sich die Touristen sichern können, schmettert ein fallender Stein dem Studenten den Fuß vom schmalen Tritt. Er schreit auf, stürzt, das Seil, das ihn mit dem Führer verknüpft, strafft sich jäh an, aber wie ein Stahlpfeiler steht dieser, einen Augenblick pendelt der Student frei über der Tiefe. Aber durch den Ruck des Seiles hat auch der Doktor den Halt verloren und stürzt ab. Wird der Alte auf seinem schmalen Gesims beide tragen können? Er kann's, der furchtbare Riß wirft ihn nicht um, aber mit einem schwirrenden Geräusch zerreißt das überspannte Seil . . und den grausigen Luftweg hinab, den vorhin das Unsichtbare, Singende ging, fliegen zwei menschliche Gestalten mit um sich greifenden Armen ...



Die Wunden des nächsten Krieges

Der Münchener Chirurg Feßler hat die Wirkung der modernen Spitzgeschosse auf Menschen und Tiere untersucht, indem er auf frische und konservierte Teile menschlicher Leichen und auf frisch getötete Hunde und Pferde schießen ließ. Nach dem „Militärarzt" wurden durch über 26 000 Schüsse mit kriegsmäßiger Ladung 400 Treffer erzielt, und die Verarbeitung des so gewonnenen Materials gab ein klares Bild von den in einem Zukunftskrieg zu erwartenden Verletzungen. Diese Verletzungen werden furchtbare sein. Das neue Spitzgeschoß besitzt eine enorme Neigung zum Pendeln, infolgedessen zum Schief- und Querschlagen. Schon der geringste Widerstand vor Erreichung des eigentlichen Zieles genügt, um beim neuen Spitzgeschoß einen sogenannten Querschläger zu erzeugen, das heißt zu veranlassen, daß das Geschoß sein Opfer nicht mit der Spitze trifft, sondern mit der Breitseite. Es läßt sich denken, daß die hierdurch bewirkten Wunden viel schwerer sein müssen als beim Treffer mit der Geschoßspitze. Ebenso verhält sich auch das mit der Spitze die Haut treffende Geschoß. Beim geringsten Widerstand im Innern des Körpers, also zum Beispiel beim Übergang von Weichteilen in Knochen, wird die Bahn abgelenkt, und es entsteht ein Querschläger. Kurz, die Verwundungsfähigkeit des neuen Geschosses ist gegenüber dem alten ganz erheblich gesteigert.



Automobilkultur

Staub sollst du fressen! — dieser Fluch der Bibel, so liest man im „Vorwärts" unter dem Strich, ist erst im Zeitalter des lebhaftesten Fortschritts in Erfüllung gegangen. Wer an einem Sonntage in der staubgesegneten Umgegend Berlins frische Luft genießen will, der kann die Vorteile der Automobilkultur im vollsten Umfange auskosten. Während in unseren wissenschaftlichen Anstalten die merkwürdigsten und ausgefallensten Dinge untersucht werden, ist es unseres Wissens noch keinem Hygieniker eingefallen, festzustellen, wieviel Staubteilchen durch ein Automobil auf der Landstraße aufgewirbelt werden, wie lange sich der Staub in der Luft hält, wieviel Bakterien er pro Kubikzentimeter enthält, was für vorübergehende und dauernde Schädigungen das zu Fuß gehende Volk an seiner Gesundheit dadurch erleidet.... Daß der Staat die Pflicht hätte, die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung

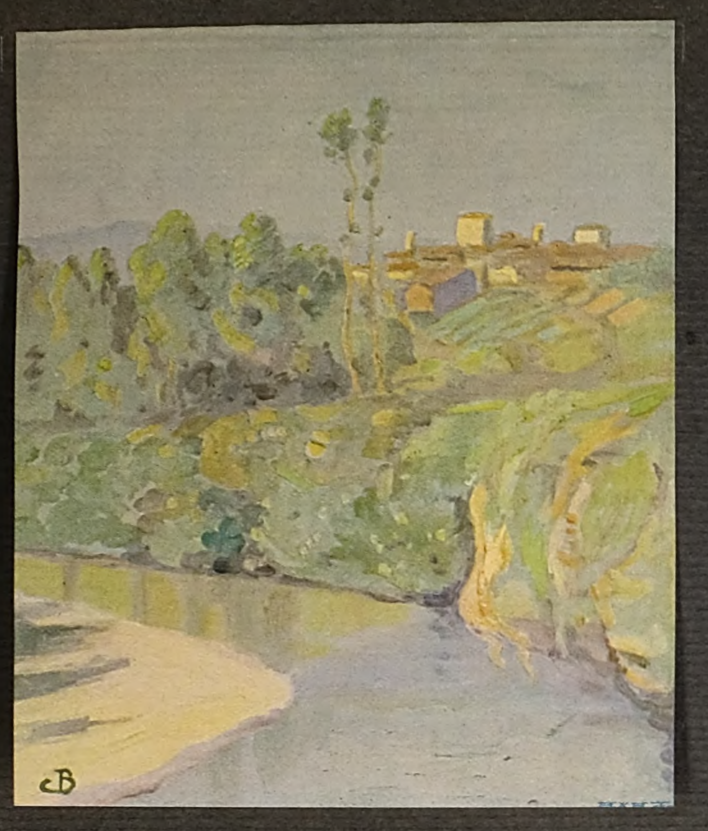
vor der Automobilstaubpest zu schützen, ist ja wohl klar genug. Aber da die herrschenden Schichten das Vergnügen und den Sport ihrer Mitglieder nicht stören wollen, ist nicht einmal der Anfang einer Automobilhygiene gemacht. Und wenn jetzt von Versuchen zur Staubbekämpfung etwas verlautet, so ist die Initiative dazu keineswegs der Obrigkeit, die sonst den Menschen zum Gegenstande ununterbrochener Ge- und Verbote nimmt, zu danken. Wie die „Umschau" mitteilt, hat der Mitteleuropäische Motorwagenverein es unternommen, die notwendige Erkenntnis von Art und Wesen der Staubbekämpfung zu fördern. Der Forstfiskus hat dazu . . . die Havelchausseen von Pichelsberg bis Wannsee zur Verfügung gestellt, wo unter ganz gleichen Verhältnissen vier Firmen je ein Viertel der genannten Chaussee nach ihrer Art geteert haben.

Es müßte wunderbar zugehen, wenn unsere Technik nicht imstande wäre, die von den Automobilen ausgehenden Belästigungen zu bekämpfen. Aus Straßburg wird eben wieder von einer neuen Erfindung gemeldet, die an jedem Automobil angebracht werden kann und den durch die Automobile erzeugten Staub und die ebenso lästigen Auspreßgase aufsaugt. Wann, so fragt der Verfasser mit Recht, wird eine gesetzliche Vorschrift endlich denen, die nicht Auto fahren, die Luft rein von Staub und Gestank zurückgeben?

Die Abrüstung in der Tierwelt

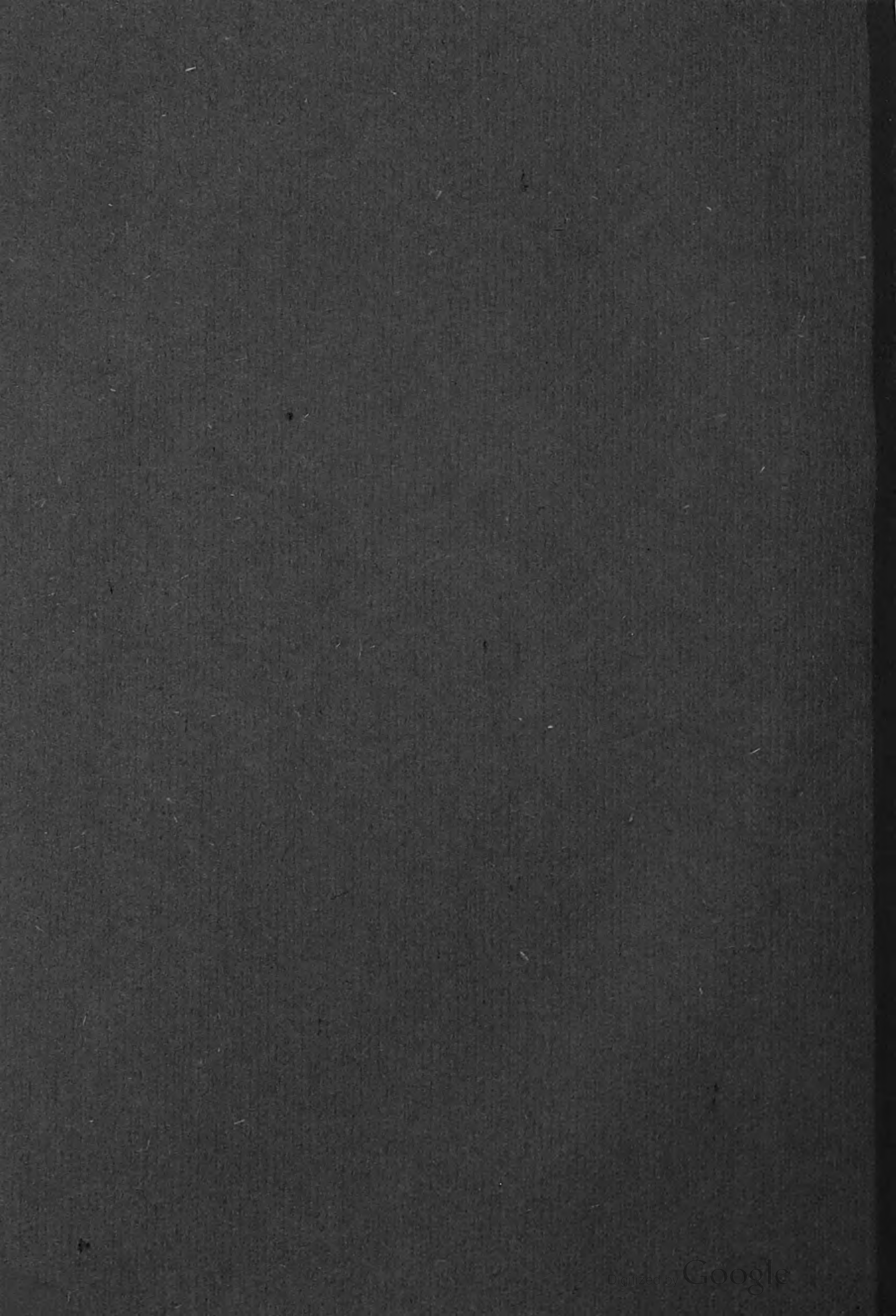
Fast könnte es scheinen, als ob die Tierwelt den Menschen ein Vorbild allgemeiner Abrüstung geben wolle. In den großen naturwissenschaftlichen Museen, die auch mit den Resten ausgestorbener Tiere reichlich ausgestattet sind, finden sich stets zahlreiche Skelette, die den Beweis liefern, daß in früheren Zeiten der Erdgeschichte manche Tiere, auch solche von ungeheuerer Größe, wie sie jetzt gar nicht mehr erreicht wird, mit Panzern von erstaunlicher Mächtigkeit ausgerüstet waren. Es ist nun eine höchst reizvolle Aufgabe für den Naturforscher, durch Vergleiche der ausgestorbenen Tierwelt mit der noch lebenden zu verfolgen, wie die einzelnen Familien sowohl größerer wie kleinerer Tiere im Laufe der Zeit ihre Rüstungen zum Teil gänzlich abgelegt haben. Es gibt ja auch heute noch recht tüchtig gepanzerte Lebewesen. Unter den niederen Tieren, namentlich unter den Insekten, braucht man nach Beispielen nicht lange zu suchen. Aber auch unter den großen Wirbeltieren, gerade unter den Riesen ihrer Klasse, finden sich die „Dickhäuter" mit ihrem dicken Fell, das erst die mörderischen Geschosse der Neuzeit zu durchdringen vermochten. Außerdem fallen jedem selbstverständlich sofort solche Wesen wie Schildkröten und Gürteltiere ein. Dennoch läßt sich der Nachweis führen, wie es Dr. Felix Oswald in der Monatsschrift „Science Progress" unternommen hat, daß im allgemeinen in der Tierwelt die Neigung zum Ausdruck kommt, die Rüstung abzulegen. Die Amphibien und Reptilien, die heute meist nackt oder schlecht behaart sind, haben Vorfahren mit einer kolossalen Panzerung gehabt. Die Zahl der Knochenfische, die vor alters vielfach in einen soliden Panzer eingeschlossen waren, ist wesentlich zurückgegangen oder hat ihr Schutzkleid zum großen Teil verloren. Die Gürteltiere stammen von Ahnen ab, die einschließlich des Schwanzes und der Beine in Knochenpanzern von riesigem Gewicht steckten, und sogar die Wale und Delphine, deren Haut bei den heutigen Vertretern nur durch die dicke Fettschicht eine erhebliche Widerstandskraft erhält, sind die Nachkommen von gepanzerten Tieren.





Vicchio im Mugello — Carlo Böcklin

Siena — Carlo Böcklin



Digitized by Google

Rassenschande

In Neuyork fand man im Zimmer eines Chinesen die Tochter des Generals Franz Sigel als Leiche vor. Sie war einem sadistischen Verbrechen zum Opfer gefallen. Miß Sigel war eine der eifrigsten Missionarinnen im Chinesenviertel. Sie und ihre Mutter organisierten Unterrichtskurse für chinesische Kulis. Der Mörder Leong Lee Ling war einer ihrer eifrigsten Schüler. Sie hatte seit langem ein Liebesverhältnis mit ihm. Außerdem stand sie aber auch mit dem chinesischen Cafébesitzer Chongsing in innigen Beziehungen. In dem Zimmer des Mörders Lee Ling fand man noch zweitausend Briefe von anderen weißen Mädchen, die ebenfalls wie Miß Sigel in Chinesenmission machten und intimste Beziehungen zu dem Mörder und anderen Chinesen unterhielten.

Damit, meint Weko im „Hammer“, wäre wieder einmal bewiesen, daß „Sentimentalität das Ruhekissen der Bestialität“ sei, und daß religiöse Schwärmerei oft dicht neben sexueller Ausschweifung wohne. Wenn einmal unsere extremen Frauenrechtlerinnen endgültig obsiegten, dann brauchte das deutsche Mannestum nicht mehr um den Fortbestand seiner Kultur und Art zu kämpfen: die Faune der niederen Rasse würden uns durch Zeugung überwältigen. „Man wende nicht ein,“ mahnt der Verfasser, „daß die geschilderten Neuyorker Zustände bei uns nicht einreißen könnten. In den Anfängen sind diese Zustände auch bei uns schon vorhanden. Eine gut deutsch-national erzogene junge Dame erzählte mir erst dieser Tage ein Erlebnis, das zu denken gibt. Sie lernte zufällig in einer Großstadt, wo sie wohnhaft ist, einen Galizier dunkelster Färbung kennen, der sich außerordentlich selbstsicher benahm und in kürzester Frist zudringlich wurde. Als er sich nun eine energische Abfuhr holte, war er ganz erstaunt und äußerte seine Verwunderung über ein solches Benehmen. Während eines zweijährigen Aufenthaltes in N. wäre ihm dergleichen noch nicht vorgekommen, die deutschen Frauen seien im allgemeinen ‚geradezu verrückt‘ auf die Ausländer.“

Die Ursache dieser bedauerlichen Vorliebe unserer Frauen für pikante, fremdrassige Männer liege letzten Endes in der Entartung der Instinkte durch Rassemischung: „Schon Gobineau hat nachgewiesen, daß unvermischte Völker immer einen ausgeprägten Rassen-Instinkt besitzen, während mit zunehmender Eindringung fremden Blutes der Trieb zur Vermischung und die sittliche Haltlosigkeit zunimmt. Heute hat dieser Trieb bereits die Volks-Allgemeinheit erfaßt. Das Schwärmen für fremdrassische Individuen ist eine allgemeine Krankheit. Die skandalösen Vorgänge bei Anwesenheit von Negertruppen und anderen Fremdvölkern sind ja bekannt genug.

Die Rassenauflösung wird dadurch beschleunigt. Die Natur arbeitet auf die Selbstvernichtung der entarteten Mischvölker hin. Um Mißdeutungen zu vermeiden, sei hier nebensächlich bemerkt, daß wir nicht das Blonde unter allen Umständen für das Bessere und dunklere Volksstämme für minderwertig halten. Auf die äußerlichen Rassenmerkmale kommt es hier gar nicht so sehr an, als darauf, daß jeder Volksstamm, gleichviel ob hell oder dunkel, möglichst körperlich und geistig seine harmonische Eigenart erhalte und bewahre. Rassenmischung ergibt nicht einfach eine neue Legierung mit zwar veränderten, aber konstanten Eigenschaften, etwa wie Kupfer und Zink Messing gibt, sondern Rassenkreuzung ergibt ein gärendes Gemisch, das die Grundelemente verwandelt, Hefe und faulende Stoffe erzeugt und nur im günstigsten Falle ein neues Gebilde, eine Neurasse, von Wert und Dauerhaftigkeit entstehen läßt. Im Gärbottich der modernen Kulturvölker würde die Entfesselung der Weiber-Herrschsucht den Anfang vom Ende bedeuten ...“

Eine Ergänzung und Beleuchtung erfahren diese Ausführungen durch den Beitrag, den die „Braunschweigische Landeszeitung“ zu dem beschämenden, nachgerade skandalösen Kapitel liefert: „Als im Jahre 1870 die ersten Gefangenentransporte von den Schlachtfeldern nach



Deutschland gelangten und unter ihnen auch die wilden Turkos mit ihren malerisch-phantastischen Kostümen die Volksneugier reizten, hörte man bald auch von der zudringlichen Abenteuersucht mancher Frauen und Mädchen, die sich unter der Maske des Mitleids und der Großmut den Söhnen der Wüste zu nähern und ihnen allerhand Wohltaten zu erweisen bemüht waren; eine typische Erscheinung in deutschen Landen, welche die peinlichsten Empfindungen weckte. Sooft Hagenbeck sich mit einer Marokkaner-, Somali- oder sonstigen exotischen Truppe in Berlin, Hamburg, Frankfurt oder andern Großstädten zeigte, pflegten auch allerhand Geschichten von geraubten Herzen und durchgebrannten Mädchen die Runde durch die Blätter zu machen, und wenn auch ein Teil davon dem Reklamebedürfnis seinen Ursprung verdankte, so ist doch auch die Tatsache festgestellt worden, daß bei diesen ‚Kunstreisen' interessanter Völkerstämme die edle Weiblichkeit mit ihrem vorurteils- und bedenkenlosen Kosmopolitismus mehrfach keine rühmliche Rolle gespielt und die deutsche Nationalität den fremden Gästen gegenüber recht wenig würdig repräsentiert hatte, so daß diese eine seltsame Vorstellung von deutscher Art und Sitte gewinnen mußten. Zur Ehre der deutschen Frauenwelt muß hervorgehoben werden, daß solche Fälle von Selbstvergessenheit immer nur zu den Ausnahmen zählen, daß es daher ungerecht wäre, zu generalisieren und die Behauptung aufzustellen, Mädchen und Frauen seien im allgemeinen in Deutschland geneigt, Fremden, besonders aber Orientalen gegenüber ihre Würde preiszugeben. Aber das darf man wohl daraus schließen, daß auch innerhalb der gebildeten Schichten der Nationalitäts- und Rassenstolz nicht immer jenen Grad von Lebendigkeit zeigt, der andern europäischen Völkern zum Vorzug gereicht. ‚Der Nationalstolz ist die wohlfeilste Art des Stolzes', hat Schopenhauer behauptet, der ein einsiedlerischer Kosmopolit und Sohn ebenso gesinnter Eltern war. Wir Deutschen des neueren Zeitgeistes denken gottlob anders, denn Bismarck hat uns gelehrt, uns wieder als Genossen eines großen Volkes zu fühlen und dementsprechend auch unser Volkstum zu schätzen, was die Vorbedingung aller politischen und wirtschaftlichen Geltung in der großen Völkergemeinschaft der Erde ist. Dringend geboten erscheint es aber, daß damit auch ein gesundes und empfindliches Rassenbewußtsein Hand in Hand gehe, welches nicht dulde, daß deutsche Männer oder Frauen gegenüber den farbigen Rassen ihre Selbstachtung hintansetzen und um deren Gunst buhlen. Wenn es wirklich eine gelbe Gefahr gibt, so ist es unzweifelhaft die, daß Europäer, speziell Germanen, gegenüber Japanern und Chinesen sich nicht mit der gebotenen Herzenskühle des weißen Rassenbewußtseins wappnen, sondern sich von der Bewunderung und der romantischen Vorliebe deutscher Ausländerei für ‚interessante Nationen' zu Unbedachtsamkeiten verleiten lassen, wie sie erst kürzlich wieder bei den Katastrophen der unglücklichen Elsie Sigel und der Berliner Variétésängerin in Frankfurt zur Kenntnis der großen Welt gelangt sind. Auch den Männern deutschen Stammes ist solche Vorsicht zu empfehlen, ebensowohl der gelben wie den anderen farbigen Rassen gegenüber, zumal in unserer Zeit, in der ein zu weit getriebener Idealismus (? — Schwachsinn! D. T.) die schwarzen Stämme womöglich als gleichwertig und in der Kultur als ebenso entwicklungsfähig hinstellen will wie die Weißen. Die wegen ihrer Intelligenz so viel gepriesenen Japaner und Chinesen sind weit davon entfernt, darum, weil sie die deutsche Kultur hochschätzen und ihre besten Werte ihr entlehnt haben, die deutsche Nationalität nunmehr als ebenbürtig gelten zu lassen. Eine Deutsche, welche sich etwa verleiten läßt, einem Japaner oder Chinesen die Hand zu reichen, wird in den allermeisten Fällen ein bejammernswertes Dasein führen, weil sie von allen Sippen und Bekannten als Eindringling, von ihrem Gatten als minderwertiges Wesen behandelt und in Vereinsamung und Verzweiflung verkommen gelassen wird. Hat man je davon gehört, daß asiatische Aristokratinnen sich Europäern, besonders Deutschen vermählt haben? Hier zeigen sich die gelben Rassen der germanischen an Selbstgefühl überlegen."

Traurig genug! Und leider noch trauriger, als es hier dargestellt wird. Wer ähnliche Verhältnisse zu beobachten Gelegenheit hatte, wird ihrer nur mit Ekel und Verachtung denken

können. Dem sollte aber auch in jedem einzelnen Falle ganz unverblümt Ausdruck gegeben werden. Sentimentalität wäre hier zuallerletzt am Platz. Die öffentliche Meinung muß diesen Unrat mit eisernem Besen auskehren.

Kunst und Volk

In den „Süddeutschen Monatsheften“ gibt uns F. Ed. Schneegans einen Einblick in den Nachlaß des frühverstorbenen französischen Malers Eugène Carrière. Darin beklagt der Künstler den Bruch zwischen der Kunst und dem Volke, der sich schon in einer fernen Vergangenheit vollzogen habe. Die Vorstellung von einer „Volkskunst“ zeige schon, wie sehr die irrige Annahme von einer doppelten Kunst verbreitet sei. „Man sagt auch, daß das Volk eine Religion brauche, die Reichen dagegen nicht. Warum? Es gibt also Menschen, die sich an den Gedanken gewöhnt haben, daß die Menschen verschiedener Stände verschiedene Gefühle haben. Dieser ganze seltsame Irrtum, der auf diesem Gebiete ganz neu ist, verschlimmert noch die Trennung zwischen den Menschen. Da die Kunst ein Bindemittel zwischen den Menschen ist, hat sie nur dann Einfluß, wenn sie sich an alle Menschen wendet. Sie muß sich also nicht an die wechselnden Gewohnheiten der Menschen wenden, die aus der Verderbnis des Wohllebens oder aus den gewaltsamen Forderungen der Armut entstehen. Ihr Ziel ist allgemeiner und kennt weder das Vornehme noch das Volkstümliche: in der Menschheit sieht sie nur den Menschen; sie sieht nur einen Gegenstand, der sie fesselt, der alle anderen mit einschließt. Ist die Kunst nicht die wahre Weltsprache, das wahre Esperanto gewesen? ... Im Zeichen der Kunst haben immer alle Menschen sich geeinigt.“

Die moderne Kunst lasse den Menschen unbefriedigt: „Durch welche geheimen Ursachen bringen unsere modernen öffentlichen Bauten, die so viel Geld kosten, Langeweile in unsere Straße? Fehlt es diesen Gebäuden an Skulpturen, die ihre Fassaden heiter beleben, und würden sie freundlicher aussehen, wenn sie noch reicheren Schmuck hätten? Man sieht sofort ein, daß das nicht der Fall wäre. Der wahre Grund ist, daß nirgends die moderne Architektur sich um die Vorübergehenden kümmert; ihre Fassaden bieten kein Obdach dem Müden, noch auch Schutz gegen Sturm und Regen; nichts, was zur stillen Einkehr oder zur Plauderei einlädt; sie zeigen kein äußeres Band mit dem Publikum. ... Die ganze künstlerische Wiedergeburt liegt in dem Gedanken, daß, wer im Innern des Baues arbeitet, der zukünftige Bürger ist, der unter den äußeren Säulenhallen nachdenklich wandeln wird.

Mögen Wissenschaft und Kunst allen offenstehen und ihr Zugang heiter sein wie ihr Ziel. Unsere Straßen sind kalt, und die öffentlichen Gebäude, die Frucht der Tätigkeit aller, machen sie unfreundlich. Die Wissenschaft und die Kunst erscheinen uns hochmütig und leer, um ihre Behausung herum ist es öde. Kein Vorübergehender findet hier eine Ermunterung zur ersehnten Hoffnung: Die Umzäunungen und die Wächter offenbaren im Verein mit der kaltabschließenden Mauer, daß hier jedes sittliche Band unter den Menschen fehlt.“



Marie Antoinette und ihre Pamphletisten

Wie hatte man die österreichische Kaisertochter zuerst in Frankreich begrüßt! Als sie sich am 16. Mai 1770 nach ihrer Trauung mit dem Dauphin dem Volke zeigte, da jubelte ihr Hof und Adel, ganz Paris, ganz Frankreich zu. Und dann ...!

Es ist einmal gesagt worden, schreibt Hans Weber-Lutkow in der „Frankf. Ztg.“, die Revolution sei von den Philosophen vorbereitet worden, aber in noch weit höherem Maße

wurde dies von den Pasquillanten besorgt. Sie bildeten fast eine besondere Kaste, die ihren Hauptsitz in London hatte. Dort trieben die berüchtigten Thévenot de Morande, der Graf von Paradès, Imbert, Villebon, Laffite de Pelleport, Mac Mahon, der Graf von La Motte und später, nachdem sie aus der Salpetrière entwichen war, auch die Ehegattin des Letztgenannten ihr schmutziges Gewerbe. Im Grunde ihres Wesens waren sie Erpresser. Sie verfaßten eine Schmähschrift gegen den französischen Hof, sandten ein Exemplar an den König und drohten mit der Veröffentlichung, wenn ihnen nicht die ganze Auflage um teures Geld abgekauft würde. Der Hof zahlte den verlangten Betrag, erhielt aber bald eine neue Schmähschrift, die er wieder kaufen mußte. Eine äußerst verdächtige Rolle spielte Beaumarchais in einer solchen Angelegenheit. Ein gewisser Guilleaume Angelucci hatte in London und in Holland eine Schmähschrift gegen Marie Antoinette verlegt, und Beaumarchais wurde infolge seines eigenen äußerst zudringlichen Ansuchens mit der Unterdrückung des Buches betraut. Er reiste nach London und Holland und behauptete, die Vernichtung der beiden Auflagen gegen Bezahlung von 35 000 Franken erwirkt zu haben. Aber — so erzählt er — Angelucci habe ein Exemplar gerettet und sei damit nach Nürnberg gereist, um es dort vervielfältigen zu lassen, Beaumarchais sei ihm nachgereist, habe ihn in einem Walde bei Neustadt eingeholt und ihm dort das Buch und den Betrag von 35 000 Franken abgenommen, aber beides sei ihm von Straßenräubern wieder entrissen worden. Beaumarchais reiste nun nach Wien und erzählte der Kaiserin Maria Theresia und dem Fürsten Kaunitz von seinem Abenteuer. Er fand nur Tadel und Mißtrauen, wurde aber schließlich mit einer Gnadengabe von tausend Dukaten nach Paris zurückgesandt, wo er nochmals reichlich entlohnt wurde. Beaumarchais, der bei dieser Gelegenheit mehr Geld als Ehren erntete, dürfte die Schmähschrift, die er dann hätte unterdrücken sollen, des Gewinnes wegen selbst veranlaßt haben.

Aber nicht immer gelang es, die Schmähschriften zu unterdrücken. Die Töchter Ludwigs XV. und der Herzog Philipp von Orléans hatten förmliche „Werkstätten der Verleumdung" errichtet, wo die Pamphlete gegen die Königin gedruckt wurden. Sie waren auf schlechtem Papier gedruckt und mit häßlichen Bildern versehen, aber weit im Lande verbreitet, und selbst der Bauer des entlegensten Dorfes las sie des Abends und glaubte daran. Es waren Lieder, Fabeln, Bekenntnisse, Lebensbeschreibungen, Zwiegespräche, Dramen voll Haß, Rachgier, Verleumdung, Unflat und Zoten. Wohl erkannten die Geschichtsforscher die verhängnisvolle Bedeutung dieser Schriften, aber erst Henri d'Almέras gibt in einem kürzlich erschienenen Buche eine genaue Darstellung dieser Schmutzliteratur.

Selbst die harmloseste Handlung der Königin bot Veranlassung zu den häßlichsten Verleumdungen. Einmal betrachtete sie im Versailler Parke in Gesellschaft ihrer Hofdamen den Sonnenaufgang, — in einer Flugschrift „Le lever de l'Aurore" wurde in abscheulichster Weise von den Liebesabenteuern gesprochen, die sich damals im Parke ereignet haben sollten. Marie Antoinette verkehrte gern mit dem Bruder Ludwigs XVI., dem Grafen Karl von Artois. In einem Gedicht „Les amours de Charlot et de Toinette" werden die Beziehungen der beiden mit den unflätigsten Worten geschildert, und die geistlose Schmähschrift „Antoinette von Österreich oder das Zwiegespräch der Katharina von Medici und der Königin Fredegonde in der Hölle" stempelt sie gar zu Giftmischern. Antoinette sagt in dieser Schrift: „Statt meines Ehegatten befriedigte der Graf von Artois die verzehrenden Gluten, die die Natur in meinem Herzen entzündete. Aber er war ganz von der Begierde beherrscht, den Thron Frankreichs zu besteigen, und er teilte mir mit, wie er sich der Prinzen, die ihm im Wege standen, zu entledigen gedenke. Ich sollte einen kostbaren Edelstein zerreiben lassen und den Staub dem Dauphin eingeben, damit er sterbe."

Mit dem Niedergang des Königtums und der alten französischen Gesellschaft scheint auch französischer Witz und Geist sehr abgenommen zu haben, nicht ein Funken davon, sondern nur pöbelhafte Roheit ist in den Schmähschriften gegen Marie Antoinette zu finden.

Es ist fast kaum zu glauben, daß ein Teil dieser Ekel erregenden Schriften den Girondisten Bristot zum Verfasser haben, und daß der immerhin nicht ganz unbedeutende Schriftsteller La Harpe Verse verfaßt haben soll, die in deutscher Übersetzung beiläufig lauten:

„Du aus Deutschland entwichenes Ungeheuer, Unglück unserer Heimat, wie lange wirst du noch an meinem Vaterlande Frevel üben? Komm doch her, verruchtes Weib, und blicke in den Abgrund, in den wir durch deine Verbrechen herabgestürzt wurden. Willst du denn in deiner namenlosen Wut, daß wir uns gegenseitig erwürgen? Umsonst suche ich in meinem Gedächtnis nach so verhaßten Wesen, daß sie mit dir verglichen werden könnten. Du bist die Unwürdigste von allen, noch viel verschwenderischer als Kleopatra, des Mark Anton Geliebte, übermütiger als Agrippina, unzüchtiger als Messalina und blutgieriger als die Mediceerin."

Die Schwäche des Königs, die Unfruchtbarkeit der Königin wurden in vielverbreiteten Liedern und Gedichten in so gemeiner und schamloser Weise verspottet, daß nicht einmal auszugsweise Wiedergabe möglich ist. Als aber dem königlichen Ehepaar endlich Kinder geboren wurden, fühlte sich der Graf von Provence, der sonst Thronfolger geblieben wäre, in seinen Hoffnungen enttäuscht, und nun ruhten die bösen Zungen erst recht nicht. Man setzte das Gerücht in Umlauf, daß der Vater der erstgeborenen Tochter, Maria Therese Charlotte, der Herzog von Coigny sei, der damals schon ein älterer Herr in grauem Haar war. Bei der Taufe dieses Kindes vertrat der Graf von Provence den König von Spanien, der zum Taufpaten bestimmt worden war. Der Graf wurde, wie es der Gebrauch erheischte, von dem Großalmosenier von Frankreich gefragt, wie das Königskind heißen sollte, er aber erwiderte, daß vorerst Name und Stand des Kindesvaters festgestellt werden solle. Zwar ließ er diese Frage nach einer ziemlich langen Auseinandersetzung mit den kirchlichen Würdenträgern fallen, aber die Sache erregte ungeheures Aufsehen und bereitete der Königin großen Kummer. Marie Antoinette sagte, es wäre unter solchen Umständen für sie das Beste gewesen, auf ihren heißen Wunsch, Kinder zu haben, gänzlich zu verzichten. Auch später schwiegen die böswilligen Verleumdungen nicht; als Vater ihres frühzeitig verstorbenen Sohnes Ludwig Joseph wurde der Graf von Vaudreuil, als Vater ihres dritten Kindes, Ludwigs XVII., der Graf von Fersen bezeichnet. Lange Verzeichnisse aller angeblichen Liebhaber der Königin wurden veröffentlicht. Sie begannen mit dem Grafen von Artois, enthielten sehr zahlreiche Namen und schlossen mit den Worten: „Nicht zu vergessen drei Viertel aller Offiziere der französischen und Schweizer Garde." Man bezichtigte die Königin sogar des widernatürlichen Umganges mit Frauen, unter anderen auch mit den „Frauenzimmern Souk und Raucoux, die in Hamburg wegen Betrügereien öffentlich gebrandmarkt und ausgepeitscht worden waren".

Das kindliche Gemüt der jungen Marie Antoinette wußte anfangs die Bedeutung dieser Schmähschriften nicht gehörig zu würdigen, und sie lachte darüber, — später aber bereiteten sie ihr sehr viel Schmerz, Kummer und Angst. Einmal ging das Gerücht, daß man die Königin vergiften wolle, und außergewöhnliche Maßregeln zu ihrem Schutze wurden getroffen. Sie aber sagte gelassen: „Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Brinvilliers. Jetzt hat man die Verleumdung, die viel rascher tötet als Gift, und daran werde ich sterben." Als Marie Antoinette diese Worte sprach, war sie nicht mehr die leichtfertige kleine Königin von ehedem — der Tod ihres Sohnes Ludwig Joseph, die zahlreichen Unbilden, die ihr widerfuhren, hatten ihr Haar frühzeitig gebleicht, sie zur erfahrenen Frau gemacht.

Sie hat recht behalten: die abscheulichen Schmähschriften haben teilgehabt an dem Verhängnis, das Marie Antoinette ereilte, die weiten Volksschichten, die gegen das Königtum in Aufruhr gebracht waren, schenkten ihnen williges Gehör, und nur auf diese Weise läßt sich der blinde Haß und die fanatische Wut des Pariser Pöbels gegen die vielleicht leichtfertige und unbesonnene, aber sonst durchaus gutherzige Königin erklären. Aber nicht nur den Haß des Pöbels fachten diese Schriften an, sie dienten auch der Anklage, die von dem Revolutionstribunal gegen Marie Antoinette erhoben wurde, zur Grundlage. Und wenn ihr Inhalt schon ganz un-

glaubwürdig war, behauptete Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, Marie Antoinette habe diese nichtswürdigen Schriften selbst verfassen lassen, um die auswärtigen Mächte gegen die neugegründete französische Republik aufzuhetzen …

Am 16. Oktober 1793, gegen elf Uhr vormittags, wurde Marie Antoinette von den Henkersknechten in ihrem Gefängnis abgeholt. Sie schnitt sich ihr Haar selbst ab, umarmte die weinende Tochter des Wärters Banet und reichte dann ihre Hände dem Henker hin, der sie mit einem groben Stricke fesselte. Gelassen schritt sie zum Tor des Gefängnisses hinaus. Als sie den ungefügen und schmutzigen Karren sah, worin sie Platz nehmen sollte, zuckte sie leicht zusammen, setzte sich dann aber ruhig auf das für sie bestimmte schmale Brett. Die Menge, von der sie erwartet wurde, schrie: „Hoch die Republik! Nieder mit den Tyrannen! Fort mit der Österreicherin! Fort mit der Witwe Capet!" Von Nationalgarden und Gendarmen zu Pferde umgeben, setzte sich der Karren in Bewegung; der Zug wurde von dem Schauspieler Grammont geführt, der, stolz auf die Aufgabe, die ihm zuteil geworden war, sein Pferd hin und her riß. Der Herbsttag war düster und neblig. Die Königin trug eine ganz weiße Kleidung, nur ihre Haube war von einem schwarzen Bande umgeben. Ihr zur Seite saß der Pfarrer von Saint-Landry, Girard, und sprach ihr Mut zu. Da erwiderte sie: „Mut! Um zu leben, hatte ich viel mehr Mut nötig, als um zu sterben!" Der Karren schüttelte und rüttelte, es war ihr schwer, das Gleichgewicht zu behalten. Da rief man ihr zu: „Ei, das sind nicht die Daunenkissen von Trianon!" Nach und nach auch verstummten die Ausrufe des Hasses — die Leute mochten sich fragen, ob denn diese Frau mit den kummerbleichen Zügen, mit dem so früh schon grau gewordenen Haar tatsächlich all das Unglück und Elend verursacht habe, das über Frankreich hereingebrochen war. Eine Mutter hob ihr Kind in den Armen empor und sandte der hohen Frau, die zur Richtstätte fuhr, ein Kußhändchen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen — sie dachte an ihren Sohn, den sie in schmachvoller Gefangenschaft zurückgelassen hatte. In der Straße Saint-Honoré wehten republikanische Fahnen aus den Fenstern und von den Giebeln — das war nicht die Stadt, wie die Königin sie früher gekannt hatte, das war die Stadt ihrer Feinde. Auf der Stiege, die zur Kirche des heiligen Rochus führte, standen einige Megären, die rote Haube auf dem Kopf, die Pike in der Hand. Sie überhäuften die Königin schreiend mit Schimpfwörtern, nannten sie Fredegonde und Messalina. Aber der Komödiant Grammont saß so gut zu Pferde, der Federhut auf seinem Kopf stand ihm vortrefflich, und sein Säbel blinkte durch die Nebelluft. Die Megären vergaßen den Groll gegen das sterbende Königtum und klatschten ihm Beifall, er aber ließ den Zug langsamer fahren, um seinen Triumph vollends auszukosten. In einem Hause, das man der Königin schon während ihrer Gefangenschaft genau beschrieben hatte, öffnete sich ein Fenster, und ein Priester trat vor, der sie betend segnete. Vor den Tuilerien hielt der Zug einige Augenblicke, sie warf einen letzten flüchtigen Blick auf das Schloß und den Park, die die Freuden ihrer Jugendjahre gesehen hatten. Dann fand sie sich plötzlich auf dem Richtplatz. Dichtgedrängt Kopf an Kopf harrte die Menge. Der Komödiant Grammont hob den Säbel hoch und schrie mit donnernder Stimme: „Da ist sie, die verruchte Antoinette!"

Ihr schönes Haupt, das eine Krone getragen hatte, sank unter dem Fallbeil, der Henkersknecht trug es an den weißen Haaren um das Schafott herum. Und da erklang, anfangs leise, dann immer lauter gesungen, das Spottlied:

„Gib dem Nichts deine häßliche Seele, die dich zum Verbrechen geführt. — Unglück und Elend, Schande und Schmach sind der Lohn deines sündigen Strebens. — Unsere Brüder hast du geschlachtet, und nun fordert ihr Blut das deine. — Ziehe nun hin zu dem Tyrannen, den du zu Freveltaten geleitet. Rache, ihr Bürger! Hoch die Gleichheit! Tod einem jeden Feind unserer Freiheit!"

Dieses Gedicht wurde, auf schlechtem Papiere gedruckt, am 16. Oktober 1793 und den folgenden Tagen in den Straßen von Paris verkauft. Es war die letzte Schmähschrift gegen die unglückliche Königin.



Das namenlose „Fräulein"

„Das ist mein Fräulein!"
„Ist Fräulein schon da?"
„Ihr müßt Fräulein gehorchen!"
„Habt ihr ein Fräulein?"

Überall das „Fräulein", das namenlose Fräulein, das gar keinen Namen zu haben scheint, das aus Besorgnis, es könne eben nicht für „das Fräulein" gehalten werden, klaglos auf den Namen verzichtet, auf dieses herrliche, ureigenste Gut, auf das Gut, das so edel ist, daß man seine Geringschätzung gar nicht versteht.

Besonders „namenlos" ist das sogenannte Kinderfräulein; das „Geschäftsfräulein" teilt diese Namenlosigkeit nur insofern, als es sich um die fremde Kundschaft handelt. Sonst, für den Chef, die Angestellten oder den Abteilungsvorstand, besitzt auch dieses „Geschäftsfräulein" ihren Namen. Und so „fräuleint" es sich im Geschäft meist beim Vatersnamen so, daß selbst die kaum Schulentlassene, das kaum vierzehnjährige Mädchen, welches die Pakete zur Kasse oder zum Einwickeltisch trägt, „Fräulein so und so" genannt wird.

Bei der Menge der Verkäuferinnen oder weiblichen Angestellten im Geschäft ist dieses Vorgehen selbstverständlich, aber es ist durchaus unverständlich, wie die Sitte oder vielmehr Unsitte, das im Hause beschäftigte junge Mädchen ohne Namen anzureden, sich so allgemein hat einbürgern können. Man scheint ganz vergessen zu haben, was der Name für den Menschen bedeutet; diejenigen jungen Mädchen, die zuerst darauf drangen, „Fräulein" und nicht von der Hausfrau mit dem Namen angeredet zu werden, wußten gar nicht, wieviel sie sich und den später ebenso Benannten damit nahmen. Der Name des Menschen, unter dem er seinen Eltern, Lehrern, seinen Spielgenossen lieb ist, der ihm bleibt in der Erinnerung seiner Lieben, wenn er längst dahingegangen ist, der auf seinem Grabstein zu lesen steht, damit man weiß, wer dort ruht, ist sein bestes und unverlierbares Besitztum. Tauscht das Mädchen als Frau auch ihren Namen in den des Mannes ein, so wird ihr meist der Name ebenso lieb, und sie kann, sofern ihr daran liegt, ihren Geburtsnamen stets mit dem Namen ihres Mannes führen.

Es scheint oft, als sei die Bezeichnung „Mädchen", die im Volksgebrauch ein nicht verheiratetes weibliches Wesen bedeutet, jetzt in „Fräulein" gewandelt. Man höre nur die Hausgehilfinnen untereinander oder auch im Gemüsegeschäft. Es sind alles „Fräuleins". Das ist nicht die „Köchin" von Majors, sondern das „Fräulein" von Majors, da ist das eben vom Lande kommende Arbeitsmädchen das „Fräulein".

Eine Verwaltersfrau antwortete auf die Frage einer Dame im Hause, ob sie schon jemand für die Hausreinigung gefunden habe: „Ja, ein älteres Fräulein!"

Dieses stets betrunkene Fräulein, das entsetzlich schmutzig und unordentlich war, trat denn auch seine Stelle an, um bald wieder zu verschwinden, da ihr eine andere Stellung, und zwar eine, wo sie „Lumpen sortierte", bequemer schien.

Im gesellschaftlichen Leben höherer Kreise gilt es für taktlos und ungebildet, eine unvermählte Dame nur mit Fräulein ohne den Namen anzureden, sowohl schriftlich als mündlich. Die schriftliche Anrede „Geehrtes Fräulein" ist ebenso wie „Geehrte Frau" nicht mehr die Gepflogenheit der gebildeten Welt, man stellt stets den Namen dahinter. Ebenso wird eine feingebildete Dame, wenn sie den Namen ihrer Schneiderin, Plätterin weiß, niemals nur „Fräulein" sagen, sondern stets den Namen dahinter setzen.

Vom Kinderfräulein weiß kaum jemand den Namen, er steht auf der Anmeldung und auf den Briefen, die an sie kommen, aber sonst ist es einfach „Fräulein". Abgesehen von der unglaublichen Nichtachtung, die darin liegt und die von keinem der Betreffenden empfunden wird, weil man sich eben an das geliebte, etwas Besonderes repräsentierende „Fräulein" klammert, ist dieses einfache Per-„Fräulein"-anreden durchaus schädlich in betreff der guten Manie-

ren, die sich Kinder schon aneignen sollen. Sehr leicht wird ihnen dieses „Fräulein", das sie auch für fremde Kinderfräulein anwenden, so zur Gewohnheit, daß sie später sich schwer daran gewöhnen, diese Anrede nur mit dem Namen zu gebrauchen. Seit die Hausgehilfinnen und Kinderwärterinnen „Fräuleins" sind, hat man in der guten Gesellschaft außer dem Fräulein mit nachfolgendem Familiennamen, besonders für die Herren das sonst so durchaus komisch wirkende „gnädig" dazwischen gestellt in dem selbstverständlichen Bestreben, Damen der Gesellschaft anders anzureden als Dienerinnen. Wenn man vielleicht später, durch verstärkte Anregung, die Anrede „Herrin", die sich mit dem italienischen „Signora" und dem spanischen „Sennora" decken würde, für die Dame des Hauses und Haustöchter eingeführt hat, wird nichts in der Welt den Kinderwärterinnen und Hausgehilfinnen das namenlose „Fräulein" streitig machen.

Eine junge fürstliche Mutter in Berlin engagierte für ihr erstes Kindchen eine gebildetere junge Kinderpflegerin, die, merkwürdig genug, der Durchlaucht gegenüber den Wunsch aussprach, „Fräulein" genannt zu werden. Die junge, reizende Frau sah freundlich das Mädchen an: „Das soll geschehen. Die Leute des Hofstaates sollen Sie Fräulein nennen, mit Ihrem Vatersnamen — wenn Sie aber gerade gern zu mir kommen wollen und ich Ihnen den Prinzen gern und freudig anvertrauen soll, so müssen Sie sich von mir ‚Frida' nennen lassen. Ihr Name wird Ihnen doch aus meinem Munde lieber sein als Fräulein?" Dieser feinen, liebenswürdigen Art gegenüber konnte Fräulein Frida, die aus sehr einfachen Verhältnissen stammte, erst das rechte Wort nicht finden, dann bat sie die junge Fürstin, es zu machen, wie sie dächte.

Heute, nachdem Frida noch drei fürstliche Kinder großgepflegt hat, ist sie stolz darauf, wenn die Fürstin sie „meine Frida" nennt, als eine treue Helferin, die die Lieblinge gehütet und gepflegt hat. Ist es denn wirklich so „demütigend", wenn liebe Kinder eine treue Hüterin beim Vornamen nennen? Nicht das „Fräulein" setzt in Respekt und erwirbt Liebe, sondern die Persönlichkeit. Und es ist wirklich so: das namenlose Fräulein ist so selten eine Persönlichkeit, während unsere schlichten Karolinen, Amalien und Johannas, die wir früher um uns hatten, oft wirkliche, eigenartige Persönlichkeiten waren.

M. Fermo

Eine Plauderei aus der „Kreuzzeitung", die aber auch Türmerlesern und besonders wohl -leserinnen zu denken geben wird. Daß diese Ausführungen das Thema erschöpfen oder andere Auffassungen und Folgerungen ausschließen, kann nicht gut behauptet werden. Darum sei es gern zur Erörterung gestellt.



„Unsittliche" Bücher

In seinem „Lebenslauf eines Optimisten", den Ludwig Ganghofer soeben in den „Süddeutschen Monatsheften" veröffentlicht, kommt er auch auf die Jugendlektüre zu sprechen. Und da meint er: „Ein Buch, das künstlerischen Wert hat — mag es enthalten, was es will — wird niemals eine Gefahr für die Reinheit der Jugend sein. Und echte Kunst, auch wenn sie nackt ist, wird stets erzieherisch auf die Seele eines Kindes wirken, nie verderblich. Da will ich euch ein lehrreiches Exempel erzählen. Auf meinem Schreibtische steht ein patentierter Nachguß des pompejanischen Narziß. Und eines Tages guckte mein vierjähriges Enkeltöchterchen diese von Reiz umwobene Statuette mit ernsten Augen an und fragte: ‚Großpapa? Wer ist denn das?' Was soll man antworten? Ich sagte: ‚Das ist ein braver junger Mann!' Und das Kind, mit großen Augen, sah im Zimmer umher. Da standen auf den Bücherschränken die liebe Frau von Milo, der Antinous, die Mediceische Venus, der Berberinische Faun. Und das Mädchen — in seinem kindlichen Sprachklang, den ich nicht nachzubilden versuche — sagte langsam: ‚Das sind auch brave junge Männer! Die sind nackt. Die müssen

sich aber nicht schämen. Weil sie so schön sind!' Ist das nicht ein Kinderwort, von dem die Pädagogen lernen sollten? Und die Kunstbeschimpfer? Und die Sittlichkeitsschnüffler in ihrer Häßlichkeit, die sich bedecken muß?

Damit will ich durchaus nicht predigen, daß man schon den Zwölf- oder Dreizehnjährigen alle Werke der klassischen Literatur in die Hände geben soll. Ich will nur sagen, daß man einen Jungen, der verfrüht zur Lektüre eines wertvollen Buches kommt, deswegen nicht zu strafen braucht. Es genügt, ihm zu sagen: Das verstehst du noch nicht! Und einem jungen Kopfe, der sich früh entwickelt und vorzeitig nach wertvoller geistiger Nahrung verlangt, sollte man mit kluger Wahl der Lektüre entgegenkommen, statt ihn als verdorbenes Geschöpf zu betrachten. Und vor allem sollte man sich hüten, einem Jungen beibringen zu wollen, daß er — weil er bei einem Buche über den geistigen Horizont seines Alters hinausgriff — etwas ‚Unsittliches' gelesen hätte. Das ist gefährlich, nicht das Buch, das der Junge las. Von allen Erziehungsmethoden ist jene die bedenklichste, die dem Kinde den Begriff des Sittlichen dadurch beizubringen versucht, daß sie ihm definiert, was unsittlich ist. Das Feigenblatt erzieht nicht zum Schamgefühl, sondern nur zum Wunsche, daß man drunterguchen möchte."



Das Glück von Eden Hall

Sein fünfhundertjähriges Jubiläum kann unversehrt in diesem Jahre der in Uhlands bekanntem Gedicht zerschmetterte Glaspokal begehen. Im Jahre 1409 ist er in den Besitz der Familie Meusgrave gelangt. Vor acht Jahren, so liest man in der „Berl. Volksztg.", als der jetzige Prinz von Wales (damals noch Herzog von York) mit seiner Gemahlin Eden Hall, den altberühmten Landsitz Sir Richard Meusgraves, besuchte, wurde der Glaspokal zu Ehren der Besucher in der großen Halle des Schlosses ausgestellt. Weil die Familie Meusgrave fest davon überzeugt ist, daß das Glück des Stammes und des Hauses mit dem Zauberpokal zusammenhängt, wird der Glasbecher schon seit langen Jahrzehnten in einem besonderen Safe in den Gewölben der Bank von England aufbewahrt und nur bei ganz wichtigen Gelegenheiten mit größter Vorsicht nach dem Landsitz der Familie geschafft, wo er dann in der großen Halle in einem festen Glaskasten hinter Drahtgittern ausgestellt und Tag und Nacht von zwei Dienern bewacht wird.

Im Garten des Schlosses von Eden Hall springt noch heute jene kristallklare Quelle, in der vor vielen hundert Jahren nach der Sage die Wassernixen in mondhellen Nächten spielten und ihren Reigen tanzten. Eine dieser Nixen soll sich eines Nachts in den jungen Lord von Eden Hall verliebt und ihm den Kristallbecher als Talisman zum Geschenk gemacht haben. Die Uhlandsche Lesart, wonach ein späterer leichtsinniger Lord den Pokal in trotzigem Übermut zerschmettert haben soll, ist lediglich eine dichterische Erfindung. Schloß Eden Hall ist übrigens einer der herrlichsten und wertvollsten Landsitze in Großbritannien, und in dem riesigen Park fallen besonders die prachtvollen, uralten Zedern vom Libanon auf, die einer der Edlen von Meusgrave eigenhändig vor vielen Jahrhunderten dort einpflanzte, und die besonders die Zauberquelle umgeben und mit ihren riesigen Zweigen beschatten.

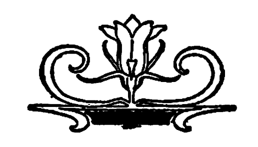


Die Biedermeierzeit

Wohl jeder, schreibt der „Vorwärts“, hat sich schon einmal in einer stillen Mußestunde beim Anblick eines Bildes zurückversenkt in die Tage unserer Vorväter, in jene stille, geräuschlose und anscheinend zufriedene Epoche, die mit dem Namen Biedermeierzeit bezeichnet wird. Scheint es nicht, als wenn aus dem durch die gewaltigen Revolutionen und die darauf folgenden napoleonischen Kriege zerstörten feudalen Rokoko ein gemütliches Bürgerleben emporgeblüht wäre? Eine Zeit, in der man nur Sinn für Theater, schöne Literatur und gemütlichen Nachbarklatsch gehabt hätte? Die von unseren Künstlern gewählten Vorwürfe aus jener Zeit lassen es vermuten. Aber wenn wir uns an den wohlgelungenen Zeichnungen eines Hans Stubenrauch und anderer Verherrlicher des Biedermeiertums ergötzen, denken wir kaum an jene traurigen Zustände, die den Untergrund zu diesem biederen Philistertum bildeten und es sogar gebieterisch bedingten.

Die Jahre von 1815—45, die man allgemein als die Biedermeierepoche bezeichnet, waren die traurigste und trostloseste Zeit, die der deutsche Bürger bisher gesehen hat; eine Zeit der düstersten Reaktion und brutalsten Polizeiherrschaft, unter der alles öffentliche Leben von den Schergen der heiligen Allianz niedergeknüttelt und jede politische Regung im Bürgertum unterdrückt wurde. Es war die Zeit der Demagogenhetze und Flüchtlingsverfolgungen, aus denen die Niedermetzelung der polnischen Aufständischen auf den Höhen von Warschau grausig hervorleuchtet, die Zeit, da der deutsche Spießer eingeschüchtert sich in einem patriarchalischen Philisterleben wohl zu fühlen begann, während man inzwischen die besten Geister des Landes in den Kasematten der preußischen Festungswälle knebelte. Erst um die Mitte des Jahrhunderts brach dann der Sturm los, der jene Zeitperiode zum Abschluß brachte. Der Bann war gesprengt. Freilich, was darauf folgte, war auch nicht viel wert, aber die sozialen Zustände drängten wenigstens gebieterisch vorwärts.

Wir haben also keinen Grund, diese „goldenen“ Tage unserer Großväter zurückzuwünschen ... Nichtsdestoweniger verweilt man gern ein Viertelstündchen bei jenen Zeichnungen in den Witz- und Familienblättern, die über die Misere jener traurigen Zeit so angenehm hinwegzutäuschen versuchen und uns „Urväter Hausrat“ so idyllisch vor Augen zaubern. Trotz der Nüchternheit dieses engen Alltagslebens hat es die Kunst verstanden, der Zeit künstlerisches Interesse abzugewinnen. Er im langen Rock und Wichstopf, das Halstuch über den ungestärkten Kragen gebunden, während ein bunter Zipfel aus der Rocktasche hervorlugt; sie mit einer durch lange Bänder befestigten Haube, den Blick züchtig gesenkt, schreiten sie durchs Gäßchen, untertänig den Stadtpolizisten grüßend, und doch mit einer gewissen Würde, die halb mit Furcht, halb mit Stolz gepaart, das Spießerbewußtsein hervorkehrt.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Von der Heiligkeit des Kindes

Es versuchte mich in jüngeren Jahren ein älterer Herr mit kühner Nase und großer Brille also: „Ja, wie vereinen Sie denn Ihren Lehrsatz, daß alles Leben durch Gott sei, mit dem andern, daß Gott das Böse nicht wolle — mithin das uneheliche Kind *zugleich* von Gott *nicht* und *doch* gewollt würde!?“

Ich habe ihm seinerzeit in Tolstoischer Auslegung des Wortes Jesu: Wer ein Weib (auch das eigene) ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen im Herzen, geantwortet. Somit ist: ob verheiratet oder nicht, im Grunde genommen gleich — unrein, in Sünden geboren wird jeder Mensch. Der Mensch wird eben nur rein durch das Bad der Wiedergeburt. Mithin will Gott nicht den unreinen, sondern den reinen Menschen.

An diese Episode erinnerte mich im Türmer F. Erdmann, Sexuelle Aufklärung in der Schule, und „Uneheliche Kinder“ u. a.

Gedanken durchzogen mich, Bilder kamen und gingen, Systeme, Dogmen und Redensarten. Dann kam ein Starker im Streit.

Eine hohe Gestalt hielt ein Kind zur Hand und rief mit großer Stimme: „Im Namen urewiger Kraft: dem Kinde werde sein Recht!“

Und ich sah eine weite Menschenmenge um ihn versammelt. Diese verlangte, daß er rede.

Die hohe Gestalt aber begann:

„Es war einmal ein Weiser von Nazareth, der nahm ein Kind, und das Kind ward ihm Symbol, und er stellte das Kind höher denn die Klugen und Reichen des Landes, und er sprach auch: Wer dieser Kleinen einen ärgert, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein um den Hals gehangen würde —

Ihr aber habt ihn nicht erkannt und seid ihm nicht gefolgt — seit wann denn wäre Anbetung Folge? — und nicht habt ihr wie er der Stimme des Gesetzes im eigenen Herzen gelauscht; nicht seid ihr Gottes inne geworden wie er und nicht habt ihr den lebendigen Gott wider den auslegsamen Buchstaben gesetzt. Ansonsten stände nicht hier das Kind — stände nicht hier die Zukunft der Menschheit fordernd und anklagend vor euch.

Denn ob *ihr* nun Gott im Bilde anschaut und biblisch glaubt, so seid ihr doch nicht selig, es sei denn Gott *in* euch, — und ob *ihr* nun sagt, jene wären Götzenanbeter, dieweil sie ein innerlich oder äußerlich Bild anbeteten, so seid ihr doch nicht besser — *erfüllte* euch nicht der lebendige Odem der alles durchwirkenden Kraft. Jene aber haben das Wort empfangen: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei‘ und das andere: ‚Seid fruchtbar und mehret euch!‘

Und diesen ist das Gesetz Gottes ins Herz geschrieben, und sie lesen es in heiligen Zeichen durch alles Werden und durch alle Menschheitsgeschichte bezeugt: Es will ein Wille im Weltall das Leben, die Wanderung von einer Form zur andern: das Werden. Habt Achtung vor dem Willen des Unnennbaren!

Aber nicht nur fort, sondern hinauf sollt ihr euch pflanzen! (Nietzsche) so will es der Wille.

Darum soll euch das Kind heilig sein!

Darum sollen euch auch ihre Mütter heilig sein!

Denn in ihnen ruht eure Zukunft, und von allem, was ihr von dem ‚Nach dem Tode' wißt, wißt ihr nichts gewisser, als dies: daß ihr in eurem Kinde fortlebt! —

Daran gedenket, wenn ihr euch paart!

In euren Kindern lebt ihr fort, auch in den kranken, elenden und verworfenen und nicht anerkannten.

Soll ich noch reden von der Zeit Schmach und Schuld, die aus urheiligem Gesetz höhnische Lust gemacht hat? Wird denn das Recht des Kindes — das natürliche, das göttliche geachtet?

Gab nicht Gott oder die Natur, wie ihr wollt, jedem Kinde Vater und Mutter? Warum gibt es denn sogenannte uneheliche Kinder? Weil ihr dem Gesetze Gottes nicht gefolgt seid und wider das ursächliche Recht eine gesellschaftliche Form stellt. Denn da, wo sich zwei Menschen fanden im seligen Vergessen, und wo aus beiden eines ward, da hat ein höherer Wille gesprochen, und beide wurden durch das eine unwiderleglich eines. „Durch diesen Zusammenschluß sind sie verheiratet," so muß es im geschriebenen Gesetz heißen, wenn es göttlich sein soll. Das wäre ein Riegel allen wüsten Begierden, die Unheiliges wollen. Löwe und Tiger fühlen das große Gesetz und folgen ihm, der eigensüchtige, halbdenkende Mensch aber? Wehe über jene Engerzigen und Engschädeligen, die da Gesetze schufen, die dem a priori Unschuldigsten, dem Kinde, das Recht rauben und die härtere Last dem Schwächeren auferlegen!

Aber leider, es ist so: wohl kennt ihr alle die Prüderie oder die Lüsternheit — nicht aber die Heiligkeit des Werdens. Warum habt ihr nicht wirkliche Scham? Scham: nicht weil Kindererzeugen schändlich, sondern weil es heilig ist.

Und so sollt ihr auch mit heiligem Ernste zu euren Kindern reden. Was denn auch schlösse enger die Bande um Mutter und Kind, als wenn ihr dem Kinde zeigt am Gleichnis vom Baume und seiner Frucht, wie das Kind unter der Decke des Herzens seiner Mutter zum Leben reift, und wie das Leben des Kindes die Mutter mit Schmerzen zahlt.

Fort mit allen Gesetzen der Gesellschaft, mit allen Märlein und Fabeln, die nur den innigen Zusammenschluß des durch Gott geheiligten Familienlebens stören! Heiliges sollt ihr mit heiligem Ernste behandeln, dann wird auch die Ernte der Saat entsprechen — — wie aber will der Unheilige zu Kindern reden?"

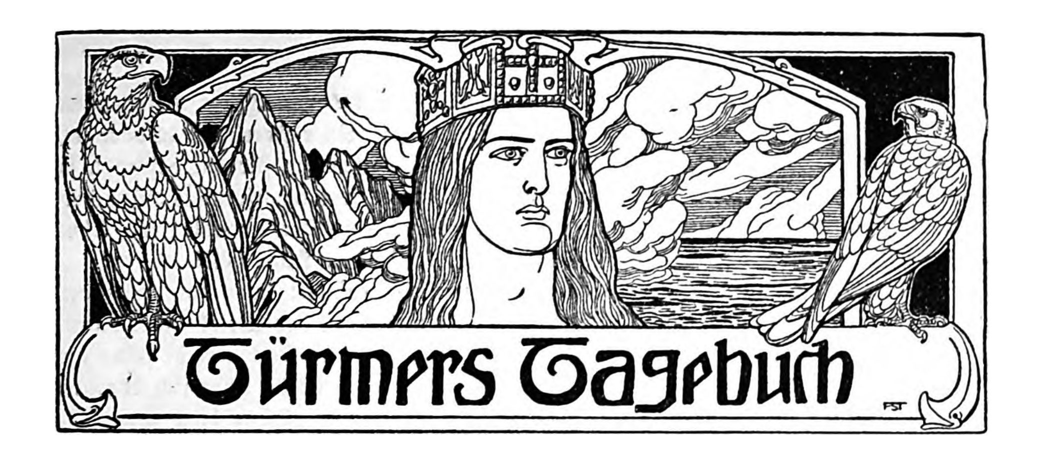
Es ward aber in der großen Menge wie große Scham, und viele unterredeten sich miteinander und sprachen: „Was ist zu tun? Ganz recht, wir müßten uns der eigenen Mutter schämen, wäre Geburt und Nachkommenschaft Sünde. Was aber können wir wenige gegen die Gesellschaft?"

Die hohe Gestalt aber wandte sich zum Kinde, legte ihm die Hand auf den Scheitel und sprach: „Einmal wirst du doch kommen, große, heilige Zukunft der Menschheit, einmal du, Wille der Welt, um Sieger zu sein.

Das wird sein, wenn der Mensch den Mut seiner Scham gewann, wenn das Gesetz im Menschen höher bewertet wird als lüsternes Verlangen und Gesellschaftsfessel: wenn dem Manne und dem Weibe das Kind heilig ward."

Fahrenkrog





Und alles ist Dressur

Wir sind von einer wunderbaren Anpassungsfähigkeit. Darwin hätte seine Freude an uns. Noch vor wenigen Jahren war es nationaler Grundsatz, unbequeme Tatsachen, an die Öffentlichkeit gebrachte Mißstände, die man absolut und beim besten Willen nicht totschweigen konnte, in Bausch und Bogen für „böswillige Erfindung" oder „maßlose Übertreibung" zu erklären. Das war ein probates Verfahren und nährte seinen Mann. Solange es ging. Aber es ging nicht lange. Denn die Tatsachen wollten sich nun einmal nicht meuchlings umbringen lassen. Hatte man schon im schönen Glauben, sie niedergeknüttelt zu haben, befriedigt aufgeatmet — flugs hatten sie sich drohend wieder erhoben. Ja leider fällt die Wahrheit, wie die Katze, immer auf die Beine, denn sie hat deren so lange, wie die Lüge kurze. Und überdies ist sie von einer Fruchtbarkeit und Vermehrungsfreudigkeit wie nur die „germanisierten" Polen in Preußen.

Es blieb schlechterdings nichts übrig, als den Grundsatz zu wechseln. Kleinigkeit! Eines schönen Tages legte man sachte den Knüppel beiseite und nahm einen großen — Schwamm in die Hand. Wurde nun etwas Peinliches aufgedeckt, so fuhr man mit dem großen Schwamm drüber. Was immer auch von bösen Menschen aus lauschig verschwiegenen Winkeln an den Tag gezerrt wird —: „Schwamm drüber!" Gelingt auch die Mohrenwäsche nicht, so hält man doch so lange den Schwamm drüber, bis Michel, das Kind, durch irgendein blinkendes Spielzeug von seinen Nöten abgelenkt und wieder in guter Stimmung ist. Und er ist so gern in guter Stimmung. Man braucht ihm nur eine knusperig gebratene Wurst an einem langen Faden vor der Nase baumeln zu lassen, und er ist gleich wieder in guter Stimmung. Geben braucht man ihm die Wurst nicht. Das wäre verkehrt. Im Gegenteil, je eifriger und beflissener er nach dem vorgegaukelten Bissen schnappt, um so weniger fühlt er die Fußtritte. die ihm „um seines unverschämten Gellens willen" versetzt werden.

Ich sage: Mit Recht. Denn wer, ohne sich bis aufs äußerste und mit aller Kraft zur Wehr zu setzen, Prügel entgegennimmt, hat sie verdient. Und wenn er

gar zu diesem „Spiele“ noch gute Miene macht, bei der nächsten Gelegenheit wieder mit freudigem Gebell und drolligen Sprüngen seiner Herrschaft apportiert, was sie zur weiteren Befestigung ihrer Souveränität über ihn für gut befindet, so kann ein solches auf den Pfiff parierendes, in allewege treugehorsamstes Hündchen nur überwältigendes Zeugnis einer an ihm vollendeten Dressur ablegen. Ehre dem Meister, einen Knochen zum Lohn dem allerliebsten Hündchen!

Man könnte sich zu der Behauptung versucht fühlen: über das, was der preußische Beamtenstaat dem Bürger bietet, geht nichts auf der Welt! Aber damit würde man dem preußischen Bürger unrecht tun. Wir wollen gerecht sein: die Hingabe, mit der dieser die Verfügungen einer hohen Behörde über sich ergehen läßt, geht doch noch weit über das ihm Gebotene hinaus. „Ohne diese Geduld“, meint auch die „Frankf. Ztg.“, „würde vielleicht manches Unbegreifliche sich nicht wiederholen können, und wir würden doch dahin kommen, daß einigermaßen der gesunde Menschenverstand die Richtschnur im Staatsleben bildet und der Staatsbürger der Behörde gegenüber auch irgendwelche Rechte hat. Wer jetzt etwa behaupten wollte, daß dem schon so sei, der würde damit nur beweisen, daß er über die wirklichen Zustände recht mangelhaft orientiert ist. In Preußen-Deutschland ist es nicht nur möglich, daß auch der unschuldigste Staatsbürger auf den unbegründetsten Verdacht hin verhaftet oder unter Anwendung des Zeugniszwangs auf ganz willkürliche Behauptungen hin seiner Freiheit auf lange Zeit beraubt wird, sondern es gilt auch als Rechtens, daß, wenn irgendeine Behörde einen Fehler macht, nicht die Behörde, sondern der davon betroffene Staatsbürger dafür haftet, falls er irgend etwas am Instanzenwege versäumt oder gar meint, er brauche einer Sache, in die er ganz zu Unrecht verwickelt ist, überhaupt nicht nachzugehen.

Wer daran zweifelt, der kann ganz leicht durch zahlreiche Vorfälle aus dem täglichen Leben belehrt werden. Wenn die Behörde ein Versehen macht, so genügt es nicht, daß dies überhaupt klargestellt wird, sondern es muß frist- und formgerecht im Wege der Beschwerde angefochten werden. Ist z. B. ein Steuerzahler infolge einer Verwechselung mit einem anderen falsch veranlagt worden und sieht er auch sofort, daß er gar nicht gemeint sein kann, so muß er doch unweigerlich bezahlen, wenn er sich nicht alsbald hinsetzt und in der vorgesehenen Beschwerdefrist dagegen Einsprache erhebt, mag er auch noch so wenig Lust und Zeit dazu haben, und niemand entschädigt ihn für die Mühe, die ihm der Fehler des Beamten gemacht hat. Auch wenn er verreist und deshalb gar nicht in der Lage war, rechtzeitig die Beschwerde einzureichen, wird ihm das nicht zugute gehalten; denn in Preußen-Deutschland wird nicht nach sachlichen, sondern nach formellen Gründen entschieden, und Vernunft und Billigkeit sind keine Begleiterscheinungen eines solchen Aktenrechts. Ein Beispiel für viele: Ein Steuerzahler wurde falsch veranlagt und reklamierte — mit dem Erfolg, daß er schon nach vier Jahren eine Entscheidung zu seinen Gunsten erhielt, während er inzwischen das Zuviel bezahlen mußte —; da er voraussah, daß sich der gleiche Veranlagungsfehler bis zu dieser Entscheidung wiederholen würde, legte er vorsorglich gleich im voraus gegen

alle gleichartigen Veranlagungen Beschwerde ein und glaubte, damit alle Formalitäten erfüllt zu haben. Das war aber ein Irrtum: nach der Endentscheidung wurde ihm wohl die zuviel gezahlte Summe des ersten Veranlagungsjahres zurückgezahlt, nicht aber aus den späteren Jahren, weil er nicht jedesmal die Beschwerde erneuert hatte ..."

Aber selbst Fälle dieser Art seien noch harmlos! Verwundert fragt sich der Leser, wie das wohl möglich sei? Nur Mut, nur an der unerforschlichen Weisheit einer hohen preußischen Behörde nicht voreilig verzweifeln. Ist doch kein Ding bei ihr so leicht unmöglich! Das Frankfurter Blatt tritt denn auch den Beweis an, und zwar durch einen Vorgang, den Hermann Schöler in der Halbmonatschrift „Fortschritt" (herausgegeben vom Reichstagsabgeordneten Dr. Leonhart-Kiel und Dr. Paul Hamburger-Charlottenburg) mitteilt. Ein Dissident in Berlin erhielt eines Tages vom geschäftsführenden Ausschuß der Berliner Stadtsynode eine Veranlagung zur evangelischen Kirchensteuer. Da er mit der evangelischen Kirche absolut nichts zu tun hatte, warf er das Schreiben einfach in den Papierkorb. Einige Wochen später erhielt er eine Mahnung mit der Drohung, daß ansonsten die Beitreibung zwangsweise erfolgen werde. Er gab nun die Erklärung ab, daß er dem Machtbereich der Religionsgemeinschaft nicht angehöre, und hielt die Sache damit für erledigt. Aber weit gefehlt! Der geschäftsführende Ausschuß der Stadtsynode gab ihm kund und zu wissen, er hätte binnen der gesetzlichen Frist von vier Wochen Einspruch erheben müssen, um der Kirchensteuerpflicht zu entgehen, und da er das versäumt habe, müsse er zahlen. Die weitere Beschwerde an das Konsistorium ging an den Evangelischen Oberkirchenrat und von diesem an das Berliner Polizeipräsidium zur Entscheidung. Dieses entschied, daß gemäß § 19 des Kirchengesetzes vom 26. Mai 1905 die Zahlung zu leisten sei, weil der Beschwerdeführer die vierwöchige Einspruchsfrist versäumt habe. Die hier in Betracht kommenden Bestimmungen des Gesetzes sind folgende:

Art. IV § 1 des Staatsgesetzes vom 14. Juli 1905: Gegen die Entscheidungen der kirchlichen Gemeindeorgane über Einsprüche gegen die Heranziehung und Veranlagung zu einer gemäß Artikel I genehmigten Kirchensteuer steht dem Steuerpflichtigen die Beschwerde zu.

§ 19 des Kirchengesetzes vom 26. Mai 1905: Den zur Kirchensteuer Herangezogenen steht gegen die Heranziehung bzw. Veranlagung Einspruch zu. Das Rechtsmittel ist binnen einer Frist von vier Wochen vom Tage der Aufforderung zur Zahlung ab gerechnet (§ 18 Abs. 7) bei dem Gemeindekirchenrate (Presbyterium, Kirchenkollegium) einzulegen.

„Ist daraus wirklich zu folgern, daß der Staatsbürger sich nun um Anordnungen irgendeiner beliebigen Behörde zu kümmern hat, auch wenn er dieser Behörde gegenüber nicht die geringste Verpflichtung hat? Der Beschwerdeführer war nicht dieser Meinung und rief die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts an, indem er darauf hinwies, daß nicht die Heranziehung zur Kirchensteuer das Entscheidende sei, sondern die Angehörigkeit zur Kirchengemeinschaft, da nur auf die Angehörigen die Kompetenz der Kirchenbehörden sich erstrecke. Das Ober-

verwaltungsgericht brachte es aber fertig, den Rechtsstandpunkt der Kirchenbehörde und des Polizeipräsidenten für zutreffend zu erklären mit folgender seltsamen Begründung:

‚Im Geltungsbereich des vorgedachten Kirchen- und Staatsgesetzes, den neun älteren Provinzen der Monarchie einschließlich der hohenzollernschen Lande, treffen die rechtlichen Folgen der von dem zuständigen kirchlichen Gemeindeorgan bewirkten Veranlagung einen jeden, der als wirklicher oder vermeintlicher Evangelischer, sei er Preuße oder Nicht-Preuße, Deutscher oder Nicht-Deutscher, zu einer Abgabe herangezogen wird. Ihre Bekämpfung durch Einspruch, Beschwerde und Klage kann nur nach Maßgabe jener beiden Gesetze geschehen, binnen der für jeden der Rechtsbehelfe vom Gesetz gewährten Frist. An letztere sind sowohl die — wirklichen oder vermeintlichen — Pflichtigen, als auch die zur Entscheidung berufenen Behörden gebunden.‘

Wir wollen zugunsten des Oberverwaltungsgerichts annehmen, daß es sich selbst nicht über die Konsequenzen seiner Entscheidung klar geworden ist. ... Das Kirchengesetz spricht nur vom Beschwerderecht der ‚Steuerpflichtigen‘, also derjenigen, auf die das Gesetz überhaupt Anwendung finden kann, d. h. der zu der betreffenden Kirchengemeinschaft Gehörenden; alle anderen sind ja gar nicht steuerpflichtig und deshalb zu einer Beschwerde überhaupt nicht berechtigt. Bei der Logik, zu der sich das Oberverwaltungsgericht verstiegen hat, würden wir uns gar nicht wundern, wenn es noch weiter ginge und bei fristgerechter Beschwerde eines Nicht-Steuerpflichtigen folgendermaßen entschiede: Solche Leute müssen zahlen, weil für sie ein Beschwerderecht überhaupt nicht besteht. Dann wäre ja der Zirkel in schönster Weise geschlossen: wer sich rechtzeitig beschwert, muß zahlen, weil er kein Recht zur Beschwerde hat, und wer die Frist versäumt, muß zahlen, weil er nicht rechtzeitig Beschwerde eingelegt hat.

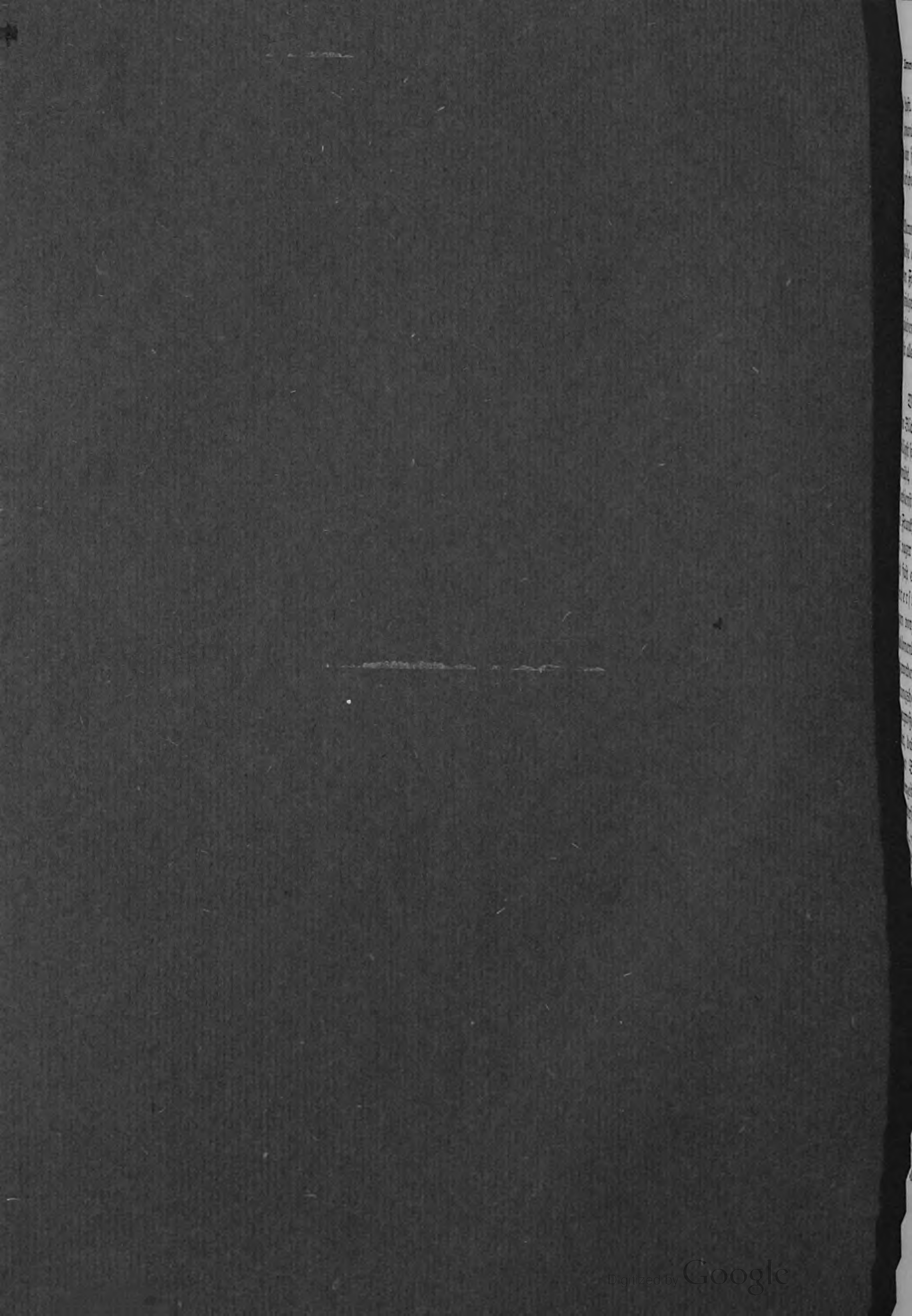
Aus der merkwürdigen Rechtsauslegung des Oberverwaltungsgerichts ergeben sich ungeahnte Möglichkeiten. Die evangelische Kirche kann glänzende Einnahmen erzielen, wenn sie über das ganze Land hin alle Steuerzahler ohne Unterschied des Bekenntnisses zur Kirchensteuer veranlagt; die meisten würden ja doch die Beschwerdefrist versäumen. Die Berliner Synode hat es ja auch schon fertiggebracht, einen Juden zur evangelischen Kirchensteuer heranzuziehen, der ebenfalls sich um die Beschwerdefrist nicht kümmerte. In dem vorher erzählten Fall ist nun allerdings der schon erhobene Steuerbetrag nachträglich doch zurückgezahlt worden, so daß die beabsichtigte Klage wegen widerrechtlicher Bereicherung nicht mehr angestrengt zu werden brauchte. Die grundsätzliche Bedeutung der Entscheidung aber bleibt unverändert bestehen, und die geht dahin, daß auch die widersinnigste Anordnung einer Behörde, die größte Kompetenzüberschreitung zu Recht besteht, wenn nicht zu einer bestimmten Frist Beschwerde eingelegt wird. Der Staatsbürger soll gezwungen sein, einer Behörde, mit der er gar nichts zu tun, der er überhaupt nicht untersteht, Rede und Antwort zu stehen, woraus wieder folgen würde, daß die Behörden ganz willkürlich alles in ihren Machtbereich ziehen dürfen. Das gäbe ja eine ganz tolle Wirt-

Strand bei Forte dei Marmi — Carlo Böcklin



Porto Venere — Carlo Böcklin





schaft. Man stelle sich nur vor, daß durch einen Schreibfehler eine Verurteilung jemand zugestellt würde, der gar nicht angeklagt war; dann bliebe dieser, wenn er eine solche Mitteilung als ihn nicht angehend ignorierte, verurteilt, ohne etwas verschuldet zu haben. . . ."

Das Blatt nimmt nun nicht an, daß ein solcher Fall vorkommen werde. Warum denn nicht? Es wäre ja doch nur die reinste logische Konsequenz. Daß diese an sich eine so abenteuerlich-ungeheuerliche ist, ändert nichts an ihrer absoluten Folgerichtigkeit. Was dem einen recht, ist dem andern billig. Wenn jener infolge Personenverwechslung mangels Beschwerde zahlen muß, so ist nicht einzusehen, warum der gerade im gleichen Falle nicht sitzen soll. Gleiches Recht für alle.

* * *

Wie manchem, der auch nicht mehr verbrochen hat, als daß er das Glück hatte, den Blick einer hohen Behörde auf seine bescheidene Person zu lenken, wird bereitwilligst solche Sitzgelegenheit dargeboten. Und dabei hat er sich nicht einmal darum bemüht, nein, aus freien Stücken nimmt sich die Behörde seiner an, ohne sein Verdienst und Würdigkeit. „Es ist nichts leichter in Deutschland," nörgelt wiederum die Frankfurterin, „als daß jemand sich eine Anklage zuzieht. Eine Denunziation, ein vager Verdacht, ein Zusammenwirken ungünstiger Umstände genügen dazu, und fast ebenso leicht kann es dann kommen, daß der in Verdacht Geratene in Untersuchungshaft genommen wird. Die in der Strafprozeßordnung dagegen vorgesehenen Kautelen hatten sich längst als unzureichend erwiesen. Die schablonenhafte Behandlung der Dinge, der Mangel an Empfinden dafür, wie außerordentliche Schädigungen in den meisten Fällen die Verhängung der Untersuchungshaft für den davon Betroffenen im Gefolge hat, und andererseits eine übergroße Bewertung der Wichtigkeit der Untersuchungshaft haben dazu geführt, daß Haftbefehle im Übermaß erlassen werden, darunter so manche fast nur zur Bequemlichkeit des Richters, damit dieser die Beschuldigten jederzeit zur Verfügung hat. In zahlreichen Fällen, in denen eine langwierige Untersuchungshaft verhängt war, ist es nachher zur glatten Freisprechung gekommen, und es gibt auch solche Fälle, in denen das Verfahren noch vor der Hauptverhandlung eingestellt werden mußte. So ist uns ein Fall bekannt, in dem eine Frau wegen der Beschuldigung der Abtreibung in Untersuchungshaft genommen wurde, während die Haltlosigkeit dieser Anklage sich nachher daraus ergab, daß die Frau sich in anderen Umständen befand. In einem anderen Falle wurde ein Kaufmann wegen Verdachts der Brandstiftung verhaftet, obgleich alle Umstände dagegen sprachen; hier hatte die Aufklärungsarbeit eines Rechtsanwalts das Ergebnis, daß das Verfahren alsbald eingestellt wurde, die ungerechte Freiheitsentziehung mit der Wirkung einer gewaltigen Geschäftsschädigung war aber einmal geschehen.

Zeigen diese Beispiele, wie leicht auch der Unschuldigste auf kürzere oder auch sehr lange Zeit seiner Freiheit beraubt werden kann, so muß man doch zum mindesten erwarten, daß wenigstens in der Vollziehung der Untersuchungshaft die größte Rücksicht geübt und alles vermieden wird, was

als kränkend und herabwürdigend empfunden werden kann. Die Untersuchungshaft soll und darf unter keinen Umständen den Charakter der Strafe haben. Wer verdächtig ist, der ist damit noch lange nicht schuldig und darf auch nicht als schuldig betrachtet werden, vielmehr hat jeder Untersuchungsgefangene den Anspruch auf eine anständige Behandlung."

Das sind nicht nur an sich selbstverständliche Dinge, sie werden auch von den Bestimmungen der Strafprozeßordnung ganz kategorisch mit einer jeden Zweifel ausschließenden Deutlichkeit gefordert. Der § 166 schreibt vor: „Dem Verhafteten dürfen nur solche Beschränkungen auferlegt werden, welche zur Sicherung des Zweckes der Haft oder zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Gefängnis notwendig sind. Bequemlichkeiten und Beschäftigungen, die dem Stande und den Vermögensverhältnissen des Verhafteten entsprechen, darf er sich auf seine Kosten verschaffen, soweit sie mit dem Zwecke der Haft vereinbar sind und nicht die Ordnung im Gefängnis stören oder die Sicherheit gefährden."

Mit diesen gesetzlichen Vorschriften vergleiche man deren Handhabung, und man wird staunen, wie wenig sie oft dem Willen des Gesetzgebers entspricht, wie hier die klar zutage liegenden Absichten des Gesetzes direkt vereitelt und in ihr Gegenteil verkehrt werden. Danach hat der Untersuchungsgefangene so gut wie gar keine Rechte und wäre oft besser daran, wenn er, statt als bloß Verdächtiger in Untersuchungshaft, als überführter und verurteilter Verbrecher in Strafhaft säße. In einer Schrift „Neun Monate Untersuchungshaft, Erlebnisse und Erfahrungen von Maria Hoff" (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden) werden auf diese Zustände Lichter geworfen, die um so greller wirken, als die Verfasserin keine irgendwie besonderen Erlebnisse zu schildern hat, ihre Erfahrungen vielmehr als typische gelten dürfen.

„Unvorteilhaft heben sich schon äußerlich die Untersuchungsgefängnisse von den Strafgefängnissen ab. Es sind oft alte, hygienisch unzureichend eingerichtete Gebäude, die weder in bezug auf Sauberkeit noch in bezug auf Licht und Luft auch bescheidenen Anforderungen entsprechen. Das bis vor wenigen Jahren noch benutzte alte Klapperfeld in Frankfurt war in dieser Hinsicht geradezu ein Skandal; zu allem übrigen wimmelte es von Ungeziefer und machte schon dadurch den Aufenthalt höchst unbehaglich. Die Verfasserin hatte es bei ihrem ersten Aufenthalt im Polizeigefängnis ebenso schlecht getroffen. Sie gibt von ihrer Zelle, der besten (!) im Gefängnis, eine Schilderung, in der es heißt: ‚Der ungeheure eiserne Etagenofen, der die eine Längswand fast ganz ausfüllte, entwickelte eine solche erstickende Rauch- und Dunstatmosphäre, daß das beständige Offenstehen des kleinen vergitterten Fensters keinen auch nur einigermaßen genügenden Abzug zu schaffen vermochte. Die andere Längsseite füllte die Bettstatt beinahe gänzlich aus, obgleich sie nur mäßig lang und für große Personen keineswegs berechnet war. Die Matratze war so uneben, hart und holprig, daß man sicher mit Schwielen bedeckt vom Lager aufgestanden wäre, falls man sich völlig entkleidet niedergelegt haben würde. Neben der Bettstatt stand noch ein äußerst primitiver hölzerner Abortkübel, der allmorgendlich von zwei dazu kommandierten männlichen Gefangenen entleert werden mußte. Stuhl oder Bank

gab es in dem engen Gelaß überhaupt nicht. Mir blieb daher nichts anderes übrig, als mich auf die Bettkante zu setzen.' Und diesem anmutigen Lokal war die Behandlung angemessen: barsches Anfahren durch den Aufseher, der mit qualmender Pfeife eintrat, und dazu wenig appetitliches Essen. Ganz so schlimm ist es ja nicht überall, aber der Unteroffizierton ist doch die Regel, es wird zu allem kommandiert, selbst zum Aufstehen, also genau wie bei der Strafhaft, und dadurch die schon vorhandene seelische Depression noch verstärkt. Die hygienischen Einrichtungen sind fast durchweg unzureichend. Von Desinfektionen ist wenig die Rede, die Einrichtung der Abortkübel, die nur einmal am Tage geleert werden, ist *einfach scheußlich* und sicher gesundheitsschädlich. Die für die Aufsicht bestimmten Klappen an den Türen machen bei häufiger Benutzung nervös. Die Aufseher, welche ihre Revisionsgänge nachts machen, stören oft rücksichtslos die Nachtruhe der Insassen. Zum *Zweck* der Untersuchung gehört es sicher nicht, daß den Häftlingen die eigenen *Kleider fortgenommen* werden. Trotzdem ist es Frau Hoff passiert, daß man sie zwang, *Gefangenenkleidung* zu tragen, und ihr sogar solche Unterkleidung vorenthielt, deren sie aus gesundheitlichen Gründen dringend bedurfte, ja ihr sogar *die Brille fortnahm*, ohne die sie nicht ordentlich sehen konnte. Hier lagen zweifellos viele Übergriffe vor, die auf die Eigenmächtigkeit einer Oberaufseherin zurückzuführen waren; aber daß solche Übergriffe stillschweigend geduldet und nicht durch ausgiebige Kontrolle unmöglich gemacht werden, macht *die Vorgesetzten mitverantwortlich*. Auf die Untersuchungsgefangenen wirken aber gerade solche Maßnahmen wie eine *Entehrung*. Mit vielen anderen Dingen ist es genau ebenso. Der sogenannte Spaziergang im Gefängnishof, bei dem die Gefangenen im Gänsemarsch in bestimmtem Abstande hintereinander immer in der Runde gehen und kein Wort miteinander sprechen sollen, ist alles andere eher als eine Erholung und wirkt niederdrückend; bei Vorführungen müssen sich die Gefangenen, an denen sie vorbeikommen, umwenden, damit sie nur ja einander nicht ins Gesicht sehen usw....

Ganz unzureichend ist auch die Frage der Beschäftigung geregelt. Selbstbeschäftigung muß doch ein selbstverständliches *Recht* sein; aber es bedarf dazu erst besonderer Eingaben, und nicht immer wird sie gewährt, was unseres Erachtens *gesetzwidrig* ist. Der schriftliche Verkehr mit der Außenwelt wird oft in ganz ungehöriger Weise beschränkt, die Briefe werden verstümmelt, Aufsichtsbeamte entscheiden, welche Briefe beantwortet werden dürfen usw. Solche Einschränkungen sind nicht nur an sich unzulässig, sie *unterbinden* auch in verhängnisvoller Weise *die Verteidigung*, erschweren die Verständigung mit Zeugen, und sie können den Gefangenen *ganz außerordentlichen Schaden* dadurch zufügen, daß sie sie verhindern, ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten richtig zu besorgen, geeignete Aufträge zu geben und die notwendigen Informationen zu erhalten. Auf diese Weise hat die Untersuchungshaft oft genug den wirtschaftlichen *Ruin der Angeklagten* zur Folge gehabt...."

* * *

Um die einfache Durchführung zu Recht bestehender *Staatsgesetze* muß der Bürger einen erbitterten Kampf mit der *Staatsgewalt* führen!

Er muß sich sein Recht von Staatsbehörden erkämpfen, die eigens und nur zu dem Zwecke erhalten und aus seiner Tasche bezahlt werden, um eben diesem Rechte, d. h. dem klaren Wortlaute des Gesetzes Geltung zu verschaffen. Aber Gesetze, die nicht in das herrschende System passen, werden durch eine lang erprobte, „zuverlässige“ Handhabung am liebsten ausgeschaltet, wenn nicht geradezu umgekehrt. Wie recht hatten doch die Zweifler, die den inständigen Versicherungen vom Regierungstische, das neue Reichsvereinsgesetz werde sich einer tadellos „loyalen Durchführung“ erfreuen, hartnäckiges Mißtrauen entgegensetzten! Das Gesetz als solches hat neben ganz unmöglichen oder sagen wir: nur in Preußen möglichen Ausnahmebestimmungen zweifellos seine Meriten. Aber — die „loyale Durchführung“?!

In Kiel waren die Sozialdemokraten um die Genehmigung zu einer Versammlung unter freiem Himmel eingekommen, in der deutsche und ausländische Arbeiter über den Weltfrieden sprechen sollten. Sie wurde ihnen versagt, und zwar mit der Begründung:

„Das Zusammenströmen einer solchen Menschenmenge von vielen Tausenden Personen, das im vorliegenden Falle um so mehr zu erwarten ist, als die Veranstaltung an einem Sonntagnachmittag abgehalten werden soll, erscheint in besonderem Maße geeignet, die öffentliche Sicherheit zu gefährden, da auch mit der Möglichkeit gerechnet werden muß (!), daß die Ausführungen der auftretenden Redner zu Meinungsverschiedenheiten unter den Versammelten und in Verbindung hiermit unter Umständen zu Demonstrationen und Ausschreitungen Veranlassung geben könnten.“

Es lohnt, sich in die „Seele“ dieses typischen Erlasses zu vertiefen und eine Analyse seiner psychologischen Entwicklung vom Embryo bis zum ausgewachsenen Kinde zu geben. Sie ist nicht ohne schwere Geburtswehen vor sich gegangen, aber um so schöner die Leibesfrucht. Zunächst vermissen wir schmerzlich die sonst doch so beliebte Rücksichtnahme auf die unbezahlbare „öffentliche Ordnung“. Die würde sich doch immer noch weniger herausfordernd ausnehmen als die aus so nebelgrauer Ferne herangeschleifte „öffentliche Sicherheit“. Es war leider nicht zu machen. Der böse Reichstag hat's vereitelt, hat dieser „offenen Tür“ zum „Platz an der Sonne“ schnöde den Riegel vorgeschoben. Die Regierung wollte auch eine Gefährdung der „öffentlichen Ordnung“ fortan als Grund zur Versagung einer Versammlung unter freiem Himmel gelten lassen, aber der Reichstag stürzte die Säule der „öffentlichen Ordnung“ und ließ nur das Postament der „öffentlichen Sicherheit“ als Versagungsgrund bestehen. Es gibt eben zuviel schlechte Menschen auf der Welt, so daß die Guten es manchmal recht schwer haben. Aber, wie das vorliegende Exempel lehrt, erreichen sie doch ihr Ziel, wenn sie's an Fleiß, Ausdauer und gutem Willen nicht fehlen lassen. Es sieht zwar schnurrig aus, daß ausgerechnet Reden über den Weltfrieden zu „Meinungsverschiedenheiten“, und zwar zu solchen führen sollten, die in „Ausschreitungen“, in „Gefährdung der öffentlichen Sicherheit“ ausarten könnten. Aber — „möglich“ ist schließlich alles, ja es ist nicht nur eine imaginäre Möglichkeit, sondern nur zu oft vollendete und erwiesene Tatsache, daß Polizeibeamte von ihrer Waffe ungesetzlichen Gebrauch

gemacht haben. Soll man nun, da diese Möglichkeit nach wie vor unvermindert besteht, den Beamten ihre Waffe entziehen? Ernsthaft erörtern lassen sich ja derartige „Begründungen“, wie die jenes Verbots, überhaupt nicht. Es gehört die ganze unendliche Lang- und Demut unseres wohldressierten preußischen Bürgers dazu, sich solche Scherze, die doch im Grunde, wenn auch keineswegs bewußt, auf eine Verhöhnung seiner bürgerlichen Rechte hinauslaufen, in aller Seelenruhe, als ob ihn das alles gar nichts anginge, einzustecken und womöglich einen tiefen Bückling zu machen. Daß hier Sozialdemokraten die Leidtragenden sind, ist für die Beurteilung des Verfahrens ja völlig gleichgültig. Denn es handelt sich nicht um zukunftsstaatliches Recht und Gesetz, sondern um bürgerliches.

In kleinen Städten und auf dem Lande im Osten herrscht oft noch eine wahrhaft rührende Einfalt in Fragen des Rechtes und der Verfassung. Die ganze neuere und neueste Gesetzgebung ist dann dort spurlos vorübergegangen, eine wahrhaft paradiesische Unberührtheit. „Genossen“, die in Aktion treten, erscheinen neben Vertretern der Staatsgewalt in jenen idyllischen Bezirken oft geradezu als Professoren der Rechtsgelahrtheit. Ist es aber wirklich so schmeichelhaft für einen Amtsvorsteher, der nebenbei noch preußischer Leutnant ist, sich z. B. von einem einfachen, „ungebildeten“ Arbeiter über die primitivsten Vorschriften eben der Gesetze belehren zu lassen, deren Anwendung in seine Hand gegeben ist? In Altenau bei Militsch in Schlesien reichte ein solcher Amtsvorsteher dem Anmelder einer Versammlung diese Anmeldung mit dem Bemerken zurück: „daß ich nicht eher die Genehmigung zu dieser Versammlung erteile, bevor mir nicht die Tagesordnung mitgeteilt worden ist.“

Prompt belehrte der „Genosse“ den Herrn Amtsvorsteher:

„Ich teile Ihnen mit, daß ich keine Veranlassung habe, Ihnen die Tagesordnung mitzuteilen. Ferner habe ich nicht um eine Genehmigung zur Abhaltung der Versammlung nachgesucht, da ich eine solche gar nicht brauche, sondern nur die gesetzlich vorgeschriebene Bescheinigung über die erfolgte Anmeldung gefordert. (§ 5 des Vereinsgesetzes vom 14. April 1908.)“

Nun war guter Rat teuer. Endlich war er gefunden. Triumphierend meldete der Telegraph: „Wegen Scharlachepidemie darf in Altenau Versammlung nicht stattfinden!“

Und von einer solchen Gefahr hatte niemand im ganzen Umkreise etwas gewußt, niemand etwas geahnt! Entsetzlich! Zwar irgendwo in der Umgegend war vor einigen Wochen ein 1½jähriges Kind gestorben. Aber an Scharlach? Davon wußte niemand was; Kinder sterben ja auch mal an einer anderen Krankheit. Aber der Herr Amtsvorsteher hatte eine Scharlachepidemie festgestellt, und so mußte sie doch wohl geherrscht haben. Um so frevelhafter der Leichtsinn, mit dem die ganze Bevölkerung sozusagen auf einem Vulkan getanzt hatte. In Altenau sowohl wie im ganzen Kreise hatte man in den vierzehn Tagen seit jenem Todesfall alle Feste ungehindert gefeiert, alle Vergnügungen frivol genossen. Die Schulen waren geöffnet, der Jahrmarkt wurde abgehalten, nach Scheiben wurde geschossen und der Erntekranz gefeiert. Und ausgerechnet an dem Orte, wo jenes arme

Kind gestorben war, rückte ausgerechnet an dem Tage, an dem die Sozialdemokraten „wegen Scharlachepidemie" keine Versammlung abhalten durften, eine Turnerkolonne ein, die — trotzend dem gräßlichen Scharlachtod! — eine urfidele Kneipe aufmachten. Was lag auch an dieser „verrotteten", doch nun einmal dem Untergang geweihten Bourgeoisie oder diesen rückständigen agrarischen Elementen? Mochte Freund Hein immerhin das überreife, üppig in die Halme geschossene Unkraut mit seiner Sichel heruntermähen — was lag daran?! Wenn nur die teuren „Genossen", die lieben „Sozis" gerettet wurden! — Wer solche Beweggründe, solche Gesinnung dem Herrn Amtsvorsteher unterstellte, würde ihm bitteres Unrecht tun. Gewiß, auch in der Unparteilichkeit kann man zu weit gehen, und nur diesen Vorwurf glaube ich dem Herrn Amtsvorsteher nicht ersparen zu dürfen. Er durfte in seinem so hochherzigen Bestreben, den Gegner vor Gefahr zu schützen, seine anderen Schutzbefohlenen nicht ganz ohne Obhut lassen. Aber sonst — daß ich's nur gestehe: die Hochherzigkeit des Herrn Amtsvorstehers hat mich geradezu überwältigt. Das ist doch noch Größe, Heroismus. Ob sie ihm aber von seiner vorgesetzten Behörde nicht doch als Parteinahme für die Sozialdemokratie ausgelegt werden wird?

* * *

Es wäre eitle Selbsttäuschung, deren sich ja auch nur noch wenige ernsthafte Beobachter unseres öffentlichen Lebens schuldig machen, sich mit dem frommen Glauben zu trösten, Fälle dieser Art seien eben nur Ausnahmeerscheinungen, wie sie überall vorkämen und in der Natur der Dinge und Menschen begründet seien. Wenn das wäre, es lohnte sich nicht, Worte darüber zu verlieren. Aber das Gegenteil ist wahr. Diese Fälle sind typisch, denn sie sind die ganz korrekten, logischen Folgerungen eines Systems und zwar des in Preußen herrschenden Systems. Die gegenteiligen Fälle sind die Ausnahmen. Mit jenen könnte ich jeden Monat ein Türmerheft füllen: greift nur hinein ins volle Preußenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant! Ich brauchte nur aufs Geratewohl das Netz auszuwerfen und hätte Mühe, die zappelnde Last ans Ufer zu bergen. Die anders gearteten sind ja natürlich auch da. Das ist doch selbstverständlich und braucht doch nicht jedesmal in den Gassen ausgeklingelt zu werden! Wir wären ja ein ganz von Gott verlassenes Volk, wenn sie nicht da wären. Aber sie wollen gesucht sein, sie sind sozusagen „aus der Art geschlagen", aus der Art nämlich des herrschenden Systems. Beweis der beschämende Jubel, mit dem jeder solche Fall als Ereignis begrüßt, als Fest gefeiert wird. Ein Beispiel. Durch die Presse geht jetzt ein Urteil, das dem gesunden Menschenverstande und den natürlichen Empfindungen und Anschauungen des Volkes gerecht wird. Aber es wird als Ereignis gefeiert. Spricht das nicht Bände? Daß an sich so Selbstverständliches mit Jubelfanfaren ausposaunt, daß es überhaupt an die große Glocke gehängt wird! Man lese:

Im „Tageblatt" zu Aschersleben war ein „Eingesandt" erschienen, in dem verschiedene Vorwürfe gegen die Aschersleben Schuldeputation erhoben wurden, insbesondere der, daß sie dem Verlangen der Lehrerschaft in Aschersleben, den Vorsitzenden des Lehrervereins in die Schuldeputation gewählt zu sehen,

Widerstand entgegensetze. Auf Antrag des Magistrats erhob die Staatsanwaltschaft Anklage gegen den verantwortlichen Redakteur wegen Beleidigung der Schuldeputation. Daraufhin meldete sich der Lehrer Petzold als Verfasser des „Eingesandts“, was die Staatsanwaltschaft veranlaßte, auch auf ihn die Anklage auszudehnen.

Das Landgericht Halberstadt (Strafkammer 2) hat nun die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt. Wenn auch der Artikel objektiv eine Beleidigung der Schuldeputation enthalte, so war doch dem Angeschuldigten Petzold der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches zuzubilligen. In der weiteren Begründung heißt es:

„Der Angeschuldigte Petzold ist Lehrer in Aschersleben und Mitglied des dortigen Lehrervereins, außerdem noch Vater schulpflichtiger Kinder. Als solcher hat er ein selbständiges Interesse daran, daß die Schulverhältnisse in Aschersleben sich günstig gestalten, und daß die Mißstände in der Schule sowohl wie in der Schulverwaltung beseitigt werden. Mangelndes Interesse an der Weiterentwicklung der Schule kann bei ihm, dem Lehrer, fast zur Pflichtwidrigkeit werden, jedenfalls zugleich einen Mangel an Berufseifer darstellen.

Als einen Mißstand in der Schulverwaltung durfte er auch, wie das allgemein in der Lehrerschaft geschah, den Widerstand der Schuldeputation gegen eine weitere Vertretung in ihr und die Art und Weise, wie die Deputation bei der Anstellung neuer Lehrer angeblich verfahren sollte, ansehen. Im Interesse der Schule, für deren Weiterentwickelung zu sorgen er verpflichtet war, der Lehrerschaft, der er angehörte, und im eigenen Interesse als Familienvater war er deshalb berechtigt, Kritik an diesen Mißständen zu üben, und zwar auch mit Hilfe der Presse, um mehr Erfolg zu erreichen.

Dem Angeschuldigten Redakteur Eckardt muß ebenfalls der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches zugebilligt werden, da er als Ascherslebener Bürger und wegen seines besonderen Verhältnisses zum Angeklagten Petzold, der ihn mit der Veröffentlichung des Artikels beauftragt hatte, als berechtigt angesehen werden muß. die deshalb auch ihn angehenden Verhältnisse zu besprechen und, da es auch zu den ersten Aufgaben der Presse gehört, auf die Abstellung öffentlicher Mißstände hinzuwirken.“

Ohne Zweifel: ein treffendes, ein gerechtes Urteil. Aber doch auch nur gerechtes und darum für einen Richter selbstverständliches. Und doch wird niemand behaupten können, daß es aus dem Geiste der herrschenden Rechtsprechung geflossen, Fleisch von ihrem Fleische ist. Das Gegenteil läßt sich beweisen. Jawohl, direkt beweisen: man kann Bände durchstöbern und braucht noch nicht auf eines zu stoßen, das den § 193 in dieser dem Sinn und Wortlaute des Gesetzes allein genügenden Weise anwendet. Also ist der Fall doch wohl ein Ausnahmefall.

Wie aber sind solche Zustände möglich? Wie ist es zu erklären, daß sie zu hohen Jahren kommen, alt und grau werden können? Im Rahmen einer einzelnen Betrachtung läßt sich das schwer darlegen. Man muß den Raum und die Muße haben, das System, die ganzen historischen und sozialen

Zusammenhänge nachzuweisen. Denn es handelt sich nie um die Schuld einzelner, wie es denn auch nichts Verkehrteres geben könnte, als den zum allergrößten Teil unbewußten, oder doch subjektiv ehrlich überzeugten Trägern des Systems persönliche Vorwürfe zu machen. Das hieße die Grenzen der Selbständigkeit eines nicht gerade außergewöhnlich veranlagten Individuums oder einer Summe solcher Individuen ins Märchenhafte ausdehnen.

Von meinem Buche „Aus deutscher Dämmerung" muß ich hier als der Vater des Kindes natürlich absehen. Wer aber die ganz objektive und eben darum so außerordentlich wertvolle Materialiensammlung in Herrn von Gerlachs „Geschichte des preußischen Wahlrechts" (Hilfe-Verlag, Berlin) durchforscht, gewinnt schon eine ziemlich deutliche Vorstellung von den in Preußen bestimmenden Faktoren und ursächlichen Zusammenhängen. Und wer — auch mit aller Reserve des vielleicht Andersgesinnten, aber doch ohne Voreingenommenheit — die Schriften Lothar Engelbert Schückings, des gemaßregelten Bürgermeisters von Husum, mit dem ernsten Entschluß in die Hand nimmt, sich wenigstens von den Tatsachen belehren zu lassen, dem werden Lichter aufgehen, die ihn über so manche, sonst geradezu rätselhafte Erscheinung am preußischen Regierungs- und Verwaltungskörper weit über den Tag hinaus aufklären. Wir können der preußischen Regierung nicht dankbar genug sein, daß sie diesen tapferen und klugen Mann durch ihre waschechte Maßregelung in die Lage versetzt hat, seine reichen Erfahrungen und Kenntnisse in den Dienst der Öffentlichkeit zu stellen. Hier spintisiert kein blasser Theoretiker, der seine Weisheit aus Büchern erlernt hat: Einer, der mitten in den Dingen gestanden hat, noch heute — das fühlt man aus jeder Zeile heraus — mit warmem Herzen in ihnen steht, will seine in praktischer Arbeit geernteten, in heißen Kämpfen gehärteten Erfahrungen und Erkenntnisse für das Gemeinwohl fruchtbar machen. Hier sehen wir die Fäden schießen und sich zu festen Maschen verknüpfen, aus denen sich das Gewebe des preußischen Regierungs- und Verwaltungssystems zusammenfügt.

Und dieses System — man staune nicht — ist in seiner Art ein Meisterwerk, ästhetisch betrachtet, ein Kunstwerk. Alles, aber auch alles bis zum kleinsten Rädchen in diesem großen komplizierten Mechanismus ist darauf eingestellt, die Herrschenden an der Herrschaft, das Volk aber in zufriedener Botmäßigkeit und Unmündigkeit zu erhalten. Verzichtet es auf selbständige politische Meinung und Betätigung, auf die freie Entwicklung der Persönlichkeit, mischt es sich nicht in die Geschäfte, die die Regierenden allein angehen, die sie in Erbpacht genommen haben, d. h. in die Politik im weitesten Sinne, so hat es an den Herrschenden patriarchalisch-wohlwollende, gnädige Herren, die für seine materiellen Sorgen, seines Leibes Nahrung und Notdurft ein Herz und auch eine offene Hand haben, soweit dadurch ihre eigenen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Macht- und Interessensphären nicht wesentlich brouilliert werden. Menschenfresser sind auch die „Junker" nicht, und silberne Löffel hat von ihnen (außer einer Fürstin, die aber deshalb für „geisteskrank" erklärt wurde) meines Wissens auch noch keiner gestohlen. Die „Junker" sind eben nicht schlechter und nicht besser, als andere Leute auch, nur sind sie zähere und zielbewußtere, sagen wir ruhig: charaktervollere Politiker, die sich so leicht nicht

ins Bockshorn jagen lassen, auch nicht von „Väterchen“, ihrem „allergnädigsten Kaiser, König und Herrn“. Im Gegenteil! — Ihr „Egoismus“ ist nur zum Teil und auf bestimmten Gebieten ein bewußter, im allgemeinen ein naiver, indem sie die Interessen des Staates mit den ihrigen gleichsetzen, den Staat selbst mit der Herrschaft ihrer Kaste identifizieren. Wie sie denn auch ganz ehrlich sich als die „Stützen von Thron und Altar“ fühlen. Erst in jüngerer und jüngster Zeit ist ein unangenehm-unästhetischer Zug politischer und moralischer Hypokrisie in ihr Gebahren geraten, und es läßt sich nicht verkennen, daß viele, vielleicht die meisten von ihnen, diesen Einschlag selbst peinlich empfinden und die jüngsten Entwicklungsphasen der Fraktion nur widerwillig unter dem Druck äußerer gesellschaftlicher Rücksichten und innerer Gebundenheit an die Partei mitgemacht haben. Nur insoweit sie gar zu aufdringlich in „Königstreue“, „Religion, Sitte und Ordnung“ arbeiten — nicht zu vergessen das „deutsche Familienleben“! — sollten ihre Gegner moralische Wertungen für sie heranziehen. Das übrige sind Machtfragen, und daß, wer die Macht einmal hat, durch Generationen überkommen hat, sie nicht ohne Zwang aus der Hand geben will, beruht am Ende doch auf einem nicht ganz unverständlichen Räsonnement. Um so mehr, als das Bürgertum, außer etwa in der Presse und in Volksversammlungen, ja auch kaum gegen diese Macht ernstlich aufmuckt. Wie es sich der herrschenden Schicht im gesellschaftlichen Leben und sonst zu nähern pflegt, ist auch nicht immer dazu angetan, ihr besonderen Respekt oder gar ernstliche Furcht einzuflößen. Die einzige Macht, die diese Schicht wirklich fürchtet, ist die Sozialdemokratie. Mit der möchte sie am liebsten kurzer Hand und möglichst bald abrechnen, aus dem Gefühl und Glauben heraus, daß es später zu spät sein könnte. Wenn sie auch, gewohnt mit realen Faktoren zu rechnen, viel zu nüchtern denkt, um an eine allgemeine gewaltsame Umwälzung, an den „großen Kladderadatsch“ zu glauben, so ist sie doch andererseits eben wieder geschäftsklug genug, um sich zu sagen, daß auch schon ein größerer Einfluß der Sozialdemokratie auf den staatlichen Organismus genügen würde, sie aus ihrer bevorzugten Stellung zu verdrängen, während sie dem bürgerlichen Liberalismus eine solche Energieentfaltung nicht zutraut. Der, kalkuliert sie, kann ihr nur unbequem werden, indem er sich als unlauterer Wettbewerb vorschiebt, neben ihr festsetzt und sie dadurch einengt, wofür er denn auch gebührend beiseite geschoben und „gedeppt“ wird. So würde ihr die Sozialdemokratie keinen größeren Gefallen tun können, als sich durch irgendwelche als Aufruhr zu deutende Gewaltsamkeiten in die Bajonette zu stürzen oder doch den Vorwand zu einem strammen Sozialistengesetz zu geben, das, wenn es einmal wiederkäme, dann eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Kriegsartikeln haben würde. Die Sozialdemokraten aber denken: erst abwarten und dann Tee trinken.

Stellen wir uns Preußen als ein Familienfideikommiß oder als großen Gutsbezirk vor. Dann kann man es auch nur ganz in der Ordnung finden, wenn z. B. der Amtsvorsteher nach einem auf Abwege geratenen Sprößling der Herrschaft fahnden läßt, um ihn in den Schoß der Familie zurückzubringen. Der Fall hat sich im Jahre 1904 oder 1905 ereignet. Nur war es kein Amtsvorsteher, sondern, wie Schücking in seiner neuesten Schrift, „Die Mißregierung der Konservativen unter Kaiser Wilhelm II.“ (Albert Langen, München), erzählt, der preußische

Minister des Innern, der die Polizeibehörden anwies, einen jungen Mann vom Hofadel nebst Begleiterin wegen falscher Nummer seines Automobils festzuhalten und darüber telegraphisch nach Berlin zu berichten. Eine reine Familien-, Privatangelegenheit also; der junge Mann wollte die junge Dame, eine Schauspielerin, heiraten, und die „Mesalliance" sollte auf diesem patriarchalischen Wege verhütet werden. Keine gesetzliche Handhabe, außer der angeblich falschen Automobilnummer! — Oder wir lesen: „Wir sprachen über die verschiedenen Klassen auf der Eisenbahn, ein Regierungsbaumeister aus Ostelbien und ich. ‚Ja,' sagte der Herr, ‚auf der Strecke, auf der ich tätig war, wurde auch die erste Klasse abgeschafft. Na, wenn der Herr Graf H. dort fuhr, haben wir natürlich immer einen Waggon mit erster Klasse eingestellt, das ging doch nicht anders.' Lächelnd bestätigte ich dies und erzählte den Simplizissimuswitz von der zweiten Klasse und dem Ungeziefer. Einige Zeit nachher besuchte ich einen höheren Postbeamten. Ich hatte ihn Sonntags nicht finden können und fragte ihn, was für Dienst er denn am Sonntag gehabt haben könne. ‚Ach,' sagte mein Freund, ‚da ist ein Baron in Y., der hat an die Oberpostdirektion geschrieben, er erhalte Sonntags nicht seinen ‚Reichsboten' aus Berlin, da an diesem Tage nur einmal Briefbestellung und dann die Zeitung noch nicht da sei. Da hat mich der Oberpostdirektor hingeschickt, da es sich doch um eine hochgestellte Persönlichkeit handelt. Ich sollte feststellen, ob der Landbriefbote für den Baron am Sonntag nicht noch ein zweites Mal bestellen könnte. ‚Donnerwetter,' entgegnete ich, ‚macht Ihr das auch für andere Staatsbürger, daß Ihr für die Zeitung eines einzigen Mannes einen Bestellgang einrichtet?' Ich habe hierauf keine klare Antwort erhalten."

Ja, wird denn nicht männiglich darüber geklagt, daß es oft so schwer hält, von Behörden auch nur sein allereinfachstes Recht, Bescheid auf eine Beschwerde oder Eingabe zu erhalten? Daß man im Verkehr mit Behörden bei den geringfügigsten Anlässen sich die Hände wund schreiben oder die Schuhsohlen ablaufen könne? Und dabei noch im Unteroffizierston angeschnarrt, nicht selten einfach en canaille behandelt werde! Und hier sehen wir die Gefälligkeit und Aufopferung selbst. Ganze Waggons werden bereitwilligst eingestellt, höhere und niedere Postbeamten opfern ihre Sonntagsruhe, um sich in den Dienst des „Publikums" zu stellen, ja der Herr Minister in höchsteigener Person bemüht sich und seine Beamtenschaft für die Familiensorgen betrübter Eltern. Sind das nicht wahrhaft vorbildliche Zustände? Welches Land außer Preußen könnte sich solcher wohl rühmen? Und da gibt es wirklich und wahrhaftig noch Preußen, die über Mangel an Entgegenkommen und Höflichkeit klagen? Sie sollten den Staub von ihren Pantoffeln schütteln, die vaterlandslosen Gesellen!

Ein Apparat, der so bis ins kleinste funktioniert, muß gut installiert sein. Man muß sich klarmachen, sagt Schücking, daß unser großer Staat, wenn er weiter aristokratisch regiert werden soll, dazu ganz besonderer Mittel bedarf. Bei einem großen Beamtenheere, wie in Preußen, sei immer die Möglichkeit vorhanden, daß weite Kreise der Beamtenschaft und Behördenorganisation demokratisch werden und anfangen, lediglich nach demokratischen Gesichtspunkten zu funktionieren, lediglich für das Volk da sein zu wollen unter Nichtachtung früherer Privilegien

der herrschenden Klassen. „Da haben wir nun besondere Behörden, die dem vorbeugen. In der Justiz ist es die Staatsanwaltschaft, in der Landesverwaltung sind es die politischen Beamten, Oberpräsident und Landrat. Beide müssen den Zusammenhang zwischen Bureaukratie und Aristokratie aufrechterhalten. Wie in manchen Gegenden der erste Staatsanwalt auf seinen Dienstreisen die ‚Kavaliere auf dem Lande' besucht, so ist es besondere Pflicht der Oberpräsidenten, einen engen Zusammenhang zwischen der Landaristokratie und der Staatsverwaltung herzustellen, zu befestigen und aufrechtzuerhalten. ...

Der Zusammenhang des Oberpräsidenten mit dem Provinzialverband ist also nicht nur ein amtlicher, sondern auch ein gesellschaftlich-politischer. Die Politik spielt überhaupt in der Tätigkeit dieses ersten Beamten der Provinz eine große Rolle. Was der Landrat als politischer Beamter im kleinen leistet an Gewinnung der Bevölkerung für die Regierungspolitik, Beeinflussung der Presse, Beeinflussung der Wahlen, ist selbstverständlich in anderer Form Aufgabe des ersten politischen Beamten der Provinz, des Oberpräsidenten. Er verfügt über die geheimen Fonds der Regierung, aus denen bestimmte Blätter gespeist werden. Er hat die überaus wichtige Ernennung der Amtsvorsteher. Wer einmal am eigenen Leibe erlebt hat, wie Amtsvorsteher bei Wahlen funktionieren und liberale Agitation lahmlegen können, der weiß, wie wichtig es ist, für eine Provinz die Amtsvorsteher auszusuchen."

Die Hauptsache ist nach Schücking: „nie direkt regieren" und: „das Volk nicht mißtrauisch machen". Und dazu diene — es klinge wunderbar, aber es sei so — die Selbstverwaltung. Durch deren geschickte und ausgiebige Benutzung halte sich das System überhaupt am Leben:

„Es kommt fast nie dazu, daß sich ein Oberpräsident über seine konservativen Ansichten in Volkskreisen ausspricht. Er hütet sich auch, und im übrigen regiert er nicht direkt, ebensowenig wie der Regierungspräsident und der Landrat. Zwischen sich und dem Volke haben alle diese Beamten die Selbstverwaltungskörper: Gemeindevertretung, Kreistag, Stadtvertretung, Provinziallandtag usw. Nun besteht die Kunst darin, diese Selbstverwaltungskörper wenigstens in ihren wichtigsten Organen, Gemeindevorsteher, Bürgermeister, Kreisausschuß, Magistrat, Provinzialausschuß, so konservativ und reaktionär wie möglich zu gestalten. Dafür sind die Wahlrechte zugeschnitten, in diesem Sinne funktioniert das Bestätigungsrecht. Vor allem aber intrigiert man in diesem Sinne. Keine Gemeindevorsteher- und Bürgermeisterwahl, bei der die Regierung nicht ihre Hand im Spiele hat. Das Bestätigungsrecht ist vor allem dafür wichtig, daß die Aufsichtsbehörde andeuten kann, sie würde ihre Genehmigung versagen. Die Selbstverwaltungskörper haben solche Angst vor Scherereien, daß sie dann schon lieber auf solchen Kandidaten verzichten, der persona minus grata bei der Regierung ist. Mehr oder weniger reaktionäre Organe der Selbstverwaltungskörper decken nun bei uns die konservative Regierung. Träte der reaktionäre Regierungspräsident mit seinen rückständigen Kulturanschauungen über Feuerbestattung, Arbeitsnachweise, Handwerkerorganisation direkt an den gebildeten liberalen oder sozialdemokratischen Staatsbürger heran, so hätten wir morgen das konserva-

tive Regime abgeschüttelt. Es würde ein derartiges Erschrecken über die Fossilität der Anschauungen der uns regierenden Reserverittmeister und Landjunker durch das ganze Volk gehen, daß sofort liberale Volksmänner und Demokraten an ihre Stelle träten. Aber an den Staatsbürger heran tritt immer nur *sein* Bürgermeister, *sein* Stadtrat, *sein* Polizeikommissar. Diese Herren sind auch nicht gerade liberal. Aber in ihrer Ausführung mildert sich die konservative Anordnung. Wenn der Landrat auf dem Standpunkt steht, bürgerliche Personen dürften keine Jagden pachten (es gibt Landräte, die so denken), der Gemeindevorsteher spricht diese Weisung nicht aus. Er weiß, daß er sich und seinen Landrat damit lächerlich macht, und das will er nicht. Wenn der Regierungspräsident gegenüber dem Polizeiverwalter meint, es sollten in einer Stadt zwei Bordelle geduldet werden, eins für höhergestellte Persönlichkeiten und eins für Proletarier, so führt die Polizei dies nicht aus, sie ist demokratischer. Wenn die Regierung nicht wünscht, daß die städtische Turnhalle für das Turnen der Sozialdemokraten zur Verfügung gestellt werden soll, ist der Magistrat gewöhnlich vernünftiger. In diesen Selbstverwaltungskörpern schwächt sich manche Regierungsmaßnahme ab, mancher wird auch lautlos entsprochen, selten nur wird durch eine Opposition die Rückständigkeit einer Regierungsentschließung bekannt. ... Wir werden also konservativ regiert mit Hilfe der Selbstverwaltungskörper. Deshalb ist diese scheinbare Selbstverwaltung, möglichst besetzt mit konservativen Organen, unsern Konservativen so wichtig. Wenn der Regierungspräsident die Entfernung politischer Zeitungen aus einer Lesehalle wünscht, dann erläßt er keinen Ukas, er würde die Regierung im 20. Jahrhundert blamieren, das käme in die Zeitung. Nein, der Regierungsrat, der das Dezernat hat, redet gelegentlich mit einigen freikonservativen oder nationalliberalen Stadträten ein paar Worte. Und diese stellen dann in der Sitzung der Stadtvertretung den Antrag."

Nun aber ist auch Schücking gerecht genug, anzuerkennen, daß dieses Regime bis zu einem gewissen Grade *sozial* ist: „Diese preußischen Regierungsbeamten, denen das Wort Demokrat ein gemeines Schimpfwort ist, die bei dem Wort liberal zusammenzucken, haben beinahe sämtlich einen gewissen sozialen Sinn, sehr gemildert natürlich durch unsinnige Furcht vor der Sozialdemokratie, unpraktisch, weil sie niemals mit Sozialisten zusammenarbeiten wollen und dürfen, unfruchtbar, weil der werktätige Sozialismus ihnen überall das Feld abgräbt. Aber nichtsdestoweniger: ein gewisser sozialer Sinn ist da. Es mag sein, daß, seitdem Graf Posadowsky außer Dienst ist, dieser Zug auch noch schwindet. Aber er ist das einzig Erfreuliche an der ganzen großen Kulturbremse, die unsere innere Verwaltung zurzeit darstellt."

Immer tiefer läßt uns Schücking in den kunstreichen Mechanismus blicken. Und mit das Interessanteste ist hier, wie die kleinen Räder die großen in Bewegung setzen, wie jene recht eigentlich die *alles* bewegenden Kräfte sind. Ich kann mir nicht versagen, den Abschnitt hierherzusetzen, weil seine Darlegungen in mehr als einer Hinsicht, nicht zuletzt aber mit Rücksicht auf die bevorstehende preußische „*Verwaltungsreform*" geradezu entscheidend sind: „In Preußen haben wir eine fortschreitende Zentralisation auf allen Gebieten, ausgenommen auf dem

der Verwaltung. Sie ist das wichtigste Gebiet. Ließen die in Preußen herrschenden Junker hier Zentralisation zu, so gäben sie das Heft aus den Händen. Nun ist die Sache insofern sonderbar. Äußerlich besteht auch in der Verwaltung gewisse Zentralisation, aber nur äußerlich. In Wirklichkeit wird von unten nach oben regiert. Ein Regierungspräsident, der das Glück hat, sich auf konservative Abgeordnete stützen zu können, ist ... mächtiger als der deutsche Reichskanzler und der Ministerpräsident. Ein Landrat, der die richtigen Konnexionen (siehe: Rußland! D. T.) hat, sitzt furchtbar fest und spottet eines Ministers, dessen Posten ja sehr veränderlich ist. Von einem Disziplinarverfahren der höheren Verwaltungschargen gegen niedere wird fast nie etwas bekannt. Wann hätte man je von einem Disziplinarverfahren gegen Landräte gehört, trotz der Fälle von Pflichtverletzungen dieser Beamten, die alljährlich im Parlament unwidersprochen mitgeteilt werden?

Wie ist das alles möglich in einem Verfassungsstaate? In der Verwaltung spielen die unteren Behörden solche Rolle, daß der Minister des Innern erfahrungsgemäß von Beschwerden über Landräte so wenig Notiz nimmt, daß er kürzlich zu einem Bürgermeister gesagt hat: ‚Wenn Sie nicht Eigenhändig auf die Adresse setzen, kriege ich Ihre Beschwerde nie zu sehen.‘ Diese gehobene Stellung der unteren Verwaltungsbehörde hat ihre Ursache in der ganzen Kreis- und Provinzverfassung. In die Regierung dieser Selbstverwaltungskörper haben die Junker eben ihre alten Privilegien hineingerettet. Da ist das alte Feudalregiment ängstlich konserviert im Wahlverbande der Großgrundbesitzer und dadurch im Kreisausschuß. Der reaktionäre Geist aber, der in Berlin waltet in der sogenannten Zentralstelle, sieht die unterste feudale Behörde, den Kreisausschuß, als das Wichtigste und Entscheidendste an und seinen Vorsitzenden, den Landrat, als den berufenen Vertreter der feudalen Interessen. Der Minister kann nicht solche Fühlung mit dem Landadel haben. Er möchte es gerne, aber dem Landrat wird es doch leichter. Da nun die Interessen des Landadels nach dem Willen der Konservativen ausschlaggebend sein sollen, muß die Entscheidung des Landrats viel ausschlaggebender erscheinen als irgendeine seiner Vorgesetzten. Deshalb dies Regieren von unten nach oben. Deshalb können noch so viel Regierungen und Oberpräsidenten gegen den Landrat berichten, der Minister wird und muß mit dem Landrat gehen, weil nicht zum Wohle der Gesamtheit, sondern im Interesse des Landadels regiert werden soll. Das will die Landtagsmajorität, das will der Minister, das wollen die Kreisausschüsse und auch selbstverständlich die Landräte. Demokraten werden bei uns nicht zu Landräten gemacht. Man sieht jetzt, wie hinderlich bei diesem ganzen System die Regierungen sein müssen. In ihnen sind technische Beamte, die zuweilen beinahe nationalliberal sind. ... In vielen Regierungen wiegt das bürgerliche Element trotz der starken Auslese vor. Kurz, die preußischen Regierungen arbeiten nicht so im alleinigen Interesse des Landadels, wie dies vom konservativen reaktionären Standpunkte aus wünschenswert wäre. ...

Also mit einem Wort: es geht nicht mehr. Mit bürgerlichen Regierungsräten, die zum Nationalliberalismus neigen, läßt sich die reaktionäre Landrats- und Adelsherrschaft nicht vereinigen. Die überraschende Schlußfolgerung, die der Minister des Innern für die Verwaltungsreform zieht, ist nun die: er hebt einfach die Regierungen auf und läßt nur die Landratsämter und die Oberpräsidenten bestehen. Der Oberpräsident ist gesetzlich geradezu geschaffen für die Unterstützung des Junkerregiments durch den Staat. Der Oberpräsident ist nach seiner Instruktion der alte ständische Kommissar, also der Vertreter des Landesherrn dem Landadel gegenüber, denn die alten Stände bestanden vor allem aus dem Landadel, die Bauern hatten meist keine oder nur wenig Vertreter, und die Städter schickte man im 18. Jahrhundert meist vor Schluß des Landtags nach Hause. Der Oberpräsident ist also heute noch ein Beamter für den Landadel. Wenn er mit diesen Herren fast ausschließlich verkehrt, so handelt er also gewissermaßen im Rahmen seiner Instruktion, die allerdings bald hundert Jahre alt ist. Aber was macht das in Preußen! Also die Beamten für den Landadel, die Oberpräsidenten, wird man nicht abschaffen. Der Landratsposten soll aber zum Landdrostenposten ausgebaut werden, will der Minister. Schon diese Bezeichnung ‚Landdrost' sagt unendlich viel. Der alte Landdrost des 18. Jahrhunderts war immer adlig. Bald wird der letzte bürgerliche Landrat verschwunden sein. Ist es doch auch die Aufgabe des Landrates, seine Kreiseingesessenen in konservativen Ideen zu erhalten. Es kommt darauf an, in den Verwaltungsämtern Aristokraten zu haben, die politisch tätig sind. Dabei wird der ‚infame Fortschritt' am besten vermieden, und es herrscht Ruhe auf dem Lande, und Ruhe ist die Hauptsache für die alten Familien.

Diese Aristokraten, unsere neuen Landdrosten, bedürfen auch keiner Kontrolle. Aristokraten empfinden überhaupt die Kontrolle als etwas Lästiges. Die Hauptkontrollinstanz, der Regierungspräsident, wird deshalb bei der Verwaltungsreform des Ministers v. Moltke abgeschafft. Das ist ein großer Segen. Die Beschwerden hören auf. Der neue Landdrost wird seine Kreiseingesessenen durchprügeln können, ohne daß ihm etwas geschieht, denn nach oben hin wird er der starke Mann sein, der die beste Fühlung mit dem Landadel und deshalb die ausschlaggebende Stimme hat. Der neue Landdrost, der also eine Art Bundesfürst wird, erhält zu seinen vielen landrätlichen Funktionen noch den größten Teil der des Regierungspräsidenten, wird also noch mehr von unten nach oben regieren als bisher. Bei der Ministerialinstanz wird sein Wort schwerer wiegen als das des Oberpräsidenten.

Man denke sich, wie erfolglos Beschwerden gegen diesen Landdrosten sein werden, oder wenn er strafbare Handlungen begeht, wie ungern die Staatsanwaltschaft an die Verfolgung dieser Handlungen gehen wird. Schon jetzt pflegt die Staatsanwaltschaft, wenn man die Verfolgung einer strafbaren Handlung des Landrats beantragt, darauf hinzuweisen, daß doch voraussichtlich der Konflikt erhoben wird."

Wenn etwas Preußen nicht nachgemacht werden kann, so der preußische Landrat. Er kommt noch lange vor dem Leutnant. Dessen Betätigungsfeld ist

immerhin ein beschränktes, sogar scharf umgrenztes. Des Landrats Wirkungskreis kennt keine Grenzen. Was soll und kann und darf der preußische Landrat nicht? Er ist zweifellos der vielseitigste Beamte auf Gottes Erdboden, schon weil er in erster Linie politischer Beamter ist. Denn welches Gebiet kann heutzutage von politischen Rücksichten unberührt bleiben? Der Philister, der da glaubt, ihn ginge die Politik nichts an, und er habe auch keinerlei Verpflichtung, sich um sie zu kümmern, der Gute soll sich gesagt sein lassen, daß Politik ihm sogar sein täglich Brot zumißt, und daß er keinen Bissen in behäbiger Sicherheit zum Munde führen könnte, wenn es nicht Männer gegeben hätte und gäbe, die ihm diese Sicherheit nach innen und außen hin erst erkämpft haben und fürder erhalten.

Des Landrats Feuerprobe ist kurz gesagt die politische Dressur seiner Kreiseingesessenen. Und dazu steht ihm ein ganzes Arsenal von Mitteln zur Verfügung. Man lese darüber das Nähere bei Schücking selbst nach. Hier möchte ich mit ihm nur eines dieser Mittel in das rechte Licht rücken: seine Stellung als Vorsitzender der Steuerveranlagungskommission. Der politische Einfluß, den er schon in seiner bloßen Eigenschaft als solcher ausübt, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden: „Er sieht den Kreiseingesessenen in einer Weise in die Töpfe, daß er über ihre Erwerbs- und Vermögensverhältnisse vielfach besser unterrichtet ist als sie selber, denn derjenige, der meine Steuerakten und meine Deklarationen aus den letzten zehn Jahren in der Hand hat, kennt genauer meine bisherigen Einkommensverhältnisse als ich selbst. Also der Landrat weiß, wie es mit jedem Gewerbetreibenden steht. Manche Zensiten wollen besonders bei Vermögensverlusten nichts dem Papier anvertrauen und machen einen Besuch beim Landrat in der Zeit zwischen dem 5. und 20. Januar, um mündlich ihre pekuniäre Lage zu erläutern. So entstehen durch die Deklaration ganz besonders nahe Beziehungen zwischen dem Landrat und den kreiseingesessenen Zensiten. Mancher Zensit möchte gern um eine oder zwei Stufen erniedrigt werden aus besonderen Verhältnissen heraus (Krankheit der Frau, besonders kostspielige Ausbildung der Kinder). Auch diese Leute, die mit dem Landrat sonst vielleicht nie in Berührung kommen, machen ihm teilweise Besuche und tragen ihr Anliegen nochmals mündlich vor. Der kreiseingesessene Zensit, besonders der ungebildete, fühlt sich steuerlich überhaupt in der Hand des Landrats. Daß der Landrat nur Kommissionsvorsitzender ist, daß es noch eine Berufung gibt, überhaupt höhere Instanzen über dem Landrat gibt in steuerlicher Beziehung, das wissen viele ungebildete Leute gar nicht. Die steuerliche Arbeit verschafft dem Landrat auf diese Weise also einen ganz erheblichen Einfluß. Und wenn er seinen Einfluß gebraucht in politischer Beziehung und konservativer Richtung! Soll das nicht vielleicht gerade der Zweck sein, weshalb man ihm all die Funktionen gegeben hat? Der Zensit geht ja darin sehr weit, einen Zusammenhang zwischen seiner Steuererklärung und dem persönlichen Verhältnis zum Landrat zu konstatieren. Wie oft hört man nicht jemanden sagen, der als freisinniger Wahlmann aufgestellt war: ‚Na, die Veranlagungskommission wird es mich büßen lassen‘, oder wie oft hört man nicht einen Kreiseingesessenen nach einem Zusammenstoß mit dem Kreisgewaltigen sagen: ‚Na, nun wird der Landrat mir wohl die nächste Steuerklä-

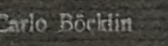
rung beanstanden!' Wieweit diese Leute recht haben, kann hier nicht näher untersucht werden.

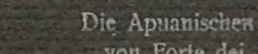
Nur einen schlimmen Nachteil des Steuerwesens wollen wir hier beleuchten. Das ist der agrarische Zug, der durch die Veranlagung geht und durch die Steuergesetzgebung. Agrarfreundliche Vertreter mit Kommissionen aus Agrariern führen diese Gesetze aus. Da ist es dann nicht zu verwundern, daß die Steuern von den Städtern gezahlt werden und die Landleute in einer Weise frei ausgehen, die bedenklich ist. Es soll hier gar nicht eingegangen werden auf die Großgrundbesitzer mit der tadellosen Buchführung, bei der sich diese Herren herausrechnen, daß in jedem Betriebszweig jedes Jahr so und so viel zugesetzt wird. Diesen Zahlen gegenüber fühlt sich manche Veranlagungskommission machtlos, und ihr Vorsitzender ist auf diese Großgrundbesitzer angewiesen, hat sie im Kreisausschuß, im Kreistag als Amtsvorsteher, Gutsvorsteher. Kurz, ist so mit ihnen verquickt, daß er ihnen steuerlich nicht zuleibe gehen kann, wenn er sich das Leben nicht sinnlos erschweren will. Nein, auch der kleine Landwirt, der keine Bücher führt, schätzt sich nur selten richtig ein, und ihm hilft nicht so sehr der Landrat, als vielmehr die Voreinschätzungs- und die Veranlagungskommission. Der Bauer, dessen Frau sich heutzutage Hüte für 30 *M* anschafft, wird vielfach mit 1200 *M* steuerfähigem Einkommen durchgelassen. Da ist ein Wohlwollen in den Kommissionen, das ist geradezu rührend; es hört aber sofort auf, wenn es sich um einen staatlichen Unterbeamten mit großer Familie handelt. Die Dienstboten hält der Bauer nur für die Landwirtschaft, niemals für die Familie, Anbauten sind nur Reparaturbauten; gewonnene Materialien, die im Haushalte verbraucht werden, schätzt man kaum. Kurz, der Bauer hat stets die löbliche Neigung, nur das als Einkommen der Landwirtschaft gelten zu lassen, was er tatsächlich auf die hohe Kante gelegt hat, als Ersparnis in dem betreffenden Jahr. Bei den Landleuten wirkt eins so sehr, das ist die Solidarität der Interessen. Man höre die Landleute in der Voreinschätzungs- und in der Veranlagungskommission zu Beginn der Steuerarbeiten über den Ertrag der Jahresernten. Eine Steuersitzung beginnt gewöhnlich mit solcher Art Generaldiskussion. Wie sichtlich ist das Bestreben, den Ertrag nicht zu hoch zu schätzen, das Jahr für ein mittleres zu erklären, wenn die Vieh- und Getreidepreise auch hoch stehen und die Ernte gut war. Und dann beginnt die Schätzung und Erörterung der einzelnen Einkommenverhältnisse. Man hat in jeder Gegend Anhaltspunkte aufgestellt, um den Zensiten zu kontrollieren, Anzahl der verkauften Stücke Vieh, Quantum der verkauften Feldfrüchte. Aber der Zensit ist so milde mit seinen Angaben, und die agrarische Kommission ist so milde, und das Gesetz ist so milde, daß ein agrarischer Landrat, und welcher Landrat wäre kein Agrarier, sehr bald mit in diesen Strom gerät, der dahin führt, daß die Steuern von den Städtern getragen werden. Übermenschliches kann man von dem Landrat auch nicht verlangen. Er, der sich bei den Bauern und den Großgrundbesitzern beliebt macht, kann nun nicht plötzlich agrarfeindlich werden. Er ist eben die ungeeignetste Person dafür, Vorsitzender der Veranlagungskommission zu sein, bei den vielen Rücksichten, die er als Verwaltungsbeamter gerade auf die ländlichen Einwohner des Kreises

Vallombrosa

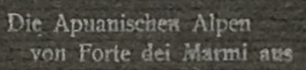


Carlo Böcklin





Die Apuanischen Alpen
von Forte dei Marmi aus



Carlo Böcklin



nehmen will. Wenn aber einer von seinen Agrariern mit gar zu eleganten Kutschpferden an ihm vorbeifährt, rafft sich der Landrat zu einer Beanstandung der Steuererklärung auf. Aber dann kommt die agrarische Veranlagungskommission."

Wie kommt doch dies ganze System der politischen Knochenerweichung, der ohnehin schon so verbreiteten jammervollen Neigung des Deutschen zum politischen Eunuchentum entgegen! Sollte es nicht direkt darauf zugeschnitten sein? Die Regierenden könnten sich jedenfalls kein geeigneteres für ihre Zwecke ersinnen. „Nach dem Vorstand der Behörde", schreibt Schücking, „richten sich gezwungen und ungezwungen die Mitglieder. Einer ist oft noch ängstlicher als der andere, wenn es gilt, Liberalismus der Anschauungen und demokratisches Denken zu verbergen. Auch Staatsbeamte, die sicher wissen, daß es mit ihrem Avancement längst zu Ende ist, wagen nicht zu sagen, daß sie liberal wählen. Sehr interessant ist es, daß in der inneren Verwaltung, also bei den reaktionärsten Behörden, auch schon nationalliberale Gesinnung, bei den anderen Behörden aber jedenfalls die freisinnige verschwiegen werden muß (!). Ein alter Bürgermeister erzählte mir neulich, daß er es fertiggebracht habe, vierundzwanzig Jahre nationalliberal zu sein, ohne daß irgend jemand davon gewußt habe, ja, sein Landrat sogar habe ihn für freikonservativ gehalten. Wenn man mit diesen Beamten umgeht, die im allgemeinen stolz darauf sind, daß sie sich niemals politisch betätigen und nationalliberale Weltanschauung Jahrzehnte geheim halten, dann kommen einem unsere Parlamentarier beinahe wie Löwen vor."

Wehe dem, der den Mund auftut, es sei denn, um die Herrlichkeiten des Systems zu preisen und so den Bestand der frommen Herde durch neuen Auftrieb zu vermehren. Ist es nicht merkwürdig: so einer außerhalb des Tschins sich unterfängt, nicht alle und jegliche Gepflogenheit der ehrsamen Zunft nötig, nützlich, angenehm zu finden, so wird ihm barsch bedeutet, daß er nicht vom Handwerk und daher auch nicht „berufen" sei, mitzureden. Nimmt dann aber — es kommt ja nicht oft vor — ein „Berufener", einer vom Bau das Wort, dann ist erst recht der Teufel los, dann ist das geradezu ein Verbrechen, eine Sünde wider den Heiligen Geist des Tschins und kostet Amt und Brot. Prachtvoll ist da die Begründung in dem Disziplinarurteil des Bezirksausschusses gegen Schücking. Mißstände dürften von einem Beamten nicht veröffentlicht werden. Und zwar aus zwei Gründen. Erstens weil er über die Verhältnisse genau orientiert (!) erscheint, und zweitens weil er die Pflicht der rücksichtsvollen Achtung gegen andere Beamte eventuell verletzen könnte. „Weil ich", folgert nun sehr richtig der Gemaßregelte, „durch siebenjährige kommunale Tätigkeit genau über die Tricks der Verwaltungsroutine unterrichtet erscheine, mit denen Regierungspräsidenten und Landräte die Gemeindefreiheit lahmlegen, darf ich nicht darüber schreiben: denn was ich darüber schreibe und mit der vollen Verantwortung meines kommunalen Amtes decken kann, das ist höchstwahrscheinlich richtig und deshalb gefährlich, indem es das Ansehen der Behörden schädigt. Die Aufrechterhaltung dieses Ansehens der Behörden bleibt aber, gleichgültig wie sie funktionieren, immer die Hauptsache. Darf also überhaupt nichts über Mißstände der inneren Verwaltung publiziert werden, so darf ferner nichts Richtiges von

einer hinreichend orientierten Persönlichkeit publiziert werden; eine solche, die nur ein Beamter sein könnte, verletzt ja auch die ‚rücksichtsvolle Achtung gegen Inhaber anderer öffentlicher Ämter‘.

Was hat es eigentlich mit dieser rücksichtsvollen Achtung auf sich? Es handelt sich hier um eine Entdeckung des Oberverwaltungsgerichts, um einen Satz, der durchaus der preußischen Verfassung widerspricht und contra legem aufgestellt ist, als eine neue besondere Beamtenpflicht, seit den achtziger Jahren. Zugrunde liegt wohl der Gedanke, daß die Beamtenschaft des Staates eine Art Kollegium bildet und damit eine Art Freundschaftsbund, in dem Rücksichtslosigkeiten vermieden werden müssen. Eine solche Rücksichtslosigkeit stellt die sachliche Kritik einer Behörde durch einen Beamten dar. Eine solche Kritik ist also, wenn sie Mißstände zur Sprache bringt, einfach unzulässig. Also sagen wir es russisch-deutsch: der Tschin ist solidarisch, ein Beamter darf nie eine Behörde abfällig kritisieren. Mißstände können niemals so groß sein, daß sie dem Publikum mitgeteilt werden dürfen. Ein Beamter darf über Behörden nichts publizieren, was diese irgendwie verletzen könnte. Das Recht der freien Meinungsäußerung für den Staatsbürger findet für den Beamten darin seine Grenzen, daß er über Mißstände nichts publizieren darf, wenn er über sie amtlich genau orientiert ist.

In der Praxis scheint sich übrigens schon der Grundsatz von der rücksichtsvollen Achtung, die Inhaber öffentlicher Ämter voreinander haben sollen, Bahn zu brechen. Ich glaube, nachweisen zu können, daß man den Vorgesetzten eines Landrats eine Liste von Pflichtwidrigkeiten eines solchen Beamten vorlegen kann, ohne daß dem Landrat irgend etwas geschieht. Die ‚rücksichtsvolle Achtung‘ scheint nämlich nicht nur dem Kommunalbeamten eine Anzeige des Landrats, sondern anscheinend auch zuweilen dem Minister ein Einschreiten gegen den Landrat zu verbieten, der Tschin ist eben solidarisch, die staatliche Beamtenschaft ein Freundschaftsbund, in dem man sich ungern etwas zuleide tut!“

Man braucht kein Parteigenosse Schückings zu sein, braucht ihm keineswegs auf allen Pfaden bis zum Ziele zu folgen, kann auch gegen seine Darstellung diesen oder jenen Einwand erheben, und wird doch ehrlicherweise sich gestehen müssen: in der Hauptsache hat der Mann recht; was er an Tatsächlichem vorbringt und wie er die Zustände schildert und beleuchtet, davon ließe sich vielleicht hier ein Zipfelchen abschneiden, dort eines anflicken, aber im Grunde bleibt's, wie er's darstellt. Daran ist nicht zu rütteln. Wenn seine grundsätzlichen Gegner, die Interessenten und Nutznießer des Systems, diese Ketzereien als Sakrileg betrachten, sie auf das schärfste bekämpfen sollten, so wäre das — eben von einem solchen von Grund aus festgelegten Standpunkte — begreiflich und nicht mehr als menschlich. Die aber nicht derart auf eine Partei, eine Klasse oder auch nur auf ein „unwandelbares“ Programm eingeschworen sind, die nur das Gemeinwohl, eine gesunde Entwicklung auf den Bahnen einer gerechten und aufgeklärten Menschlichkeit, ein gehobenes Menschentum auf breitester nationaler Grundlage im Auge haben, die sollten sich mindestens angelegen sein lassen, Kenntnis von der Schrift zu nehmen. Sie ist eine von den wenigen, von jedem Standpunkte aus

l e h r r e i c h e n über das innere Treibwerk, von dem Preußen regiert und durch Preußen unser ganzer innerer Kurs, damit aber auch unsere Stellung zu den übrigen Kulturnationen bestimmt und festgelegt wird. Was der Verfasser über systematisch ausgeübte Gesetz- und Verfassungsverletzungen mitteilt, würde in jedem anderen Kulturstaate allein schon genügen, einen Sturm zu entfesseln.

* * *

„Mißregierung" nennt Schücking seine Schrift. Aber ich bitte: klappt denn nicht alles aufs beste? Muß sich nicht alles diesem System willig unterordnen und einfügen, vom letzten Amtsdiener bis zum Träger der Krone? „Nichts", schreibt Professor Otto Harnack im „März", „zeigt stärker die unwiderstehliche Macht dieser Gesellschaftsschicht in Preußen als die Tatsache, daß sich auch durch die Einführung der K o n s t i t u t i o n diese Macht n u r n o c h m e h r b e f e s t i g t hat. Eine Verfassung, die sich, wenn auch nicht auf demokratische, so doch auf plutokratische Grundsätze stützt, hätte durch den einfach natürlichen Gang der Dinge das Übergewicht des junkerlichen Konservatismus aufheben müssen. Aber das Gegenteil ist Tatsache geworden! Wie ist das möglich gewesen? Einfach dadurch, daß d a s K ö n i g t u m s e l b s t sich so sehr in der Gefangenschaft der Konservativen fühlte, daß es von vornherein nur diese einzige parlamentarische Partei als die gegebene Regierungspartei und als akzeptable Stütze des Königtums anerkannte. Es ist klar, daß ein Königtum, das über den Parteien steht und sich ihrer vorbehaltlos zu seinen Zwecken bedient, durch den Parlamentarismus an Macht noch gewinnen kann; aber ebenso klar ist, daß ein Königtum, das innerhalb des parlamentarischen Systems n u r e i n e P a r t e i als die notwendige Bundesgenossin betrachtet und behandelt, dadurch rettungslos in deren A b h ä n g i g k e i t geraten und d e n g a n z e n S t a a t ihrem Willen ausliefern muß. Eine Partei, die weiß, daß die Regierung niemals gegen ihren Willen eine Auflösung vornehmen und Neuwahlen anordnen wird, — eine solche Partei wird a l l m ä c h t i g. Sie kann sich alles erlauben, und sie verhüllt ihr Bewußtsein davon nicht einmal, sondern sie t r o t z t d a r a u f. Man erinnere sich doch, w i e s e h r d e m K a i s e r vor zehn Jahren die Kanalvorlage am Herzen lag, die damals vom preußischen Landtag abgelehnt wurde und später nur in so verkümmerter Weise zur Durchführung kam. Die konservative Partei zeigte damals genau dieselbe brutal-egoistische Interessenpolitik wie jetzt bei der Finanzreform. Der Gedanke an Auflösung und Neuwahlen mußte sich jedermann aufdrängen. Aber wie stellte sich der Kaiser dazu? Hören wir darüber Hohenlohes Denkwürdigkeiten! ‚D e r K a i s e r w i l l n u n n i c h t a u f l ö s e n ... Ich würde vorziehen, daß man auflöste. Wenn aber der Kaiser kein liberales Ministerium zusammenstellt — und das tut er nicht —, dann ist die Auflösung eher schädlich.' Also der oberste Beamte Preußens ist für Neuwahlen auf liberaler Grundlage; er ist bereit, mit einem liberalen Ministerium zu arbeiten; aber er weiß genau: der Herrscher tut das nicht; denn ein liberales Ministerium gilt in Preußen für ebenso unmöglich, wie ein Ministerium von Niggern in den Vereinigten Staaten erscheinen würde. Wie soll nun ein solcher Zustand eine Partei von der geschlossenen Zähigkeit und Starrheit der Konservativen nicht dahin bringen, ihren Willen als eisernes Joch dem preußischen Monarchen und dem

Haupt der deutschen Bundesfürsten aufzuerlegen! Vor wenig Wochen haben wir die Wiederholung dieser Vorgänge erlebt; nur daß sie in den Reichstag übertragen waren. ..."

Da wir einmal beim alten Hohenlohe sind, so wollen wir ihn noch einmal aus seinem Tagebuch sprechen lassen. Am 15. September 1898 schrieb er:

„Wenn ich so unter den preußischen Exzellenzen sitze, so wird mir der Gegensatz zwischen Norddeutschland und Süddeutschland recht klar. Der süddeutsche Liberalismus kommt gegen die Junker nicht auf. Sie sind zu zahlreich, zu mächtig und haben das Königtum und die Armee auf ihrer Seite. Auch das Zentrum geht mit ihnen. Die Deutschen haben recht, wenn sie meine Anwesenheit in Berlin als eine Garantie der Einheit ansehen. Wie ich von 1866 bis 1870 für die Vereinigung von Süd und Nord gewirkt, so muß ich hier danach streben (!), Preußen beim Reich zu erhalten. Denn alle diese Herren pfeifen auf das Reich und würden es lieber heute als morgen aufgeben."

Hält man dagegen die von eben diesen Kreisen schon gewohnheits- und gewerbsmäßig betriebene Aburteilung ganzer großer Volksschichten, ohne deren Tribute an Arbeitern und Soldaten das ganze Deutsche Reich nur ein ausgeblasenes Ei wäre, als „vaterlandslose Gesellen", „internationales Gesindel" und wie die Kosenamen alle lauten, so könnte man von einem grimmigen Humor gepackt werden. Wenn jemand das Recht hätte, auf das Vaterland zu „pfeifen" — ich räume dieses Recht niemand ein —, so dürften das doch am ehesten und allenfalls noch die sein, die am kärglichsten, nicht aber am reichsten von ihm bedacht und versorgt werden. „Wie oft", schreibt ein Arbeiter, Johannes Fischer, in der „Hilfe", „sagt man uns Arbeitern, wir seien durch eine gemeinsame ruhmreiche Geschichte mit Volk und Land verknüpft! Wieviel redet man uns von der reichen und hochstehenden Kultur und dem Verbundensein durch religiöse Gemeinschaft! Wieviel auch davon, daß nur in der treuen Zusammenarbeit aller die Wohlfahrt des Volkes begründet liege! Aber was weiß denn der einzelne Arbeiter oder die einzelne Arbeiterin von dieser Geschichte! Sie ist in manchen Teilen unsres Vaterlandes so zugestutzt, daß man der Geschichte der Volksschule später alles Mißtrauen entgegenstellt. Wo ist denn da die Entwicklung des Volkes durch die Tüchtigkeit seiner Bürger in die Höhe getragen worden, so daß wir die Stelle hätten finden können, an der wir als Staatsbürger einmal einsetzen könnten? Was dabei herauskommt, ist häufig nur patriotische Stimmung, die aber als Grundlage für eine männlich ernste Vaterlandsliebe absolut nicht ausreicht. So hat die Masse auch aus dieser Quelle wenig, das eine kraftvolle Überzeugung von der Notwendigkeit und Bedeutung zuverlässiger vaterländischer Gesinnung hervorbringen könnte. Ebenso ist es mit der Kultur unsres Volkes. Das ist noch ein weiter Weg, bis unsre Arbeiterjugend in innigere Verbindung mit dem künstlerischen, geistigen und religiösen Leben unsres Volkes kommt. Es ist alles noch viel zu sehr auf Mißtrauen begründet, was man an der und für die Masse tut. Überall ängstliche Auswahl und Zurechtstutzung, die dann, wenn die Jugend reif und selbständig wird, notwendigerweise Mißtrauen statt Vertrauens schaffen müssen. Trotzdem aber erwartet man eine Verbindung mit seinem Vaterland, die nur wachsen, nicht gezüchtet werden kann."

Also wieder als unserer Weisheit letzter Schluß das Dogma: Alles Gute kann nur durch Zwang, Züchtung, Dressur erreicht werden. Und folgst du auch willig, ich brauche doch Gewalt! Überall dies Verhältnis des „Schulmeisters" zum unmündigen Zögling, diese Bevormundung des Staates unter größerer oder geringerer Ausschaltung der Verantwortlichkeit des Individuums. Gerade in Kreisen, denen man — mit Unrecht — ein Zuviel an sozialpolitischer Fürsorge vorzuwerfen pflegt, wird heute betont, daß der Staat nicht alles mit seiner Verantwortlichkeit decken dürfe, daß das Individuum selbst für seine Handlungen verantwortlich sei und bleiben solle. So sprach Professor Dr. Jastrow auf dem letzten Verbandstag deutscher Arbeitsnachweise die bedeutsamen Worte: „Im Hintergrunde steht für uns auch heute noch das Ideal des Mannes, der ein ganzer Kerl ist, der sagt: Wenn mich Übelstände bedrohen, werde ich ihnen zu Leibe gehen, und nicht das Ideal eines Menschen, der bei jeder Kleinigkeit nach dem Schutzmann ruft ... Es wird sich der Ruf erheben: Weniger gesetzlichen Zwang, weniger Polizei, mehr Verantwortungsgefühl des Individuums, dem wir das Koalitionsrecht gegeben haben. Wir stehen vor dem Anfang einer solchen Wendung."

* * *

Da hat aber Professor Jastrow sicher nicht an die Sozialdemokratie gedacht. Die scheint allerdings auch vor einer „Wendung" zu stehen, aber vor einer ganz andern. Sie scheint, soweit es an den maßgebenden Instanzen, Behörden und Organen der Partei liegt, nunmehr fest entschlossen, mit dem letzten kümmerlichen Rest von persönlichem Selbständigkeits- und Verantwortlichkeitsgefühl des Individuums endgültig und gründlich aufzuräumen. „Individuen" erkennen die Instanzen, Behörden etc. pp. überhaupt nicht an, nur „Genossen". Der „Genosse" hat vorschriftsmäßig kein persönliches, sondern nur ein Parteiverantwortlichkeitsgefühl; ist er sich über dieses jeweilige Gefühl im Zweifel, so kann er es jederzeit gebühren- und portofrei, abgestempelt und numeriert vom Parteibureau beziehen.

Was sich die Ölgötzen der Partei in letzter Zeit an Schuhriegelei und Schleiferei ihr Angehöriger geleistet haben, ist in keiner anderen Partei denkbar. Schon deshalb nicht, weil in keiner anderen Mitglieder sich eine derart unwürdige, geradezu infamierende Behandlung auch nur einen Augenblick gefallen lassen würden. Wenn den Instanzen, Behörden etc. pp. das Gefühl dafür abgehen sollte, daß eine solche Behandlung, wie sie z. B. dem bedauernswerten Bernstein zuteil wurde, infamierend ist, so wäre das nur durch eine Höhe zukunftsstaatlicher Moralentwicklung zu erklären, von deren Gipfeln herab die bürgerlichen Ehr- und Anstandsbegriffe als eitel Schimäre erscheinen. Und dabei — hier haben wir das Typische und nicht etwa nur für unsere Sozialdemokraten — ist es wieder eine kleine Minderheit, die sich alles erlauben darf, ohne daß sich aus der Mehrheit heraus der Mut findet, gegen das Knüppelregiment mehr als nur bescheiden aufzumucken und die brutalisierten Genossen vor weiteren moralischen Mißhandlungen zu schützen. Die Dressur sitzt dem braven Michel eben so fest in den Knochen, daß es dafür ganz gleichgültig ist, ob man ihm die rote Jakobiner- oder die „ordnungsparteiliche" Zipfel-

mütze über die Ohren stülpt — den Korporalstock hat er allemal verschluckt. Uniform ist Uniform, und er fühlt sich immer in Uniform.

An sich entbehrt ja die Sache keineswegs des Humors. Schon weil es immer wieder der selbe unglückselige Eduard Bernstein ist, der als vereideter Prügelknabe herhalten muß. Er scheint also als ganz besonders qualifiziert dafür zu gelten und sich eines unerschütterlichen Vertrauens zu seiner Besserungsfähigkeit zu erfreuen, da die Versuche mit unermüdlicher Geduld immer wieder erneuert werden. Man könnte sagen, er habe sich im Laufe der Jahre gewissermaßen ein Gewohnheitsrecht darauf erworben, das periodisch in gemessenen, aber regelmäßigen Zeiträumen ausgeübt wird. Es ist etwas in der Partei nicht in Ordnung, es fehlt irgendwo etwas, man hat das unklare, aber doch ganz bestimmte Gefühl einer versäumten Pflicht, wenn mal längere Zeit darüber verstrichen. „Ja so, ganz recht: Bernstein! Wo ist der Kan —?" Und suchend schweift der Blick in die Stubenwinkel nach dem agrarischen Lehr- und Erziehungsmittel, Marke Örtel. Herr Örtel müßte seine helle Freude an den gelehrigen „roten" Schülern haben.

Der neueste Rückfall Bernsteins ist aber auch über die Maßen bedauerlich. Ich weiß wohl, daß ich mich viel zu milde ausdrücke, denn eigentlich verdiente seine Handlungsweise eine ganz andere Kennzeichnung. Er hat nichts mehr und nichts weniger unternommen, als in einem ††† bürgerlichen Blatte, dem „Berliner Tageblatt", gegen das polizeiliche Verbot einer — sozialdemokratischen Versammlung zu schreiben! Ich kann der „Leipziger Volkszeitung" nur aus vollster Überzeugung beipflichten, wenn sie in diesem geradezu unerhörten, skandalösen Vorgehen „eine absichtliche Provokation der Partei" erblickt, die „den Anschein erweckt, als wollte ein gewisser Kreis innerhalb der Partei es auf dem Leipziger Kongreß zum Skandal treiben". Und aus der Seele geschrieben ist mir, was dieses vornehmste Blatt deutscher Zunge zum Schluß bemerkt. Hier käme Punkt 2 der Dresdener Resolution in Betracht: „Er bestimmt, daß den Parteigenossen, die Mitarbeiter solcher bürgerlicher Blätter sind, in denen die Partei nicht (!) gehässig und hämisch angegriffen wird, keine Vertrauensstellungen übertragen werden. Genosse Bernstein ist aber Reichstagskandidat für Breslau. Man darf nunmehr wohl erwarten, nachdem er zum Mitarbeiter der Firma Rudolf Mosse avanciert ist, daß er seine Reichstagskandidatur niederlegt."

Jawohl, das müssen wir auf alle Fälle erwarten, wir müssen unter allen Umständen darauf bestehen! Denn es gäbe schlechterdings kein Mittel, die ganze Lächerlichkeit, die auf die Spitze getriebene Absurdität einer solchen „Parteidisziplin" noch eklatanter zu demonstrieren. Damit wäre allerdings der Gipfel des Blödsinns tadellos erklommen.

„Man soll der Sozialdemokratie", meint die „B. Z. a. Mittag", „die unverbesserliche Borniertheit der Leipziger Volkszeitung nicht an die Rockschöße hängen, denn außer ihr bekennen sich nur ein paar orthodoxe Schreibstubengelehrte zu dem merkwürdigen Standpunkt, daß es ein Verbrechen gegen den heiligen Geist des Marxismus sei, in bürgerlichen Blättern die bürgerliche Welt auf ungerechte Behandlung von Sozialdemokraten aufmerksam zu machen, denn nur

diese paar Fanatiker betrachten die bürgerliche Welt als gleichgültig für die Bestrebungen der Arbeiterschaft auf die Verbesserung ihrer Lebenshaltung. Das Gros der deutschen Arbeiterschaft und glücklicherweise auch die Mehrheit ihrer Führer wissen ganz gut, welche Bedeutung die Sympathie der gesamten öffentlichen Meinung immerhin auch für den Kampf der Arbeiter noch hat.

Man könnte daher die Leipziger Volkszeitung einfach komisch nehmen, wenn nicht ein wohlüberlegtes System hinter derartigen Streichen steckte, die den Außenstehenden beinahe wie Fastnachtsscherze anmuten. Eingeweihte aber wissen, daß es sich dabei um ein System der Aushungerung mißliebiger Parteimitglieder handelt. Der Dresdener Beschluß, den Angehörigen der Partei die Mitarbeit an bürgerlichen Blättern zu erschweren oder ganz zu untersagen, trat äußerlich als Ausfluß konsequenter Parteianschauungen auf, er wurde vielfach mit den Argumenten der Überzeugungstreue verfochten. Die Mehrheit des Parteitages aber, die an diesem Beschluß mitwirkte, ahnte nicht, daß dahinter nichts weiter steckte als das Bestreben einzelner Gewalthaber, widerspenstige Schriftsteller besser zügeln zu können. ...

Wenn die preußische Regierung von ihren Beamten verlangt, daß sie ihrer Meinung sein sollen, weil sie ihr Brot essen, dann weiß die Leipziger Volkszeitung nicht genug über die Verderbtheit der bürgerlichen Gesellschaft zu moralisieren. Nur verrät sie niemals das Geheimnis, weshalb denn eigentlich die Leiden im sozialdemokratischen Hungerturm weniger schmerzlich für die Opfer sind als die Qualen im preußischen Hungerverlies. Und die große Menge der deutschen Arbeiterschaft hält solche Kapriolen, weil sie durch ein paar Literaten, die an der Krippe sitzen, aufs gröblichste getäuscht wird, noch immer für die Äußerung ehrlicher Prinzipienreiter, wenn viele auch weit davon entfernt sind, diese Methode zu billigen. In Wirklichkeit jedoch handelt es sich um nichts weiter als das alte System von Zuckerbrot und Peitsche, das die ‚Revolutionäre‘ den ‚Tyrannen‘ abgeguckt haben.“

So ist es. Der Genosse soll, mit oder ohne Überzeugung, bedingungslos nach der Weise tanzen, die ihm jeweils vorgepfiffen wird. Darüber, wo und wie er sich geistig betätigen soll, hat nicht er, sondern die Partei zu bestimmen. Und er wird durch Zuckerbrot und Peitsche mürbe gemacht, bis er glatt aus der Hand frißt. Darin legt keine Einbuße an Männerstolz, an freier und aufrechter Gesinnung. Das bewirkt keine moralpolitische Knochenerweichung. Aber so einer „unproletarisch“ genug denkt, auch Höherstehenden, auch Fürsten gegenüber die gesellschaftlichen Formen zu wahren, sich nicht, die Hände in den Hosentaschen, auf den Knotenstandpunkt zurückzieht und es gar fertigbringt, ein Glas Bier oder Tee von einem Fürsten, der ihn dazu höflich und ohne jede Verbindlichkeit einlädt, anzunehmen, so ist das schon eine Knochenerweichung, die mit allen Mitteln und in den Anfängen zu bekämpfen ist, da sie sonst epidemisch wirken könnte. Eine schmeichelhafte Vorstellung von der Gesinnungstüchtigkeit und Überzeugungstreue der Genossen! Na, die Obergenossen müssen's ja wissen, es ist nicht unsere Sache. Aber immerhin — einen Tiefstand der Kultur bezeichnen allerdings Vorgänge wie jene wüste Hetze gegen die schwäbischen Genossen, die kultiviert genug

waren, eine freundliche Einladung des allbeliebten Königs von Württemberg nicht mit einer protzig-blöden Zurückweisung zu erwidern. Sehr richtig bemerkte die „Köln. Ztg.", daß in solchem Verhalten ein viel größeres Selbstbewußtsein liege als in dem norddeutschen Ausschließungssystem.

* * *

... Worauf läuft denn nun eigentlich dies ganze Bevormundungs-, Einschüchterungs-, Maßregelungssystem usw., wie es oben und unten und aller Ecken und Enden bei uns bis zur Bewußtlosigkeit geübt wird, am letzten Ende hinaus? Sagen wir's nur rund heraus: die Charakterlosigkeit zum Prinzip zu erheben. In diesem löblichen Bestreben hat uns ein großer Teil unserer Presse in den letzten Jahren treu und wacker zur Seite gestanden. An ihr lag's nicht, wenn sie uns nicht ein gut Ende weiter gebracht hat, als wir auf diesem Gebiete gelangt sind. Da tauchten sie eines schönen Tages auf und überschwemmten das deutsche Haus, jene schmalzigen „unparteiischen" Blätter, die „Parteilosigkeit" sagten und „Charakterlosigkeit" meinten. Sie stellten ja in jeder Hinsicht so bescheidene Ansprüche an die Leser, daß diese förmlich gerührt werden mußten. Sie verlangten keinerlei positive intellektuelle oder moralische Leistung, nein, nur negative, nur geistige Bedürfnislosigkeit und politische Gesinnungslosigkeit. Das war alles. Wer hätte da widerstehen können? Auch die Regierenden nicht. „Sie wollten", schreibt „Lynkeus" im „Berl. Tagebl.", „lieber ein streberisches, materiell gerichtetes, aller politischen Ideale bares Volk regieren, als ein Volk, das sich auch eine Meinung zu haben erkühnte. Die beiden Tendenzen wirkten zusammen: Meinungen sanken im Kurswert, Informationen stiegen andauernd. Am meisten begehrt waren natürlich die, deren offiziöser Charakter über jeden Zweifel erhaben war.

Früher war die Zahl der offiziösen Blätter beschränkt. Der überwiegende Teil der deutschen Presse pflegte entweder auf eigene Faust die Charakterlosigkeit, solange sie sich rentierte, oder er führte eine bestimmte parteipolitische Überlieferung weiter; oder endlich er bemühte sich, innerhalb einer bestimmten Weltanschauung, nach Anleitung des gesunden Menschenverstandes, eine mehr oder minder unabhängige Politik zu treiben. Das ist, ungefähr mit dem Eintritt des neuen Jahrhunderts, anders geworden. Und heute — welch eine Wendung unter Bülows Führung!

Der war ja nun selbst unter den Staatsmännern des neuen Deutschen Reiches eine Erscheinung von neuer Art. In seiner politischen Überzeugung konservativ — er sagt es selbst und hat es mit dem Stimmzettel bekräftigt. So konservativ, wie keiner seiner Vorgänger sich in seinen reaktionärsten Anwandlungen je gefühlt hatte. So konservativ nämlich, daß er es selbst dann nicht über sich gewinnen konnte, gegen die Konservativen Front zu machen, wenn diese — einer anderen bei ihm vorhandenen Überzeugung zufolge — durch ihre Politik das Reich schwer schädigten. Und dieser geradezu krankhaft konservative Mann, dieser mit konservativer Gesinnung sozusagen erblich überlastete Mann gab sich im persönlichen Umgange als durchaus liberal. Nicht liberal im engherzigen Parteiverstande, sondern liberal im Sinne einer Weltanschauung. Als einen Mann, der den Geist höher schätzte als

die Materie; den ungehemmten Denkprozeß höher als die ausreichende Verköstigung auf Staatskosten; die unabhängige Meinung höher als den Dogmenglauben der Autorität ...

Für den Ostelbier ist die Presse nicht das notwendige Organ, wodurch der Geist eines Volkes ein- und ausatmet. Für ihn ist sie nur eine Waffe zur Abwehr, die er sich notgedrungen angeeignet hat, weil er ihre Überlegenheit erkannte. Und auch der Ultramontane gesteht nicht d e r Presse als solcher die Daseinsberechtigung zu, sondern nur der ‚guten' Presse, die sich bedingungslos in den Dienst des Klerikalismus stellt. Kein Wunder also, daß der Liberalismus weitaus die bedeutendere Presse hat — das wird auch von seinen Gegnern ebenso rückhaltslos anerkannt wie schmerzlich beklagt —, daß der Liberale größere Ansprüche an seine Presse stellt, und daß diese Presse demgemäß auch größere Bedürfnisse hat. Von diesem Gesichtspunkt aus hat offenbar Fürst Bülow den Gedanken der Blockpolitik zuerst und am liebsten angeschaut: den Konservativen die Herrschaft, den Liberalen das Recht der freien Meinungsäußerung. ... An realer Macht hatte er dem Liberalismus nicht viel mehr zu bieten; aber wollten die liberalen Journalisten mit ihm im Himmel seines P r e ß b u r e a u s wohnen, sie sollten ihm willkommen sein.

Und sie kamen! In einer Fülle wie nie zuvor drängten sie sich vor Herrn H a m m a n n s Pforten und waren nie glücklicher, als wenn sie die politische Erbweisheit schwarz auf weiß nach Hause tragen konnten. Nun gar, nachdem der Block feierlich inauguriert und der Liberalismus ‚mitregierungsfähig' geworden war, gab's bald kein Blättchen in Deutschland mehr, das sich nicht ‚o f f i z i ö s e r B e z i e h u n g e n' hätte rühmen dürfen. Obwohl das Preßbureau allemal dann versagte, wenn man seiner am dringendsten bedurft hätte, nämlich in kritischen Augenblicken, herrschte doch alsbald allgemeine Zufriedenheit. Denn in kritischen Augenblicken wußte zwar das Preßbureau auch nichts und empfahl Vorsicht als der Tapferkeit besseren Teil, aber nachdem erst der Kanzler sich beim Kaiser, der Unterstaatssekretär beim Kanzler, der Dezernent beim Unterstaatssekretär informiert hatte, plätscherte der Bronnen wieder reichlich und munter. Und man verabfolgte nicht nur Informationen — wer weiß auch täglich etwas Neues! —, man spendete auch freigebig f e r t i g e M e i n u n g e n über aktuelle Ereignisse und Persönlichkeiten. Und es machte sich ganz von selbst, daß die Leute, die die I n f o r m a t i o n e n des Preßbureaus entgegennahmen, a u c h s e i n e f e r t i g e n M e i n u n g e n nicht schnöde zurückwiesen, was schon deshalb nicht empfehlenswert gewesen wäre, weil es dann auch keine brauchbaren Informationen mehr gegeben hätte.

Und so haben denn die ‚Ahnungslosen' im offiziösen Preßbureau, ohne es zu wollen, ihr redlich Teil dazu beigetragen, der Blockpolitik das Grab zu graben. Dort wurde jeder Mißerfolg in einen heimlichen Erfolg umgedichtet. Dort wurde der Liberalismus gewarnt, nur nicht zu viel zu verlangen, dieweil er sonst alles verlieren könnte. Dort wurde n a c h d e m N o v e m b e r s t u r m v o r z e i t i g a b g e w i e g e l t, n a c h d e m B ü l o w s e i n e n n ä c h s t e n Z w e c k, d i e B e f e s t i g u n g i n s e i n e m A m t e, e r r e i c h t h a t t e. Dort wurden die

liberalen Angstmeier in ihrer Abneigung bestärkt, mittels der Finanzreform rechtzeitig auf die preußische Wahlreform zu drücken. Mit einem Worte: dort wurde dem Blockliberalismus das Mark aus den Knochen gesogen und der Witz aus dem Hirnkasten geblasen. Und daß gegen die, die sich das Recht auf eigenes Denken und eine eigene Meinung nicht wollten nehmen lassen, im Preßbureau immer ein wenig geschürt und gehetzt wurde, mit nicht ganz einwandfreien Mittelchen, das soll nur so nebenbei erwähnt werden.

So ist das Preßbureau unter Bülow zu einem Institut geworden, um die möglichen oppositionellen Regungen der öffentlichen Meinung, noch bevor sie laut geworden wären, rhetorisch zu überwinden und dialektisch wegzudisputieren. Nun bedarf sogar das Genie der oppositionellen Gegengewichte, wievielmehr die beamtete Mittelmäßigkeit, die uns regiert! Daß der Skeptiker Bülow gegen die Skepsis der öffentlichen Meinung so empfindlich war, das bezeichnet wohl am deutlichsten die Grenzen seiner Kraft. Er wollte die Beziehungen der Regierung zur Presse zeitgemäß reformieren — und auch das geriet ihm in reaktionärem Sinne. Er schuf sich ein Preßbureau nach österreichischem Muster, während englische Verhältnisse unser Vorbild sein sollten. Ein am Fortschritt interessierter Staatsmann, ein wirklicher Philosoph auf dem Kanzlersitze sollte sein Preßbureau wissen lassen: er lege keinen Wert darauf, sich die ausgegebenen Informationen mit guter Gesinnung bezahlen zu lassen. ..."

Ob er's wohl tun wird? Nachdem der Apparat so trefflich im Gange ist, so viel schönes Informationsöl lechzender Lippen harrt? Vielleicht sträubt er sich schamhaft zunächst ein weniges, aber dann — wer weiß? — kommt er doch auf den Geschmack:

„So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust ..."

* * *

Scheinbar etwas ganz Entlegenes und doch das selbe Kapitel. Der selbe Faden, nur eine andere Nummer. — In der „Jugend" glaubt Dr. Georg Hirth feststellen zu dürfen, daß die „Feuerprobe" — sie war auch nur einseitig! — des Bündnisses zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche (in der serbischen Frage) das Gewissen der deutschen Jungmannschaft in Wien geweckt habe. Dann aber wendet er sich gegen den Ruf, der dort gefallen sei: „daß die Deutsch-Österreicher ihre Rettung nur im Anschluß an das Deutsche Reich finden könnten. Dr. Hirth schreibt: „Nein, und tausendmal nein! Verbündete — ja! Aber Staatsgemeinschaft — nein! Wir haben schon genug Schwächlinge und Schwarze draußen im Reiche. Ihr habt gesehen, daß wir euch in der Not gegen eure äußeren Feinde beistehen wollen und können, wie es Bismarck gewollt, mit Blut und Eisen, — gegen eure inneren Feinde aber müßt ihr euch selber helfen. Das verlangen wir von euch. Denn so gewiß es ist, daß der fortschreitende Tschechenrost den deutschen Stahl allmählich ganz zerfressen und das alte Österreich für uns Reichsdeutsche bündnisunfähig machen würde — denn wer könnte und möchte mit

einem Tschechenstaat noch Bündnisse abschließen! —, so gewiß ist es, daß die deutsche Ostmark aus und durch sich selbst erstarken muß! Dazu ist jetzt der erste Schritt getan. Nur so weiter, wackere Jungmannschaft Wiens! Wahret euer Deutschtum mit allen Mitteln der politischen Leidenschaft, aber nicht bloß mit den Fäusten, sondern vor allem durch deutsche Umsicht, Arbeit und beharrliche Zurückdrängung der Tschechen auf allen Gebieten der Kultur, auch der Mutterbrust! Und weit von euch weiset die muffige, schwächliche und ungesunde Vorstellung, daß das Deutsche Reich für euch tun könne und werde, was ihr nur selbst durch eigene Tatkraft erreichen könnt: den deutschen Boden von der Tschechenseuche zu befreien — das deutsche Schwert vom Tschechenrost zu säubern!"

Ganz zweifellos hat Dr. Hirth dreimal recht, wenn er die Deutsch-Österreicher zu eigener Kraftentfaltung anspornt. Sie haben durch Bequemlichkeit, Lässigkeit, nicht zuletzt echt deutsche Uneinigkeit und echt deutschen Parteihader viel versäumt und verschuldet, was sie jetzt mit verdoppelten Kräften nachholen und sühnen sollten. Es ist auch politisch ganz richtig, wenn er sie davor warnt, sich auf fremde Hilfe zu verlassen, und das wäre, wie die Dinge heute liegen, auch eine solche von seiten des Deutschen Reiches. Es muß schon als schwerer politischer Fehler bedauert werden, wenn die Deutsch-Österreicher die Möglichkeit oder gar die Hoffnung auf eine solche Hilfe für ihre inneren Kämpfen ausspielen. Die Gründe liegen hier so beängstigend nahe, daß man sie wahrlich nicht erst darzulegen braucht. Gerade wem das Schicksal unserer österreichischen Volksgenossen am heißen Herzen liegt, wer keinen Augenblick zögern würde, ihnen auch mit der Tat zur Seite zu springen, gerade der wahre Freund kann sie nicht genug davor warnen, auch nur den Schein zu erwecken, als rechneten sie mit der Hilfe irgendwelchen Auslandes. Und als „Ausland" — es geht schwer über die Feder — steht nun einmal auch das Deutsche Reich Deutsch-Österreich gegenüber.

Nun aber verschwört Dr. Hirth mit tausend feierlichen Eiden j e d e auch nur m ö g l i c h e und d e n k b a r e staatliche Gemeinschaft mit Deutsch-Österreich. Warum, frage ich, sind es i m m e r n u r w i r D e u t s c h e, die solche nationalen Möglichkeiten mit wahrem Fanatismus von der Schwelle unseres Bewußtseins, selbst aus dem schrankenlosen Reiche der freien Phantasie scheuchen? Wer regt sich denn bei uns besonders auf, wenn a n d e r e Völker, Romanen oder Slawen, solchen frommen Phantasiegebilden auf unsere Kosten nachgehen? Wir nehmen ihnen das nicht einmal übel, finden es b e i i h n e n sehr begreiflich. Es wird uns auch nie einfallen, aus solchen Bedenken heraus irgendwelche diplomatischen Schritte bei den Regierungen der beteiligten Staaten zu tun. Warum fürchten denn w i r immer „Verwicklungen", wenn irgendwo der großdeutsche Gedanke etwas lauter wird? Wir haben's ja freilich auch fertigbekommen, deutsche Redner aus Österreich mit polizeilicher Ausweisung zu bedrohen, tschechische Hetzredner aber liebevoll zu dulden. Es ist eben nur das anerzogene „Nationalgefühl", das in unserer reichs- und staatsbürgerlich beengten Brust seine wohldressierte Spannkraft übt. Echtes Nationalgefühl ist eben Gefühl, also elementar. Seine Lohe kennt keine Grenzen, sie schlägt überall hin, wo Volksgenossen wohnen. Darum braucht sie noch lange keinen Weltbrand zu entzünden. Das Gefühl ist eines, und die Vernunft und Ge-

setzlichkeit ein anderes. Aber dieses stets lebendige Gefühl ist der eigentliche Kraftspeicher einer rechten Nation, der Herd, aus dem sie gespeist wird, ihr heiliges Feuer.

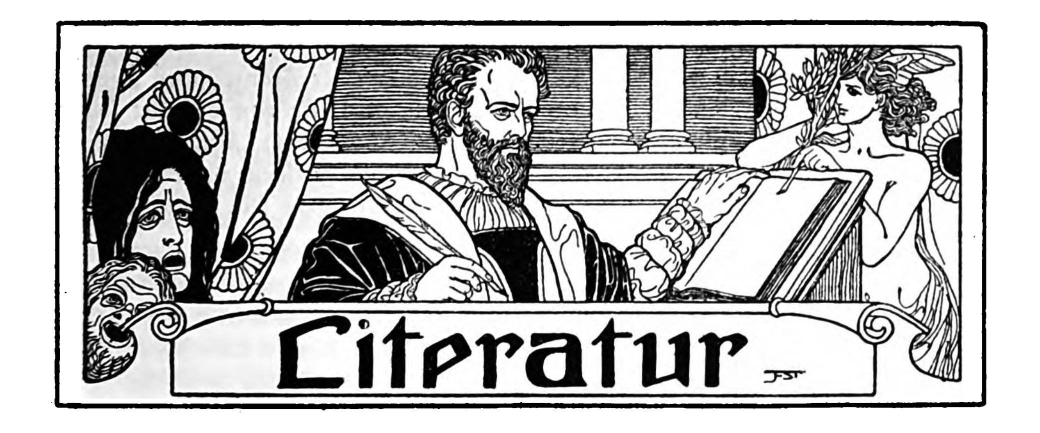
Und dann die Begründung: „Wir haben schon genug Schwarze" — die miterwähnten „Schwächlinge" sind doch mehr alliterierende Mitläufer. Also daher?! „Wir haben schon genug Katholiken, wir wollen keine mehr, und wenn wir sie geschenkt bekämen!" Was soll man eigentlich dazu noch sagen? Ich habe die Redensart wohl schon hundertmal gehört und oft zu widerlegen mich bemüht. Wie sollen sich die Brüder der verschiedenen Konfessionen auch nur im Reiche näher kommen? Daß wir's doch endlich dahin brächten, unsere „respektiven" Konfessionen im politischen Leben ganz aus dem Spiel zu lassen; sie sind doch, richtig verstanden, in der Tat „Privatsache", gehören in die Kirche, den Religionsunterricht, das Haus, aber nicht auf die politische Bühne. Und gar bei Erwägungen, für die das nationale Prinzip, das nationale Gefühl als die leitenden vorausgesetzt werden!

Wir müssen uns doch endlich damit abfinden, daß in unserem Volke und Reiche die verschiedensten Bekenntnisse und Weltanschauungen wohnen, und daß es noch für absehbare Zeit dabei bleiben wird. Was sind wir doch noch für große Kinder mit unserem Sich-immer-besser-dünken-wollen, als die anderen sind! Einer ist immer viel klüger und besser als der andere, und der andere soll auch genau so werden, wie wir sind, sonst kann er überhaupt nicht klüger und besser werden. So nimmt die Schulmeisterei — von der in der Schule und beim Militär will ich hier heute gar nicht erst anfangen — kein Ende, und wenn wir's dreist schon glauben, wir fangen doch nur wieder von vorne an. So wird unendliche Kraft vergeudet, noch mehr zermürbt und zerrieben. Wir reden und schreiben so viel von der „Achtung vor der Persönlichkeit". Jede Woche fast, die Gott werden läßt, trifft beim Türmer prompt eine Ladung mit „Persönlichkeitsbüchern" ein. Also achten wir sie doch, wenn's beliebt, und reden und schreiben wir nicht so viel darüber! Sonst könnte wirklich einmal der Tag kommen, wo unsere Schulmeisterei mit ihrem wundervoll korrekt gezogenen Spalierobst und dem ganzen gelehrten Kram Fausten in bitterem Ernste zu Wagner sprechen läßt:

„Du hast wohl recht, ich sehe keine Spur
Von einem Geist. Und alles ist Dressur."

Heute meint er's wohl noch, wie bei Goethe. Zum Teil ...





Der Politiker Goethe

Von

Eduard Engel

Wäre Goethe weiter nichts als ein weimarischer Minister gewesen, so ginge uns seine politische Weltanschauung nichts an, denn um einen herzoglich weimarischen Minister Goethe im 18. Jahrhundert, selbst um einen trefflichen, kümmerte sich heute niemand. Jedoch die nur dieses einzige Mal in der Weltgeschichte dagewesene Vereinigung eines großen Dichters und eines öffentlichen Mannes reizt zu einer zusammenfassenden Betrachtung seiner Stellung zum Staat und dessen Trägern. Goethes politische Innenwelt ist ein so großes Stück des Gesamtmenschen Goethe, daß wir diesen ohne jene nicht ganz begreifen. Nicht im Nebenamt war er mehr als ein halb Jahrhundert Staatsbeamter und Staatsmann gewesen, und nicht als bloßer Zeitungsleser hatte er die Ereignisse vom Ausbruch der Französischen Revolution von 1789 bis zu dem vom Juli 1830 verfolgt. Seine menschliche und dichterische Entwicklung vollzog sich in dem Strom der Welt, und in der Einleitung zu seiner Lebensgeschichte weist er selbst auf die „ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich, wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen, den größten Einfluß gehabt“.

Goethes politische Weltanschauung wurde, abgesehen von der angeborenen, unerforschlichen Anlage, wesentlich bestimmt durch die Art seiner Lebensstufenfolge: vom staatlosen einzelstädtischen Frankfurter Ratsverwandtensohn zum kleinstaatlichen hohen Beamten und leitenden Minister. Von Jugend auf hat er das Menschengewimmel im Gemeinwesen von oben gesehen. Hierin sind die Tugenden seiner politischen Anschauung, hierin die Fehler der Tugenden begründet. Weder die äußere Not des Lebens noch die Unterdrückung jeder freien Geistesregung durch übergeordnete Gewalten hat Goethe am eigenen Leibe gespürt. So viel Freiheit, wie e r brauchte, hatte i h m nie gemangelt, und da er sich nichts lebendig denken konnte, „was ihm nicht mit vollem Orchester war produziert worden“, so konnte er sich bei dem Worte Freiheit nichts Besonderes, nichts schöpferisch

Fruchtbares denken. Daher seine enge Auffassung von der Französischen Revolution als dem Werke einzelner schlechter, begehrlicher Kerle von der Art seines Bürgergenerals Schnaps; daher der Satz schon im Egmont: „Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht," was doch nur die Freiheit des Essens, Trinkens und Schlafens sein konnte. Daher sein oft wiederholter Rat:

> Ein jeder kehre vor seiner Tür,
> Und rein ist jedes Stadtquartier;
> Ein jeder übe sein' Lektion,
> So wird es gut im Rate stohn.

Dabei fehlte es Goethen keineswegs an dem Seherblick für den Kern der politischen Freiheit: alles Vernünftige tun zu dürfen, was man ohne Schaden für einen andern tun will, ohne von der Polizei gehindert zu werden. Wie immer Goethe von der Freiheit gedacht, die Polizei hat er nicht geliebt. Eine Äußerung über ihre ewige Verbieterei findet sich in dem Gedichtlein zugunsten der volkstümlichen Johannisfeuer, gegen die sich die weimarische Polizei erregt hatte:

> Johannisfeu'r sei unverwehrt,
> Die Freude nie verloren!
> Besen werden immer stumpf gekehrt,
> Und Jungens immer geboren.

Es gibt ein hübsches Gespräch mit Eckermann über den Kampf zwischen Polizei und Jugend, das wertvoller ist als die tiefste Abhandlung über politische Freiheit:

„Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor den Türen gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgendeines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrigbleibt als der Philister" (12. März 1828).

Den armen gebüttelten Weimarer Jungen stellt er die in der Freiheit ihres Vaterlandes aufgewachsenen Engländer gegenüber und spricht die bis zu diesem Tage geltenden gewichtigen Worte: „Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. — Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens kommt schon den Kindern zugute, so daß sie einer weit glücklich-freieren Entwicklung genießen als bei uns Deutschen." Und wie dieses Wort, so gilt bis zur Stunde in Deutschland noch ein anderes von

diesem Weisesten aller Menschen: „Meine Hauptlehre ist vorläufig diese: Der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht!"

Mit noch nicht 27 Jahren trat Goethe unter die Regierenden im Zeitalter der aufgeklärten Selbstherrschaft. Sich selbst hatte er kaum je regiert gefühlt. Dürfen wir uns da wundern, daß er, dessen schöpferische Kraft nicht in der Politik, sondern in der Poesie lag, die Anschauungen seines Zeitalters teilte? Der aufgeklärteste Selbstherrscher des 18. Jahrhunderts, Friedrich der Große, mag uns zeigen, was man damals unter einer guten Regierung verstand. Pflichttreu, wohlwollend, zu allen vernünftigen Verbesserungen der Lage des Volkes, zur Hebung des öffentlichen Wohlstandes geneigt; freidenkend in Glaubensfragen, nachsichtig, ja gleichgültig in der Handhabung der Zensur, mit Ausnahme der politischen Bücher und Zeitungen; redlich bemüht um den Unterricht; schonend gegen die Steuerkraft des Volkes, besonders der Armen. Dabei der selbstverständlichen, gar nicht erörterten Überzeugung, daß einzig die regierende Klasse, der Fürst und seine höchsten Beamten, wisse, was dem Volke frommt. Alles für das Volk, nichts durch das Volk.

In allen diesen Grundsätzen stimmte Goethe mit Friedrich überein, nur daß er größere Herzenswärme für deren Anwendung im Leben mitbrachte. Unerschütterlich aber galt ihm der Grundsatz, den ja auch Bismarck sein Leben lang verteidigt hat: Die Politik ist eine Kunst, die nur ausüben soll, wer sie gelernt hat. An diesem Satze hielt Goethe noch fest, nachdem ihn doch der nichtzünftige Politiker Napoleon eines andern belehrt und nachdem die vielen Zünftigen bewiesen hatten, daß die erlernte Kunst höchstens für den Alltag ausreiche, in entscheidenden Schicksalsprüfungen versage. Alles bloße Kannegießern war Goethen in den Tod zuwider; wer nicht zum Metier gehöre, solle schweigen. „Genau besehen, ist es von Privatleuten doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zuviel Anteil schenken, worin wir nichts wirken können" (an Zelter). Ein Engländer hätte dies nicht verstanden, denn der besaß ja zum Mitwirken an den öffentlichen Dingen die ideale Freiheit, die nach Goethe besteht in der „Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun". Fast sämtliche Äußerungen Goethes über innere Politik sind nur zu begreifen aus der politischen Unfreiheit des Lebens im 18. und im vormärzlichen 19. Jahrhundert; sie sind „die Spiegelung des Menschen in seinen Zeitverhältnissen" nach Goethes Worten.

Die gewaltige Stellung des englischen Parlaments war Goethen bekannt; was er gegen Volksvertretungen gesagt und geschrieben, galt den deutschen Verhältnissen. In den Zahmen Xenien steht der zweifelnde Spruch:

Was die Großen Gutes taten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's erleben.

Sein Großherzog hatte das Versprechen einer Volksvertretung ehrenhaft erfüllt. Es gab nach den Befreiungskriegen eine weimarische Ständeversammlung mit dem Recht der Genehmigung der Staatsausgaben, und an Goethe trat das Verlangen, seine „Oberaufsichtsrechnungen für die weimarischen Einrichtungen zur Kunst und Wissenschaft" der Prüfung des Landtages vorzulegen. Seinen heftigen Widerstand gegen diese unerträgliche Zumutung brach erst der Tod.

* * *

Zu den Errungenschaften der neuen Zeit in Weimar gehörte die Preßfreiheit, die allerdings nur die Beseitigung der dem Drucke voraufgehenden Zensur bedeutete. Man sollte denken, ein Schriftsteller, der jahraus, jahrein drucken ließ, müßte die Preßfreiheit als ein Urrecht des denkenden und schreibenden Menschen begrüßt haben. Natürlich war Goethe kein Verteidiger der ebenso gehässigen wie lächerlichen Art, wie in manchen Ländern die Zensur geübt wurde; für unbedingte Preßfreiheit indessen schwärmte er durchaus nicht, und wo sie sich gegen ihn selbst zu richten drohte, z. B. gegen seine Theaterleitung, hat er sie, wenn nicht durch Gewalt, so durch die stärksten andern Zwangsmittel beschnitten. Auch hier sehen wir den Standpunkt des Regierenden: die Zensur hätte nur wagen sollen, ihm die Freiheit zu beschneiden, „zu drucken für und für"!

Für die Tagespresse hatte er nichts übrig, eben weil sie nur dem Tage diente: „Für das größte Unheil, das nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage vertut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen; haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten!" (in den Wanderjahren). Dies wurde um 1828 geschrieben; was würde er zu der zeitungspapierenen Flut unserer Tage sagen! Gelegentlich las er gar keine Zeitung, stapelte die Blätter übereinander und ging sie dann durch: „Wenn man einige Monate die Zeitung nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wieviel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt."

* * *

Und trotz dem allen, auf die Frage: Zu welcher politischen Richtung der Gegenwart würde sich der heute lebende Goethe bekennen? müßte die Antwort lauten: Zur liberalen. Vielleicht würde er sich keiner bestimmten Partei angliedern, obwohl er seinen Prometheus, allerdings den in der Pandora, verkünden läßt: „Des tät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit!" Sicher jedoch stände er bei denen, die den steten ruhigen Fortschritt zur Selbstregierung und wahren Bildung fördern, sich Freiheit und Leben durch tägliches Erobern verdienen wollen. Aussprüche wie: „Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren", oder: „Wo ein Volk zur Freiheit reif ist, kann keine Macht der Erde sie ihm rauben", offenbaren uns seine tiefste Überzeugung. Als nach der verhängnisvollen Ermordung Kotzebues Metternich und seine Gesinnungsgenossen durch die Unterdrückung jeder freien Regung den deutschen Geist zu dämpfen suchten, zürnte Goethe über diese Kurzsichtigkeit: „Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionen vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht mit den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und Finsternis zu Hilfe,

ich den Verstand und das Licht“ (zum Kanzler Müller, 18. September 1823), und noch stärker, für Goethe unerhört stark, in einer Nachtragsstrophe zum „Epimenides“:

Verflucht sei, wer nach falschem Rat,
Mit überfrechem Mut
Das, was der Korse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut!

Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh es trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

Aber wir haben sogar die ausdrückliche Erklärung Goethes für seinen Liberalismus! Einen schweizerischen Schriftsteller Dumont, einen Verwandten seines jungen Freundes Soret, nennt er einen „gemäßigten Liberalen, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich es selber bin, und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe“ (zu Eckermann, 3. Februar 1830), und erläutert dann klassisch, was liberal sei:

„Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebensoviel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen.“

Er wußte, daß man ihn für einen Rückschrittler, einen Anhänger Metternichs, wohl gar für einen Volksfeind hielt, und verteidigte sich gegen diesen ungerechten Vorwurf:

„Es ist gar wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung gerät! Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwig XV. bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders? Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß“ (zu Eckermann, 27. April 1825).

Weil Goethe den ihm angetragenen, fast aufgezwungenen Adel angenommen hatte, Minister und Freund eines Herzogs war, hieß er vielen, die nichts von seinem Innenleben wußten, der Aristokrat. Er war einer, wenn das Wort wörtlich übersetzt wird; doch dann sind wir es alle: Anhänger der Herrschaft der Besten. Soll Aristokrat bedeuten Überhebung einer Kaste über alle anderen, so war Goethe ganz gewiß keiner. Er selbst hielt Schiller für den eigentlichen Aristokraten von ihnen beiden: „Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte

zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es anderen vor mir nicht besser gegangen" (zu Eckermann, 4. Januar 1824).

Wie Goethe über seine Adelung gedacht, zeigt ein Brief an die Stein, daß er sich dabei gar nichts denken könne. Er hat seine Meinung nie geändert: „Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahinter steckte, nie viel Respekt. Ja, es war mir selbst so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich möchte dadurch erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen." — Der Geburtsadel schien ihm nur wertvoll als Vermutung, daß „ein tüchtiger Mann von tüchtigen Vorfahren" abstammen möchte. Unendlich höher stand ihm der Genius und dessen fortzeugende Kraft: „sie sollten täglich und stündlich Gott bitten, daß von Zeit zu Zeit eine Kreatur geboren würde, mit deren Namen Jahrhunderte könnten durchstempelt werden" (an Zelter, 1831).

Aus ähnlicher Gesinnung beurteilte er äußerliche Auszeichnungen: „Diese Ehrenzeichen," schreibt er an Zelter, dem ein Orden verliehen worden, „gereichen eigentlich nur zu gesteigerten Mühseligkeiten, wozu man aber sich und anderen Glück wünschen darf, weil das Leben immerfort, wenn es gut geht, als ein stets Kämpfend-Überwindendes zu betrachten ist."

Die Menge war ihm zuwider; wem ist sie es nicht? Menge und Volk aber sind und waren Goethen zweierlei. Nur die K r a f t der Menge erkannte er an:

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel;
Urteilen gelingt ihr miserabel.

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! hatte Schiller im Demetrius sprechen lassen und selbst gedacht. „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität", heißt es bei Goethe, und ein andermal: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen, kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will." — Von den Tugenden der armen Volksklassen dachte er nicht gönnerhaft herablassend, sondern aus Überzeugung hoch. Als er in Frankfurt 1774 bei einem Brande in der Judengasse helfend seine Mithelfer am Werke gesehen, schrieb er an Schönborn: „Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder kennen gelernt und bin aber- und abermals vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind." Aus dem Dezember 1777: „Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genüg-

samkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gut, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren."

Wie er durch einen mahnenden Brief den Herzog zur Abstellung des Wildschadens bewog, so erinnerte er ihn in dem großen Erziehungsgedicht „Ilmenau" an den „Landmann, der leichten Sand dem Samen anvertraut Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut". Er hat sich's nicht leichtherzig wohl sein lassen an der stets gedeckten, vom Volke bezahlten Fürstentafel: „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen", und: „Ich sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftigste abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte; du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen, und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann" (an Knebel, 17. April 1782).

Nicht zustimmend, sondern ironisch gemeint ist die Äußerung in Dichtung und Wahrheit: „Die Finanzen, deren Einfluß man für so wichtig hält, kommen weniger in Betracht: denn wenn es dem Ganzen fehlt, so darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühsam zusammengescharrt und gehalten hat, und so ist der Staat immer reich genug."

Goethes sozialpolitische Grundanschauung läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: Abgeben, die Besitzenden an die Nichtbesitzenden, freiwillig und nach der Möglichkeit, so wie er es jahrelang an einem unbekannten Menschen Kraft in Ilmenau getan. Über die soziale Zukunft dachte Goethe in jüngeren Jahren mit Wohlwollen zweifelnd: „Ich halte es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde" (aus Italien, 1787). Wie er sich hierin später gewandelt hat, zeigen uns die sozialpolitischen Kapitel der „Wanderjahre".

Über die großen völkischen Fragen Deutschlands hat er anders gedacht als wir, anders als die besten Männer seiner Zeit, Stein, Arndt, Wilhelm von Humboldt. Dies sollte nicht beschönigt, sondern begriffen werden. Goethe teilte die Auffassung des Lebenskreises, dem er als Regierender angehörte: die Weltgeschichte ist das Werk der Regierenden; versagt deren Kraft und Einsicht, oder tritt ein Regierender von höherer Kraft und Einsicht auf, wie Napoleon gegenüber den deutschen Fürsten, so gibt es weiter keine Macht gegen ihn und man muß sich ins Unabänderliche schicken. „O ihr Guten!" sprach er 1813 zu Theodor Körner, der in den Volkskrieg gegen Napoleon zog, „schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen". Das anfangs im Verborgenen schwelende, dann zu verzehrender Flamme auflodernde Volksgefühl zwischen 1807 und 1813 nannte er „eine Fratze". Mit welchen Empfindungen mag Goethe, der sich ja auch zornig lustig gemacht hatte über das Gerede von einem deutschen Vaterlande, das nie ein Mensch gesehen, die Stelle in Kleists Hermannschlacht gelesen haben, wo der Ubierfürst Aristan ähnlich fragt: „Was gilt Germanien mir?" und Hermann fürchterlich ausbrechend ihm die Antwort gibt:

Diese Denkart kenn' ich,
Du bist imstand und treibst mich in die Enge,
Fragst, wo und wann Germanien gewesen,
Ob in dem Mond? Und zu der Riesen Zeiten?
Und was der Witz sonst an die Hand dir gibt;
Doch jetzo, ich versichre dich, jetzt wirst du
Mich schnell begreifen, wie ich es gemeint:
Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!

Goethe glaubt nicht an eine handelnde Volkskraft, weil er sie in seinem menschlichen wie geheimrätlichen Leben niemals am Werke gesehen: so wurde er von der stürmischen Begeisterung der Befreiungskriege völlig überrascht, durch ihre Siege allerdings erfreut, weil sie die Wiederkehr friedlicher Zustände verhießen, doch niemals begeistert. An den ihm befreundeten französischen Gesandten Reinhard, einen geborenen Schwaben, schreibt er im Dezember 1812: „Daß Moskau verbrannt ist, tut mir gar nichts"; inmitten der Volksbewegung von 1813: „Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten", und er rettet sich — nach China als einem „Opium für die jetzige Zeit". „Ich habe gefunden, daß der Enthusiasmus eigentlich nur die große Masse wohlkleidet" (an Arnim, Februar 1814). Aber fehlt nicht in seinem Roman von der Mannesausbildung, im Wilhelm Meister, der Dienst fürs Vaterland als eines der Bildungsmittel? Und wie nebensächlich tat er in den Wahlverwandtschaften das In-den-Krieg-Ziehen des liebes kranken Eduard ab! Goethes deutsches Vaterlandsgefühl war nicht, konnte nicht das unsrige sein. Der Fluch deutscher Geschichte, die Vaterlandslosigkeit, hatte den größten Mann nicht verschont, den die Lande deutschsprechender Menschen je hervorgebracht haben. Er war unter unseren Großen nicht der einzige! Lessing konnte im österreichisch-römischen Reich deutscher Nation den Patriotismus „höchstens eine heroische Schwachheit" nennen und das Weltbürgertum vorziehen, und Schiller durfte fragen:

Deutschland! aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Als Napoleon den preußischen General Karl August wegen seiner Soldatentreue mit dem Verlust seines Landes bedrohte, soll Goethe — der Bericht klingt wenig glaubwürdig — ausgerufen haben: „Ich sage, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! er muß so handeln! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Szepter verlieren. — Mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der Franzosenkaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war. Ich will ums Brot singen! ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen. Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied

auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf und euch von dem euren heruntersingen."

Doch selbst wenn diese nicht sehr Goethischen Worte wirklich in einer hocherregten Stunde gesprochen wurden, sie galten doch zunächst und zumeist dem Verlust des kleinstaatlichen Vaterlandes. War dieses nicht mehr bedroht, so konnte sich Goethe beruhigen, wie sich viele Fürsten und Minister, wie sich Millionen deutscher Männer in den Rheinbundstaaten beruhigt hatten.

Und woher sollte bei ihm jener tödliche Haß gegen die Franzosen kommen, der bei den Söhnen und Enkeln der von 1806 bis 1813 mißhandelten und geplünderten Preußen noch 1870 nicht ganz erloschen war? Mit Ausnahme der einen ungemütlichen Nacht des 14. Oktober 1806 nach der Schlacht bei Jena hatte Goethe persönlich unter der Raubsucht der französischen Eroberer nicht zu leiden gehabt; er gehörte auch in dieser Hinsicht zu den Regierenden, nicht zu den „Achivern", die die Schuld der Könige büßen müssen. Und endlich trifft zu, was er über sein Verhältnis zu den Befreiungskriegen als Achtzigjähriger zu Eckermann gesagt hat: „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die erste Sechzig hinaus war."

In demselben Gespräch fielen die berühmten Worte über das innerste Wesen seiner Poesie:

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen, das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. — Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!"

Goethe war in dem Jahrhundert aufgewachsen, wo der Gedanke eines über den Vaterländern stehenden Weltbürgertums die Herzen der Besten erfüllte, lebendiger als irgendwo sonst die Herzen der Deutschen, denn welches andere Vaterland zum Stolzdraufsein als die „Welt" bot ihnen das lächerliche Gebilde, das sich Deutsches Reich nannte und nicht einmal mächtig genug war, gewalttätigen Landraub eines frechen Nachbarn zu rächen. Bei aller Teilwahrheit, die in Goethes Worten kurz vor der letzten tödlichen Krankheit liegt, welcher andere Dichter als ein deutscher könnte sie ausgesprochen haben: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine Provinz und an

kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.“ — Preußen oder Sachsen! als ob sich's um solche Unterschiede handelte! Doch Goethe wußte natürlich wie wir alle, daß selbst die erhabenste Kunst, ja gerade sie, nicht vaterlandslos ist, daß zu ihrer Größe das Ausatmen des besonderen Volksgeistes im Künstler durch das Kunstwerk gehört, und daß er selbst, Goethe, in diesem Sinne ein durchaus vaterländischer Dichter zu nennen war. Bleiben wir dessen stets eingedenk, so können wir Goethes Ausspruch gelten lassen: „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft“, um so mehr, als patriotisch und vaterländisch nicht genau das gleiche sind.

Ganz ohne Eindruck ist auf Goethe übrigens die gewaltige Volkserhebung von 1813 doch nicht geblieben. Es gab in dem Meer dieser Seele einen verborgenen Unterstrom, den die Außenwelt nicht gewahrte. Der gewissenhafte Jenaer Geschichtsprofessor Luden hat uns aus einem langen bewegten Gespräch im November 1813 über die deutschen Dinge Worte Goethes aufbewahrt, an die wir uns halten wollen, wenn uns andere, meist zusammenhangslose Aussprüche schmerzen:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland! Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt.“

Von noch greifbarerer Gegenwärtigkeit erfüllt sind die Seherworte, die er mit fast 80 Jahren zu Eckermann über Deutschlands Zukunft gesprochen hat:

„Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von den Grenzbeamten eines großen Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten, als der Paß eines ‚Ausländers'. Es sei vom Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähn-

lichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag. Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volks gereiche, so ist man im Irrtum" (23. Oktober 1828).



Detlev von Liliencron

Wir haben zwei Selbstbiographien des Dichters. Die eine lautet: „Geboren in Kiel, den 3. Juni 1844. Wurde preußischer Offizier. Machte die Kriege 1866 und 1870/71 mit."

Die zweite ist mitteilsamer:

„Meine Knabenjahre sind einsam gegangen. Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur ‚Geschichte' hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, die ‚Schleifmühle des Kopfes', die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Tür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht. Meine Untätigkeit brachte mir die entsprechenden Früchte. Nachhilfestunden waren die Folge. Aber nun war ich frei und lief in den Garten, ins Holz, in die Felder und überließ mich meinen Träumereien. Früh bin ich ein Jäger geworden. Mit Hund und Gewehr allein durch die Heide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein. Weidmannsheil!

Ich wollte von Kindheit an Soldat werden. In Dänemark war dies zu jener Zeit als Schleswig-Holsteiner nicht möglich. Ich ging deshalb nach Preußen. Während meiner aktiven Soldatenzeit hatte ich das Glück, viel hin und her geworfen zu werden. Ich besuchte sieben Provinzen und siebzehn Garnisonen. Dadurch lernte ich Land und Leute kennen. 1864 bis 65 war ich am Schlusse der letzten Erhebung in Polen. Dann folgten der österreichische und französische Krieg. In beiden Feldzügen wurde ich verwundet. O du Leutnantszeit! Mit deiner fröhlichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit den vielen herrlichen Freunden und Kameraden, mit all deinen Rosentagen; mit deinem bis aufs schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht.

Später wurde ich in meinem Heimatlande, das ich zwanzig Jahre nur vorübergehend gesehen hatte, königlicher Verwaltungsbeamter. Seit längerer Zeit habe ich den Abschied genommen, um mich ganz meinen schriftstellerischen Arbeiten hingeben zu können.

Erst in der Mitte meiner dreißiger Jahre schrieb ich, durch einen Zufall veranlaßt, mein erstes Gedicht. Glücklich schätze ich mich, von jeher vornehme, gute Musik gewohnt zu sein. Unsere fünf Liederkönige: Karl Löwe, Franz Schubert, Robert Schumann, Johannes Brahms und Robert Franz bleiben mir stete Weggenossen. Wie viel des Dankes bin ich ihnen schuldig!

Geboren bin ich zu Kiel am 3. Juni 1844. Meine Geschwister haben früh die Händchen in ihren Särgen falten müssen. Meine verstorbene Mutter Adeline Sylvestra geb. von Harten fand ihre Wiege in Philadelphia. Dort stand mein Großvater als amerikanischer General. Er war, wenn auch über die Hälfte an Lebensjahren jünger, einer der letzten, innigeren Freunde des großen Washington."

Wenn also dieser Dichter sein Leben in zwei Zeilen erzählen mußte, so kamen anderthalb auf sein Kämpfertum. Es wird nicht allzuviele aktive Offiziere — von den Gamaschenknöpfen abgesehen — geben, denen dieser Lebensbericht so selbstverständlich war, wie unserem Liliencron. Sein Herz hat für den Soldatenberuf mit einer Treue geschlagen, wie es nur dem Idealismus eines deutschen Dichters möglich ist. Seit einem Menschenalter stand er nicht mehr im Dienst der Waffen, sondern in dem der Musen; trotzdem heißt es noch im „Poggfred“: „Ja immer ist mir noch ‚lex mihi Mars‘ bedeutend lieber als ‚lex mihi Ars‘.“ Auf dem Schlachtfeld, wenn auch nur bei einem friedlichen Besuch, hat er sich die Todeskrankheit geholt; Schlachtphantasien umspannen den Sterbenden. Auf seinen Wunsch wurde er unter dem Klang alter Schlachtenmärsche ins Grab gesenkt. —

In der zweiten Selbstbiographie tauchen noch einige andere Töne auf: er ist Jäger und ist es als leidenschaftlicher Freund der Natur, mit der er von Kind an aufs innigste verwachsen ist. Er liebt Geschichte in der Form des Schmökerns in alten Chroniken. Er liebt die vornehmste Form der Hausmusik. —

Man höre auch aus der „Schnecke“ in „Marsch und Geest“ eine Stelle: „Wenn's der Himmel ist, der uns nach dem Tode aufnimmt, dann müßte ich dort vor allen Dingen Begegnungen haben: zuerst würde ich Caesar und meine Lieblingsdichter aufsuchen, Alcibiades, die Religionsstifter, den Großen Kurfürsten, Friedrich den Großen, Napoleon, Beethoven, Schumann, Iwan den Schrecklichen, den Apostel Paulus, Väterchen (Attila), Kaiser Heinrich den Sechsten, Voltaire, Hannibal, Frans Hals, Shakespeare, Blücher und wen alles noch. Gäben Alexander der Große und Gustav Adolf bei mir ihre Karten ab, wäre ich nicht zu Hause. Die beiden liebe ich nicht. Vor allem aber stürmte ich in jene Himmelsecke, wo die Merowinger sitzen. Das ist mir das weitaus interessanteste Geschlecht der Weltgeschichte, die Damen sowohl wie die Häuptlinge. Das waren doch Vollmenschen. — Im Himmel müßte ich zuweilen auch einen Krieg, eine Schlacht mitmachen können. Das stärkt die Nerven und bringt Appetit. Dann auch müßten mir Jagdgründe dort zu Gebote stehen, und nach der Jagd muß ich Erbsensuppe haben, und darauf gute Zigarren, behaglichen Kamin, Vorsingenlassen Schumannscher und Hugo Wolfscher Lieder.“

Und neben dem Wunsche fürs Jenseits stehe die Sehnsucht dieses Lebens, wie sie das Gedicht „Cincinnatus“ ausspricht:

Frei will ich sein.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhlich Herz und das ist genug.
Und schleichen die Wünsche wie schmeichelnde Panther,
Tobt einer im Blut mir, ein höllengesandter,
Daß ich Ruhe nicht finde bei Tag und Nacht,
Daß ich ganz wirr bin und überwacht,
Daß mir die Wangen einfallen und bleichen,
Und kann doch und kann doch den Wunsch nicht erreichen:
Ich schluck' ihn zu den begrabnen andern,
Fein still, und es säumt schon das rastlose Wandern.
Das Wort klingt herb und hat traurigen Mund,
Und tröstet mich doch und macht mich gesund.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein. . . . .

Mich schaudert vor Joch und Fessel und Druck,
Vor des Dienstes grauem Bedientenschmuck,
Vor des Dienstes Sklavenarbeiten,
Vor seinen Rücksichtslosigkeiten.
Ich beuge den Menschen nicht meinen Nacken,
Und lasse sie nicht an den Kragen mir packen. . . . .



Doch ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr,
Ich entstürze dem Haus mit gesträubtem Haar,
Bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt,
Bis wieder die Streitaxt am Nagel hängt.
Muß das Vaterland drangvoll die Sturmflaggen hissen,
Ho heida! die Klinge der Scheiden entrissen.
Und droht es von Osten und dräut es von West,
Wir schlachten den Bären, den Hahn uns zum Fest.
Fällt neidisch uns an auch die ganze Welt,
Sie lernt uns schon kennen, der Angriff zerspellt.
Und der Friede strahlt auf, von Sonnen gezogen,
Der Taifun erstarb in sanft plätschernde Wogen,
Der Ackersmann sät, und der alte Verkehr
Findet versperrte Straßen nicht mehr.

Dann stemm' ich die Spitze von meinem Schwert
Fest auf den häuslichen Feuerherd,
Umfasse den Griff mit der einen Hand
Und trockne das Blut von Rill und Rand,
Und schleif es, gewärtig zu neuem Tanz,
Doch heute bedeckt es ein Eichenkranz.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein!" —

* * *

So! Jetzt hat uns, glaube ich, der Mann so viel von sich gesagt, daß wir seine Art kennen. Liliencron ist der Urtypus des deutschen Landedelmannes, in jener schönsten Form, wo er der gerade Nachfahr der alten deutschen Hofbesitzer ist, von denen bereits Tacitus berichtet, daß sie wie kleine Könige auf ihrem Eigen hausten. Bauer und Herr in einer Person; Natur und Kultur in innigstem Bunde. Tagsüber in Wasserstiefeln auf dem Felde, der erste Verwalter seines Ackers; abends im Salon. Noch fehlen einige Striche. Es soll nicht Landedelmann, sondern Landbaron heißen. Aus dem Worte Baron klingt uns ein Unterton von Lebenskünstler, wenigstens Lebensgenießer mit. Die elegante Welt schaut mit herein. Aber bei diesem Baron fehlt alles blaublütig Ablehnende und alles Blasierte. Entstammte des Dichters Mutter dem amerikanischen Bürgertum, so hatte sein Großvater väterlicherseits auf königlichen Befehl eine Leibeigene heiraten müssen. Ein derartiger Königsbefehl ist nicht aus alltäglichen Ursachen erfolgt; jene Leibeigene wird kein gewöhnliches Weib gewesen sein. Ich denke mir sie als Verkörperung der Scholle, voll Urgesundheit und herrlicher Triebkraft. Im Blut des Enkels hat dieses Vermögen eines Lebensgenusses gelegen, der ganz der Stunde lebt und die Stunde voll genießt, unbekümmert um das Vor- und Nachher. Das kann der reine Kulturmensch nie, der dazu viel zu sehr „erzogen", viel zu gebildet ist. Das ist das Glück des Naturmenschen, dem jenes Urnaive des Handelns eigen ist wie den Menschen in Shakespeares Jugenddramen: frei von aller Reflexion. Der eigenartigste Reiz der Erscheinung Liliencrons, das was uns immer wieder fesselt an ihm, liegt in dieser Mischung von Urnatur und Kultur. „Ausleben Mensch! Ausleben, ungemessen! Doch sollst du nie den Lebensernst vergessen."

Wie ist dieser Mann zum Dichter geworden?

Dichter werden geboren, ich weiß es. Aber Liliencron stand nach eigenem Bekenntnis in der Mitte der dreißiger Jahre, als er, „durch einen Zufall veranlaßt", sein erstes Gedicht schrieb. Die Literaturgeschichte dürfte wenig Seitenstücke zu diesem Fall aufweisen. Ich glaube doch, es war die Sehnsucht, die auch diesen Dichter werden ließ, die das Dichtertum, das von Anfang an in ihm schlummerte, aufweckte, als es dem Menschen die Erlösung bringen mußte. Die Erlösung von sich selbst.

Wie der Mann war, haben wir erfahren, aber die ganze reale Welt, die er zum Ausleben seiner Art gebraucht hätte, war ihm versagt. Liliencron war arm. Ich weiß nicht,

warum er als Hauptmann seinen Abschied genommen hat; jedenfalls begann damit für ihn zunächst ein elendes Leben. Damals hat er sich durch Klavierstunden durchzuschlagen versucht. Später ist er ja Beamter geworden. Aber man lese nochmals seinen „Cincinnatus“ und man wird begreifen, daß er bald wieder seinen Abschied nahm. Den Soldatenberuf, an dem sein Herz hing, hatte er aufgegeben; der Gutsherr, der in ihm lebte, der nach Betätigung schrie, hatte kein Gut. Der Mann, für dessen Art der Reichtum Natur war, der niemals Sklave hätte werden können des Besitzes, sondern künstlerisch feiner Vergeuder, wirklicher Genießer desselben im edelsten Sinne des Wortes von Natur aus gewesen wäre, war zu einem Zigeunerdasein verurteilt mit all den verletzenden Erbärmlichkeiten der Geldnot.

Da bricht in dem Mann der Dichter durch und schafft sich die Welt, in der er nach seiner Natur leben mußte. Sein letztes Buch ist der biographische Roman „Leben und Lüge“. Der Titel hat zunächst als eine Übertrumpfung des Goethischen „Dichtung und Wahrheit“ etwas Verletzendes. Aber dieses Gefühl verschwindet, je weiter wir das Buch kennen lernen. Der Kai von Vorbrügge dieses Buches ist der Mann, der Liliencron sein wollte, der er gewesen wäre, wenn die äußeren Umstände es erlaubt hätten. Aber auch dieser Kai hat die große Sehnsucht. Die hat ihm der Dichter mitgegeben, weil er sie in sich selbst so stark trug, trotzdem sie bei Kai von der Außenwelt her nicht so viel Nahrung zugeführt erhält, wie es beim Dichter der Fall war. Aber das muß doch in Liliencrons Geiste zur Weltanschauung geworden sein, daß der Planet hier unten nur einen vorübergehenden Aufenthaltsort für uns abgibt, daß wir in uns die Erinnerung an das Leben auf einem anderen Stern tragen. Jene Welt ist die, in der unser Wesen seiner Wahrheit gemäß sich entfalten und betätigen konnte. Die Welt hier drunten mit all ihren Verstellungen aber ist die Lüge. Stammst du aber so vom Stern Aldebaran her und bist du ein Dichter, so schwinge dich doch dort hinauf, und das Leben deiner Träume ist Wahrheit.

So ist die wundersame Tatsache geworden, daß jenes Dichten in der deutschen Literatur, das der wahrste Ausdruck ist eines beglückenden Reichtums im Besitz an Gut und Geld, des schönsten Genießens der durch den Reichtum zu erschließenden Lebensgüter, von einem Manne stammt, der diese Lebensgüter nie sein eigen nannte, der um seiner Gedichte willen einen sogenannten Ehrensold erhielt, wo der klangvolle Name doch nie ganz das für eine solche Natur Beschämende des Empfangens einer Unterstützung verdecken kann.

Denn solch ein Mann wird niemals Dichter aus Beruf. Das ist ja im letzten Grunde überhaupt unmöglich, wenn wir „Beruf“ so verstehen, wie es der Sprachgebrauch heute zumeist anwendet, also als eigentliche Lebensbeschäftigung. Aber es gibt ein Dichtertum, das den Mann, in dem es liegt, zur Mitteilung zwingt, zur Mitteilung an die Welt. Für diesen Mann ist das Dichten seine Art der Lebensbetätigung, des Mitwirkens am großen Weltganzen. Das sind jene Dichter, von denen wir sagen, daß sie Führer ihres Volkes sind. Ein solcher ist Liliencron nie gewesen. Der echte Liliencron hat nur für sich gedichtet. Er hat sich die Welt gedichtet, die er brauchte, um leben zu können. Von dem, was er in dieser Welt sah, berichtet er. Die Freude am eigenen Leben, ja am eigenen Erleben, gibt ihm seine Verse ein. Hier liegt Größe und Grenze des Liliencronschen Dichtens.

Liliencron trug nie in sich den Zwang zur Literatur. Es war für ihn niemals heilige Notwendigkeit, sich der Welt als Dichter mitzuteilen, an dieser Welt durch seine Dichtung mitzuschaffen. Wenn das erste Gedicht erst dem reifen Mann aus Zufall entstand, so sind die fünfzehn Bände seiner Werke zumeist entstanden, weil er nun einmal Dichter im Lebensstand geworden war. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Liliencron hat zwar viel um das tägliche Brot geschrieben. Aber wenn man das wegstreicht aus den Werken, wenn man nur das darin stehen läßt, was er nach seiner jeweiligen Überzeugung aus innerstem Drang geschrieben hat, so bleibt doch noch eine lange Reihe von Bänden bestehen. Nicht so also sollen die obigen Ausführungen verstanden werden, daß ihm das Dichten ein Handwerk gewesen sei, daß die heilige Flamme echter

Kunstbegeisterung nicht in ihm gelobt hätte. Aber des bin ich sicher: wäre Liliencron wirklich der Gutsbesitzer und der reiche Mann gewesen, als der er in seinen Gedichten vor uns steht, so würde vielleicht jetzt nach seinem Tode ein Nachforscher seiner Papiere ein kleines Bändchen von Gedichten und Kriegsskizzen zusammenstellen können. Mehr nicht. Und dabei hätte er nicht weniger gedichtet; er hätte es nur nicht aufgeschrieben. Dann wären seine Phantasieflüge durch die Welt, sein kostbares Schwelgen in Erinnerungen beim Glase Wein in fröhlichem Freundeskreise als trunkene Worte dahingerauscht; dann hätte er nur als einsamer Heidegänger die Schönheit der Natur in sich hineingetrunken, oder ein Freund, der ihm zur Seite ging, hätte staunend aufhorchen müssen, wenn sein Begleiter für alltägliche Eindrücke der Natur draußen die Worte zu einem etwas fremdartigen Bilde gesetzt hätte. Oder daheim am Herd, wenn die Abendmusik verklungen war, hätte er wohl Weib und Kind eine Geschichte aus einer alten Chronik erzählt. Liliencron ist nicht einmal in dem Sinne Lyriker, daß sich ihm ausgesprochene Lieder aus dem Herzen herausdrängten, daß er hätte singen müssen wie der Vogel singt, weil er nicht anders kann. Auch jetzt sind dieser Gedichte in seinen Werken nur wenige.

Ein Glück für uns, daß das äußere Leben dem Manne nicht den Rahmen gegeben hat, für den die Natur sein Bild bestimmt hatte. Ein Glück für uns, daß ihn so die Sehnsucht zwang, sich seine Welt als Luftschloß auszubauen. Ein Glück für uns, daß die gütige Fee ihm in die Wiege eine solche Gewalt der Sprache und ein so feines Gehör für Rhythmus und Wortmelodie gelegt hatte, daß ihm selber das Verseschreiben zur Freude werden konnte.

Ich halte es immer für eine große Ungerechtigkeit, einem Menschen, dem wir nichts gegeben haben, vorzurechnen, was er uns schuldig geblieben ist. Denn er hat ja keine Schulden bei uns. Und so lasse ich mich durch alles das nicht stören, was bei Liliencron bloß Literatur ist. Aber wir wollen uns klar darüber sein, daß alles das, was bei ihm unter diesen Begriff Literatur gehört, seinem eigentlichen Wesen fremd war. Das ist in ihn hineingetragen worden. Er war ein Mann von außerordentlicher Aufnahmefähigkeit; ein Mann, der nicht aus einer inneren, in ihn versenkten Welt herausgab, sondern der von dem erzählte, was er um sich sah. Und so hat sein Umgang mit Literaten ihn dahin geführt, von diesen viel anzunehmen, was bei jenen vielleicht Natur war, seinem Wesen aber fremd blieb. Dahin gehört alles Gejammer und Geschimpfe in seinen Gedichten über den deutschen Dichterberuf. Dahin gehört der große Teil seiner Prosa, von den Kriegsnovellen und dem letzten Roman „Leben und Lüge" abgesehen. In allen anderen Prosawerken sind es nur die Inseln von Stimmungsbildern oder kleinen Erlebnissen, also verkappte Lyrik, in der der Dichter Liliencron sich natürlich ausspricht.

Er hat sich auch als Literaturmensch immer unbehaglich gefühlt. Dann freilich blieb er bis ans Ende frisch genug in Geist und Blut, um in keckem Husarenritt den ganzen Literaturwall zu durchstürmen. Und dann brach aus seinem Herzen ein echter Dichterschrei:

O wär es doch! Hinaus in dunkle Wälder,
In denen die Novemberwetter fegen.
Der Keiler kracht, Schaum flockt ihm vom Gebreche,
Aus schwarzem Tannenharnisch mir entgegen.
O wär' es doch!

O wär' es doch! Im Raubschiff der Korsaren,
Vorn halt' ich Wache durch die Abendwellen.
Klar zum Gefecht, die Enterhaken schielen,
Und lauernd kauern meine Mordgesellen.
O wär' es doch!

O wär' es doch! Ich säß auf nassem Gaule,
In meiner Rechten schwäng' ich hoch die Fahne,
Daß ich, buhlt auch die Kugel schon im Herzen,
Dem Vaterlande Siegesgassen bahne.
O wär es doch!

O wär' es doch! Denn den Philisterseelen,
Den kleinen, engen bin ich satt zu singen.
Zum Himmel steuert jubelnd auf die Lerche,
Den Dichter mag die tiefste Gruft verschlingen.
O wär' es doch!

Die Forderung: „wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn", ist bei Liliencron unschwer zu erfüllen. Nach literarischen Zusammenhängen braucht man nicht viel

zu forschen. Er hat natürlich den Segen empfunden, Mitglied eines großen Literaturvolkes zu sein. Aber er kommt nicht von der Literatur her. So lange er Soldat war, wird er nicht allzuviel gelesen haben. Als er zu dichten begann, war er ein reifer Mann, der seine eigene Art zu sehen hatte. Aber auch der Psychologe braucht sich nicht sehr zu bemühen. Liliencron ist keine komplizierte Natur, und darum ist ihm auch Welt und Leben nie kompliziert erschienen. Die politischen und sozialen Probleme der Gegenwart, religiöse Fragen haben ihn nie sehr gequält. In der Hinsicht war er eine konservative Natur: Treue zu Vaterland und Kaiser, Treue auch dem Herrgott und für den Nächsten ein liebevolles Herz. Sein Stoßgebet ist kurz:

> Daß ich ein guter, edler Mensch werde,
> Daß ich dem Nachbar helfe, wo ich kann,
> Daß ich ein frisches Herz behalte,
> Ein fröhliches.
> Trotz allem Drang und Druck der Erde.

Ein frisches Herz hat er behalten. Er ist von wundervoller Naivität gegenüber Welt und Menschen. Wohl spielt das Denken an den Tod eine große Rolle in seiner Dichtung, und dunkler gefärbte Erwägungen, wie die folgende, sind nicht selten:

> Was hab' ich denn gehabt, was hat das volle Leben
> Mir Köstliches gebracht, mir Fröhliches gegeben:
> Wenn kurze Stunden auch, ich hab' sie nicht verpaßt,
> Dann hing vor meiner Tür die Freudenfahn' am Mast.
> Der Tag der großen Schlacht, das kleinste der Gefechte,
> Gewiß von jedem Sport der erste und der echte:
> Im Sattel, heiß, umqualmt, umjauchzt von meinen Mannen,
> So männliches Gefühl kann mehr den Nerv nicht spannen.
>
> Mit Hund und mit Gewehr stirnhoch durch Busch und Heiden,
> Ging den Weg ich entlang, vergaß ich alle Leiden.
> Getrunken hab' ich gern, wie konnt' ich selig werden,
> Sah jeden Lumpenkerl als Engel an auf Erden.
> Und manche süße Nacht, hat's auch der Pfaff verboten,
> War ich ummascht, umstrickt von weißen Liebesknoten.
>
> Sonst, aufrichtig gesagt, hab' selten ich gefunden,
> Daß sanft der Kreis sich dreht der vierundzwanzig Stunden.
> Den Menschen frißt der Mensch; ein Widerspruch das Ganze. . . .

Aber er quält sich nicht damit ab, den Widerspruch zu lösen, sondern behält für sich die Losung: Kopf hoch! durch! und „genieße die Stunde!" Das wirkt bei ihm nur ganz selten — dort wo es Literatur ist — frivol, nicht einmal leichtsinnig, sondern männlich, soldatisch.

Auch jene Philologie wird bei Liliencron nicht viel zu tun haben, die den „Gelegenheiten" der Dichtung nachspürt. „Hand weg von meinem Leben!" hat er mit Recht gesagt. Inwieweit seine Dichtung mit seinem Leben zusammenhängt, steht alles in seinen Gedichten deutlich zu lesen.

Hier stellt sich in einem Worte die Charakteristik für Liliencrons Dichterart ein: er ist Impressionist. Er gibt Eindrücke wieder: die Natur gesehen durch sein Temperament. Der Umfang dieser Eindrücke ist rasch umschrieben: sein Erleben im Kriege; das Liebesleben des Mannes; die Natur des Jägers und „Gutsbesitzers"; die aus dem Teich der Chroniken gefischten Karpfen (das Bild aus „Poggfred" ist nicht eben schön, aber bezeichnend). Dazu kommen die Ausflüge auf den Aldebaran, die sich aber meist ebensogut „viere lang, zum Empfang, vorne Jean, Elegant!" hätten abmachen lassen, wenn ihm Fortunatus seinen Geldsack geborgt hätte.

Ein solcher Dichter muß das Reifste und Reinste aus dem Umgang mit der Natur gewinnen. In der Art, wie er diese sieht, zeigt sich die Kraft seines Auges, offenbart sich auch der



Charakter seiner Phantasie. So will denn auch ich nichts Kritisches sagen, sondern mit dem Leser in dem bunten Bilderbuche herumblättern, das ich mir aus des Dichters Gedichtbänden („Kampf und Spiele“, „Kämpfe und Ziele“, „Nebel und Sonne“, „Bunte Beute“ und „Poggfred“) zusammengestellt habe.

„In der Fensterluken schmale Ritzen klemmt der Morgen seine Fingerspitzen,“ da treibt es ihn schon hinaus „in die kühle Dämmerung“:

Schon läßt das Zwielicht einzelnes erkennen:
An jedem Grashalm wuchtet dicker Tau,
Auf Wiesen wellt der Nebel, und im Nebel
Mault mit geklemmtem Schwanz ein feister Schimmel,
Der sich frostmüde nach dem Stalle wünscht.
Nun treten bunte Farben aus dem Grau:
Ein rotes Tulpenbeet in einem Garten,
Das erste zarte, helle Grün der Linden,
Des übervollen Faulbaums weiße Trauben,
Die gelbe Butterblume an den Gräben,
Und stahlblau, eisig starr ein kleiner Teich.“

„Die blasse Morgenröte schweigt empor und sendet ihre frostigen Grüße her.“ — „Der Morgen saugt die Nacht in seine Lungen.“ Jetzt „bröckelt vom Tage weg das erste Stück, die Schwalbe schwang sich schon vom Balken ab“. —

Schon zwitscherten, doch klang es noch aus Träumen,
Vereinzelt Vogelstimmen, und es brach
Wie flüsternd durch die kahlen, schwarzen Äste
Ein kurzer kühler Windstoß, der, ein Läufer,
Den Sonnenaufgang eilig pflegt zu künden.

Nun ist die Sonne da:

Im starkbetauten Netze flickt die Spinne,
Und hundert Lerchen, mit gespreizten Schwänzchen,
Entschütteln ihren Flügeln Nacht und Reif,
Der kecken Trillerkehlchen Tirili
Dem frischen Wandrer um die Mütze schmetternd.

So „friedet der Sommermorgen keusch vor mir“ — nicht lange, und „stumm wie ein mönchverlass'ner Klostergang Liegt rings um uns des Morgens heilige Stille“.

Es wächst der Sommertag. „Das Land lag wie aus Glas gesponnen um mich, so rein, so klardurchsichtig war die Luft.“ — „Ich lag im Gras und über mir im Blauen zog wie die Seligkeit ein Sommerwölkchen“ — „ein weißes Wölkchen kriecht, hoch, hoch im Blauen“. — „Es flammt der Horizont des heißen Tages. Der Schmetterlinge Flügelschlag ist hörbar, so still ruht Baum und Blatt im Sonnenschein. Auf fernem Steig klingt schwach des Gärtners Harke.“ — „Auch hier ein Sommertag an diesem Strande, wo alles schwirrt und flirrt und flitzt und fliegt; vor Freude flimmert selbst der Stein im Sande.“ Sommermittagszauber:

„Versteckenspielen Einsamkeit und Stille.
Leckt sich ein Ungeheuer irgendwo
Die Vorderpfoten, ungestört im Winkel?
Ein Ungeheuer, das die Burg bewacht?“

„An ferne Berge schlug die Donnerkeulen ein rasch verrauschtes Nachmittagsgewitter.“ — „Zu Ende geht ein weicher Tag, und vor der letzten Sonne liegt die große, dicke Wolke fast, als hätte sie sich eingewiegt.“ — Dann „zögert die Sonne aus der Welt“, und „taucht die heiße Stirn abkühlend in die kalte Welle ein“. — „Die Dämmerung betastet kaum die Flur“, dann „knüpft sie ihre Maschen dichter“.

Der Abend sinkt. Die Frösche quaken leise.
Im Birkenhain sinnt ein versteckter Platz.
Zu Neste fliegt die letzte kleine Meise,
Noch schwingt der dünne Stiel des Weidenblatts.

Und schwärzer drängen sich die Schattenkreise;
Wer wartet da im Busch auf seinen Schatz?
Es schiebt der Mond sich durch die weißen Stämme
Und macht sich schmal, als säß er in der Klemme.

Jetzt „schleicht die Sommernacht auf Katzenpfoten“ in die Welt „und küßt auf ihrer Runde den letzten Erdenschmerz von mancher Wunde“.

„O sieh die Nacht, die wundervolle,
In ferne Länder zog der Tag,
Der Birke Zischellaub verstummte,
Sie horcht dem Nachtigallenschlag.

*

Die Sommernacht stummt überall,
Nur eine einzige Nachtigall
Klagt sehnsuchtsvoll ihr Lieben.

*

Es schlief die ganze Erde ein,
Der Wind nur in den Hecken
Spielt Haschen und Verstecken.

„Schläft nun die Sommernacht ruhig wie ein Kind,“ so „ordnet sich am Himmel der Sterne Strauß“. — „Ein träges Wölkchen harkt sich Sterne“. Da „stahl der Mond sich eben um die Bäume“; er „schiebt sich verschämt durch Holzgehänge“ und „schielt wie eine dicke Tombakuhr aus ganz zerrissener Wattenwolkenveste“.

Der Mond muß überhaupt viel herhalten: einmal „hängt er, wie 'ne alte Stallaterne ein wenig hoch im Viehstall angebracht“. Der „neue Mond schiebt wie ein Komma sich“ zwischen zwei dunkle Massen. Ein anderes Mal aber „schwimmt die Mondessichel in weicher Pracht vorbei an Sternenklüften“. Das war in einer schwülen Nacht, wo „die Wipfeln tuscheln, wie ein trüber Traum“.

* * *

So sehr der Dichter die Natur als befriedende Macht liebt, fehlt ihm auch das Auge nicht für die Pracht des Sturmes, für die Schönheit, die in ihrem Sterben liegt.

„Aus des Pappelbaums Flaus sprang schon ein gelbes Knöpfchen ab“ — „warte nur, bald nimmt der Herbst die Schere und schneidet sich die Blätter von den Zweigen, dann ängstet in den Wäldern eine Leere“.

Der Herbst ist da:

Astern blühen schon im Garten,
Schwächer trifft der Sonnenpfeil
Blumen, die den Tod erwarten
Durch des Frostes Henkerbeil.

Brauner dunkelt längst die Heide,
Blätter zittern durch die Luft,
Und es liegen Wald und Weide
Unbewegt im blauen Duft.

Pfirsich an der Gartenmauer,
Kranich auf der Winterflucht.
Herbstes Freuden, Herbstes Trauer,
Welke Rosen, reife Frucht.

Jetzt „preßt der Sturm trotzig an die Fensterscheiben die rauhe Stirn; tiefschwarze Wolken treiben, die Fetzen einer Riesentrauerfahne, und schnell, wie Bilder ziehn im Fieberwahne“. — Kommst du jetzt hinaus, so „knallt dir der Sturm die Peitschen um die Wangen“. — „Der Regen gießt in Tonnen aus und hält gewaltige Wäsche.“ — „Ein dürftig Birnbäumchen stemmt sich nur mit aller Macht dem bösen Wind entgegen. Des umgekappten Regenschirms Figur, streckt es die Ärmchen aus wie strittige Degen“. Drei einsame Pappeln aber am Wege „bewachen im Sturmgefege wie Ruten Gottes unsern Pfad“.

Dann „drückt den Wald das erste Winterweh“. — „Windesstarre, Blätterschweigen hängt wie Sargtuch an den Zweigen“. —

Ein Dezembertag verkroch sich todstill
In den Sarg der Nacht, den großen, dunklen.
Wie vergilbte Regenbogenfarben
Liegen helle Streifen noch im Westen,
Langgestreckte, schmelzend, schon verwischte.
Drei, vier Kiefern, so weit auseinander,
Daß sie grad den Arm sich reichen können,
Mit den Fingerspitzen sich berühren,
Trennen scharf sich ab vom blassen Himmel.
Über ihnen steht die milde Venus.
Zwischen Stern und Bäumen ziehen ostwärts
Flügelschwere, müde Krähenschwärme.
Überschwemmte, eiserstarrte Felder
Spiegeln fern des Lichtes letzten Schein.

Jetzt „hat des Winters weißer Tod sein Hemd zum Bleichen übers Feld gelegt“ und „eine rettungslose Stille droht mit halber Wimper, lauernd, unbewegt“. —

Wunderbar ist es, wenn der Dichter in rasch hingesetzten Farben eine Studie vor der Natur malt, die so sicher alles Wesentliche trifft, daß fertige Bilder entstehen. Die zwei ersten der Heidebilder mögen dessen als Beispiel dienen.

Tiefeinsamkeit spannt weit die schönen Flügel,
Weit über stille Felder aus.
Wie ferne Küsten grenzen graue Hügel,
Sie schützen vor dem Menschengraus.

Im Frühling fliegt in mitternächtiger Stunde
Die Wildgans hoch in raschem Flug.
Das alte Gaukelspiel: in weiter Runde
Hör' ich Gesang im Wolkenzug.

Verschlafen sinkt der Mond in schwarze Gründe,
Beglänzt noch einmal Schilf und Rohr.
Gelangweilt ob so mancher holden Sünde,
Verläßt er Garten, Wald und Moor.

*

Die Mittagsonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig dunklem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.

Und sieht man nicht das Plätzchen, das er der Geliebten zum Stelldichein schildert:

An jenem Ort steht eine alte Weide,
Vor Neid und Sonne [unsre Schützerin.
Da ist es still, und überall die Heide,
Am Ginster zittert die Libelle hin.

Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände,
Ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd,
Da stützt Natur die Stirne in die Hände
Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd.

* * *

In diesem innigen Zusammenleben mit der Natur liegt für mein Gefühl das Wertvollste und Dauerndste von Liliencrons dichterischem Schaffen. Damit hängen nämlich auch jene Liebeslieder zusammen, die er, um Walter von der Vogelweides Ausdruck zu brauchen, der „niederen Minne“ verdankte. Damit meinte der Sänger des Mittelalters die Liebe zu Mädchen aus dem Volke, die der Lebensdrang dem Manne in die Arme treibt, die von diesem nichts verlangen, als liebesselige Stunden und glücklich sind, ihm ihr Herz schenken zu dürfen.

„Zwischen Roggenfeld und Hecken]
Führt ein schmaler Gang.
Süßes, seliges Verstecken;
Einen Sommer lang.“

Wunderbar vergolden sich in des Dichters Erinnerung diese Erlebnisse; ein Glücksgefühl zittert in ihm nach; nichts von Reue, höchstens, wenn er solch einem Kind beim Abschied weh getan; sonst ist die Rechnung glatt aufgegangen im wechselseitigen Beglücken: „Und ich seh' noch heut' ihr dunkles Auge in die Sterne leuchten“. Wer will als Moralist mit ihm rechten?

„Nun hab' ich's satt. Was ihr mich quält!
Ich habe mir die Stoffe gewählt,
Die mir gefallen, ich schrieb mir vom Herzen
Jubel und Jauchzen, Leid und Schmerzen.
Ich zitterte in Himmelsluft,
Sank ich der Liebsten an die Brust.
Und hatt' ich eine Gunst genossen,
Ist Tinte alsbald meiner Feder entflossen.
Da fragt' ich nicht lange, was gefällt,
Was kümmert und schiert mich die übrige Welt.
Dann leuchtet's in mir, und bin ich allein,
Weiß ich vor Freude nicht aus noch ein,
Ich singe, ich tanze, ich muß wen umarmen."

Freilich stehen gerade auf dem Gebiete in den Werken des Dichters neben den duftenden Feldblumen viele papierene „Literatur"-blüten. Aber andererseits wollen wir nicht vergessen, daß er auch die Verse schrieb:

„Höchstes Glück im Leben ist ein froh Umherde,
Ist Familienglück, ist eine liebe Hausfrau,
Eine süße, kleine Erna in der Wiege.
Dann laß stürmen, was es draußen nur mag stürmen,
Immer eine treue Brust ist dir bereitet,
Der du alles, alles, was dich quält, kannst sagen.

Ergreifender aber, als in dem wunderbaren Gedichte „Vergiß die Mühle nicht" hat nie ein Dichter die Angst und das Weh um den Verlust der treuen Weggenossin ausgesprochen.

* * *

Aus denselben Elementen ist auch des Dichters bestes Prosawerk gewachsen: Die Kriegsnovellen. Mit der Leidenschaft, in der der junge Körner im Schwerte die angetraute Braut sah, liebt auch Liliencron den Krieg: Er ist ihm die Entfesselung des ganzen Mannes, das Aufpeitschen der letzten Kräfte; er bringt ihm das Vollbewußtsein aller Fähigkeiten. Der Ton der Novellen ist ursoldatisch, ganz natürlich gewachsen. Bramarbasieren hat der Träger des eisernen Kreuzes ebensowenig nötig, wie ein überbescheidenes Verstecken der eigenen Person. Das scharfe Auge des Adjutanten erspäht jede Falte des Geländes im Interesse des Dienstes, dieses Auge sieht — impressionistisch wie das des Jägers — tausend Einzelzüge. Diese werden künstlerisch wertvoll, weil das ganze Geschehen, die Stimmung des Vortrages den einheitlichen Rahmen gibt. Denn selber alle die Einzelheiten mit bewußter Kunst zum Bilde zusammenzubringen, das hat Liliencron fast nie versucht, und er hat es nicht gekonnt.

Deshalb sind ihm seine größeren Prosawerke nicht gelungen. Liliencron fehlt, wie ja auch den malerischen Impressionisten, die Fähigkeit der Komposition. Die Eindrücke sind ihm um ihrer selbst willen wertvoll, nicht als Ausdrucksmittel eines geistig Geschaffenen. Er hat es wohl selbst empfunden, daß ihm alle größeren Gebilde zerbrachen. Da suchte er den zusammenhaltenden Zwang der strengen Versform (Ottaverime, Terzine, Siziliane), suchte er auch einen äußeren Rahmen zu gewinnen wie im „Poggfred". Aber das konnte natürlich nicht viel helfen. Nur, wo im Stoff selber bereits die Einheitlichkeit lag, soweit sich ein Vorwurf in einem langen Blicke umfassen ließ, das in Eins zusammengedrängte Erleben erscheint auch in seiner Dichtung als Einheit. Sonst reiht er Einzelheiten aneinander, gibt Momente, Impressionen.

Darum ist Liliencron nicht der große Balladendichter, als der er von vielen gepriesen wird. Er besitzt nicht die Freiheit gegenüber dem Stoff. Alles ist ihm wichtig. Er wagt weder wegzulassen noch zu ergänzen. Er hat den Ton für die Ballade: etwas nordisch Knappes. Die Sprache kann wie Schwertstreich klingen. Die Anfänge sind meist ausgezeichnet:

„Im Rabenhorst, im Dunkelforst
Wo jüngst der Blitz die Eiche dorst,
Kein Lamm wird dort geschoren:
Der König griff den Keiler an,
Der Keiler nahm den König an,
Der König scheint verloren." (Zerbrochener Keilerkopf.)





Detlev Baron Liliencron



oder im derb-humoristischen Ton:

„Das war der König Ragnar,
Der lebte fromm und frei.
Er trug gepichte Hosen,
Wie seine Leichtmatrosen,
Die rochen nicht nach Rosen,
Das war ihm einerlei.

Man höre noch den Eingang zu Wiebke Pogwisch, weil hier die weicheren lyrischen Töne mitklingen:

Die Heide ödet so leer und dumpf,
Wie das Herz, das ein Freund betrog.
Zum Himmel auf aus dem Hammer Sumpf
Ein blutrot Wölklein zog.

Er hält seinen Herrn auf dem Sattel vorn,
O Ritter, wo blieb dein Trutz!
Verbogen hängt dein goldner Sporn,
Dein Helmwolf schämt sich im Schmutz.

Gesenkten Hauptes, auf stolperndem Pferd,
Nach der Hatz ein todmüdes Wild,
Reitet der Knecht, ohne Speer, ohne Schwert,
Mit verbeultem Sturmhut und Schild.

Der Morgenstern stand am Himmel bald,
Er gab so milden Schein.
Sie ritten in den grünen Wald,
Da sangen die Vögelein.

„Hier leg mich ins Gras, in den frischen Tau,
Der kühlt mir Wunden und Schmerz,
Und geh burgein zur edeln Frau
Und meld ihr mein sterbendes Herz.“

Aber auf dieser Höhe der Anfänge hält sich selten die weitere Erzählung, weil alles gleich wichtig genommen wird, und fast nie der Schluß, der kaum einmal mit dem Höhepunkt zusammentrifft. Auch hier sind die kleinen Stücke, Momentbilder, die vollkommenen. („Tod in Ähren“, „Erinnerung“, „Kleine Ballade“.) Da gelingt auch die Ballade aus dem modernen Leben, selbst wenn sie kaum mehr ist, als ein versifizierter Zeitungsbericht, wie „Hochsommer im Walde“.

... Was biegt der Handwerksbursch in den Wald?
Was läuft ihm übers Gesicht so kalt?
Was sieht er trostlos in den Raum?
Was irrt sein Auge von Baum zu Baum?

Die Sonne sinkt, und Stille ringsum,
Die Drossel nur lärmt noch, sonst alles stumm.
Was schaukelt der Erlbaum am Waldesrand?
In seinen Ästen ein Mensch verschwand ....

In hellen Glacés ein Herr vom Gericht,
Er prüft, ob kein Raubmord, wie das seine Pflicht.
Sie tragen den Leichnam ins Siechenhaus,
Und dann, wo kein Kreuz steht, ins Feld hinaus.

Da niemand zuvor den Toten gesehn,
Erhält er die Nummer dreihundert und zehn.
Dreihundert und neun schon liegen im Sand,
Wer hat sie geliebt, wer hat sie gekannt?

* * *

In Liliencron lebte die große Liebe zu allem Lebendigen, zu allen Erscheinungen des Lebens. Was da lebte, umfing er in Liebe. Im Tode noch:

„Doch eh mein Sarg die Erde noch erreicht,
Brüll' ich empor, daß alles rings erbleicht:
Hurra das Leben!“

In dieser Lebens- und Liebeskraft liegt der starke ethische Wert seines Schaffens; daher die gesundende Wirkung seines Dichtens. Er war ein ganzer Mann, als Mensch und als Dichter; das will viel heißen in einer weibischen Zeit. Als Mann, als immer junger, hat er auch gestrebt bis ans Ende. Darum durfte er auch so zuversichtlich seine Erlösung erhoffen:

Hinauf, hinauf in immer höherm Flug,
Bis du empfangen wirst von Sternenchören:
Wie je dein Herz in Seligkeiten schlug,
Und durften Schmerz und Elend dich zerstören,

Hier fallen irdische Freuden, irdischer Trug,
Niemals wird dich Gemeinheit mehr empören,
Ein dunkler Flammenmantel deckt die Zeit,
Still leuchtet drüber die Unendlichkeit.

Karl Storck



Rath.

Gib den Flamberg nie aus Händen,
Im Triumph selbst und Genuß,
Denn du brauchst ihn aller Enden
Bis zum letzten Athemschluß.
Feinde wirst du nie verdrängen.
Dennoch! Schmück dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln
Und bekränze auch dein Herz.

Cotta-Ring

26. II.
95.

Ja? Ja!!!
Correctur ist da. —

Teutscher Lyriker

Ihr
Liliencron.



Die bildende Kunst in der protestantischen Kirche

Von

Prof. Dr. Berthold Haendcke-Königsberg

Seit dem Auftreten der bilderstürmenden Eiferer zu Beginn der Reformation lebt in den protestantischen Kirchengemeinden eine mehr oder minder starke Neigung, der bildenden Kunst entraten zu wollen, ja die meisten lehnen sie geradezu ab. Wie bekannt, waren die lutherischen Reformatoren keine Freunde der Bilderstürmerei oder gar Helfer bei dem barbarischen Vorgehen ihrer Anhänger gegen die bis dahin so hochverehrten Heiligenbilder aller Art. Wenn ich das Wort „barbarisch" brauche, so soll damit aber nur die Verwüstung selbst bezeichnet werden; denn sonst lassen sich genügend Gründe anführen, durch die jenes Handeln der Masse psychologisch verständlich und auch entschuldbar wird. Hat doch sogar ein Albrecht Dürer, ein leidenschaftlicher Verehrer Luthers und tiefeindringender Künder seiner Zeit in den späten Jahren seines Lebens herbe Worte gegen seine eigene Tätigkeit als Madonnenmaler finden können. Ebensowenig wie Luther und seine Mitarbeiter die Zerstörung jener Kunstdenkmäler billigten, ebensowenig verschmähten sie eine gewisse Pracht bei der Amtierung am Altar; denn die lutherische Kirchengeistlichkeit behielt noch lange die überlieferte prunkvolle, farbenreiche Priestertracht bei. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, daß der schwarze Lutherrock — der nichts anderes als der damals von den Doktoren der Theologie allgemein getragene lange Talar ist — von Beginn der Reformation an die Tracht der lutherischen Geistlichkeit schlechthin gewesen sei.

Wenn die protestantischen kirchlichen Behörden es andererseits von vornherein ablehnten, die Kirchen ihrerseits mit neuen Kunstwerken, die der Andacht dienten, zu schmücken, so taten sie nichts anderes als die ältesten Christen — und zwar aus denselben, an sich durchaus berechtigten Gründen. Die alten Christen wollten den Heiland und seine Gefolgschaft im Bilde deshalb nicht darstellen, weil einesteils die Bibel derartigen realen Verkörperungen Gottes und seines Sohnes nicht günstig war, und anderenteils, um nicht wieder mit den eben verlassenen heid-

nischen Römern verwechselt zu werden. Denn welchem heidnischen Römer wäre von einem christlichen Römer einzureden möglich gewesen, daß die Statue Gottes oder Christi dem Wesen nach etwas ganz anderes als ein Standbild des Zeus oder Apollos sei, ein Madonnenbild eine ganz andere religiöse Bedeutung habe, als das Bildnis der Hera? Ebenso schnell wären aber im sechzehnten Jahrhundert die Grenzen zwischen den protestantischen Kirchen und den katholisch-päpstlichen Kirchen verwischt worden, wenn die altüberlieferten Bilder auch in den protestantischen Gotteshäusern immer wieder ihren Platz gefunden hätten.

Das Volk verlangte andererseits noch lange nach bildlichen Interpretationen der Heilslegende. Die Künstler, als die berufensten Dolmetscher des Seelenlebens der Völker, kamen diesem Sehnen entgegen. Sie flüchteten sich einesteils fast ausschließlich in das Gebiet der Leidenstage des Heilands oder in das Alte Testament; denn das neue sollte ja nur eine Erfüllung des alten sein. Hierin liegt der eigentliche Grund beschlossen, warum von den protestantischen Malern und Bildhauern im späteren sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in überwiegendem Maße Schildereien aus dem Alten Testament geboten wurden. Allen voran steht Harmensz Rembrandt van Ryn.

Allmählich schwand die Erinnerung an versunkene Tage gemeinsamer kirchlicher Verbindung. Das Luthertum, die Kalvinisten, sie erstarkten immer mehr in ihrer Besonderheit. Die Grenzen gegen die Katholiken waren ganz scharf gekennzeichnet und Bilder religiösen Inhalts wurden ständig weniger verlangt. Der historische Sinn des neunzehnten Jahrhunderts stellte endlich die bildliche Verdolmetschung des Alten wie Neuen Testaments auf ein ganz neues Fundament, das von der früheren naiv-religiösen Versinnbildlichung der Heilswahrheiten sehr wesentlich verschieden ist.

Liegt heute noch ein Grund vor, in den protestantischen Kirchen dem Volke eine bildliche Interpretation der Heilslegende vorzuenthalten? Ich behaupte nein, ganz und gar nicht. Es sei hier an goldene Worte erinnert, die einer der größten Kaiser des alten Deutschen Reiches und einer der bedeutsamsten Kulturträger aller Zeiten gesprochen hat, Karl der Große.

„Sollen denn wirklich“ — ruft er aus — „alle Bücher, in welchen sich Darstellungen in Gold, Silber oder Farben ausgeführt finden, deshalb, weil sie Bilder enthalten, entweder verbrannt und zerschnitten oder verehrt und angebetet werden? Müssen seidene oder Kleider anderen Stoffes, seien sie für privaten oder kirchlichen Gebrauch bestimmt, sobald sie mit irgendwelchen Figuren geschmückt und mit Farben verschönt sind, deshalb, weil sie Bilder haben, nach der Meinung des einen verbrannt oder nach der Meinung des anderen angebetet werden? Sind alle Metall- oder Holzgegenstände, sobald sie durch geschnitztes oder getriebenes Bildwerk ausgezeichnet sind, zu vernichten oder anzubeten? Unseliger Geist, der immer nur zwischen Extremen sich zu bewegen vermag! Unseliges Verfahren, das den Mittelweg verachtet und so auf der einen Seite durchaus zurückstößt, was nicht grundsätzlich zurückzustoßen ist, und auf der andern Seite eine Verehrung der Bilder fordert, die gottlose Abgötterei ist. Nicht die Anbetung der Bilder, aber auch nicht deren Zertrümmerung ist am Platze.

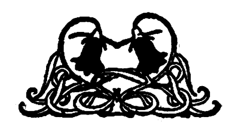
Wir gestatten die Bilder zum Schmuck der Wände und zum Gedächtnis der Heiligen, aber nicht als Mittel religiöser Unterweisung oder gar als Gegenstand der Verehrung", das ist das letzte Wort der karolingischen Bücher.

Das ist auch der Standpunkt, den wir heutigen Tages im wesentlichen einzunehmen haben. Wir stellen das Kruzifix auf den Altar zum Gedächtnis, zur Verehrung, aber nicht zur Anbetung. Welchen Grund soll es nun haben, daß wir nicht auch die ganze Heilslegende, das Neue und Alte Testament in seiner ganzen wunderbaren poetischen Schönheit, Innigkeit und Größe darstellen? Wir leben in einer Zeit, die ohne Widerrede von einem starken Interesse für die bildenden Künste erfüllt ist, weshalb soll nun der Ort, an dem die Kraft der Seele, die in jedem Menschen lebende poetisch-mystische Neigung zu Idealen besonders stark angeregt wird, von kahlen Wänden eingefaßt werden? Die unierte Kirche in Preußen und auch andere lutherische Länder sind allerdings ein wenig von der völligen Ablehnung zurückgekommen. Die staatliche Aufsicht über die Kunstdenkmäler der alten Zeiten, der sehr lebendig gewordene Kunstsinn haben kleine Zugeständnisse sich allmählich erobert, aber von einer künstlerischen Ausschmückung der Gotteshäuser ist man noch weit entfernt. Ich will gerne glauben, daß nicht allein die Furcht, in äußeren Dingen mit den Katholiken sich zu nahe zu berühren, an diesem Verhalten unserer Geistlichkeit der Malerei und Bildhauerei gegenüber die Schuld trägt, daß zu einem Teil auch der unendlich geringere Besitz an Geldmitteln der protestantischen Kirchengemeinden zur Begründung ihrer Haltung wenigstens in unserer lebenden Stunde heranzuziehen ist. Gewiß, aber ließe sich dem nicht steuern? Die Katholiken beanspruchen in sehr weitgehender Weise die pekuniäre Hilfe ihrer Beichtkinder für die Kirche. Ist nicht der weitaus größte Teil der Besitztümer der „toten Hand" aus privaten Zuwendungen gekommen? Sagen wir einmal klar heraus, die Anteilnahme der Katholiken an ihrem Gotteshause ist eine weit persönlichere, stärkere, weil ihre Beziehungen zur Kirche und zum Kirchengebäude weit innigere sind. Es ist hier nicht der Ort, auf die Gründe einzugehen, die in protestantischen Ländern eine unleugbare Lauheit gerade der gebildeten Stände gegen die Kirche, ich sage nicht gegen die Religion, gegen den Glauben schlechthin, erzeugt haben, — sie besteht und damit haben wir zu rechnen. Es sei hier an diese relative Gleichgültigkeit nur in bezug auf das Kirchengebäude erinnert. Wie aber soll man auch einen Ort mit sorgender Liebe umfangen, den man etwa alle acht Tage für ein paar Stunden, oft noch frierend besuchen darf? In allen protestantischen Ländern ist die Kirche die ganze Woche hindurch hermetisch verschlossen — die paar größeren Städte, in denen jetzt während der Woche abends, hier und da auch morgens das Gotteshaus für ein paar Stunden geöffnet ist, zählen weiter nicht mit, — so intensiv, daß man von Pontius zu Pilatus laufen muß, um den Herrn Küster aufzufinden, wenn man sich die alten Kunstwerke einmal ansehen will; nicht gar zu selten wird man dann noch mißtrauisch betrachtet, auch wohl von dem Herrn Pfarrer darüber befragt, was man denn in der Kirche wolle! Warum sollen die protestantischen Kirchen nicht ebenfalls den ganzen Tag geöffnet sein? Die Antwort, die dem Frager immer zuteil wird, lautet: ja, dann brauchen wir doch einen Aufseher, der den Tag über in der Kirche ist. Nun, ich bin in Hunderten von katholischen Kirchen gewesen, in denen von einem Auf-

seher stundenlang nicht ein Schatten zu sehen war. Natürlich muß von Zeit zu Zeit am Tage einmal nachgesehen werden, ob nicht irgend jemand Unfug anstiftet, auch werden die Kunstwerke einer täglichen Beaufsichtigung bedürfen, aber können derartige Erwägungen überhaupt in Frage kommen, wenn dadurch ein ganz persönliches Verhältnis der Kirchengemeinde zu i h r e m Gotteshause wiederhergestellt wird? Und wird denn wirklich so vielem Unwesen in der Kirche zu steuern sein, wenn die Pforten zum Eintritt einladen? Übersieht man denn an leitender Stelle ganz und gar, in welch hohem, beschämendem Maße die protestantischen Gemeindemitglieder den katholischen Beichtkindern gegenüber herabgesetzt werden?! Sollten die protestantischen Geistlichen den Respekt in dem und vor dem Gotteshause so überaus weniger entwickelt haben? Wie wollen die kirchlichen Behörden heutigen Tages es den Protestanten gegenüber eigentlich verantworten, daß diese dermaßen an den Pranger gestellt werden! Wo ist ein Schatten von Beweis zu finden, daß unter ihnen so viele Herostrate oder Rowdies zu finden seien, daß das Kirchengebäude mit seinen Besitztümern vor ihnen hinter Schloß und Riegel gehalten werden muß? — Nach meiner Auffassung begeht man ein großes Unrecht den Gemeindemitgliedern der protestantischen Kirchen gegenüber in allgemein kultureller wie in speziell religöser Hinsicht.

Die bildenden Künste werden in diesem Hinblick von dem Protestantismus direkt schwer geschädigt. Einesteils, weil sie nur in geringem Grade herangezogen werden und dadurch eine starke Ader im künstlerischen Schaffen unterbunden wird; andernteils weil die Künstler, wenn sie wirklich das eine oder andere Mal beansprucht werden, verhältnismäßig fremd der Aufgabe gegenüberstehen müssen, sich ihrer also nicht zur Zufriedenheit aller entledigen können. Ich verkenne hierbei gar nicht, daß der Protestantismus einen durchaus maßgebenden Ton auf die rein geistige, seelische Verbindung seiner Bekenner zu Gott und seinen Emanationen legt und legen muß. Aber entweder hat der Protestantismus seinen Hang zu solchen Anschauungen tiefgründig erwogen, diese Seite des Seelenlebens voll, stark, rein zum Klingen gebracht, den Gläubigen von allem Bilderdienst abwendig, dem Geiste, der Seele nach zu Christen gemacht — dann können Kunstwerke, in denen die lautersten Gefühle und Handlungen versinnbildlicht werden, nur Segen stiften, oder der Protestantismus hat dies Ziel nicht erreicht, dann werden die Bilder und Statuen nach keiner Richtung mehr zu schaden imstande sein, dann wird nicht mehr viel verdorben werden können.

Schmücken wir unsere Gotteshäuser und öffnen wir unsere von allen bildenden Künsten geadelten Kirchengebäude, allen zum Vorteil und zur Ehre!



Vorstadtromantik

Es ist ein Unterschied, ob man als gewöhnlicher Pflastertreter gedankenlos durch die Hauptstraßen trottet, oder ob man mit offenen Sinnen, schauend und beobachtend, auf das Ungewöhnliche, Seltsame, Eigenartige ausgeht und den leisen Stimmen horcht, den Liedern, die nach Eichendorff in allen Dingen schlummern. Darum kehre ich von meinen Spaziergängen niemals heim, ohne eine Bereicherung oder Belehrung erfahren oder eine Entdeckung gemacht zu haben. Vielleicht bin ich von einer Art romantischem Hang für alles zeitlich Ferne, für alles Vergangene oder Halbvergangene getrieben. Denn ich liebe die alten Häuser mit ihrem menschlichen Geruch, der von den Schweißtropfen der Angst, der Sorge, der Lebensmüh' und Sterbensnot so vieler Geschlechter erzählt, ich liebe die stillen Vorstadtgassen, wo das Großstadttreiben nur in verworrenen Lauten fern hereintönt und die alte Kultur im Ausgedinge lebt, ich liebe der Urväter Hausrat, den die guten Alten mit zärtlicher Sorgfalt aufgehäuft und behütet haben, die alten, sauberen, blitzblanken Schränke, über die Großmütterchens zitternde Hände täglich scheuernd hinfuhren, ich liebe die verblichenen Züge, den nachsommerlichen Glanz dieser Dinge von gestern, denn es ist so viel Geschichte, so viel „Seele" in ihnen. Ich liebe die heimlichen, seltsamen Glücksgefühle, die solche Orte, Straßen, Häuser und Wohnungen gewähren. Daß man das jemanden begreiflich machen könnte! Ich liebe aber gar nicht unsere modernen großstädtischen Straßenzeilen mit ihren schablonenhaften, nichtssagenden Fassaden und trachte darum je schneller desto lieber hinauszukommen in jene kleinen, verhutzelten Vororte, die neben der großen Schwester zwar ein recht armseliges Aschenbrödeldasein führen, dafür aber noch immer von einem Schimmer Romantik umhaucht sind. Dort geht es zuweilen recht kunterbunt zu. Städtische und ländliche Kultur begegnen einander an der Peripherie der Stadt, neue Häuserzeilen schieben sich in das Ackerland hinein und zwischen Obstgärten und Weingelände, Mietskasernen und moderne Landhäuser neben schlichten alten Wohnbauten und Bauerngehöften; alles ziemlich regellos durcheinander, und dabei ein fortwährendes Niederreißen und Neuaufbauen. In diesen Gebieten mache ich meine „Entdeckungen", von denen ich hier erzählen will.

Vor allem habe ich hier den Hausgarten gefunden. Jene alten Hausgärten, Biedermeiergärten, die, mit Liebe gepflegt und gepflanzt, einer blühenden und duftenden Blumenwildnis gleichen, mit geraden Wegen zwischen den steinumfaßten Rabatten und den großen Glaskugeln, die ein Stück Himmel in den Garten legen, Reflexe verbreiten, ein wahres Netz von Lichtstrahlen inmitten der Farbenpracht, so daß jeder, der durch den Hausflur einen Blick davon erhascht, von einer unstillbaren Hausgartensehnsucht ergriffen wird. Was die neuen Familienhäuser, die Cottages als Gärten gepflanzt haben, kann mit dieser reizenden Hausgartenpoesie nicht verglichen werden. Diese neuen Gärten passen zu den affektiert vornehmen Häusern. Da finden wir in den Villenvorstädten um jedes Haus einen winzigen Gartengrund nach den Grundsätzen der naturalistischen Schule behandelt, einer romantischen Theaterszenerie nicht unähnlich, mit Grotten, Springbrunnen, Felspartien, geometrischen Blumenbeeten, Gartenfiguren aus gebranntem und glasiertem Ton, Hirschen, Zwergen, Riesenpilzen und anderen ähnlichen Geschmackswidrigkeiten. Was sind solche Gärten gegen die trauten alten Hausgärten? Nichts sind sie, lieber Leser.

Nicht immer haben die kleinen Vorstadthäuser einen ganzen Garten. Aber eine Laube haben sie. Eine weinumsponnene Laube, darin sich's am Abend schön sitzen läßt, während auf dem Streif Erde vor der Laube längs der Hauswand die Rosenstöcke duften. Geranien und Nelken stehen in den Fenstern. Dahinter wird ein Silberscheitel mit einem weißen Häubchen sichtbar. Grüß Gott, Frau Mutter! Die Tage sind gezählt. Und wenn ich wiederkomme, dann ist vielleicht das freundliche Fensterbild verschwunden und vielleicht auch das freund-

liche Häuschen mit dem Zaun, und an seiner Stelle steht irgendein protziger Neubau hinter einem Stacheldrahtzaun. Was die alten Häuser so lieblich macht, das ist die Freiheit ihrer Formen. Breit und behäbig liegen sie da, der Ausdruck eines inneren Wohlbehagens, einer gewissen Sorglosigkeit, und trotzdem ein ganz organisches Wachstum, das von den Bedürfnissen bestimmt ist. Wie frei diese Fenster angeordnet sind, gar nicht symmetrisch. Und diese sanften, aber ganz unregelmäßigen Ausladungen der Fenster und Erker! Das ganze Haus hat dadurch eine ungemein sprechende Physiognomie. Es ist schier „vermenschlicht". Und diese reizenden Dächer und Dachfenster! Das Dach ist eine Hauptzierde. Wie eine behäbige Haube ist es aufgestülpt und zugleich von der kleidsamsten Art. Wie freundliche Menschenaugen blinzeln die Dachluken herab. Aber ganz lustig anzuschauen sind erst die Schornsteine. Das muß man den alten Baumeistern wohl lassen, daß sie es verstanden, das Wesen der Sache zu betonen und dabei so viel individuelle Freiheit zu bewahren. Die Kunstregung kann man an den alten Schornsteinen deutlich verspüren. Der Schornstein, der den Rauch der Herdflamme den freiziehenden Winden überbringt, ist gleichsam ein Gruß an die Freiheit, ein Ausdruck der gesteigerten Lebensfreude, den sich der Erbauer erlaubt, wenn er das Haus glücklich zur Höhe gebracht. Er ist daher immer ein Symbol. Er verbindet das Haus mit den luftigen Elementen, mit Wolken und Himmel. Mit seinen oft großen Ausladungen nach oben schiebt er sich über die Nachbarhäuser, als Riesenhaupt, als Ausschauender. So vermenschlicht ist er. Oder er drückt durch absonderliche Bildungen seine nahen Beziehungen zum formenreichen Wolkenheim aus. Weißgetüncht und hochaufstrebend, fast immer monumental gebildet, scheint er sich den lichten Wolken zu vermählen, leuchtet er auf dem tiefblauen Grund des reinen Firmaments. Die neuen Häuser haben eine solche Schönheit nicht aufzuweisen. Nur alte Bauten besitzen die so überaus malerische, kühne Silhouette von Dach und Schornstein. Des letzteren jüngerer Bruder ist ein Übergangstypus. Nüchtern und nichtssagend, mit trostloser Regelmäßigkeit verteilt, erscheint er nur mehr als notwendiges Übel, mit dem der heutige Baumeister in der Regel künstlerisch nichts anzufangen weiß. Er drückt keine Lebensfreude aus, er ist kein Schmuck, kein Wahrzeichen, kein Symbol. Er ist ein langweiliger, temperamentloser Geselle. Ein Kind seiner Zeit. Auch die Tore und Torbildungen erregen vielfach Bewunderung. Aber der Blick, der darauf fällt, dringt schon ins Innere, in die Höfe, und verleitet, durch den Hausflur zu schreiten. Denn es sieht oft recht seltsam aus in den alten Höfen. Daß die Großväter eine feine Kultur besaßen, beweist schon der Sinn für die Ästhetik der Pflanze. Es ist kaum ein alter Hof ohne irgendein Grünes. Einen sah ich, dessen Wände waren von wildem Wein umwachsen, und davor standen der Reihe nach blühende Oleanderbäume in Holzkübeln, was einen ganz wundersamen, märchenhaften Zauber ausübte. Ein anderer ist der Länge nach von echtem Wein überwölbt, und darunter hängen zur Reifezeit schwere Trauben herab. Ich gehe weiter und vergesse beinahe, daß ich noch wirklich in unserer Stadt bin. So bäuerlich, kleinstädtisch sieht es in jenen entlegenen Stadtgebieten aus.

Drüben hämmert ein Schmied. Verzeihe, Meister Wieland, meine Neugierde. Städter wissen kaum, was eine echte und rechte Schmiede ist. Die ich meine, das ist eine solche. Nebenan ist ein alter Krämerladen. Gut zweihundert Jahre alt. Ein junges, dralles Weib, mit einem Kind am Arm, erzählt vom Urgroßvater, der diese Einrichtung schon besessen. Und dann eine lange Familiengeschichte. Erinnerungsreich, wie hier alles ist. Und die Menschen selbst, die hier eingewohnt sind, tragen ererbte Züge. Kinder und Mädchen mit staunenden, fragenden Augen, die in die Ferne sehen. Kinder und Greise, merkwürdig ähnlich. Und während drüben die Schmiede hämmert, lärmt die Jugend auf der Straße, und aus einem Hofraum tönt das Gekeife eines Weibes. Die schweren Schritte der Weinhauer schallen auf dem Pflaster in dem schönen, fliesenbelegten Hofe eines sehr vornehm aussehenden Barockhauses. Einer steht dort im Kreise mehrerer Männer und schenkt aus einem Kruge Wein. Das Bild erinnert mich an ausgestorbene italienische Paläste, wo nunmehr schwere Bauernstiefel über den Estrich schreiten und Prunksäle als Getreidemagazin verwendet werden.

Auch hier in den einstigen Patrizierhäusern spielt sich nur mehr ein kleines, armseliges Leben ab. Das fühlt man ganz deutlich, daß eine absterbende Kultur sich hier fortfristet. Zustände und Dinge, die in der Auflösung begriffen sind, und deren Untergang manche als persönliches Leid empfinden, weil sich Kindheitserinnerungen mit diesen großväterlichen Verhältnissen verbinden. Ich kann dem leisen, heimlichen Drängen nicht widerstehen, in eine solche alte Stube einzutreten. Längst Begrabenes wird wieder lebendig; Bilder aus frühen Tagen, die vergessen schienen. Da sind die steifen Biedermeiermöbel, der kleine, elende Krimskrams, den ein langes Leben hier aufgehäuft hat. Jeder Gegenstand hat seine Geschichte. Und der eine, der sie kennt, und der in diesem Gemach haust, ist ein nahezu hundertjähriger Greis. Die Haut liegt pergamentartig um die riesigen Knochen, seine lichten Augen sehen staunend, fragend in die Ferne wie bei jenen Kindern. Er weiß so viel und möchte erzählen, und immer verliert er den Faden. Wenn er nur sagen könnte, was er gefühlt und erlebt! Hinter jeder Hecke, hinter jedem Treppenwinkel blüht ein Roman. Ich halte es in dem Raum nicht mehr aus, ich glaube unter lauter Verstorbenen zu sitzen. Nein, es ist doch nichts für uns Neue, Heutige. Wie trefflich der junge Wein mundet, den man hier im Grünen trinkt. Vom Abendhimmel zeichnet sich in schöner Silhouette das Gebirge ab; drüben glänzt der Strom. Und ich freue mich wieder, ein Kind der Gegenwart zu sein, an dem Heute mitzubauen und damit das Morgen vorzubereiten. Was gestern ist, möge versinken, denn das Leben, das es hier führt, ist doch nur ein Scheinleben. Ein Absterben. Aber die Spur des verwehenden Lebens möchte ich einfangen, den Roman, der in all diesen Dingen liegt, möchte ich erzählen. Lieber Greis, mir ergeht es wie dir. Die ganze rührende Geschichte kann man wohl nachfühlen, aber man kann sie gar nicht ergreifend genug erzählen. Versuche es, lieber Leser, auf meinen Wegen zu gehen und nachher bei einem Glas Landwein alles zu bedenken. Und du wirst sehen: das Beste und Tiefste und Geheimste läßt sich nicht aussagen.

Joseph Aug. Lux



Mit siebzig Jahren

So halten es die ganz guten und ganz vornehmen Leute: wenn sie Feste feiern, so warten sie nicht ab, ob man ihnen etwas schenkt, sondern sie spenden selber mit vollen Händen. Nun wird Hans Thoma am 2. Oktober siebzig Jahre alt. Und da geht der Maler hin und überrascht uns mit einem Buche: „Im Herbste des Lebens", mit dem er Einkehr halten kann in jedes deutsche Haus. (München, Süddeutsche Monatshefte.)

„Man könnte das vorliegende Büchlein auch Bekenntnisse nennen, indem man annehmen möchte, daß eigentlich jede Äußerung des Menschen eine Art von Bekenntnis ist — denn man lernt etwas von seinem Wesen dadurch kennen — das ist oft recht unangenehm und verleitet leicht dazu, daß mancher sich eine Maske macht, hinter der dann „Er" steckt; aber auch solch eine Maske ist leicht zu durchschauen und der nackte Mensch wird erkannt, er mag sich dann schämen und verbergen wie er will. Warum hat er nicht stillgeschwiegen.

Die Menschen passen nämlich sehr auf, wie und wo sie den Menschen erwischen können, ja sie suchen ihn. So soll ja Diogenes den Menschen am hellen Tage mit der Laterne auf dem Marktplatz gesucht haben. — So ein Diogenes könnte einen doch recht ärgerlich und wild machen, wenn er einem am hellen Tage mit seiner Laterne und mit seiner Frage unverschämt ins Gesicht leuchtet: Bist du ein Mensch? Ich stehe für nichts und es wäre möglich, daß ich ihn anschreien würde: Ja ein Vorzugsmensch, vielleicht sogar ein Übermensch!

Als Zwischenbemerkung sage ich, daß diese Blätter wohl deshalb diese bunten Farben haben, weil sie im Herbst abgefallen sind — und es mag sich manches daraus erklären, daß fast alle erst nach meinem sechzigsten Lebensjahre entstanden sind.

Da ich als Künstler durch dies Erdental gewandert bin, so muß ich in dieser Vorrede auch mein Bekenntnis über die Kunst ein wenig zu präzisieren suchen. —

‚Die Kunst ist der menschliche Ausdruck der Zufriedenheit mit den Schöpfungen Gottes und des Wohlgefallens an ihnen.‘ —

Dies ist, wenn ich nicht sehr irre, der Ausspruch eines chinesischen Ästhetikers, dessen Namen ich vergessen habe, der aber so etwa um das Jahr 2500 vor Christi Geburt Privatdozent an der Universität in Peking gewesen sein soll.

Dieser Ausspruch mag wohl neben den vielen andern, die seitdem in aller Herren Ländern über Kunst getan worden sind, auch noch seine Geltung haben und ich meine, er paßt besonders gut auf die stille Kunst der Malerei. —

Nur der Künstler steht eigentlich so ganz kritiklos der Welt gegenüber, er staunt die Welt an, er nimmt sie, wie ein Kind sie nimmt — ihm erscheint, als ob alles gut wäre, er ist der geborene Optimist.

Die Kunst ist aller Verpflichtung enthoben, etwas erklären und deuten zu wollen am Welträtsel, das ist ihre schöne Einseitigkeit.

Wie das Kind mit seiner Puppe, der es in Liebesregung alles Leben zugesteht, der es die eigne Seele leiht, damit die Puppe lebe, so spielt vielleicht die Kunst mit allen Dingen. — Die böse Stunde der Erkenntnis, oft vom blinden Zufall herbeigeführt, bleibt keinem von ihnen erspart — sie verleitet das Kind, ein Löchlein im Leib der Puppe mit den Fingerchen größer bohrend, dahinter kommen zu wollen, was eigentlich in der Puppe steckt, und wenn dann die Sägespäne, diese Moleküle, herausrieseln auf den Boden, dann ist es zu spät, es steht weinend vor dem leeren Balg, dem es seine Seele nicht mehr verleihen kann. — Es empfindet es als Sünde, daß es den Einflüsterungen einer dunklen Macht Gehör gegeben hat und Erkenntnis haben wollte.

Aber wir Menschen sind nun einmal so wie wir sind. — Wir können immer noch in Paradiesen weilen, aber wir halten es nie lange darinnen aus; wie das Kind an den Sägespänen knübbeln wir an den Paradiesesfreuden herum — wir haben den Hang, dahinter zu kommen, wie die Sache eigentlich ist, auch wenn wir sie zerstören müssen. Zur Strafe werden wir dann herausgeworfen in alles Leid des Lebens und wir müssen mit den Dingen, an denen wir uns freuten, nun kämpfen.

Wir wollen uns damit trösten, daß es immer wieder neue Paradiese gibt, aus denen wir herausgeworfen werden — immer wieder, bis ein gar trauriges: ‚Warum denn?‘ am Rande des Grabes steht.“

Da habt ihr schon im Vorwort den lieben Alten. Wer sollte ihm nicht gerne folgen, wenn er nun von sich selber erzählt, wie er zum Künstler geworden, was er auf der Akademie erlebte, wie er seine ersten Bilder malte. Dann auch von seinen italienischen Reisen und allerlei Beobachtungen aus der Sommerfrische und über Süddeutsches.

Ein zweiter Teil bringt Erwägungen mehr kritischer Art über Bilder in der Schule, Kunst und Kunstkritik, Kunst und Staat. Über Kleidermoden spricht er und Bühnendekoration, über Farbenmaterial und Maltechnik. Und der Weise tritt neben den Künstler oder besser spricht aus ihm heraus über Lebens- und Weltanschauungsfragen. Ein lebenskluger Mann ist dieser Thoma, er dürfte sonst kein Alemanne sein, und ein wahrhaft guter Mensch.

So wollen wir ihm herzlich danken für das Geburtstagsgeschenk, mit dem er uns überrascht hat. Oder ist das Buch vielleicht doch eine Gegengabe, weil — wie Liliencron gesungen — das Volk begriffen, wer ihm Thoma ist, und ihm zujauchzt:

„Wer du ihm bist? Sein deutscher Maler.
Die Liebe hat sich dir gesellt,
Und dankbar beugen wir die Kniee
Vor dir, du stiller, treuer Held.“





Musikalische Herzenswünsche

Von

Dr. Karl Storck

Der Beginn eines neuen Türmerjahres fällt mit dem des Musikjahres zusammen. So ist jetzt der rechte Zeitpunkt, um mit seinen musikalischen Neujahrswünschen hervorzutreten.

Ein neues Musikjahr! — Da regt sich schon der erste Wunsch! Das dürfte es nämlich eigentlich nicht geben. Diese Art von Saisonbetrieb, in den unser Musikleben immer mehr hineingezwängt wird, ist durchaus ungesund. Man braucht sich das nur einmal recht vorzustellen. Seit Mitte April etwa hat es kaum mehr ein Solistenkonzert gegeben. Die Konzertsäle sind fest verschlossen, und eine andere Gelegenheit des Musizierens, als in ihnen, scheinen die Hunderte von Klavierspielern, Violinisten, Sängern und Sängerinnen, die sonst alles in Bewegung setzten, um zu Gehör zu kommen, nicht zu kennen. Jetzt aber beginnt die große Jagd. Schon häufen sich in den Musikzeitschriften die Anzeigen; die künftigen Programme werden mitgeteilt; die so wichtig gegebenen und so gleichgültig aufgenommenen Ankündigungen, daß Herr Meier im nächsten Winter vier Klavierkonzerte, Fräulein Schulze ebenso viele Violinkonzerte geben wird, drängen sich auf jedem Redaktionstisch zusammen. Noch wenige Wochen, und kein Konzertsaal ist mehr in Berlin zu haben. Künstler von Ruf haben schon jetzt den ganzen nächsten Winter besetzt; der geschäftige Konzertagent unterbreitet ihnen eine Liste ihrer Tätigkeit, die solch einen Virtuosen zum gehetztesten Arbeiter unserer Zeit macht. Freilich ist ihnen alles möglichst „bequem“ gemacht. Die Züge sind angegeben, mit denen er zu reisen hat; eine halbe Stunde vor Beginn seines Konzerts trifft er am Orte ein, und wenn er nicht zu viel „zugibt“, kann er noch mit dem Nachtschnellzug zur Stadt des nächsten Konzerts gelangen. Das ist auch für uns zuhörende Musikfreunde nicht so gleichgültig, wie es manchem wohl scheinen mag. Nicht nur, daß ein so abgehetzter Künstler unmöglich sein Bestes und Tiefstes uns

geben kann; es kann so auch durchaus kein Verhältnis sich bilden zwischen dem Künstler und seiner Zuhörerschaft; es ist gar keine Zeit vorhanden zu einem wirklich wechselseitigen sich Einleben, zum Zusammenkommen. Der ganze Virtuosenbetrieb hat das Persönliche verloren — Musikindustrie.

Musikindustrie überhaupt! Der Großunternehmer ist der Konzertagent. Er ist der tatsächliche Macher des heutigen Musiklebens. Dabei können ihn alle anderen Großindustriellen der Welt beneiden. Denn der Konzertagent ist der einzige, der seine eigene Haut nicht zu Markte trägt, sondern nur, um im Bilde zu bleiben, die Felle der sich ihm Anvertrauenden gerbt. Er hat das einzige Geschäft auf der Welt, wenigstens unter denen, die als ehrlich gelten, wobei derjenige, der die eigentliche Arbeit verrichtet, auch noch das ganze Geld gibt. Gewiß, ich weiß, die Konzertagenten leisten vor allen Dingen viel beschäftigten Künstlern große Dienste. Unsere Modekünstler könnten nicht im Laufe einer Saison hundert, ja hundertfünfzig Konzerte geben, wenn nicht der Konzertagent alles vermittelte. Aber dieser Grund, der in Musikerkreisen gelegentlich für die Konzertdirektion angeführt wird, spricht nach meinem Gefühl erst recht gegen sie. Denn diese Konzertmacherei auch der bedeutendsten Spieler ist für unser Musikleben lediglich ein Unglück. Ebenso gut wie die Herumhetzerei unserer berühmten Dirigenten von einem Ort zum andern. Daß diese wenigen dadurch mehr Geld verdienen, gebe ich gern zu. Aber dafür haben wir auf der andern Seite das namenlose materielle Elend von mehr als neun Zehntel aller Konzertspieler. Sie müssen den Konzertagenten die großen Einnahmen bringen, sie füllen jeden Abend die stets wachsende Zahl von Konzertsälen. Sechshundert und noch mehr Solistenkonzerte veranstaltet allein die größte Konzertdirektion jeden Winter in Berlin. Mindestens fünfhundert davon sind für die Öffentlichkeit gleichgültig. Die Öffentlichkeit rächt sich dadurch, daß sie diese Veranstaltungen nicht besucht. Der ganze Freibillettschwindel hängt damit aufs engste zusammen. Damit zusammen hängt auch der Mißbrauch der Kritik. An Stelle einer Kritik des öffentlichen Musiklebens hat sich ein Reportertum entwickelt. Auch die zäheste Natur hält dem Ansturm ja nicht stand; Erbitterung und Verbissenheit überfallen den Konzertkritiker, der es mit seinem Beruf sehr ernst nimmt. Will er auch nur einigermaßen die Geschehnisse aufzählen, so bleibt ihm für eine wirklich kunsterzieherische Tätigkeit, die er doch zu üben hätte, einfach kein Raum. Die von der Zeitung zugebilligten Zeilen sind verbraucht.

Doch über diese Punkte habe ich auch an dieser Stelle schon gesprochen. Es gibt kein Heilmittel gegen diese Konzertflut als die Zeit. Jede Seuche tobt sich aus. Auch diese Krankheit wird vorübergehen. Nur — und das scheinen mir die vielen Optimisten nicht zu bedenken — einer raschen Heilung stehen die großen Kapitalwerte entgegen, die für diesen Massenbetrieb unseres Konzertlebens angelegt worden sind. Wir haben allein in Berlin in den letzten zehn Jahren etwa ein halbes Dutzend Konzertsäle mehr bekommen. Da steckt ein Grundstückskapital, das doch wieder herausgewirtschaftet werden soll. Die zahlreichen Konzertagenturen sind ebenso viele sehr mächtige Faktoren, denen an einer möglichst starken Hochflut von Konzerten gelegen sein muß. Es darf auch nicht verschwiegen werden,



daß sowohl die musikalischen Fachblätter wie auch die Tageszeitungen durch die bezahlten Anzeigen der Konzerte ebenfalls kapitalistisch interessiert sind.

So bliebe der Ausweg einer Selbsthilfe der Musiker durch genossenschaftlichen Zusammenschluß, wodurch die Musiker selbst wieder Nutznießer der von ihnen aufgebrachten Kapitalien würden, andererseits auch im Laufe der Zeit eine künstlerische Kontrolle möglich würde, vor allen Dingen auch das Freibillettwesen eine fruchtbare Umgestaltung erfahren könnte, indem man wirklich musikliebenden Leuten Gelegenheit zum unentgeltlichen Besuch der Konzerte verschaffen würde. Aber um diesen Weg einzuschlagen, ist das Künstlervolk einfach in sozialer Hinsicht zu unreif, zu kurzsichtig oder auch zu selbstsüchtig. Diese Tatsachen müssen einmal öffentlich ausgesprochen werden. Die ganze Facherziehung der Musiker, ich meine jetzt vor allem die Solisten, ist so angelegt, daß sie in allen sozialen Lebensfragen möglichst unwissend bleiben, sie erhalten überhaupt eine so einseitige Erziehung, daß der allgemeine Bildungsstand dieser Kreise außerordentlich tief steht.

Ich kenne kein Gebiet, wo der eine Ausbildung Suchende eigentlich so lediglich als Opferlamm betrachtet wird, wie die Musik. Diese zahllosen Konservatorien, die natürlich darauf ausgehen müssen, eine möglichst große Schülerzahl zu bekommen, in denen deshalb der sich meldende Schüler niemals die Wahrheit erfährt über seine wirkliche Begabung, d. h. über deren Mangel, niemals unterrichtet wird über die tatsächlich schlechten Aussichten; die Unsummen, die für Privatunterricht aller Art verlangt werden; die ganze Art des Unterrichts, wie er auch von sehr berühmten Autoritäten erteilt wird, sind weiter nichts als eine Geldprellerei. Systematisch wird ein Künstlerproletariat großgezogen. Ein Proletariat nicht nur hinsichtlich materieller Güter, sondern auch im Besitz an Kunst. Und da, sobald die letzten Groschen für die öffentlichen Konzerte fruchtlos aufgewendet sind, diesen Musikern keine andere Erwerbsmöglichkeit bleibt, als Unterrichtgeben, so haben wir als weitere Folge dieser ganzen Erziehung einen unglaublichen Tiefstand des Musikunterrichts. Leute ohne jede pädagogische Begabung, ohne jede Kenntnis des Unterrichtswesens geben, als letztes ihnen übrig gebliebenes Erwerbsmittel: Musikstunden. Sie selber haben sich als unzureichend erwiesen, deshalb geben sie nun wieder Unterricht. Es ist der reinste Hohn. Die Folge davon ist, daß neun Zehntel aller jener Kinder, denen die Eltern Musikunterricht geben lassen, schlechten Musikunterricht haben. Die vielen Millionen Privatkapital, die alljährlich in Deutschland für Musikunterricht aufgewendet werden, dienen zum weitaus größten Teil dazu, weite Kreise für eine wirklich gute Musik unempfänglich zu machen, ein ganz elendes, bis ins innerste Empfinden hinein falsch gebildetes Dilettantentum zu erziehen. Das ist nicht übertrieben. Wie außerordentlich tief der Musikunterricht auch in rein technischer Hinsicht steht, davon macht sich der Laie überhaupt kaum einen Begriff. Tatsache ist jedenfalls, daß jeder ernste Musikfreund in größte Verlegenheit kommt, wenn er einem mit guter Stimme begabten Menschen einen Lehrer nennen soll. Das ist schon der Fall, wo es sich um Leute handelt, die das Singen zum Beruf erkiesen, also auch größere Mittel auf die Ausbildung verwenden wollen. Für die vielen anderen stimmbegabten Menschen, die die ihnen von Natur verliehene Gabe entwickeln

möchten, gibt es eigentlich überhaupt nur den einen Ratschlag: meidet jeden Gesangsunterricht, bleibt Natursänger mit all den vielen Fehlern; vielleicht bewahrt ihr dann wenigstens eure Stimme.

Wenigstens auf diesem Gebiete des musikalischen Unterrichts dringt in immer weitere Fachkreise die Erkenntnis, wie traurig es steht, und damit die Überzeugung, daß es hier anders werden muß. Da von einem Eingreifen des Staates nicht allzu viel zu erwarten ist, haben sich eine große Zahl ernststrebender Musiklehrer zum „musikpädagogischen Verband" zusammengeschlossen. Ob dieser Verband schon ganz das ist, was er werden will und soll, gehört nicht hierher. Jedenfalls hat er einen Weg gefunden, der die Gewähr bietet, daß der nach seinen Grundsätzen gebildete Musiklehrer zum Unterrichte befähigt ist. Das ist das wertvollste, was der Verband zunächst erreichen kann. Sein Mittel ist die Ausstellung von Zeugnissen, die das Bestehen einer Prüfung für den Lehrberuf bestätigen. Wirklich fruchtbar kann diese Einrichtung aber nur dann werden, wenn die Eltern einsehen lernen, daß auch für die Musik der Grundsatz gilt, daß für ihre Kinder nur der beste Unterricht gut genug ist. Der beste, nicht der billigste. Es ist unwürdig, daß auch wohlhabende Leute in der heute üblichen Weise die elenden Zustände unseres Musikproletariats ausnutzen. Es ist unrecht und ist dumm, denn es ist ganz klar, daß der Unterricht danach ist. Die Eltern sollten sich, soweit es ihnen möglich ist, die Gewißheit verschaffen, daß sie ihr Kind zum Musikunterricht nur einem dazu wirklich Berufenen anvertrauen. Für den übrigen Unterricht nimmt ihnen der Staat diese Sorge ab; für den Musikunterricht müßten sie selbst zusehen. Wenn erst die Eltern von jedem Musiklehrer ein Zeugnis verlangen, das ihnen gewährleistet, daß die Vorbedingungen für den Lehrberuf erfüllt sind, dann wird es sehr rasch mit unserer ganzen musikalischen Erziehung besser werden. Und es liegt im Interesse aller Eltern, im Interesse natürlich erst recht der gesamten musikalischen Bildung unseres Volkes, daß die Ansprüche an die Lehrer möglichst hoch gestellt werden. Sentimentale Erwägungen mit den viel zu vielen, die auf diesem Gebiete sich herumtreiben und deshalb vielleicht brotlos werden, dürfen hier nicht gehört werden. Nach meinem Gefühl sind die Anforderungen, die der musikpädagogische Verband stellt, nicht zu hoch, und besonders glücklich in dem einen Punkte, der in Musikerkreisen die meiste Befehdung erfährt, nämlich im Verlangen des Nachweises einer guten allgemeinen Vorbildung. Daß man ein guter Musiker werden kann ohne solche Vorbildung, wissen natürlich alle Mitglieder des musikpädagogischen Verbandes auch. Aber es handelt sich hier nicht um Musiker, sondern um Lehrer der Musik.

So fasse ich also meinen ersten Wunsch dahin, daß bei den Eltern das Verantwortungsgefühl für die Lehrerwahl zum Musikunterricht ihrer Kinder endlich ebenso lebendig werde, wie es auf anderen Gebieten bereits ist: daß die Eltern ihre Kinder nur Musiklehrern anvertrauen, die ihre Befähigung zu diesem Berufe in einer Form nachweisen, die eine objektive Geltung beanspruchen kann.

* * *

Es ist einer der schwerwiegendsten Fehler bei aller Kunstbetrachtung, wenn man künstlerische Dinge zu sehr „an und für sich" betrachtet. Daß die Kunst ein

Reich für sich ist, ihre Gesetze von sich empfängt und also auch die Bewertung eines Kunstwerkes nur rein von künstlerischen Gesichtspunkten aus gefällt werden solle, ist eine Behauptung, die fürs erste viel Überzeugendes hat, trotzdem aber nicht so ohne weiteres hingenommen werden darf. Mag das alles für das Kunstwerk an sich gelten; alle Kunst wird aber doch erst lebendig und wirksam durch die Verbindung mit dem Leben. Das Kunstwerk ersteht aus einem allgemeinen kulturellen und sozialen Untergrunde, und es muß auch wieder in diesen hineinwachsen, um wirksam werden zu können. Nun ist die Kunst selbst ein ungeheurer Machtfaktor im Kulturleben, kann also unter Umständen dieses nach sich gestalten. Kein Mensch wird so töricht sein, für die größten Leistungen der Kunst aus anderen Verhältnissen her Gesetze aufstellen zu wollen. Hier gilt nur das eine Gesetz: Sucht euch zu dieser Höhe hinaufzuentwickeln, sucht dieses Kunstwerk euch zu eigen zu machen!

Aber es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß diese größte Kunst, die so gewissermaßen außerhalb der gewöhnlichen Lebensbedingungen steht, durchaus nicht die ganze Kunst dieses Lebens darstellt. Ja, die meiste Kunst, die unser Leben verbraucht, ist von ganz anderer Art: nicht gestaltende Macht des Lebens, sondern dessen verschönernde Kraft. Das braucht natürlich nicht in der Absicht des betreffenden Künstlers zu liegen, der zunächst wohl immer nach den höchsten Idealen strebt; aber es ist einfach die Notwendigkeit. Mag das Genie völlig neue Werte schaffen, die also mit den bereits vorhandenen Lebensbedürfnissen nicht rechnen können, sondern selber wieder dem Leben neue Richtungen weisen, — Genies sind selten. Es heißt sich vor der wichtigsten Tatsache einer gesunden künstlerischen Kultur und damit einer bedeutsamen Lebensverschönerung verschließen, wenn man aus hochgespannter Ästhetik und aus einer gewiß tiefen Auffassung des Priestertums der Kunst heraus sich nicht dauernd gegenwärtig hält, daß das weitaus meiste Verlangen nach Kunst in der Menschheit eine andere Kunst verlangt, eine Kunst, die im wesentlichen auf Verschönerung des Daseins abzielt. Diese Verschönerung im höchsten Sinne des Wortes wird natürlich die große Kunst des Genies zu allermeist bringen. Aber diese große Kunst erheischt die Arbeit des Menschen, sie will errungen werden. Sie ist eine Welt für sich und verlangt vom Menschen Hingabe an diese Welt, wird überhaupt nur voll aufgenommen, wenn man sich gewissermaßen von den gewohnten Bedingungen des Daseins freimachen und in diese andere Welt hineintreten kann mit seinem ganzen Wesen, mit allen seinen Kräften. Aus dieser Überzeugung ist der Festspielgedanke Richard Wagners gewachsen.

Ich kenne nichts Höheres als solche Festtage der Kunst, die ebenbürtig sind den höchsten Festtagen der Religion, den höchsten Festzeiten des Naturgenusses.

Aber nicht umsonst haben die Kirchen für die praktische Religionsbetätigung nur einige wenige Festtage im Jahre vorgesehen: Tage, an denen das religiöse Empfinden uns allein ausfüllen soll, in denen wir uns dem religiösen Leben ganz hingeben. Trotzdem ist nur der Mensch wirklich religiös, den das religiöse Empfinden durch sein ganzes Leben hindurch begleitet. Und nur dem wird die Religion die Fülle ihrer Tröstungen spenden, der nicht bloß in großen Zeitabständen ein-

mal mit aller Inbrunst sich dieser Welt hingibt, sondern der in all den Mühen und Plagen des Tages sein Sein durch religiöse Gedanken höher richtet, sich dadurch eine höhere Durchschnittsstufe seines Lebens überhaupt gewinnt.

So ist es mit der Natur. Für einige Tage oder Wochen des Jahres strebst du hinaus, suchst du die Natur an einer Stelle, an der sie sich in besonders großen Formen, in ihrer ganzen überwältigenden Pracht geoffenbart hat; hier gibst du dich dem Naturgenusse hin in einer Weise, wie es dir sonst nie vergönnt ist: frei von allen Behemmungen durch Arbeit, frei vom Zwange der Gesellschaft. Trotzdem wäre der ein schlechter Naturfreund, der nur einige Wochen des Jahres in den Alpen herumläuft oder das gewaltige Meer auf sich wirken läßt; vielmehr wird die Natur dem wahre Freundin sein und wirklich fördernde Macht, der sein Auge auch auf die bescheidensten Reize eingestellt hat, der den Wandel der Jahreszeiten, die tausend Lichtstimmungen des Alltags in sich aufzunehmen gelernt hat.

Genau so ist es auch in der Kunst. Herrlich die Tage, an denen ich in ihrem Tempel wohnen darf, wo sie als erhabene Priesterin höchste Feierlichkeit uns mitteilt, wo wir von der Schönheit unbehindertster Freiheit trunken sein können. Aber ihren vollen Segen, ihre ganze Heilkraft kann diese Kunst doch nur dort spenden, wo sie Freundin auch des Alltags wird, traute Genossin, die zu jeder Stunde in unserer Nähe weilt, ja die uns oft auf Wegen begegnet, wo wir sie gar nicht suchen.

Nun, heute steht es um diese Art der musikalischen Kunst sehr schlecht. Vor allen Dingen, soweit die Musik der Öffentlichkeit in Betracht kommt; aber auch für die Musik des einzelnen ist dieses Verhältnis sehr erschwert. Darin liegt der *größte Übelstand unseres heutigen Musiklebens*. Daß ihm abgeholfen werde, ist der innigste Wunsch, den wir hegen können. Einen solchen Wunsch auszusprechen, wäre vermessen, wenn er nur durch ein Genie uns erfüllt werden könnte. Das Kommen und das Walten von Genies steht außerhalb aller Berechnung. Und es ist die größte Lächerlichkeit, der die Ästhetik verfallen kann, wenn sie in der Hinsicht für das große Kunstschaffen der Zukunft Gesetze geben möchte, wenn sie überhaupt glaubt, die Richtung dieses großen künstlerischen Schaffens voraussehen oder auch nur im kleinsten beeinflussen zu können. Aber hier handelt es sich im Gegenteil um das Gebiet des *Kunstverstandes*. *Je klarer wir einsehen, was uns nottut, um so eher wird dieser Not abgeholfen werden können*. Ja, man kann wohl sagen, daß diese Not nie hätte entstehen können, wenn es nicht am Kunstverstande gemangelt hätte, wenn nicht eine gesunde Kritik, vor allem eine gesunde Selbstkritik gefehlt hätte.

Braucht man noch näher auszuführen, wie schlimm es um unser Musikleben des Alltags steht? Man denke an alle Gebiete, wo die Musik als Unterhaltungskunst vor uns hintritt. Überall dasselbe klägliche Versagen. In der Oper wird kein Gebiet mit weniger Erfolg angebaut, als die *komische*, die *Spieloper*. Der Konzertsaal kennt heitere Musik überhaupt kaum. Unser ganzes *sinfonisches* Schaffen steht im Bann der Programmsinfonie. Selbst wenn einmal der Inhalt, den der betreffende Tondichter zu gestalten vorgibt, nicht an die schwersten Probleme, an die gewaltigsten Stoffe und riesigsten Vorgänge an-

knüpft, so ist doch das Rüstzeug, mit dem der Mann aufmarschiert, von einer so ungeheuren Wucht, daß von einer feinen oder gar fröhlichen Unterhaltung nie die Rede sein kann. So ist es auch mit den kleineren Musikformen, die mit Ausnahme des Liedes überhaupt nur wenig angebaut werden. Aber das Lied ist durchaus Konzertlied geworden. Wenn die Begleitung dem Klavier anvertraut ist, so ist sie doch orchestral gedacht, ja das ganze Lied ist eine kleine Sinfonie mit Worten, wo von wirklichem Singen nicht die Rede ist. Eine Musik fürs Freie gibt es eigentlich überhaupt nicht mehr, abgesehen von der der Militärkapellen, die fast ganz im Marsch aufgeht. Alles andere, was draußen gespielt wird, ist trauriger Notbehelf: Bearbeitung von Musik, die ursprünglich für den geschlossenen Raum berechnet war und nun bei der Aufführung draußen entweder Instrumenten übertragen wird, die diese Musik gar nicht ausführen können — in schweren Träumen quälen mich manchmal Klarinetten, die die Violingänge aus Wagners Tannhäuserouvertüre mir in die Ohren quieken — oder aber es werden die unglücklichsten Potpourris zusammengestückelt. Eine Hausmusik in Form von Geselligkeitsmusik gibt es auch nicht mehr. Da spielt irgendeiner Klavier oder allenfalls Geige, ein anderer singt; aber das ist noch nicht ein geselliges Musizieren, wo die Musik das eigentliche Element der Geselligkeit ausmacht, sondern das wird ein Musizieren vor der Gesellschaft. Gewiß, ich weiß es, es können wunderbare Stunden sein, wenn einige Freunde dem Spiel einer Beethovensonate lauschen. Trotzdem ist das nicht die eigentliche Geselligkeitsmusik. Und was wird meistens gespielt? Gerade durch das Vorspielen vor der Gesellschaft, vor der einer glänzen und prunken will, ist die seichte, hohle, verlogene Salonmusik entstanden.

Das große Verlangen nach heiterer Unterhaltung durch Musik ist aber nun einmal vorhanden und es wird befriedigt; aber wie? Überall hat sich diese Pseudokunst eingeschlichen. Noch niemals hat die Operette, die man schon vor dreißig Jahren endgültig tot glaubte, im öffentlichen Kunstleben einen so breiten Raum eingenommen wie jetzt. Bedenkt man das Mindestmaß von Geist und Witz, die lendenlahme Satire, die überallher zusammengestohlene und schülermäßig gearbeitete Musik der erfolgreichsten Operetten der Gegenwart, so faßt man sich beschämt an die Stirn, wie es möglich ist, daß Tausende und Abertausende dabei ihre Unterhaltung finden können.

Den Musikhistoriker aber erfaßt ein tiefes Gefühl der Beschämung gegenüber der Vergangenheit. Das ist es. Wir sprechen hier nicht von einem Utopien, wir haben das alles gehabt. Wir hatten bereits eine echte musikalische Kultur; denn die wird nicht ausgemacht von den großen Konzerten, von einem Massenbetriebe in Konzertsälen. Und ob das die vornehmsten Konzerte sind, ob die Neunte Sinfonie Beethovens aus einer festtäglichen Darbietung zu einem Repertoirestück herabgewürdigt wird; ob Dutzende von Kammermusikvereinigungen die letzten Quartette Beethovens und die herbstrenge Musik eines Brahms so oft aufführen, daß sie, wenn sie nicht zur Virtuosenmode gehören, vor leeren Bänken spielen müssen: das alles ist kein Zeichen von Musikkultur. Auch die ungeheure Pflege der Werke Richard Wagners in unserem Bühnen-

spielplan ist so lange nicht mit voller Freude zu begrüßen, als dieses Überwiegen einer ernsten, durchweg als Festspiel gedachten Musik auf der anderen Seite mit der Unmasse unwürdiger Possenkunst bezahlt werden muß, weil die vornehme und feine Unterhaltungskunst fehlt.

Wer sieht, wie sich zu jeder Gelegenheit, Musik im Freien zu hören, die Massen herandrängen: wie die Biergärten, in denen eine Kapelle spielt, von solchen umlagert sind, denen das Glas Bier zu teuer ist, das sie drinnen verzehren müssen; wer in jeder Sommerfrische erfahren muß, wie dankbar auch der Gebildete für eine heitere Musikstunde ist und dagegen nun abwägt, wie all diesen Hungrigen Steine statt Brot geboten werden, — dem muß es sich schmerzlich aufdrängen, daß in einer Zeit, für die Ausrufe wie „Kunst dem Volke" und „die Kunst der Straße" zu abgebrauchten Schlagwörtern geworden sind, die nächstliegende Gelegenheit, dem Volke Kunst zu geben, unbenutzt bleibt. Musikalische Darbietungen größeren Stils im Freien haben wir eigentlich gar nicht mehr. Gelegenheiten wie diejenigen, für die Händel seine „Feuermusik" und „Wassermusik" schrieb, werden heute gar nicht mehr geschaffen. Aber auch die bescheideneren Formen, für die unsere Meister des 17. und 18. Jahrhunderts ihre zahlreichen Festmusiken schrieben, fehlen heute. Diese instrumentale Straßenmusik steht gleich am Beginn der ganzen Instrumentalmusik. Der Venezianer Giovanni Gabrieli schrieb für derartige Gelegenheiten seine glänzenden Festsonaten. Dieser Zweig musikalischen Schaffens ist jetzt völlig abgestorben. Was ist früher an schönen Serenaden, an Gartenmusiken geschrieben worden! Das alles fehlt. Und nicht etwa, weil das Bedürfnis danach nicht vorhanden wäre, sondern lediglich infolge der einseitigen Entwicklung unserer öffentlichen Musik als Konzertsaalmusik, wozu im großen Maße die sozialen Einrichtungen beigetragen haben.

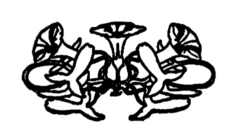
Ebenso ist eigentlich seit der Zeit unserer Klassiker jene Art von Kammermusik abgestorben, die für gute Dilettanten ausführbar war und in der Kammermusik bis zu Haydn weitaus den größten Platz einnahm. Der Schaden, den dieses Fehlen eines geselligen Musizierens anrichtet, ist kaum abzusehen. Denn damit hängt aufs innigste zusammen die Einseitigkeit unseres heutigen Musizierens, das fast ganz dem Klavierspiel anheimgefallen ist. Alle anderen Instrumente werden von Dilettanten kaum mehr gepflegt. Damit ist auch das Dilettantenorchester, das früher selbst noch auf kleineren Dörfern möglich war und etwa die Kirchenmusik verschönte, verschwunden.

Man kann den Zustand einfach dahin zusammenfassen, daß wir eine wirklich *künstlerische einfache Musik* überhaupt nicht mehr haben. Unsere Komponisten haben völlig verlernt, einfach zu schreiben; sie denken immer nur an den Konzertsaal, immer nur an den Virtuosen. Das hat nun nicht nur äußere schädliche Folgen, sondern auch *innere*. Denn nicht alle unsere Komponisten sind tiefsinnige Leute geworden, nicht alle denken nur in so großen Gedanken, daß sie immer das große Format des Ausdrucks brauchen, das sie jetzt anwenden. Die verhängnisvollste Erscheinung, dabei die häufigste unseres ganzen modernen musikalischen Schaffens, ist das *Mißverhältnis zwischen Inhalt und Form*. Ein karger Inhalt wird in großen Formen ausgesprochen, kleine musi-

kalische Gedanken werden durch das Wie des Vortrags aufgeblasen. Das alles wird letzterdings zu einer verlogenen Kunst. Vor allem fehlt dieser ganzen Kunst die Natürlichkeit.

Hier heißt es umkehren. Diese Umkehr ist möglich, sobald nur der Wille dazu da ist. Der Wille muß sich einstellen, sobald unseren schaffenden Musikerkreisen die richtige Einsicht von der Aufgabe ihres künstlerischen Schaffens kommt. Auf allen anderen Kunstgebieten hat dieser Wandel bereits begonnen. Ich erinnere nur an die bildende Kunst, wo die Zeiten vorbei sind, in denen nur die große Historie, die gewaltige Komposition für künstlerisch gegolten hat. Durch die richtige Auffassung des Verhältnisses von Kunst und Leben sind in der bildenden Kunst Tausende von Kräften frei geworden für das sogenannte Kunstgewerbe. Schafft uns auch in der Musik Gebrauchskunst, eine feine, vornehme Unterhaltungskunst in Formen, deren Beherrschung dem guten Dilettanten möglich ist.

Man spricht seit einigen Jahren immer mehr von einer Musikrenaissance. Diese hängt aufs innigste zusammen mit der Musikgelehrsamkeit. Die Musikforschung hat in steigendem Maße die vor der klassischen liegende Zeit durchforscht. Die große Kunst unserer Klassiker hatte sich wie ein ungeheurer Bergwall zwischen uns und die vorangehende Zeit geschoben und hat so mehreren Geschlechtern die Aussicht in ein herrlich bebautes Gartenland verdeckt. Nach einem ähnlichen Gartenlande sehnt sich die heutige Zeit. Denn so gewaltig und groß Dolomitenhöhen sind, darin wohnen kann man nicht. So sammeln Musikgelehrte in zahlreiche dicke Bände die kostbarsten Schätze jener älteren Musik, praktischer veranlagte Musiker und Musikverleger machen durch Bearbeitungen diese ältere Musik den Kreisen der Spieler zugänglich. Nun gibt es manchen Musiker, der auf unsere obigen Darlegungen antworten möchte: Die von euch verlangte Musik ist da; belebt aufs neue diese alte Musik, dann habt ihr, was ihr braucht! Dem ist aber nicht so. Nach einer Musikrenaissance verlangen wir alle. Und jene ältere Musik soll befruchtend wirken, soll der Ausgangspunkt dieser Musikrenaissance sein. Aber nicht die einfache Wiederbelebung des Alten, auch nicht die Kopie des Alten kann uns das geben, was wir brauchen. Gerade die Kunst des Alltags muß immer eine neue Kunst sein, die der jeweiligen Art des Empfindens entspricht, die Ausdruck unseres Lebens ist. Aber dieser Ausdruck sei einfach, sei so, daß er verstanden werden kann. Sonst wird der jetzt scheinbar so stolze Bau unseres öffentlichen Musiklebens eines Tages zusammenbrechen, weil der Unterbau zermürbt ist.



Liliencron-Lieder

bringt unsere Notenbeilage von drei Komponisten. Otto R. Hübner hat 30 Lieder zu einem „Liliencron-Album“ vereinigt (Breslau, Julius Hainauer, 3 M). Der unsern Lesern schon bekannte Komponist hat ein ausgesprochenes Talent für das volkstümliche Lied. Eine seltene Einfachheit des Empfindens zeichnet ihn aus, mit der er — ungestört durch Nebentöne — die große Linie jedes Gedichtes erfaßt. Sie wandelt sich ihm zu einer ungezwungenen, meist echt sinnfälligen Melodielinie, die der stützenden Klavierstimme kaum zur Füllung bedarf. Es ist eine Art, wie sie etliche Komponisten vor Schubert auszeichnete, die damals das deutsche Lied aus den Fesseln der alten Musikgelehrsamkeit befreiten. Unserem Liede tut heute die Befreiung aus der modernen Musikgelehrsamkeit — denn das ist die Technik — ebenso not. Sonst verkommt das volkstümliche Lied ganz. Dabei ist die Einfachheit bei Hübner keineswegs Nachahmung des Alten, sondern glückliche Natur. Ich habe in häufigem Singen an diesen einfachen Weisen immer mehr Freude gewonnen; zunächst wird ja der in der modernen Musik Steckende davon wenig „interessiert“. Aber nicht auf das Interessantsein kommt es bei einem Liede an. Und ich habe gefunden, daß die Texte dieser Lieder, trotzdem der Komponist nicht jedes einzelne Wort musikalisch auszudrücken sucht, doch vollauf zur Geltung gelangen. Sie werden einem zu eigen, wie ein altes Volkslied. Die Melodie, die durchweg gut deklamiert, hält sie einem zusammen, wahrt einem die große Gesamtstimmung, aus der das Lied erwachsen ist. Ich wünsche diesen Liedern weite Verbreitung.

In Georg Vollerthun, von dem der Türmer auch schon Kompositionen veröffentlicht hat, tritt dagegen der moderne Lyriker vor uns, glücklicherweise frei von Auswüchsen. Aus dem Streben nach reichster Deklamation des Gedichts wächst ihm die Singstimme, und diese geht selbständig ihre Wege über der Instrumentalstimme, die symphonisch das im Liede gekündete Erleben verarbeitet. Von Vollerthun sind fünf Gesänge Liliencrons, „Sehnsucht“, „Glückes genug“, „Heimgang in der Frühe“, „Alt geworden“, „Das Schlachtschiff Téméraire“, bei C. F. Kahnt Nachf. in Leipzig erschienen. Eine gewisse Wahlverwandtschaft verbindet den Musiker mit dem Dichter: der kräftige, männliche Ausdruck des Empfindens und die herbe Art der stürmisch pochenden Leidenschaft. Und wie denn bei Liliencron in einer Verszeile das weiche Empfinden durchbricht, so überrascht auch in den Liedern plötzlich eine zarte Linie, ein Verhalten auf sinnlichem Wohllaut.

Viktor Hansmanns hier zuerst gedrucktes Lied trifft meisterhaft den impressionistischen Charakter des Gedichts. Warm wogende Lebensstimmung des Frühlings; darin das leichte Pflücken des Zweiges. Dabei dann ohne viele Erregung, nur als vor dem inneren Auge wie eine trübe Wolke vorüberhuschendes Sehen in der Ferne, die traurig-süße Erinnerung. Dann wogen des Frühlings Wellen weiter.

* * *

Über Edward Mac Dowells, von dem unsere Beilage das frische Herbststück bringt, Schaffen und Bedeutung unterrichtet ein Aufsatz Dr. Walter Niemanns, den wir aus Raumrücksichten fürs nächste Heft zurückstellen mußten.







Berliner Kunstgewerbe-Chronik

Die Ausstellung von Wohnungseinrichtungen, die in diesem Sommer in den Hallen am Zoologischen Garten stattfand, zeigte dem Kenner keine Beispiele persönlich-künstlerischer Eigenart, sie interessiert aber symptomatisch als Gradmesser des augenblicklichen Standes. Eine Interieur-Revue der großen und kleinen Berliner Möbelfirmen wird geboten, und das Ganze sieht so aus wie eine Demonstration jener Industriebewegung, die sich gegen den Einfluß der Künstler sträubt.

Es ist nun charakteristisch, daß diese Räume überwiegend die Neigung zu den älteren Stilen verraten, die sich, wie der Industriellen-Verband betont, kaufmännisch und marktmäßig dankbarer rentieren. Viel Louis XV und Louis XVI und Flämisches. Aber dabei läßt sich bemerken, daß diese Inszenierungen sich gegen die Leistungen der letzten Berliner Gewerbeausstellung im Geschmack sehr gesteigert haben. Und das ist zweifellos eben der Einfluß der Künstler, der Einfluß, der geleugnet und der doch indirekt wirksam ist.

Die Art, wie hier Wände behandelt werden, in ihrer Einteilung, Bespannung, Leistengliederung; die organisch gebundene Gruppierung der Möbel, die Ausbildung der Räume im Raum; die Vorliebe für die Kaminkoje mit niedriger gezogener Decke; die Freude an der natürlichen Maserungsschmuckfläche des Holzes; die lichten, blanken Schlafzimmer; Kretonne, Musselin und Kacheln; alles das sind Mittel der Komfortästhetik, die, durch das englische Haus beeinflußt, von den um diese Dinge bemühten Künstlern früh betont wurden, zu einer Zeit schon, als die Berliner Möbelindustrie noch in Muschelaufsätzen, Konsol-Vertikos und Paneelsofas schwelgte und ihren Ehrgeiz auf der Gewerbeausstellung noch im strotzend überladenen Prunkbüfett suchte.

Auch hier sieht man freilich noch bildschnitzerische Ausschweifungen, frei herabhängende hölzerne Trauben von einem Kredenzgesimse, aber im allgemeinen ist die Haltung viel ruhiger, gemäßigter, ein Beweis, daß die Forderungen, zu denen damals künstlerisch geschulter Geschmack notwendig war, heut' als selbstverständlich durchgesickert sind.

Von den Ausstellungen, den Dresdener vor allem, auf denen Künstler ihre Interieure und Innenarchitekturen gezeigt haben, von diesen datiert die Reformierung. Die Industrie tritt jetzt das Erbe einfach an, und wenn sie behauptet, daß sie die Künstler nicht brauchte, weil die Stilmöbel besser gehen, so ist das ein Mißverständnis. Denn bei dem von den Künstlern inaugurierten Geschmack kommt es ja gar nicht auf den Stil des Einzelstücks an, viele von ihnen, Messel, Bruno Paul, Schulze-Naumburg neigen ja darin selber dem Vergangenen zu, sondern auf das Ensemble des Raumes, auf die, statt musealer lebloser Schaustellung, den Menschen und dem lebendigen Gebrauch angepaßte Wohnstimmung.

Damit steht es heut' sehr viel besser als vor zehn Jahren, und dafür legt die Ausstellung mit Zeugnis ab, wenn sie auch ihrer Väter nicht gern gedenkt. In den staatlichen Schulen da-

gegen wird das künstlerisch-pädagogische Element bereitwillig anerkannt. In den deutschen Kunstgewerbeanstalten sind heut' die Männer, die die moderne Geschmacksbewegung führend eingeleitet haben, als Professoren und Lehrer tätig und wecken in der jungen Handwerkergeneration den Sinn für die Materialästhetik, für die Eigenart und Formbedingungen der Stoffe, für schmuckhafte Ausbildung der Funktions- und Zweckformen. Sie lehren sie, das Material zu respektieren, es charakteristisch sich bekennen zu lassen, und sie bekräftigen die Erkenntnis, daß der Übel größtes das Talmi-, Surrogat- und Attrappenwesen.

Früchte solcher reinen Lehre bieten sich der Betrachtung in einer kleinen Sonderausstellung unseres Kunstgewerbemuseums. Sie vereinigt die Resultate der Meisterkurse, die in Nürnberg die bayrische Landesgewerbeanstalt unter Leitung von Richard Riemerschmied und Peter Behrens abgehalten.

Vor allem ist Metallziselierarbeit, Schnitzerei und Drechselei gut vertreten. Ein gutes Beispiel dafür, wie Zweckfunktionen gleichzeitig ornamental wirken, liefert eine in Zinn montierte Flasche aus Glas. Sie ist kugelförmig und ihre obere und untere Kuppe in Zinn gefaßt, der obere Zinnhelm dient als Basis für Henkel und Ausguß, der untere dient als schützender Fuß, zwischen beiden laufen auf der mittleren Glaszone zierliche vertikale Zinnbänder und unterbrechen belebend, zierend und dabei in streng organischem Zusammenhang mit dem Aufbau des Ganzen die gläserne Wand.

Es findet sich neben solchen Stücken moderner Handschrift auch Anlehnung an alte süddeutsche Tradition. Die hohen festlichen Formen der Gildebecher und Zunftwillekomms, die an heiter blühende Turmarchitekturen anklingen, werden neu belebt. Fr. Kainzinger hat solche edle Gemäße komponiert, und sie werden nach alter Sitte von einem Behang durchbrochener Plättchen, von Hirschhaken und Falkenkrallen, weidgerechten Jagdtrophäen umspielt.

Verwandt diesen Schaugefäßen sind auch die eiförmigen Zinnbehälter, die auf stengligen Vogelbeinen stolzieren.

Diskreten Geschmack und einen feinen Sinn für die natürliche Schönheit des Materials erweisen die Elfenbeinschnitzereien von F. Semmelroth. Dosen und Schalen werden sparsam mit dem leichten, wellig im Grunde liegenden Relief von Blattwerk und Linienfriesen umzogen, und der zartadrige Teint des Elfenbeins wird dadurch noch erhöht, daß diese Schnitzvignetten ganz sacht angetönt sind mit einem gelbrosa Hauch, gerade als wäre die Elfenbeinhaut sanft errötet.

Juwelierhaft wirkt diese Kunst, und sie macht sich auch dem Schmuck dienstbar. Auf einem Stielfächer ist das Mittelblatt, aus dem die Straußenfedern ausstrahlend sich verbreiten, eine so geschnitzte Elfenbeinplatte, bestrahlt von dem fahlgrünen Licht eines inkrustierten Halbedelsteins.

Und weiter werden solche Plättchen mit eingelassenen Steinen als Anhänger an dünnen Ketten verwendet, wie ja auch Lalique das Elfenbein für seine im Stoff so vielseitigen Zierate heranzog. Mit Gold- und Silberdraht umsponnene Barockperlen werden damit gern kombiniert.

Schlichter, dabei aber auch sehr materialgerecht sind die Arbeiten in Holz, die Drechseleien von Daniel Meinecke und die Schnitzerei von Sebastian Schrobenhauer, „Bildschnitzer von Berchtesgaden“.

Meinecke dreht aus hellgelbem braunflammigen Maserholz Büchschen und Dosen, er höhlt flache Schalen aus, setzt sie auf schlanke Stengel oder gibt ihnen mit schöner Einstimmung zu dem gelben Grundton schwarze Pfostenträger, die mit weißknopfigen Elfenbeinnägeln vernietet sind.

Melonen- und Fäßchenform ergeben sich als besonders werkgerecht für die Technik, und immer ist das Verhältnis von Leib und Gliedern, vom Gefäßkörper und seinen Henkeln oder Trägern gut getroffen und ausdrucksstark betont.

Der Bildschnitzer macht Standuhren in Kastenform, kleine Truhen, Wandschränkchen. Und er bewährt weises Maß im Schmücken. Seine Zierleisten werden immer als Akzente der

wichtigen Konstruktionsteile gesetzt, so bei der Uhr als Sockelfries. Und die Proportionen der geschmückten und ungeschmückten, in der reinen Maserungsfläche erhaltenen Partien sind so sicher getroffen, daß sie sich gegenseitig wirkungsvoll ins rechte Licht setzen.

* * *

Aus dieser Gegenwart führt in eine ferne Vergangenheit eine Sonderausstellung des Ägyptischen Museums. Schmucksachen aus Königsgräbern, Ringe und Ketten, wie wir sie an Flauberts Salambo uns vorstellen, sind es. Und was ihnen den besonderen Reiz gibt, ist, daß sie unserem heutigen Geschmack gar nicht fernstehen, ja sich mit ihm durchaus berühren. Ausgesprochene Neigung zu Halbedelsteinen herrscht zu tiefvioletten Amethysten, zu erdbeerroten Karneolen, zu veilchenblauen geaderten Türkisen, zu wolkengrauen Chalzedonen.

Und häufig wird aus solchen Steinen zierliche Kleinskulptur geschnitzt. Steinböcke, Affen in drolligen Stellungen mit ihren Jungen oder früchtefressend, Widder, Katzen, Tauben, Frösche. Solche Tierbijoux sind auch heute beliebt, in den Juwelierauslagen eleganter Reiseorte, in Montreux, Nizza, Ostende sieht man ganz ähnliche Spielzeuge, mit goldenem Band montiert als porte-bonheur zu tragen, und Favorit ist da das Schweinchen.

Bei diesem ägyptischen Schmuck findet man oft die Technik angewendet, die Lalique mit so raffiniertem koloristischen Geschmack benutzt: den Zellenschmelz. Der schöne Rest eines Anhängers liegt hier aus, einen „Seelenvogel" darstellend mit breit gespannten Schmetterlingsflügeln. Es ist nur die leere Zellenmusterung dieses Gefieders erhalten, der Farbenstaub des Émail cloisonné, der sie ausfüllte, ist verflogen. Bei einigen Kettengliedern ist aber der Schmelz konserviert, und er erscheint hier in der Form und dem Glanz tieftoniger schwimmender Augenpupillen.

Ketten gibt es in mannigfacher Gestalt. Aus Gold- und Silbergeflecht, als Schlangenleib, aus Steinperlen aufgereiht, aus Muscheln, mit Zwischengliedern aus Schnitzfigürchen von Tieren und Göttern; mit Behang von Granatapfel- und Palmettenzieraten aus Gold, Karneolen, Jaspis, Lapislazuli und auch aus blauer Fayence.

Dazu Ohrringe in großen Reifenformen. In Löwen- und Delphinköpfe gehen sie aus; Smaragd- und Achatperlen sind auf ihnen aufgezogen, und auch von ihnen hängen noch Berlocken herab, so z. B. ein Vogel aus Filigran.

Sehr fesselnd ist die reiche Ringkollektion. Siegel- und Amulettringe. Zwei Formulierungen dafür lassen sich unterscheiden: das bewegliche und das starre System. Bei dem einen ist die Siegelplatte drehbar eingehenkelt zwischen den Polen des rundgebogenen Reifens, so daß sie Vorder- und Rückseite zeigen kann. Der Reifen erscheint hier einmal als Lotusstengel, und die Platte bildet ein steingeschnittener Frosch im Silberrand, ein grüngrauer Skarabäus, ein Jaspisoval mit einer eingravierten Blumenvignette oder eine Lapislazuli-Ellipse mit eingeschnittenem Fisch.

Bei dem starren System ist der Goldring aus einem Guß, der Reif entwickelt sich verbreiternd zur Mittelplatte. In sie sind graviert die fürstlichen Namenszüge, Hieroglyphen und Charaktere und auch Bildliches, so die löwenköpfige Göttin Sechmet in griechischer Gewandung und die Mutter Isis, die den kleinen Horus säugt.

Und daraus läßt sich wieder erkennen, daß der Schmuck, vor allem der Ring, in alten Kulturen nie bloßes Putzrequisit war, sondern, wie es auch heut' wieder die Verfeinerten sich wünschen, etwas Bedeutungs- und Beziehungsvolles.

Felix Poppenberg



Die Inschriften-Stadt

Die nachstehenden Glossen hat Julius Briesemeister der russischen Zeitung Rietsch entnommen und in deutscher Übertragung dem Türmer zur Verfügung gestellt: „Berlin wird doch noch die schönste Stadt der Welt.“ Dieser Ausspruch „steht geschrieben“ auf der Groschenware von Serviertellern und Aschenbechern aus gestanztem Blech, auf Zigarrentaschen aus Lederimitation, welche millionenweise in den Berliner Warenhäusern verkauft werden, und er steht geschrieben auf den Gesichtern der Berliner, welche in der Siegesallee spazieren gehen. Die Deutschen verstehen ihr Wort zu halten, und es ist wohl möglich, daß, wenn Paris Sodoms Schicksal ereilen wird und Neapel das Schicksal Messinas, Berlin doch noch die schönste Stadt der Welt wird. Einstweilen ist Berlin aber die ... am reichlichsten und am geschicktesten „plakatierte“ Stadt der Welt.

Ich traf in Berlin einen interessanten Landsmann von mir, halb russischen Bauer, halb Kaufmann, der eine Ladung Darmwursthäute nach Berlin schaffte. Mein drolliger Landsmann liest erträglich deutsch und versteht so ziemlich die Hälfte des Durchgelesenen, aber er kann auch nicht ein einziges Wort aussprechen, und die mündliche deutsche Sprache ist ihm ganz und gar unverständlich.

„Ja, wie helfen Sie sich denn,“ fragte ich ihn, „wenn Sie etwas fragen müssen?“

„Ach, dies ist nur bei uns — in Rußland — nötig, auf Schritt und Tritt zu fragen, aber hier hat es keine Not. Alles ist doch geschrieben: Wo ‚Eingang‘ und wo ‚Ausgang‘ und wo ‚Drücken‘ und wo ‚Ziehen‘ und wo ‚2 Stufen oben‘ und wo ‚2 Stufen unten‘ und wo ‚Fahrkarten bereit‘ usw. Gehe ich wohin, dann lese ich alle Inschriften und merke sie mir. Und es ist so bequem und geschickt mit diesen Aufschriften! Ich komme z. B. an den Straßenwegweiser und sehe sofort, in welcher Richtung die mir notwendige Hausnummer sich befindet. Ich nähere mich der Tür und weiß sogleich, wie die Tür aufgemacht wird. Ich habe hier z. B. Geld per Postanweisung nach Rußland geschickt und habe nicht ein einziges Wort dabei fragen müssen, ich habe nur zu lesen brauchen. Ebenso auf den Bahnhöfen. Welche Fragen hat man da nötig! Man liest nur, was geschrieben steht, und man weiß alles besser als der Schaffner selbst.“

In der Tat, Aufschriften, welche auf alle halbwegs vernünftigen Fragen, die im Kopfe eines ankommenden Fremden oder an das Großstadtleben nicht gewöhnter Menschen entstehen können, Antwort geben, machen eine charakteristische Besonderheit Berlins aus. Wie ein besorgter Freund begegnet Ihnen die Aufschrift am Eingange irgendeiner Berliner Institution, wie ein — alle Winkel und Mäuselöcher kennender — Führer leitet diese Sie in alle Stockwerke und Säle, und wie ein liebenswürdiger Hausherr geleitet sie den Fremden wieder zum Ausgang zurück. Manchmal haben diese Inschriften einen geradezu rührenden Charakter, z. B. „Vergessen Sie nicht Ihren Spazierstock!“ Und Sie brauchen sich nicht lange nach einer Inschrift umzusehen, diese sucht vielmehr Sie. Sie sind stehen geblieben im Zweifel, welchen Ausgang Sie wählen sollen, aber da ... drängt sich eine Aufschrift schon in Ihre Augen, sucht Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und zerstreut alle Ihre Zweifel wie mit einem Schlage. Wie von einem Ariadnefaden werden Sie mittels der Inschrift durch das Labyrinth des modernen Berlins geführt. Es ist tatsächlich kaum notwendig, zu fragen. Mein Därmehändler hatte recht, und Sie finden überall einen gedruckten Ratschlag oder eine notwendige Antwort.

Im Hotel fällt mir sofort eine dreisprachige Inschrift auf, die mich auf philosophische Betrachtungen bringt.

„Die Hotelverwaltung bittet seine höchst geehrten (most venerables) Besucher ...“ In tiefen Bücklingen wendet sich die Aufschrift an die Engländer.

„Messieurs les visiteurs sont priés ...“ Mit leichter Verbeugung redet sie den Franzosen an.

„Es ist streng verboten, die Zeitungen und Zeitschriften auf seine Zimmer mitzunehmen“, richtet sie sich ohne weitere Umstände an den Deutschen.

Ja, wie ist dies zu verstehen? Ist es eine Grobheit oder nur einfach Geschäftssprache?

Was es auch bedeuten mag, das französische s. v. p. (s'il vous plait) übersetzt man gewöhnlich im Deutschen mit dem Worte „verboten".



Muskelkultus

Welchen unbefangenen Beobachter hat nicht schon der blöde Kultus angewidert, den die breite Öffentlichkeit mit Rennfahrern, Jockeis, Athleten und ähnlichen modernen Helden treibt? „Diese Leute", so zeichnet sie Dr. Frosch in der „Welt a. M.", „sind wirklich in keiner Weise des Enthusiasmus wert, den sie bei Männern und namentlich auch bei Frauen entfesseln. Es gibt Weiber, die nach solchen Kerlen förmlich toll sind. Kein Wunder, daß sie sich dann für die Blüte und Auslese der Menschheit halten! Als ob ein Mensch, unter dessen niedriger Stirn kein einziger selbständiger Gedanke wächst, sich dadurch einen besonderen Wert zueignen könnte, daß er zehn Stunden hintereinander das Rad im Eilzugstempo strapaziert oder einen zottigen Konkurrenten auf die Erde schmeißt! Die Sportmenschen dieses Schlages sind derartig phantasielos, innerlich ärmlich und langweilig, daß es einen Hund erbarmen könnte, und es ist ein Jammer, daß man die geistentblößte, grazielose, unnütze physische Kraft überhaupt erwähnt. Wir haben einen sehr verständigen und leistungsfähigen Artistenstand. Ich habe stets hohe Bewunderung für das Können unserer Akrobaten, Turner und Jongleure gehabt. Diese Männer erfinden etwas, sie sind Künstler, deren Instrument der menschliche Körper ist. Aber sie haben freilich den Nachteil, daß man auf sie nicht w e t t e n kann. Und so wendet sich das Interesse des Publikums leider immer wieder den tristen Gesellen zu, deren Können lediglich dazu dient, irgendeinen zum Setzen geeigneten Rekord aufzustellen, der an sich absolut bedeutungslos ist. Da werden denn solche Ungeheuerlichkeiten ausgeheckt, wie das Sechstagerennen, das im Frühjahr alle Stumpfbolde Berlins in Atem hielt! Es gibt, weiß Gott, andere Möglichkeiten, die Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers auszuproben. Die Tatsache, daß ein Mensch dem andern um drei Nasenlängen auf dem Rade voraus ist, dürfte nun und nimmer zum Maßstab irgendeiner Wertschätzung werden. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist die Etikette als ‚Rennfahrer' hinreichend, um einen Menschen halbwegs gesellschaftsfähig zu machen. ...

Die Welt ist reich an interessanten und bedeutenden Dingen; und hinter bedeutenden Dingen stehen bedeutende Menschen. Wir haben Überfluß an hervorragenden Leistungen. Fast jeder Tag bringt einen Zuwachs an Wissen, an Erfindungen, und auch an Werken der Kunst ist unsere Zeit nicht arm. D i e s e n Dingen soll das Interesse eines gebildeten und reifen Volkes gehören, immer und täglich, nicht nur an einem nationalen Festtag wie dem der Zeppelinspende. Dann geht es vorwärts mit der Kultur, und durch die Ehrung seiner Werteschöpfer fördert sich das Volk selbst. Und neben dem Großen gibt es auch Hübsches, Farbiges, Freudiges; es gibt Feste, Spiel und Sport — eigenen, selbstbetriebenen Sport. An diesen Dingen mag man sich erholen und stärken. Die Veranstaltungen aber, die lediglich dazu dienen, ein paar Minuten Spannung zu bringen und Buchmachern und blöden Muskelmenschen Gewinne in den Schoß zu werfen, soll man meiden. Denn die Wichtigkeit, die man ihnen beimißt, züchtet eine traurige Art von Volkshelden: Leute, die nichts Rechtes können und, kraft ihrer Unbildung, doch alles wagen; Menschen, die, hohl und anmaßend zugleich, eine verderbliche, morastige, stinkige Unterschicht unserer Gesellschaft bilden; eine männliche Halbwelt, die das Laster in seiner größten Verkommenheit repräsentiert."



Sprachverblödung

Daß das Sportdeutsch nicht gerade schön, sondern ein greuliches Kauderwelsch ist, das, meint die „Standarte“, sei eben nicht neu. Ebendarum aber sei es auch früher nicht ganz Schriftsprache gewesen, vielmehr ein besonderer Stalljargon. „Erst seitdem die Allgemeinheit sich stärker für sportliche Angelegenheiten interessierte, wurde es zur Schriftsprache erhoben, und all die schönen Bezeichnungen, vom ‚Autler‘ angefangen bis zum neuesten Sprachungeheuer, dem ‚A v i a t e r‘, verdanken wir dieser Entwicklungsperiode. Warum muß eigentlich erstens jedes neue Wort, um das wir die deutsche Sprache bereichern wollen, um einen neuen Ausdruck für neue Begriffe zu schaffen, durchaus ein Fremdwort sein? Und zweitens, warum muß es außerdem noch möglichst falsch und sinnwidrig gebildet sein? Als der Luftschiffahrtssport zuerst aufkam, bediente man sich allgemein des durchaus einwandfreien Wortes Luftschiffer; nach kurzer Zeit aber wurde das viel präzisere deutsche Wort Luftschiffer durch das weit weniger zutreffende ‚Aviatiker‘ gänzlich verdrängt; aus dem Aviatiker wurde indes wiederum, da die neuen Sprachbereicherungen nach englischem Muster möglichst kurz sein sollen, der ‚Aviater‘, und dies ist jetzt allmählich die offizielle, allgemein übliche Bezeichnung für einen Luftschiffer geworden. Nach Analogie dieser Wortverstümmelung wird man demnächst auch wohl aus einem Kleriker einen Klerer und aus einem Symphoniker einen Symphonen machen, und es ist in der Tat eine recht betrübende Erscheinung, daß man früher in neuen Wortbildungen viel korrekter und logischer vorging als heute in unseren Tagen der Vollkommenheit.

Eine der allerherrlichsten Sprachbereicherungen verdanken wir dem Böhmischen Brauhause vormals A. Knoblauch, das uns den ‚P i l s a t o r‘ bescherte. Lediglich deshalb, weil die Geschäfte der Brauerei schlecht gingen und sie zur Hebung ihres Absatzes einen neuen Reklametrick brauchte. An allen Litfaßsäulen strahlt uns jetzt, nachdem die 35 000 Antworten auf das Preisausschreiben geprüft worden sind, das entsetzliche, preisgekrönte Wort ‚Pilsator‘ in Riesenlettern entgegen. Das Preisrichterkollegium mag ja ganz bierverständig und auch sonst unbescholten sein. Aber mit seinem Sprachgefühl ist's nicht weit her, ganz abgesehen davon, daß wirklich kein so zwingender Anlaß vorlag, zur Reklame für die Knoblauchschen Biere die deutsche Sprache zu bereichern. Nach Analogie des Pilsator werden wir nun vielleicht auch ein Boehmator, Grätzator oder Münchator bekommen; allerdings besteht die Hoffnung, daß andere Brauereidirektoren sich etwas mehr um ihre Berufsgeschäfte und etwas weniger um die Vermehrung der deutschen Sprache mit Wortmonstrositäten bekümmern.

Was heißt A u t o m o r s i e r e n? Automorsieren heißt im Grunde gar nichts; es ist ein halb griechisches, halb lateinisches Wortscheusal mit deutscher Endung. Aber wohin man in den letzten Wochen auch seine Blicke wenden mochte: auf der Straße, im Straßenbahnwagen, im Stadtbahnzuge, überall begegnet man dem aufdringlichen Plakat mit der blöden Frage: ‚Was heißt Automorsieren?‘ Wenn eine Fabrik irgendeins ihrer Erzeugnisse vertreiben will, so braucht sie dazu natürlich in hohem Grade die öffentliche Reklame. Aber wozu muß sie zu diesem Zwecke das sprachwidrigste und außerdem sinnloseste Wort erfinden? Automors ist doch naturgemäß ein chemisches Präparat, für das sich also eine sinngemäße Bezeichnung sehr einfach nach seinen Hauptbestandteilen finden ließe, genau so, wie man eben Schwefelsäure Schwefelsäure nennt und Teerfarbe Teerfarbe. Aber wenn man ein neues Desinfektionsmittel in den Handel bringen will, hält man es heute offenbar für nötig, eine gänzlich sinnlose Wortneubildung hierfür vorzunehmen, der jede logische Begründung fehlt.

Wo bleiben diesem Aberwitz gegenüber all die Sprachenreiniger und ihre zahllosen Vereine? Früher hielten sie es für notwendig, gegen jedes Fremdwort entrüstet zu Felde zu ziehen, das uns seit Jahrzehnten in Fleisch und Blut übergegangen war, und das überdies meist eine richtige, einwandfreie Wortbildung darstellte. Gegen die Serviette wurde erbittert



angekämpft, weil man sie Mundtuch nennen müsse, die Sauce wurde zur Tunke erhoben, und jedem Worte, das nicht den Nachweis seiner absolut einwandfreien Abstammung zu führen vermochte, wurde unerbittlich der Krieg erklärt. Das war eine riesengroße Narrheit, und die Mehrzahl der Gebildeten machte diesen Unsinn natürlich nicht mit, sondern spottete mit Recht über die maßlos *übertriebene* Deutschtümelei in sprachlichen Dingen. Aber es war doch immerhin eine bessere Zeit als die der ‚Aviater‘, des ‚Pilsators‘ und des ‚Automorsierens‘....“

Hier wäre der „grobe Unfugs“-Paragraph sicher mehr am Platze als bei so vielen anderen unmöglichen Fällen, zu denen er bekanntermaßen trotz kläglichsten Sträubens unerbittlich herangezerrt wird.





Was die *Detmolder Hermannsfeier* uns, oder besser: was wir ihr schuldig geblieben sind, hat der an der Spitze dieses Heftes stehende Aufsatz ausgeführt. Aber — das wollen wir reuig eingestehen — es haben alle Faktoren versagt: nicht nur die Fürsten, — auch die Schulen, auch die Presse, wir alle. Wenn die Schule oder die Presse dem Gedanken vorgearbeitet hätten, wenn sie ihre Schuldigkeit getan und schon *vorher* auf die Bedeutung des Tages hingewiesen hätten, — nimmer hätte diese einzigartige Gelegenheit, unserer Nation eine festliche Begründung ihres Nationalgefühls voll stärkster seelischer Werte zu geben, so ungenutzt bleiben können.

Nun wollen wir nachträglich noch gut zu machen suchen, was möglich ist. Die „Kreuzzeitung“ stellt sich das verhältnismäßig leicht vor: „Die trotz der großen Zahl von Teilnehmern nur auf einen verhältnismäßig geringen Teil unseres deutschen Volkes beschränkte unmittelbare Wirkung der Feier kann leicht vervielfacht werden. Es ist wohl kaum ein Deutscher, der nicht durch die Presse Nachricht von dieser Feier erhalten hat, die leicht zugängliche bildliche Darstellung unterstützt die Wirkung der Berichte, von Detmold lassen sich leicht und billig gute Festschriften und Illustrationen beziehen, so kann der Eindruck der Feier gewaltig erweitert werden, vor allem aber sollte er vertieft und weiter fruchtbar gemacht werden. Vertieft würde er, wenn alle Berufenen, vor allen Dingen Schriftsteller, Pfarrer und Lehrer, Gelegenheit nähmen, bei allen durch die Feier Angeregten den Faden weiterzuspinnen, das für dieses Einzelbild erregte Interesse zu benutzen, um die ihnen Zugänglichen in das *Werden und Wachsen unserer deutschen Geschichte* immer besser einzuführen.“

Hier liegt jedenfalls der entscheidende Punkt. Unser Volk muß eine *eingehendere Kenntnis seiner Geschichte* und damit der Vorbedingungen seines nationalen Seins erhalten. Die Kreuzzeitung denkt dabei vor allem an die *Geschichte der engeren Heimat*. „Bei dem ungeheuren Umfange allein der deutschen Geschichte bleibt es immer eine schwer zu beantwortende Frage, welche Gebiete den weiten Kreisen des Volkes, die auf die elementare oder sonst auf beschränkte Bildung angewiesen sind, besonders eingehend dargestellt werden sollen. Da will es uns scheinen, daß die Heimat hier ein gewichtiges Wort mitzusprechen hat. Sie kann dem einfachen Menschen am handgreiflichsten den Wandel der Zeiten, den Gang der Geschichte zum Segen oder Unsegen der Menschen vor Augen führen, denn das weltgeschichtlich bedeutende Ereignis wirft seine Wellenschläge in das einsamste Dorf so gut wie in die Großstadt, und diesen Wellenschlägen nachzugehen, würde der sicherste Weg zum Verständnis der großen Taten der Geschichte und zu ihrer dankbaren Würdigung sein. Alle methodischen Künste und amtlichen Vorschriften, alle Reden, Vorträge und Bücher können

dem Geschichtsunterricht die lebendige Anregung der Heimatkunde nicht ersetzen, aber von ihr geleitet können sie vielleicht nach und nach einen befriedigenden Geschichtsunterricht, eine auch die Massen packende Geschichtskenntnis schaffen."

Bei dem Detmolder Feste hatte ja nun gerade die engere Heimat nicht versagt; im Gegenteil konnte einem der Zweifel kommen, ob nicht zu sehr das lokale Geschehnis betont, ob nicht mehr die Schlacht im Teutoburger Walde, als die Befreiung Germaniens gefeiert werde.

In der Tat liegt hier eine Gefahr der sogenannten Heimatbewegung, ein Mangel der heutigen Betriebsart der Heimatkunde. Hermann Löns, der als Schilderer der Heide einer der feinsten Heimatdichter ist, führt das in einem Aufsatz der „Zeitfragen" überzeugend aus. „Besonders im deutschen Nordwesten, wo die Heimatbewegung seit ungefähr anderthalb Dutzend Jahren recht kräftig einsetzte, ist sie teilweise in eine Heimatsimpelei ausgeartet und mit einer Geschäftshuberei verknüpft, die geeignet sind, der ganzen Strömung einen Anstrich von Häßlichkeit zu geben, der ihr die Herzen ernsthafter Menschen zu entfremden droht. Es werden Trachtenfeste veranstaltet, die weiter nichts sind als eine Spekulation auf den Fremdenverkehr und mehr dazu dienen, der ansässigen Bevölkerung die Freude an der Volkstracht zu nehmen, als sie zu erhöhen. Überall auf dem Lande entstehen Wirtshäuser, deren marktschreierische Schilde mit Niedersachsentum, Heidefrieden und anderen schönen Dingen prahlen. Jedes noch so stümperhafte Gemälde, jeder noch so anfängerhafte Vers- oder Prosaband wird als ein wertvolles Stück Heimatkunst emporgelobt, sobald der Vorwurf sich in etwas mit Land und Leuten beschäftigt.

Die Leutchen, die sich so haben, vergessen völlig, daß die Heimatbewegung nur ein Mittel sein darf, das großdeutsche Stammesbewußtsein zu heben. Gaugenossenschaftsgefühl ist etwas Vortreffliches; es soll aber nicht zu geistiger Duodezerei ausarten, die an die Stelle von großen Werten Belanglosigkeiten setzt und vergißt, daß der Gau nur der Fleck ist, der uns Halt gibt. Daran wird viel zu wenig von den Verfassern der Heimatkunden gedacht, jener Bücher, in denen die geschichtlichen, landschaftlichen, volkskundlichen und sonstigen Verhältnisse eines bestimmten Gebietes in gemeinverständlicher Fassung behandelt werden. Sollen solche Bücher wahre Volksbücher sein und wirklichen Nutzen bringen, so müssen sie vom Weiten zum Engen, vom Reiche zum Gau führen oder den umgekehrten Weg einschlagen; sie dürfen sich aber nicht allein auf ihr Gebiet beschränken, denn dadurch zerreißen sie bei solchen Lesern, deren geschichtliche und geographische Kenntnisse gering sind, und deren staatsbürgerliches Bewußtsein unentwickelt ist, das Band, das Gau- und Reichsbewußtsein, das Stammes- und Volksgefühl verbinden soll.

Das soll kein Vorwurf, sondern nur ein Hinweis sein. Es ist erklärlich, daß ein Schriftsteller, der in einem Buche ein kleines Gebiet behandelt, voraussetzt, daß seine Leser allgemeine Kenntnisse genug besitzen, um sich selbst den großen Hintergrund zu der Stammesgeschichte zu schaffen. Man muß aber bedenken, wie gering, selbst im besseren Mittelstande, das geschichtliche und geographische Wissen ist, und vor allem, daß der großen Masse des Volkes, selbst den akademisch gebildeten Schichten, infolge der Einseitigkeit unserer höheren Schulen fast völlig jene tiefere, auf dem Verständnis der eigenen Rasse und der Kenntnis der heimatlichen Natur beruhende innige Stammes- und Vaterlandsliebe mangelt, die bei vielen Völkern, z. B. bei den Norwegern, Isländern, Schweizern und wohl auch bei den Chinesen die Grundlage der Bildung darstellt. Mag, wie bei den Ostmongolen, diese Bildung vom Standpunkte unserer Wissenschaft aus auch sehr mangelhaft sein, für das einzelne Volk ist sie von sehr hohem Werte, denn sie gibt ihm ein steifes Rückgrat anderen Rassen gegenüber. Bildung hat wenig Zweck wenn sie nicht zugleich Erziehung ist, und zwar Erziehung zum rassenbewußten, stammesfrohen, volksstolzen Staatsbürger. Daraufhin müssen alle Heimatkunden zugeschnitten werden, seien sie klein oder groß."

„In unserem Volke steckt viel verborgene Freude an seiner Geschichte; sie frisch zu erhalten und vor dem Verdorren zu hüten, ist die Aufgabe der Heimatkunden; das kann aber nur geschehen, wenn die Verfasser bei ihrer Arbeit im heimatlichen Unterholze nicht vergessen, Durchblicke zu hauen, die dem Leser die lockende Ferne zeigen."

Darauf kommt es in der Tat immer wieder an, daß das großdeutsche Bewußtsein wachgehalten und gesteigert wird. Dazu kann natürlich am ehesten freudige nationale Feststimmung beitragen; sie ist das beste Gegengewicht gegen alle Reichsverdrossenheit. Dafür, daß die engeren heimatlichen Festanlässe nicht ungenutzt vorübergehen, sorgt neben allem anderen schon der Eifer der Geschäftsleute, die dabei verdienen wollen. Die Aufgabe weitsichtiger Kulturwächter ist es, dafür zu sorgen, daß über die Enge hinausgelangt wird ins ganze Volkstum.

* * *

Ein kaum abzuschätzender national-ethischer Wert der Erfindung Zeppelins liegt sicher darin, daß sie in einer ärgernisreichen Zeit dem deutschen Volke so große Freude und volkstümlichen Stolz weckte. Und damit wurde die echte Begeisterung und die große Opferwilligkeit lebendig.

Freilich werden auch allerlei andere Dinge lebendig, wenn — wie der „Lokalanzeiger" sich rührend schön ausdrückte — solch ein Luftschiff „über das Herz Deutschlands hinstreicht". Hat doch ein Ehepaar in Neuwied seine Tochter mit dem Namen „Zeppeline" belegt, weil sie an dem Tage zur Welt gekommen war, an dem der Graf mit seinem Luftschiff die Stadt Neuwied überflogen hatte. Ein Rennstallbesitzer hat seinen alten Steepler, der sich bislang unter dem Namen „Extravagance" schlecht und recht durch die Welt schlug, „Zeppelin" umbenannt; und ein Wilmersdorfer Kaufmann hat bereits schmackhafte Zeppelin-Wurst im Schaufenster liegen. — Gibt es wirklich kein Gegenmittel gegen diese nur in Deutschland blühende Geschmacklosigkeit, daß sich jeder bedeutende Mann sofort gefallen lassen muß, seinen Namen mit Zigarren, Heringen, Würsten oder allerlei Getier verkoppelt zu sehen!?

* * *

Die Öffentlichkeit sollte überhaupt sich mehr gegen das geschmacklose Gebaren einer Geschäftsspekulation wehren, der alle Mittel recht sind. Die „Vossische Zeitung" bringt in ihrem Anzeigenteile folgenden Nachruf: „Nicht nur das preußische Heer hat in dem dahingeschiedenen Generalleutnant (folgt Name) einen tapferen und verdienstreichen Kameraden verloren, sondern auch das Pelzwarenmagazin Johann Uhler, Kommandantenstraße 79, hat in dem Entschlafenen einen sehr guten Kunden verloren, der sich durch seine langjährige und angenehme Kundschaft meinen wärmsten Nachruf erworben hat! — Gott lasse ihn selig ruhen!"

Übrigens sollten sich die Hinterbliebenen eine derartige — Unverfrorenheit nicht einfach gefallen lassen, sonst werden demnächst noch unsere Käselieferanten sich zu Grabreden aufschwingen. Wozu haben die Zeitungen einen für die Anzeigen verantwortlich zeichnenden Redakteur?

* * *

Dieser Posten müßte überhaupt etwas verantwortlicher aufgefaßt werden und nicht bloß zur Überwachung dafür da sein, daß man nicht mit dem Staatsanwalt zu tun bekommt. Sonst zerstört die Presse ihre beste eigene Arbeit. An einem besonders schroffen Fall des üblen Mißbrauchs literarischer Kritik sei das hier festgenagelt. „Den Spuren eines raffinierten Verbrechens seltsamster Art, wie es nicht einmal die Phantasie eines Conan Doyle auszudenken

vermochte, geht ein Roman nach, der soeben vor uns liegt und von uns noch ganz unter dem frischen Eindruck soeben vollendeter Lektüre empfohlen sei. Der Leser sieht die Spuren einer geheimnisvollen Tat, die wie ein ferner Nebel seinem Geiste vorschwebt, ohne sich zum festen Bilde gestalten zu wollen; er selbst wird in die Jagd nach dem Täter hineingezogen, die ihn durch die Straßen des nächtlichen London, durch die ganze abenteuerliche Welt lichtscheuen Gesindels und wieder durch die Paläste der Aristokratie führt, und immer aufs neue zeigen sich die geheimnisvollen Spuren des Verbrechers, die doch seine Persönlichkeit immer rätselhafter, seine Tat immer grauenhafter erscheinen lassen. So folgt der Leser mit geradezu fieberhafter Spannung den vielfach verschlungenen Wegen, die ihn der Autor führt, — immer von neuem wird er von Schauern des Entsetzens gerüttelt, bis das Verbrechen endlich in einer Szene von erschütternder Kraft, die in den Gängen eines verfallenen Kohlenschachtes spielt, seine Sühne, das Rätsel seine Lösung findet. — Ein Gefühl der Lähmung hält uns noch lange unter dem Eindrucke der zu furchtbaren Katastrophe gefangen, und erst allmählich finden wir Kraft zu einem erleichternden Aufatmen, so beklemmend ist der Eindruck der Lektüre. Dieser zweifellos das höchste Aufsehen hervorrufende Roman erschien zum Preise von 2 M, eleg. geb. 3 M, unter dem Titel .... im Verlag ‚Harmonie', Berlin. Niemand wird es bereuen, einige Stunden einer so spannenden und zugleich geistvollen Lektüre geopfert zu haben."

Diese Reklamenotiz erschien im Inseratenteile des sonst ja sehr vorsichtigen „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel". Verfasser und Titel des Romanes haben wir weggelassen, um ja nicht etwa die Zahl der Leser zu vermehren, „die immer von neuem von Schauern des Entsetzens gerüttelt" werden. Nun sind an sich derartige Verlagsanzeigen nichts Seltenes, und man könnte den Fall zu vielen ähnlichen legen, hätte die „Harmonie" nicht ihrer Geschäftsreklame folgenden Zusatz beifügen können: „Obige redaktionelle Notiz erscheint Anfang August in einer größeren Anzahl von hervorragenden Zeitschriften und Witzblättern, so u. a. in Woche, Leipziger Illustrierte Zeitung, Jugend, Lustige Blätter, Simplizissimus, Berliner Illustrierte Zeitung usw. usw."

Ich finde es als das Schlimmste, daß es bei angesehenen Zeitschriften Wege gibt, auf denen solche üble Reklame als „redaktionelle Notiz" sich einschmuggeln kann. Sie wird ja wohl ihre Stelle an einem Platze finden, den der Eingeweihte als zum Geschäftsteil gehörig deutlich erkennt. Aber das Publikum weiß das doch nicht. Es ist Ehrensache für Redaktionen und Kritiker, daß sie gegen diesen Mißbrauch im Interesse der Leserschaft auftreten. Denn die Reklame ist so abgefaßt, daß sie als Kritik der betreffenden Zeitschrift wirken soll: „Der Roman liegt vor uns und sei von uns noch ganz unter dem Eindruck soeben vollendeter Lektüre empfohlen." Es ist zum mindesten Pflicht der Redaktionen, für eine deutliche Trennung des redaktionellen vom geschäftlichen Teile zu sorgen, sonst machen sie sich der Irreführung der Leserschaft mitschuldig.

* * *

Und wir haben doch allen Grund, der wachsenden Verflachung unseres geistigen Volkslebens mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Da so viel von den geistigen Darbietungen unserer Großstädte gesprochen wird, sei auch beachtet, wie Professor v. Pflugk-Harttung in der „Gegenwart" die Benutzung einer der wertvollsten Einrichtungen beleuchtet. „Vor kurzem ist ein Bericht über das städtische Bibliothekswesen in Berlin erschienen. In ihm fiel die verschwindend geringe Zahl der weiblichen Benutzer auf: nur 9500 Frauen und Mädchen standen 154 000 Männern gegenüber. Man äußerte, der Grund dieser Erscheinung beruhe auf Mangel an Zeit, weil das Mädchen der wirtschaftlich schwächeren Stände den ganzen Tag mit Hausarbeiten beschäftigt sei. Wir vermögen diese Auffassung nicht zu teilen. Die unverheiratete Berlinerin der ärmeren Klassen arbeitet daheim wenig, meistens gar nicht, sondern überläßt

das der Mutter. Hockt sie berufslos zu Hause, so schläft sie nicht selten lange und vertrödelt die Zeit großenteils mit Nichtigkeiten, wie Haarfrisur, Toilette und Schwatzen. Ist sie in einer Fabrik oder im Laden tätig, so hat sie abends frei und noch mehr, wenn sie sich dem Kontor gewidmet hat. Die Mußestunden der Männer und Mädchen dürften sich also ziemlich gleich bleiben, und sollten sie sich wirklich zuungunsten der Mädchen verschieben, so rechtfertigt dies keineswegs das geradezu beschämende Auseinanderklaffen der Zahl. Will man die wirkliche Tätigkeit Abertausender von Berlinerinnen während ihrer Freizeit beobachten, so braucht man sich nur nach den Zelten, nach Treptow, Halensee usw. zu bemühen, braucht man nur die weißen oder gelben Schuhe, die aufgarnierten Riesenhüte und die weißen Kleiderfähnchen zu sehen, die die keineswegs immer schönen Wesen zur Schau tragen; braucht man nur zu bewundern, wie sie vor jedem Spiegel, selbst vor Spiegelscheiben stehen bleiben und sich im Glanze unechter Locken und nicht minder unechter Schmucksachen sonnen. Die zunehmende Veräußerlichung und Putzsucht sind es, die die Mädchen innerlich veröden und sie vom Lesen besserer Bücher fernhalten, die sie den Hintertreppenromanen ausliefern. Ein ernster Bildungstrieb ist der Durchschnittsberlinerin völlig abhanden gekommen, am meisten findet er sich noch im Mittelstande. Dafür spricht auch, daß sich unter den Volksbibliothekbenutzern 900 Kaufleute und 528 Schüler befanden, also dieselben Stände, die in der Damenwelt stark vertreten sind, ohne daß sie der Bildungsanstalt zustrebten."

* * *

Im übrigen gibt es auch „Bildungs-Institute", die systematisch an der Verblödung des Volkes arbeiten. Eines der schlimmsten sind die Berliner Theater im Sommer. Manche mögen den ohnehin verlachen, der das Theater noch zu den Bildungsanstalten rechnet. Wir aber sind gläubige Idealisten. Aber die Berliner Theatermacherei im Sommer gehört doch unter den schlimmsten Unfugsparagraphen. Fast in allen Theatern herrscht die Operette. Was da an Blödsinn und Geschmacklosigkeit monatelang aufgetischt wird, treibt einem die Schamröte ins Gesicht. In anderen Theatern wurstelt eine zusammengewürfelte Truppe Lustspiele herunter, denen gegenüber der schlechteste Kotzebue eine Literaturhöhe bedeutet. Jene Bühnen, die ihr „Zugstück" durchspielen, arbeiten mit billigsten Ersatzkräften. „Für die Fremden ist's lange gut genug. Warum gehn sie im Sommer in Berlin ins Theater!" — Ja, warum?

Übrigens ein ernstes Wort ist auch über die einzige Bühne am Platze, an der im Sommer wirklich gearbeitet wird, „fieberhaft gearbeitet", wie Schmock sagen würde. Ist Fieber gesund? — Ich rede von der Gura-Oper, so genannt nach ihrem Leiter Hermann Gura. Nachdem sie jahrelang aufs böseste herumexperimentierte, hat die Königliche Oper in den beiden letzten Sommern das „Neue Königliche Opernhaus" diesem erprobten Regisseur und Sänger übertragen. Dabei überläßt die Intendanz dem Unternehmen alle jene Opernwerke, die unbedingt „ziehen", deren Monopolisierung durch die Königliche Oper sonst das Aufkommen jeder zweiten Oper in Berlin so sehr erschwert. Das wird nun weidlich ausgeschlachtet. An fast allen Abenden stehen Werke Richard Wagners auf dem Spielplan. Das klingt großartig. Aber wie die Verhältnisse liegen, kann nicht eine einzige Vorstellung wirklich gut vorbereitet werden. Gerade das, worauf es bei Wagner, wie überhaupt bei jedem großen Kunstwerke, vor allem ankommt: das Zusammenspiel versagt. Als Ersatz wird mit einem Star-System gearbeitet, das an die schlimmsten Zeiten der italienischen Oper erinnert. Unter dem Deckmantel des Namens Wagner werden die schlimmsten Sünden gegen sein Kunstideal gehäuft. Und nicht einmal der eine Milderungsgrund ist vorhanden, daß die Preise so gehalten wären, daß nun jene Kreise zum Besuche Wagnerischer Werke kämen, denen die Königliche Oper zu teuer ist.

Trotz dieser offen zutage liegenden verhängnisvollen Mängel erfährt die Gura-Oper die stärkste Unterstützung nicht nur der Königlichen Intendanz, sondern auch der ganzen Musikkritik unserer Presse. — Es wird eben so „fieberhaft gearbeitet“.

* * *

„Freunde, nicht solche Töne!“ Es hört sich ja an, als gäbe es gar keine zufriedenen und beglückten Leute mehr. Dem ist nicht so. Haltet euch das „Letmather Wochenblatt“. Dieses ist noch voll idealen Empfindens, das nur des Anstoßes bedarf, um in hinreißenden Wogen überzuschäumen. Ein solcher Anlaß war die Automobilfahrt, die Prinz Eitel kürzlich durch das Sauerland führte. Man lausche und erbaue sich: „Mit der Schnelligkeit des durcheilenden prinzlichen Kraftwagens pflanzte sich das Hoch- und Hurrarufen fort, und manch Taschentuch, das erst mit Begeisterung geschwungen wurde, ward verstohlen benutzt, um Tränen der Rührung wegzuwischen, die das überschäumende patriotische Gefühl den Augen entlockte. In die unaufhörlich donnernden Grüße aus den Steinbrüchen her — eine Ovation, die Letmathe allein in dieser Großartigkeit ausführen kann — mischte sich der eherne Klang der Kirchenglocken und das helle Bimmeln des Krankenhausglöckchens. Schon morgens, als der Prinz mit dem 8 Uhr-Zuge durchkam und am Bahnhof einige Minuten Aufenthalt hatte, wurde er mit einer Kanonade begrüßt, die ihm unvergeßlich sein wird. Es sollen über 1000 Dynamitpatronen verschossen worden sein. Auch uns ist seine Durchfahrt unvergeßlich. Die Kinder werden einst ihren Kindern erzählen, daß auch sie haben jubeln und grüßen dürfen, und daß die freundlichen Widergrüße des jugendlich männlich hübschen Kaisersohnes ihnen ins Herz gedrungen sind.“ Wir wünschen den Letmathern alles Gute und darum hoffen wir, daß niemals der Kaiser selber durchs Sauerland fahre; sonst könnte es doch gefährlich werden.

St.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers,** beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen **wird keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen“** des **„Türmers“** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil **Freiherr von Grotthuß, Bad** Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: **Dr. Karl Storck, Berlin** W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: **Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.**

Herbstgedanken  F. Müller-Münster



XII. Jahrg. November 1909 Heft 2

Unsere Toten

Von

K. A. Busch

> Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.
> Jesus (Matth. 22, 32)

Das wirbelnde fallende Laub des Herbstes, Oktobersturm und trübe Novembertage ... wer entgeht den ernsten, melancholischen Gedanken, die sie leise und geheimnisvoll in unserer Brust erwecken? Nie im Jahre scheint uns der Friedhof oder ein Leichenzug so harmonisch in die Welt zu passen, als wenn die wirbelnden gelben Blätter auf sie niedertanzen ...; Allerseelen, Totensonntag ..., nicht umsonst feiern sie die Gläubigen in diesen Wochen.

Sollen wir uns der Todesgedanken gewaltsam entschlagen? Hinausfliehen in Vergnügen und Lust, untertauchen in Frohsinn und Genuß ..., sollen wir uns gewaltsam mit dem naturnotwendig wiederkehrenden Frühling trösten? Ja, der Frühling kehrt wieder, aber der Lenz des Lebens nie. Unaufhaltsam rollt das Rad unseres Lebens ..., dem Tode zu. Wage es, dem Tod zu entfliehen! Du kannst es nicht. Jedes Trauerhaus in deiner Stadt mag dich daran erinnern: Mors imperator!

Also genießen, solang es Zeit ist, und dann sich als gesättigter Gast gemessen von der Tafel des Lebens erheben? Den Leichtmütigen und vom Glück Begünstigten mag es eine Zeitlang gelingen. Dein wohlausgestattetes Haus, deine Güter



Herbstgedanken — F. Müller-Münster



XII. Jahrg. November 1909 Heft 2

Unsere Toten

Von

K. A. Busch

Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.
Jesus (Matth. 22, 32)

Das wirbelnde fallende Laub des Herbstes, Oktobersturm und trübe Novembertage ... wer entgeht den ernsten, melancholischen Gedanken, die sie leise und geheimnisvoll in unserer Brust erwecken? Nie im Jahre scheint uns der Friedhof oder ein Leichenzug so harmonisch in die Welt zu passen, als wenn die wirbelnden gelben Blätter auf sie niedertanzen ...; Allerseelen, Totensonntag ..., nicht umsonst feiern sie die Gläubigen in diesen Wochen.

Sollen wir uns der Todesgedanken gewaltsam entschlagen? Hinausfliehen in Vergnügen und Lust, untertauchen in Frohsinn und Genuß ..., sollen wir uns gewaltsam mit dem naturnotwendig wiederkehrenden Frühling trösten? Ja, der Frühling kehrt wieder, aber der Lenz des Lebens nie. Unaufhaltsam rollt das Rad unseres Lebens ... dem Tode zu. Wage es, dem Tod zu entfliehen! Du kannst es nicht. Jedes Trauerhaus in deiner Stadt mag dich daran erinnern: Mors imperator!

Also genießen, solang es Zeit ist, und dann sich als gesättigter Gast gemessen von der Tafel des Lebens erheben? Den Leichtmütigen und vom Glück Begünstigten mag es eine Zeitlang gelingen. Dein wohlausgestattetes Haus, deine Güter

mögen dich erfreuen, bis du sie zurücklassen mußt. Deine Wangen mögen blühen, bis sie zerfallen, dein Haar dunkel dein Haupt umlocken, bis es bleicht, deiner Freunde und Kinder magst du dich freuen, bis sie krank werden oder sterben ... mors imperator!

Glück und Wohlstand ist unmöglich unser Lebensziel. Die Leichtmütigen mögen wie Schmetterlinge die Blume umgaukeln, solange sie blüht. Der Abend kommt, wo sie erkaltet zu Boden sinken. „Glück“ ist ein Irrlicht, das uns narrt. Was also? Mutig und männlich dem Tod ins Auge schauen, gerüstet mit Schild und Speer den schwarzen Ritter erwarten und den Kampf kämpfen, bis sein Streich dich trifft, mit Würde und Weihe fallend siegen! Ihm trotzen auch dann, wenn du mit Cato ihn suchst und dir das Recht nimmst, über deines Lebens Länge zu entscheiden! Sterbend siegen!

Also ist das Leben der Güter höchstes nicht? Wer so denkt, hat dem Glück den Abschied gegeben. Es-gut-haben-wollen ist nicht das Lebensziel. Aber ist damit genug gewonnen, daß ich tränenlosen Auges die Ruinen stürzen sehen kann? daß ich, ohne mit der Wimper zu zucken, mein Haus vernichtet, meine Lieben sterben und meinen Leib siechen sehe? daß ich wie eine Marmorstatue dem Barbar Tod gegenüberstehe, bis seine rohe Hand das schöngebildete Haupt herabschlägt? Wozu lebte ich, wozu sterbe ich? Wozu das Gewordensein und das Nichtmehrsein? — —

Ich bin ein Mensch gewesen und habe gelebt. Ich bin ein Mann gewesen und habe gewirkt. Ich bin eine Mutter gewesen und habe Kinder geboren. Ich bin Arbeiter gewesen und habe die Hände gerührt. Ich bin Soldat gewesen und habe Schlachten mit gewonnen. Ich bin der Geringsten einer gewesen und habe ein hartes Leben gehabt, aber mein Dienst ist nicht vergessen. „Ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“ Was ich gearbeitet, ist ein Teil der Welt geworden; was ich geschaffen, ist Kapital geworden, von dem andere zehren. Für wen ich gesorgt, bleibt unvergessen; wem ich geholfen, der dankt mir ewig. Ich lebe in meinen Werken, auch wenn ich nur Stoffe genäht und Stiefel geputzt; ich lebe, gleichviel ob ich in Schlachten gestritten oder den Faust der Menschheit hinterlassen. Ich lebe im Angedenken meines Kindes und im Ruhm der Nachwelt.

Heil dir, wenn dein Name in Erz und Marmor geschrieben, Heil dir, wenn deine Werke alle Geschlechter preisen! Heil dir, wenn dein Dienst nicht vergessen und deine Liebe nicht verkannt wird! Aber der Marmor zerbröckelt, das Andenken verblaßt, die Liebe erkaltet. Und wenn du nur eine Knospe warst, die nicht blühen durfte, wenn schon deine Kinderwangen der Tod gezeichnet, wenn Siechtum dich zur Untätigkeit verdammte? Mors imperator! Auch die Geschichte ist ein Leichenfeld wie die Natur. Alles wird, vergeht und wechselt, verblaßt, bleicht und stirbt. Arbeit und Treue taucht unter im Strom des Lebens, tanzenden Wellen und zerplatzenden Blasen vergleichbar. Ist also der Tod das letzte Wort? Herrscht das ewige Weh, das Leid? Ist das Nein die Grundantwort der Welt? Sehnen wir uns mit Recht nach dem Erlöschen und Vergehen, nach der Auflösung im All? Ist der melancholische Herbst das Symbol unseres Lebens? — — —

Die Fragen nach dem Leben und dem Tod lassen uns nicht los. Der Tod ist der große Ewigkeitspförtner, der die Gleichgültigen rüttelt und die Leichtsinnigen



zerschellt. Was ist der Sinn des Daseins? Du fühlst, du bist zum Leben geboren. „Leben" und „Ja" muß die Grundantwort der Welt lauten. Freilich nicht geboren zum Leben der Pflanze und des Tiers; die Frage nach dem Sinn des Lebens selbst zeugt von deinem Adel. Die Frage nach der ewigen Wahrheit ist selbst der Anfang ewigen Lebens. Der Durst nach unvergänglicher Wahrheit und unvergänglichem Leben ist selbst nicht Natur, die vergeht. Der Wille zum Sein, nicht bloß der Trieb des natürlichen Lebens, der Wille zur Arbeit, zum Schaffen, der Wille zum Wirken im Wertvollen, der Wille zum Gutsein, das Sollen, dem du nicht entfliehst, ist selbst nicht dem Tode unterworfenes Leben, sondern der Punkt, wo dich die Ewigkeit anschaut mit ihren ruhigen, großen Augen, wo du dich selbst hinausgehoben fühlst über alles Kleine und Gemeine, über Sorge und Leid — auch über den Tod. Ich bin mehr, als daß ich lebe, ich bin ein Ich, ein Selbst, ein Wille, ich bin selbst Ewigkeit, von oben, nicht von unten.

Wer Glück, Leben, Gesundheit, Nachruhm sucht — ist noch auf der Bahn des animalischen Trieblebens, des Lebensinstinktes, der es gut h a b e n, nicht gut s e i n will. Wer aber will, was ewig und gut ist, „lebt, obgleich er stirbt", ja der Tod kann die Krone seines Lebens werden. Sich-ewig-wissen in der Zeit ist allein die Überwindung des Todes, ist allein Fußfassen in der „anderen Welt". Die Erfahrung ewigen Lebens in dir selbst läßt dich allein erkennen, daß alle Lebensstufen Wandlungen sind, daß auch der Tod nur eine Pforte zu höherem Leben sein kann. Gott ist das Leben und will Leben. Was existiert überhaupt anderes als Leben selber. Vernichtung ist schon sinnlos in der materiellen Welt, mehr noch in der geistig-sittlichen. Über dem mineralischen und vegetabilischen Leben baut sich das tierisch-menschliche auf. Aus diesem erhebt sich das sittliche. Und wenn wir es wagen, den Schleier zu lüften, der über der Todespforte liegt, so muß der Tod die Entschränkung des sittlichen Lebens vom animalischen bedeuten.

Was ist das wahrhaft Wirkliche? Die Antwort auf diese Frage entscheidet über deinen „Glauben". Gelangst du zur Überzeugung, der reine gute Wille unterwirft sich alle Wirklichkeit, so weißt du, daß du, des „Lebens" voll, nicht sterben kannst. Wer die allmächtige Herrschaft des Guten in sich erfahren hat, hat nicht nur an den Saum des Ewigen gerührt, sondern die Hand dessen erfaßt, der nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen ist. Von einem in der Weltgeschichte heißt es mit wunderbarer Zuversicht, daß er „lebt", denn „in ihm war das Leben". Und weshalb war in ihm das Leben? Weil er ganz Gottes war. Wer mit diesem ist, gewinnt das Leben, weil dieser ihn mit dem Vater des Lebens zusammenschließt. — —

Aber bleiben nicht noch tausend Fragen übrig, die uns wie krächzende Raben umkreisen? Sicherlich. Wohl steht unser Fuß auf festem Land, aber ringsumher branden die Wogen: Körper und Geist? Seele und Leib? Gehirn und Gedanke? Gibt es „Leben" ohne Leib? — Wir wissen es nicht. Im Bereich unsrer natürlichen Erfahrung nicht, aber das „Leben", das wir meinen, ist ja auch keine „Natur" mehr. —

Aber alle jene Menschenblüten, die der Frost überrascht und der Wind vor der Zeit herabgeweht? Hatten sie schon „Leben", das den Tod überdauert? Und alle jene Millionen in Jahrtausenden, die nie zum Licht durchdrangen oder das Licht sahen und es haßten? — Doch hat Gott nicht unendlich viele Möglichkeiten,

Verlorene zu retten? Kann Gott etwas mißlingen? Sollten seine Schöpfungsgedanken durchkreuzt werden können? Wer weiß, welcher Dienst und welche Arbeit noch der Vollendeten harrt? Und wer will sich zu den Vollendeten zählen? —

Aber alle jene, die dahinstarben, gerade weil sie „gut“ waren? Die starben, weil sie „mutig“ waren? Die verblichen, weil sie für andere lebten? Hat Gott ihr Leben nicht offensichtlich fortgeworfen? — Wohl, ihr Leib zerbrach in Arbeit und Dienst und Bekenntnistreue — aber eben damit traten sie in das „ewige Leben“ ein, in jenes Leben, das nicht Wohlfahrt und Gesundheit, nicht Glück und Natur ist. —

Doch wie sieht das „ewige Leben“ aus? Sind nicht alle Paradiese, an die die Menschen glauben, Erdichtungen ihrer kindlichen Phantasie? Hat je ein Erdgeborener jenes Land geschaut, von dem sie singen und sagen? Sind sie Wirklichkeit, die Stadt mit den „goldenen Gassen“ der Christen, die messianische Zukunft der Juden, die Jagdgründe der Indianer und die himmlischen Freuden des Islam? — Wes das Herz voll ist, dem geht der Mund über: der „Himmel“, wo das ewige Leben ist, liegt hinaus über alle natürliche Erfahrung. Mit Erdfarben müssen wir den Himmel malen, wenn wir ihn *malen* wollen. Lassen wir die kindlichen Phantasien auf dem Vorhang stehen, der die Zukunft verhüllt. Noch jedesmal ist die offene Bühne herrlicher gewesen als der schöne Vorhang, der sie verhüllte. Eins ist zwar sicher: der „Himmel“ wird mehr bieten als Engelstimmen und Harfengetöne, wahrlich Höheres als Jagdgründe und Becher köstlichen Weines; doch „es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“.

Sind wir aber des „Lebens“ voll — welch heidnischer Trauerkult dann auf unsren Gräbern! Wozu namenloser Schmerz und dumpfe Verzweiflung, wenn wir die *Erden*gestalt unsrer Lieben hinaustragen? Flor und Krepp paßt für die, die keine Hoffnung haben. Die Märtyrer verstanden mehr davon, wenn sie ihren Tod auf dem Scheiterhaufen als ihren Geburtstag ansahen: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.“ Das ist unser Trost, wenn die Melancholie des Herbstes und des Todes uns übermannen will, ein Trost nicht von den leichtfertigen Lippen schönredender Menschen, sondern von Gott, der uns das „ewige Leben“ schon hier erfahren läßt.

Demut

Von

Johanna M. Lankau

Du lernst die rechte Demut nicht
Daheim am warmen Herde!
Nur wer das Brot der Fremde bricht
Mit sehnender Gebärde,

Nur wer mit Schweigen hat geneigt
Das Haupt bei harten Worten,
Ein heimwehkrankes Lied gegeigt
Vor festverschloßnen Pforten,

Nur wer mit duldendem Gesicht
Ging durch den Staub der Erde — — —
Du lernst die rechte Demut nicht
Daheim am warmen Herde!





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel

Belisar

Die Waldnymphen in ihren flatternden Sommergewändern, in weiterem Kreise umschwärmt von den Kindern und den beiden langhaarigen Windspielen, zogen den blinden Dichter im Triumphzug nach dem Gehölz. Amoretten flogen voraus; von Ast zu Ast schnellten sich Sylphiden. Es war eine Szene aus Märchenland; die Göttin Kypris stand auf einem Rosengewölk und winkte lächelnd Beifall.

„Belisar hat neulich Geburtstag gehabt", rief Octavie, „heute muß er uns als Nachfeier einiges aus seinem Leben erzählen! Wollen Sie uns die Freude machen, lieber Herr Pfeffel?"

„Was bleibt mir denn anders übrig als zu gehorchen, mein Kind?" versetzte der Dichter. „Ich bin ja von einer Feenschar eingefangen, werde in ihr Land entführt und muß halt tun, was Ida und Immortelle und Eglantine und die andern holden Wesen beschließen."

Pfeffel nannte die Schäfernamen seiner anmutigen Freundinnen: sie waren ja nun im Nirgendsland Arkadien, das von friedlichen Hirten bevölkert war, sie mußten also auch ihre bürgerlichen Namen ablegen und sich in idyllische Kosenamen hüllen. So hieß denn Henriette im Bundeskreise „Eglantine" (wilde Rose); Annette von Rathsamhausen ward „Immortelle" getauft; Pfeffels älteste Tochter Katharine Margarethe pflegte in seinen Gedichten „Phoebe" genannt zu werden, während seine Lieblingstochter Friederike den Kosenamen „Rike" behielt; ein frühverstorbener Lieblingssohn war unter dem Geisternamen „Sunim" bekannt; Pfeffels Gattin wurde als „Doris" gefeiert. Ihn selbst aber, den Blinden, nannte man nach jenem — angeblich in seinem Greisenalter der Augen beraubten — Feldherrn des oströmischen Kaisers Justinian: Belisar.

„Erst aber müssen wir Herrn Oberlin benennen", rief Ida, im bürgerlichen Leben Octavie von Birkheim.

Es erhob sich dort, im abendlich beleuchteten Park, unter Birken, Tannen und Haselbüschen auf einem künstlichen kleinen Hügel ein „Tempel der Freundschaft". Ein rundes weißes Tempelchen aus Stein war es, auf drei Säulen gestützt. Aber die klare Antike war gemildert und umwölkt von blühendem Rankenwerk, das sich von benachbarten Wipfeln und Büschen herüberspann.

Hieher schwärmten die Jungfrauen. Da zu wenig Stühle vorhanden waren, sandte man die Kinder zurück und ließ Decken holen. Diese wurden ausgebreitet, und die jungen Mädchen lagerten sich darauf. Pfeffel hatte auf dem Rohrstuhl in Tempels Mitten Platz genommen, mit einer farbigen Decke weich umhüllt; und da saß er nun zwischen dem jugendlich anmutigen Völkchen, den Elfenbeinstock in der Hand, „wie Apollo inmitten der lagernden Schar der Mänaden" — oder, fügte er hinzu, „um artiger zu sein: wie ein Priester der delphischen Pythia zwischen den Tempeljungfrauen".

Dann lenkte sich das Gespräch in den Ernst hinüber, und die jüngeren Kinder mit Sigismund entflogen nach und nach in den Park.

„Unser Freund aus dem Steintal also!" begann Belisar. „Seht, Kinder, es ist mir neulich eine merkwürdige Tatsache aufgefallen. Ob nicht die Weltgeschichte ihren geheimen Rhythmus hat? Oberlin hat dasselbe Geburtsjahr wie der warmherzige Dichter Mathias Claudius zu Wandsbeck und der mystisch fromme Augenarzt und Schriftsteller Jung-Stilling: nämlich das Jahr 1740. In demselben Jahre ist mein Freiburger Freund, der liebenswürdige Lyriker und Professor Johann Georg Jacobi geboren; und wenige Monate später, im Jahre 1741, unser weithin wirkender Physiognomiker und Seelsorger in Zürich, mein lieber Freund Lavater. Ich selbst bin vier Jahre vor Oberlin auf diese Welt der Arbeit gekommen, bin also mit meinen 53 Jahren so eine Art Alterspräsident dieser Gruppe, mit der ich mich in recht vielem eines Herzens fühle. Und fünf Jahre nach Lavater, innerhalb desselben Jahres 1746, sind die Erzieher Campe und Pestalozzi geboren. Sehen Sie, meine Freundinnen, dies ist doch ein wunderlich Zusammentreffen, nicht wahr? All diese Leute haben in der Menschheit eine ähnliche Aufgabe: sie haben der Jugend und den Erwachsenen Gemütswahrheiten zu verkünden. Diese Geister helfen mit an der seelischen Erziehung des Menschengeschlechts. Und — beachtet es wohl — während man in Frankreich von außen her Revolution macht, versuchen diese Deutschen, Elsässer und Schweizer von innen her den Menschen zu erneuern. Wie köstlich, wenn beides gelänge: eine seelische und eine staatliche Erneuerung der Menschheit!"

„Und wie köstlich, mithelfen zu dürfen bei einem so schönen Werk!" rief Immortelle.

„Das kann jeder von uns", bestärkte Pfeffel. „Ja, jede einzelne von Ihnen kann das! Heißt nicht die Losung unseres freundschaftlichen Kreises: ‚vereint, um besser zu werden'? Nun, was steht uns denn im Wege, mit uns selbst anzufangen und in unablässiger Selbsterziehung an uns zu arbeiten? Das wird dann ganz von selbst auch auf unsre Umgebung veredelnd überstrahlen ... Und solch ein Meister der Selbsterziehung und der ausübenden Liebe ist eben Pfarrer Oberlin im Steintal: ein Geist von einer prachtvollen Einheit und Geschlossenheit

des Charakters. Es ist in der Tat bewundernswert, wie dieser energievolle und zugleich so einfache Mann das vordem fast gänzlich verwilderte Steintal in ein beseeltes Land verwandelt hat."

In diesem Augenblick strichen die Marquise von Mably und der Hauslehrer Hartmann in der Nähe vorüber. Als Pfeffels klare, wohllautende Stimme durch den stillen Sommerabend klang und die Worte „prachtvolle Einheit und Geschlossenheit des Charakters" besonders deutlich vernehmbar waren, blieb Viktor aufhorchend stehen.

„Von wem sprechen sie wohl?" fragte er die Begleiterin.

„Wir wollen sie belauschen", versetzte die Marquise, „und hernach verspotten und karikieren wir sie ein wenig."

Die beiden blieben einen Augenblick lauschend hinter dem Gebüsche stehen.

Pfeffel fuhr fort:

„Dieser edle Charakter steht auf den Felsen seines Steintals wie — nun, wie soll ich mich ausdrücken — ich würde sagen: wie eine Tanne, jedoch der Vergleich ist zu weltlich und zu trotzig. Es ist aber Wärme in Oberlins tiefem Gemüt, er ist zart und stark zugleich, er ist fromm und ist praktisch. Etwas Biblisches ist um ihn her; und so wäre er wohl eher zu vergleichen der Zeder auf dem Libanon."

„Die Zeder!" rief Eglantine, in die Hände klatschend. „Nennen wir ihn die Zeder!"

Die Marquise zog den Hauslehrer mit fort. „Kommen Sie schnell, lieber Herr Hartmann, sonst flüchten Sie sich unter den Schatten dieser Zeder und lassen mich einsame Frau im Stich! Kommen Sie, sonst werden Sie auf diesen umschwärmten Herrn Pfeffel eifersüchtig! Oder sind Sie es schon? Gestehen Sie's offen: wären Sie nicht lieber bei jenen jungen Baronessen als bei mir alten Dame?"

Die angeblich alte Dame von dreiunddreißig Jahren schaute ihn mit so heiter sprühenden Augen an, daß er lachend beteuerte, er sehne sich ganz und gar nicht nach jener poetischen Geselligkeit, er sei dazu viel zu nüchtern, auch vermisse ihn dort niemand.

„Indessen — warum mögen Sie Herrn Pfeffel nicht recht?" setzte er plötzlich hinzu.

„Ich? Oh, ich verehre diesen liebenswürdigen Erzieher und Menschen außerordentlich. Seine Bücher zwar kenne ich nicht."

„Nun, aber was vermissen Sie denn eigentlich an diesem Kreise, wenn ich fragen darf?" beharrte Viktor.

Die Marquise blieb stehen und schaute ihm mit ihren blitzenden Schwarzaugen voll ins Gesicht.

„Die Leidenschaft, mein Freund!" rief sie. „Jene Flamme, die in Rousseaus Heloïse brennt! Das Genie! Die Dämonie! Ein bißchen Teufelei, wenn Sie mir gütigst gestatten!"

Dann setzten sie ihren Weg fort. Hartmann empfand unter eigentümlichem Schauer, daß hier eine andere Art von Lebensflamme brannte als in jenem Tempel der Freundschaft.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Hartmann", plauderte sie lachend weiter. „Ich sage das nur, um Sie zu necken. Alles an Ihnen ist moralisch und korrekt. O Himmel, ist denn aber das Moralische wirklich der Gipfel des Daseins? Dann wären ja vertrocknete Betschwestern die vorzüglichsten Exemplare der Menschheit!"

„Das Moralische?" rief der Lehrer verwundert und verwirrt. „Aber was scheint Ihnen denn als das Höchste, wenn nicht das Moralische?"

„Die Liebe!" erwiderte die Frau, „die Leidenschaft!"

Inzwischen erzählte Pfeffel seinen liebenswürdigen Freundinnen Einzelheiten aus seinem Leben. Der durchstrahlte Hain, über den sich die Glut der Abendröte ausgoß, war kaum merklich vom spielenden Windhauch bewegt. In der Ferne jagten sich Kinder und Hunde; die Gruppe der Damen saß unter hohen alten Bäumen; in ihrer Nähe wanderten Birkheim und sein Freund Türckheim in politischen Gesprächen auf und ab; die Marquise suchte mit ihrem jungen Begleiter entfernte Pfade auf. Und im Tempel der Freundschaft unterhielt der seelenvoll erzählende Dichter seine aufmerksamen Zuhörerinnen.

Man liebte damals derartige gesellige Freundschaftsbündnisse, vom äußersten Elsaß bis nach Darmstadt, wo die Elsässerin Karoline Flachsland, „Psyche" genannt, Herders Braut und Gattin wurde, und weiter nach Erfurt, wo sich Karoline von Dacheröden aus ähnlichen Freundschaftsbeziehungen heraus mit Wilhelm von Humboldt vermählte. Ja, selbst noch weiter nach Norden, in Berlin, blühte solcher Freundschaftskultus; in Halberstadt hatte der alte Gleim seinen Tempel der Freundschaft; und Klopfstock besang gleich in seinen ersten Oden schwungvoll und weithin beachtet seine Freunde. Ein späteres Zeitalter nannte diese Gemütspflege empfindsam. Indessen war in jenen Menschen Jugend und Poesie; es war ein sittlicher Leitgedanken in ihrem ästhetischen Spiel; es war in ihren Herzen religiöser Idealismus. Daß sie im übrigen den Widerständen des Schicksals gewachsen waren, haben die meisten durch ihre Lebensführung bewiesen.

Der blinde Sänger und Erzieher sog die Welt durch das Gehör ein. Ihn konnte eine melodische Stimme zu Tränen rühren. Einmal, in einer großen Gesellschaft, hatte ihm eine Dame im Vorübergehen nur etliche Worte zugerufen und war wieder entschwunden. Er gestand nachher, daß er diese Dame um ihrer lieben Stimme willen den ganzen Abend gesucht habe. So war er auch jetzt durch die Stimmen mit seinen jungen Freundinnen verbunden und erzählte selber ebenso wohllautend wie seelenvoll.

„Gemeiniglich", sprach er, „empfinden es die Menschenkinder als eine harte Beschwernis, wenn ein Blinder am Arm seines Führers behutsam daherkommt und demnach ausgeschlossen scheint von den Schönheiten der Schöpfung. Ei gewiß, meine Guten, das ist nicht gerade ein besonderer Glücksfall. Und doch kann ich mir meine Blindheit aus meinem seelischen und geistigen Wachstum gar nicht hinwegdenken. Ich bin durch diesen Zustand nach innen geführt und zur Einkehr gezwungen worden; ich habe mir die Schönheiten der Welt und der Menschenseele zu mir hereinversammelt und bin nicht unglücklich, wahrlich nicht. Und dann: ich habe bei Beginn dieses Augenleidens Gelegenheit gehabt, eine

überaus herrliche und tapfere Frauenseele in ihrer ganzen Kraft und Hingabe kennen zu lernen und für mich gewinnen zu dürfen. Und dieser Besitz, samt den Kindern, die sie mir geschenkt hat, wiegt allein schon ein wenig Blindheit auf. Ihr wolltet diese zarte Begebenheit schon lange von mir hören. Sei's denn! ... Meine Frau ist eine geborene Divoux aus Straßburg. Ihr müßt wissen, daß ich mit den Divoux's weitläufig verwandt bin und mich in jungen Jahren viel in ihrem Hause aufgehalten habe. Das war so um die Zeit, als der geniale Preußenkönig die ersten Schlachten des Siebenjährigen Krieges schlug. Ganz Europa stand in Waffen. Da gründeten Doris und ich drüben in Colmar unsern friedlichen Bund ... Lange schon war mir die feine, häusliche Jungfrau lieb geworden. Wir verstanden uns in unseren Anschauungen; sie half mir, da ich damals schon an den Augen litt, indem sie für mich las oder nach meinen Diktaten schrieb. So gewöhnten wir uns aneinander. Aber wie sollte ein Kandidat, dem immer mehr Erblindung drohte, wagen dürfen, um diese anmutige Margarethe Cleophe Divoux anzuhalten? Es waren heiße stille Kämpfe. Ich ging mit der Vernunft und ging mit Gott zu Rat. Und eines Abends, als mein Herz übervoll war, beschloß ich die Werbung. „Würden Sie mir noch einen Brief schreiben?" fragte ich die Freundin. — „Gewiß, gern." — So gehen wir denn auf mein Studierzimmer; sie setzt sich, nimmt Papier und Feder und schreibt, was ich ihr diktiere. Es war ein Brief, meine verehrungswürdigen Freundinnen, wie ihn die Seele schreibt, wenn sie übervoll ist von einer reinsten Liebe und Verehrung. Ich besitze das Schreiben als ein teures Andenken noch heute; es soll nicht untergehen, denn es war eine der heiligsten Stunden meines Lebens. Wenn ich Ihnen einige Sätze sage, so werden Sie sich einen Begriff vom Übrigen machen. ‚Du bist die Auserwählte meines Herzens. Schon lange bist Du es. Ich segne die himmlische Stunde, da mir zum ersten Male vergönnt war, Dich meine Freundin zu heißen; doch nun wagt es mein Herz zu wünschen, laut zu wünschen, was es in unzählbaren feierlichen Augenblicken leise gewünscht hat. O könntest Du Dich entschließen, mehr als meine Freundin zu werden! Ich kann Dir nichts anbieten, das Deiner würdig wäre, als mein Herz. Nur Eines bitte ich Dich, verehrungswürdige Freundin, und Tränen der Redlichkeit unterstützen meine Bitte: wenn meine Wünsche die Deinigen nicht sind, so bedenke, daß ich einst Dein Freund gewesen; und um der Gottheit willen, die unsere Seelen einander ähnlich schuf, höre nicht auf, meine Freundin zu bleiben' ... So diktierte ich."

Pfeffels Stimme war sehr leise geworden. Man vernahm daraus die nachzitternde Bewegung. Er schwieg einen kurzen Augenblick und überschattete das Gesicht. Die Mädchen saßen lautlos, kaum einmal aufseufzend in Teilnahme und Spannung.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, meine Freundinnen", fuhr der Dichter fort, „daß meine Stimme bebte, als ich diesen Werbebrief diktierte. Auch sie, die neben mir saß, atmete schwer. Und als sie zu Ende war, fragte meine Margarethe Cleophe mit ebenso bebender Stimme ganz leise: ‚Und an wen soll ich diesen Brief adressieren?' — ‚An Margarethe Cleophe Divoux'."

Es ging ein Aufatmen, ein wohliges Seufzen der freudig gelösten Span-

nung durch die Mädchenschar. „O wie schön, wie schön!" Immortelle, die zu des Dichters Füßen saß, hatte Tränen in den Augen.

„Und was hat sie da geantwortet?!" rief Lonny etwas unbedacht.

Pfeffel lächelte.

„Mein gutes Kind, das weiß ich wirklich nicht mehr. Ich weiß nur, daß es der seligste Augenblick meines Lebens wurde! Und solche Augenblicke pflegen jenseits der Worte zu liegen. Daß sie aber nicht nein sagte, beweist ja mein Dutzend Kinder, wovon eine neben mir steht und auf ihre Mutter stolz ist. Gel', Rike?"

Man lachte herzlich. Friederike Pfeffel beugte sich zu ihrem Vater nieder und küßte seine Wange.

„O möchte doch Belisar weiter erzählen!" rief Ida. „Wie gern hör' ich zu!"

„Waren nicht noch manche Schwierigkeiten tapfer aus dem Wege zu räumen?" forschte Immortelle.

„Die Tapferkeit war mehr auf seiten meines lieben Weibes", fuhr der Erzähler fort. „Unabwendbar nahte meine Blindheit! Wie bang, wie bang war dem Verlobten zu Mute! Endlich entschloß ich mich zu einer letzten Operation: gelang sie, so war ich auf beiden Augen sehend, mißlang sie, so war ich auf beiden Augen blind. Wie nun aber? Sollte und durfte ich in solche Gefahr meine geliebte Doris mitnehmen? Nein. Ich schrieb ihr alles; ich teilte ihr mit, daß es nun auf Tod und Leben gehe — und, meine Freundinnen, ich löste schweren Herzens meine Verlobung wieder auf. Aber meine Doris stammt von wackeren Hugenotten ab; kaum hat sie Brief und Ring erhalten, so nimmt sie Extrapost, kommt mit ihren Eltern von Straßburg nach Colmar gefahren und bringt mir den Ring persönlich zurück. Noch konnt' ich mit dem einen Auge ihr liebes tapferes Gesicht ein wenig sehen; ich habe mir's damals tief eingeprägt, hab's eingetrunken für alle Zeit; noch heute steht sie vor meinem inneren Auge so jung und frisch wie damals. In jenen bräutlichen Tagen hat sie recht eigentlich durch ihr großherziges Aushalten mich erobert und bezwungen. Dann schritt ich zur Operation. Die Operation mißlang — und der junge Ehemann war fortan unheilbar blind."

Wieder eine Pause. Der Dichter fuhr mit leisem Seufzen von der Stirn her über die erloschenen Augen herab. Dann sprach er mit einem gewinnenden Lächeln weiter, die Hand erhebend und Daumen nebst Zeigefinger zusammenlegend:

„Aber sehen Sie, wie das eigen ist: kann ich nicht frei hinauslaufen in alle Welt, so kommt nun die Welt zu mir herein, und ich zünde für sie und mich ein inneres Licht an. Wie viel gute und berühmte Menschen waren schon bei mir zu Gaste! Besonders seit ich im Jahre 1773 meine Militärschule gegründet habe!"

„Wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, ein so anstrengendes Erziehungswerk zu übernehmen?" fragte Ida.

„Immer nur von mir erzählen?" wehrte der Dichter lächelnd ab.

„Bitte, bitte!"

„Wir jungen Dinger haben ja noch keine Biographie", fügte Immortelle hinzu, „wir wollen ja erst Menschen werden."

„Um Ihnen zu erzählen, wie ich auf die Idee kam, mein Institut zu gründen," sprach Pfeffel besinnlich, „muß ich von Sunim sprechen."

„Papa, und das greift dich immer ein wenig an", bemerkte Rike besorgt.

„Laß nur, Kind", erwiderte der Blinde. „Ihr habt alle so ein wohltuendes Talent zum Zuhören. Ihr hört gleichsam melodisch zu. Es gibt ein melodisches Schweigen: da sprechen die Seelen miteinander. Und diese Landschaft, deren Abendrot ich in meinem Gesicht fühle, ist ungemein malerisch ... Also um das Jahr 1770 war es. Da tollte in Straßburg ein stürmisches Literatenvolk, worunter auch noch mein jetziger Freund Lerse. Ich aber erlebte mein bitterstes Schmerzensjahr. Blindheit ist nicht schlimm, wenn ein so engelgutes Geschöpf, wie die Mutter meiner Kinder, dem Erblindeten zwei gesunde Augen leiht. Auch meine vielen Kopf- und Augenschmerzen — Gott sei Dank —, die zerbrachen meinen Frohsinn nicht! Aber meinen zehnjährigen Sunim verlieren — das ging fast über Menschenkraft."

Der Dichter streichelte die Hand seiner Tochter, die neben ihm saß, und fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Er wurde mir in seinem zehnten Lebensjahr entrissen. Man hoffte, ihn im allerletzten Augenblick durch einen Aderlaß zu retten; er sträubte sich; nur weil ich, sein Vater, ihn dringend bat, streckte er gewillig die fiebernden Händchen aus. Und bald darauf war er unter schweren Krämpfen hinüber. O Gott, wie hab' ich ihn mit beiden Händen festgehalten, mein Gesicht an das seine gedrückt und mit Tränen den Tod angefleht, ihn nicht zu nehmen! Sie mußten mich fast mit Gewalt von der kleinen Leiche hinwegtragen. Jahrelang habe ich dann mit Schwermut zu kämpfen gehabt. Da erschien mir eines Nachts im Traum Sunims verklärte Gestalt. Und er sprach zu mir:

> ‚Zu lange hast du bittre Zähren
> Um einen Seligen geweint;
> Willst du mein Angedenken ehren,
> So nütze! Werd' ein Kinderfreund!
> Und bilde durch der Weisheit Lehren
> Mir Brüder, bis uns Gott vereint!'

Sehen Sie, meine gütigen Freundinnen, durch dieses Traumbild ist mir die Idee zu meinem Militärinstitut in die Seele gesenkt worden. Und daß es kein Phantom war, das hat sich in diesen sechzehn erfolgreichen Jahren bewiesen. Meine Schule hat mir Dank, Liebe, Trost, Beschäftigung die Hülle und Fülle gebracht. Es ist Sunims Eingebung."

„Welch ein Trost, zu wissen, daß unsre Toten leben!" flüsterte Immortelle, die vor kurzem ihre Mutter verloren hatte.

„Sie leben, mein Kind!" fiel Sunims Vater ein. „Wir sollten sie die wahrhaft Lebendigen nennen, denn sie sind nicht tot." Über des Dichters stets wolkenlose Stirne schien ein Leuchten zu gehen. „Sie, meine liebe Immortelle, haben einen schönen Namen; aber wir alle sind unsterblich. Alle großen Dichter und Weisen der Menschheit sind darin einig, daß die Erde eine Durchgangsstätte, ein Land der Prüfung ist, von dem wir in einen lichteren Zustand weiter-

wandern. Aus dieser Gewißheit geht mit Notwendigkeit die Tugend hervor. Denn wenn wir zu den Leuchtenden, die im Lichte wandeln, hinüberkommen, so wollen wir in eine so erlauchte Versammlung nicht in unreinen Kleidern eintreten, sondern im Festgewand der Tugend."

So plauderte Pfeffel mit seinen gleichgestimmten jungen Freundinnen...

Die kleine nervige Marquise war zwar noch lange nicht ermüdet; aber es wäre aufgefallen, wenn sie länger mit ihrem künftigen Lehrer abseits geblieben wäre. Sie hatten das Nötige und noch mehr Überflüssiges miteinander besprochen und näherten sich nun wieder hinter Gebüschen her dem Hain der Freundschaft, der nur nach Westen hin offen lag.

„Wir wollen sie abermals belauschen," flüsterte die Marquise, „und dann an einer passenden Stelle lärmend hervorbrechen. Aha, ich dachte mir's doch, daß man hier von Tugend spricht."

Die hübsche Frau entfaltete viel Grazie, als sie nun mit spitzen Füßchen an das Heckenwerk heranschlich, den Finger am Munde, und den jungen Begleiter mit der schalkhaftesten Miene von der Welt anblinzelnd. Schon hatten sie also nun ein Geheimnis miteinander und wußten sich durch Hecken von diesem andren Kreise getrennt. „Pst!" Sie faßte ihn am Ärmel und versuchte sich an ihm, als an einem Stützpunkt, ein wenig in die Höhe zu recken, um vielleicht etwas zu erspähen. Ihn überflutete eine beängstigende Empfindung; die fest angepreßte Gestalt, der stark atmende Busen, das ganze Parfüm der berauschenden kleinen Person, die da an seinem rechten Arm hing und mit den im Handschuh verhüllten Fingern sich in den Ärmel einkrallte — all diese überlegene Keckheit ihres Naturells war ihm unheimlich. Aber Frau Elinor hüllte dies alles in eine so neckisch-graziöse Form, daß sie jeden Augenblick wieder die vornehme Entfernung herstellen konnte, sobald sie nur wollte. Sie beherrschte sich und ihn und die Situation vollkommen. Einen Augenblick blieb sie so an seiner Seite stehen, eng mit ihm verbunden; es schien ein Strom von Wärme von ihr herüberzufluten; als er die Augen, die er verlegen abgewandt hatte, wieder erhob, traf er mit ihrem flimmernden Blick zusammen. Wieder erglühte er über und über, senkte das Auge und zog langsam den Arm zurück.

Der feinen Versucherin genügte das Ergebnis des heutigen Tages. Sie legte ihm die Hand an den Arm und fragte flüsternd:

„Ich höre den Namen Belisar. Das ist wohl Pfeffels Bundesname? Wer war Belisar?"

„Ein blinder Heerführer."

„O, ich kenne noch einen Belisar, der bis jetzt für das wirkliche Leben blind war."

Sie sah ihn an; aber er wich diesem Blick aus. Die kluge Französin spürte, daß ein Funke bei ihm eingeschlagen und gezündet hatte. Das genügte; das erfüllte sie mit hinreichendem Entzücken. Sie verursachte ein absichtliches Geräusch, ließ Zweige zusammenschnellen und räusperte sich laut und heiter. Und als die Nymphen auf der andren Seite mit hellen Sopranstimmen „Verrat!" schrien und wie aufgestörte Rebhühner emporschwirrten, trat sie mit dem unbefangensten Lachen in den jungfräulichen Kreis.

„Entweiherin des Heiligtums!“ riefen die Mädchen. „Nehmt sie gefangen!“

Frau von Mably wurde im Triumph dem Dichter vorgeführt. Sigismund und Abdy eilten auf den Lärm hin herbei, erfaßten die Szene sogleich und nahmen ihrerseits den Hauslehrer als Gefangenen in die Mitte.

„Gericht! Urteil! Belisar spreche das Urteil!“

„O ihr wilden Freundinnen!“ rief der blinde Richter mit Humor, „welche Rachsucht! Bin ich am Ende doch unter thrakische Bacchantinnen geraten, die ja einst in Hellas den Dichter Orpheus zerrissen haben? Also Ruhe, meine Holden, Ruhe! Ich werde recht gern Richter sein, zumal ja die Gerechtigkeit eine Binde vor den Augen hat. Meine schönen jungen Freundinnen, von einer eigentlichen Entweihung unseres Haines kann man wohl in diesem Falle noch nicht reden; wir sitzen ja hier im Angesichte der klaren Abendröte, und jedermann kann uns bis in die Herzen hinein schauen, wir sind kein Geheimbund und haben nichts zu hehlen. Indessen scheint es sich hier doch um den Anfang einer bedenklichen Neckerei oder ähnlicher Schelmerei gehandelt zu haben; es liegt also die Absicht einer Störung vor. Verurteilen wir demnach die Gefangenen zu folgender Strafe: Die schuldige Frau Marquise beginne damit, uns sofort die interessanteste Stunde ihres gewiß interessanten Lebens zu erzählen.“

Ein weithin schallendes, lebhaftes Händeklatschen und Beifallrufen bestätigte den Richterspruch. Herr Hofrat Pfeffel hatte sich während der Verkündigung dieses Urteils erhoben. Dann legte er die Decke, die längst auf die Lehne geglitten war, sorgfältig zusammen und stellte auf seinem Rohrlehnstuhl einen weichen Sitz her. Höflich bot der Blinde der Marquise den Arm und ersuchte sie, auf dem Stuhl Platz zu nehmen. Sie parlamentierte ein wenig, sie bat um Aufschub der Strafvollziehung; aber die Nymphen blieben hartnäckig. Und während der abseits stehende Kandidat ratlos in seinen Erinnerungen kramte und die Entdeckung machte, daß sein Leben eigentlich gänzlich uninteressant verlaufen sei, begann sich der flinke Mund der Marquise bereits in Bewegung zu setzen.

Sie erzählte ihre erste offizielle Vorstellung am Königshofe zu Versailles. Und von nun ab sah es aus, als erteilte die kleine Frau, die ihren Fächer ebenso genial handhabte wie Wort und Gebärde, den Versammelten Audienz. Pfeffel war entthront; es saß eine neue, anders gestimmte und gestaltete Göttin auf dem Throne, deren Augen überaus hell und blitzend waren. Dabei hatte sie das Talent der salongeübten vornehmen Dame, ihre Liebenswürdigkeit der Allgemeinheit zu erteilen, und doch so, daß jeder einzelne sich beachtet und beglückt glaubte. Hartmann erkannte das vornehme Persönchen nicht mehr; sie war wieder Marquise, überaus liebenswürdig, und dennoch jeder Annäherung entrückt.

„Also, mein großer Tag, der Tag meiner Vorstellung bei Hofe ... Diese schmeichelhafte Zeremonie, von der ich Ihnen nun zu erzählen gedenke, ist vor allem eine körperliche Anstrengung. Denn man ist eigentlich den ganzen Tag unterwegs und fühlt sich in seinem schweren Staatskleid von ich weiß nicht wieviel Pfund keineswegs behaglich. Ich hatte mir bei Mademoiselle Bertin einen

Rock aus Goldbrokat, mit Blumen bestickt, unermeßlich gebauscht und umfangreich, anfertigen lassen. Es ist die Kleiderkünstlerin, bei der die Königin arbeiten läßt. Man kommt mit so einem Modekleid, wie sie da vorgeschrieben sind, kaum noch durch die Türe. Die Taille natürlich sehr eng, die Coiffure mit Draht durchgittert und möglichst hoch, meine Diamanten dran und an der Seite etliche Federn. Stellen Sie sich sodann vor, daß dem Rock ein langer Schwanz nachschleift, den man mit den Füßen geschickt beherrschen muß, wenn man ‚à reculons', d. h. schrittweise zurückgeht, ohne sich dabei natürlich umzudrehen. Es wäre das Abscheulichste, das Trostloseste, was einer Dame auf dieser Erde begegnen könnte, wenn sie sich etwa angesichts des Hofes in ihr Kleid verwickeln oder gar bei einem Hofknix auf dem glatten Parkettboden ausgleiten würde. O lala, der bloße Gedanke jagt Schauer über den Rücken. Ich übte mich denn gründlich im Gehen mit solchen Hindernissen und verbeugte mich tausendmal täglich vor sämtlichen Polsterstühlen, an denen ich vorüberkam. Endlich war es soweit. Es war der 9. Mai 1782. Auf 5 Uhr nachmittags war ich nach Versailles befohlen. Ich ließ mich schon früh in mein Kleid einnähen, einbauen, eingittern; es war eine Riesenarbeit. Dann stieg ich vorsichtig mit diesem ganzen Kleiderapparat in einen Wagen, fuhr zu einer befreundeten Herzogin, die mich vorstellen sollte, und sodann mit ihr nach Versailles. Vorher war — um diesen höchst wichtigen Umstand nicht zu vergessen! — durch die Genealogisten des Hofes mein Adel geprüft worden; man muß bis zum Jahre 1400 seine Ahnen als adlig nachweisen; nur dann wird man des Empfanges bei Hofe gewürdigt. Im übrigen sind auch da wieder feine, feinste und allerfeinste Abstufungen, ob man z. B. auf dem Taburett zu sitzen ein Anrecht habe oder nicht. Und so noch mancherlei! Doch das so beiläufig. Kurz, es kam also die große Stunde. Ich war so aufgeregt, offen gestanden, daß ich von dem ganzen Saal und den darin Versammelten nicht viel bemerkt habe. Meine drei vorgeschriebenen Reverenzen gelangen vortrefflich — eine an der Tür, die zweite in der Mitte, die letzte unmittelbar vor der Königin. Marie Antoinette erhob sich, um mich zu begrüßen. Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal die Ehre hatten, die Königin persönlich zu sehen? Nun, die Bilder und Medaillons, die man von ihr hat, kommen dem entzückenden Original nicht gleich. Ah, was für eine Haltung! Welche Majestät, in der österreichischen Adlernase und der etwas habsburgischen Lippe, im Blick der schönen Blauaugen, in allem! Ruhig und edel, mild und vornehm, eine Göttin, so steht sie vor dem Thronsessel. Ich zog den rechten Handschuh aus und machte die vorgeschriebene Bewegung, den Saum ihres Kleides zu küssen. Aber mit einem leichten Fächerschlag, unendlich anmutig, schob sie die Falte des Kleides beiseite, andeutend, daß es nicht nötig sei. ‚Ich bin entzückt, Sie hier zu sehen, meine liebe Marquise,' sagte sie, ‚wir haben uns ja bereits außerhalb des Hofes kennen gelernt.' Sie richtete noch einige Fragen an mich, verneigte sich dann leicht, und wir zogen uns schrittweise mit abermals drei Reverenzen zurück. Dann wurde ich auch dem König und den übrigen Mitgliedern des königlichen Hofes vorgestellt. Ludwig XVI. ist von unendlicher Herzensgüte. Das lesen Sie mit einem einzigen Blick in sein rundes,

volles, vor Damen leicht verlegenes Gesicht. Er pflegt bei Audienzen dieser Art nichts zu sprechen, legt aber sein ganzes großes Wohlwollen in den freundlichen Blick. Nachher nahm ich noch am offiziellen Spiel der Königin teil, wobei man in der Runde um den Spieltisch sitzt, indes die Königin umhergeht und mit jeder Dame ein wenig plaudert. Doch lassen Sie mich abbrechen! Wär' ich ein Mann, so schlösse nun mein Bericht mit einem Hoch auf König und Königin. So aber bemerke ich bloß dies: Meine Damen und Herren, zur Strafe für Ihre Gefangennahme habe ich Sie nun gründlich geneckt. Ich sollte Ihnen die interessanteste Stunde meines Lebens erzählen? Sehen Sie, Sie sind gefoppt: ich habe Ihnen bloß die offiziellste erzählt."

Sprach's und schnellte lachend von ihrem Stuhl empor. Die Mädchen, gefesselt von der amüsanten Plauderei, stimmten in das Lachen mit ein, sprangen auf und hatten noch allerlei zu fragen; es sei doch schrecklich interessant, bestätigten alle, bei Hof empfangen zu werden. Ein Diener kam über den Rasen herüber und meldete, daß der Wagen von Frau von Mably vorgefahren sei. Und der ganze Schwarm brach auf. Daß noch ein zweiter Gefangener vorhanden war, hatte man vergessen.

Der übersehene Hauslehrer, auch von seinen Wärtern verlassen, folgte als letzter der vorauseilenden Schar der Fröhlichen. Seine schwarze Stunde war wieder im Anzug. Hielt ihn diese quecksilberne kleine Marquise zum besten? Keinen Blick, keine Bewegung hatte sie ihm gegönnt; nichts stimmte mehr zu den Worten, mit denen sie ihn auf dem Spaziergang beglückt hatte; sie war wieder die völlig Unnahbare, die gewiß mit Absicht diesen Empfang bei Hofe erzählt hatte: er sollte des Abstandes bewußt bleiben. So watete er denn langsam in seinem dunkelbraunen Frack und den weißen Strümpfen über die Wiesen und verglich sich in melancholischen Gedanken mit einem Storch. Weltverlassen steht der Storch in seinem Sumpfrevier, oft wie erstarrt in Einsamkeit, manchmal auch gebückt und suchend, alles in allem aber fremdartig unterschieden von der übrigen Vogelwelt. „Ich gehöre in die Linnésche Gattung der Einsamen", dachte er bei sich selber. Wenn er vor diesem verwöhnten aristokratischen Kreise und nach einer so amüsanten und hübschen Erzählerin über seine sogenannte interessanteste Stunde hätte berichten sollen — welch ein Abfall!

Frau von Mably und ihre Tochter saßen bereits im Wagen, als er zu der Schar der Abschiednehmenden herantrat und bescheiden in einiger Entfernung stehen blieb.

Die Marquise, die den leichten Wagen selber lenkte, während der Kutscher den Rücksitz einnahm, bemerkte ihn und rief herüber:

„Richtig! Mein Mitgefangener hat uns ja noch seine interessanteste Stunde zu erzählen! Oder hat er sie überhaupt erst noch zu erleben?"

Hartmann überhörte die letztere Frage. Er bemerkte bloß mit einer leichten, reservierten Verbeugung und ziemlich spitz:

„Ein Kandidat und Hofmeister hat keine interessanteste Stunde."

„Ei, das kommt noch!" rief die muntere Frau Elinor, knallte leicht und zuckend mit der langen Peitsche und fuhr durch die Dämmerung davon.

Drittes Kapitel

Vom Geistersehen

Von jenem Abend an begann der Hauslehrer Viktor Hartmann sein Tagebuch zu vernachlässigen.

Er hielt zwar seinen Unterricht mit der gewohnten Gewissenhaftigkeit. Aber durch die offenen Fenster herein, vom sommerblauen Gebirg herüber klang irgendeine fremdartige Melodie und zwang ihn zum Hinaushorchen. Ein sehnendes Unbehagen wuchs; die Zimmer wurden zu eng; die Kinder waren ärgerlich unreif und schwer von Begriffen; die jungen Damen verspielt und mehr ihren Kleidern, Besuchen oder dem Papillotieren ihrer Haare zugewandt als dem Unterricht, so daß sie oft morgens mit ihrer Toilette gar nicht fertig zu werden wußten.

Es war ihm willkommen, als der Baron zu ihm hinaufschickte: er möge den Nachmittag mit ihm, Octavie und Annette in Kolmar verbringen. „Das trifft sich gut," dachte er sogleich, „ein Gespräch mit Pfeffel wird mir wohltun. Ich will ihm die Ziellosigkeit meiner inneren Welt darlegen." Er zog sich um und war in unternehmender Stimmung entschlossen, sich von jenem Banne zu befreien. Aber schon traten von der andren Seite Gegenkräfte in Wirkung: der Diener klopfte aufs neue und überbrachte einen eben angekommenen Brief der Frau von Mably. Frau von Mably?! Halb angezogen griff Viktor begierig danach und las das Schreiben dreimal hintereinander. Dann steckte er das duftige Papier ein, kleidete sich hastig an und eilte hinunter.

„Wollen Sie mal einen verliebten Narren sehen?" raunte ihm der Baron gutgelaunt zu. „So betrachten Sie sich unsren Kutscher François! Sehen Sie nur, wie er ingrimmig an den Strängen und Geschirren herumzerrt und immerzu sein Leibwort ‚Crapule' den Pferden in die Ohren wirft! Dieser Pariser ist nämlich eifersüchtig. Er bemüht sich um unser Käthl aus dem Unterland, aber unser Küchenmaidl hält's mit dem Kutscher Hans oder Jean der hübschen und etwas leichten Frau da drüben an den Bergen; der Hans ist auch aus dem Hanauerländchen, so paßt das zueinander. Denken Sie sich, nun denunziert mir der hitzige Bursch da unser rotbackig Käthl: es treffe sich nachts mit dem Hans! Da sei man ja, meint er, seines Lebens nimmer sicher, wenn nachts fremde Leut' im Park herumstreifen dürfen; er werde den Jean zusammenschießen wie einen Marder, wenn ihm der Kerl innerhalb der Grenzpfähle von Birkenweier vor den Schuß gerate. Was sagen Sie zu diesem sonderbaren Stall- und Küchenroman?"

„Der Bonhomme François sollte lieber das Trinken lassen", versetzte Hartmann kühl. „Sonst richtet er in der Tat noch einmal ein Unheil an."

„Ich werde heute und überhaupt ein paar Wochen lang allein kutschieren", erwiderte Birkheim. „Das straft ihn am besten. Einem Menschen, der sich selbst nicht zügeln kann, soll man keinen Zügel in die Hand geben."

Diese Flutwelle aus den unteren Regionen mutete den empfindsamen Hofmeister nicht eben behaglich an. Verstimmt durch diesen Zwischenfall, den er mit seinem eigenen Zustand in Beziehung setzte, und aufgeregt durch jenen Brief fuhr er mit nach Kolmar.

* * *

Pfeffels Militärschule befand sich in einem hochgiebligen Gebäude der ehemaligen Korngasse. Der bescheidene Mann hatte anfangs nur etwa zwölf Schüler in Aussicht genommen. Rasch aber wuchs die Durchschnittszahl auf vierzig bis sechzig Zöglinge, die Externen oder Stadtkinder nicht mitgerechnet. So wurde denn die Zahl der Lehrer entsprechend vermehrt und das Haus durch Anbau vergrößert.

Die Anstalt des blinden Dichters und Erziehers war eine Notwendigkeit. Da die Königliche Kriegsschule zu Paris keine Protestanten aufnahm, so hatte bisher der protestantische Adel seine Söhne, soweit sie für den Militärstand bestimmt waren, im Ausland vorbereiten lassen. Diesem Notstand half Pfeffel ab. Seine Schüler, etwa im Alter von elf bis vierzehn Jahren, waren die Kinder protestantischer Adligen; und zwar bald nicht nur aus Frankreich, Elsaß oder Schweiz, sondern auch aus dem übrigen Europa, bis hinaus nach Schottland oder den baltischen Provinzen. Und so hatte der liebenswürdige Blinde durch Briefwechsel oder persönliche Besuche Fühlung mit der ganzen weiten Welt.

Des blinden Mannes Tagewerk vollzog sich in genauer Ordnung. Pünktlich mit dem Glockenschlag verließ er sein Lager, kleidete sich an und wartete, bis eine seiner Töchter kam, ihn mit dem üblichen Morgenkuß zu begrüßen. War über Nacht ein Gedicht oder Epigramm entstanden, so schrieb die Tochter diese Verse in ein Buch. Dann wurde etwas Erbauliches als Morgenandacht gelesen, man ging zum Frühstück und dann an die Tagesarbeit. Der Sekretär stellte sich ein und arbeitete mit dem Anstaltsleiter bis gegen Mittag, wo dann Pfeffel regelmäßig kurz vor dem Essen einen Spaziergang oder einen Gang in die Stadt unternahm. Nach Tisch verweilte man in gemächlichem Gespräch; die Töchter lasen aus Journalen oder sonstwie leichtere Sachen vor. Um halb vier Uhr trat der Schreiber wieder an und arbeitete mit seinem Herrn bis sieben Uhr. Die Stunde vor dem Nachtessen wurde gewöhnlich in Gesellschaft von Freunden verbracht, etwa in einem Garten des Doktors Bartholdi oder bei Diakonus Billing. Pfeffel besaß Gesprächstalent; er war immer aufgeweckt und anregend. Die Zeit nach dem Nachtessen bis zum Schlafengehen gehörte ganz der zahlreichen Familie, wo sich dann das eigentliche Wesen des gemütvollen Mannes zu entfalten pflegte.

Aber auch am Unterricht beteiligte sich der Direktor; er hatte sich die Religionsstunde vorbehalten. Da ging dann eine außerordentlich fesselnde Wirkung von ihm aus; kein Schüler hätte Unfug getrieben, wenn der allgemein verehrte blinde Lehrer auf dem Katheder saß. Viele von diesen jungen Leuten nahmen Eindrücke für ihr ganzes Leben mit hinaus auf die Schlachtfelder und blieben zeitlebens in Dankbarkeit mit ihrem Erzieher verbunden ...

Es waren leidigerweise, wie so oft, Besucher bei dem Herrn Hofrat, als Hartmann vorsprach: ein paar junge Schweizer, die von dem Ehepaar Sarrasin in Basel Grüße bestellten. Der Hauslehrer entwich derweil hinüber in die Schule und wohnte Lerses Unterricht in der Strategie bei, warf einen Blick in den Turnsaal, wo er Sigismund fand, schüttelte ihm und dem Fechtmeister die Hand und verweilte, abermals in die Privatwohnung zurückgekehrt, einen Augenblick bei Pfeffels Gattin und ihren Töchtern. Er war von einem ungeduldigen, ihm selber lästig ungewohnten Suchen umhergetrieben. Die Luft lastete schwül in diesen

engen Gassen von Kolmar; der Werktag und all dies Schaffen und Schulehalten tönte freudlos, nüchtern, einförmig. An den Horizonten aber winkte und wartete irgend etwas Neues und Großes, das zugleich von einer reizvoll süßen Gefährlichkeit schien.

Als er sich wiederum anmelden ließ, fand er wiederum Besucher vor: Baron Birkheim war von seinen Gängen zurückgekehrt und hatte die lange, hagere, geistvolle Frau Baronin von Oberkirch mitgebracht. Sie standen grade vor einer Soldatenuniform und ließen sich deren Eigentümlichkeit von dem blinden Fachmann genau erklären; in Uniformen und Wappen wußte Pfeffel Bescheid. Er packte Hartmann am breiten Brustlappen und zog ihn heran.

„Kommen Sie und plaudern Sie ein bißchen mit", sprach er. „Wir sprechen eben von einer schweizerischen Uniform und von der Schweiz überhaupt. Und wie ich im Begriff bin, den Namen Lavater auszusprechen und über seinen und Oberlins Geisterglauben meine Ansichten zu äußern, treten Sie herein. Nehmen wir's als ein gutes Omen!"

„Von Geistern, Magnetismus, Mesmerismus und dergleichen will unser guter Hartmann nicht viel wissen", bemerkte der Baron lachend. „Er hält mich für einen ungesunden Mystiker und nennt das alles Aberglauben, weil ich mit einem Medium gelegentlich Versuche angestellt habe."

Hartmann entschuldigte sich höflich, ob er etwa störe.

„Keineswegs", entgegnete Pfeffel. „Ich sprach vorhin davon, wieviel gute und bedeutende Menschen ich schon in diesem Zimmer habe empfangen dürfen. So saß zum Exempel da, wo Sie jetzt sitzen, der Diakonus Lavater aus Zürich. Mit welchem Jubel haben wir uns in die Arme geschlossen, als wir uns hier auf diesem Fleck zum erstenmal persönlich kennen lernten!"

„Ja, das war zu niedlich", fiel hier Pfeffels älteste Tochter Peggi ein, die den Hauslehrer hereingeführt hatte. „Papa war ein ganz klein wenig über die Störung verdrießlich, als ich ihn vom Mittagessen herüberholte. Aber er zwingt sich zu seiner gewohnten Freundlichkeit und fragt den Fremden: ‚Und wer sind Sie, mein werter Herr?' — ‚Lavater.' — ‚Welcher Lavater?' horcht Papa auf. — ‚Lavater aus Zürich', erwidert jener. — ‚Der Lavater, der in die Ewigkeit geblickt hat?' forscht Papa mit Spannung. ‚Mein Freund Lavater?' — ‚Eben der!' Und da lagen sich denn auch die beiden Männer in den Armen. Himmel, hat sich Vater gefreut! Der arme Lavater mußte was ausstehen, bis er abgetastet, gestreichelt und erforscht war. Du hast ihm während des Gespräches sicherlich zwei Knöpfe abgedreht, Papa!"

Belisar stimmte vergnügt in das Lachen mit ein.

„Meine lieben Freunde," rief er, „ich kann euch die Versicherung geben, die Unterhaltung mit einem solchen Mann ist ein paar Dutzend abgedrehte Knöpfe wert. Und was wollt ihr denn? Man neckt mich, daß ich mich mit meinem Gegenüber gesprächsweise auch persönlich oder körperlich in Verbindung zu setzen trachte und also gern etwa einen Knopf anfasse, während ich rede. Als ich dem leutseligen Kaiser Joseph II. gegenüberstand, kamen wir derart in eine fesselnde Unterhaltung, daß ich bereits im Begriff war, den Kaiser am Knopf zu fassen; doch zog mich Lerse,

der mich am Arm hatte, glücklicherweise oder leider zurück. Erzählt man aber nicht auch vom berühmten Philosophen Kant, dessen alles zermalmende Philosophie jetzt die Welt beschäftigt, daß er während der Vorlesung einen bestimmten Punkt ins Auge zu fassen pflegt und dann gleichsam von diesem Pünktchen aus seine Gedanken entwickelt? Nun, seinem Lehrstuhl gegenüber pflegte ein Student zu sitzen, dem ein Knopf abgerissen war; diese Stelle, den fehlenden Knopf also, pflegte der große Gelehrte ins Auge zu fassen. Mehrere Tage ging's vortrefflich. Da hatte der unselige Studiosus den Einfall, den Knopf wieder anzunähen, und siehe da: Kant erscheint, sucht den abgerissenen Knopf, findet ihn nicht und hat keinen Orientierungspunkt; er wird verwirrt und kommt aus dem Text. Und das ist nun ein Mann mit zwei gesunden Augen und einem eminent gescheiten Kopf! Ist damit nicht der Beweis geliefert, daß selbst der gelehrteste Kopf einen Orientierungspunkt braucht, wenn in sein Leben Logik und Folge kommen soll?"

Die Zuhörer waren amüsiert, und Peggi zog sich lachend an ihre Arbeit zurück.

„Wenn die Somnambule in ihren eigentümlichen Schlaf sinken soll," sagte der Baron nachdenklich, „so läßt sie der Hypnotiseur einen glänzenden Gegenstand unbeweglich anstarren, etwa einen hellen Messingknopf. Hängt das vielleicht mit der soeben erwähnten Philosophie des Knopfes zusammen?"

„Es ist in der Tat das Geheimnis der Sammlung, worauf alles ankommt", versetzte Pfeffel zustimmend. „Der Mensch zieht seine Kräfte aus der Sinnenwelt zurück und sammelt sie willensstark auf einen bestimmten Punkt."

„Hier liegen ungelöste Rätsel", fiel nun Frau von Oberkirch ein, und über ihre hohe Stirn mit den straff zurückgekämmten Haaren ging ein Leuchten. „Ich habe in Zabern bei Kardinal Rohan den sogenannten Grafen Cagliostro kennen gelernt. Ein unsympathisches Gesicht, ohne Zweifel, aber — trotz der fatalen Halsbandgeschichte — der Mann bleibt mir nach wie vor ein Rätsel."

„Ich sah ihn einmal zu Straßburg in der Stallschreibergasse auf dem Balkon sitzen", bemerkte der Baron. „Er trug ein kostbares rotseidenes Kleid mit goldenen Knöpfen; Manschetten und Halskragen bestanden aus wertvollen Spitzen; an den Händen blitzten schwere Ringe, anscheinend Diamantringe. Und ich entsinne mich deutlich der ungeheuer eindrucksvollen Augen. Ich halte viel vom Mesmerismus und Somnambulismus, wie Sie wissen, bin jedoch geneigt, jenen Sizilianer Balsamo oder Cagliostro, oder wie er heißen mag, für einen Abenteurer zu erklären, trotz seiner angeblichen oder wirklichen Wunderkuren, die er unentgeltlich geleistet hat."

„Meinen Augen hat er nicht helfen können", warf Pfeffel zurückhaltend ein.

Hartmann hörte ohne tieferes Interesse zu. Er hielt die Beschäftigung mit dem Somnambulismus, wie sie damals umlief, für einen Zeitvertreib aristokratischer Kreise.

„Was Cagliostro anbelangt," wandte sich Frau von Oberkirch an ihren Verwandten Birkheim, „so haben Sie bezüglich der Augen recht: unheimliche Augen, nicht wahr! Wie gesagt, mein Mann und ich haben den Magier im Zaberner Schlosse kennen gelernt. Wir saßen mit Sr. Eminenz dem Kardinal in einer anregenden Unterhaltung, als der Türsteher beide Flügeltüren aufriß und mit lauter

Stimme den Anwesenden mitteilte: ‚Se. Exzellenz der Graf von Cagliostro.‘ Unwillkürlich fuhr ich herum. Das Auge des Wundermannes, nochmals, hat eine übernatürliche Tiefe; aber der Ausdruck wechselt: bald Flamme, bald Eis; er zieht an und stößt ab. Kardinal Rohan hatte es darauf abgesehen, meinen Gatten und mich mit dem Wundertäter zusammenzubringen. Wohlan, er verwickelt uns denn auch in ein Gespräch. Cagliostro steht vor mir und fixiert mich in geradezu gruseliger Weise. Plötzlich sagt er: ‚Madame, Sie haben keine Mutter mehr; Sie haben sie kaum gekannt; Sie haben nur ein einziges Kind; Sie selbst sind die einzige Tochter Ihrer Familie und werden nicht ein zweites Mal Mutter werden.‘ Stellen Sie sich meine Erstarrung vor! Woher wußte das dieser Unbekannte? Woher die Kühnheit, derartiges bestimmt und herausfordernd zu einer Dame von Stand zu sprechen? Der Kardinal hatte gespannt zugehört; nun bat er mich, zu antworten, ob der Zauberer richtig geschaut habe. Aber ich wandte mich ab; wir erhoben uns beide, mein Mann und ich, beleidigt von dieser ganzen formlosen Attacke. ‚Nun, nun, entschuldigen Sie nur‘, begütigte Rohan, der ja damals schon in Cagliostros Zauberkreisen war. ‚Der Herr Graf ist ein Gelehrter, da nimmt man die Formen des Salons nicht so genau. Und Sie beide als freie Protestanten werden doch wohl unbefangen genug sein, die eben vernommene Aussage vorurteilslos zu prüfen: ist sie wahr oder nicht?‘ — ‚Bezüglich der Vergangenheit hat der Herr sich allerdings nicht geirrt‘, entgegnete ich kurz. — ‚Und irre mich auch nicht bezüglich der Zukunft‘, fiel Cagliostros umflorte Trompetenstimme ein. Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu?“

„Es ist ein merkwürdiges Jahrhundert“, entgegnete Pfeffel, nachdenklich den Kopf schüttelnd. „Die einen beschimpfen Kirche und Christentum, predigen Materialismus und suchen den Menschen zum ‚l'homme machine‘, zur Maschine zu erniedrigen. Und hart daneben zwingen uns magische Kuren zum Aufhorchen.“

„Und oft sind es dieselben Leute,“ ergänzte die Baronin, „die vom Unterglauben und Unglauben zum Über- und Aberglauben hinüberspringen.“

„Ich sehe keinen Grund ein, warum ich etwa die Wundertaten eines so übermenschlichen Wesens wie Jesus leugnen sollte“, fuhr Pfeffel fort. „Wer ohne Einblick in die Zusammenhänge zum erstenmal vom Luftschiffer Blanchard, von magnetischer Kraft, Galvanismus oder den Wirkungen des Schießpulvers vernimmt, der hält diese Dinge nach seinem bisherigen Verstand gleichfalls für widersinnig und unmöglich. Ich glaube an geheime Gesetze, an eine insgeheim waltende Vorsehung. So entsinne ich mich eines sehr eindrucksvollen Erlebnisses aus meiner Jugend. Ich wollte mit einigen Schulkameraden die Nacht in einem Gartenhäuschen vor der Stadt verbringen. Aber die Mutter widersetzte sich meiner Bitte standhaft und hartnäckig. Ich war über diesen unvermuteten und unbrechbaren Widerstand recht unglücklich. Aber was geschah? In derselben Nacht schlug der Blitz in jenes Gartenhäuschen, in dem wir hatten übernachten wollen! So etwas hat zwar keine mathematische Beweiskraft; aber man lernt doch mit feineren Ohren auf seltsame Zusammenhänge achten, die den ungeübten Organen entgehen. Auch kann ich mir, wie es ja alle Religionen annehmen, das Weltall recht wohl mit Geistern und Engeln, Genien und Dämonen und allerhand ähnlichen Wesen

bis hinauf zu den obersten Erzengeln erfüllt denken. Und an Unsterblichkeit zu zweifeln, kann doch wohl einem tiefer empfindenden Menschen, der einmal den Sinn und Gehalt des Wortes ‚Leben' mit schauerndem Entzücken erfühlt hat, niemals einfallen. Allein gleichwohl: die ganze mystische Richtung von Lavater bis zu Swedenborg, von Jung-Stilling bis zu Oberlin — das ist etwas, was ein wenig außerhalb meiner Vorstellungskräfte liegt. Ich leugne nichts dergleichen. Allein für mich haben Menschenherz und Schöpfung, Kunst und Dichtung, Wissenschaft und Religion schon im Alltag so viel Wunder und Schönheiten, daß ich reichlich dadurch beschäftigt bin."

„So kommen wir zu keinem Ergebnis," rief der Baron, „das ist ein Ausweichen, lieber Freund! Es handelt sich bei unseren Sitzungen mit Somnambulen oder bei den Mesmer-Gesellschaften um den Experimentalbeweis, daß die Seele ein selbständiges Wesen sei, mit Fähigkeiten, die über alle Fähigkeiten der Sinne hinausgehen."

Hartmann hatte aufgehorcht, als der Name Oberlin in sein Ohr fiel. Er verband seit jener belauschten Sitzung im Park mit dem Namen Oberlin den Vollbegriff einer frommen, festen, reifen Männlichkeit; er setzte in Gedanken neben den Namen des Predigers das Wort „die Zeder". Aber sofort auch tauchte bei dieser Erinnerung, in unmittelbarer Gedankenfolge, das Bild der Marquise auf und stellte sich lächelnd zwischen ihn und jenen Baum. Wie hatte sie gesagt? „Kommen Sie mit fort, sonst flüchten Sie sich unter den Schatten dieser Zeder!" Es hatte vorerst keine Gefahr. Siedend heiß wallte ihm die Empfindung empor: in deiner Brusttasche knistert ein Brief der Marquise! In wenigen Tagen wirst du stundenlang bei der Marquise sitzen! Wie mag das werden?! Seine Phantasie fing an zu arbeiten.

Er sprang auf, schützte sein tatsächliches Kopfweh vor und verabschiedete sich. Er werde auf der Straße nach Birkenweier vorausgehen, sprach er, der Baron mit den Damen werde ihn mit dem Wagen rasch einholen. Man war verwundert über sein Aufbrechen; aber man kannte den Sonderling in seiner Hartnäckigkeit und ließ ihn ziehen.

Als sich Hartmann entfernt hatte, fuhr Frau von Oberkirch fort:

„Nun uns dieser junge Mann verlassen hat, will ich Ihnen noch etwas höchst Merkwürdiges anvertrauen. Die Vorgänge sind nicht etwa nacherzählt, sie sind von mir selber erlebt und mithin buchstäbliche Tatsache. Also, hören Sie zu! Es war am 18. Januar dieses Jahres 1789. Ein Freund von uns, Herr von Puységur, dessen magnetische Experimente mich schon in Paris gefesselt hatten, war nach Straßburg gekommen, und wir veranstalteten nun auch dort Sitzungen. An dem genannten Tage hatten wir eine Somnambule aus dem Schwarzwald, ein etwas kränkelndes Mädchen, das sich aber sehr für dergleichen Experimente eignet. Bei uns waren noch Marschall Stainville, der Kommandant von Straßburg, und der Königsleutnant Marquis von Peschery. Herr von Puységur wollte das Medium eben aufwecken, da kommt Herr von Stainville auf die Idee, der Somnambule Fragen über die Zukunft Frankreichs vorzulegen. Aber er sprach das nicht laut aus; er bat das Mädchen nur, sie möchte ihm sagen, was er in diesem

Augenblick denke. ‚Sie beschäftigen sich mit den Sorgen der Zeit', erwiderte die Somnambule. ‚Sie wünschen über die Zukunft Frankreichs und insbesondere der Königin Näheres zu wissen.' Erstaunt bejahte der Marschall. Nun laufen ja freilich bereits trübe Weissagungen um; z. B. die unheimliche Weissagung des Herrn von Cazotte, die Herr von La Harpe nach Rußland an meine Freundin, die Großfürstin, gesandt hatte, von wo ich sie erst tags zuvor erhalten und mit Schaudern gelesen hatte. Um so erpichter war ich nun darauf, dies einfache Bauernmädchen zu vernehmen. Sie lag da in ihrem Sessel, mit geschlossenen Augen, und Schatten flogen über ihr Gesicht. ‚Wieviel Blut!' murmelte sie. Der Marschall wollte Tatsächliches wissen. ‚Sind die umherlaufenden Prophezeiungen richtig?' — ‚In jeder Beziehung.' — ‚Wie, alle diese Hinrichtungen werden stattfinden?' — ‚Alle — und noch mehr!' — ‚Wann?' — ‚In wenig Jahren.' — ‚Und die höchsten Personen werden davon betroffen werden? Von Tod und Hinrichtung?' — ‚Tod und Hinrichtung', wiederholte sie wie ein melancholisches Echo. — ‚Und ich? Werde ich das Schicksal meiner Familie teilen?' — ‚Nein.' — ‚Was, so und so viele meiner Verwandten und Freunde sollen ihr Leben lassen — und ich alter Soldat soll zusehen? Das ist nicht Soldatenart!' Die Somnambule schwieg. Er wurde dringender. Sie schwieg. ‚Armer Herr,' sagte sie endlich, und Tränen liefen über ihr Gesicht, ‚Sie werden das alles nicht mehr erleben.' — ‚Um so besser, so brauche ich Frankreichs Schande nicht mit anzusehen. Ich werde also vorher sterben?' Ganz leise hauchte sie: ‚Ja.' — ‚Wann ungefähr?' — ‚In wenig Monaten.' Wir alle bebten schon längst; ich versuchte den Marschall zu trösten, es sei ja nicht alles wahr, was die Somnambulen weissagten. Aber der alte Kriegsmann erhob sich. ‚An mir liegt wenig. Ich wollte lieber, sie würde sich bezüglich Frankreichs irren ...' So verlief diese Sitzung. Und vor einigen Wochen ist, wie Sie wissen, der Marschall Stainville gestorben. Dieser Teil der Prophezeiung hat sich also bereits erfüllt: — wird sich auch der andere erfüllen?"

* * *

Im Blute Viktors und in den Lüften gärten Gewitter.

Er wand sich durch die Gassen Kolmars, in denen das werktägliche Leben pulsierte, und strebte ins Freie hinaus.

All diese Gespräche, all dieses regelrechte und gewiß verdienstvolle Tagewerk, all diese angehäuften pädagogischen Tugenden gaben ihm nicht das unbestimmte Letzte, das er suchte, das er brauchte, um zum Leben ein flammenderes Verhältnis zu finden. In dieser alten Stadt waren vortreffliche Bürger und Eigenschaften eingenistet. Ein Schuster schaute von seiner Arbeit auf und klopfte dann mit schlankem Hammer weiter; ein Bäckerjunge schleppte seinen Korb, ein Hausierer sein Bündel; Hunde rauften und Knaben pfiffen; Frauen saßen strickend und schwatzend vor den Türen; freundliche Blumenerker und tiefe, eigenartig verwickelte Höfe machten das Stadtbild traulich und vielfältig. Aber diese bewohnte Steinmasse war für ihn belanglos.

Er wanderte durch die Judengasse, wo sich die Spitze des gotischen Münsters hereinreckt, bog in die Bäckergasse ein, hielt sich nach rechts und betrat durch das Wassergäßchen den Platz am Kloster Unterlinden. Dann verließ er die Stadt,

wanderte auf der Schlettstadter Straße nordwärts und ließ sich vom Hauch der freien, weiten Ebene umspielen.

„Diese Kreise“, so philosophierte der einsame Wanderer, „sind nicht faul noch verlobbert, wie man das der Pariser Aristokratie nachsagt. Aber auch sie bilden eine Kaste für sich; auch sie sind hochmütig, ohne daß sie's wissen. Diese Frau von Oberkirch ist stolz auf ihre Freundschaft mit der Großfürstin, die aus Montbéliard stammt, mit der Herzogin von Bourbon und anderen Prinzessinnen, Fürsten, Herzögen, Grafen, Vicomtes — und Dichtern wie Wieland und Goethe, deren gelegentliche Briefe sie mit Vergnügen herumzeigt. Unterhielt man sich nicht neulich über die illustren Paten und Patinnen ihrer Tochter und zählte sie immer wieder an den Fingern ab? ‚Die Großfürstin Maria Feodorowna, vertreten durch die Baronin von Pahlen, geborene von Dürckheim; die Fürstin Philippine Augusta Amalia, Gemahlin des regierenden Landgrafen von Hessen-Kassel, geborene Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, vertreten durch die Frau Baronin von Hahn, geborene Lieven' — und der Kuckuck weiß wer noch, bis hinaus zu der Wurmser von Vendenheim! Das ganze Dasein dieser Kaste, die miteinander eine Gemeinschaft bildet und uns andere als minderwertig ausschließt, ist eine Beleidigung des Menschentums und des Christentums, das die Seele ansieht, nicht den Stand ... Nun, ich bin bitter und ungerecht, ich sollte den Mund halten. Will aber diese Marquise mit mir spielen, so irrt sie sich!“

An einem Tümpel in der Nähe ließen Vorstadtkinder Schiffchen schwimmen; ein Störenfried hatte sich abgesondert, wühlte mit einer langen Gerte Schmutz auf, erzeugte Wasserstrudel und freute sich diebisch, wenn sich die Spielenden kräftig ärgerten. Es war bettelarmes Vorstadtvolk, zerlumpt und schmutzig. Welch ein Gegensatz zu seinen feinen Lockenköpfen in Birkenweier!

Die sommerlich grünende, wenn auch von schwülem Himmel bleigrau überwölbte Landschaft, überall mit Baumwipfeln durchsetzt, übte beruhigende Wirkung aus. Links und rechts, in weitem Abstand, begleiteten ihn die düsterblauen Berge des Schwarzwalds und der Vogesen. Es öffnete sich zur Linken das Kaysersberger Tal; Zellenberg leuchtete von fern auf seinen Rebenhügeln; weit vorn erhob sich fast als einziger farbiger Gegenstand über der dunkelgrünen Ebene der Kirchturm von Hausen; und zwischen Zellenberg und Hausen hindurch schloß der breite und hohe Berg, der die massigen Trümmer der Hohkönigsburg trug, den Hintergrund ab.

Dort, in der Nähe der Rappoltssteiner Schlösser, wohnte Frau Elinor von Mably. War sie doch vielleicht die einzige, die ihn schätzte?

Ein Ausdruck stillen Entzückens glitt in sein wandlungsfähiges, eben noch unfreundliches Gesicht. Er verlor sich in Ausmalungen. Ein rieselnd angenehmer Schauer durchwirbelte den Jüngling. Und allmählich, indem er dahinschritt, ward er entlastet; und die ihm eigentlich gemäße Stimmung stellte sich wieder bei ihm ein: anschauungswarme Liebe zu allem Geschaffenen, im Bunde mit feiner Zurückhaltung.

Die Landstraße, anfangs noch hie und da von Wagen oder Fußgängern belebt, bog in ein verstäubtes Gehölz ein. Hier war eine angenehme Schattenstille.

Hartmann suchte sich abseits einen Rasen, trocknete die Stirn, schaute sich nach allen Seiten um und holte dann den Brief hervor, der ihm auf dem Herzen brannte.

„Mein sehr schätzenswerter Herr Hartmann! Also schon nächsten Dienstag, den 21. Juli, werde ich Sie mit meiner Tochter Addy im Wagen abholen und nach Feenland und Sorgenfrei entführen. Es ist alles mit den Birkheims besprochen. Und ich darf die Bemerkung hinzufügen, mein Herr, daß ich mich auf diesen Augenblick freue. Mein Eigennutz versteckt sich hierbei ganz und gar nicht, ich will tüchtig von Ihnen profitieren. Aber ich hoffe, daß mein Vorteil und Ihr Vergnügen sich dabei mindestens das Gleichgewicht halten. Vor allem eins: darf ich immer alles frei und keck herausprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß auch Sie mich ein wenig oder sehr oder gänzlich für närrisch halten, wie die andren hierzulande? Halten Sie mich immerhin für eine Närrin, das macht nichts. Nur langweilig sollen Sie mich nicht finden. Ich wäre unglücklich, wenn mich jemand für korrekt, pedantisch, moralisch, vortrefflich, musterhaft — und was weiß ich was alles hielte. Ich möchte das gar nicht sein. Zwar auch das Gegenteil der eben genannten Tugenden ist nicht grade erforderlich oder wünschenswert. Aber wie kann man denn dies unendlich reizvolle, unendlich mannigfaltige Leben überhaupt in irgendeine Tugend einsperren wollen? Ich erlaube mir, heute sanft und morgen toll, heute blauer Himmel und morgen Regen oder Gewitter zu sein — just so, wie es das Wetter oder der Blutumlauf mit sich bringt. Denn ich bin nur ein Mensch, und weiter nichts. Sie aber, mein Herr Hartmann, sind in Gefahr, ein wenig einzustauben und in Moralismus oder Pedanterie zu vertrocknen, wenn ich Sie nicht aus Ihren Grundsätzen und Selbstgerechtigkeiten herausärgere und mit Leben anzünde. So werden Sie mir denn also vom nächsten Dienstag ab schöne Lehren erteilen, und ich gebe Ihnen dafür das bißchen, aber immerhin auch Schätzbare, was ich besitze: nämlich Wärme, Sonne, Feuer, Blut, Herz, Leben — und ein Körbchen Narrheiten oder Teufeleien als Gratisgabe dazu. Haben Sie Angst? Das rede ich nun alles bloß so hin, um Ihnen zu imponieren und meine Unwissenheit zu verschleiern. Denn Sie werden die schmerzliche Entdeckung machen, daß ich schauerlich unwissend bin. Ja, ich bin schauerlich unwissend! Aber das ist im Grunde recht gut so. Nun haben Sie mit mir um so mehr Arbeit, wie ich sicherlich auch mit Ihnen, Sie Inbegriff aller Korrektheit, aller Tugend und Moral! Und Ihr Würdegefühl wird nach gelungenem Unterricht um so aufgeblähter sein. Wollen sehen, wer zuerst mit dem andren fertig wird! Ich kündige Ihnen hiermit so eine Art Kampf an. Gibt es zu Paris eine hübsche kleine Revolution, wenn sich der Bürgerstand mit Adel und Geistlichkeit vermischt — wohlan, warum sollen nicht auch wir zwei eine niedliche Revolution durchmachen? Also, mein Herr, auf Wiedersehen! Ihre E. M."

Der Empfänger dieses Briefes brauchte Zeit, dies herausfordernde Geplauder zu verarbeiten. Er küßte die dünn und flink dahintanzende Schrift, die nicht der Pfeile, Spitzen und Fanghaken entbehrte, und malte sich die bewegliche kleine Person aus, die dahinterstand. Dies alles war in seinem Leben eine Neuheit. Er las den Brief zum fünften und las ihn zum sechsten Male. Immer blieb der Eindruck einer angenehmen Verblüffung und verfänglicher Verheißungen. Und immer

mehr wuchs ein Entzücken heran, mit Bangen gemischt: ein Entzücken, daß es ein solches Menschengeschöpf geben könne — grade für ihn.

Er steckte das Papier ein und wanderte auf der staubigen Landstraße weiter, wanderte schneller und schneller, Hände auf dem Rücken, Nase im Wind, die Augen starr ins wolkenverhangene Abendrot gerichtet. An den Bergen ging das Spätrot in ein Wetterleuchten über: dort, jenseits der Bücherwelt, saß das Leben unter sprühenden Blitzen der beginnenden Sommernacht an einem Waldbrunnen — eine nackte Fee! Du wunderlich Ding, du wildschönes Leben, was ist dein Sinn und Geheimnis? Bist du ein Weib und nicht zu enträtseln? Kannst du nur geliebt, doch nicht enträtselt werden?!

Keine pädagogische Weisheit reichte hier aus, kein reinlich Tagebuchblatt konnte dies feststellen. Dies Neue war größer als alle Literatur und Wissenschaft, als alles Gedachte, Geschriebene, Gedruckte — als alle Milliarden Bücher der Welt! ... Zum Teufel die Milliarden Bücher der Welt!

Das Unglaubliche geschah: der Hauslehrer der Birkheims auf Birkenweier fing an zu singen. Er sang! Er sang laut in die beginnende Gewitternacht. Die Natur um ihn her veränderte sich über seinem Singen. Jenes schwefelgelbe Abendrot im Nordwesten und die schwarzen Gewitter darin sangen; der wuchtige Wasgenwald darunter gab den Grundbaß; so sang auch des Wandrers Blut, so sang sein Mund und stellte den gleichen Rhythmus her mit dem starken Rhythmus der anwachsenden Gewitternacht.

Und horch! Diesem erdentrückten, wildheitren Gesang schien eine magisch heranbeschwörende Kraft innezuwohnen. Aus dem dämmernden Feld antworteten Gegenstimmen. Sofort schwieg Viktor, erschrocken über diese Wirkung. In der Tat, da sang es derb und deutlich herüber; es antwortete die rohe, unvergeistigte Naturkraft. Betrunkene sangen auf einem Feldweg.

Viktor setzte seinen Marsch mit beschleunigter Entschiedenheit fort, um dem Bereich dieser erdgebundenen Geister zu entrinnen. Plötzlich aber blieb er stehen und lauschte; eine der Stimmen klang bekannt. Und als er schärfer zusah, entdeckte er ein überaus drolliges Gebilde.

Es waren drei betrunkene Männer, die dort Arm in Arm über ein Kleefeld heranruderten. Wuchtig und breitschultrig zur Linken ein katholischer Priester, zur Rechten ein spindeldürrer, stangenlanger Küster und Organist, und in der Mitte, von den beiden an den Armen geschleppt, ein sinnlos lachender Holzschuhhändler, der seinen Ballast auf dem Rücken trug. Sie wirkten melodramatisch auf den unangenehm erstaunten Zuhörer ein; mit gerufenen oder durcheinandergesprochenen Worten wechselten Gesänge ab, die der Harmonie entbehrten; und zur Abwechslung setzte dann ein johlendes, alle Kunst vollends verschlingendes Lachen ein.

Der feine Hofmeister hatte sich durch schnellere Gangart diesem Dunstkreis entziehen wollen. Aber die drei verbündeten Mächte kamen ihm zuvor, riefen ihn an, stürmten durch die fahle Dämmerung herbei und fielen in seiner Nähe alle drei platt in den Klee. Es war ein lachendes Knäuel, aus dem sich als erster der Löffelschnitzer und Holzschuhhändler aus den Hochvogesen löste, der wenig

Französisch und nicht viel Deutsch konnte und in seinem Kauderwelsch mit fortwährendem Lachen auf die zwei andren zeigte und gegen die Vergewaltigung protestierte. Dann erhob sich der wuchtige Abbé und schwang sich rittlings auf den Küster.

„Leo Hitzinger, bist du's?" rief Viktor, halb belustigt, halb angewidert, dem starken Pfarrer zu.

„C'est cela, Viktor, brav's Lämmel, ich bin's!" antwortete sein Straßburger Schulkamerad aus dem Kleefeld herüber. Dann trommelte er mit der Faust auf sein Reitpferd ein und schrie weiter: „Auf dem Satanas da reit' ich in d' Höll'! Der verführt mich zum Trinken!"

Er warf seinen Löwenkopf empor und schaute mit geblähten Nüstern und weit offenen Negerlippen zu Viktor empor, der am Straßenrand stehen geblieben war. Jäh mußte ihm dabei der Gegensatz zwischen seinem unwürdigen Zustand und der aufrechten Gemessenheit des Jugendfreundes im Bewußtsein aufblitzen; denn ernüchtert stand er auf, suchte seinen Hut und gab dem Daliegenden einen verächtlichen Fußtritt. Der lange Mensch, auf dem er gesessen, erhob den Kopf, blieb aber auf Knien und Händen liegen und stellte sich mit Komik vor: „Monsieur", lallte er zu Viktor empor und zischte in kräftigem Alemannen-Französisch, „excusez, je m'apelle Jean Jacques Lauth — schreibt sich L-a-u-th, spricht sich awer Loth. Denn mr sen Franzuse un mache e bissel Revolution, vous savez." Dann prustete er mit einem prasselnden Gelächter heraus, drehte den Kopf nach der Seite, blinzelte den Holzschuhmacher an und wälzte sich mit einer Art Wollust im Klee. Und als nun gar unzüchtige Worte aus dem Betrunkenen empordampften, versetzte ihm der Abbé einen abermaligen Fußtritt, sprang auf die Straße, nahm Viktor am Arm und eilte mit ihm fürbaß. Hinter ihnen verhallte das quietschende Lachen des Humoristen Jean Jacques Lauth, genannt Loth, und das Kauderwelsch des schwachmütigen Nicola.

Viktor empfand diesen Vorgang als grundhäßlich und fühlte sich aus all seinen Himmeln gerissen. Er entzog sich dem Arm seines Jugendkameraden und machte ihm heftige Vorwürfe. „Du entehrst deine Soutane, Leo, du entehrst dein Amt, du entehrst deine Kirche, du machst dem würdigen alten Priester, dessen Gehilfe du bist, Kummer und Verdruß." Leo Hitzinger versuchte erst, die Sache ins Harmlose umzufärben: der verweichlichte Viktor, meinte er, habe keinen Sinn für volkstümlichen Humor. Aber dann ward er kleinlaut und gänzlich still; er verteidigte sich nicht mehr. Mit schweren Schuhen schlürfte der bauernhafte Recke neben dem schlanken Hauslehrer einher, in sich zusammengesunken, und murmelte von Zeit zu Zeit: „Leider, leider, 's isch wohr." Die Blitze mehrten sich, die Dunkelheit wuchs. Der junge, starke Abbé wischte mit dem Ärmel über das dunstig feuchte Gesicht, blieb stehen und stöhnte leis und schwer: „O Maria, heilige Mutter Gottes, ich bin ein verlorener Mann!" Dann begann er, dumpf und stockend, und legte dem Schulkameraden eine Art Lebensbeichte ab — gründlich, bis in die Winkel seines Herzens hinein, durchdrungen von einer großzügigen Reue, zur Offenheit gepeitscht von nachwirkender Trunkenheit. Viktor schaute in Abgründe.

Trunksucht und wohl auch Wollust waren hier im Begriff, eine nicht unedle Kraftnatur zu zerstören. „Ich habe zu Hause zwei ältere Brüder, die Zwillinge,

du kennst sie“, sagte der Unglückliche. „Diese sind vor Gott verantwortlich für das, was sie an mir getan haben. Die haben schon den Knaben in Laster eingeweiht, haben meine Phantasie vergiftet, haben mein Blut und Denken verunreinigt! Dann hab' ich mich in unsre heilige Kirche geflüchtet. Das hat anfangs gut getan. Und, Viktor, du bist zwar ein Ketzer, aber ich sag' dir: die Kirche ist das ein und alles auf der Welt, sie bleibt heilig, auch wenn sie unheilige Diener hat wie mich. Doch danach bin ich in dies Weinland versetzt worden und hab' den Säufer dort, den Späßelmacher, den Wüstling kennen gelernt. Der hat die Krankheit wieder herausgeweckt. O heilige Mutter Gottes, o mein' Mutter Gottes, du liebe reine Jungfrau, jetzt bin ich wohl ganz verloren.“

Der Abbé setzte sich plötzlich an den Straßenrand und weinte.

Viktor war tief erschüttert. Er bückte sich zu dem Weinenden hinab, zog ihn am Arm empor und tröstete ihn mit treuherzigen elsässischen Worten, wie denn überhaupt dies kameradschaftliche Gespräch in der Mundart des Landes geführt wurde.

„Nimm dich vorm Wein und vor der Sünde des sechsten Gebotes in acht, Viktor!“ fuhr Leo Hitzinger fort. „Es verdirbt Leib und Seel'. Anfangs hat das Laster Katzenpfötchen, hernach Krallen. In uns allen sitzen Wölfe, Hexen, Raubvieh, Geister und Teufel! Ich sag' dir, ich bin wie der Sankt Antonius in der Wüste, so zottelt und schnappt das wilde Vieh um mich herum! Jedem Weib schau' ich mit unreinen Blicken durch das Gewand hindurch — verstehst du das? Und wenn's mir zur Qual wird, so stürz' ich mich ins rote Meer — in den Rappoltsweiler Rotwein!“

So zerfleischte sich der kräftige Abbé mit Selbstvorwürfen und wimmerte wie ein Kind. Dann fuhr er mit leiserer Stimme fort, gleichsam noch Tränen verschluckend, aber mit so echtem Gefühl, daß es Viktor nicht minder naheging:

„Vor ein paar Tagen hab' ich ein Mädchengesicht gesehen. Viktor, wie eine Heilige ist das an mir vorübergegangen. Ich hab' ihr nachgeschaut, solang' ich gekonnt, dann hab' ich mich ins Gras gesetzt und hab' weinen müssen wie noch nie. Zum erstenmal ist mir da besser gewesen; da ist Frieden gekommen, schöner, stiller Frieden. Keine Wölfe mehr. Das Kind hat sie verscheucht. Es ist ein Kind noch, ist mit der Mutter gegangen, sie wohnen da drüben an den Bergen, feine vornehme Leut' — aber ich sag' dir, Viktor, als wenn die heilige Jungfrau aus der Dusenbachkapelle leibhaftig über die Erde wandeln tät'. Weißt, ich muß Bilder sehen, dann begreif' ich die Dinge. Wenn ich so ein schönes, reines Mädchen sehe, o so ein liebes Kindergesicht mit so guten Augen — da begreif' ich, was Reinheit ist. Da seh' ich lauter Seele und keinen Körper mehr, da mal' ich mir nichts Häßliches aus, denn ich seh' das liebe Lächeln, sobald ich die Augen zumach'. Du liebe Mutter Gottes von Dusenbach, mußt mir nicht bös sein!“

Er hatte die letzten Worte sehr zart und innig vor sich hingesagt. Dann schwieg er, die Tränen von den Wangen wischend, und es klangen nur die harten Stiefelschritte der beiden Wanderer durch die schwüle Stille.

Die Nacht hatte nun das ganze Land verfinstert. Aber die fernen stummen Blitze tauchten die Gegend und die zwei Gestalten oft in eine übernatürliche Helle.

Von Kolmar her nahte ein rasch fahrender Wagen. Deutlich vernahm man den scharf herüberklingenden gleichmäßigen Trab der wohlgeschulten Herrenpferde.

„Da kommt mein Baron gefahren“, warf Viktor hin.

Der Abbé blieb stehen, lauschte und bog mit einem kurzen, scheuen „Gut' Nacht!“ in einen Seitenweg ab. Rasch war die breite, dunkle Gestalt verschwunden.

Als Viktor gleich darauf den Wagen anrief und aufgenommen wurde, empfand er das ganze Erlebnis wie einen Sommernachtsspuk.

* * *

Octavie und Annette hüllten den erhitzten und bestäubten Fußwanderer sorglich in ein Tuch, um ihn vor dem Nachthauch zu schützen. Wohlig empfand er diese zarte Fürsorge. Er überließ sich, angenehm ausruhend, aufs neue einer Atmosphäre, die er noch vor einer Stunde mißmutig verurteilt hatte. Er hatte hier doch so etwas wie eine Heimat; es waren hier doch gut und rein empfindende Menschen, die zugleich durch die Überlieferungen einer vornehmen Kultur hindurchgegangen waren.

„Eigentlich“, sagte Octavie, „müßten Sie uns nun bei so schön-schauerlichem Wetterleuchten einige Spukgeschichten erzählen.“

„Der Arme!“ rief der kutschierende Baron herum. „Er ist ja eben erst vor unsren Geistergeschichten davongelaufen!“

„Glauben Sie denn nicht an Geister, Herr Hartmann?“

„Aber, mein Fräulein,“ versetzte Viktor, „die ganze Welt ist ja voll Geister, und ich bin ja selber einer.“

„Ich meine die Geister, die nicht mehr leben, die keinen Körper haben, die sogenannten Toten nämlich, oder auch die Naturgeister, die ein Reich für sich bilden. Glauben Sie, daß es solche gibt? Und glauben Sie, daß sie sich, wie in den Sagen berichtet wird, mit manchen Menschen in Verbindung setzen können?“

„Das wäre noch so ein Handwerk, lieber Hartmann!“ rief der Baron abermals zurück. „Geisterbanner! Oder Schatzgräber auf einer der alten Burgen da oben! Binden Sie mal den beiden etliche Bären auf: etwa vom weißen Fräulein, das an den Ufern der Fecht spukt, oder von der gelben Dame, die manchmal auf der Königsburg erscheint und mit dem Schlüsselbund rasselt, oder vom Büßer zu Kaysersberg, der in großen Holzschuhen tappt und ein Kreuz auf dem Rücken trägt!“

„Aber warum sollten wir denn außerhalb der lebendigen Menschheit Geister und Schätze suchen?“ versetzte Hartmann, dessen Gedankenstrom wieder floß. „Gibt es nicht in den Herzen der Menschheit Geister und Schätze genug? Ich meine, es kann nichts Schöneres geben, als auf einen unglücklichen oder verwirrten Menschengeist günstig und klärend einzuwirken. Das heißt Teufel verjagen und Engel einführen.“

Er dachte an den unseligen Freund, der, von Dämonen gepeitscht, nun über das nächtliche Feld irrte. Und unter dem gespenstischen Zucken der Blitze und den nachwirkenden Erlebnissen des Tages überkam ihn etwas wie Genialität.

„Überhaupt“, sprach er ernst und tief, „können einen die mesmerischen Experimente auf sonderbare Gedanken bringen. Ob nicht alles geistige und seelische Leben davon abhängt, wie die Menschen aufeinander wirken und einander entzünden? Ob nicht Sonne und Erde gegenseitig in einem Verhältnis stehen wie Mann und Frau? Oder wie Hypnotiseur und Somnambule? Die Erde wird viel-

leicht von der Sonne entzündet, nicht weil die letztere ein geheizter Ofen ist, sondern weil eben die Sonne entflammend auf uns wirkt — wie eine Seele auf die andere. Vielleicht wirken wir Planeten ebenso auf die Sonne zurück? und setzen sie vielleicht in die Glut, die sie uns zurückgibt? Ich denke mir, solch ein Wechselverhältnis ist in aller Liebe und Freundschaft. Und so wird es wohl auch leider sein zwischen Verführer und Verführtem. Es kommt alles darauf an, wie Menschen aufeinander einwirken: mit belebenden oder mit zerstörenden Flammen."

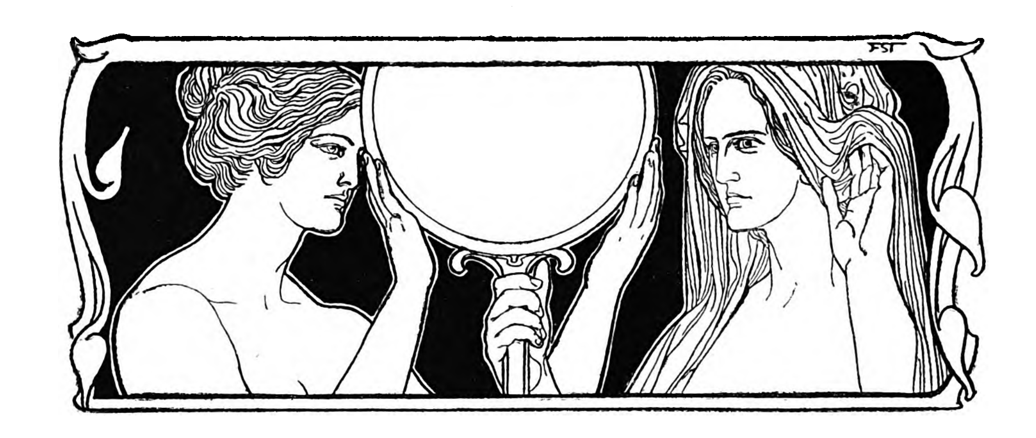
Annette von Rathsamhausen griff mit Begeisterung den Kern dieses Gedankens auf. Sie wandte ihn, nach weiblicher Weise, sofort auf einen persönlichen Einzelfall an: auf die schöne Einwirkung, die sie von ihrem väterlichen Freunde Pfeffel erfahren hatte.

„Ich erinnere mich mit Entzücken des Augenblicks, wo ich ihn zum erstenmal sah", plauderte sie. „Unsere Birkheims hatten mir oft mit dem tiefen Respekt, den er einflößt, von ihm gesprochen; das vermehrte natürlich meine angeborene Schüchternheit, über die ich mich manchmal tüchtig ärgere. Nun, eines Tages gaben meine Freundinnen zu Kolmar ein Konzert vor einem großen geladenen Kreise von etwa sechzig Personen. Ich kam zu Pferd von unserem Landgut Grützenheim herüber und trat ohne weiteres im Amazonenkostüm in den Salon, erschrak über die festliche Versammlung, zog mich zurück und kleidete mich um. Dann lief ich auf das Stadthaus, um eine Sache zu ordnen, die meinen Vater betraf, und kam zurück. Da hatte man denn die Aufmerksamkeit, mich unmittelbar neben Pfeffel zu setzen, dem man ganz leise meinen Namen ins Ohr sagte. Die Musik war entzückend, meine Freundinnen schön wie Engel — jawohl, Octavie, ihr waret süß wie immer —, und mir war über all dem Schönen das Herz so voll, daß ich kaum zu atmen wagte. Ich brannte schon so lange darauf, den Dichter Pfeffel persönlich kennen zu lernen — und da saß er nun still und lauschend an meiner Seite! Pfeffel ist eine sensitive Natur, er spürte mein erregtes Atmen und ergriff meine Hand, die er ganz zart und beruhigend drückte. Das war zuviel für mich — ich lief wieder hinaus, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen! Sehen Sie, darum verstehe ich so gut, so sehr gut, wie Menschen aufeinander wirken können. Am andern Tage ging ich dann natürlich mit meinen Freundinnen in seine Wohnung, um mein törichtes Betragen wieder gutzumachen. Fanny war krank gewesen: Pfeffel schloß sie bei der Begrüßung mit einer solchen zärtlichen Liebe väterlich in die Arme, daß es mir ein unvergeßlich rührender Eindruck geblieben ist. Ich bat Gott im stillen, auch mir Menschen zu senden, die so zu lieben wüßten wie dieser gütige Mann."

Octavie, die mit der Freundin in eine gemeinsame Decke eingehüllt war, schlang noch zärtlicher den Arm um sie und küßte Annettes Wange. Auch Hartmann stimmte herzlich bei. Dann flog sein Gedanke wieder hinaus ins nächtliche Feld, über die ganze nächtliche Menschheit, wo so manche unglückselige Seele trüb und traurig umherirrt und nach Menschen sucht, nach einem guten Wort, nach Wärme, nach Liebe.

(Fortsetzung folgt)





Ein Philisterspiegel

Von

Otto Neumann-Hofer

Vor neunzehnhundert Jahren schlug Hermann der Cherusker die Römer aufs Haupt und bewahrte dadurch Deutschland vor der Romanisierung. Ein Datum, wichtig genug in der deutschen Geschichte, um seiner zu gedenken. Es ist das geschehen und geschieht noch; im Teutoburger Walde, wo der Schauplatz dieser ersten und entscheidenden Freiheitsschlacht deutscher Nation gewesen sein soll, zu Detmold, dem Hauptstädtchen des Fürstentums Lippe, fand eine achttägige Feier des neunzehnfachen Zentenariums statt, eine Feier voll Würde, stolz-bescheidener Schönheit und allgemeinen herzlichen Frohsinns: ein echtes Volksfest. Auch an anderen Orten setzte man festliche Versammlungen, festliche Umzüge, dramatische und musikalische Aufführungen ins Werk; in Wien beging die deutsche Studentenschaft eine Hermannfeier, und während des verflossenen Schulsemesters ist wahrscheinlich in allen deutschen Schulen mit mehr oder minder Aufwand von Rhetorik des ersten bestimmten Datums, das die deutsche Geschichte kennt, gedacht worden.

Dieses Datum liegt zu weit zurück, und die einzelnen Ereignisse, besonders die darin erscheinenden menschlichen Züge, sind zu wenig historisch beglaubigt, als daß es eine oder d i e allgemeine deutsche Nationalfeier hätte werden können. Anders kann ich es mir wenigstens nicht erklären, daß der an das ganze deutsche Volk diesseits und jenseits des Ozeans gerichtete Aufruf des Detmolder Festkomitees verhältnismäßig geringen Widerhall fand. Auch kann ich es mir anders nicht erklären, daß der größte dramatische Vaterlandssang der Deutschen, Kleistens Hermannsschlacht, die gut und gern auf Shakespearisches Höhenmaß gestellt werden darf, auf unseren Bühnen ein Fremdling ist. Für Detmold, den Festort, freilich war es ein Glück zu nennen, daß der Festruf über die Grenzen Niedersachsens hinaus kaum noch vernommen wurde; wären auch nur wenig mehr Menschen gekommen, als kamen, der kleine Ort hätte sie nicht beherbergen können; es war ohnehin an den Tagen der hauptsächlichsten Veranstaltungen mit Menschen ge-

füllt bis zum Bersten. Ein Mehr hätte leicht die — in organisatorischer wie künstlerischer Hinsicht — fest und sicher in sich geschlossene Feier zu einem peinvollen Hurragedränge aufgeblasen. Aber wahrscheinlich hätte man der Feier noch engere Grenzen ziehen, noch wahrscheinlicher sie ganz unterlassen müssen, wenn Detmold nicht das riesenhafte Hermannsdenkmal Ernst von Bandels besäße. Dieses gewaltige Bildwerk war der Mittelpunkt der ganzen Feier, es war ihr Sinnbild, ihre Rechtfertigung und schlechthin ihre Ursache. Denn ohne Bandels kupfernen Helden gäbe es keine Stätte für cheruskische Hieromenien. Wo hat die Hermannsschlacht stattgefunden? Man kann es schlechterdings nicht sagen. Man kann nur sagen: Wahrscheinlich zwischen Weser, Ems und Lippe. Das ist aber nicht genügend, um eine Gedächtnisstätte zu lokalisieren. Das hat Bandel mit seinem Hermann besorgt.

Bei der diesjährigen Hermannsfeier sah ich es wieder, das Bandelsche Denkmal. Und wieder wirkte es auf mich ergreifend und erhebend, wie das erstemal, daß ich es sah. Es ist bei den Kunsthistorikern nicht üblich, es hoch im Range zu stellen; und in der Tat fehlt der Hermannsfigur und besonders dem Hermannshaupt der Stil, der dieser Kolossalbildnerei angemessen wäre. Dieser Riese ist gebildet nach den Gesetzen der realistischen Kleinplastik. Aber leiden nicht alle anderen deutschen Kolossaldenkmäler bis auf die jüngste Zeit an demselben Mangel, hier der realistischen, dort der antikisierenden Kleinplastik? Nur mit dem Unterschiede, daß Bandel das Ganze seines architektonischen Aufbaus mit der Umgebung, mit Berg und Tal, mit Wald und Himmel zu einer wundervollen Einheit zu verschmelzen verstanden hat. Schon wenn man von einer der engen Straßen Detmolds aus, um eine Ecke biegend, plötzlich den Riesen im gehobenen Hintergrund auftauchen sieht, wird man von Staunen ergriffen. Wie die gewaltige Schutzgottheit dieses kleinen Gemeinwesens reckt er sich auf, drohend und beruhigend zugleich; an seiner Höhe gemessen scheinen die niedrigen Häuser noch mehr zusammenzuschrumpfen und wie eine schutzsuchende und schutzsichere Herde sich zu seinen Füßen zu kauern. Dann tritt man nach Süden aus der Stadt heraus. Ein Tal öffnet sich, schmal und länglich, im Vordergrunde rechts und links von niedrigen, im Hintergrunde von stufenweis ansteigenden höheren Erhebungen abgeschlossen, mitten darin, als höchster Gipfel, die Grotenburg, und auf ihrer nackten Kuppe der Hermann. Das Tal ist saftig, mit vereinzelten Gehöften besetzt, die sich bis in die Mitte der Höhen hinaufziehen. Die Abdachungen sind mit kraftvollem Wald bestanden, der den kühnen Schwüngen der Höhen und ihrer düsteren Einschnitte folgt, die schon den Legionen des Varus so verderblich wurden, und seine Linien fließen alle der Teutbergspitze zu, wo der Hermann thront. Alles weist auf ihn hin, der wie aus dem Felsen gewachsen dasteht. Die starke Natur huldigt dem starken Helden, dem Vertreter des starken Stammes, der diese Erde bewohnt. Sie ordnet sich dem heldischen Menschengeiste unter, ohne das geringste von ihrer Würde zu verlieren, und der Heros beherrscht sie, indem er sich in sie eingliedert, als flössen ihre Säfte in seinen Adern und hätten in seiner Hochgestalt den vollkommenen Ausdruck ihrer organisierenden Kraft gefunden. Das ganze weite Land schließt sich zusammen zum Sockel für seine Füße, auf dem er sich frei vom Himmel abhebt. In dieser Erde wurzelt fest sein Fuß, während sein Haupt und seine Schwertspitze in den

Äther ragen, ein Bild des deutschen Wesens mit seiner blutwarmen, derben Bodenständigkeit und seinen gewaltigen idealistischen Himmelsflügen. Man umwandere den Gebirgsstock von allen Seiten, man nähere sich Detmold von allen Landstraßen und Schienenwegen — von überallher steht der Hermann gleich hoch, gleich frei, gleich beherrschend und eingegliedert zugleich in der Landschaft. In dieser weiten Perspektive verschwinden die bildnerischen Unvollkommenheiten vollständig: die weiche Rundlichkeit der Beine, die etwas unsichere Körperhaltung, die Flachheiten um Mund und Wangen; — es bleibt nur der große landschaftlich-architektonische Gedanke übrig, der entzückt und erhebt.

Dieser Eindruck ist in der Tat nicht etwa die Wirkung eines glücklichen Zufalls der landschaftlichen Gestaltung, wir schulden ihn ganz und gar Bandels künstlerischem Anschauungsvermögen. Die lange Leidensgeschichte des Hermannsdenkmals ist uns ganz genau bekannt. Wir wissen, daß Bandel das Bild, das jetzt dasteht, nicht von vornherein im Kopfe trug. Sein erster Entwurf war weit von seinem letzten entfernt; wäre er zur Ausführung gekommen, so hätten wir ein gleichgültiges Denkmal mehr; und wir hätten auch ein gleichgültiges Denkmal mehr — mit vielen Schönheiten im einzelnen vielleicht —, wenn der Rauch-Schinkelsche Entwurf zur Ausführung gekommen wäre. Durch viele Jahre dauernden Aufenthalts in Detmold mußte Bandel sich erst hineinleben in diese ihm fremde Natur, sein Auge mußte heimisch werden in diesen Wäldern und Bergen, unter diesem regenschweren Himmel, bevor es die Lösung der Aufgabe schauen konnte. Die Wahl des richtigen Platzes war wohl die Eingebung eines glücklichen Augenblicks, der Aufbau der Heldengestalt war aber das Ergebnis langen künstlerischen Sinnens, und die endliche Lösung war derart überzeugend, daß sich noch niemand gefunden hat, der anzugeben vermocht hätte, wie sie etwa anders besser ausgefallen wäre. So sehr vermählt sich das Bildwerk mit Land und Himmel, daß es dem uneingeweihten, dem fremdesten Auge, das es zum ersten Male schaut, sofort ohne weitere Überlegung die Anschauung von all dem aufdrängt, was es ausdrücken soll: den Triumph über errungenen Sieg und Freiheit, den Schirm über das weitgedehnte Land durch das Schwert, den Aufruf an das wehrhafte Volk; Vertrauen auf die Kraft des eigenen Armes, felsenfesten Willen zur Bewahrung des Errungenen, himmelanstrebende Begeisterung fürs Vaterland. Man vergleiche diesen machtvoll den Arm emporstreckenden, das Schwert wie zum furchtbaren, erbarmungslosen Schwur in das Himmelsblau bohrenden Recken mit der eleganten Lässigkeit der Germania auf dem Niederwald, wie sie sich in das Grün des Hintergrundes bettet, statt ihn zu überfliegen und zu beherrschen, und wie sie mit weichem Armschwunge die Krone zierlich in den Fingern emporhebt: hier ist weiche Fülle des Besitzes, mit antikisierendem Faltenwurf, dort aber herbe Kraft, ist Kampf und Sieg, ist Germanentum, ist frei beherrschte Vaterlandserde. Ernst von Bandels „Werk“ — wie heute in alberner Französelei die Zunft der Kunstschreiber sagt, und womit sie auf deutsch „Werke“ meint — mag keinen breiten Platz in der Kunstgeschichte einnehmen, seinen Bau auf der Grotenburg aber umwittert der Hauch des Genies.

Wärmend und befruchtend senkt sich dieser Hauch auf die kleine Residenz herab, die im Tal zu Füßen des Berges liegt. Das heutige Detmold ist, soweit

Hussiten



F. Müller-Münster

Menschenwerke in Betracht kommen, zur einen Hälfte Bandel, zur anderen verblassende Erinnerung an Lortzing, Grabbe und Freiligrath, an eine ausgezeichnete Fürstin, eine Maria Theresia im Westentaschenformat, an einen jüngst bestandenen Kampf ums Recht, dessen Sieg kaum die Kosten lohnte, und ein bißchen Industrie. Man weiß es dort, was man Bandel schuldet. „Er ist der Wohltäter Detmolds geworden", so lautete das Leitmotiv der Festreden, die bei der Enthüllungsfeier des Bandeldenkmals gehalten wurden, einer Feier, die im August mit der neunzehnhundertjährigen Erinnerung an die Hermannsschlacht vereinigt wurde.

Diese Anerkennung des heutigen Detmold ist sehr schön und vergegenwärtigt uns eine vornehmliche Eigenschaft der deutschen Nation, die vielleicht eine vornehmliche Eigenschaft der ganzen Menschheit ist: die Enkel feiern den Genius, den die Großväter zu Tode gehetzt, gequält oder geärgert haben, oder doch wenigstens versucht haben, es zu tun. Die Sache fing an mit der ersten deutlich bestimmbaren Persönlichkeit der deutschen Geschichte: Hermann der Cherusker wurde der Retter der Deutschen durch militärisches und diplomatisches Genie, dann wurde er verraten und umgebracht, später in Liedern gefeiert, und endlich errichteten ihm die dankbaren Enkel ein Denkmal, das außer dem Hamburger Bismarckdenkmal das einzige wahrhaft monumentale in Deutschland ist. Seitdem hat sich diese Übung durch die ganze glorreiche Geschichte des Vaterlandes hindurch entwickelt, reicher entfaltet und sich von dem gemeinen groben Totschlag bis zur raffiniertesten moralischen Quälerei vervollkommt. Ausnahmen traten überall da ein, wo das Genie die materielle Macht in Händen hatte oder wo es so glücklich temperiert war, daß es in der Stille wirken und auf die Anerkennung der Zeitgenossen verzichten konnte. War das Genie ein militärisches oder staatsmännisches, so hatte die Opposition noch einigermaßen noble Beweggründe; denn jenes hat es an sich, die Freiheit seiner Nebenmenschen zu vergewaltigen oder doch wenigstens geringzuschätzen. War das Genie ein religiöses, so hatte es sicher den orthodoxen Klüngel gegen sich, der von allen Klüngeln der Weltgeschichte die blutrünstigsten Instinkte hat. War es ein wissenschaftliches oder technisches, so versuchten die Perückenträger ihm mit ihrem Puder die Lebensluft zu verderben, obwohl nicht verkannt werden darf, daß Genies dieser Art noch am ehesten Duldung, ja Entgegenkommen bei ihren Zeitgenossen finden: denn ist ihre Leistung eine tiefe Erkenntnis, so wird sie oft nicht sogleich in ihrer ganzen Tragweite verstanden und darum geduldet; ist sie praktischer Art, so geschieht es oft, daß der Vorteil, den sie verspricht, auf der flachen Hand liegt; dann reizt der Zuwachs an Besitz und Wohlbefinden eine erstaunliche Begeisterung der Masse auf, deren Gemütsfonds an Dankbarkeit durch nichts mehr als durch Magen und Beutel bewegt wird. Doch gibt es auch zahlreiche Fälle des Gegenteils, teils erschütternder, teils belustigender Art. In diesen Tagen der aeronautischen Hoffnungsflüge ist es vielleicht ganz angebracht, daran zu erinnern, daß der berühmte französische Astronom Lalande 1782 in der Akademie dekretierte: „Die Unmöglichkeit, sich mit Flügelschlägen in der Luft zu halten, ist ebenso sicher wie die Unmöglichkeit, sich durch das spezifische Gewicht luftleerer Körper emporzuheben." Ein Jahr später stiegen die Gebrüder Montgolfier, stieg der

Professor Charles in die Luft, und drei Jahre später flog Blanchard mit dem ersten Lenkbaren über den Kanal. Leider steht auch unser großer Helmholtz in dieser Reihe, der 1873 bewies, daß man sich mit Menschenkraft nicht in die Luft erheben könne; der Beweis war überflüssig, schon hundert Jahre früher von Coulomb geführt, aber die Autorität des Namens Helmholtz lähmte die Entwicklung der deutschen Flugtechnik für zwei Jahrzehnte. 1901 wurde Graf Zeppelin auf dem Kieler Ingenieurtag als Narr behandelt und vom Kaiser ostentativ geschnitten, demselben Kaiser, der ihm sieben Jahre später das Patent als des größten Deutschen des Jahrhunderts ausstellte. Ist endlich das Genie ein künstlerisches, so heißt sein Feind der Philister, — und der rächt sich an ihm durch zwei Mittel, die sich in ihrer Schrecklichkeit steigern: Entrüstung und Bevormundung.

Ernst von Bandel war kein künstlerisches Genie im eigentlichen Sinne, aber sein Leben war von einem genialen Gedanken durchblitzt — der war das Hermannsdenkmal — und das schenkte er dem deutschen Volk im allgemeinen, im besondern aber den Detmoldern. Dafür hat ihn denn das Detmolder Philistertum bis aufs Blut gequält. Die Lebensbeschreibung Bandels von Dr. Hermann Schmidt, die 1892 in Hannover erschien, gibt darüber diskrete, aber hinreichende Auskunft. Die ausführlichen Dokumente befinden sich im Bandelschen Familienbesitz.

Während in diesem Spätsommer in und um Detmold die Böller knallten, die Musikchöre bliesen, die Hermann und seinen Künstler feiernden Menschen jubelten und die offiziellen Redner Bandel als Helden und Wohltäter priesen, las ich in einem der schönen, blühenden Gärten, die die kleine Residenz zieren, jene Lebensgeschichte des Mannes, ein Buch, das trotz seines holprigen Stils und trotz seiner neudeutsch-pflichtgemäßen Devotion vor hochgebornen und hochgestellten Herrschaften ergreifend wirkt. Ein Bild — wie oft geschaut, wie oft beklagt und immer wieder neu! Da steht der Künstler, der von einem Gedanken ergriffen ist, besessen wird, der eine Geisteskraft und eine Willenskraft — schwer zu sagen, welche größer ist —, vor der die nachkommenden Geschlechter in Ehrfurcht sich beugen, aufwendet, um dem Gedanken den sichtbar schönen Leib zu schaffen. Und ihm, dem Einen, gegenüber die geschlossene Schar der Philister, die sich aufblähen unter dem Vorwande, ihm zu helfen, die sich an ihm ärgern, ihn schikanieren, ihn hindern, ihn bevormunden, ihn vertreiben, um ihn schließlich, als es ihnen nicht gelingt, ihn klein zu kriegen, zum Ehrenbürger zu ernennen. — Und da das Buch selten geworden ist, möchte ich die Anregung, die ich daraus empfing, auch andern vermitteln, und die hauptsächlichsten Stadien jener Tragikomödie kurz umreißen, um damit einen kleinen Philisterspiegel aufzustellen. Die Züge dieses kulturwidrigen Typus zu zeichnen, ist immer verdienstlich. Und wenn der Philister von heute, der Feste feiert — was ihn erhebt und verschönt —, darin das Bild eines Ahnen erblickt und davor erschrickt, so wird er vielleicht ein wenig in seiner hartnäckigsten Eigenschaft erschüttert: in der Selbstgerechtigkeit; wer sich von der abwendet, ist schon auf dem Wege, aufzuhören, ein Philister zu sein.

Bandels Leiden fingen damit an, daß ihm die Kuppe des Teutberges, die er mit sicherem Künstlerblick sofort als den einzig möglichen Standort für das Denkmal erkannt hatte, genommen werden sollte. Der Herr Hofbaumeister beanspruchte

den Platz für sich, weil er schon längst „geplant“ hatte, einen Aussichtsturm darauf zu errichten. Der Künstler wollte ihn beschwichtigen, er hielt ihn offenbar für einen Kollegen und schlug ihm vor, er möge einen Entwurf zu einem Turmbau machen, auf den Bandels Hermann gestellt werden könnte. Ob sich nun der Herr Hofbaumeister zu bedeutend dafür vorgekommen ist, oder ob er eine solche Mitarbeit für gewagt hielt, — genug, er lehnte ab und verwies Bandel auf den Hünenring, den Überrest einer altgermanischen Malstatt, der auf mittlerer Höhe des Berges liegt. An diesem Vorschlag mußte Bandel erkennen, daß er es nicht mit einem Künstler zu tun hatte, sondern mit einem selbstgerechten Philister; zornig brach er die Verhandlungen ab. Und nun zeigte sich hier gleich im Anfang die äußerste Konsequenz der Philisterrache: die Denunziation. Der Hofbaumeister verklagte ihn, „heilige Steine“, die auf dem Berge umherlagen, zum Bau benutzt zu haben; ja er versuchte sogar eines Tages, das Volk wegen dieses Frevels gegen Bandel aufzuhetzen.

Nach der privaten Schikane die behördliche. Dieser Mann, der auch damals schon nicht dieser und jener war, der nach Detmold kam, um der Stadt und dem Lande ein Geschenk zu machen, das sie vor andern deutschen Vaterländern auszeichnete, mußte erst 2000 Taler in Gold erlegen, bevor man ihm gestattete, sich in Detmold anzusiedeln. „Um den Nachweis zu liefern, daß er leben könne.“ Wahrscheinlich wird das irgendeiner gesetzlichen Bestimmung entsprochen haben, aber welch eine bureaukratische Seelenenge gehört dazu, um die sicherlich schwierigste Bedingung, an die damals die Niederlassung geknüpft war, herauszusuchen und gegen den Künstler anzuwenden, der in heiliger patriotischer Begeisterung kam, nicht um zu nehmen und zu erwerben, sondern um zu begaben für Generationen. Es spricht sich hierin ein Zug aus, der in dem ganzen Verhältnis des Philisters, des beamteten zumal, zum Künstler durchgängig ist: das Mißtrauen. Man sieht einen Mann vor sich, der in das bekannte Getriebe des Alltags etwas Neues und Fremdes hineinbringt; es ist nicht sicher, ob man es verstehen, ob es gefallen wird; wahrscheinlich wird es beunruhigen; es verlangt vielleicht Anstrengungen geistiger oder gar materieller Art. Der Mann handelt nach Motiven, die man nicht kennt, und erweckt er den Anschein der Uneigennützigkeit, so wird das doppelt verdächtig. Er beruft sich auf Leistungen, deren Nützlichkeit nicht ohne weiteres einleuchtet; und es ist zu befürchten, daß er sich auf Grund dieser Leistungen gar etwas Besseres dünkt als wir, vielleicht sich über uns lustig macht. Man fühlt es, er stammt aus einer Sphäre, in der die allgegenwärtige Kontrolle der Nachbarn und Berufsgenossen nicht das letzte Maß aller Dinge ist, und in der die Sprosse auf der Leiter der Wertschätzung nicht oder nicht immer und jedenfalls nicht eigentlich durch handgreifliche Dinge, wie Titel und Einkommen, bezeichnet wird. Woran soll man sich halten? Er ist vielleicht ein Genie, vielleicht ein Schwindler. Solange das aber noch nicht nachgewiesen ist, werden wir uns am besten sichern, indem wir ihn unsere Übermacht fühlen lassen, damit er wisse, daß wir auf unserer Hut sind. Man begeistert sich wohl abstrakt für die Kunst, denn das gehört zur Bildung, aber der einzelne Künstler bleibt einstweilen verdächtig.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1837 siedelte Bandel von Han-

nover nach Detmold über. „Fünf Kinder“, erzählt Herr Dr. Schmidt, „standen in der neuen Wohnung frostig um den Ofen, der wegen feuchten Holzes nicht warm wurde. Nach vierzehn Tagen lagen drei der Kinder am Scharlach, und das älteste war dem Tode nahe. Das war der Anfang in Detmold.“

Harmloser waren die Begegnungen Bandels mit dem lippischen Volke. Die Dorfgemeinde Hiddesen besaß die Hut- und Weidegerechtigkeit auf dem Teutberge und war nicht willens, auch nur das Kleinste davon preiszugeben; ohne Ende verhandelten die Gemeindevertreter, wahrscheinlich ohne recht zu wissen, worum es sich eigentlich handelte. Da begab sich Bandel eines Tages in die Gemeinderatssitzung, wo die Hofbesitzer versammelt waren; mit volkstümlicher Beredsamkeit stellte er ihnen den patriotischen (und wohl auch praktischen) Sinn der Denkmalssache vor Augen und erreichte den sofortigen Verzicht der Gemeinde auf ihre alten Rechte. Und später, als der erste Aufruf an die deutsche Nation, Gaben für das Denkmal zu spenden, ergangen war, war es das lippische Land, das unter den deutschen Gauen sich durch die höchste Ziffer auszeichnete. Dieses prächtige kleine Völkchen, von mäßigem Wohlstand und starkem Heimatsgefühl, bewies damals dieselbe Begeisterungsfähigkeit wie später noch manches liebe Mal und zuletzt noch im übelberufenen Thronstreit. Wo man zwar eine unmittelbare Beeinträchtigung des materiellen Interesses von dem fremden Künstler befürchtete, regte sich auch in den Volksschichten Neid, Bosheit und hartnäckiger Unverstand; so bei den Steinhauermeistern des Landes. Diese meinten, sie müßten die Arbeiten kriegen; offenbar sahen sie einen Denkmalsbau nicht anders an als den Bau irgendeiner staatlichen Verwaltungskaserne. Als sie ihre Hoffnung, von dem nationalen Geschäft etwas abzukriegen, getäuscht sahen, verschworen sie sich, keinen Arbeiter je anzunehmen, der bei Bandel gearbeitet hätte. Was für ein Kerl Bandel war, zeigte sich hier: er nahm Landstreicher, Säufer und Sträflinge in Dienst und hämmerte aus ihnen binnen kurzer Zeit eine tüchtige und ordentliche Arbeiterschaft zusammen.

Das war aber alles nur Vorspiel zu der eigentlichen Tragikomödie; die begann mit der Einsetzung des Detmolder Denkmalausschusses. „Bandel mußte von Anfang an einen Verein neben sich haben,“ sagt Herr Dr. Schmidt, „der alle Geldgeschäfte und Schreibereien, die er selbst nicht auf sich nehmen konnte und wollte, besorgte. Es fanden sich in Detmold einige angesehene Männer, die sich seines Vorhabens eifrig annahmen und seinem Wunsche gemäß einen Verein für Errichtung des Hermannsdenkmals bildeten; es waren ...“ Die Namen lass' ich weg, ihre Träger ruhen sämtlich längst im Grabe, und wohlverdiente Vergessenheit breitet ihre versöhnenden Schleier über sie.

Die angesehenen Männer nahmen die Sache anfangs eifrig in die Hand und betrachteten sie als die ihrige. Bloß vergaßen sie leider nur zu bald, daß sie auch und vor allem die des Künstlers war, und als dieser die Kühnheit hatte, sie daran zu erinnern, nahmen sie das krumm und setzten ein lange Jahre geübtes Stück des Nörgelns, Verärgerns und Hemmens in Szene: der gereizte Philister in all seiner Selbstgerechtigkeit, Bosheit und Dickfelligkeit.

Es muß anerkannt werden: der „Verein“ begann mit einem starken Glauben an die Sache. Die Zeit, dem einigen, freien und siegreichen Deutschland ein Denk-

mal zu setzen, war von Bandel seltsam genug gewählt; es war das Jahr 1837, das Jahr der Göttinger Sieben, des Ministeriums Abel, der ausgetriebenen Zillertaler, dem vorausgegangen war das Hambacher Fest, das Wiener Schlußprotokoll und das Lager von Kalisch, also das Jahr, wo die absolutistische Niederträchtigkeit, die partikularistische Kleinlichkeit nach innen und die nationale Würdelosigkeit nach außen ihren Gipfel erreicht hatten. Es gehörte der starke Glaube eines Mannes wie Bandel dazu, dieses Jahr für geeignet zu halten, sein nationales Werk einzuleiten, und von diesem starken Glauben verstand er den „angesehenen Männern“ ein gut Teil einzuimpfen.

Indessen erkennt auch Herr Dr. Schmidt an, daß Bandel selbst die Hauptarbeit leistete, — auch in der Propaganda durch Feder und Rede. Ich führe gern folgendes Schlußurteil darüber von ihm an: „So lagen die (politischen) Verhältnisse, als der wenig bekannte Künstler Bandel die Kühnheit hatte, gleich jenem Prinzen im Dornröschenmärchen, den schlummernden nationalen Gedanken aus seinem Banne zu erlösen und ein Vorkämpfer der deutschen Freiheit zu werden. Es war nicht ungefährlich. Der schlimme Metternich in Wien konnte ihn da leicht für einen verkappten Burschenschafter, für einen gefährlichen Neuerer und deutschtümelnden Agitator à la Jahn und Maßmann halten, die meisten hielten ihn wohl für einen gutmütigen romantischen Schwärmer, die besten Patrioten nur haben ihn gleich verstanden. Trotz Metternich und Reaktion, trotz allem Sondergeist, trotz bitterem Hohn und Spott, trotz aller Gleichgültigkeit der Masse hat Bandel doch ganz Deutschland unter einen Hut gebracht. Als eine Nationalsache wurde Bandels Werk vom deutschen Volke aufgefaßt, man fühlte, was er darin aussprechen wollte, und das packte die Herzen. Ganz Deutschland machte sich seinen Gedanken freudig zu eigen. Das bezeugen die uns vorliegenden ersten Berichte des Detmolder Vereins mit den langen Reihen der Spender; bis zum 18. November 1838 waren schon — 11 000 Taler eingegangen.“

11 000 Taler! Die Summe wird uns weniger imponieren als dem Biographen, besonders wenn man berücksichtigt, daß ein sehr beträchtlicher Teil davon in dem kleinen lippischen Lande gezeichnet wurde. Wie übrigens nicht nur Metternich, sondern auch andere deutsche Gewalthaber, und nicht nur in der finstersten vormärzlichen Zeit, sondern auch noch später das nationale Unternehmen ansahen, darüber berichtet der Biograph eine hübsche Anekdote. Im Jahre 1862 versuchte Bandel, der nach Hannover zurückgekehrt war, den Welfenminister Malortie für die Denkmalssache zu interessieren, zwar nicht sua sponte, aber weil der hannöversche Zweigverein ihm dringend nahelegte, einen „höheren Beamten“ für die Spitze zu gewinnen. Bandel erzählt in seinen Lebenserinnerungen:

„Ich trug dem Herrn meine diesbezügliche Bitte vor. Er fragte mich darauf, was ich denn eigentlich beabsichtige. — ‚Nun, bauen! bauen!‘ — ‚Ja,‘ erwiderte er ganz erschrocken, ‚das scheint mir doch bedenklich, denn ich fürchte, der französische Gesandte könnte das als eine Demonstration ansehen.‘ Ich traute meinen Ohren kaum und empfahl mich mit kurzen Worten.“

Nachdem kaum die erste Hitze verflogen war, begann „eine lange Reihe unerquicklicher Streitigkeiten Bandels mit dem Detmolder Hauptverein“, wie der

Biograph sich ausdrückt, und er fügt hinzu, „daß die etwas schroffen Manieren Bandels zur Verschärfung der Gegensätze wesentlich beigetragen haben“.

Die schroffen Manieren Bandels! Sehen wir einmal zu, wodurch sie hervorgerufen wurden. Ich gebe drei vom Biographen angeführte Fakta wieder.

Bandel will seine Figur in Kupfer treiben lassen und bei der Vergebung der Arbeit das lippische Ländchen, dem er sich verpflichtet fühlt, vor anderen berücksichtigen. Er läßt sich einen Kupferschmied in Lemgo aufdrängen und verlangt nur, daß der seine Angaben in künstlerischer Beziehung genau befolge, vorher aber eine Probe ablege, ob er der Aufgabe gewachsen sei. Der Kupferschmied schmiedet ein Armingesicht, in dem kein Punkt richtig ist und alle Tiefen voll Löcher sind, — „handwerklich“ sei das richtig, behauptet er. Nach langem Sperren findet er sich bereit, ein zweites Gesicht zu schmieden; das aber wird noch fehlerhafter. Nun kündigt Bandel ihm die Arbeit; doch weigert der ehrsame Meister sich, sie niederzulegen und das Kupfer herauszugeben. Bandel wandert mit zwei Arbeitern nach Lemgo, um das Seinige zu holen, der Schmiedemeister wird böse, einer seiner Gesellen bedroht Bandel mit dem Hammer. Die Polizei muß den Künstler schützen, sein Eigentum aber erlangt er erst mit Hilfe des Gerichts. Dann erst kann er, „während manch gehässiges Schimpfwort aus dem zusammengelaufenen Volkshaufen fiel, die roh vorgearbeiteten Figurenteile und die noch unbearbeiteten Kupferplatten aus Lemgo fort auf den Berg in einen schnell aus Balken und Brettern errichteten Schuppen schaffen; neben diesem erbaute er aus Steinen eine Schmiede“.

Und der Verein? Die „angesehenen Männer“ stehen von Anfang an auf seiten ihres Landsmanns und Handwerksmeisters und nehmen schroff gegen den Künstler Stellung. Sie verlangen von ihm, er solle dem Pfuscher die Arbeit zurückgeben. Darauf wird Bandel auch gegen die Angesehenen deutlich. Schroffe Manier — wie?

Noch sind die Flitterwochen des Verhältnisses zwischen Bandel und seinen Angesehenen, da unternehmen diese braven Leute schon — wir sind im Anfange des Jahres 1839 — nichts mehr und nichts weniger, als Bandel seine Idee, sein Werk, seine Lebensaufgabe zu stehlen oder auch zu rauben, wie man will. Sie wünschen, statt Bandels Entwurf solle ein anderer ausgeführt werden, der von Rauch und Schinkel herrührte. Es schien ihnen so einfach, so selbstverständlich, daß der junge, neununddreißigjährige Mann sich beiseite schieben lasse, wenn zwei Zelebritäten auf dem Plan erscheinen, die sogar königliche Geheimräte sind. Und kein Hauch des Gedankens kräuselte das Hirn dieser Angesehenen, daß die künstlerische Konzeption und Ausführung zueinandergehören wie die Seele zu ihrem Leibe, wie der Leib zu seiner Seele; kein Gefühl sagte ihnen, daß sie diesem Künstler, der seine künstlerische und bürgerliche Existenz aufs Spiel gesetzt hatte, der entschlossen die Brücken zu seiner früheren Praxis abgebrochen hatte, um ein künstlerisch-patriotisches Ideal zu verwirklichen, zumuteten, in seinen künstlerischen Selbstmord zu willigen. Sie sahen auch nicht zwei Entwürfe von verschiedenem künstlerischen Werte und wünschten den wertvolleren zu erwerben. Nichts von alledem: sie sahen nur hier einen Werdenden und dort zwei Autoritäten, und nach echter Philisterweise drängte es sie, jenen zu beseitigen und diese zu gewinnen. Der acht-

barste Beweggrund, der die Angesehenen beeinflußt haben mochte, dürfte noch die praktische Überlegung gewesen sein, daß man die Geldmittel für einen von Rauch und Schinkel herrührenden Entwurf leichter würde aufbringen können.

Bandel war nicht der Mann, sich vergewaltigen zu lassen; er setzte vielleicht gar auf einen Schelmen anderthalbe. Wundert's wen? Schroffe Manieren? Oder nicht vielmehr Selbsterhaltung? Wir wissen heute, daß der Entwurf von Rauch und Schinkel den Bandelschen nicht hätte ersetzen können; Bandel fand ihn „lächerlich". Gewiß übertriebenerweise. Aber was für ein Temperament müßte dieser Mann und Künstler gehabt haben, wenn er nicht durch extreme Zumutungen zu extremen Ausbrüchen verführt worden wäre? Etwa eines, das hinreichend gewesen wäre, um ihn zu befähigen, ein Kolossalwerk aus eigener Kraft zu beginnen und durch fast vier Jahrzehnte mit unerschütterter Gemütskraft festzuhalten?

Noch einmal verlangte man von ihm etwas Ähnliches; diesmal sollte er sich einer freien Konkurrenz unterwerfen.

Und er hatte nicht übel Lust, jetzt nachzugeben, so weich war er schon mit seinen „schroffen Manieren" geworden. Er schrieb damals: „Ich habe ganz gegen die Gewohnheit mein Werk sogleich veröffentlicht, um Urteile zu hören und ändern zu können; handle also ganz ehrlich. Ich habe die Idee, Armin ein Denkmal zu bauen, gehabt, habe einen Plan angegeben, habe die Stelle ausgesucht, habe den Verein hier in Detmold gegründet und alles geordnet und will dennoch konkurrieren, wenn es sein soll. Aber ich behalte mir vor, wie ich der Erste war, auch der Letzte sein zu dürfen. Ich glaube, die deutschen Künstler kennen mich so weit, daß sie sich hüten werden, unter solchen Bedingungen mit mir zu konkurrieren. Übrigens wer sollte auch die Konkurrenz leiten? Ich natürlich nicht. Aber soll eines anderen Gedanke ins Leben treten? An die Ausführbarkeit und daran, daß ich allein und umsonst die Ausführung leisten will, denkt keiner. Genug, ich will einstweilen ruhig fortmachen und mir von den Schreiern das Beste merken. Kunstkatzbalgereien wollte ich nicht erregen, sondern deutsche Herzen."

Bandel hatte in seinem Hochmut einmal geschrieben: „Der Künstler bestimmt sich in seinem Range selbst." Das war den „Angesehenen" unerträglich. Man sah ihn und die Seinigen, schreibt der Biograph, anderthalb Jahre lang in Detmold als hergelaufene Künstler an und lud sie nicht einmal in bessere Gesellschaft ein. Die kümmerlichen „Honoratioren" des Nestes, das Detmold damals war, nahmen sich heraus, den Mann, der ihr Wohltäter wurde, zu schneiden. Und der Verein bestrafte seine Renitenz und seine schroffen Manieren denn auch bald durch passiven Widerstand. „Da die Denkmalsgeschichte durch die Säumigkeit des Detmolder Vereins ins Stocken zu geraten drohte," schreibt der Biograph, „drang Bandel 1841 auf eine Grundsteinfeier, die eine frische Anregung bringen sollte. Der Detmolder Verein war dagegen, man fürchtete, es könne so eine Volksversammlung werden, wie weiland die beim Hambacher Fest." Bandel wählte das beste Mittel, um die loyalen Herzen zu beruhigen: er gewann die Majestäten von Preußen und Bayern und die Durchlaucht von Lippe für die Grundsteinfeier. Übrigens muß hier der Wahrheit gemäß angemerkt werden, daß das lippische Fürstenhaus den Künstler und sein Werk immer nach Kräften gefördert hat.

Schließlich versagte der Detmolder Verein ganz, und Bandel verließ die Stadt (1847). „Die Männer, die mir hätten helfen können und müssen," schreibt er, „hatten keinen Begriff von dem, was ich wollte. Daß ich das Denkmal sei, solange es aus meinem Kopfe nicht ganz hervorgegangen, das wollten sie nicht begreifen. Alle Zeit bis zur Vollendung des Denkmals, meines Werkes, hat der Detmolder Verein unterlassen, mein Wollen und Wirken freudig in vollem Einklang mit mir zu fördern, ich schleppte ihn mit, und er ging nur vor, wenn ich ihn durch mein Vorgehen zwang, bis zuletzt suchte er sich über mich, nicht neben mich zu stellen." Auch der milde Biograph muß unumwunden zugeben: „Daß sechzehn Jahre lang, von 1846 bis 1862, ein völliger Stillstand in der Denkmalsache eintrat, daß auch die besten deutschen Männer schließlich zweifelten, das Denkmal Armins je vollendet zu sehen, daran ist vor allem der Detmolder Verein schuld, ... der dem Künstler durch all die kleinen und großen Hemmnisse, die er ihm in den Weg legte, all die kleinlichen Nörgeleien zwanzig Jahre seines Lebens verbitterte."

Zu diesen Nörgeleien gehörte auch das fortwährende Verlangen der gerechten Kammacher, genaue Kostenanschläge zur Begutachtung und Genehmigung vorgelegt zu erhalten. Vergebens, daß Bandel ihnen nachwies, daß das gar nicht möglich wäre, da vorher noch keine Arbeit seiner ähnlich da wäre, nach der man vergleichende Summen hätte bestimmen können. Sie antworteten: „Wer zu dem Unternehmen helfen soll, will und muß wissen, was beabsichtigt wird, und wie im Falle der Beihilfe die Ausführung sichergestellt ist." Und der Künstler muß es auch wissen, sonst ist ihm ja jeder Maurermeister über, der ein braves Haus baut und die Kosten auf Heller und Pfennig vorher berechnet. Im Kostenpunkt ist der Philister am unerbittlichsten.

Die Arbeit blieb also sechzehn Jahre lang liegen, da der Detmolder Verein alle Bitten des Künstlers, Berichte über den Fortgang der Arbeit und Aufrufe zu veröffentlichen, mit eisiger Nichtachtung strafte. Nur im Jahre 1857 reagierte er, als Bandel besonders dringend wurde: mit dem Eigensinn des gekränkten Philisters ritt er ihm wieder sein Steckenpferd vor: obwohl der Verein seit fünf Jahren eine die Hauptarbeiten am Standbild erklärende Zeichnung bei seinen Akten hatte, verlangte er von Bandel, daß er nochmals seine ganze Arbeit, bis ins Kleinste durch Zeichnungen und Beschreibungen erklärt, zur Begutachtung vorlegen und ja einen genauen Kostenanschlag einliefern solle, „um auf Grund dessen einen Entschluß über Wiederbeginn der Arbeiten geben zu können". (!) Das war Bandel zuviel. Er bescheinigte dem Verein, daß er ihm die Fähigkeit zur Beurteilung seines Werkes abspreche, und dankte für seine fernere Bemühung. Schroffe Manieren? Aber, meine Herren, ohne diese schroffen Manieren wäre das Denkmal nie fertig geworden!

Bandel suchte sich neue Hilfe und fand sie 1862 in Hannover. Dort bildete sich ein Verein, der einen flammenden Aufruf ans deutsche Volk erließ und Glück damit hatte. Neue Gelder flossen in die Denkmalskasse. Und nun meldeten sich auch die Angesehenen von Detmold wieder, nach neunzehnjährigem Schweigen brachten auch sie einen Aufruf und sogar einen Rechenschaftsbericht zustande, den sie dem Künstler bis dahin so hartnäckig verweigert hatten; aber die 4639 Pfund Kupfer,

die sie noch von früher aufbewahrten, lieferten sie erst nach monatelangen ärgerlichen Verhandlungen in die hannöversche Werkstatt des Meisters aus und erreichten dadurch eine erkleckliche Verzögerung des Wiederbeginns der Arbeiten. Zäher noch behielten sie die neuen bei ihnen eingelaufenen Spenden des deutschen Volkes zurück; es waren 4466 Taler, die sie, „um das Zustandekommen des Denkmals zu sichern", auf die Leihbank zu geringen Zinsen legten, während Bandel fortwährend durch Geldmangel in seiner Arbeit gehindert wurde. Nur die nach Detmold eingesandte Gabe des Hamburger Vereins in Höhe von 654 Talern mußten sie nach mehrmaligen Mahnungen herausrücken, weil die Hamburger darauf bestanden. Dieses war ihr letzter Streich.

Als Bandel 1871 zum Ehrenbürger von Detmold ernannt wurde, war eine neue Generation herangewachsen.

Im Juli 1875 tat Bandel den letzten Hammerschlag am Denkmal, am 16. August wurde es dem deutschen Volk feierlich übergeben.

Aber Bandel hat doch auch Förderung, Unterstützung, hingebende Freunde, begeisterte Zustimmung gefunden? Ei freilich, sonst hätte er, ein einzelner, sein Lebenswerk nicht vollenden können. Also ist die Darstellung unvollständig, tendenziös? Ei freilich; sie ist unvollständig, denn sie sollte nur die Hemmnisse schildern, die auf deutscher Erde einem deutschen Künstler erwachsen können, der sich in den Dienst eines großen Gedankens stellt; sie ist tendenziös, denn sie verfolgt einen bestimmten Zweck: einen Philisterspiegel aufzustellen.

Wieviel wirksamer aber die Hemmnisse als die Förderungen waren, ergibt sich aus folgender Vergleichung:

Den Aufruf zur Errichtung des Niederwalddenkmals erließ Ferdinand Hey'l, Kurdirektor in Wiesbaden, im April 1871, die Grundsteinlegung fand statt am 16. September 1877, die Einweihung am 28. September 1883. Die Kosten betrugen 1¼ Millionen Mark. Dieser Denkmalsbau erfreute sich hoher und höchster Protektion.

Bandel begann sein Werk 1837 und vollendete es 1875; er, dessen Lebensjahre, wie die Moltkes, mit dem Jahrhundert liefen, wurde darüber von einem Manne in höchster Lebenskraft zu dem legendär gewordenen „Alten vom Berge", der sich bald nachher ins Grab legte. Der gesamte Bau mit allem Drum und Dran verschlang — 270 000 Mark, die 37 Jahre hindurch, von den beiden Spenden aus Reichsmitteln abgesehen, aus kleinen und kleinsten Gaben zusammenflossen. Dazu kam Bandels 38jährige Arbeit, für die keinen Pfennig zu nehmen ihm Ehrensache war, und über der er sein gesamtes Vermögen in Höhe von 120 000 Mark zusetzte. Sein Denkmal ist also ein Denkmal zugleich eines großen Künstlercharakters!

In diesem Jubeljahr, in dem unter andern auch Hermann der Cherusker und Bandel gefeiert wurden, ist es nützlich, auch still des Philisterelends zu gedenken, das sich an jene Namen knüpft; nicht um sich die Freude zu vergällen, sondern um rückschauend sich bewußt zu werden, daß es einem großen Volke geziemt, auch gute Manieren zu lernen im Verkehr mit dem Genius.





Der Kranke

Skizze

von

Hans Friedrich

Franz Eichner saß auf einer Bank im Park und wärmte sich an der Herbstsonne. Er war krank, und der Arzt hatte ihm heute früh gesagt, daß es noch über einen Monat dauern würde.

Über einen Monat! — Wieviel Unendlichkeit liegt in einem Monat, noch dazu wenn man krank ist! —

Jetzt war es Oktober. Bald kam der Winter, den Franz Eichner dieses Mal so sehr fürchtete.

Die Kastanie, unter der er saß, stand schon in der dunklen Armut ihrer kahlen Zweige. Aber die Esche vor ihm war noch belaubt und ohne gelbe Blätter. Sie schien mit dem Lichte der Sonne ihr Spiel zu treiben, und ihr grüngoldnes Gefieder glänzte, wie die Wangen von Kindern glänzen, wenn sie sich am Spiele freuen.

Sie dachte noch nicht an die trübe, sturmbebende Zeit des Winters. Sie hatte noch Freude an ihrem grünen Kleid. Aber eine Freude, wie sie einer empfindet, der weiß, daß er sich bald von dem glückspendenden Gegenstande trennen muß, und es ohne schmerzliches Widerstreben tut.

Einst hatten in Franz Eichners Herzen viel sehnsüchtige Wünsche gewohnt. Er hatte geglaubt, daß es unmöglich wäre, ohne sie zu leben. Denn obschon sie ihm manchen Tag verwirrten — sie verklärten ihm doch auch viele sonst glanzlose Stunden.

Er lächelte bitter. Sein früher stets heiteres Gesicht mit den ein wenig weichen, jetzt herb gewordenen Zügen sah aus, als hätte es das Lachen überhaupt verlernt.

Still und einsam war es in ihm geworden. Durch die dunklen Räume, wo es einst gescherzt und gejauchzt und trotzig gefordert hatte, huschte jetzt nur noch eine einzige scheue Sehnsucht in bescheidenem grauen Kleid und mit großen fragenden Augen. Wann würde er gesund sein? Wann dem Leben wieder stark und kräftig gegenübertreten können?! ...

Ein Mädchen ging vorüber. Eine mit dem zuckenden, lachenden Munde, den man küssen, und der schlanken, doch vollen Figur, die man im Tanze an sich pressen möchte.

Die grüne Feder auf dem Hut nickte kokett, als brauche sie sich nur ein wenig stärker zu bewegen, um in den goldenen Mittag hineinfliegen zu können. Wie herausfordernd leuchtete das braune Jäckchen, wie lustig wehte der leichte weiße Schal! Und der gestreifte Rock wippte und tanzte wie ein Fahnentuch beim Angriff.

Aber Franz Eichners Blut klopfte darum nicht schneller in seinen Adern, wie es früher zu geschehen pflegte. Er sah nur, wie die Blätter der Rüstern und Ahornbäume langsam zu Boden schwebten, und wie das Mädchen, als sie sich ihm näherte, gleichsam in einem Laubregen dahinschritt.

Ein zitterndes Weh beschlich ihn. Einst hatte er jedes Weib begehrt, das begehrenswert war. Einst hatte er Liebe gegeben und empfangen.

Seine Kraft, seine fünfundzwanzig Jahre gaben ihm ein Recht, zu begehren. Ist doch die Erde das weite Schlachtfeld zwischen Mann und Weib, auf dem Tausende jährlich verbluten oder elend verkommen, auf dem Abertausende ihres Lebens Kraft gewinnen und das Heldentum, dieses sonst duft- und farblose, eintönig graue Werkeltagsleben zu tragen!

Franz Eichner heftete seine Blicke starr auf den Boden.

Er wollte das Mädchen nicht sehen. Er hatte kein Recht, zu begehren.

Denn er war krank.

Sein Körper war zur Walstatt geworden zwischen Krankheit und Medizin. Und er gab sich keine Mühe, diese Walstatt irgendwie instand zu halten.

Er hatte heute morgen seit langer Zeit sich zum erstenmal wieder im Spiegel betrachtet und gefunden, daß er mager geworden war, daß seine Backenknochen unschön und scharf hervortraten. Früher wäre es ihm unangenehm gewesen. Jetzt ließ es ihn gleichgültig.

Vor seiner Krankheit hatte er etwas auf sein Äußeres gegeben. Jetzt trug er ungebügelte Beinkleider, eine unmoderne, schon etwas schäbige Krawatte und, obwohl es bereits Oktober war, einen nicht mehr ganz sauberen Strohhut. Jetzt ließ er, was er einst verabscheut hatte, seine Haare lang wachsen.

Er stützte das borstige Kinn in die Linke und empfand mit einigem Erschrecken, daß er unrasiert war. Mit der Rechten spielte er an seinem Stock und zeichnete Striche in den Sand. Er sah erst wieder auf, als der Weg einsam lag, einsam wie sein Herz, in dem während dieser Wochen auch nichts blühte: wie auf einem Pfad, den des Schicksals harte Füße getreten haben.

Die Bäume schienen leise in der milden Luft zu zittern. Nicht die Luft zitterte, wie es im heißen Sommer geschieht, sondern die Bäume, obwohl kein Lufthauch sie bewegte.

Franz Eichner hatte dies noch nie bemerkt. Früher war sein Kopf so voll von Tönen gewesen, daß er für solche Beobachtungen gar keine Muße gehabt hatte.

Jetzt lag seine Geige schon wochenlang unberührt. Die Sonate, die er komponieren wollte, war um keinen Takt gewachsen. Und sein Herz war so kalt und stumm, als hätte es niemals höher geschlagen in der Begeisterung für die Kunst, als hätte es sich niemals berauscht an den großen Idealen des Schaffens, als gäbe es überhaupt keine Ideale.

Heute sah Franz Eichner, was er vorher nicht gesehen hatte. Heute hörte er, was sonst vor den lauten Klängen seiner eigenen Seele verstummt war.

Ohne Bewegung saß er auf der sonnenbeschienenen Bank. Sein Herz schlug im gleichen Takte wie das der großen Erde, wie all die kleinen Herzen, die sich jetzt anschickten, bei ihrer allerbarmenden Mutter Schutz zu suchen oder zu sterben.

Da fühlte Franz Eichner, daß er hier kein Ausgestoßener war. Die große Mutter Erde verstößt keines ihrer Kinder. Auch die nicht, die sich am kühnsten und weitesten von ihr entfernt haben, die nur noch hören, wenn sie im Zorn redet, aber nicht ihre leise, gütige Stimme, die nur zu ihr zurückfinden, wenn ihr Leben herbstelt oder das Schicksal ihnen Wunden schlug.

An diesem Mittag erkannte Franz Eichner, daß unsere Ideale uns für etliche Zeit oder für immer verlassen können, daß sie etwas Wechselndes sind, daß aber fest und sicher über Geburt und Grab hinaus unsere Erdenkindschaft begründet steht ...

So lauschte er auf das stille, heilige Atmen. Und dieses Lauschen war ihm wie ein Gottesdienst, bei dem das Allerheiligste der gläubigen Gemeinde am nächsten ist.

Wer ihn gesehen hätte, möchte der Meinung gewesen sein, daß er wie die Bäume seine zitternde Seele dem ruhevollen goldenen Herbsttag in die Hände legte.

Denn Herbsttage sind, weil sie keine Wünsche mehr haben, weil in ihnen alles Erfüllung und Ergebenheit in das Schicksal ist, Boten der Mutter Erde. —



Abend im Walde

Von

Oskar Mehl

Stiller, wunderbarer Friede,
Ruhe überall.
Nur der Bach, der nimmermüde,
Rauschet fort im Tal.

Wie so ernst die Tannen sprechen!
Wie vom Sonnenlicht
Rot die letzten Strahlen brechen
Durch die Äste dicht!

Blaue Wolken droben schweifen
Langsam ihre Bahn;
Und der Abendröte Streifen
Wehn sie lieblich an.

Weithin blau der Berge Säume, —
Halden, Forst und Grat
Liegen da wie lichte Träume,
Die ein Guter hat.

Horch, es mischt mit fernem Klingen
Sich das Glöckchen ein;
Töne klingen, Töne schwingen
Sich ins Herz mir ein.

Hier auf moosbedeckten Steinen
Sitz ich andachtvoll,
Weiß nicht, ob ich für mich weinen,
Ob ich jubeln soll.





Künstliche Wertvernichtung

Von

Paul Dehn

Die Vernichtung mehr oder minder wertvoller Waren zur Erhöhung der Preise ist nicht neu. Als nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien die Zufuhr indischer Gewürze rasch zunahm und die hohen Preise dafür sanken, kam es zuweilen vor, daß große Handelsgesellschaften bestimmte Mengen indischer Gewürznelken ins Meer werfen oder verbrennen ließen, um die Preise auf dem europäischen Markt hochzuhalten. Das geschah indessen insgeheim. Mindestens drang die Kunde davon nicht in weitere Kreise, nicht in die große Öffentlichkeit, so daß die Entrüstung darüber nicht zum Ausdruck kommen konnte. Immerhin dürften derartige Fälle künstlicher Wertvernichtung ehedem nur vereinzelt gewesen sein und bezogen sich auf Luxusgegenstände, zu denen damals wenigstens indische Gewürze gerechnet werden konnten.

Im Jahre 1799 war der geniale französische Sozialist Charles Fourier Gehilfe in einem Getreidegeschäft zu Marseille. Wie er erzählt, kaufte das Haus während einer Hungersnot möglichst viel Reis auf, um Preissteigerungen zu erzwingen, und ließ den Reis zum Teil verderben. Fourier selbst wurde beauftragt, eine ganze Ladung von angefaultem Reis heimlich ins Meer zu versenken. Nach der manchesterlichen Theorie konnte der betreffende Spekulant als unbeschränkter Herr seines Eigentums damit nach Belieben schalten. Fourier war darüber in seinem Innersten empört und beschäftigte sich seither mit den Auswüchsen der bestehenden Zustände und mit Plänen zu ihrer Reform.

Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, das alte Mittel wieder in Vorschlag zu bringen. Ende 1894 war in Griechenland eine Korinthenkrisis ausgebrochen, einmal infolge der überreichen Ernte des Jahres 1893/94, und sodann weil Frankreich, damals der beste Abnehmer griechischer Korinthen für die Erzeugung von Kunstweinen, die Einfuhr durch Erhöhung seiner Zölle auf das äußerste erschwert hatte. In der griechischen Kammer beriet man lange über Maßnahmen, um der Entwertung der Korinthen vorzubeugen, deren Preise binnen kurzer Zeit auf den vierten Teil des früheren Standes zurückgegangen waren. Zwar fand der Vorschlag, eine bestimmte Menge von Korinthen zu vernichten, um die Preise zu heben,

nicht die Mehrheit, doch beschloß man, vorübergehend jedem Erzeuger einen gewissen Teil seiner Ernte abzunehmen, diese Korinthen zu zerstampfen und zu technischen Zwecken, zur Erzeugung von Spiritus, Kognak usw. zu verwenden. Gleichzeitig wurde die Verwendung anderer Stoffe als Korinthen für die Herstellung geistiger Getränke verboten. Es erfolgte somit nicht gerade eine Vernichtung von Korinthen, wohl aber eine Art von Denaturierung durch die Bestimmung, daß ein Teil der Ernte zu technischen Zwecken verwendet werden mußte. Später ist man über die Krisis hinweggekommen, ohne das äußerste Mittel, die völlige Vernichtung der überflüssigen Korinthen, anzuwenden.

Als Anfang 1902 auf dem internationalen Zuckermarkt das Angebot die Nachfrage weit überstieg und auf die Preise empfindlich drückte, wurde in der „Deutschen Zuckerindustrie" der Vorschlag gemacht, es möge eine internationale Bankengruppe den Zuckerfabriken in Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich usw. die vorhandenen Vorräte zu Marktpreisen abkaufen, die Hälfte davon vernichten, die verbleibende Hälfte zu höheren Preisen abgeben und den Gewinn mit den Fabriken teilen. Hinzugefügt wurde, daß der Vorschlag leicht auszuführen sei, weil die Vernichtung von Zucker einfach durch Wasser erfolgen könne. Das Zerstörungswerk würde sehr günstig auf den Markt wirken. Auch dieser Vorschlag fand keinen Anklang.

Anfang 1905 hatten die Baumwollspekulanten in der nordamerikanischen Union die Baumwollpreise so heruntergedrückt, daß die Pflanzer nur mit Verlust verkaufen konnten. Darauf traten die Pflanzer zusammen und gründeten eine Vereinigung mit der Aufgabe, Erzeugung und Nachfrage wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Zunächst sollten Lagerhäuser für die Lombardierung der einzuliefernden Ernte errichtet und sodann Beschränkungen der Anbauflächen durchgeführt werden. Äußersten Falles gedachte man die überschüssige Baumwolle zu verbrennen, um dadurch das Angebot zu vermindern und die Preise zu steigern. Zu diesem äußersten Fall ist es aber nicht gekommen.

Nach den neuesten Meldungen aus Brasilien beabsichtigt man dort, die Zuvielerzeugung von Kaffee durch Vernichtung eines Teiles der Ernte zu beseitigen. Schon seit Jahren klagen die brasilianischen Kaffeepflanzer über die allzuniedrigen Kaffeepreise, die außerordentlich heruntergingen, seitdem das Angebot die Nachfrage erheblich überstieg. Eine neue überreiche Kaffeeernte steht bevor, und man befürchtet weitere Preisrückgänge, obwohl auf Rechnung des wichtigsten brasilianischen Kaffeestaates Sao Paulo große Mengen von Kaffee vorläufig eingelagert und dem Markte entzogen worden sind, um die Preise zu halten. Man will in Sao Paulo an Stelle des Zuschlagszolles von 20 %, der erhoben wird, sobald die Kaffeeausfuhr 9 Millionen Sack zu 60 kg, also 540 Millionen Kilogramm jährlich übersteigt, einen Ausfuhrzoll von 10 % in natura erheben und die so erlangten Kaffeemengen vernichten. Man hofft dadurch nicht nur das Angebot zu vermindern und die Preise zu halten, sondern auch eine Verbesserung des ausgeführten Kaffees zu bewirken, da nur die schlechtesten Sorten der Vernichtung anheimfallen sollen. Schon vor einigen Jahren hatte man die Verbrennung eines Teiles der Ernte, ja die Vernichtung von Kaffeebäumen in Vorschlag gebracht.

Von jeher galt es für barbarisch, außer in Kriegszeiten zwecklos zu vernichten, was Gottes Güte wachsen ließ. Noch heute ist es für jeden fühlenden Menschen ein Ärgernis, Brot auf der Straße liegen zu sehen, das aus Gedankenlosigkeit oder Böswilligkeit weggeworfen wurde. Nach der christlichen und vielleicht auch altruistischen Auffassung hat ein jeder Anrecht an den Erzeugnissen der Erde, auch die Darbenden. Dazu kommt, daß ein wirklicher Überfluß nicht besteht, weil es allerwärts arme Leute genug gibt, die Brot und andere Nahrungs- und Genußmittel aus Mangel an Geld nicht kaufen können, also entbehren. Genug, eine Vernichtung von Nahrungs- und Genußmitteln gilt als unchristlich.

Gegen die Vernichtung von Nahrungs- und Genußmitteln, aber auch von Rohstoffen sprechen ferner soziale und ethische Erwägungen. In jedem Erzeugnis steckt eine gewisse Arbeit, und diese Arbeit soll nicht vernichtet werden, nicht verloren gehen.

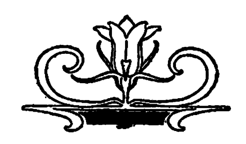
Diese christlichen und sozial-ethischen Bedenken gelten nicht nur für Nahrungsmittel, sondern auch für Rohstoffe. Denn sollte das Kohlensyndikat etwa beschließen, die überschüssigen Kohlen nutzlos zu verbrennen, um die Preise zu halten, so würde die öffentliche Meinung darüber in eine starke und berechtigte Entrüstung geraten.

Das Streben der Interessenten, für ihre Erzeugnisse solche Preise zu erlangen, die ihnen nicht Verlust, sondern angemessenen Gewinn bringen, läßt sich begreifen und rechtfertigen. Ohne erhebliche Schwierigkeiten ist es überall da durchzuführen, wo, wie in der Industrie, aber auch im Bergbau, die Erzeugung im Hinblick auf die Nachfrage geregelt werden kann, und wo es sich um Erzeugnisse handelt, die eine längere Lagerung vertragen. Beide Voraussetzungen treffen im allgemeinen für die Landwirtschaft nicht zu. Hier ist eine Regelung in Gestalt einer Beschränkung der Erzeugung mit den größten Schwierigkeiten verbunden, die Ernte außerdem mehr oder minder leicht dem Verderben ausgesetzt. In der Landwirtschaft würden noch viel ernstere Krisen eintreten, wenn nicht für das Zuviel der Ernte in der Regel die Möglichkeit anderweitiger Verwendung, insbesondere der Verfütterung, in neuester Zeit auch der Konservierung bestände.

Besonders ungünstig ist die Lage der brasilianischen Kaffeepflanzer. Hier kommt nicht eine einmalige reiche Ernte in Betracht, sondern eine dauernde, geradezu ungesunde Zuvielerzeugung, die anscheinend noch immer zunimmt. Außerdem fehlt es wenigstens vorläufig an der Möglichkeit, den überflüssigen Kaffee für irgendeinen anderen Zweck zu verwenden. Es ist auch zuzugeben, daß die bisher vorgeschlagenen Mittel und Wege, um aus der ungünstigen Lage herauszukommen, unzulänglich sind. Eine Einengung des Anbaues ist nicht leicht durchzusetzen. Unter der Herrschaft der Konkurrenzfreiheit dem einzelnen Pflanzer zu verbieten, seine Kaffeebäume zu vermehren, erscheint mindestens hart. Ein Gesetz vom Jahre 1903 untersagt im Staate Sao Paulo die Anlage neuer Kaffeepflanzungen, gestattet aber, bestehende Kaffeepflanzungen durch Nachpflanzungen als Ersatz für altersschwache Bäume auf dem bisherigen Stande zu erhalten. Auf Grund dieser Ausnahmebestimmung wird das Gesetz vielfach umgangen. Tatsächlich hat es vorläufig den angestrebten Erfolg nicht gehabt. Ein anderes Gesetz sucht die Ausfuhr zu vermindern und bestimmt die Erhebung eines empfindlichen Zolles, falls bereits eine gewisse Menge (9 Mill. Sack zu je 60 kg) ausgeführt worden ist. Auch

dieses Gesetz hat noch nicht die gewünschte Wirkung erzielt. Dasselbe gilt von den staatlich unterstützten Bemühungen, in Europa und Amerika eine planmäßige Propaganda zu unternehmen, um den Kaffeeverbrauch im Auslande zu vermehren. Unter diesen Umständen läßt sich die Absicht der brasilianischen Interessenten, zum Äußersten zu schreiten und die übermäßigen Kaffeemengen zu vernichten, begreifen, aber aus den angedeuteten Gründen nicht billigen.

Die Zuvielerzeugung kann zu einem unerträglichen Übel werden, ist aber auch unter den ungünstigsten Verhältnissen nur als ein vorübergehender Zustand zu betrachten. Um darüber hinwegzukommen, werden sich Selbsthilfe und Staatshilfe verbinden müssen. Allein was man auch immer in Brasilien beschließen mag, unzulässig bleibt die künstliche Vernichtung von Erzeugnissen des Bodens, weil sie mit den christlichen und den sozial-ethischen Grundsätzen unvereinbar ist und daher bei der öffentlichen Meinung auf entschiedenen Widerstand stoßen muß.



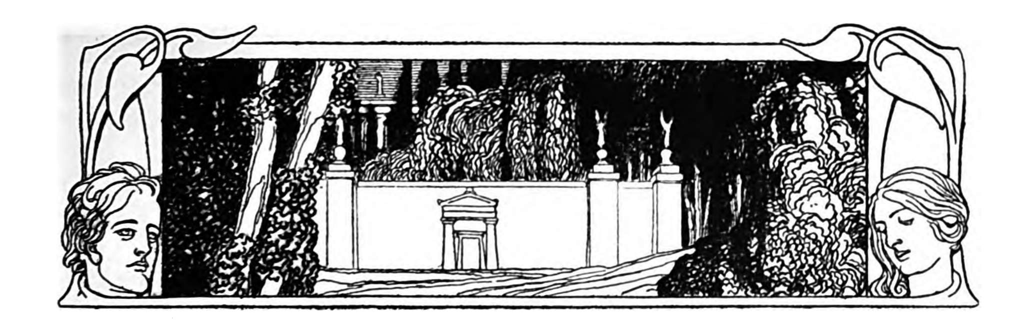
Die Stille lieb' ich . . .

Von

Ernst Ludwig Schellenberg

Die Stille lieb' ich und das falbe Licht
Und einen Herbst mit reifen Melodien;
Wenn alle Dinge sanft sind im Verzicht
Und sich mit weißen Fäden scheu umziehn,
Und wenn in bunten, rastlosen Alleen
Ein Abend hängt, der kein Verlangen ruft,
Und Menschen mit sich selber einsam gehn,
Die alles heimlich haben, Glanz und Duft —





Mutterliebe

Von

Paul Fanghänel

Die Himmlischen hatten einst gehört, daß auf Erden treue Liebe verschwunden sei. Da wurde der Engel der Liebe abgesandt, um zu erforschen, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhe.

„Treu ist die Liebe, die über das Grab hinausreicht“, sagte sich der Engel und beschloß, einen Friedhof aufzusuchen.

Man feierte eben das Totenfest. Aber nur wenig Menschen sah er zwischen den Gräbern wandeln; denn ein rauher Novemberwind fegte die welken Blätter über die Grabhügel und schüttelte die Lebensbäume und Trauerweiden.

Er kam zuerst an ein kostbares Grabmal, dem Andenken eines armen, aber braven Elternpaares gesetzt. Was es vom kärglichen Verdienste erübrigte, hatte es der Erziehung der einzigen Tochter geopfert und war gestorben, nachdem die Tochter, durch Schönheit und Tugend ausgezeichnet, Herz und Hand eines reichen und vornehmen Gatten gewonnen.

Ein Diener legte eben einen Kranz der seltensten Blumen am Fuße des Grabmals nieder und eilte wieder fort, weil er seine Herrschaft noch zu einer Abendgesellschaft begleiten mußte.

Traurig ging der Engel weiter durch die lange Reihe der Gräber, bis er vor einem Hügel stehen blieb, der, wie die Inschrift des Denksteins kündete, die irdischen Überreste einer treuen Gattin und Mutter deckte.

Unter dem harten Joche der Arbeit und der Sorge war sie zusammengebrochen. Diesen Herbst waren es zwei Jahre, daß man ihr dies Grab gegraben. Eine Schar kleiner Kinder hatte sie zurückgelassen und einen verzweifelnden Gatten, welcher meinte, den Tod der Teuren nicht überleben zu können.

Letzten Frühling aber fand er Trost in den Armen eines jungen Weibes, das er seinen Kindern zur Mutter gab, und heute zierte kein Kranz, keine Blume den einsamen Hügel.

Tiefbetrübt wandte sich der Engel ab und gelangte in die entfernteste Ecke des Friedhofs, wo er vor einem Hügel hart an der zerbröckelnden Mauer stehen blieb. Kein Kreuz schmückte das Grab. Keine Tafel nannte den Namen des stillen Schläfers.



Von tausend Hoffnungen begrüßt, trat auch dieser einst in die Welt. Er hatte sie alle getäuscht und war die Straße des Lasters gewandelt, dann die des Verbrechens, die ihn ins Zuchthaus führte.

Die Freiheit erlangte er nach Jahren wieder, nicht aber die Ehre. Von der Welt verstoßen, fand er zwar Aufnahme bei der Mutter; aber das weite Mutterherz genügte ihm nicht; er ging hin und endete durch Selbstmord.

Die Abendnebel senkten sich herab auf den Friedhof. Durch die Gräberreihen wankte ein uralt Mütterlein nach dem einsamen Hügel an der Friedhofsmauer. In seinen zitternden Händen trug es einen Kranz, aus grünen Tannenreisern gewunden. Den legte es auf das Grab. Lange stand es dort, die Hände zum Gebet gefaltet — tränenlos — selbst der Ewigkeit nahe. — — —

Der Engel der Liebe hatte seine Sendung erfüllt. Freudig verließ er die Erde und mit der Gewißheit: Solange ein Mutterherz schlägt, wird treue Liebe nicht aussterben.

Morgenbetrachtung

Von

Heinrich Maaß

Wenn ich morgens aus der Kammer trete,
Stehen an der Wand in langer Reihe
Der Familie blankgeputzte Schuhe
Aufmarschiert, ein ganzes Regiment. —
An dem rechten Flügel die des Vaters,
Die sich täglich im Gebrauch befinden;
Selten stehn dabei der Mutter Schuhe,
Weil sie wenig aus des Hauses Räumen
Ihren Fuß kann auf die Straße setzen —
Immer gibt's zu schaffen und zu sorgen
Und zum Ausgehn bleibt ihr keine Zeit. —
Folgen dann der lieben Kinder Schuhe,
Sorgsam aufgestellt nach ihrer Größe,
Von dem ältesten bis zu dem jüngsten,
Ganz zuletzt des kleinen Zwillingspaars.
Früh am Morgen regte schon die Hände
Ihrer Mutter arbeitsame Stütze,
Unsres Hauses fleißig Töchterlein. —
Manchmal klagt sie zwar, daß doch die Buben
Stets am schmutzigsten die Schuhe haben,
Kaum sind trocken sie und blank zu kriegen,
—Wenn im Winter durch den Schnee sie stapfen,
Wo er just am allerhöchsten liegt,
Und im Sommer durch die Pfützen waten,
Wo sie just am allertiefsten sind. —
Aber bald hat schwesterliche Liebe
Dieses Ungemach auch schon vergessen.
Wenn ich so der Schuhe lange Reihe,
Teils geflickt und neu besohlt, betrachte,
Manchmal auch ein neues Paar darunter,
Dann berühren mancherlei Gedanken
Meiner Seele weichgestimmte Saiten!
Wohl hat Sorge manchmal schwer gelastet
Und Entbehrungen uns auferlegt,
Aber dafür waren uns beschieden
Doch viel stille Freuden ohne Zahl. —
Fröhlich und gesund erblüht ihr, Kinder,
Kummer habt ihr uns noch nicht bereitet;
Und so bin ich wohl damit zufrieden,
Daß die Füßchen manche Opfer fordern.
Besser ist's, ich weihe sie dem Schuster,
Als dem Doktor und dem Apotheker. —

All ihr lieben kleinen muntern Füßchen,
Die ihr sorglos noch durchs Leben hüpfet,
Sicher von der Eltern Hand geleitet,
Welche Wege werdet einst ihr wandeln?
Werden Rosen euch am Weg erblühen,
Oder dornenvoll die Laufbahn sein?
Eurer Zukunft undurchdringlich Dunkel
Wir enthüllen's nicht. Doch Hoffnungssterne
Strahlen durch die Nacht, und daß ihr Leuchten
Glückverheißend sei, das walte Gott!





Schülerselbstmorde

Die höchst bedauerliche Erscheinung der Schülerselbstmorde ist in den letzten Jahren wiederholt von ärztlichen und pädagogischen Autoritäten auf ihre Entstehungsursachen hin genauer untersucht worden. Ich verweise vor allem auf die gediegene Broschüre von Gerhard Budde, Professor am Lyzeum in Hannover, „Schülerselbstmorde" (Hannover, Verlag von Dr. Max Jänecke) und auf die statistisch reichhaltige Abhandlung von Prof. Dr. A. Eulenburg „Kinderselbstmorde" in dem Sammelwerke „Das Buch vom Kinde", unter Mitarbeit hervorragender Fachleute herausgegeben von Adele Schreiber (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner), Bd. I, S. 176 ff. Wertvolle Fingerzeige zur Bekämpfung bzw. Verhütung des Selbstmordes überhaupt enthält ferner die Untersuchung von Dr. Gaupp-München (jetzt Professor in Tübingen) „Über den Selbstmord" (München 1905, Verlag der „Ärztlichen Rundschau").

Eine gewisse, aber nicht allzu große Beruhigung mag es gewähren, das statistische Ergebnis zu erfahren, demzufolge die Schülerselbstmorde sich in den letzten Jahrzehnten nicht vermehrt haben trotz Zunahme der Schülerzahl in den oberen Klassen. Dr. Eulenburg stellt a. a. O. folgendes fest: „Im Laufe der 21 Jahre (1883—1903) endeten von den Schülern höherer Lehranstalten in Preußen insgesamt 340 durch Selbstmord, darunter 66 unter 15 Jahren (61 Knaben, 5 Mädchen). Bei einer Gesamtzahl von 812 Selbstmördern an niederen Lehranstalten in Preußen von 1883 bis 1903 kommen auf Knaben 653, auf Mädchen 159, also ein Verhältnis von ungefähr 4 : 1."

Aus unserem westlichen Nachbarlande drang vor kurzem die Kunde von einem aufsehenerregenden Schülerselbstmord zu uns herüber. Im Lyzeum von Clermont-Ferrand erschoß sich ein Junge im Alter von 14 Jahren vor versammelter Klasse und unter den Augen des Lehrers. Die Tat erschien in um so bedenklicherem Lichte durch die begleitenden Umstände. Drei Schüler hatten gelost, wer sich zuerst umbringen müsse. Die Tat des ausgelosten verblendeten Knaben erschien den Kameraden noch als Heldentat.

Im Anschluß an den Bericht über diesen traurigen Vorfall stellten französische Blätter allerlei Erwägungen auch statistischer Art an. So sollen im Jahre 1839 zwanzig Selbstmorde von Knaben unter 16 Jahren stattgefunden haben, im Jahre 1869 siebenunddreißig, 1879 einundsechzig. Seither schwankte die Zahl zwischen 60 und 85. Auch hier sind die Selbstmorde der Knaben bedeutend zahlreicher als die der Mädchen.

Gewiß mögen solche Zahlen verhältnismäßig nicht überaus hoch erscheinen. Aber mit Recht weist Eulenburg hin auf die Summe von sozialem, familiärem und inividuellem Elend, das jene Zahlen in sich bergen.

Überdies — ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit jeder Statistik — legt uns jeder einzelne Fall eines jugendlichen Selbstmörders als schreckhaftes Vorkommnis die Pflicht nahe, den Gründen nachzuforschen, die solchen Verzweiflungsschritt nach sich gezogen haben.

Man pflegt die Schuld, sofern von einer solchen die Rede sein kann, gemeiniglich auf ein zwiefaches Konto zu setzen: auf das der Familie und der Schule. Einseitig und verfehlt ist es jedenfalls, eine der beiden Erziehungsstätten hauptsächlich oder ausschließlich anklagen und belasten zu wollen, wie dies Gurlitt und teilweise auch Ferdinand Tönnies (vgl. Märzheft des „Kunstwarts") tun zuungunsten der Schule. Es dürfte ein wesentlicher Vorzug der Ausführungen Buddes sein, das Schuldkonto gerecht und ebenmäßig verteilt zu haben. Professor Budde macht deutlich aufmerksam auf die Fehler in der häuslichen Erziehung und in der verkehrten Lebensweise der alten und jungen Leute (Mangel an wirklicher Erholung!). Er legt vor allem den Finger auf das nervenzerrüttende Genußleben, auf die erbliche Belastung infolge alkoholischer und sexueller Ausschweifungen. Dann wird aber auch der Schule in ihrem zu intellektualistischen, formalistischen und drillhaften Betrieb der Spiegel vorgehalten. Namentlich scheint dieser Schulmann die frühzeitigen und allzu häufigen Extemporalien als verhängnisvoll einzuschätzen mit ihren psychischen Aufregungen und Störungen. Doppelt schlimm wird die Sache, wenn zu Hause eine schlechte Zensur (Unterschrift des Vaters!) als Kapitalverbrechen angesehen und mit spartanischer Schärfe geahndet wird. Um Zensuren und Prüfungen wird man nun freilich, schon aus staatlichen Rücksichten, nicht herumkommen. Die Forderung von F. Tönnies, die Plage der Abiturienten-Examina abzuschaffen, darf doch wohl als zu radikal und keineswegs praktisch bezeichnet werden. Wir müssen doch auch den gewichtigen Triebfedern Rechnung tragen, die durch die Platzordnung, Zensuren, Prüfungen und Zeugnisse hervorgerufen und gestählt werden. Gefahrvoll ist nur die Überschätzung dieser Mittel, die allzu leidenschaftliche Anspannung des Ehrgeizes und besonders die Zuhilfenahme des Angstgefühls, um Fortschritte zu erzielen.

Hingegen sind die Winke, die ein berufener Erzieher wie Fr. W. Förster in „Schule und Charakter" (Sch. u. Ch., Beiträge zur Pädagogik des Gehorsams und zur Reform der Schuldisziplin. 6. Aufl. Zürich, Schultheß & Ko.) gibt, überaus beherzigenswert. Ich greife hier nur die zwei Punkte heraus: die Erziehung des Schülers zur Verantwortlichkeit und die Pflege der Selbstachtung (a. a. O. S. 171 ff.).

Überhaupt dürfte die Heranbildung der Schüler zu einer idealen Denkweise und Lebensauffassung ein starkes Gegengewicht gegen Selbstmordsneigungen bilden. Anerkanntermaßen „wirkt auch die Herrschaft kirchlicher Dogmen hemmend ein" (Dr. R. Gaupp, S. 19).

Beachtenswert ist aus Anlaß des französischen Falles Clermont-Ferrands Feststellung schlechter, verweichlichender Lektüre unter den Schülern. Und hierauf wird ja seitens der Bekämpfer des Schmutzes in Wort und Bild auch bei uns mit Recht in neuester Zeit das Augenmerk gerichtet. Die französische Schriftstellerin George Sand erzählt, daß sie im Alter von 17 Jahren beinahe der Versuchung zum Selbstmord erlag. Aber sie habe durch physische und moralische Gesundheitspflege und Vertauschung der pessimistischen Philosophen mit den lateinischen und griechischen Klassikern die Gefahr überwunden.

Jedenfalls kann nur dann ein gesunder Geist im gesunden Körper wohnen, wenn die Phantasie nicht mit einer nervenerschlaffenden und sinnenerregenden Lektüre vergiftet wird.

Auf die spezifisch medizinische Seite der ganzen Frage gehe ich nicht näher ein. Nur scheint mir in diesem Zusammenhang ein Satz in dem Aufsatz von G. Wanke „Psychiatrie und Pädagogik" (in „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens") S. 26 aller Beachtung wert: „Für die Lehrer der höheren Schulen müßte ein Kursus in klinischer Psychologie und Psychopathologie obligatorisch sein ... Die Pädagogen müßten zugleich auch Psychagogen sein."

Genug. Wir sahen, daß der Nährboden jener lebensmüden Stimmung von verschiedenen trüben Zuflüssen gespeist werden kann bis zum Eintritt der traurigen Katastrophe. Mögen

Eltern, Lehrer und Erzieher ein wachsames Auge haben gegenüber der Gefahr, die rechtzeitig erkannt nicht allzuschwer beseitigt werden kann. Mit einem allgemeinen Wunsch zu schließen — niemand zuleide, aber allen Volkserziehern und Zöglingen zu Nutz und Frommen —: Mehr Humor, mehr Freudigkeit, mehr heitere Lebensauffassung bei aller und trotz aller ernsten, unvermeidlichen Arbeit! Damit stimmt durchaus das bekannte Dichterwort überein: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst". Denn jeder wahre Erzieher ist ein echter Künstler.

Albert Lienhard



Frauen von heute und vorgestern

Kein interessanteres Bilderbuch als das Frauenleben des vergangenen Jahrhunderts! Wir können diese Entwickelung nicht mit dem Werden des Kindes zum Erwachsenen vergleichen. Die Frauen von vorgestern waren auch schon erwachsen, unsre Großmütter und Urgroßmütter waren oft gar nicht Kinder, sondern tapfre, ernste, entschlossene, reife Frauen. Aber die Daseinsform hat sich gewandelt. Die Pflichten und damit die Ansprüche sind gestiegen, das Rechtsbewußtsein ist revidiert. Die Frauen haben durch den Zwang der Verhältnisse von ihrer zurückgezogenen, umfriedeten Aristokratie eingebüßt, dafür an ehrlichem Wirklichkeitssinn, an Tatkraft und der Fähigkeit zum Selbstschutz und folgerichtig auch an Menschheitsrechten gewonnen.

Welche Bilder waren schöner? Welche entzückten das Auge mehr?

Es gibt keine absolute Antwort hierauf, mögen die reinen Nützlichkeitsapostel auch noch so laut die Superiorität von heute proklamieren. Wir können nur sagen: Es kam, wie es kommen mußte, und der Weg, in den die Notwendigkeit der Volksentwicklung drängte, ging immerhin noch in möglichst grader Linie. Was will man denn noch? Zurück können wir nicht mehr. Das zu verlangen oder um die gute alte Zeit zu jammern, ist kindischer Unverstand. Wie wir sind, sind wir. Wir wurden, was wir werden mußten, und so wird's einfach weitergehn. Was schöner war im Sinne einer träumerischen Idylle, einer ästhetischen Weltbetrachtung — und zugleich im Sinne einer klaren Wahrhaftigkeit, einer freien Gestaltungsmöglichkeit — wer will das sagen?

Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Das ist noch immer der Trumpf des allmächtigen Lebens gewesen, das sich keiner, aber auch keiner einzigen Sonderrichtung einfügt. In alle wirft es seine hellen und seine dunklen Farben hinein, und jede rote Schnur hat es noch immer zerrissen und übersprungen.

Blumenhaft sollen unsre Großmütter gewesen sein. Wenn ihnen das Leben Zeit und Raum dazu ließ — und das tat es freilich viel häufiger als jetzt — dann gewiß. Aber ich glaube, diese Blumenhaftigkeit hatte doch auch damals schon mehr Ausnahmen, als man heute denkt. „Die riesengroße Vernunft Asiens", wie Nietzsche sie in einer seiner albernen und unsachlichen Abhandlungen über Frauen in der Haremswirtschaft entdeckt, hat unsre Nation niemals in demselben Maße besessen. Unsre Frauen waren einfach nicht reich genug, nicht faul und dumm genug dazu, um ein Blumendasein zu führen, das man mit einem weniger holden Namen Haremsdasein nennt. Nun — diese Art Blumen gab es freilich auch, gibt es aber auch noch und wird es immer geben. Unsre Besten sind es nicht. Und auch in alten Zeiten, wenn der Sturm ins Friedensdasein des Hausgärtleins fuhr, fand er schon damals statt der Blume unter Blumen oft eine tapfre, stolze, selbständige Gärtnerin, die sich nicht willenlos hin und her beugen ließ, sondern ganz gehörig ihren „Mann" stand.

Um 1736 lag die Frau eines Hofpredigers im Nassauischen im Wochenbett, während mit rohem Gepolter eine Wache von zwölf Mann, der Schulze, der Amtsrichter, ein altes Weib bei ihr eindrang, alles verschloß, versiegelte und vor ihren Augen wegschleppte. Ihr selbst wurde das Schreiben des regierenden Grafen vorgelesen, dessen Leibeigene sie waren, und der sie, weil ihr Mann, der Hofprediger, sich in Köthen eine andre Stelle suchte, auf diese Weise samt ihren Kindern und sämtlichem Hab und Gut mit Beschlag belegte. Während unten die zwölf Mann Wache lärmten und sie nur auf inständiges Bitten Hemden und einige Wäsche für sich und die Kinder zurückbehalten konnte, zur Nahrung Schwarzbrot und Grütze bekam, ein zartes achtjähriges Kind ihr darüber wegstarb, wurde sie von Zwillingen entbunden, deren eines die weltbekannte Angelika Rosa war.

Angelika Rosa, Lebensschicksale einer deutschen Frau in eigenhändigen Briefen (Magdeburg 1908, Creutzscher Verlag), herausgegeben vom Urenkel Kirchner — dies unvergleichlich interessante Buch schildert in seinen großen und seinen allerkleinsten Zügen ein Frauenleben aus stürmischer Zeit. Da war von Geschütztheit, von Frieden und häuslicher Stille nicht viel zu sehn. In Unruhe, Angst und Gefahr, wie das junge Leben begonnen hatte, ging es weiter. Lese man nur die Flucht der Mutter mit den ganz kleinen Kindern im strengen Winter, wie sie, bekleidet anfangs nur mit einem Rock und einem kattunenen Nachtkamisol, umringt war von beständiger Gefahr der Entdeckung. Im Kohlenwagen, in Postchaisen, unterstützt von geheimen Gönnerinnen, unter Abenteuern, die uns heute romantisch anmuten, ging's auf großen Umwegen dem entflohenen Vater nach. Und wie die Mutter, vom ungewohnten Eierbier berauscht, die kleine Angelika liegen ließ und dafür nur das Kissen mitnahm (eine Szene köstlichsten, freilich sehr unfreiwilligen Humors), so blieb auch die heranwachsende Angelika fast ihr ganzes Leben hindurch ein Spielball wilder und oft feindlicher Mächte.

Die unverwüstliche Frische und Lebenslust, die auf jeder Seite dieses Buches zittert, macht es zu einer wahren Kostbarkeit. Es bietet Stellen von einer Komik, wie sie nur der größte Dichter aller Zeiten, das Leben selbst, erfinden kann. Dazwischen rührendes Leid, Schmerz und Not, gestützt durch eine prächtige Tapferkeit. Und — damit auch kein menschlicher Zug fehle — eine sichtliche, naive Eitelkeit auf die eigene Schönheit und die große Macht über Männerherzen.

Ein Buch aus der Fülle des Lebens heraus! Jede Frau müßte es heute lesen! So ging man schon damals mit den „Blumen" um! Sehr viel Rücksicht und Zartheit hatten alle diese Männer, die sich um das reizende Frauenbild rissen, nicht für sie aufgewandt. Hinab — hinunter, in Hoheit — in Niedrigkeit, gehätschelt — gequält, in Ängsten und Gefahren, wie sie die heutige Zeit kaum mehr versteht, und sie selber dabei: bald an der Grenze der Verzweiflung, bald getrost und fest, dann wieder mit einem Anflug fröhlichen Leichtsinns, bald groß und ehrwürdig, bald kleinmenschlich, und immer doch zuletzt wieder obenauf.

Das war eine Frau aus Urgroßmutters Zeit! Eine Frau voll Saft und Kraft! Kein altes Kind, kein hilfloses Blümchen. Und doch — ein Schimmer unverwelklicher Kindhaftigkeit, ein Stücklein Blumenleben — trug sie es nicht in sich bis ans Ende? Ist es nicht noch heute in jeder echten Frau, in jedem echten Menschen? Sind wir nicht alle Harfen in der Hand des größten Künstlers — Gottes? Bespannt mit hellen und mit dunklen Saiten?

Über Jahrhunderte hinüber reicht die Frau von vorgestern und die Frau von heute sich die Hand. Wir kennen einander!

Und wollen wir noch mehr Zeichen?

In einem Buch „Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten" von Emil Burger (Frankfurt a. M. und Berlin 1908, Verlag Diesterweg) wird ein ganzes Säcklein voll blitzender Goldkörner, bunter Glasstückchen, Stein und Sand vor uns hingeschüttet. Die Pfalzgräfin Liselotte macht den Anfang. Dann kommen, immer der Zeit nach geordnet (ein glücklicher Gedanke, indem sich so das Zeitbild in verschiedensten Strahlenbrechungen

vor uns aufrollt), die kühlen und doch anmutigen Briefe der Gottschedin, der drollige Erguß Meta Mollers über Klopstocks erste Annäherung, dann der beherrschte und auch in vertraulicher Herzensklage hoheitsvolle Stil Maria Theresias. Wir lernen einige Seiten von Lessings Eva König kennen, von Humboldts Frau und deren Tochter, Gabriele v. Bülow. Seltsam stimmt der leichte, oft gar überleichte Ton der Frau Rat Goethe zu den tiefen Schmerzenstönen der Königin Luise. Diese Zusammenstellung gibt denen zu denken, die sehen und hören wollen. Bei der ersteren ein Ablehnen alles Peinlichen, Schmerzlichen, ein beständiges Vorbeidrücken am Leid, für das ihre ganze Natur nicht gestimmt war. Bei der Königin ein restloses und bis in das Zittern des Todes hinein mutiges Durchkosten des gewaltigen Unglücks, das am Ende ihr Leben brach.

Wir haben eben eine Periode gehabt, in der die lustige, tüchtige, in ihrer Art famose Frau Rat verhimmelt wurde zu einer der höchsten Blüten der Frauenwelt. So etwas sollte eine ernsthafte Nation sich abgewöhnen, es erinnert uns alle zu sehr an den süßen, lächerlichen Idealismus unsrer Tanzstundenzeit. Warum nicht klar und urteilsfähig bleiben auch bei Jahrhundertfeiern? Warum auch bei der Frau Rat die Schwächen und Mängel nicht Schwächen und Mängel nennen? Sie war keine heroische Natur, sondern nur eine liebenswürdige, gescheite, aber hausbackene. Ihre erzwungene Harmonie ist kein Heroismus, es ist vielmehr eine kleine feige Angst in anmutigem Gewande. Die Disharmonien des Lebens sehn und sie bis zum letzten Nerv einer tapferen, ertragungsfähigen Seele spüren, sie aber durch das Ertragen in die höchste Herrlichkeit des Lebens verwandeln — das ist Heroismus, und ihn hatte Preußens Königin, die hier in so seltsam markierter Weise durch den unwillkürlichen Zwang der Ordnung ihrer leichtblütigen Zeitgenossin gegenübergestellt wird.

Tief ergreifend sind auch die Briefe von Schillers Frau, bös bezeichnend schwärmerische Frauenworte über Napoleon, interessant der Briefwechsel zwischen Luise von François und Marie Ebner-Eschenbach. Kurz, wir haben hier eine Fülle von Material, das auch der „Frauenfrage“ dient.

Was lernen wir daraus?

Die alte, gute Wahrheit, die aber manche Theoretiker noch immer nicht begriffen haben: daß es keine Charaktereigenschaft gibt, die ein spezifisches Besitztum der Frau wäre, oder die ihr grundsätzlich fehlt. Wie danach die Urteile und demgemäß die Folgerungen vorbeigehauen haben, wie unzählige gelehrt dozierende Bücher dieses Themas einfach unnütz geschrieben worden sind, das muß jedem Menschen, der Augen im Kopf hat, klar werden, wenn er einmal diese verschiedenen Frauenschicksale mit ihrem Werden und ihrem Behaben darin an sich vorbeigehn läßt. Nichts gibt ein unklareres Gewische als ein summarisches Endresultat irgendwelcher Lebensformen.

Und nun heute. Ist unsere Art eine andere geworden?

So fließend die Formen, so unverrückbar steht die Art. Aber es gibt nur eine wirklich treffende Bezeichnung dafür: menschlich. Und dies alte, ewig junge Menschengesicht in seiner irdischen Unsterblichkeit sieht uns noch heute aus allen veränderten Verkleidungen und Umhüllungen mit demselben Lächeln, demselben Ernst, denselben Tränen an wie vor Jahrhunderten. Die Verhältnisse verändern die Formen, aber das Wesen bleibt.

Bekenntnisse und Briefe können wir von heute noch nicht haben. Wir möchten auch beinahe bitten: Verschont uns damit! Bei jedem Menschen, dem durch eine Art von ästhetischer oder Bildungsbarbarei noch nicht das Feingefühl abgestumpft ist, geht eine peinliche Empfindung vor, wenn er „Briefe“ liest. So interessant und instruktiv auch diese ebengenannten „Deutschen Frauenbriefe“ gleich all den ungezählten ähnlichen Veröffentlichungen sind, so bedeutet es doch jedesmal beim Durchlesen die gewaltsame Ertötung eines natürlichen Taktempfindens. Daß man sich hieran gewöhnt hat, ist, meinem Gefühl nach, einer der ungesunden Schößlinge der Zivilisation.

Die Briefe wurden nicht für uns geschrieben. Das sollte für jeden Gebildeten genügen, sie nicht anzusehn, und wenn sie offen vor ihm liegen, sie zu verbrennen, wenn die Familie, der sie galten, ausgestorben ist. Treiben uns nicht manche so ganz und gar intime Äußerungen die Schamröte ins Gesicht? Sie sind Gemeingut, wegen ihres Kulturwertes? Ach, stellen wir uns doch nicht so arm! Wir haben unsere Kultur und ihre Geschichte noch an tausend Stätten, auch wenn wir zu stolz und zu gut erzogen sind, sie durch Lesen in fremden Briefen zu finden.

Es gibt Ausnahmen. Die Deutschen Frauenbriefe gehören nicht dazu. Zwar drucken sie auch nur ab, was längst gedruckt war, und es ist schon so, daß, je länger jemand tot ist, je weniger man sich scheut, seine Geheimnisse zu lüften. Aber es war doch einstmals nur für ein Paar treue Augen, nicht für ein neugieriges, kaltfremdes Publikum bestimmt. Ich glaube, manche stolze, edle Größe gäbe lieber ihren Nachruhm dahin, wenn sie wüßte, wie man heute mit ihren tiefsten, innersten Heimlichkeiten verfährt!

Mögen wir als Kinder die Liebesbriefe unsrer Eltern lesen? Als Enkel die unsrer Großeltern? Lassen wir nicht sogar den Liebesbrief unsrer Dienstmädchen unberührt, den wir auf dem Küchentische finden? Wo haben wir denn plötzlich unseren guten Geschmack gelassen, wenn es sich um Briefe, von denen uns fünfzig Jahre trennen, und die den Namen berühmter Leute tragen, handelt?

Die Ausnahmen sind die fingierten Briefe. Angelika Rosas Buch gehört dazu. Sie sind wahrscheinlich gar nicht an eine Freundin gerichtet, sondern eine Selbstbiographie in Briefform, für die Öffentlichkeit bestimmt. Dahin gehören auch viele Briefe von Goethe, über die er selbst an die Stein schreibt, sie möge sie aufbewahren, damit sie später veröffentlicht werden könnten!

Bewahre uns ein geklärter Takt davor, daß auch unsre Zeit in ihren „Briefen“ festgehalten wird, statt in ihren natürlichen und gewollten Äußerungen!

Das unwillkürliche und daher sicherste Amt der Kulturübermittlung übt die Kunst aus. In ihren Werken spiegelt sich die Zeit. Am deutlichsten im Roman.

Daran haben wir ja keinen Mangel, auch nicht in den Besprechungen. Heute liegen auf meinem Tisch zwei Werke, die ich aus vielen herausgreife, um auch an ihnen die Veränderung sowohl wie das ewig Gleiche zu zeigen, das die Frau von vorgestern und die von heute sowohl unterscheidet wie unlöslich vereint.

Neue Töne sind angeschlagen worden in mächtigen Akkorden, manche alte sind verstummt, sind so aus der Mode gekommen, daß unser Ohr sie gar nicht mehr auffängt. Unter den neuen sind einige von so grellem Mißklang, daß sie unser Gehör beleidigen, aber — hören müssen wir sie doch.

Ein ganz neues Thema, das anscheinend aus dem alten ausgestorbenen Weibtypus einen neuen macht, ist das sexuelle. Die sogenannte Jungfrauennot. Die Modezeit dafür, in der man dies Lied an allen Straßenecken sang, ist zum Glück schon fast vorbei. Sie verdient es auch nicht besser. Jetzt, wo wir alle unsre Kräfte brauchen, da der herrliche Gedanke der Selbsterziehung, die Unabhängigkeit und der lachende Lebenstrotz seine wehenden Banner aufpflanzte, kam es geschlichen und wollte uns etwas weismachen von der Knechtschaft unsrer Seelen und Leiber, wollte uns Mut und Willen mit Schwächegedanken vergiften.

Eines der letzten Bücher von der schwächlichen und feigen Art ist „Fräulein Griesebach“ von Tovote (Berlin 1909, Fontane & Ko.). Zeichen eines kranken oder verdorbenen Geschmacks, daß es so oft gekauft wurde. Welche Sorte Menschen liest denn das, wie eine Lehrerin geschlechtlich hysterisch wird und daran untergeht? Ich möchte mit Leuten, die Seite für Seite dies Buch gelesen haben, es mit innerem Ergötzen verschlangen, nichts zu tun haben. Was für einen Sinn, was für einen künstlerischen oder ethischen Zweck hat es? Ich glaubte am Anfang, es mit einer ernsthaften Menschheitsstudie zu tun zu haben. Diese Ernsthaftigkeit ist durchsichtig. Man hat dann das Gefühl, schmutziges Wasser zu trinken.

Wo liegt der Wert? Ist die künstlerische Form so groß, daß sie den Inhalt, wie er auch sei, in sich aufsöge? Es ist ein aufgeschirrter Jahrmarktswert. Ein Anlocken mit der äußerlichen Beschreibung und, wie mir gesagt wurde, — den tatsächlichen Vorkommnissen in einem Berliner Vorort.

Wer steht auf und nennt das Kunst?

Ein Bedauern für jeden, der dieses lesen — mag. Wer aber in meinem Hause nach dem Buche sucht, der mag an die Feuerstelle gehn.

Auch eine Jungmädchennot klagt aus einem Roman von Hanna Brandenfels: „Das Rosenhäuschen" (Dresden, Verlag Reisner). Aber es ist keine aufgeschirrte Ware, die klappert und gleißt, die mit Lüsternheitsmitteln einem schlechten Geschmacke nachläuft. Fein, zart und rührend ist das Buch, weitaus das beste, das ich von dieser Schriftstellerin las. Es ist der Roman einer armen Offizierstochter in Tagebuchform. Die realistischen Feinheiten sind groß, ohne je durch ihre Kleinmalerei zu ermüden. Abgesehen von einigen Längen in der Mitte ist überall eine knappe, gedrängte und dramatisch kräftige Form. Die Verhältnisse, die ewige Geldnot in dem Offiziershause, sind anschaulich und fesselnd dargestellt. Das alte Lied von entsagender Liebe klingt süß und traurig — ein schwermütiger Reiz liegt über dem ganzen Buche und klingt am Schlusse in tiefer Wehmut aus.

Eine einzige Sehnsucht bleibt der armen Seele nach ihren heißen Lebenskämpfen: sich ein kleines Häuschen zu bauen, ganz klein, ein Stockwerk nur — „ein alt Jüngferlein ist bescheiden, nur viel Rosen müssen dran und drum herum sein! Alle Sorten und Farben, daß es blüht und duftet drei Jahreszeiten hindurch. Rosen, Rosen! Von bescheidenen Frühlingsheckenröslein bis zu den stolzen Arten, die erst sterben, wenn die ersten Eiszapfen kommen!" Die Erfüllung dieser Wünsche steht auf der letzten Seite: „Jetzt zimmern sie ihr Häuschen. Und die Rosenwände dazu werden alte Stiftsdamen und ein junger Leutnant bauen."

Es endet bang und traurig, das Geschichtlein, doch es blitzt auch viel Humor, Schalkheit und Frische darin. Ich empfehle es den Müttern für ihre erwachsenen Töchter zu Weihnachten. Des Lebens Ernst kann niemals schaden, des Lebens Lächeln bricht sich in ihm gerade am schönsten.

Der Ring hat sich geschlossen. Diese Frauengestalt fanden wir schon vor hundert Jahren und werden sie nach hundert wieder finden. So sehr kann die Welt niemals sich häuten, daß unsere Menschheitszüge sich verwischen.

Das sei unser Trost, wenn Heimweh nach scheinbar Verlorenem uns erfaßt. Das sei aber auch die Erkenntnis unsrer Grenzen, wenn irgendeine Modebewegung uns unsre Art und Natur vergessen machen will. Wir sind keine Pflanzen, wir sind aber auch keine Tiere. Laßt uns die Fäden zu unseren Großmüttern nicht verlieren, auf daß unsre Enkelkinder sie nicht dereinst zu uns verlieren.

Marie Diers



Der Volksschullehrer und die deutsche Kultur

Rudolf Pannwitz, der Verfasser des vielgelesenen Buches „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache" hat im „Hilfe"-Verlag (Berlin-Schöneberg) eine neue Schrift erscheinen lassen, die sowohl der Probleme wegen, die sie behandelt, als auch wegen der originalen Gedanken, die das Buch vertritt, viel gelesen zu werden verdient. Und alles ist in einer feinen, intimen Art dargestellt. Es ist ein geistreiches und tiefes Buch, das man auch dann dankbar aus der Hand legen wird, wenn man nicht mit dem Verfasser voll übereinstimmen kann.

Nach Pannwitz ist Kultur im Menschenleben etwa das, was im Naturleben der Habitus einer Pflanze, der Charakter einer Landschaft ist. Es ist einmal das, was man als Ganzes erfaßt, wieviel einzelnes man auch sieht. Dann aber ist's das, was sich durchaus nicht auf einen Begriff bringen läßt, sondern was immer nur als eine lebendige Vorstellung dasein und mitteilbar sein kann. Es ist das, was der Mensch als ganzer Mensch im besten Zusammenwirken aller seiner Kräfte erfaßt. Es ist ganz sinnlich und ganz geistig auf einmal, ganz bildhaft und ganz gedankenhaft, und wer es vollkommen darstellen wollte, der müßte Künstler und Wissenschaftler in der vollkommensten Wesenseinheit sein. Haben wir nun eine deutsche Kultur? Suchten wir ein Ja oder Nein auf diese Frage, so meint der Verfasser, dann hätten wir es wieder einmal fertig gebracht, aus einer Kulturfrage eine Doktorfrage zu machen. Denn natürlich haben wir eine deutsche Kultur und natürlich haben wir keine deutsche Kultur. Wir müssen es durchaus auf beiderlei Weise ansehen. Es ist fast dasselbe, wie im ganzen seelischen Leben frischer Mut und Niedergeschlagenheit wechseln und wie dieselbe Welt, dasselbe Leben in diesen Stimmungen ganz verschieden aussehen. Was aber könnte eine nationale Kultur für uns bedeuten?! Vor allem andern: nicht einen Mangel an Fremdem, sondern eine Fülle von Eigenem. Und zweitens: nicht eine Anhäufung von lauter heimischen Stoffen, sondern eine heimische starke Gestaltung alles Stoffes, woher er auch stammen mag. Eine lebendigste Aneignung, Umschaffung. Wie Shakespeares Cäsar gerade dadurch ein lebendiger Römer hat werden können, daß er ein lebendiger Engländer geworden ist. Auf diese Weise können fremde Stoffe, sogar fremde Formen als Stoffe genommen und heimatlich gemacht werden. So ist's uns mit Tieren, Pflanzen, Steinen, Metallen, so ist's uns z. B. auch mit allen deutschen Versmaßen gegangen. Man kann nicht nur nach außen, sondern auch von außen kolonisieren. Kolonisieren ist nichts als pflanzen. Der Acker des guten Bauern trägt viel und gut, wo der Same auch herkommen mag. Eine Kultur gedeiht nicht aus der Angst. Wer Angst hat, sich selbst zu verlieren, der hat sich schon verloren. Etwas anderes ist's, sich immer wieder auf sich selbst zu besinnen. — Dieses ist nun aber durchaus nicht dasselbe, als wenn man wie viele Altgymnasiale sagen wollte: Wir sind auf dies und jenes Fremde angewiesen; das ist das Beste für uns; dem danken wir alles; ohne das kommen wir herunter. Wir wollen uns ganz entschieden selbst aussuchen, woher wir uns befruchten lassen.

Ausführlich behandelt der Verfasser sodann die Frage, was besondere Standeskulturen wirken können. Seine historischen Rückblicke von der Urzeit bis zur Gegenwart sind ein kühner, gedankenreicher Zug durch die Entwicklung und verblüffen oft durch die interessanten Schlaglichter, die dabei auf vergangene Perioden fallen. Aber mitten im Kulturchaos der Gegenwart steht der Volksschullehrer. Das heißt der, der berufen ist, zwischen den sogenannt Gebildeten und den sogenannt Ungebildeten den Ausgleich zu schaffen. Er steht in der Mitte. Oft stammt er aus den Schichten, die er unterrichtet. Auf jeden Fall aber muß er die Schichten kennen und verstehen, wenn er etwas anderes tun will als Abcpauken oder Kinder ruinieren. Er ist der, der sich jahrelang täglich stundenlang mit den Kindern des Volkes geistig zu beschäftigen hat. Was ist nun das für eine Aufgabe! Zugleich die schwierigste. Denn was soll er nun eigentlich tun, angenommen selbst, er dürfte tun, was er will? Selbst dann ist es äußerst schwierig. Soll er die Wissenschaft popularisieren? Muß er nicht erst selbst fertig sein, wenn er nicht einen Wirrwarr lehren will? Soll er zu eigenem Forschen anleiten? Wieviele können überhaupt selber forschen? Nun gar dazu anleiten? Und ist denn jedes Kind zum Forschen bestimmt? Was soll es auf der Schule lernen? Seine Persönlichkeit ausbilden? oder allgemein fürs Leben vorbereitet werden? oder für den Staat? oder für einen Beruf? Das ist ein ganzer Wirrwarr von Fragen. Und eine einzelne Antwort zu geben, wäre eine Feigheit vor der Fülle der Lebensstrebungen.

Nun ist aber das Abc lehren, das elementare Rechnen lehren, die Religion in vorgeschriebener Weise lehren, bestimmte Stunden hintereinander Tag für Tag in einem entsetzlich öden

Schulzimmer halten, einen Haufen Kinder lehren und das Jahre hindurch vorgeschriebene Kenntnisse auf vorgeschriebene Weise einbleuen unter stetiger Kontrolle, all das weit ab vom Leben, von der Fülle, von der Gegenwart — das ist keine Aufgabe, die eines Menschen würdig ist. Es ist weder für die Kinder ein Bedürfnis, so unterrichtet zu werden, noch für das Volk ein Bedürfnis, so unterrichtete Kinder zurückzubekommen, noch für die Lehrer ein Bedürfnis, so zu unterrichten. Und auf diese drei Mächte kommt es an. Und nur aus Bedürfnissen lassen sich positive Unterlagen und Ziele für einen Stand schaffen. Also für den Stand, wie er jetzt ist, existieren diese positiven Unterlagen und Ziele überhaupt nicht, weil nirgends, nicht einmal in ihm selbst, ein Bedürfnis zu seiner Tätigkeit vorliegt. Man rede nicht vom Erziehen, welches doch wichtiger wäre als das Unterrichten. Zunächst einmal gibt es dafür tatsächlich kein Ziel. Und zweitens braucht gerade das Erziehen die allerwirklichsten Unterlagen und Ziele. Beim Räuber- und Dienerspiel, beim Tanz, beim Herumstreifen im Freien, bei jedem Mittagessen und bei jeder Zänkerei läßt sich ganz anders erziehen als bei den Schulgegenständen. Kurz gesagt: Der Lehrer hat keine Aufgabe!

Ist das Buch von Pannwitz bis so weit nur orientierend und kritisch, bringt es im letzten Teile auch positive Vorschläge. Der Verfasser redet der freien Schule der Erfahrung das Wort. Jedes Kind will sehen, immerzu sehen, und hören, und mit allen Sinnen sich auf die ganze Wirklichkeit stürzen, dann selbst zufassen, mitmachen, selbst machen und spielend alles umschaffend wiederholen. Ein Kind ist lauter konzentrierte Tätigkeit, aber ohne Konzentration auf gewählte Gegenstände. Dies ist das Kind, danach muß es leben, danach muß es unterrichtet werden. Es muß alles kennen lernen, war erreichbar ist. Es muß alles machen dürfen, was mit vorhandenen oder erreichbaren Mitteln zu machen ist. Es muß spielen dürfen, soweit sein Trieb reicht. Dieses Ziel zu erreichen, ist eine Aufgabe der Lehrerschaft, doch nur die eine! Der Lehrer, der nicht Fabrikherr, nicht Arbeiter, nicht Landwirt, nicht Gelehrter, nicht Verwaltungsbeamter, nicht Arzt, nicht Techniker ist, aber alle diese Berufe so weit kennt, vielleicht auch etwas übers Kennen hinaus beherrscht, wenigstens an einzelnen Stellen, daß er ihre sichtbarsten Wirklichkeiten zeigen, ihre Zusammenhänge auch aufdecken kann, er muß viel umfassen. Ohne das geht es auf keine Weise ab, wenn man nicht ein Fachlehrersystem haben will.

Das Wichtigste aber ist für Pannwitz die soziale Aufgabe, die er dem Lehrerstande zuweist. An seiner Fähigkeit, sozial zu wirken, muß sich seine und nicht nur seines Standes Zukunft entscheiden. Er kann das Volk entweder heben oder herunterdrücken, einen oder spalten. Natürlich nicht er allein, aber er kommt sehr ernstlich in Betracht, und es sind Umstände möglich, wo er den Ausschlag gibt. Die soziale Tätigkeit des Lehrers muß sich, so meint der Verfasser, vor allem auf die Eltern der Kinder erstrecken. Daß er ihnen entgegenarbeitet, wo es ihm das Interesse eines Kindes zu erfordern scheint, und daß er im andern Falle mit ihnen vereint dem Kinde zu dienen sucht, ist seine wichtigste Aufgabe. Sie kann nicht in Vereinen oder auf Elternabenden gelöst werden, ihre Lösung hängt vielmehr allein von der Einsicht und dem guten Willen des einzelnen ab. Diese soziale Tätigkeit des einzelnen wird und muß unzählig oft mißlingen, aber es wird immer wieder der Zwang für den Lehrer kommen, aus Liebe für ein Kind etwas bei den Eltern oder für die Eltern zu versuchen. Es wird ein zages Herangehen sein. Aber es wird, wenn es aus persönlichstem Gelegenheitszwang immer wieder entspringt, tausendmal mehr wirken, als wenn es „veranstaltet" wird.

H. Scharrelmann



Akabjah

Tage des Leidens waren über mich gekommen; keine Lesefrucht wollte mir munden. Vergeblich lockte mich die Poesie mit ihren goldschimmernden Flügeln; das Bleigewicht des Schmerzes, das mich beschwerte, gestattete mir keinen Aufschwung mit der holdseligen Gauklerin. Vergeblich raunte mir die Weltweisheit ihre Orakel ins Ohr; der sieche Leib wehrte sich gegen die Aufnahme leerer Hülsen und Abstraktionen, er hungerte nach blutbildender Nahrung. Da legte mir der Zufall — aber es gibt ja gar keinen Zufall — ein großes, prachtvoll gedrucktes Buch auf den Lesetisch. Akabjah stand auf dem Einbande, sonst nichts. Befremdet betrachtete ich das geheimnisvolle Wort. Ich schlug den Titel auf und las wiederum: „Akabjah", darunter „von Paul Lehmann. Hendels Verlag, Halle 1909" (Preis 2,50 M, geb. 3,50 M). Noch immer wußte ich nicht, was dies Buch bedeutete. Ich blätterte weiter und fand ein Vorwort von sechs Zeilen, in dem sich das Buch als „Wertung des Lebens" anbot. —

Wertung des Lebens. Vielleicht ein neuer Nietzsche? Ein Doppelgänger Zarathustras? Eine neue Variation auf die alte Schopenhauersche Melodie von der Verneinung des Willens zum Leben? Ein deutscher Koheleth, verschlimmbessert mit den Schlagwörtern und Sentenzen des Tages? Halb mißtrauisch, halb widerwillig begann ich zu lesen.

Was soll ich sagen? Ich las und las und hatte bald meine Schmerzen vergessen; ich las, und keine Stelle des merkwürdigen Buches erregte meinen Widerspruch; immer mußte ich beistimmen, immer fühlte ich, daß hier ein denkender Mensch aus tiefstem Grunde des Weisheitsborns Goldkörner emporgefischt hatte, die er mit freigebiger Hand verstreute. Ich fand eine entschiedene Bejahung des Lebens ohne jeden ruchlosen Optimismus, eine wundervoll geschlossene Ethik ohne jeden Imperativ geoffenbarter Religionen, ohne jede Festnagelung auf Dogmen und Traditionen, ohne jeden pseudowissenschaftlichen Apparat der Begründung, rein menschlich entwickelt, menschlich empfunden, menschlich glaubwürdig.

Je weiter ich in diese Schatzkammer eindrang, je mehr blendete mich der Glanz der Edelsteine, auf die mein Blick fiel; der Abschnitt „Trieb und Erwartung" eine wahre Mosaik von Brillanten, der Abschnitt „Liebe" ein in tausend Facetten geschliffener Koh-i-noor.

„Liebe, du bist ein Flammenmeer! Für deine Gluten gibt es keine Wasser, und für deine Wogen gibt es keinen Damm.

Für deine Strahlen gibt es keine Zahl und für deine Gewalten keine Begriffe.

Du bist die Reinheit selbst, bist selber dämonische Finsternis.

Hier hast du aufgebaut, und dort reißest du nieder.

Hier Lachen und Freude und Frohsinn und Lust — — dort Tränen und Not.

Königin Liebe! Wer stände auf gegen dich und spräche: Ich will dich mit meinem Fuße zertreten?

Du spottest seiner; denn du weißt es, daß er sich selber zertreten müßte.

Wem aber könntest du ganz gehören?

Ein Strahl deiner Sonne vermöchte schon zu vernichten, wenn er nicht weise gehütet wird.

Königin Liebe, du Allgewaltige, du ewig Gebärende, du gehest trächtig, und zehnfach ist deine Frucht."

Und immer reicher wird das Buch. Der Abschnitt „Liebe und Sittlichkeit" ein Füllhorn von Wahrheiten und Schönheiten. „Das sollte das höchste Gebot bedeuten für den einzelnen Menschen und für die ganze Menschheit: daß sie streben, jeder für sich und einer für den anderen, aus ihrer Liebe das Ich zu bannen nach ihrer besten Kraft."

Wie freudig zuckte ich auf, da Astjah, der Lehrer, zu seinem Schüler Akabjah spricht: „Denn das Mitleid, Akabjah, ist das reinste Kind, das für die Ewigkeit vom Bewußtsein mit

der Liebe gezeugt wird.“ Dies Wort übertönte an innerer Wahrheit alles, was je ein unselig-genialer Nietzsche erträumt und ersonnen hat.

Und zu immer klarerer Schönheit und schönerer Klarheit ringt sich das Werk empor. Was es über „Mann“ und „Weib“ sagt, das, wünschte ich, stünde als Plakat an den Straßenecken, damit es betörte, an echter Mannheit insolvent gewordene Feministen und tollwütige Suffragetten zu lesen bekämen. „Wohl dem Kreise, den ein Mann regiert mit starkem Ewigkeitswillen“! „Ich will dir sagen, was des Weibes ist:

So süß wie Honigseim ist das Weib und so bitter wie einer fruchtlosen Arbeit perlender Schweiß.

So reich wie geläutertes Gold ist das Weib und so arm wie die leere Spreu, die ein leichter Wind vor sich hertreibt.

So anmutig und frei wie die lichten Wolken, die den Blick zum Himmel ziehen, so schwer und dumpf und hart wie die Bergriesen, die uns bei mühseligem Erklimmen höhnisch zeigen, wie die Erde uns zu sich herabzerren will.

Das Weib ist die Erwartung im Leben.

Wie die Erde des Regens harret, daß sie fruchtbar werde, wie die Blume des Frühtaues harret, so harret die Erwartung der Tat.

Und das Weib harret des Mannes.

Es harret seiner und muß seiner harren.

Und wenn es tausendmal hinausschreit in die Welt, daß es seiner nicht harre, dann schreit es tausend Lügen hinaus.

Oder es schreit in die Welt hinaus, daß es krank sei, daß das Weib in ihm armselig sei und verkümmert.

Und wenn das Weib des Mannes nicht harren will mit seinem Bewußtsein, dann kämpft sein Wille in ihm einen nagenden, zehrenden Kampf mit dem Berufe.

Und wenn der Wille sich erfüllt hat, ist dennoch das Harren Sieger geblieben.

Und wenn der Kampf gefressen hat an Körper und Geist, — — das Harren ist Sieger geblieben.

Denn das Weib ist die Erwartung im Leben.“

Gern gäbe ich weitere Proben aus dem merkwürdigen Buche, das wie ein Andachtsbuch wirkt, ohne daß auch nur ein einziges Mal das Wort Gott darin vorkommt. Aber ich muß mich bescheiden; ich denke, daß ich diejenigen, die nicht zu jenem Volke gehören, für das ein solches Buch Kaviar ist, schon genügend auf die Eigenartigkeit des prächtigen Werkes hingewiesen habe.

Als ich den wundervollen Schluß, der vom Geheimnis des Weltenzweckes handelt, gelesen hatte, sprach es unwillkürlich in mir: Gesegnet die Hand, die solches geschrieben, gesegnet die Stirn, die solches ersonnen, gesegnet das Herz, das solches empfunden hat! Dies Buch wird seinen Weg gehen. Es wird keines jener Sensationsbücher sein, von denen Hinz zum Kunz spricht, und das die Kathrine der Minna zum Lesen empfiehlt; aber es wird ein Werk sein, in das sich stille, vornehme Geister gern versenken, ein Werk, das nie veralten, sondern immer frisch und anziehend bleiben wird. Als ich das Buch bis zum Schlusse durchgelesen hatte, fing ich es sofort zum zweiten Male zu lesen an.

Dagobert v. Gerhardt-Amyntor



Weibliches Heldentum im Tiroler Freiheitskampfe

Zur Erinnerung an das Jahr 1809

„Erhabne Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir.
Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du."
Schiller: „Die Jungfrau von Orleans."

Bei Revolutionen hat die Frau von jeher eine bedeutsame Rolle gespielt, nicht nur durch Hetzen und Schüren der männlichen Leidenschaften, sondern auch durch wuterfülltes Eingreifen in den Kampf. Man braucht nicht auf die Weiber, die während der großen französischen Revolution „zu Hyänen" wurden, zurückzugreifen, auch in unserem Nachbarlande Rußland ist in den letzten Jahren bei jedem Freiheitskampfe, mochte er mit Bomben oder Barrikaden ausgefochten werden, das weibliche Element in erster Linie gestanden. Naturgemäß mußte es darum auch in jenen Kriegen hervortreten, die wie das vaterländische Ringen der Tiroler im Jahre 1809 einen ausgesprochen revolutionären Charakter hatten. Bayern, gegen dessen drückende Herrschaft und verhaßte Neuerungssucht sich die von wildestem Fanatismus getragene Empörung richtete, hat ja jenen Krieg mit Recht stets nur als eine Rebellion betrachtet. Trotz der größeren Schlachten am Iselberg hatte sein ganzer Verlauf durchaus den Charakter eines Guerillakrieges, und im Grunde drehte er sich nur um die Erstürmung von Barrikaden, zu denen hier die ewigen Berge geworden waren. Hinter diesen aber kämpfte nicht der Krieger gegen den Krieger, sondern das ganze fanatisierte Bergvolk gegen den gedrillten Soldaten, das seltsame Schauspiel einer konservativen Revolution gegenüber unverstandenen, an sich guten, aber mit unerhörtem Terrorismus durchgeführten Reformen. Bei diesem eigenartigen Charakter des Freiheitskampfes von 1809 kann es uns deshalb nicht wundernehmen, wenn wir die Frau als traditionelle Vertreterin konservativer Ideen überall ebenbürtig an der Seite des Mannes sehen und die Geschichte jener Tage zahlreiche Züge weiblichen Heldentums verzeichnet, die näher zu betrachten im Hinblick auf die gegenwärtige Jahrhundertfeier von besonderem Interesse sein dürfte.

Die Tatsache, daß Frauen und Mädchen, sei es aus nationaler Begeisterung oder aus Abenteuerlust, in Männerkleidung Feldzüge mitmachten, ist wiederholt in die Erscheinung getreten, und wir begegnen ihr auch in einzelnen Fällen im Jahre 1809, obwohl sie hier von mehr nebensächlicher Bedeutung ist. So wissen wir von einer Anna Jäger aus Schwaz, daß ihr der am Schönberg kommandierende Schützenmajor Aschbacher das Zeugnis ausstellte, sie habe jederzeit mit unglaublicher Tapferkeit gekämpft, mehrere Feinde erlegt und sich immer nüchtern, gehorsam und tätig erwiesen.

Auch unter Speckbacher diente ein rüstiges, etwa dreißigjähriges Weib, dessen Name uns nicht erhalten ist, das mit einem Stutzen bewaffnet war und eine solche Kaltblütigkeit besaß, daß sie erst schoß, wenn sich der Feind auf 100 bis 150 Schritte in der Nähe befand.

Ähnliches ist von der Josephine Negrelli aus Primör bekannt, die sich bei der Verfolgung der aus Trient vertriebenen Franzosen auszeichnete, doch konnte solche weibliche Mithilfe auf den Ausgang von Gefechten nicht von entscheidendem Einfluß sein. Anders war es bei dem ersten am 10. April im Sterzinger Moose errungenen Siege der Bauern über die bayerische Kompanie des Majors Speicher. Dieser hatte gegen die vom Jaufen heranrückenden Schützen Andreas Hofers eine Kanone auffahren lassen, deren Kartätschenschüsse ihre Reihen furchtbar lichteten. Um sich vor ihnen zu schützen, postierten die Tiroler ihre besten Schützen hinter hochbeladenen Heuwagen, die als bewegliche Wälle langsam gegen den Feind vorrückten. Ihre Leitung übernahmen drei beherzte Mädchen, Elisabeth Gogl, Anna Zoder und Maria Hofer, mit so gutem Erfolge, daß nach kurzer Zeit alle feindlichen Kanoniere kampfunfähig

gemacht waren und die gesamte bayerische Mannschaft gefangen in die Hände der Tiroler fiel. Im August nahm auch eine Wildbrethändlerin, die Moidl von Telfs, wirksam an der Zerstörung einer Brücke teil und fing eigenhändig einen feindlichen Offizier, den sie aber gegen die Mißhandlungen der Bauern schützte.

Einerseits die Empörung über das kirchenschänderische Treiben bayerischer Beamten, die brutalen Angriffe, mit denen man sie von ihrem altgewohnten, frommen Glauben losreißen wollte, andererseits die Erbitterung über die verhaßte Konskription, die ihre Gatten, Söhne und Brüder als Kanonenfutter auf fremde Schlachtfelder führte, gab auch mehrfach zur Gründung förmlicher kampflustiger Amazonenkorps Veranlassung. Ein solches entstand unter anderm im Tauferer Tal, wo die Weiber vier Kompanien bildeten, Wachen ausstellten und soldatisch patroullierten. Als die 700 dort internierten Sachsen entwischten und bis zu den Krimmler Thauern flüchteten, setzten diese Mannweiber ihnen mit Heugabeln, Flinten und Morgensternen nach, holten sie auf dem Eisfelde ein und brachten sie unter Prügeln wieder in das Tal zurück. Auch in der Gegend von St. Johann bildete sich eine Weiberkompanie, die von einer Näterin als Hauptmännin befehligt wurde. Über ihre Tätigkeit ist nichts weiter bekannt, dagegen errang ein derartiges spontan zusammengestelltes Amazonenkorps am 24. November im Paznauntal einen wirklichen kriegerischen Erfolg. An dessen Eingang, bei Schloß Wiesberg, hatten die Bayern unter Raglovich an diesem Tage die Tyroler Schützen in das Innere des Tals zurückgeworfen. Da bot, um die erlittene Schlappe wieder auszuwetzen, ihr Führer, der Feldpater Stephan Krismer, alle streitbaren Weiber der Gegend auf und stellte seine eigene Schwester Juliana, eine bewährte Schützin, an ihre Spitze. Beim Dorfe See gelang es diesem weiblichen Gewalthaufen, den vordringenden Feind zum Stehen zu bringen, während ihm zugleich die Schützen in den Rücken fielen. Juliana Krismer selbst verwundete einen Offizier, und schließlich mußten die Bayern, denen man die gefangenen Soldaten gegen das Versprechen, das Tal nicht wieder zu betreten, auslieferte, unverrichteter Sache abziehen.

Traten die Frauen nicht während des Kampfes selbst in Aktion, so doch fast immer nachher, wenn es Gefangene zu transportieren galt. Hiezu fehlte es meistens an geeigneten Leuten. Die Bauern, die stets nur auf kurze Zeit zusammenzubringen waren, hatten einzig Freude am Schießen und Schlagen. Sobald ein Sieg errungen war, mochten sie sich um dessen Ausnützung und weitere Folgen nicht mehr kümmern. So mußten die mehrmals zu Tausenden gefangenen Bayern und Franzosen, für die man in Innsbruck keinen Platz hatte, unter weiblicher Bedeckung an die Landesgrenze abgeführt und entweder ausgeliefert oder den Österreichern übergeben werden. Von nur wenigen Schützen mit ihren gefürchteten Büchsen begleitet, bewachten Frauen und Mädchen, oft in Gefolgschaft von Kindern, Heugabeln neben erbeuteten französischen Adlern über den Schultern, und mit anderen abenteuerlichen Waffen versehen, die langen Züge während des Marsches und beim Rasten. Auch die Dienste des Trains, soweit die mit Rucksäcken ausgestatteten Bauernarmeen eines solchen bedurften, fielen fast ausschließlich dem weiblichen Teil der Bevölkerung zu. Sie trieben das Schlachtvieh heran, unterhielten die Wachtfeuer und trugen den Ihren Proviant und Wein auf die äußersten Vorposten und bis in die Feuerlinie zu. Manche dieser Heldinnen, denen auch während des Kampfes und nachher noch der ganze Sanitätsdienst, das Verbinden und Fortschaffen der Verwundeten oblag, büßten bei allzu verwegenem Eifer ihr Leben ein, so jenes Mädchen, das bei Hall von einer Kanonenkugel zerschmettert wurde, und die junge Inntalerin, die am Iselberge den durstenden Landsleuten ein Weinfaß zuschleppte. Denn als eine feindliche Kugel ein Loch hineingeschlagen, durch das das kostbare Naß entströmte, hielt sie es solange mit der Hand zu, bis sie selbst getroffen niederstürzte. Gewiß hatten die Tiroler Frauen ein Recht, für ihr opfermutiges Verhalten auch vom Manne zu verlangen, daß er sich unverzagt und selbstlos in der Gefahr einsetzte. Wer sich da etwas zuschulden kommen ließ, dem war Schande und Spott auch von Seite der Frauen gewiß. Kam es doch vor, daß fanatische Dirnen ihren Liebsten,

die verwundet aus dem Kampfe zurückkehrten, mißtrauisch die Verbände abrissen, um sich von der Wahrheit ihrer Angaben, von der Notwendigkeit eines Verlassens des Postens zu überzeugen. Besonders wertvoll erwies sich das weibliche Geschlecht im Jahre 1809 auch da, wo es galt, den Feind durch List zu täuschen. Mit Vorliebe ließ man die Frauen gefährliche Spionendienste verrichten, das Anzünden von Signalfeuern besorgen oder den Gegner durch das Unterhalten scheinbarer Wachtfeuer auf den Berghöhen über Zahl und Stellung der eigenen Streitkräfte täuschen. Und wie sie im Kampfe die Feuerstärke der Schützen vermehrten, indem sie das umständliche Laden der Stutzen besorgten, so nahmen sie ihnen auch die schwierigsten, ermüdenden und zeitraubenden Erdarbeiten ab. Die Anlage vernichtender Steinlawinen, die in den Engpässen auf den durchmarschierenden Feind losgelassen wurden, war ebensowohl das Werk von Weibern, wie der ausgedehnte Schanzenkranz, mit dem Hofer nach seinem Rückzug aus Innsbruck den Iselberg befestigen ließ. Das alles dürfte zur Genüge dartun, daß man es im Tiroler Freiheitskampfe nicht mit den entmenschten Hyänen der französischen Revolution, sondern mit wahren und echten, von heißester Vaterlandsliebe erfüllten Heldinnen zu tun hatte.

Franz Wichmann



Wie deutsche Männer erzogen werden

„Erziehung zur Mannhaftigkeit" fordert bekanntlich Ludwig Gurlitt in seiner so betitelten temperamentvollen Schrift. Haben die „Blätter für deutsche Erziehung" recht, so könnte es fast scheinen, als ob das heiß erstrebte Ziel auf der entgegengesetzten Seite liege. Denn das pädagogische Blatt schreibt:

Wir alle wissen, was es für den Schüler bedeutet, wenn er mit der Versetzung nach Untersekunda sein Anrecht auf die Anrede mit „Sie" erwirbt. Er verknüpft damit die Hoffnung, daß das auch sonst eine bessere Behandlung mit sich bringen werde. Selbstverständlich will er dann selbst auch seiner ganzen Haltung einen energischen Ruck ins Männliche, gesellschaftlich Korrekte geben. Dieser ganze innere Entwicklungsprozeß vom Knaben zum Jüngling, der durch die veränderte Anrede zur öffentlichen Anerkennung kommt, wird von manchen Lehrern absichtlich ignoriert. So eröffnete der Ordinarius einer Obertertia — ein Gymnasialprofessor — seinen Schülern, es falle ihm gar nicht ein, sie von jetzt ab „Sie" zu nennen, „denn ob ich", so begründete er das, „du Schafskopf oder Sie Schafskopf sage, das bleibt sich gleich." Möglich, daß das ein Ausdruck biedermännischer Gesinnung sein soll. Verletzend ist es aber auf jeden Fall und gegen das Recht. Unsere Lehrer, die wir als so empfindliche Autoritätshüter kennen, müßten das Rechtsbewußtsein ihrer Schüler gerade dadurch stärken, daß sie ihnen geben, was ihnen gebührt. Viel ist es an sich nicht. Aber es paßt dieser Vorgang ganz zu dem Bilde, das man sich vom Durchschnitts-Gymnasialprofessor macht: viel Selbstbewußtsein und wenig Achtung vor der Persönlichkeit und den gesellschaftlich berechtigten Ansprüchen des Schülers. Immer ist es darauf abgesehen, die Jugend zahm und unterwürfig zu erhalten. Denn wenn in diesem Falle einer der Schüler darauf bestände, daß ihm in der Anrede sein Recht werde, dann gäbe das natürlich eine große Verstimmung, und der „freche Bengel" käme bei allen Lehrern in Verruf. Und doch müßte man um der Zukunft der deutschen Jugend willen wünschen und hoffen, daß sich die Klasse Mann für Mann gegen eine solche absichtlich mißachtende Behandlung erklärte. Sie wird es aber wohl leider nicht tun. Auch die Eltern der Schüler werden ihren Söhnen nicht Beistand leisten, sie vielmehr von neuem und verschärft zum stummen Gehorsam verpflichten. So erzieht das Gymnasium Knechtsseelen.



Riesengebirgslandschaft  F. Müller-Münster

Zivillisten

Eine historische Betrachtung widmet ihnen die „Berl. Volksztg.“: Im alten Griechenland vertrat man die Lehre, daß dem Staate ein Recht auf alles Eigentum der Bürger zustehe. Den Kaisern und Königen gefiel dieser Satz ausnehmend, da sie sich als eins mit dem Staate erklärten. Der Staat bin ich, mithin gehört alles im Staate mir! So ist dem Volke allenthalben das Fell über die Ohren gezogen worden. Luther trat gegen die Lehre auf, und in England machte sich bald nachdrücklicher und erfolgreicher Widerspruch gegen sie geltend. In Frankreich aber herrschte lange die Ansicht vor, daß der König Herr über alles und Herr von allem sei. „Man bezahlt dem König alles, was er verlangt, und dann steht noch alles, was übrigbleibt, zu seiner Verfügung“, berichtet im Jahre 1546 der Gesandte der Republik Venedig aus Paris. Noch zweihundert Jahre später war dies der leitende Grundsatz am französischen Hofe. „Erhabener Gebieter,“ sprach der Herzog von Villeroi zu Ludwig XV., „blicken Sie auf dieses große Königreich! Alles das ist für Sie, alles das gehört Ihnen, Sie sind der Herr!“ Dem weiland Sultan Abdul Hamid haben diese Lehren so gut gefallen, daß er sie — seine Bankdepots bezeugen es! — noch in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts mit zähem Eifer in die Tat umgesetzt hat. Wie in Frankreich, so hat auch in der Türkei die Revolution auf das Walten solcher erhabenen Regententugenden geantwortet. Die natürliche Entwickelung der Dinge!

Die famosen Regierungstheorien der französischen Könige waren natürlich vorbildlich für die großen und kleinen Götter, unter deren Zepter die Völker Mitteleuropas — von Osteuropa zu schweigen! — seufzten und stöhnten. Die Habgier und die Verschwendungssucht deutscher Fürsten, die in der Verschacherung von Tausenden junger Männer als Kanonenfutter nach anderen Erdteilen ihren schamlosesten Gipfel erreichten, sind sattsam bekannt. Aber auch eine so löbliche Regentin wie die Kaiserin Maria Theresia war des unerschütterlichen Glaubens, daß sie, wenn auch nicht über das Privateigentum, so doch über alles öffentliche Eigentum nach Gefallen verfügen dürfe. Ihr Sohn, Joseph II., aber äußerte sich in dem Entwurfe zur allgemeinen Steuerregulierung dahin:

„Es wäre absurd, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande zu; Millionen von Menschen seien für ihn und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu dienen.“

Friedrich Wilhelm II., der Dicke, von Preußen ließ zwar das Haus- bzw. Kronfideikommiß, zu dem der Große Kurfürst die Grundlagen geschaffen hatte, unangetastet, im übrigen aber wirtschaftete er mit den Staatseinkünften und öffentlichen Mitteln derart, daß er in den elf Jahren seiner sauberen Regierung an dreihundert Millionen Mark für seine Hofhaltung, seine Liebschaften, seine Günstlinge usw. verpulverte. Friedrich Wilhelm IV. war auf dem besten Wege, die Mittel des Staates für Bauten aller Art zu vergeuden, als die Ereignisse des Jahres 1848 hier ein Halt geboten.

Mit der Einführung konstitutioneller Gebräuche ist der Willkür der Herrscher bei der Verwendung der öffentlichen Gelder ein Ziel gesetzt worden. Seitdem gibt es fast in allen Staaten eine „Zivilliste“, die allerdings oft eine „Zuvielliste“ darstellt.

Der Ausdruck Zivilliste stammt aus England und ist schon über zweihundert Jahre alt. Unter Jakob II. wurden zum ersten Male genaue Beträge zum Unterhalt des Hofes bestimmt. Aus diesen Geldern mußten aber noch verschiedene Beamte der Zivilverwaltung, die vom Staate kein Gehalt empfingen, besoldet werden. Daher sprach man von civil list (dem Ausgabenverzeichnis für die nichtstaatlichen Beamten) im Gegensatz zu der public oder political list (dem Ausgabenverzeichnis für die öffentlichen oder politischen Beamten). Später in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, wurde die „Zivilliste“ in England von den Lasten,

die ihr zu ihrem Namen verholfen hatten, befreit. Auch nahm man dem Herrscher die Sorge für die Mitglieder des königlichen Hauses ab, so daß in England, der Geburtsstätte des Ausdrucks „Zivilliste", der tatsächliche Anhalt für diese Bezeichnung vollständig weggefallen ist, „Zivilliste" ist in England der gesamte, aus verschiedenen Einzelposten bestehende Betrag, den der englische Staat seinem Könige oder seiner Königin zahlt.

In den einzelnen Ländern hat der Begriff „Zivilliste" verschiedenen Umfang. In dem einen gehört der Unterhalt für die Prinzen und Prinzessinnen dazu, in dem anderen nicht; in dem einen sind der „Zivilliste" verschiedene andere Zahlungsverpflichtungen auferlegt, in dem anderen nicht. Auch Abdul Hamid hatte sich, um mit konstitutionellen Gepflogenheiten zu liebäugeln, eine „Zivilliste" beigelegt, die er aber stets zur „Zuvielliste" zu gestalten wußte. So ist er in einem Menschenalter einer der reichsten Männer geworden, — bis ihm das Geschäft von dem ausgebeuteten Volke endlich gelegt worden ist.



Moderne Verlobungen

Sollte es wirklich nur altmodisch sein, was Paterfamilias darüber im „Alten Glauben" sagt? „Es ist ein tiefgehender Zug unserer Zeit, dem wir alle so oder so unsern Zoll bringen müssen, daß das junge Geschlecht das Recht der Selbständigkeit dem älteren gegenüber stärker empfindet, als wir jetzt Ergrauten es seinerzeit getan haben, ja daraus vielfach eine Pflicht, die Selbständigkeit geltend zu machen, konstruiert, die zu wunderlichen Konflikten führt. Zu wunderlichen und unnötigen; denn soweit es sich um wahrhaftige, nicht ganz beschränkte und vor allem der Gerechtigkeit sich befleißigende Menschen handelt, ist es zur größeren Hälfte ein Kämpfen gegen Windmühlen.

Wenn mich z. B. eins meiner Kinder um meine Erlaubnis zur Verlobung fragen wollte, würde ich diesen Ausdruck bei einer ihrem Wesen nach so ganz und gar persönlichen und in ihren Folgen für die Beteiligten selbst lebenslang so unausweichlich verantwortungsvollen Sache geradezu ablehnen. Die vorgängige Einwilligung würde ich, Mündigkeit vorausgesetzt, für ein selbstverständliches rechtliches Erfordernis nur halten, soweit Unterstützung mit Geldmitteln oder sonst besondere Leistungen in Anspruch genommen würden.

Aber damit wäre die Frage freilich nicht erschöpft. Es erwachsen doch auch den übrigen Familiengliedern, insbesondere den Eltern, aus der neuen Verbindung eine Fülle von persönlichen Verpflichtungen. Wenn in Vereinen mit Grund den alten Mitgliedern eine gewisse Mitwirkung bei der Aufnahme von neuen gesichert wird, so möchte wohl auch bei der Aufnahme eines bisher Fremden in den Familienkreis das Vermeiden des Anscheins einer Vergewaltigung dazu beitragen, jene weiteren persönlichen Verpflichtungen sich leicht und angenehm gestalten zu lassen.

Es wird ja gewiß bei normalen Verhältnissen die persönliche Wahl des Nächstbeteiligten schon allein dafür bürgen, daß kein störendes Element ungefragt eindringt; aber um so sicherer ist ja auch die freudige Zustimmung. Wer ein Recht des andern, ihm in den Weg zu treten, nicht anerkennen will, braucht deshalb doch nicht die Absicht dazu vorauszusetzen und kann selbst bei der äußersten Vorsicht die freundliche Form wahren. Jedenfalls entspricht eine zarte Rücksicht in dieser Beziehung durchaus dem, was auch sonst im freundlichen Verkehr üblich ist, und ihre Unterlassung ohne Not wird empfunden in einem Augenblick, wo das am wenigsten wünschenswert ist.

In den Kreis solcher nicht auf rechtlicher Abhängigkeit, sondern auf der bestehenden freundlichen Gemeinschaft beruhender Verbindlichkeiten würde ich aber vor allem auch das rechnen,

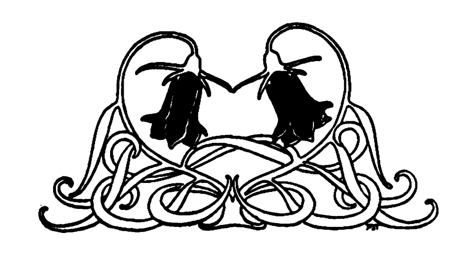
daß, wenn möglich, dem elterlichen Rat Raum bleiben sollte, nicht um der persönlichen Freiheit Abbruch zu tun, sondern um sie sittlich völliger zu machen.

Geschähe das nicht, so würde ich mich in solchem Falle fragen: Ist denn die Erfahrung meiner fünfzig und mehr Jahre so gar nichts wert, daß ich nicht wünschen dürfte, sie bei wichtigen Entscheidungen meinen Kindern zugute kommen zu lassen? Hab' ich denn meine Kinder all die Jahre als ein so selbstsüchtiger Tyrann behandelt, daß sie mir nicht zutrauen können, mich, wenn ihr Herz voll ist, in ihre Lage zu versetzen und auch bei unvollkommener Übereinstimmung ihr persönliches Recht anzuerkennen? Haben sie so gar nichts von verständnisvoller Liebe und Fürsorge gemerkt, daß sie das, was einem Herzensfreund gern zugestanden wird, mir nicht vergönnen, mit ihnen gemeinschaftlich wichtige Lebensfragen zu erwägen, ehe der entscheidende Schritt getan ist? Müssen denn Eltern, die es mit ihrer Erzieherpflicht vor Gott ernst genommen haben, um deswillen verzichten auf das köstliche Glück des freien Vertrauens ihrer Kinder, oder ist das jetzige Geschlecht so geartet, daß in seinem Ideenkreis der sittliche Wert des Vertrauens keinen Raum mehr hat?

Ein wehmütiger Trost würde mir sein, daß Luther einst ein Büchlein hat ausgehen lassen mit dem Titel: ‚Daß Eltern die Kinder zur Ehe nicht zwingen noch hindern, und die Kinder ohne der Eltern Willen sich nicht verloben sollen'.

Solche Fragen wären wohl etwas sehr wesentlich anderes als das plumpe Geltendmachen von Herrschaftsgelüsten erwachsenen Kindern gegenüber, wohl gar über das Mündigkeitsalter hinaus, das so oft verlacht wird. Gerade die leichtfertig verständnislose Unterstellung verständnislos selbstsüchtiger Anschauungs- und Handlungsweise ist oft die bitterste Kränkung.

Und so ist es oft nicht grundsätzliche Anmaßung und Ungerechtigkeit, sondern Gedankenlosigkeit, Enge des Gesichtsfeldes und Abhängigkeit von einer psychischen Mode, die jene wunderlichen Konflikte mit der Autorität herbeiführt, nicht nur bei der eben erörterten Gelegenheit, sondern auch in tausend anders gestalteten Fällen. Es spiegelt sich in ihnen allen der Zug unserer Zeit, Fragen der persönlichen Verpflichtung als M a c h t f r a g e n zu empfinden. Das trägt aber bei zu einer Verarmung der sittlichen Begriffe. Deshalb ist die Erscheinung in ihrer Allgemeinheit so ernst ..."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Dorfmoral

Ihr, die ihr uns nur oberflächlich kennt, ihr denkt: Auf dem Dorfe ist wenigstens noch gute Zucht, und die Tugend ist dort daheim. Und wenn ihr in den Werken eurer Geistesgewaltigen nachschlagt, da ist's das Dorf mit seiner Umgebung, das den Künstler anzieht, und ihr findet es billig. Könnte er alles darstellen! Ihr würdet staunend sehen müssen, wie unsre Reinheit schwände gleich Winterschnee im Frühlingsschein.

Nur müßt ihr uns nach allen Seiten betrachten, wollt ihr eine einigermaßen richtige Anschauung von uns Landbewohnern bekommen. Du hast vielleicht das Bild vom Abendmahl in einer Dorfkirche, und du freust dich über den herrlichen Inhalt. Weißt du auch, daß es meistenteils nicht so ist? So andächtig sind wir gar nicht, wie ihr uns haltet. Unsere Gedanken über Vieh, Acker, Geld gehen mit uns in die Kirche, und wenn du mir sagst, das sei auch in andern Ständen so, daß weltliche Gesinnungen nie den Menschen verlassen, so mag der Grad noch lange nicht der gleiche sein; denn die Wiesen und immer wieder das Geld haben die Herrschaft in unserm Innenleben. Von der Kirche sprach ich. Das müßtest du sehen, wie bußfertig wir sind. Hier gehen zwei Dorfbewohner zum Altar, die einander feind sind, und wie sie beide sich sehen, tritt der eine zurück; denn mit so einem geht er nicht zum Tisch des Herrn. Wir gehen auch viel in die Kirche, fast jeden Sonntag, und wie seid ihr uns gottlos, die ihr keine Kirche kennt oder sie selten besucht! In unsern Augen seid ihr dem Teufel gewiß. O daß bei uns die Äußerlichkeiten das Herz töten! Sei nicht traurig, wenn du sehen mußt, wie der Prediger immer weniger Zuhörer hat. Kaum in der Kirche, schlafen wir. Trotzdem — wie gesagt — verachten wir den, der die Kirche nicht betritt. Wir wissen's auch, daß der größte Meister einmal gesagt hat: Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht. Wenn er heute sein Haus beträte, er würde wohl schärfer gegen uns sein als nur sagen: Ihr habt meinen Tempel zum Schlafsaal gemacht! Und wieviel halten wir bei alledem auf unsere Frömmigkeit!

Unser Werktagsleben entspricht dieser Frömmigkeit. Vielleicht hast du einmal gehört, wie gar herzlich ein Dorfbewohner trösten kann, und du denkst: Ja, solche Vertraulichkeit und Innigkeit ist nur im Dorfe zu finden. Wüßtest du die Gedanken! Wir sind froh, daß unser Nächster ein Stück zurückgekommen ist. Allemal geben wir ein Auge drum, wenn dem andern zwei eingeschlagen werden. Das ist unser Gemeinsinn! Wohl hast du auch Bilder gesehen, eine Bauernfamilie darstellend. Ich sage nichts als: Schaue hinein in unser Familienleben. Betrachte den Großvater der Wirklichkeit, wie der Sohn studieren soll, wie die Ehen zustande kommen. Verzeihe mir, wenn ich darüber nicht reden will; aber beobachte! Nutzen — Geld!

Die Frage nach dem Guten, Wahren, Schönen beantwortet sich somit von selbst. Dafür interessiert ihr euch vielfach. Bei uns ist das lächerlich. Wir hätten das auch nicht nötig, wendest du mir ein. Wenn nur nicht unser Inneres so sehr hervorgekehrt würde! Wie wir doch fast dem Tiere gleich dahinleben und gerade das, das eben der Mensch allein hat, — die Kunst — wir verachten's. O wie sind wir arm! Einen Goethe, einen Schiller wirst du bei uns meistens vergeblich suchen, wo wir doch auch das Schöne ihrer Gedanken zu erfassen vermöchten. Und wie stellen wir uns über den, der sich mit solchen Dingen beschäftigt! Wir sind so eitel-erhaben, ich möchte — nein, wir sind so arm!

Es drängte mich, den Türmerlesern aus meinem Beobachtungs- und Erfahrungskreise einige Mitteilungen zu machen. Fritz Schädel



Kultursegen

Wer im schönen Wiesental an die Stätten — Hausen, Lörrach u. a. — kommt, wo J. P. Hebel weilte, der wird erstaunt sein, nur noch vereinzelte Anklänge an Hebels Dialekt zu hören. Das jetzt heranwachsende Geschlecht spricht nur noch wenig alemannische Wörter. Wohl ändert sich eine Sprache im Lauf der Zeit, aber wenn diese Änderung in einem Zeitraum von kaum hundert Jahren vor sich geht, so ist das doch auffallend.

Der Aufschwung der Industrie im Wiesental und der damit verbundene Verkehr haben viel hierzu beigetragen. Auch wird das Wiesental seit einer Reihe von Jahren von Touristen und Kurgästen heimgesucht. Die Hauptschuld an dem Rückgang der alemannischen Sprache tragen aber die Schulen, die den Dialekt mit Stumpf und Stiel auszurotten suchen. Ist das nötig? Kann man den Schulkindern ihren Dialekt nicht lassen und sie trotzdem hochdeutsch lesen und schreiben lehren? Konnte Hebel selbst neben seinem Dialekt nicht hochdeutsch schreiben? Wer in Basel bekannt ist, der weiß, daß der gebildete Basler neben seinem Dialekt in der Regel noch Hochdeutsch und Französisch sprechen kann, je nach Bedarf. In einer *musterhaften deutschen Schule* sollte das nicht möglich sein? Der alemannische Dialekt wird im Volksmund nach und nach verschwinden und dann vielleicht einmal von einem alemannischen Sprachverein wieder ausgegraben werden. Möge der bald kommen, wenn er noch nicht besteht! —

In andern Erziehungsanstalten — Kasernen! — sorgen die Erzieher bzw. Drillmeister — Unteroffiziere und Feldwebel — ebenfalls für die Ausrottung des heimatlichen Dialekts. So erzählt ein süddeutscher Unteroffizierschüler, daß er wegen seines Dialekts so lange nachexerzieren mußte, bis er berlinisch sprechen konnte. Denn das ist doch in der deutschen Armee die einzig richtige Sprache!? R. S.



Tolstoi

Im Septemberheft des „Türmer“ befindet sich ein Artikel aus der „St. Petersburger Zeitung“, der den Verkünder des sozialen Evangeliums in ein schlechtes Licht stellt. Denn ist es wahr, daß der Graf Tolstoi mit seinem Pfunde in materieller Hinsicht wuchert oder wuchern läßt, so muß er selbstverständlich vor der Welt als Heuchler erscheinen. Gleichwohl kann er Anspruch darauf erheben, nach seinem Wollen beurteilt zu werden. Und alle diejenigen, welche sich mit seiner Lehre eingehender beschäftigt haben, werden

ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er das Beste will. Aber sie werden auch nicht im Zweifel darüber sein, daß ihm die Kraft fehlt zur Tat, zur befreienden, erlösenden, selig-machenden Tat, nicht nur für die eigene Person, sondern auch für das Volk, für die Menschheit.

Die Tat, wie soll sie sein? So wie sie einer vollbracht hat, nämlich Jesus von Nazareth. Und weil seine Tat so lauter und rein war, hat er auch die Welt überwunden. Er hat eben durch sein Leben gezeigt, daß seine Sittenlehre im irdischen Leben erfüllbar ist, ohne dieses Leben in allen seinen Phasen zu zerstören, wie es der Buddhismus verlangt. Das Christentum ist das Evangelium der Liebe, jener großen, selbstlosen, beglückenden Liebe, die jeder üben soll in dem Bestreben, ihm gleich zu werden, der da gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

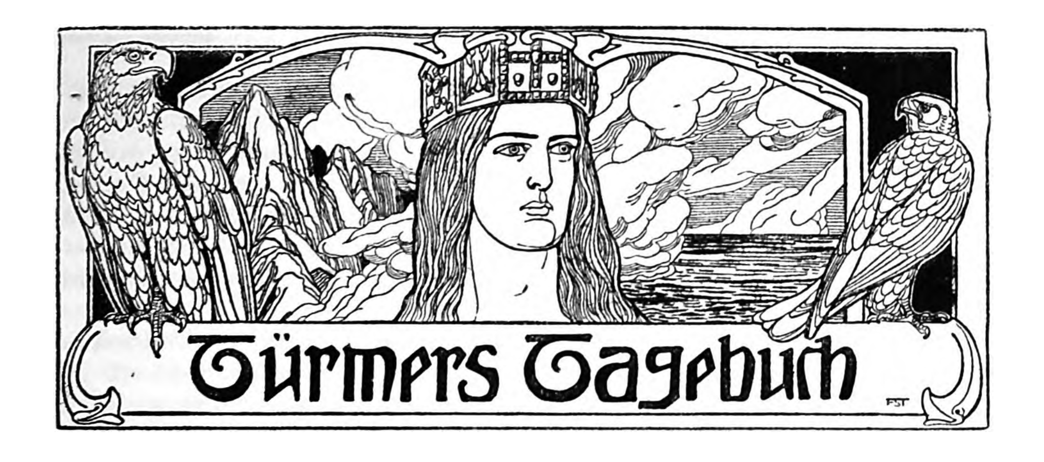
Graf Tolstoi geht aber in seiner Sittenlehre über das praktische Christentum noch hinaus und nähert sich dem Buddhismus, den Schopenhauer treffend charakterisiert durch die Theorie von der Verneinung des Willens zum Leben. Dadurch bewirkt er aber eine Überspannung seiner an und für sich edlen Motive und huldigt somit der Schopenhauerschen Weisheit, die in den Schlußsätzen des Werkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung" (Band I) enthalten ist:

„Wir aber, die wir ganz und gar auf dem Standpunkte der Philosophie stehen bleiben, müssen uns hier mit der negativen Erkenntnis begnügen, zufrieden, den letzten Grenzstein der positiven erreicht zu haben. Haben wir also das Wesen an sich der Welt als Wille, und in allen ihren Erscheinungen nur seine Objektität erkannt, und diese verfolgt vom erkenntnislosen Drange dunkler Naturkräfte bis zum bewußtvollsten Handeln des Menschen, so weichen wir keineswegs der Konsequenz aus, daß mit der freien Verneinung, dem Aufgeben des Willens, nun auch alle jene Erscheinungen aufgehoben sind, jenes beständige Drängen und Treiben ohne Ziel und ohne Rast, auf allen Stufen der Objektität, in welchem und durch welches die Welt besteht, aufgehoben die Mannigfaltigkeit stufenweise folgender Formen, aufgehoben mit dem Willen seine ganze Erscheinung, endlich auch die allgemeinen Formen dieser, Zeit und Raum, und auch die letzte Grundform derselben, Subjekt und Objekt. Kein Wille: keine Vorstellung, keine Welt."

In dieser Erkenntnis ist Tolstoi dem Asketentum verfallen, das um so lächerlicher wirkt, als das Milieu, in dem er lebt, in krassem Gegensatz dazu steht. Er glaubt frei zu sein und ist doch gebunden, seine Familie hält ihn fest, für sie muß er arbeiten und schaffen, und das um so mehr, als er ganz auf sie angewiesen ist. Wer ernährt ihn? wer beschützt ihn? wer pflegt ihn? Die Familie. Wollte er sich von ihr befreien und alle seine Habe den Armen geben, so wäre er dem Untergange geweiht. Um dieser Möglichkeit zu entgehen, hat er sich persönlich jedes Anrechts auf Besitz und Gewinn entäußert. Damit hat er sich aber ganz der Gnade seiner Familie empfohlen und sich selbst betrogen. Denn das soziale Evangelium, das er verkündet, kann nun nicht wirksam werden, Volk und Menschheit nicht beglücken, weil die treibende Kraft fehlt, die es lebendig macht. Alles, was es bewirken kann, ist eine Aufregung der Geister, ein Streit um seine Wahrheit, ein Drängen des Volkes auf Besserung seiner Lage, ein Hoffen und Sehnen nach Freiheit. Der hohe Wert, ein unvergängliches, erstrebenswertes Ideal zu sein, bleibt ihm jedoch versagt. Das soziale Evangelium kann das Evangelium der Liebe nicht ergänzen, und Tolstoi irrt, wenn er meint, durch ein leeres Asketentum dem Heiland der Welt gleich zu werden.

Hermann Borkenhagen





Deutschtum? — Zur preußischen Altertumskunde — Auch ein Markstein — Schnaps-Internationale und Fuselakademie — Anständige und unanständige Leute

In diesen Tagen durfte der Dreibund sein dreißigjähriges Jubiläum feiern. Und wer feierte lieber Jubiläen als Neudeutschland? Was diesem Jubilar nur irgend Gutes nachgesagt werden konnte, ist denn auch reichlich und — soweit nicht unser leidiger Superlativismus zu Entgleisungen ins Überschwengliche führte — mit Recht gesagt worden. Nur eine Kleinigkeit wurde dabei übersehen —: das Deutschtum. Sollte diese Unbeträchtlichkeit nicht aber doch wenigstens Erwähnung finden dürfen? So ganz nebenher?

Auf meinen Schreibtisch hat der Herbstwind ein Blatt vom Baume Deutsch-Österreichs geweht. Wohl keines der größten. Die „Freien Stimmen, Deutsche Kärntner Landeszeitung“, in Klagenfurt gehören kaum zu der „großen Presse“. Sie sind halt nur deutsch. Und da wir Türmerleute auch nur so bescheiden sind, hören wir gern auch diese Stimme. „Genützt und geschützt“, so spricht sie, „hat uns dieser schüttere Mantel (‚Schier dreißig Jahre bist du alt‘) wirklich nur nach außen, indem er uns Deutsche wenigstens vor der Schmach bewahrte, nicht wie in früheren Zeitabschnitten im Bunde mit kunterbunten anderen Völkern als bestes und verläßlichstes Kanonenfutter gegen unser eigenes Fleisch und Blut verbraucht zu werden. Nach innen hat uns aber dieser Allianzmantel geradezu geschadet, denn um ja dieser dynastisch-diplomatischen Freundschaft nicht zu nahe zu treten, mied das Deutsche Reich ängstlich jede auch nur leiseste Unterstützung des österreichischen Deutschtums; wir Deutsche blieben für das Deutsche Reich ‚Österreicher‘, nicht besser, als wenn wir Spanier oder Griechen wären. Ein wahrer Trost und eine wirkliche Freude kann diese Allianz für uns deutsche Österreicher erst und nur dann werden, wenn die äußere und die innere Politik sich decken und harmonisch und logisch ergänzen. Die Deutschfeinde in der Habsburger Monarchie sind zweifellos in der Mehrzahl, denn zu ihnen zählen alle Slawen, die Italiener und im Grunde des Herzens auch die Herren Madjaren, wenn sie auch

aus Verstandesgründen offiziös für das Bündnis mit dem Deutschen Reiche eintreten. Ja, auch unter den Deutschen, besonders im internationalen deutschen Hochadel, den streng katholisch Gesinnten und in der internationalen deutschen Sozialdemokratie gibt es noch genug Deutschenhasser. Aufgeschreckt durch die endlich erwachende deutschnationale Bewegung in Wien und Niederösterreich, verrät so ein Duliöh-Patriot in seiner Beklemmung seine innersten Gedanken in der Versicherung, daß — wenn aufgerufen — wir mit der ‚alten Schneid‘, wie 1866, wieder gegen die ‚Preißen‘ losgingen.

Alle Hochachtung vor den maßgebenden, über Frieden und Krieg entscheidenden Persönlichkeiten; sie allein sind aber bei dem allgemeinen Wahlrecht und der allgemeinen Wehrpflicht nicht mehr in dem Grade entscheidend und ausschlaggebend, wie sie es noch vor der Mitte des verflossenen Jahrhunderts und im Mittelalter waren. Wenn dazu noch von seiten der Regierung eine ausgesprochene Duldung und Unterstützung slawischen Größenwahns und slawischer Brutalität gegen alles Deutsche kommt, von den Deutschen aber nur und ausschließlich die Betätigung eines internationalen, idealen Österreichertums verlangt wird, so schwindet bei den denkenden Deutschen das Vertrauen, zumindestens in die Dauerhaftigkeit und Echtheit der Freundschaft zum Deutschen Reiche. Über Nacht kann diese Säule gestürzt sein, und das korrekte Deutsche Reich sieht zu seiner Rechten — im Osten und Südosten — statt der Bruderhand in Nibelungentreue, die Spitzen einer Million Bajonette gegen sich gedreht!

Ein nationales Deutsches Reich kann sich nicht auf sich selbst beschränken, seine Lebensinteressen sind mit den Deutschen der ganzen Welt verwachsen, ‚soweit die deutsche Zunge klingt‘, und sind weitaus am empfindlichsten berührt vom Sein und Nichtsein der 12—13 Millionen Deutscher in Österreich-Ungarn. Gehen diese einmal in einem slawisch-madjarischen Völkerbrei unter, dann wird das Deutsche Reich zu spät erkennen, daß es in seiner Korrektheit und Furcht vor jedem Eintreten für nationaldeutsche Interessen sich sein eigenes Grab geschaufelt hat."

Prinz Ludwig von Bayern hat es jüngst für nötig gehalten, die Deutschen Österreichs vor einem „Schielen" nach dem Deutschen Reiche zu warnen. Ich glaube, der so gut deutsch gesinnte Prinz hat hier einmal in die falsche Kerbe gehauen. Wozu, fragt Dr. Oskar Friedrich Lachner im „Tag", diese Warnung, nicht Hochverrat zu treiben? Ausgerechnet an die Deutschen? „Gibt es seit dem Jahre 1866 einen einzigen Fall hochverräterischer deutscher Umtriebe gegen den Staatsbestand? Die Tschechen trieben wiederholt, zuletzt in den kritischen Annexionstagen, hochverräterische Pläne bis zur letzten Ausführungshandlung; vor einigen Tagen wurde das Urteil im slowenischen Hochverratsprozesse verkündet; in Südtirol ist man einer umfassenden irredentistischen Verschwörung auf der Spur; die Polen träumen von der Wiederherstellung des Königreichs; die Madjaren arbeiten ungeniert auf die Losreißung Ungarns hin; die bosnischen Serben waren bereit, im Herbste 1908 die Waffen für Peter zu erheben. Da ist denn doch verflucht wenig Grund dazu, eine Mahnung, nicht Hochverrat zu üben, an die allzeit staatstreuen Deutschen ergehen zu lassen, um so mehr, als diese Mahnung durch die Person des Sprechers leicht zu einer

Verdächtigung der deutschen Loyalität gegenüber den Habsburgern werden konnte. Prinz Ludwig meinte, die Deutschen Österreichs dürften nicht über die Grenze schielen. Darauf gab bereits der verstorbene deutschböhmische Dichter Willomitzer die beste Antwort: ‚Wir schielen nicht, wir schauen, wir schauen unverwandt, wir schauen voll Vertrauen ins deutsche Vaterland.‘

Kein Vernünftiger verlangt in Österreich, daß sich das Deutsche Reich offiziell zum Schutzpatron der Deutsch-Österreicher aufwerfe. Aber das, was Italien für die italienischen Österreicher tut, das könnte Deutschland — in seinem eigenen Interesse — auch zum Nutzen der in ‚trostloser Lage‘ befindlichen Stammesgenossen der Donaumonarchie unternehmen: die österreichische Regierung in kritischen Zeiten aufmerksam machen, daß durch eine deutschfeindliche Haltung das nationale Empfinden der reichsdeutschen Öffentlichkeit empfindlich beleidigt werden könnte, was im Interesse der Bundesbeziehungen sicherlich nicht wünschenswert erscheinen dürfte.

Die Mahnworte des Bayernprinzen scheinen mir deshalb ganz an die falsche Nation gerichtet worden zu sein. Für Deutsch-Österreich sind sie wahrhaftig nicht am Platz.“

Die Gemahlin des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand ist eine Tschechin. Eine geborene Gräfin Chotek, dann Fürstin Hohenberg, ist sie kürzlich zur Herzogin erhoben worden. Das und was die Zukunft dieser Dame und ihrer Nachkommenschaft noch an Erhöhung bringen mag, läßt sich ja vom Standpunkte des fürstlichen Paares nicht beanstanden. Franz Ferdinand, meint daher mit Recht die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, müßte kein Mann sein, wenn er nicht seinen leiblichen Kindern aus der von ihm als rechtmäßig empfundenen Ehe auch die Erbfolge auf den Thron sichern wollte. Und doch könne man „in deutschen Kreisen nur mit ernsten Besorgnissen sehen, wenn eine Tschechin Kaiserin der Österreicher wird, wenn der österreichische Thronfolger in der nächsten Generation eine Tschechin zur Mutter hat, somit halb aus tschechischem Blute hervorgegangen ist. Denn nach den Erfahrungen, die wir in reicher Zahl gemacht haben, finden sich zwar deutsche Prinzessinnen immer mit Vergnügen bereit, ihre Nationalität und ihre Religion gänzlich aufzugeben, wenn sie auch in den allerentferntesten, fremdesten Weltgegenden heiraten. Dagegen bleiben ausländische Prinzessinnen vor allen Dingen Ausländerinnen, Vertreterinnen der Nation und der Interessen der Nation, aus der sie hervorgegangen sind. So war es mit der deutschen Kaiserin aus englischem Blut, und genau so ist es mit den Slawinnen, besonders heute in der Zeit des Nationalitätenkampfes. Nun würde dies Bedenken noch nicht so schwer wiegen, wenn den fremdnationalen weiblichen Sympathien im Habsburger Mannesstamm ein starkes deutsches Nationalempfinden gegenüberstehen würde. Davon ist leider aber keine Rede. Das österreichische Kaiserhaus fühlt sich überhaupt nur dynastisch, nur schwarz-gelb und gar nicht deutsch. Die deutschfeindlichen Sympathien der zukünftigen Kaiserin finden also bei dem Gatten gar kein Gegengewicht. Möglich, daß davon eine Renaissance des österreichischen Deutschtums ausgeht, das lang, viel zu lang auf den Lorbeeren

seiner großen deutschnationalen Vergangenheit geschlafen hat, und das sich vielleicht dann erst wieder erinnern wird, daß seine Ahnen in dieses weite Öster-Reich, in diese Ostmarken als kulturbringende Kolonisten aus dem altbayerischen Stammesgebiet auf der bayerischen Hochebene eingewandert sind, dieses Land deutscher Sitte, deutscher Kultur erst erobert haben. Diese alte deutsche Waffenfreudigkeit zeichnet die Deutsch-Österreicher noch heute aus, sie bilden den Kern der österreichischen Armee, möge die nationale Kampfesfreudigkeit, der feste Wille zum Sieg, der den Sieg halb schon verbürgt, auch auf diesem Gebiet wieder erwachsen."

Ja, möge sie! — trotz des offiziellen und offiziösen nationalen Stumpfsinns auf reichsdeutscher Seite, trotz der vorbildlichen „Deutschgesinnung", die ausgewanderte Reichsdeutsche so oft im Auslande betätigen. Sehen wir uns diese nationalen Masochisten einmal in dem Spiegel an, den das „Südafrikanische Gemeindeblatt" in Kapstadt ihnen vorhält:

„Es wird den Deutschen, die ihre Muttersprache nicht hochhalten, oft zur Beschämung vorgehalten, daß gebildete Engländer gerade die Deutschen schätzen, die in Sprache und Sitte Deutsche sind und bleiben wollen. Ich möchte zum Beweise dafür hier einige ‚Äußerungen von gebildeten Engländern über Englisch redende Deutsche' anführen. 1. In einer Schulvorstandssitzung kam die Rede auf das Deutschtum. Ein deutsches Mitglied des Vorstandes meinte, die Frage würde sich von selbst lösen; eine Gefahr liege nicht mehr darin, die deutsche Sprache würde hier bald der Vergangenheit angehören, da die meisten deutschen Häuser ja schon englisch seien. Unmittelbar darauf ergriff ein Engländer das Wort und erklärte: ‚Ich wünschte, daß die deutschen Kinder in diesem Lande ihr deutsches Gefühl beibehielten; ich würde nicht viel von ihnen halten, wenn sie es nicht täten.' 2. In einer Schule wohnte eine englische Lehrerin, um den Schulbetrieb kennen zu lernen, dem Unterrichte bei. Sie erzählte dem deutschen Pfarrer davon und fügte hinzu: ‚Ich hatte verstanden, daß es eine Deutsche sei, hörte sie aber mit den deutschen Kindern nur Englisch reden.' Darauf fragte ich sie, ob sie denn nicht auch eine Deutsche wäre, und erhielt zur Antwort: ‚Ja, aber wir sprechen immer Englisch.' Ich sagte ihr nun, sie müsse sich schämen, wenn das so wäre. ‚Bitte, sagen Sie, tun das noch mehr deutsche Familien?' 3. Es wird hier erzählt, daß einer der ersten englischen Parlamentarier, der auch das unbedingte Vertrauen der Deutschen genießt, neulich eine höhere Knabenschule in Begleitung des Hauptlehrers besuchte. Zufällig kam er auch in den deutschen Unterricht. Er sprach mit dem deutschen Lehrer einige freundliche Worte und erkundigte sich dann, was die deutschen Kinder denn zu Hause sprächen. Der Hauptlehrer rief einen deutschen Jungen auf und fragte: ‚Was sprecht ihr zu Hause?' Antwort: ‚Englisch!' Worauf der Parlamentarier die deutschen Jungen also anredete: ‚Das ist nicht recht von euch! In der Schule und im Verkehr mit anderen Knaben lernt und sprecht Englisch. Aber zu Hause müßt ihr Deutsch reden. Was soll man von einem Menschen denken, der einen deutschen Namen hat und kann am Ende gar nicht Deutsch reden!'"

Was ist das eigentlich für eine Rasse, die solche Affenschande treibt? Die bar jeglichen Gefühls für die Schmach ist, mit der sie sich und ihr Volkstum vor den Angehörigen fremder Nationen bedeckt?

Was immer auch an äußeren Erfolgen des „nationalen Gedankens“ verzeichnet, durch äußere Mittel „erreicht“ werden mag, — die innere, die werbende Kraft dieses „Gedankens“ — versagt. Nach zwölfjähriger Abwesenheit besucht der Geheime Admiralitätsrat P. Koch die Stadt Posen, die er zwar nicht seine Geburtsstadt, wohl aber von 1862 bis 1897 seine Vaterstadt nennen durfte. Und welche Eindrücke gewinnt der Heimkehrende? Der erste, so schildert er sie in der „Post“, ist ein vollkommen überraschender. An der Stelle des Berliner Tors und der Wälle erblickt man den imposanten Bau des Kaiserschlosses, daneben die Akademie, die Oberpostdirektion, die Ansiedlungskommission, und wo einst auf den Fluren von Jenitz der Roggen stand, hohe Häuser in langen Zeilen. „Der Eindruck verstärkt sich noch, wenn man die ältere Stadt betritt, aber nicht in angenehmem Sinne. Der immer schon stolze Bau des ‚Basar‘ ist zu einem riesigen Hotel ersten Ranges erweitert, am Eingang des Altmarktes erhebt sich ein polnisches Warenhaus in Wertheimformen, in dem nicht eine Silbe daran erinnert, daß wir uns auf deutschem Boden befinden. Die Kneipe am Wilhelmsplatz, die jahrzehntelang den Sammelplatz der höheren Beamten bildete, ist in polnischen Händen, eine andere, das Stammlokal der 6. Grenadiere, verschwunden und durch meist polnische Läden ersetzt, überall neue polnische Firmen, während die deutschen Kaufleute nicht mehr am Platze sind, kurzum, ein wirtschaftliches Vorwärtskommen ohnegleichen, aber all das auf unsere Kosten und dem Anschein nach selbst ohne nachhaltigen Widerstand von deutscher Seite. Der Eindruck verstärkte und vertiefte sich bei einem Ausflug aufs Land und in eine kleine Stadt weiter ostwärts. Der polnische Bauer kehrt — dem Anschein nach wenigstens — nicht mehr betrunken aus der Stadt zurück; sein Haus und Stall sind älter als die Bauten der Ansiedlungskommission, aber sie sind, was man früher nicht kannte, gut gehalten. Er hat Obstbäume und Blumen im Garten, Oldenburger Vieh auf der Weide und blanke Pferde im Stall. Wohl erkennt man, zumal in der kleinen Stadt, noch manche Züge des alten Schmutzes und der alten Verkommenheit, dafür aber machen sich eine verbissene Ablehnung und eine gesuchte Nichtachtung insbesondere gegenüber dem deutschen Gaste geltend. Nun noch mehr: die sämtlichen Arbeiter der Ziegeleien, der einzigen Industrie in Posens Umgebung, sind organisiert, aber nicht sozialdemokratisch oder gewerkschaftlich, sondern durch den Propst, der ihnen das Zusammenhalten, die Steigerung ihrer Ansprüche als nationale Pflicht bezeichnet. Ja, der Propst ist noch einen Schritt weiter gegangen, er verbietet den Schnaps als nationalen Verderber, und dieses Verbot wird sich als stärker erweisen als das schwatzhafte Resolutionieren auf dem Parteitag in Leipzig, und wenn der Propst auch diese Schlacht gewinnt, dann ist etwas Großes geschehen für das Polentum, ein Erfolg erreicht, der uns harte Nüsse zu knacken geben wird. Die Frage erhebt sich, für den alten Posener zumal: Wie ist das alles gekommen, wo will es hinaus, und was kann geschehen, die Flut einzudämmen? Die erste Frage ist leicht zu beantworten. Die deutsche Schule hat das polnische Analphabetentum beseitigt, die allgemeine soziale Hebung hat auch das polnische Proletariat mit fortgerissen und den vordem nicht vorhandenen Mittelstand geschaffen, und jener unübertreffliche schwarze

Generalstab der jungen ehrgeizigen Pröpste hat das Werk der Hebung und des nationalen Anspornes gekrönt. Das aber ist nicht die Hauptsache. Alle jene polnischen Rechtsanwälte, Bankdirektoren und Ärzte, die jetzt in der vordersten Reihe der Agitation stehen, sie sind auf deutschen Schulen und Universitäten ausgebildet, hier und beim preußischen Amtsgericht haben sie in deutscher Weise arbeiten gelernt und die slawische Leichtfertigkeit überwunden, und so trifft recht eigentlich zu, daß die Soldaten und Truppenführer im Kampf gegen das Deutschtum von deutschen Lehrmeistern eigens für diesen Zweck angelernt und vorbereitet sind. Und endlich das Wichtigste. Das Polentum war durch polnische Wirtschaft verarmt, die Gutsbesitzer waren in Händen des jüdischen Wucherers, und in der Stadt waren die Polen kaum als Handwerker und kleine Krämer vertreten. Da kam die Ansiedlung und kaufte mit blankem deutschen Geld all dieses Betteltum aus, und so gaben wir auch noch die Kriegskosten her, mit denen die polnischen Heerscharen ausgerüstet, die Kassen gefüllt und der Kampf mit aller Aussicht auf Erfolg nachhaltig geführt werden konnte.

Wo will das hinaus? Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das letzte Ziel die nationale Selbständigkeit ist, und doch ist das eine Utopie, über die sich die einsichtigen Polen keiner Täuschung hingeben. Ein unglücklicher Krieg, der Deutschland niederwürfe, würde doch nicht zugleich Rußland zerstören. An einem polnischen Pufferstaat auf deutschem Boden hätten weder England noch Rußland ein Interesse. Dieser Pufferstaat aber, der sich zu Wasser und zu Lande wehrhaft machen müßte, wäre niemals leistungsfähig genug, er würde auch innerlich nicht solide fundiert sein, denn ohne scharfen Druck, das beweisen jetzt schon Korfanty und Genossen, halten die Polen trotz alledem nicht zusammen, und ohne deutsches Geld und deutschen Wettbewerb würde auch die gegenwärtige Blüte wieder hinschwinden und der fidele Grundsatz: ‚Magere Pferde, aber fette Weine‘ wieder Platz greifen. So bleibt der wirtschaftliche Kampf, verbunden mit zielbewußter Zurückdrängung des deutschen Elements, ein Polenreich in Deutschland, übrig, das jede Gelegenheit, das Deutschtum auch in den deutschen Gauen zu schädigen, als erstrebenswertes Ziel betrachtet. Und daraus ergibt sich die Antwort auf die dritte Frage. Gegenüber dem dauernden Erfolg der Ansiedlung nimmt der alte Posener, der Rataj, Starolenka und Wilda noch als fast deutsche Dörfer kannte, das Recht einer gewissen Skepsis für sich in Anspruch. In meiner Referendarzeit — 1878 bis 1882 — war die Sache so, daß beim Grundbuchamt die Großväter nur Deutsch sprachen; die Väter waren mit der deutschen Sprache einverstanden, während die jungen, mir gleichalterigen Leute einen Dolmetscher verlangten, weil sie Polen seien. Man lese nach Max Bär: ‚Die Bamberger bei Posen‘, um zu sehen, wie diese Schwaben durch den Propst auf der einen Seite und die Fehler der Behörde auf der anderen geradezu planmäßig in das Polentum hineingedrängt worden sind. Alle jene ‚Hauländer‘, deren Hufen jetzt ‚Holendry‘ heißen, sind ein beredtes Zeichen dafür, daß das Deutschtum, vor allem die Katholiken, nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen in polnischer Umgebung standhalten wird. Aber gerade das Jubiläum

unseres alten Gymnasiums zeigt einen, und vielleicht den wichtigsten, Fehler in der Politik gegen das Polentum. Alle meine Schulkameraden, die jetzt polnische Anwälte usw. sind, sind in Posen zur Stelle, von uns Deutschen, die wir als Regierungsräte, Oberregierungsräte oder Geheimräte in leitende Stellungen übergegangen sind, nicht einer. Ich selbst habe, das bekenne ich offen, nach dem Assessorexamen alle Hebel in Bewegung gesetzt, um eine Stellung zu erreichen, die eine Rückkehr in die damals schon unbehaglichen Verhältnisse der Heimat ein für allemal ausschloß.

Hier sollte man einen Riegel vorschieben. Ich weiß nicht im einzelnen, wie die Ostmarkenzulage gedacht ist, aber man sollte geradezu schon mit den Abiturienten unter Gewährung von Stipendien und sonstigen Zusicherungen kapitulieren, daß sie nach Posen zurückkehren und hier die von Kindesbeinen an erworbene Kenntnis der Menschen und Verhältnisse zum Segen deutscher Art ausnutzen. Man stelle ihnen auch künftige Karriere durch Beispiele in Aussicht, aber nicht, wie es kürzlich geschehen, dadurch, daß man einen um die Bekämpfung des Schulstreiks hochverdienten alten Posener dort abberuft und in das Reichsgericht versetzt. Das Reichsamt oder Ministerium des Innern war für diesen mir wohlbekannten Streiter der richtige Platz, nicht das Reichsgericht, wo graue Theorie das alleinige Feld der Betätigung bildet. Ich maße mir nicht an, ein neues Rezept für die Polenpolitik zu verordnen, das ist eine schwere Kunst und, wie mir scheint, die Behandlung von Fall zu Fall unter höchst persönlicher Vertiefung und Anteilnahme das einzig Richtige. Aber eine Politik der Nadelstiche sollte man unterlassen, und solche sehe ich, und das wird mir von treu deutsch denkenden Männern auch außerhalb Preußens bestätigt, in der Sprachenfrage. Es hat uns vor vierzig Jahren nicht gestört, wenn hinter ‚Bäckerstraße' ‚Ulica piekarnia' stand, und wenn auf den Billetts der Posener Straßenbahn mit ihren unglaublichen Umsteigevorschriften die Anweisung auch polnisch stände, so würde ich das nur für nützlich halten. Jedenfalls sollte man nicht aus politischen Erwägungen den Verkehr erschweren. Das könnte, wenn man jetzt ein Zugeständnis machte, als Schwäche gedeutet werden, in der Folge wird es, wenn nicht versöhnend wirken, doch so jedenfalls ein Moment berechtigter Verbitterung ausschalten. Das Deutschtum steht in Posen auf dem Schauplatz eines grimmigen Kampfes, der endliche Sieg ist ihm keinesfalls sicher, deshalb gilt es, die Waffen scharf und die Augen offen zu halten. Als Mahnruf in diesem Sinne möchten die vorstehenden Eindrücke eines jetzt grau Gewordenen, der Posen und die Polen seit 47 Jahren kennt, betrachtet werden."

* * *

Nationalgefühl ist am Ende doch — sagen wir: ein männliches Gefühl, der Boden, in dem es nur wurzeln, aus dem es nur sprießen kann, eine aufrechte, tapfere Gesinnung. Im Grunde ein Selbstbewußtsein: das allzeit rege Bewußtsein eines zu behauptenden und durchzusetzenden Wertes. Solch Bewußtsein kann aber in einer von Unfreiheit und Unmündigkeit geschwängerten Atmosphäre nur kümmerlich gedeihen; ihm fehlt die freie, frische Lebensluft, Wind und Sonne, in denen es sich strecken und recken kann. In solcher Atmosphäre wird es immer mehr

oder minder ein Kunstprodukt bleiben, ein angelerntes und angezüchtetes Äußerliches, kein in Freiheit Geborenes und Gewachsenes. Und wahrlich, zu allem anderen erzieht ja das großpreußische, aber kleindeutsche Erziehungs- und Regierungssystem, als zur Freiheit und Selbstverantwortlichkeit.

Ein typischer, ein Schulfall dafür ist der nun zum würdigen Abschluß gelangte Fall Schücking. Von seinen Anfängen bis zu der nun endgültigen und verschärften Verurteilung des renitenten „Untertanen" gleicht er dem Bilde jenes Pferdes, an dem man sämtliche Krankheiten, von denen Pferde nur immer befallen werden, gründlich und gewissenhaft studieren kann. „So weit", schreibt das „Berl. Tagebl.", „ist die Kultur doch auch in Preußen vorgedrungen, daß man widerspenstige Beamte nicht mehr auf die Festung schicken kann. Sie können höchstens aus der ‚Schar der Reinen' feierlich ausgestoßen werden. Wer sich aber zur staatsbürgerlichen Auffassung durchgerungen hat, der sagt zu dem rigorosen Urteil des Verwaltungsgerichts achselzuckend: ‚Na, wenn schon!' Der Bezirksausschuß hatte bekanntlich Herrn Dr. Schücking nur zu 500 *M* Geldstrafe verurteilt. Das Urteil des Oberverwaltungsgerichts mit seiner Aberkennung des Bürgermeistertitels ist im Sinne des bureaukratischen Klassenstaates außerordentlich viel härter. Man möchte Herrn Schücking durch die Aberkennung des Titels mit einem Makel behaften. Aber es könnte unabhängige Staatsbürger geben, die unter den beim Schückingprozeß obwaltenden Umständen den Titel eines ‚Bürgermeisters a. D.' mit 500 *M* zu hoch bezahlt erachten.

Das liegt nicht an der Institution des Bürgermeisters selbst, die gerade vom Standpunkt des freien Bürgertums ganz anders gewertet zu werden verdient als die Titel der Landräte, Regierungsräte, Geheimen Oberregierungsräte und anderer Bureaukraten, wohl aber an der Karikatur, die der Bureaukratenstaat aus diesem höchsten Ehrenamt der bürgerlichen Selbstverwaltung gemacht hat. Der Bürgermeister im wahren Begriff dieses schönen Amtes soll der Anwalt und Führer der Bürger sein, die ihm ihr Vertrauen geschenkt haben; er soll, unabhängig nach oben und unten, ohne Menschenfurcht, die Rechte der ihm anvertrauten Stadt vertreten im engsten Zusammenhang mit den übrigen Vertretern der Selbstverwaltung. So dachte sich Freiherr vom Stein die Stellung eines preußischen Bürgermeisters. Aber was ist daraus unter dem bureaukratischen Regime geworden! Nicht viel mehr als der stolze Name ist übriggeblieben. Aus dem freien Vertreter des freien Bürgertums wurde mehr und mehr ein Sklave des bureaukratischen Absolutismus.

Das war es ja, was der Minister des Inneren, seine Landräte und Regierungspräsidenten dem tapferen Bürgermeister von Husum nicht verzeihen konnten, daß er den Finger auf die schlimmste Wunde des preußischen Staates gelegt und auf die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens an drastischen Beispielen hingewiesen hatte. Wenn es hier und da noch gutgläubige Personen gegeben haben sollte, die vielleicht der Meinung waren, daß es mit der Beschränkung und Beeinträchtigung der Selbstverwaltung in Preußen gar nicht so schlimm bestellt sei, daß Herr Schücking übertrieben habe, als er die klägliche Ohnmacht der städtischen Beamten, die unerträgliche Kontrolle der Bürgermeister durch

die Landräte und andere Regierungsvertreter, das Überwuchern des Korpswesens, die mißbräuchliche Anwendung des Wahlrechts, die rigorose Behandlung der Ausländer und ähnliche Auswüchse der bureaukratischen Allmacht schilderte, dann würden sie gerade aus dem Verlauf des Schückingprozesses den Eindruck gewinnen, daß Herr Schücking in seiner Verurteilung bureaukratischer Übergriffe — unbeschadet einiger schroffer Wendungen — eher noch zu milde gewesen ist. Und wir müssen der Wahrheit die Ehre geben und zugestehen, daß der öffentliche Ankläger, Herr v. Falkenhayn, das Beste dazu getan hat, dem Volke die Augen zu öffnen. Nur weiter so, Herr v. Falkenhayn! Dann wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo man auch in Preußen einmal mit der allzu übermütig gewordenen Bureaukratie gründlich abrechnet ..."

Und ausgerechnet der selbe Herr v. Falkenhayn war es, der den Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen als „Instruktor" in die innere Verwaltung Preußens „eingeführt" hat! „Armer Kronprinz!" seufzt das „B. T." „In welcher Verzerrung muß ihm nicht die Beziehung zwischen Krone und Volk erscheinen, wie schief muß er die politischen Zustände ansehen, wenn er sie mit dem Monokel des Herrn v. Falkenhayn betrachtet! Selbst wenn er die Wahrheit hören wollte, so könnte er sie nicht verstehen, weil er die Sprache des Volkswillens nicht versteht.

Herr v. Falkenhayn hat von der Staatsanwaltschaft als der ‚objektivsten Behörde der Welt' gesprochen und er hat behauptet, daß der Angeklagte Schücking sie beleidigt habe. Nun ist Herr v. Falkenhayn freilich kein Staatsanwalt im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber er ist doch im Schückingprozesse der öffentliche Ankläger. Er vertritt bei der Verhandlung den Staatsgedanken. Aber kann es etwas Parteiischeres geben als die Haltung des Geheimen Oberregierungsrates v. Falkenhayn? Man suchte bei ihm umsonst nach einer Spur von Objektivität, wenn man unter ‚Objektivität' das erfolgreiche Bestreben versteht, divergierenden Auffassungen gerecht zu werden, in diesem Falle also Licht und Schatten im Streit zwischen bureaukratischer und demokratischer Auffassung gleichmäßig zu verteilen ...

Ihm erscheint schon eine sachliche Kritik des preußischen Dreiklassenwahlrechts als ‚Verunglimpfung'. Was hätte wohl Herr v. Falkenhayn mit dem preußischen Ministerpräsidenten Bismarck angefangen, der das Dreiklassenwahlrecht schon vor vierzig Jahren als ‚das elendeste aller Wahlsysteme' bezeichnete? Herr v. Falkenhayn sah es auch schon als beleidigend für die preußischen Landräte an, daß Schücking von ihnen ironisch als von einer Behörde gesprochen hatte, ‚die Preußen kein anderer Staat nachmacht'. Weiß er gar nicht, daß nach der Auffassung des Liberalismus die landrätliche Omnipotenz als der eigentliche Krebsschaden der preußischen Verwaltung angesehen wird? So könnte man Satz für Satz in der Anklagerede des Herrn v. Falkenhayn vornehmen, um ihm den Nachweis zu erbringen, daß er, mit bureaukratischen Scheuklappen behaftet, gar nicht imstande ist, die Stimmung im Volke auch nur objektiv zu verstehen, viel weniger objektiv zu würdigen.

Es genügt aber, darauf hinzuweisen, daß Herr v. Falkenhayn die Sorge um die Selbstverwaltung, die Herr Schücking mit zahllosen und gewiß nicht

den schlechtesten Staatsbürgern teilt, als eine ‚krankhafte Auffassung‘ abtun zu können glaubt. Das preußische Volk hat sich die Selbstverwaltung in den Tagen nach Jena erkämpft, als der preußische Staat und die preußische Bureaukratie bankerott waren. Die Selbstverwaltung hat den Staat wieder auf die Beine gebracht und ihn herausgehauen. Das weiß in Preußen jedes Kind; nur Herr v. Falkenhayn scheint es nicht zu wissen. Die Bureaukratie führt seit Jahrzehnten einen erbitterten, und wie man zugeben muß, allzu erfolgreichen Kampf gegen die Selbstverwaltung; aber Herrn v. Falkenhayn erscheint es als ‚krankhafte Auffassung‘, wenn ein Vertreter der Selbstverwaltung sich gegen die Beeinträchtigung der Selbstverwaltung wendet.

Was Herr v. Falkenhayn vorgebracht hat, um Herrn Schücking in den tiefsten Pfuhl der bureaukratischen Hölle zu schleudern, das versteht das Volk einfach nicht. Im Gegenteil: die allgemeine Überzeugung geht dahin, daß Schücking völlig im Recht ist. Das Dreiklassenwahlrecht ist wirklich elend, die Selbstverwaltung ist wirklich beeinträchtigt, ja noch mehr, sie wird geknebelt und mit Füßen getreten. Wenn es Herr v. Falkenhayn anders empfindet, dann verstehen wir ihn eben nicht. Er redet eine fremde Sprache, die Sprache der absolutistischen Bureaukratie ...“

Aber Schücking hat die „rücksichtsvolle Achtung“ gegen den Tschin verletzt und sich außerdem an der „Treue gegen den Landesherrn“, wenn auch in minder schwerer Weise, versündigt. Rücksichtsvolle Achtung? bemerkt dazu sein Verteidiger Wolfgang Heine im „Vorwärts“: „Sehr gut; jedoch allen Staatsbürgern gegenüber, zu deren Dienste er da ist. Sicherlich wird das niemand bestreiten wollen, auch kein Minister und Disziplinargerichtshof. Aber welch lächerlichen Kontrast zu dieser anerkannten Wahrheit bildet die bureaukratische Rücksichtslosigkeit in der Praxis. Wird nun gar von den Beamten noch eine besondere Rücksicht gegen die Inhaber der öffentlichen Ämter verlangt, eine Rücksicht, die über die allgemeinen sittlichen Pflichten hinausgeht, so beweist diese Überspannung, daß der Bureaukratie unvermerkt die eigenen Standesinteressen sich über die allgemeinen Staatsinteressen stellen. Nicht anders steht es mit der angeblichen Pflicht zur ‚Treue gegen den Landesherrn‘. Auch von dem Standpunkte aus, den die monarchische Form des Staatswesens nicht nur als die gegebene hinnimmt, sondern für die beste hält, vermag keiner zu sagen, worin diese Treue bestehen soll. Sie hatte ihren Sinn in der Feudalzeit, die den eigentlichen Staatsbegriff nicht kannte, und in der das persönliche Verhältnis zum Fürsten, private Verträge der Stände mit ihm und untereinander an Stelle des Gesetzes standen. Der Treupflichtige entäußerte sich des eigenen Urteils auch auf sittlichem Gebiet und folgte dem Herrn, und wenn es zu Mord und Meineid war; auf diesen fiel die Verantwortung. Ist heute dergleichen noch denkbar? — Im Rechtsstaat steht die Staatsbürgerpflicht und die sittliche Selbstverantwortung über allen persönlichen Empfindungen; das gilt besonders auch für den Beamten. Für eine besondere Pflicht der Treue, die mit diesen Pflichten möglicherweise in Widerspruch geraten könnte, ist kein Raum mehr. In der Tat ist die Vorschiebung einer besonderen ‚Pflicht der Treue‘ ein Appell an die Sentimentalität, die wirklich staatspolitisches Denken vernebelt und verwischt.

Und die Autorität? — Gewiß kann kein Gemeindewesen ohne Autorität bestehen, aber diese ist die Autorität des besseren Könnens, des sittlicheren Denkens und Handelns. Eine Autorität ohne diese Legitimation untergräbt das Gemeinwesen. Ein bureaukratischer Apparat, der unter allen Umständen Autorität für sich in Anspruch nimmt und gerade denen die Kritik verbietet, die durch ihre Tätigkeit Gelegenheit gehabt haben, eine besondere Sachkunde zu erwerben, macht sich selbst aus dem Mittel zum Zweck und wird zum Hemmschuh des öffentlichen Wohls.

Anlaß und Hauptinhalt der Schückingschen Publikation bildete die in Preußen deutlich hervortretende Tendenz, die Macht der Bureaukratenkaste, namentlich ihres junkerlichen Teils, auf Kosten der Selbstverwaltung zu steigern, in alles hineinzureden, möglichst weite Kreise des Volkes in eine Art Dienstverhältnis Vorgesetzten gegenüber zu bringen, womöglich in militärischer Weise in Disziplin zu halten. Was Schücking darüber mitteilt, zeugt von gründlichster Beobachtung.

Nun sind ja vielfach die Selbstverwaltungsorgane so wenig musterhaft, wie man leugnen wird, daß in vielen Fällen und auf den verschiedensten Gebieten Staatsbeamte sehr Tüchtiges leisten. Darauf aber kommt es nicht an. Ein solches System der Bevormundung muß die Kräfte töten, statt sie zu wecken, und muß zu allgemeiner Stagnation führen. Denn die komplizierte moderne Gesellschaft braucht eine unendliche Menge von Kräften. Darum, so mangelhaft die Leistungen dezentralisierter Verwaltung hier und da noch sein mögen, das Prinzip ist unentbehrlicher denn je und bedarf der Ausgestaltung, nicht der Rückbildung.

Wer übrigens die preußische Staatsverwaltung kennt, der wird zu dem Urteil kommen, daß selbst mangelhafte Selbstverwaltungen sich neben ihr immer noch sehen lassen können. Von außen gesehen, nimmt sich der Organismus vielleicht noch besser aus, als er innerlich ist. Er prunkt sogar mit Leistungen, aber es sind zum größten Teil fremde Federn, womit er sich schmückt. In Preußen wird viel Hervorragendes geleistet, aber das schaffen die Männer der Wissenschaft, der Industrie, der Technik, und sie schaffen es zum großen Teil in einem hartnäckigen Kampfe gegen das Unverständnis und die Abneigung der eigentlichen Bureaukratie; sind sie dann aber wenigstens teilweise mit ihren Ideen durchgedrungen, dann kommen die Herolde der Bureaukratie und nehmen den Ruhm für das offizielle Preußen in Anspruch.

Wie innerlich faul der ganze Stamm ist, zeigen der Kultus von Äußerlichkeiten, der Kastenhochmut, die geistige Verödung, der bornierte Widerstand gegen alles, was gesellschaftlicher Fortschritt scheint.

Daß das Spiegelbild, das Schücking diesen Kreisen gezeigt hatte, nicht gerade ihr Wohlwollen erregte, kann man ihnen nicht besonders verübeln. Viel bemerkenswerter ist, daß das Bürgertum, insonderheit das liberale, das seiner geschichtlichen Vergangenheit nach der Träger der Ideen des Rechtsstaates und der Selbstverwaltung sein sollte, sich des Verfolgten im allgemeinen nur lau angenommen hat und sachlich mit seinen Anregungen nichts Rechtes anzufangen gewußt hat. ... Die eigentliche Blockpresse, so sehr sie anfangs das Buch gelobt hatte, wurde auf-



fallend einsilbig, als das Disziplinarverfahren begann und sich herausstellte, daß der Verfasser ein Mann Barthscher Richtung war. Er hatte ihnen ja auch mit der Voraussage, unter dem neuen Vereinsgesetz würden die alten ‚Vexationen' in anderer Form weitergehen, einen bitteren Tropfen in den überschäumenden Freudenkelch gegossen; wie sehr er recht hatte, zeigt jetzt jeder Tag."

Man sollte meinen, auch konservative Organe hätten schon aus Gründen politischer Vernunft gegen dies ganze an den Haaren herbeigezogene Verfahren Stellung nehmen müssen. Es standen ja keineswegs irgendwelche konservative oder sonstige parteipolitische Grundsätze in Frage. Anfangs konnte man denn auch in diesen Kreisen ein gewisses Unbehagen nicht verhehlen. Aber dann kam man mehr und mehr „auf den Geschmack", und am Ende war es einzig und allein nur noch der konservative „Reichsbote", der sich bei der Sache Vernunft und kaltes Blut bewahrt hatte. „Der Richterspruch des Oberverwaltungsgerichtshofes", so schrieb er, „wird auch in den Kreisen, die die Autorität der Regierung sonst stets zu stärken und zu fördern bereit sind, keinem fröhlichen Einverständnis begegnen. Der Kern der Sache bleibt doch der: Schücking hat an verschiedenen behördlichen Organen Kritik geübt, in der er als Beamter in der Form sich stark vergriffen [? D. T.] hatte, die aber durchaus nicht jeder inneren Berechtigung entbehrte. Die Wahrheit seiner verschiedenen Bemängelungen ist vom Oberverwaltungsgericht nicht in Zweifel gezogen worden, deshalb hat man nicht gut daran getan, den bei uns leider meist üblichen Weg einzuschlagen und aus den herben Wahrheiten Beleidigungen der Behörden zu konstruieren, anstatt den Grund zu solcher Kritik freimütig zu beseitigen, ernsthaft den Mängeln nachzugehen und ihnen künftig vorzubeugen. Es muß peinlich berühren, wenn der höchste preußische Verwaltungsgerichtshof einen Mann, der seine Beamteneigenschaft freiwillig abgelegt hat, noch vor das Forum disziplinarer Beamtenrechtsprechung zieht, wo dieser gar nichts mehr zu suchen hat. Durch die Amtsniederlegung Schückings hatte das Verfahren sein natürliches und selbstverständliches Ende gefunden. Warum also mit aller Gewalt abermals einen ‚Märtyrer' machen und eine an sich nur unziemliche [? D. T.] Tat durchaus zu einer schimpflichen stempeln? Der Mann hatte objektiv bittere Wahrheiten in verletzender Form gesagt; das mag von einem Beamten ungehörig sein, deshalb mußte ihm das, solange er im Amt war, zum Bewußtsein gebracht werden. Disziplin ist nötig. Aber unehrenhaft war es gewiß nicht, was er getan hat, es kann sich also nicht mit dem allgemeinen Rechtsgefühl decken, daß man ihn der Ehre seines Titels für verlustig erklärt hat. Männer, die man um ihrer Wahrheitsliebe willen verfolgt, die werden immer Sympathien finden, und man gibt ihren Angriffen und Vorwürfen erst dadurch Bedeutung, daß man sie verkehrt behandelt. Einem Manne, der seinen Rock bereits ausgezogen hat, kann man diesen nicht noch einmal ausziehen; er hat eben keinen mehr an. Einem Beamten, der sein Amt niedergelegt hat und aus jeglicher Beamtenlaufbahn ausgetreten ist, formell nochmals den Titel aberkennen, das ist ein Spiel mit leeren Worten, für das uns das Oberverwaltungsgericht tatsächlich zu schade ist. Warum will denn auch die Regierung der Demokratie durchaus noch Waffen schmieden helfen? ...

Man tut der Autorität trotz äußerer scheinbarer Siege mit unzeitiger Empfindlichkeit wirklich keinen Dienst. Unsere nervöse moderne Zeit ist leider der kräftigen Sprache Luthers allzusehr entwöhnt; sie will nichts mehr wissen von dem ‚heiligen Zorn der freien Rede', wie ihn Ernst Moritz Arndt immer wieder gefeiert hat. Es wäre unsern gesamten öffentlichen Zuständen wirklich besser, wenn man die moderne Zimperlichkeit, die krankhafte Nervenschwäche gegen jede Art von Kritik endlich abstreifte. Wenn Beamte innerhalb ihres Wirkungskreises Schäden erkannt zu haben glauben, so schreie man nicht gleich Feuer darüber, denn die Beamten sind doch ‚die Nächsten dazu', wie die ‚Fru Pastern' in Reuters ‚Ut mine Stromtid' sagt, an die Beseitigung erkannter Mängel die Hand anzulegen. Wir dürfen uns darüber auch gar keiner Täuschung hingeben, daß z. B. in Wahlkämpfen behördlicherseits die Objektivität nicht immer in unantastbarer jungfräulicher Reinheit erhalten bleibt. Die Wahrheit kann niemals wirklichen Schaden bringen, deshalb sollte man es ängstlich vermeiden, auch nur den Schein zu erwecken, als wolle man ihr irgendwie Gewalt antun — sie macht sich sonst in Explosionen Luft."

Weder kann ich zugeben, daß Schücking sich in der Form so sehr „stark vergriffen" hat, noch — und das schon gar nicht! — daß seine „Tat" eine „unziemliche" war. Sie war, wie ich schon im vorigen Tagebuch ausgiebig begründet zu haben glaube, eine nötige und nützliche, und eine solche Tat kann zwar manchem unangenehm, niemals aber objektiv „unziemlich" sein. Wer aber so redet, wie er denkt und fühlt, kann sich wiederum so leicht in der Form nicht „vergreifen", denn er redet ja im Gegenteil so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nach diesen Einschränkungen kann ich die Ausführungen des „Reichsboten" nur glatt unterschreiben. Türmerleser werden diese Gedankengänge überdies nicht fremdartig berühren.

Von Rechts wegen gehörte ja das ganze Kapitel unter die Überschrift: „Preußische Altertumskunde". Eine solche Fossilität der Anschauungen hat unbedingt Anspruch auf das Interesse der wissenschaftlichen Forschung. Vom Standpunkte des modernen Kulturmenschen aus läßt sich ihnen ja überhaupt kein Verständnis abgewinnen. Eher schon von dem des Humoristen. Könnte es ohne Nachteil für Staat und Gesellschaft geschehen, so sollte man sie schon um ihrer köstlichen Originalität willen konservieren. So aber müssen wir ihnen — nicht ohne ein gewisses ästhetisches Bedauern — schon zurufen: „Fahr hin, Original, in deiner Pracht!"

* * *

Nichts gelernt und nichts vergessen, könnte man von diesen Kreisen sagen. Das gleiche galt noch gestern von ihren Antipoden, den Sozialdemokraten. Die scheinen aber jetzt endlich doch mit dem „Lernen" anfangen zu wollen. Der Leipziger Parteitag bedeutet eine Etappe oder, wie das beliebte Wort lautet, einen „Markstein" auf diesem Wege. „Obgleich sich die Sozialdemokratie rühmt, auf dem Boden der strengen Wissenschaft zu stehen und gerade von den Naturwissenschaften das meiste gelernt zu haben," stellt das „B. T." fest, „so hatte sich doch das ‚starre System' in ihr immer entschiedener durchzusetzen gewußt. Herr Kautsky

bewies beständig mit tausend Gründen, weshalb und warum die Sozialdemokratie nicht von der Stelle rücken dürfe, wenn sie nicht Verrat an ihren unveränderlichen Grundsätzen üben wolle, und einzelne Radikale übersetzten diese Theorie der Unbeweglichkeit in die Praxis, indem sie jedem ‚Bruder', der von Revisionismus und Entwickelung zu sprechen wagte, den Schädel einzuschlagen drohten. In Dresden war vor sechs Jahren die reine sozialdemokratische Lehre allen Zweiflern gegenüber festgelegt worden. Man hatte eine chinesische Mauer um die Partei gezogen und glaubte nun vor dem Eindringen jeder Neuerung und ganz besonders vor dem revisionistischen Gift geschützt zu sein. Aber in Leipzig hat sich herausgestellt, daß alle diese rigorosen Vorsichtsmaßregeln nichts genützt haben. In die chinesische Mauer ist Bresche gelegt worden. ...

Was den Leipziger Parteitag auszeichnete, was ihm seine ungewöhnliche Bedeutung in der Geschichte der Sozialdemokratie sichern wird, das ist der Überdruß an der revolutionären Phrase, der sich bei einem sehr großen Teil der Delegierten bemerkbar machte. Die Tiraden einiger ‚unentwegter' Genossen zogen nicht mehr. Über Herrn Ledebour wurde nur gelacht. Die Taktik der öden Negation und des Grundsatzes, daß erst einmal ‚alles verrungeniert' werden müsse, wurde mit spöttischem Widerspruch aufgenommen. Ja, Herr Bebel selbst, der noch in Dresden dem Bürgertum seinen Haß ins Gesicht schleuderte, schien dem Gesetz der Evolution unterlegen zu sein. Er verhehlte nicht, daß er in der Frage der Taktik bei der Beratung der Erbschaftssteuer auf der Seite der Revisionisten gestanden habe, und er machte jedem möglichen Zweifel ein Ende, indem er erklärte, daß er es für unrichtig und bedenklich gehalten haben würde, wenn die Sozialdemokratie in dritter Lesung gegen die Erbschaftssteuer gestimmt hätte. Das ist die Taktik des Revisionismus, der sich auch mit Abschlagszahlungen begnügt, wenn sie nur in der Richtung des Endzieles liegen, während die Radikalen auf dem Grundsatz: ‚Diesem System keinen Mann und keinen Groschen!' herumreiten.

Der Revisionismus hat auf dem Leipziger Parteitage triumphiert, daran ändern alle Rabulistereien der verärgerten Radikalen nicht das mindeste. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, dann hat ihn die Abstimmung über die Resolution des ersten Berliner Wahlkreises gegeben, die mit einer Ablehnung dieser Kriegserklärung an den Freisinn endete. Es mag sein, daß auch das ästhetische Unbehagen über diese mit abgedroschenen Phrasen und Anklagen gespickte Resolution zu ihrer Ablehnung beigetragen hat, aber daß man von ihr abrückte, das war allein schon ein Zeichen der Wandlung. Die Partei will sich nicht mehr von den Phrasenhelden tyrannisieren lassen. Wenn man am Schluß des Parteitages noch eine formelle Verbeugung vor den Beschlüssen des Dresdener Parteitages machte, so bedeutet diese Versöhnungsresolution schon deshalb nichts, weil sie einstimmig angenommen wurde. So ehrt man die Toten, nicht die Lebendigen.

Es wäre zweifellos eine Selbsttäuschung, wollte man annehmen, daß nun etwa die sozialdemokratische Partei in ihren Forderungen an den Gegenwartsstaat weniger rücksichtslos als bisher vorgehen würde. Je mehr der Grundsatz Bernsteins zur Geltung gelangt, daß das Endziel nichts und die Be-

wegung alles sei, um so mehr wird die Sozialdemokratie aufhören, nur zu agitieren, sie wird umgekehrt den Nachdruck auf eine positive Beeinflussung unserer Zustände in ihrem Sinne versuchen. Das trat bei der Kritik der neuen Versicherungsordnung an einem praktischen Beispiel mit aller Deutlichkeit hervor. Sie wird aber ebensowenig darauf verzichten, den Staat und die Gesellschaft auf ihre Forderungen hinzuweisen, wie der freilich etwas gewundene Beschluß über die Aufrechterhaltung der Maifeier erkennen ließ.

Wir sind überhaupt nicht der Meinung, daß die Sozialdemokratie nun etwa, soweit sie sich in der Richtung einer radikalen Reformpartei bewegt, unschuldiger wird. Eher ist anzunehmen, daß die sozialdemokratische Partei eine größere Stoßkraft gewinnen und auf die Gesetzgebung einen stärkeren Einfluß gewinnen wird, wenn sie sich mehr und mehr aus dem Banne der revolutionären Phrase befreit. Sie hat dann Aussichten, zahlreiche Kreise zu gewinnen, die ihr bisher mißtrauisch oder ablehnend gegenüberstanden. Die Zeit, in der die Sozialdemokratie, nur um ihre Abneigung gegen die ‚eine reaktionäre Masse' zu zeigen, der Reaktion die Hasen in die Küche trieb, ist dann vorbei. Das wittern auch die reaktionären Parteien nur zu gut. Ihnen ist deshalb auch der Verlauf, den der Leipziger Parteitag genommen hat, im höchsten Maße unbequem. ..."

Sollte diese Entwicklung den „reaktionären Parteien" nicht auch die Notwendigkeit einer kleinen „Mauserung" nahelegen? Das öde „Kampf gegen den Umsturz"-Geschrei, die müde gehetzte „nationale" Phrase locken nachgerade keinen Hund vom Ofen mehr. Was ist bei uns eigentlich nicht „national", wenn's das Geschäft so will?

* * *

Auch die Förderung des Schnapskonsums ist eine „nationale Aufgabe", die aber nur auf internationalem Wege zum Segen auch des eigenen Vaterlandes mit Gott für Kaiser und Reich gelöst werden kann. So erhaben groß und gewaltig ist sie. „Schnapsbrenner aller Länder vereinigt euch!" lautet die patriotische Parole. Wie der „Vorwärts" mitteilt, ist der Breslauer „Volkswacht" das Protokoll der 57. Generalversammlung des Verbandes deutscher Spiritusfabrikanten, abgehalten am 26. Februar 1909 im „Rheingold" zu Berlin, auf den Redaktionstisch geflogen. Unter den Teilnehmern befanden sich: 1 Exzellenz, 8 Grafen, 4 Freiherren, 31 einfache adelige und eine große Anzahl bürgerlicher Schnapsbrenner. Die Regierung hatte als Gäste entsandt: Ministerialdirektor Dr. Thiel, Geh. Oberfinanzrat Joeden, Geh. Regierungsrat Boenisch, Geh. Regierungsrat Hay, Geh. Regierungsrat Freiherrn v. Falkenhausen, Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. v. Berchka und Regierungsrat Dr. Appel.

„Geschäftsführer des Vereins ist der Geh. Regierungsrat Professor Dr. M. Delbrück. In seinem Bericht betonte er, daß der Verein angesichts der neuen Steuer bestrebt sein müsse, den Schnapskonsum zu fördern. Der Abstinenzbewegung müsse mit aller Schärfe entgegengewirkt werden, denn der Konsum an Trinkbranntwein sei erheblich gesunken. Die Schnapsbrenner wollen international gegen die Abstinenzleute vorgehen durch Errichtung einer ernährungsphysiologischen

Abteilung unter Leitung des Privatdozenten an der landwirtschaftlichen Hochschule Herrn Dr. Voeltz. In diesem Laboratorium, für das jährlich 20 000 *M* zur Verfügung stehen, sollen alle die Alkoholfrage betreffenden Untersuchungen ausgeführt werden können. Alles, was in der Literatur, an Experimenten und Behauptungen auftritt, soll auf seine Richtigkeit untersucht werden. Herrn Dr. Voeltz wird noch ein Mediziner und ein Chemiker als Assistent zur Seite stehen. Der Vorstand und Ausschuß haben deshalb beschlossen, für die Herstellung von Trinkbranntwein und Likören eine besondere Abteilung einzurichten. In dieser Abteilung sollen auch die alkoholfreien Getränke beobachtet werden. Die Abstinenz geht so vor, daß sie überall Alkoholfreiheit verlangt, aber das Trinkbedürfnis der Bevölkerung wird durch die sogenannten alkoholfreien Getränke nicht befriedigt. ‚Ich weiß nicht,' führte Professor Delbrück aus, ‚ob Sie geneigt sind, einmal eine Kostprobe auf diesem Gebiete vorzunehmen. Dann gehen Sie, bitte, in eine alkoholfreie Schenke und versuchen Sie dort einmal, Ihren Durst zu stillen. (Heiterkeit.) Ich habe mit einigen Kollegen eine solche Probe gemacht. Wir hatten uns den Tag über auf einer Exkursion schon reichlich mit den uns genehmen Getränken versorgt und waren der Meinung, des Abends müßten wir alkoholfrei leben. (Große Heiterkeit.) Nun, in einer halben Stunde hatten wir die ganze Karte durchgekostet, und dann verließen wir mit Grausen das Lokal. (Große Heiterkeit.)'

Nach ihm sprach der Reichstagsabgeordnete Gans Edler Herr zu Putlitz, der die Notlage der Schnapsbrenner schilderte. Rittergutsbesitzer Landrat v. Puttkamer-Dornow erblickte in der neuen Branntweinsteuer, die den Konsum verringern müsse, eine — Vermögenskonfiskation, die sich niemand gefallen läßt; selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. — Rittergutsbesitzer Foerster-Kontopp klagte: ‚Je weniger getrunken wird, desto höher muß der Preis geschraubt werden, und je höher der Preis, desto weniger wird getrunken, und das Endergebnis wird sein, daß unser Gewerbe in Grund und Boden ruiniert wird. ...'"

Schauderhaft, höchst schauderhaft! Und dabei hat das Umsturzblatt noch die Stirn, zu behaupten, das sei „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen"!

Es liegt mir fern, hier für die Übertreibungen der Abstinenzler eine Lanze zu brechen. Völlige Enthaltsamkeit von allen alkoholhaltigen Getränken mag und soll sich auferlegen, wer sie überhaupt nicht verträgt und sich nicht anders gegen die Gefahren des Übermaßes, d. h. gegen sich selbst zu schützen weiß. Zweckmäßiger und aussichtsvoller als die allgemeine Propagierung völliger Abstinenz wäre die Förderung möglichst wohlfeiler und leichter, stark verdünnter, aber ungefälschter und wohlschmeckender Getränke. Wenn Bismarck sagte, Wein müsse das Nationalgetränk der Deutschen werden, so wußte er wohl warum. Schon der gewohnheitsmäßige reichliche Biergenuß wirkt direkt verdummend und erschlaffend, namentlich in Norddeutschland, für das die „echten" (bayrischen) Biere des Transportes wegen stark alkoholhaltig eingebraut werden müssen, die heimischen aber vielfach mit schädlichen Substanzen (Salizyl usw.) versetzt werden. Nun aber erst der Schnaps, der für die ärmeren Klassen nur in Frage kommende Fusel! Man kann es den Vertretern dieser Industrie von ihrem Standpunkte aus nicht verdenken, wenn sie sich gegen Schaden zu schützen suchen, noch weniger aber dür-

fen sie es Staat und Gesellschaft verdenken, wenn diese darauf hinarbeiten, den Schnapsteufel aus dem Tempel zu jagen. Und ich hätte gar nichts dagegen, wenn gewisse Erzeugnisse sotaner Industrie überhaupt verboten würden. Das einzig gerechte und soziale Verfahren wäre, deren Vertreter von Staats wegen abzufinden und die ganze Produktion auf das äußerste einzuschränken. Das läßt sich freilich nicht von heute auf morgen durchführen, aber „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen" ist es allemal. Nun aber etabliert sich in aller Form eine regelrecht organisierte Schnaps-Internationale mit einer richtig gehenden „wissenschaftlichen" Fuselakademie! Man wird da in fataler Weise an das Bismarckwort vom deutschen Professor, der „alles beweisen könne", erinnert. Die berufenen Vertreter deutscher Wissenschaft sollten keinen Zweifel darüber lassen, wie sie sich zu den Gelehrten jener „ernährungsphysiologischen Abteilung" stellen.

Welche parteipolitischen Gründe auch immer die Sozialdemokratie auf ihrem letzten Parteitage zu ihrer Kriegserklärung gegen den Schnapskonsum mit bewogen haben mögen: — gelänge es ihr, dieser Volksverwüstung auch nur zu einem irgend erheblichen Teile den Boden abzugraben, so müßte man sie segnen dafür. Es wäre eine Kulturtat allerersten Ranges, eine wahrhaft „völkerbefreiende" Tat! ...

* * *

Auch wenn sie von Sozialdemokraten verrichtet würde? Gibt's denn da überhaupt „anständige" Leute? Nach alledem, was der Leser in seinem gesinnungstüchtigen Frühstücksblatt täglich und pünktlich über sie vorgesetzt bekommt, muß er es mindestens für zweifelhaft halten, daß einer Sozialdemokrat und doch „anständig" sein kann.

Nun, wir haben soeben in der Reichshauptstadt sehr „konservative", sehr „nationale" Leute vor dem Strafrichter gesehen. Sie wurden wegen ganz gemeiner E r p r e s s u n g verurteilt. Die Leser wissen, daß ich den Prozeß Dahsel, das Verfahren gegen diesen hochpatriotischen Mitarbeiter des vom antisemitischen Reichstagsabgeordneten Bruhn herausgegebenen Berliner Wochenblattes „Die Wahrheit" meine.

Der Mann ist ein Opfer seiner konservativen und monarchischen Gesinnung. Nur damit nicht angesehene Namen aus diesen Kreisen in der Öffentlichkeit bloßgestellt würden, wandte er sich an die Ahnungslosen, um sie aus drohender Gefahr zu befreien. Etwa wie „Gottlieb" im „Tag" das staatserhaltende Verfahren schildert:

G e e h r t e r H e r r !

Geehrter Herr! Sie sind durchschaut!
Sie haben neben Ihrer Frau eine „Braut"!
Sie drehen Dinger, Sie kleiner Nickel!
Morgen erscheint darüber ein Artikel.

Mich schmerzt dieser traurige Umstand tief,
Ich bin monarchisch und konservativ,
Ich habe nur deshalb hier vorgesprochen,
Man ist halt national bis auf die Knochen.

Die Sache läßt sich vielleicht unterdrücken —
Doch muß man den Autor schmieren und spicken.
Es kostet Zaster, das merken Sie sich gleich,
Hoch Kaiser und Reich!

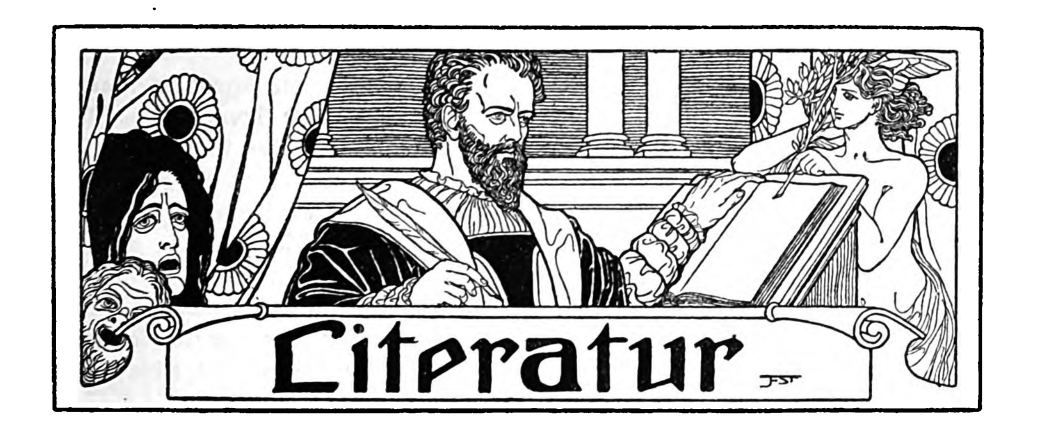
Wollen Sie etwa nicht? Ich sage Ihnen bloß:
Morgen geht die Katzenmusike los!!
Fünfhundert Mark her — sonst schliddern Sie rein!
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

Der Fall ist bemerkenswert. „Wir regen uns so viel", glossiert ihn Dr. Richard Bahr in dem selben Blatte, — „und gewiß nicht ohne Grund — über den ‚Simplizissimus' auf; wir bekämpfen — ebenfalls mit Fug und Recht — den Schmutz in Wort und Bild; wir ruhten nicht eher, als bis Peter Ganter, der plumpe Ersinner der blauen Briefe, als Schädiger von Gesundheit und Leben an die Kette gelegt ward. Aber wir ließen es durch all die Jahre ruhig geschehen, daß in der Kapitale deutscher Intelligenz eine Presse aufwuchs, die — in der Beziehung war die staatsanwaltliche Charakteristik durchaus erschöpfend — ‚die intimsten Familiengeheimnisse der Öffentlichkeit preisgab und aus der Schande und dem oft unverschuldeten Unglück einzelner Kapital schlug'. Wir waren uns alle klar über diese Art Publizistik; gescholten haben wir oft auf sie und insgeheim die Hände geballt. Aber den Kampf aufzunehmen, getraute sich niemand. Man zuckte die Achseln, und wenn man ein Kaufhaus leitete oder ein Restaurant, gab man Inseratenaufträge. Im übrigen ächtete das Gewerbe nicht, wenigstens nicht öffentlich. Und wer es ausübte, nannte sich wohl gar mit Stolz und Stirn einen nationalen Mann.

Und das ist auch eines der erfreulichen Ergebnisse dieses Prozesses, daß die Versicherung, man sei national und konservativ und strebe, den Staat zu erhalten, nicht mehr zog. Daß sie nicht ausreichte, Verfehlungen zu decken und Mißbräuche in mildere Beleuchtung zu rücken. Das ist nicht immer so gewesen, und noch heute trabt manch räudig Schäflein munter durch die deutsche Öffentlichkeit, weil es mit Geschick und Keckheit den Mantel prononcierter Königstreue über seine Blößen zu breiten versteht. Aus diesem fehlerhaften Zirkel müssen wir heraus. Wir müssen endlich zwischen persönlicher Honorigkeit und der Betätigung einer bestimmten politischen Gesinnung zu scheiden lernen; einsehen, daß beide nicht das geringste miteinander zu tun haben, und daß die Parteistellung des einzelnen ebensowenig für seine Tugend beweist wie für seine Lasterhaftigkeit. Die politischen Parteien sind, was das Sittengesetz angeht, überhaupt jenseits von gut und böse. Oder vielmehr: sie sind alle gleich gut; denn alle streben in der Idee nach dem größtmöglichen Glück für die Volksgenossen. Die persönliche Ehrenhaftigkeit garantiert keine Partei und kann keine garantieren. Darum gibt es auch nur eine anständige Presse: die von ... unantastbaren Leuten mit der Absicht geschrieben wird, dem, was sie für recht halten, zum Siege zu verhelfen. Jede andere ist unanständig."

Das ist, was auch Fürst Bülow in einem seiner glücklichsten Augenblicke sagte: daß es einen Tiefstand gesellschaftlicher Kultur bedeute, in dem Träger einer anderen politischen Überzeugung gleich einen Narren oder Schurken zu sehen. Und es ist eigentlich nicht mehr als selbstverständlich. Auch bei uns? ...





Die Anfänge der Schillerfamilie im Remstal um 1400

Ein Blatt zum 150. Geburtstage des Dichters

von

Gottfried Maier

„Tätig zu sein, ist des Menschen erste Bestimmung." Dies Wort Goethes in Wilhelm Meisters Lehrjahren klingt wie eine Losung unseres praktischen Zeitalters mit seinem Wirklichkeitssinn und Arbeitsdrang. Da erscheint es denn als eine recht überflüssige Sache, sich um längst verstorbene Vorfahren zu bekümmern, Namen und vielleicht ein paar Geschehnisse bei völlig dahingesunkenen Geschlechtern zu erforschen, da doch die Gegenwart so unendlich viele Aufgaben aufgibt, die für unser Leben unmittelbar greifbaren Wert besitzen. Gibt es nicht Besseres, Fruchtbareres zu tun, als ganze Stöße alter Akten, ganze Haufen dickleibiger Folianten nach ein paar herzlich unbedeutenden Wörtlein oder Zahlen zu durchwühlen? Täglich muß der Genealoge hören: daß den gegenwärtig Lebenden Generation um Generation vorzusetzen sei, das sei ja selbstverständlich, ungefähr alle dreißig Jahre komme man rückschreitend auf ein neues Geschlecht. Ob die Stammväter da nun Hans, Michel, Jakob oder sonstwie geheißen, das sei so ziemlich gleichgültig. Wenn es sich wenigstens um die Verwandtschaft mit einem berühmten Namen oder um den Zusammenhang mit einem reichen Erbonkel handeln würde, dann könnte man wenigstens glänzen oder einen klingenden Vorteil einheimsen. Aber ein bloßes Stammbaummachen ohne solche handgreifliche Zwecke sei weiter nichts als eine Sache alberner Neugier oder einer anspruchsvollen Großtuerei, die nur mit einer möglichst großen Anzahl von Ahnen sich brüsten wolle, ein lächerliches Protzentum. Vielleicht aber stecken darin doch auch edlere, ethische Motive.

Zunächst muß man sagen: Im Familiensinn lebt ein gut Stück Eigenleben. „Blut ist dicker als Wasser", meinte unser Kaiser mit dem Blick auf die Angelsachsen in einer Anwandlung verwandtschaftlichen Gefühls. Die Liebe zur Sippe ist eine Art Erweiterung des Ichs. Aber sie führt doch zu einem gewissen Zusammenschluß. Ihr Urbild ist die Mutterliebe mit deren schönem Zusammen egoistischer und altrui-

stischer Triebe. Was den Deszendenten gilt, kann auch auf die Aszendenten angewandt werden. Die Familie erweitert sich zum Volk. Die Freude, das Glück, die Ehre der andern ist die eigene. So kommt es aus egoistischen Motiven schließlich doch zur Hingabe ans Ganze und Allgemeine. Wir sahen's an den Japanern. Ihre Ahnenverehrung hatte gewiß einen starken Anteil an jener aufopfernden Hingabe ans gemeinsame Vaterland, die zum glänzenden Sieg über ein zuvor so gefürchtetes Weltreich führte. Man pflegt den preußischen Junker als den sprichwörtlichen Typus eitlen, aufgeblasenen Familienstolzes zu betrachten. Bismarck sah in ihm den tapferen Mann, der stets bereit war, sein Blut nicht nur für die eigene und die Ehre seiner Familie, sondern für seinen König zu verspritzen, der die Größe Preußens begründet hat. Wir ergänzen das durch den Gedanken an die wackere Gefolgschaft des Volkes, die der Adel fand. Bei dem einen wie bei dem andern aber ist wirksam das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Und nichts anderes tritt zutage in jener Familienliebe, die sich in Aufsuchung verwandtschaftlicher Zusammenhänge gefällt, sie ist also mehr als eine bloße Spielerei oder eine aufdringliche Marotte.

Die Liebe zu den Vorfahren hängt aufs engste zusammen mit dem H e i m a t g e f ü h l. Heimatschutz, Heimatpflege lautet heute eine künstlerische Losung. Ästhetik und Ethik wirken hier zusammen. Wo die Heimat in ihrer Eigenartigkeit erhalten wird, da kann das glückliche Gefühl ruhigen, gefestigten Daseins eher Bestand gewinnen. Die Aufreizungen zur Unzufriedenheit finden deshalb einen so empfänglichen Nährboden bei den arbeitenden Klassen, weil im Ringen um die materielle Existenz oft das Heimatgefühl verloren gegangen ist. In den großen Städten pflegt die Hälfte der Bevölkerung aus Zugewanderten zu bestehen, in den Industriezentren wird das Verhältnis noch ungünstiger: man sucht eben den Ort auf, wo man Arbeit findet und sein Brot hat. Dabei ist man keinen Augenblick sicher, an die Luft gesetzt zu werden. Es fehlt das Gefühl der Ruhe, der Sicherheit, wie es der hat, der auf seiner Scholle sitzt, in seinem Hause wohnt und sagen kann: Das ist mein eigen, meine Heimat, meine Burg; ob auch bescheiden, doch ein fester Boden unter den Füßen; klein, doch mein.

Das Heimatgefühl verleiht ein ruhiges Behagen im Gedanken an die Zukunft; es zieht aber seine Nahrung auch aus der Vergangenheit und macht sie lebendig. Das leere Schema der Jahrhunderte wird mit wirklichen Gestalten ausgefüllt und das einsame Land zum lebensvollen Schauplatz der Menschen, ihrer Taten und Leiden. Wie fühlt man sich zusammengehörig mit Land und Leuten, wenn man sich sagen kann: Auf diesem Boden wandelten meine Vorfahren, diese Berge und Täler haben sie durchstreift, dies Land ist mit ihrem Schweiß gedüngt, hier strahlte ihnen Gottes Sonne, hier leuchteten ihnen die Sterne des Himmels, in diesem Kirchlein wurden die Kinder getauft, die Ehen geschlossen, hier standen auch sie an den Pforten der Ewigkeit, in diesen Gräbern ruht ihre irdische Hülle in heiliger Erde. Von den Vorfahren hat man dann nicht leere Namen, Worte, Zahlen. Das Heimatgefühl wandelt sie in lebendige Gestalten.

Man kann glänzen mit einem Stammbaum, der Namen zeigt, die in Staat und Gemeinde, in Kirche und Schule, in Krieg oder Frieden, in Kunst, Wissenschaft,

Literatur, Kultur oder Gewerbe berühmt geworden sind. Aber wir wollen auch einen Stammbaum nicht verachten, der kleine Leute, Bauern und Handarbeiter, in sich schließt. In einer Zeit, in der blutleere Blasiertheit, energieloses Ästhetentum an der Tagesordnung sind, wollen wir das frische Blut des innigen Umgangs mit der Natur, den Pulsschlag tatkräftigen Lebens schätzen; verbürgt das doch am ehesten ein gesundes, tätiges, glückliches, zufriedenes Leben auch der Nachgeborenen. Die angeborene Kraft guter physischer und guter moralischer Eigenschaften läßt sich durch keine Kunst nacherzeugen oder ersetzen. Wohl dem, dem das Erbe einer kräftigen Natur, anspruchsloser Schlichtheit, gerader Offenheit, aufrechten Ganges durch die Welt zugefallen ist! Wir wollen hierüber ein paar Kenner hören.

Der Lebenskünstler Goethe sagt: „Die frische Luft des Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte.“ Rousseau schreibt einmal: „Ich gehe nur aus, um Spaziergänge zu machen. Einige Schöngeister tun mir zuviel Ehre an, indem sie mir ihre Bücher schicken: ich lese nichts mehr ... Es sind große Herren, die man auf die Bühne bringt ... Was wir brauchen, das sind gute Bauern.“ Derselbe an Pastor Roustan in Genf: „Ich habe den Ruhm ein wenig genossen, alle meine Schriften hatten Erfolg; kein lebender Schriftsteller, Voltaire nicht ausgenommen, hat glänzendere Augenblicke gehabt als ich, und dennoch versichere ich Sie, daß von dem Augenblicke an, an dem ich begann, Bücher drucken zu lassen, mein Leben nur Mühe, Angst und Kummer gewesen ist. Ich habe weder ruhig noch glücklich gelebt, und wahre Freude hatte ich nur, als ich unbekannt war. Seitdem indes mußte ich nur vom Dunst leben, und alles, was meinem Herzen lieb war, ist ohne Wiederkehr entflohen. ‚Mein Kind, mache dich klein und unbedeutend ...‘ Seien Sie ein guter Gatte, guter Vater, guter Lehrer, guter Pastor, guter Bürger und einfacher Mann in jeder Beziehung, und ich prophezeie Ihnen ein glückliches Leben.“

Die Versuche über die Abstammung des Dichters Schiller haben teilweise zu den gewagtesten Vermutungen geführt, die sich anspruchsvoll in die Literatur eingeführt haben und den Anschein wissenschaftlicher Forschung zu geben wußten. Eine Fülle von Vermutungen ist möglich, denn die Zahl der Träger dieses Namens ist allüberall in deutschen Landen sehr groß. Man vergleiche nur die Adreßbücher der größeren und größten Städte, in die es von allen Seiten des flachen Landes her ununterbrochen mit Einwanderern strömt. Man kann hier Dutzende von Schillern finden. Und wer möchte nicht mit einem so berühmten Namensbruder verwandt sein! Bei der Rückverfolgung größerer Gruppen von Trägern des Namens Schiller im Schwarzwald, auf der Schwäbischen Alb, in Oberschwaben, im Donaugebiet, im Neckar- und Remstal konnte ich in den erreichbaren Urkunden keinen Anfang finden: die Familie Schiller scheint also überall hier selbständig, ursprünglich aufzutreten. Das ist auch begreiflich. Denn die ursprüngliche Schreibweise Schilher, Schilcher und damit zusammenhängend die Dehnung der ersten Silbe, ähnlich wie in Schieler, deutet auf eine nicht gerade sehr seltene Eigenschaft der Augen bei den ersten Trägern des Namens, der damit wie so mancher andere zuerst als ein Spitzname erscheint. Wenn man schon gemeint hat, der Name rühre

her von dem schwäbischen Schillerwein, dessen spielende Farbe infolge einer Traubenmischung weder rot noch gelb genannt werden kann, so wäre es zwar gerade nicht ganz unmöglich, daß der erste Erzeuger dieses Weins an einem bestimmten Ort diesen Namen erhalten hätte, doch würde solche Entstehung des Namens an den wenigsten Plätzen zutreffen können, man denke an die Rauheit des Klimas von Alb und Oberschwaben; es entspricht der Analogie, an eine körperliche Eigenschaft des ersten Trägers des Namens auch im Weinland zu denken. Ähnliches drücken Namen anderer Zungen und Zeiten aus, z. B. Strabo und Pätus. — Nicht ausgeschlossen ist, daß die Schreiber mit ihrer Kunst da und dort die Etymologie verpfuscht haben: in vereinzelten schwäbischen Urkunden verwandelt sich ein Schüler, Schuoler, d. h. der Zögling einer Schule, wohl auch auf einmal in einen Schiller.

Phantastische Romantik und an sich löblicher Lokalpatriotismus möchten den Dichter zum Range eines adeligen Sprossen erheben; allein für die Vermutung, er sei ein Abkömmling der Schiller von Herdern bei Freiburg im Breisgau, läßt sich auch nicht der Schein eines Beweises beibringen. Den einzigen Anhaltspunkt der Ähnlichkeit des Wappens hat Richard Weltrich in seinem trefflichen Buche „Schillers Ahnen“ als haltlos nachgewiesen, insofern der Vater des Dichters sich sein Wappen erst im Laufe der Zeit von einem berufsmäßigen Wappenmacher stechen ließ, und dieser folgte dem bekannten Muster jener Familie: in den beiden Hälften des Wappenschilds je ein aufrechtes halbes Einhorn und eine aufgerichtete Pfeilspitze und eine ebensolche auf dem gekrönten Helm. Alle Versuche, Schiller in diese einst nicht ganz unbedeutende, aber auch keineswegs sehr hervorragende Familie einzureihen, müssen endgültig begraben werden. Daß man sich doch damit auch von seiten der nächsten Verwandten des Dichters schon so viele Mühe gegeben hat! Selbst in Schwaben scheint man auf eine Ermittlung des wirklichen Tatbestandes in Selbstbescheidung nicht allzu viel Wert zu legen.

Daß des Dichters Vater aus einer Weingärtnersfamilie in Bittenfeld, einem Dorfe bei Waiblingen, stammt, wußte man längst; ebenso daß Schillers Großväter väterlicher- und mütterlicherseits zugleich Bäcker waren und daneben einen kleinen Weinschank hatten. Auch die weiteren nächsten Vorfahren auf der Schillerschen Seite hatten einen ähnlichen Beruf in Waiblingen und in dessen Vorort Neustadt. Das scheint allerdings eine herzlich unbedeutende Familie. Wäre es aber sonderlich bedeutend, wenn zwar die Vorfahren auf hohem adeligen Schlosse gesessen wären und den Hörigen es überlassen hätten, das Land zu bauen, aber die Nachkommen dann im Schweiß des Angesichts mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen mußten? Würde man sie nicht als heruntergekommenen Adel bezeichnen? Ist es nicht vielmehr umgekehrt gerade ehrenvoll, wenn es einer Familie gelingt, aus niederem Stande sich zu einer geachteten Stellung emporzuarbeiten, ein Vorwärtsschreiten, das nur der Tüchtigkeit und Tatkraft möglich ist?

Nur eine recht äußerliche, oberflächliche Betrachtung wird die Menschen nach Stand und Stellung einschätzen, die sie in der großen Welt einnehmen. Es ist ja wohl der allgemein übliche Maßstab, nach Gold und Glanz, nach Titel und Würden zu beurteilen. Aber gerade von Schiller haben wir gelernt, als das

Höchste den Adel des Geistes und der Gesinnung zu erkennen. Zu Schillers hohem Sinne hat ein gut Teil beigetragen die tiefe Gemüts- und Herzensbildung, die er von rechtschaffenen, treuen Eltern empfing. Der Dichter der Ideale stammte aus einem bei aller äußerlichen Einfachheit wahrhaft ideal gerichteten Hause.

Das Wirtshaus seiner Voreltern war kein modernes im schlimmen Sinne, in dem der Wirt den Gast nur darauf ansieht, wieviel an klingendem Gewinn er aus ihm herausschlagen kann. In alter Zeit und noch heute da und dort auf dem Lande in Schwaben war und ist der Wirt nicht bloß ein zu Erwerbszwecken aufgestellter „Wirtschaftsführer“, sondern in patriarchalischer Weise Vater und Gastgeber seines Hauses, der seine Gäste damit ehrt, daß er ihnen das Beste vorsetzt, was er ihnen bieten kann gegen tunlich geringes Entgelt. Jene Weinwirtschaften waren keine Kneipen, die Nacht um Nacht vom Lärm der Zecher widerhallten, vielmehr die Woche hindurch ruhige Stuben, zugleich die Wohnzimmer der Familie, und meist nur am Sonntagnachmittag von einigen Freunden oder Erquickung suchenden Fremden besucht, denen der Wirt zugleich seine selbstgebackenen Brezeln vorsetzte; also ein halber Betrieb und doch etwas einträglich, da die eigene Verwertung des meist selbstgebauten Korns und Weins im Einzel- und Kleinverkauf gewinnbringender war. Das Gewerbe nahm hier keinen breiteren Raum ein und war noch weniger so geartet, daß ein idealer Sinn darunter hätte leiden müssen. Der Hauptberuf war und blieb der eines Weingärtners und Bauern.

Trotz alledem scheint es ein undankbares Geschäft zu sein, dem Stammbaum eines Schiller nachzuforschen, bei dem man auf keine großen Namen stößt. Deshalb lag auch die Kenntnis der Vorfahren Schillers lange Zeit im argen. Niemand kümmerte sich um sie. Noch Gustav Schwab tappte ein paar Generationen vor Schiller im Dunkeln und ließ sich durch das zahlreiche Vorkommen des Namens in Großheppach zu der Aufstellung verleiten, hier den Ursprung zu suchen. Erst Haffner ist vor ein paar Jahrzehnten ungefähr bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückgekommen. Weiter hinaus versagten ihm die Quellen. Das Schillerjubiläum von 1905 gab mir Anlaß, unabhängig und selbständig den gesamten Stamm in seiner ganzen Länge und nach allen seinen weiten Verästelungen zu erkunden und bis zu seinen erst erkennbaren Wurzeln auszugraben. Die Aufstellungen Haffners fand ich bestätigt und habe den Aufbau eines breiten Gezweiges von Schillerfamilien des Remstales in den Württembergischen Vierteljahrsheften des Jahres 1905 niedergelegt. Schon damals aber entdeckte ich den frühesten Sitz der Schillerfamilien des Remstales in G r u n b a c h, von alters einem der bevölkertsten Orte der Gegend, und meine inzwischen unablässig fortgesetzten Bemühungen haben dies aufs neue erhärtet und ließen hier den Stamm noch erheblich weiter, nämlich bis ins 14. Jahrhundert hinauf verfolgen.

Was mir dabei vorschwebte, war nicht eine wenig besagende äußerliche Aufzählung von Namen und Daten, mein Wunsch war, einen Beitrag zu einer inneren, gewissermaßen naturwissenschaftlichen Geschichte des Geschlechts zu gewinnen oder wenigstens einige Blicke in die b i o l o g i s c h e G e n e s i s der Natur eines Heros zu tun, die Art des einzelnen aus der der Gattung zu erhellen. Restlos läßt sich eine gigantische Gestalt, wie sie in Schillers Persönlichkeit vor uns steht, ja niemals

erklären, man muß auch hier sagen: Die Natur hat über sich selbst hinausgewollt. Väterliche und mütterliche Linie, Zeit und Umstände haben ein in allen Tiefen für uns unerforschliches Zusammen von Kräften zuwege gebracht, daß ein wunderherrliches Gebilde entstand.

Wenn wir von Vererbung reden, dürfen wir nicht bloß an die nächsten Vorfahren denken. Es ist mir schon oft begegnet, daß ganz entfernte Vettern, deren Stammlinien nach oben erst im vierten, fünften oder sechsten Glied zusammenliefen, eine ganz ähnliche Schädel- und Gesichtsbildung zeigten. Wie das Blut selbst, so vererben sich physisch-psychische Merkmale durch die Jahrhunderte. Sollten von den gewaltigen Eigenschaften, die Schiller zeigte, keine Spuren sich bei seinen Vorfahren finden? Daß das mütterliche Geschlecht bis zurück in die Nähe der Reformation in Marbach ein hervorragendes war, das wissen wir, wenn uns auch die näheren Spuren verloren gingen. Die Kodweiß haben ihrer Vaterstadt Ratsherren und Bürgermeister gegeben. Auf der väterlichen Seite begegnen wir, soweit unsere Kenntnis reicht, durchweg kräftigen, tüchtigen Naturen. Wenn man in kleinen ländlichen Verhältnissen so reden darf, möchten wir das Geschlecht Schillers mit einem kühnen Ausdruck geradezu das hervorragendste, das Heldengeschlecht je des betreffenden Dorfes nennen. In Bittenfeld waren sie durch fast ein Jahrhundert die Schultheißen des Ortes, in Grunbach durch fast zwei Jahrhunderte, natürlich mit Unterbrechungen. Sie waren und, was mehr sagen will, sie blieben lange die führende Familie. Wäre es neben der unbedingten Herrschaft der württembergischen Fürsten möglich gewesen, sie hätten zum Ortsadel werden müssen. Die Geschichte eines solchen hochachtbaren Geschlechtes zu schreiben, müßte sich lohnen. Leider sind die Nachrichten spärlich. Aber die Vorfahren sind ihres großen Nachkommen nicht unwürdig. Daß sie Weingärtner und Bauern waren, gereicht ihrem Ansehen in unseren Augen nicht im geringsten zur Verminderung, im Gegenteil. Daß das Geschlecht in einfachen bürgerlichen Verhältnissen lebte, paßt zum Dichter der bürgerlichen Freiheit:

> Arbeit ist des Bürgers Zierde,
> Segen ist der Mühe Preis.
> Ehrt den König seine Würde,
> Ehret uns der Hände Fleiß.

Der warme, treue Jugendfreund Schillers Bildhauer Dannecker in Stuttgart war untröstlich, als er die Nachricht vom frühen Tode des alten, lieben Genossen empfing. Er sagte: „Ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen, und so plagte mich's den ganzen Tag. Den anderen Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen; da kam mir's in den Sinn: ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose." Die Witwe Schillers bezeugte bald darauf, wie lebendig er die Größe, den Ernst und die Milde des Dichters wiedergegeben. Um Neujahr 1806 schrieb der Bildhauer an Wilhelm von Wolzogen: „Vor sechs Wochen war mein König bei mir im Atelier. Wie er Schiller so groß sah, sagte er: ‚Potztausend, wie groß! Aber warum so groß?' Ich: ‚Ihr Durchlaucht [damals war Friedrich noch kurze Zeit Kurfürst], Schiller muß

so groß sein' (in fermem Ton gesprochen, die beiden Arme gestreckt, so daß das Innere der Hände en face kam). ‚Aber was wollen Sie damit machen?' Ich: ‚Ihr Durchlaucht, der Schwab' muß dem Schwaben ein Monument machen, und sollte ich (kaum) ein Terrain kaufen (können), das nur so groß wäre, um Schillers Büste aufzustellen.'" Ähnlich ergeht es auch uns: wir möchten nur einen bescheidenen Platz für eine kleine Ahnengalerie des großen Dichters. Wohl breitet ein Hauch seines edlen Geistes sich über sie, die Vorfahren werden groß durch ihn. Indem wir aber die großen Züge seines Wesens bis in die ersten Wurzeln der Anfänge zurückverfolgen, wird er uns selbst auch verständlicher, lebendiger und damit größer. Auch ein wenig von dem „lebig und kolossal".

Von des Dichters Geburt bis zur Geburt des erstbekannten Stammvaters gerechnet, durfte ich um reichlich volle vier Jahrhunderte, von heute an gezählt, nahezu sechs Jahrhunderte zurückkommen, ein bei bürgerlichen Familien seltener Glücksfall der Stammeskunde, möglich infolge der pünktlichen Buchung von Zinsen aus Häusern und bebautem Lande, geschehen in sogenannten Zins- oder Lager- oder Steuerbüchern, während die Verurkundung der Veränderung im Familienstand in Geburten, Eheschließungen und Todesfällen bekanntlich erst seit dem Tridentinischen Konzil auch bei Protestanten allgemein üblich war, womit allerdings, wenn sorgfältiger Aufschrieb stattgefunden hat und nichts verloren gegangen ist, sichere Rückverfolgung bis in die fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts möglich ist. So trostlos einförmig das Lesen dieser alten ersten Quellen erscheint, so sind mir doch bei wiederholtem Durchgehen, Ausziehen und Vergleichen neue Beziehungen klar geworden, der ganze Schillerstamm hat sich mir aus diesen vergilbten Blättern immer greifbarer, lebendig, groß und bedeutend herausgehoben. Nicht so unbekannt war schon bisher das dem Leben des Dichters unmittelbar vorangehende Jahrhundert seiner Familie, wenigstens der näher liegende Teil desselben im Rahmen der äußerlichen Daten, der sich in Bittenfeld und Waiblingen abspielt. Über das nächstvorangehende zweite Jahrhundert von ungefähr Mitte des sechzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts, das in Neustadt verläuft, breitet immer noch der Dreißigjährige Krieg mit seiner weitgreifenden Zerstörung von Urkunden seine dunklen Schatten. Heller sind die zwei früheren Jahrhunderte beleuchtet, die uns in die Urheimat Grunbach versetzen, dank der Dokumente, die in den Archiven zu Stuttgart und Schorndorf geborgen sind, und diesem Anfang der Geschichte wollen wir vor allem unsere Aufmerksamkeit schenken; haben wir doch hier das anziehende Schauspiel einer deutlichen Klarheit, mit der sie sich aus dem Dunkel des Mittelalters heraushebt. Finden wir Schiller im Remstal auch schon im Mittelalter, so ist das doch ganz vereinzelt der Fall. Hier in Grunbach dagegen erscheinen sie stets und schon 1400 als eine kompakte Masse, eine stattliche Gesamtfamilie, so daß wir mit Fug und Recht von einer Urheimat reden dürfen.

Grunbach ist ein hübsches evangelisches Pfarrdorf, heute mit 1166 Einwohnern, mitten im fruchtbaren, berg- und waldumsäumten Remstale gelegen; nach der Oberamtsstadt Schorndorf sind es ostwärts 8,7 km, ungefähr ebenso weit ist es nach Waiblingen westwärts. Einst führte eine Römerstraße das Tal herab. Das römische Fiskaleigentum ging in den Besitz der fränkisch-deutschen Könige

über; daher spricht eine Urkunde vom Jahre 1080 vom Königsgut im nahen Winterbach im Gau Remstal. In dem eine starke halbe Stunde entfernten Beutelsbach wurden Reihengräber aus der alemannisch-fränkischen Zeit mit reichen Funden aufgedeckt. Diese Landgemeinde und Grunbach gehörten in der Folge zu den bevölkertsten des Tales, wohl im Zusammenhang mit dem Aufkommen mächtiger Grundherrschaften, die ihren Leuten Schutz gewähren konnten, so von Osten her der Hohenstaufen, wie denn noch in den Jahren 1400 und 1500 der Familienname Stofer in Grunbach sich findet, und von Westen her der Herren von Württemberg: 1080 erwarb Konrad I. durch Heirat mit der Erbin Luitgard von Beutelsbach diese Gemeinde und ihre Umgebung, wenn auch ein Ortsadel in Beutelsbach wie in Grunbach noch länger bestand, ohne Zweifel aber nicht als reichsunmittelbar, sondern im Dienste der mächtigeren Nachbarn. Die Grafen von Württemberg hatten in der Kirche zu Beutelsbach ihr Erbbegräbnis, bis sie es 1321 nach Stuttgart verlegten. 1273 und 1275 ist der Pfarrer von Grunbach Dekan des Landkapitels Schorndorf-Cannstatt. 1400 taucht auf ein Rudger Caplan, der Haus und Hof in Grunbach und einen Hof zu Wintzen hat, der hierher zinst. Ebenso zinsen herein die Höfe zu Verchenbach. Eine Liste von Beiträgen zum Türkenkrieg aus dem Jahre 1542 zählt 175 beitragende Personen auf, dabei 15, die nichts haben, und von denen auch nichts zu bekommen ist. Ein solcher Beisatz kommt ganz vereinzelt vor. So können wir annehmen, daß der Aufruhr des „Armen Konrad", der 1514 gegen Herzog Ulrich in Beutelsbach anging, auch in Grunbach Zuzug erfahren hat. Grunbach gehört immer noch zu den Gemeinden mit starkem Weinbau, es hat an einem Tag im Hochsommer einen förmlichen „Weinmarkt". Heute werden noch rund 100 ha angebaut (in Beutelsbach 140, in Schnait 117). Das Statistische Landesamt sagt (Königreich Württemberg 1906, III, S. 488): „Der fruchtbare Boden des Remstales und die sonnigen Abhänge der umgebenden Bergketten haben von jeher zu einer intensiven Bodennutzung eingeladen ... Ein mildes Klima begünstigt ebensowohl den Anbau von Körnerfrüchten und Futtergewächsen als auch die Pflege von Handelspflanzen und Gemüsen und ganz besonders den lohnenden Betrieb der Obstbaumzucht sowie des hochwertigen Weinbaus." Mit Einführung dieser Kultur fand ohne Zweifel eine stärkere Besiedlung statt.

Auch die Schiller treiben in Grunbach vorzüglich Weinbau, aber nicht ausschließlich. Wird doch der Familienname selbst zu einem Gewandnamen von Weinbergen, allerdings so genannt erst in einem Güterbuch vom Jahre 1627, so daß die umgekehrte Übertragung des Namens vom Flurnamen her ausgeschlossen erscheint: „ein Weingarten im Schiller an der Bücherhalden". Ähnlich im nahegelegenen Korb „im Schiller", aber hier erst 1650, als die Familie eine größere Verbreitung ringsum gewonnen hatte.

Aus Grunbach sind uns eine Anzahl Zins- oder Lagerbücher erhalten: Gilten, zu entrichten an die weltliche Herrschaft, an die Keller- oder Kameralbeamten der württembergischen Grafen und Herzoge, werden verzeichnet in den Güterbüchern von 1400, 1500, 1563, 1603, sämtlich auf dem Staatsarchiv befindlich. Aber neben der Kirche und neben einzelnen geistlichen Korporationen hatte hier das reichbegüterte Remstalkloster Lorch, eine Gründung der nahen Hohenstaufen, großen

Besitz und eine eigene Weinkelter, die Abts- oder Lorcher Kelter, jedenfalls von 1471 an, in welchem Jahre Graf Ulrich der Vielgeliebte in geldarmer Zeit einen großen Teil seiner Einkünfte an das Kloster verkaufte. Wir haben Lorcher Lagerbücher von 1502, 1627, 1651 und 1672.

Die Schiller erscheinen in diesen Urkunden von Anfang an als zinspflichtig an die württembergische Herrschaft, sind also von Haus aus altwürttembergisch, wobei nicht mehr sicher auszumachen ist, ob sie nicht zuvor staufisch waren und erst durch die Erwerbungen Württembergs an staufischem Gebiet unter dessen Botmäßigkeit kamen; allein höchst wahrscheinlich ist dies doch, wie bei den meisten Orten der Gegend. Durch den oben erwähnten Verkauf vom Jahre 1471 wurden dann auch die Schiller stark zinspflichtig an Lorch, ohne aber dadurch das alte Untertanenverhältnis zu ändern, da Württemberg die Vogtei hatte und behielt.

Da ist es nun merkwürdig und ein glänzender Beweis zäher Kraft, wie beharrlich die Schiller ihren Besitz festgehalten haben. In den genannten Lagerbüchern findet sich ein ruheloser Wechsel der Lehensträger; begreiflich in jenen kriegerischen Zeiten, in denen die württembergischen Fürsten in zahlreichen Fehden ihre Macht zu mehren suchten und die Untertanen ihres Besitzes nicht froh wurden. Die schwachen bäuerlichen Hände vermochten ihr Lehensgut selten bis auf die Enkel zu vererben. Der Hauptstamm der Vorfahren des Dichters aber vererbt ein und dasselbe Lehen nahezu zwei Jahrhunderte auf die Nachkommen, ja einen Teil von den Zeiten Eberhards des Greiners bis ungefähr zum Anfang des Dreißigjährigen Krieges; bei einem und demselben Gute können wir die Spuren verfolgen bis zum letzten Grunbacher Schiller 1651. Alle Hochachtung vor einer Familie, die pietätvoll am Erbe der Väter hängt und es mit treuen, starken Händen zu bewahren weiß, gleich als wäre es ein adliges Fideikommiß. Diese seltene physische und moralische Kraft dürfte ihre Wurzeln auch schon bei den Vorfahren gehabt und nicht erst Knall und Fall mit dem Jahre 1400 eingesetzt haben, der Familienbesitz also wohl noch älter sein. Ein solcher Rückschluß auf die Zeit vor 1400 ist einfach geboten.

Nun aber einige kurze Worte über die genaueren urkundlichen Belege, die uns zugleich zeigen, daß wir hier in diesen alten Zeiten, in denen noch keine standesamtlichen Registrierungen stattfanden, in der glücklichen Lage sind, einen leider sonst meist fehlenden Ersatz zu haben an der fortlaufenden Buchung des Erbgutes, dank der standhaften Bewahrung durch ein kraftvolles Geschlecht. Nicht weniger als mindestens sechs Generationen sind hier zusammengehalten durch ein doppeltes Band: durch die Vererbung eines Lehensgutes und außerdem noch eines Hauses. Eine ununterbrochene Reihenfolge von Besitzern wird uns hier nahezu sichergestellt von fast der Mitte des 14. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, vom Mittelalter bis zur Zeit der allgemeinen Führung von Kirchenregistern.

Im Zinsbuch von 1400 wird der Name geschrieben sechsmal Schilcher, dreimal Schilher, zweimal Schylher, und zwar ohne Unterscheidung bei den drei erwähnten Vertretern des Geschlechts Ulrich, Hans und Haintz Sch. Aufgezählt unter den Pflichtigen werden ferner ein Schultheiß, ein alt Schultheiß, Bernolt und Ulrich Schultheiß. Da die letztere Benennung als Familienname in Grunbach

nie vorkommt, so haben wir sie als Titel zu fassen, und zwar dürften, da die Vogteirechte über das Kloster Lorch schon um 1300 an Württemberg gekommen waren und daneben ein Sondervogt im Dorfe Grunbach kaum denkbar ist, auch eine andere Herrschaft nicht vorhanden war, nur zwei Schultheißen unterschieden werden. Der Altschultheiß kann aber mit Bernolt nicht identisch sein, da die Lehen von beiden an völlig verschiedenen Orten aufgeführt werden und zusammen einen unverhältnismäßigen Umfang annehmen würden. So glauben wir auf Grund neuester, längerer Erwägungen, daß Bernolt Schultheiß der im Amt befindliche, Ulrich Schultheiß aber der gewesene Schultheiß ist. Diese beiden treten als die beiden größten Landwirte der Gemeinde auf neben der Erbpächterin des umfangreichsten Hofes, des Lorcher Klosterhofs, genannt diu Hugin. Welchen Familiennamen führt nun der Altschultheiß? Ohne Zweifel heißt er Ulrich Schiller; denn er ist Lehensträger nicht bloß von dem Gut, das uns in der Schillerfamilie noch tief ins nächste Jahrhundert hinein begegnet, sondern auch von der Hausstätte, die sich bis ins übernächste Jahrhundert in der Familie findet und stets kenntlich ist an den zweimal 6 Hellern, die sie zu zinsen hat. Zur Zeit unseres Altschultheißen ist es allerdings nur eine, vermutlich infolge der Städtekriege leergewordene Hofraite, die ein anderer im Afterlehen hat. Sie gibt 1 Schilling, d. h. 12 Heller. — Damit erfahren wir auch, woher jener Sitz der Schiller stammt: aus einem alten Erblehen. Dafür aber hat Ulrich ein anderes Haus in der Nähe: „Item Vlrich Schultheiß git vß sim Huß 5 Schilling Heller in das Gut. Daz lit by der Lorcher Kelter“: hier herum saßen die alten Hauptschiller durch die Jahrhunderte, auch eine Bestätigung der Identität von Ulrich Schultheiß und Ulrich Schiller. Warum aber wird er nicht beim Familiennamen genannt? Das war wohl nicht üblich, denn wir finden es auch bei Bernolt nicht anders. Zugleich diente es zur Unterscheidung von einem ausdrücklich genannten Ulrich Schiller. Daß der letztere eine besondere Person ist, müssen wir aus seinem umfangreichen Weinbau schließen: unter den damals allerdings noch weniger zahlreichen Weingärtnern erscheint er als einer der Stärkstbeschäftigten: das wäre wohl für den Altschultheiß neben seinen zwei Bauernlehen zuviel gewesen. Somit haben wir schon im Jahre 1400 vier Schiller in Grunbach.

Wie sie zusammenzuordnen sind, ist nicht sicher auszumachen. Am ehesten wird man die beiden meistbegüterten zusammennehmen als Vater und Sohn; denn bei der damals noch üblichen Vererbung des Gesamthofes erhielt sich der Hauptbesitz bei einer, gewissermaßen der Majoratslinie. Ulrich Schiller hat auch noch keines der Lehen vom Vater inne. Aber als kaufkräftiger Sohn eines wohlhabenden Vaters hat er sich auf anderen Gebieten Besitz eingetan, in dem neu aufgekommenen Weinbau. Der Altschultheiß kann bei seinem größeren bäuerlichen Umtrieb, in dem doch auch ein Weinberg nicht fehlt, kaum hochbetagt sein. Deswegen könnten wir den Nächstvermöglichsten ihm im Alter noch voransetzen. Hans besitzt die angenehmen Liegenschaften von Haus, Garten, Wiese und einen Weinberg in günstiger Lage, was er ganz wohl noch überschauen kann. Als Erbe seines Gartens erscheint 1500 der Hauptstamm. Haintz dagegen, der die bescheideneren Güter einer sehr entfernten Wiese und eines Weinberges am Hungerberg

innehat, gehört entschieden einer Nebenlinie an. Wir könnten Hans, Ulrich, Ulrich als Großvater, Vater und Sohn unterscheiden und in Haintz etwa einen zweiten Sohn vom Großvater sehen, der dann ein Alter von 75 Jahren hätte und etwa 1325 geboren wäre.

Alles in allem: das erste Auftreten der Vorfahren unseres Dichters bietet einen hocherfreulichen Anblick. Wir schauen einen prachtvollen Stamm, der ein längeres Weiterbestehen und kräftiges Wachstum verheißt. Gleich einer mächtigen deutschen Eiche steht er da, von der man hoffen darf, sie werde ihre festgefügten, knorrigen Äste noch Jahrhunderte gen Himmel erheben und weiter emporrecken, der leuchtenden Sonne sich erfreuend und dem Unwetter Trotz bietend. Nur spärliche Nachrichten sind es, in denen die alten Urkunden uns von ihrem Besitz und ihren Arbeiten Kunde geben. Aber wenn wir sie entziffern, so sehen wir zwischen den Zeilen ein Geschlecht sich erheben mit hellen Augen und starken Armen, das in jenen wilden Zeiten, da der Stärkste recht hatte, in jenem 14. Jahrhundert, da die württembergischen Grafen mit Kaiser, Ritterschaft und Städten schier endlose Kämpfe führten, da das Land aus tausend Wunden blutete und in dem Adel, Bürger- und Bauernstand fast zugrunde gingen, sich zu behaupten wußte.

Diese alten Schiller gehörten ja nicht zu den Hohen der Erde, es waren einfache Landleute, nicht einmal Großbauern, nur bescheidene Land- und Weinbauern, aber doch um 1400 von verhältnismäßig so stattlichem Besitz, daß er ihnen nicht über Nacht zugefallen sein konnte. Wir dürfen ruhig annehmen, daß sie ein Jahrhundert früher, schon als jener Eberhard regierte, der mit Kaiser und Reich in die Schranken trat, und den das Volk als den kühnen Begründer württembergischer Sonderexistenz mit dem Beinamen des Erlauchten ehrt, als ein tüchtiges Geschlecht sich erwiesen und so feste Wurzeln in altschwäbischem Boden geschlagen haben, daß kein Sturm sie entwurzeln konnte. Und wir wissen auch, daß sie noch lange, bis in den menschenmörderischen Dreißigjährigen Krieg, hier festgesessen sind. Ein urwüchsig starker, zäher Bauernschlag, doch offen jeglichem gesunden Fortschritt; sehen wir doch, wie sie mit Eifer sich der neuen, vielverheißenden Kultur von Obst und Wein zuwenden. Von selbst mußten einem solch hervorragenden Geschlecht die besten Ehrenstellen und Würden zufallen, über die die Landgemeinde verfügen konnte; in vorderster Reihe finden wir sie daher von 1400 an durch die Jahrhunderte.

Noch höher als Besitz und Rang stehen uns die Eigenschaften von Herz und Gemüt; sehen wir in ihnen doch nicht bloß Naturgabe und Naturgewinn, sondern die edle Frucht innerer, sittlicher, persönlicher Bildung. Zwei Schiller namens Ulrich haben wir in den Schillern des Jahres 1400 gefunden, offenbar in Anlehnung an den damals spezifischen Grafennamen. Man ist versucht, es als eine Sache der Mode zu betrachten, wenn, wie Sitten und Gebräuche, so auch der Name des Herrschers sich in seinem Lande sehr verbreitet. Aber es ist doch wohl mehr als bloße Nachahmung, wenn z. B. zurzeit in Schwaben auf dem Lande keine Mannsnamen so häufig sind wie Friedrich, Karl, Wilhelm. Wenn vollends in jenen Zeiten des Greuels der Verwüstung der Name des Herrschers noch so viel gilt, daß er in den Untertanen vervielfältigt wird, so müssen wir auf besondere Wertschätzung,

Anhänglichkeit, Treue schließen. Vielleicht ging jene Anhänglichkeit ans „angestammte Herrscherhaus" schon zurück auf den ersten ins Licht der Geschichte eintretenden Württemberger, Konrad I., der um 1080 Herr und Beschützer von Beutelsbach und Umgebung wurde. Jedenfalls können wir die Schiller nicht bloß zu den Urschwaben, sondern in etwas weiterem Sinn zu den ältesten Untertanen des Hauses Württemberg rechnen.

Dabei ist kaum ein Zweifel, daß das Remstal bis herab gen Waiblingen dem mächtigsten Herrengeschlecht der Staufer Gefolgschaft leistete. Wer kann es wissen, ob nicht auch die Schiller einst ausgezogen sind mit den ruhmreichen Herren, dem glänzenden Gefolge eines Friedrich I. Barbarossa? Sie verstanden zu ihrer Zeit sicher auch das Schwert trefflich zu führen. Kein Blatt der Geschichte verzeichnet ihre Taten. Aber ein halbes Jahrtausend, nachdem die Herrlichkeit des staufischen Hauses dahingesunken war, ist dem kernigen Geschlecht der Schiller ein tapferer Nachfahre geboren worden, ein Ritter vom Geiste, der die ersten Elemente jener tieferen Bildung, mit der er einer der Führer des deutschen Volkes wurde, dort in Lorch am Fuße der Staufenburgen empfing und dann des neuen Deutschen Reiches Herrlichkeit mitbegründen sollte mit seinen unsterblichen Gesängen.

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen noch Gefahr.



Vom Gewinn allgemeiner Bildung

Ein vielgebrauchtes Schlagwort behauptet: „Wissen ist Bildung". Daneben haben wir die Bezeichnung „allgemein gebildet" und man darf wohl sagen, daß zu keiner Zeit mehr nach dieser allgemeinen Bildung gestrebt worden ist, als heute. Bringt man diese Bezeichnung „allgemein gebildet" mit jener Auffassung zusammen, daß Wissen gleich Bildung ist, so würde allgemeine Bildung also gleich allgemeinem Wissen sein. Da man nicht annehmen darf, daß hier das Wort „allgemein" mit dem unglücklichen Beigeschmack von „ungefähr", „wenn man es nicht genau nimmt", verstanden werden soll, so daß allgemeines Wissen dann hieße: man weiß so etwas von allem, aber nichts eigentlich genau, so ergibt sich aus dem allgemeinen Sprachgebrauch, daß man von *einem gebildeten Menschen* verlangt, er solle ein *allumfassendes Wissen* haben.

Nun wäre zunächst zu bemerken, daß Wissen noch keineswegs gleich Bildung ist, daß auch das reichste Wissen einen Menschen noch nicht gebildet zu machen braucht, daß man umgekehrt aber auch ohne den Besitz ausgesprochener Wissenschaft sehr wohl gebildet sein kann. Aber wenn wir in diesem letzteren Falle einem Menschen das Wort „gebildet" zugestehen und nicht durch die Einschränkung „Herzens-, Gemütsbildung" von vornherein die hohe Allgemeinbedeutung des Wortes wegnehmen, so muß der Betreffende eine Eigenschaft haben, die man weniger als Besitz von objektivem Wissen, denn als *subjektive Fähigkeit zur Wissenschaft* bezeichnen mag.

In der Tat ist es ja für keinen Menschen möglich, die Ergebnisse aller Wissenschaft sich zu eigen zu machen. Aus dieser Erkenntnis heraus hat sich seit zweihundert Jahren in steigendem Maße ein Spezialistentum entwickelt. Immer enger sind die Ausschnitte aus den verschiedenen

Wissenschaftsgebieten geworden, die der einzelne zu durchackern sich anschickt, und gerade die ausgesprochen akademische Wissenschaft hat jahrzehntelang eine Art von Sonderforschung begünstigt, bei der es auch dem fleißigsten Talente nicht möglich war, mehr als einen ganz kleinen Bruchteil einer Fakultätswissenschaft in diesem Sinne sich zu eigen zu machen. Es ist aber nicht zu leugnen, daß wir nur mit einem gewissen Widerstreben diesen Spezialgelehrten das Ehrenwort eines wirklich Gebildeten zuerkennen mögen. Andererseits drängt es uns immer wieder zu Menschen, die versuchen, durch die Kraft ihrer Persönlichkeit intuitiv das riesige Gebiet der gesamten Wissenschaft zu durchdringen auf die Gefahr hin, in hundert Einzelheiten nicht genau Bescheid zu wissen und mit ruhiger Anerkennung der Notwendigkeit nicht überall, ja fast nirgends, zu den Quellen selber vordringen zu können, sondern die Forschungsergebnisse der anderen übernehmen zu müssen. Auch heute noch hat die akademische Fachwissenschaft zuweilen ein verächtliches Achselzucken für diese Art von Gelehrsamkeit. Aber sie hat es nicht nur immer häufiger erleben müssen, daß gerade derartige Gelehrte den größten Einfluß auf die weiteren Volksschichten gewonnen haben, sondern daß sie sogar für die Spezialforschung richtunggebend gewirkt haben. Denn diese Männer — nennen wir als Beispiel Houston Stewart Chamberlain — arbeiten wirklich im Dienste der Bildung, nicht im Dienste der Wissenschaft. Indem sie selbst die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in einem einzigen Lebewesen zusammenzudrängen versuchen, erweisen sie den Begriff „Wissenschaft" wieder einmal als lebendigen Organismus. Deshalb können sie dann auch wieder diese sonst aus einer Unsumme von Einzelpünktchen und Einzelwerten bestehende Addition „Wissenschaft" als das aus jenen zahllosen Faktoren gewonnene Produkt „Wissen" der Menschheit übermitteln.

Nur dieses Produkt Wissen ist als eigentlicher Lebenswert zu empfinden. Und so lebt in uns allen als das Ideal des Begriffes eines gebildeten Menschen der, dem nichts von den Erscheinungen des Lebens fremd und unvertraut ist; der von all den tausend Dingen, die er sieht, die ihm durch die Hände gehen, die er benutzt, die ihm auf Schritt und Tritt im Leben begegnen, weiß, was sie sind, woher sie kommen und worin sie wirklich bestehen.

Gewöhnlich empfinden wir im eng umschienten Raum, in den das Tagwerk des Berufs uns zwingt, nicht so schwer, wie wenig wir eigentlich wissen. Wir haben eigentlich keine Zeit, das zu empfinden. Man beobachte dagegen die Menschen einmal, wenn sie „frei" sind, auf ihren Urlaubsreisen oder an der Erholungsstätte. Da gehen Herz und Augen auf. Der sich das ganze Jahr berufsmäßig mit wissenschaftlichen Büchern etwa philosophischen oder philologischen Inhalts beschäftigt hat, sieht draußen in der Natur hunderte von Erscheinungen, die ihn fesseln, die er in ihren Ursachen und Zusammenhängen kennen möchte. Die Notwendigkeit des Wissens von der Natur drängt sich ihm fast gebieterisch auf, und beschämt, halb verzweifelt oft, muß er sich eingestehen, daß nach jahrzehntelangem Studium er vom Leben des Weltalls rings um sich herum so gut wie nichts weiß. Ein anderer trifft es, daß er einen Brückenbau im Entstehen sieht, und schwer fällt es auf ihn nieder, daß er von der Technik, ihrer Art zu arbeiten, ihrer Art zu denken und zu sehen, fast nichts versteht. Umgekehrt erlebt man es auf Schritt und Tritt in jedem Museum und jeder Kirche, daß Tausende von „gebildeten" Menschen allem Künstlerischen gegenüber völlig versagen. Nur daß sich auf diesem Gebiete nicht so leicht das Eingeständnis dieser Tatsache dem einzelnen abringt. Man gibt wohl zu, nichts von Kunst zu wissen, wohl aber habe man das Gefühl dafür. In Wirklichkeit ist aber viel häufiger das Umgekehrte der Fall, daß eben das richtige Gefühl, das wirkliche Empfinden für Kunst fehlt und durch angelesene Phrasen, also durch äußerliches Wissen ersetzt werden soll. Und so immer und überall. Wahrlich, es bleibt das Wort bestehen: Unser Wissen ist Stückwerk. Und so wird es notwendigerweise auch immer bleiben.

Zwingen uns aber die enggezogenen Lebensgrenzen so, auf einer kleinen Seite des tausendseitigen Daseins unser Leben zu verbringen, so sind wir dadurch noch nicht zur Ein-

seitigkeit gezwungen. Wir können wissen, daß es noch tausend andere Seiten gibt, auf denen wieder andere Menschen wirken, von denen aus diese schaffen, ja von denen aus diese zu dem gleichen Punkte zu dringen suchen, dem wir selber zustreben: zu Lebensweisheit und Lebensglück.

Das aber müßte nun sich erreichen lassen: von diesen anderen Seiten des Lebens so viel zu erfahren, daß wir die von dort sich ergebende andere Sehweise begreifen lernen. Und wenn es nicht möglich ist, die äußeren Einzelheiten aller Erscheinungen der Welt zu kennen, so ist es wohl möglich, in das innere Wesen der Dinge zu dringen, das geschichtliche Werden und das geschichtliche Bedingtsein der großen Einrichtungen und Erscheinungen der Zeit zu erfassen. Ebenso ist es jedem möglich, so viel Wissen von der Natur zu gewinnen, um uns als das in die Natur hineinzustellen, was wir da sind.

Am wichtigsten ist zunächst, die Einsicht zu gewinnen, daß der Begriff der allgemeinen Bildung eine Veränderung erfahren muß.

Es bleibt die Aufgabe der Schule, diese allgemeine Bildung den Menschen in der Grundlage zu vermitteln. Die Schule wird um so höher stehen, je höher hinauf sie diese allgemeine Grundlage treiben kann, d. h. je weiter hinauf sie den Menschen universell bilden, d. i. teilnahmefähig machen kann an der Gesamtheit der Erscheinungen der Welt. Darin muß der eigentliche Unterschied zwischen Volksschule, Mittelschule und höherer Schule beruhen, weniger darin, daß die Summe des Einzelwissens sich stets vermehrt. Und gerade darin ist, wie mir scheint, in den letzten Jahrzehnten so schwer gesündigt worden. Schier jeder Lehrplan beweist es: man glaubt dadurch, daß man noch einzelne Brocken einzelner Wissensgebiete hinzunimmt, die Bildung des Menschen zu vermehren. So beruht auch richtig der Streit zwischen den Anhängern des sogenannten humanistischen und des Realgymnasiums in der Frage, von welchen Fächern ein größerer Teil des darin aufgestapelten Wissensstoffes den Schülern vermittelt werden soll. Dagegen hat die eigentliche, die im besten Sinne philosophische Erziehung, die Erziehung zur Erkenntnis der gesamten Erscheinungen in der Welt immer mehr zurücktreten müssen. Nicht auf die Verdrängung der mehr philologischen — um einmal diesen Ausdruck festzuhalten — Wissenschaften durch die mehr praktischen und Naturwissenschaften kann es ankommen, sondern auf die Verbindung beider. Nicht die möglichst große Aufspeicherung von Einzelstoffen kann die Aufgabe der Schule sein, sondern das Erzielen eines lebendigen Verhältnisses zum Gesamtstoffe.

Von Natur aus sind fast alle Menschen universal, und unter besonders glücklichen Lebensumständen zeigt sich eigentlich bei allen zeitweise diese universale Anlage. Es muß die Aufgabe der Schule sein, diese universale Anlage möglichst zu schärfen, nach Kräften zu stärken und ihr auch so viel Nahrungsstoff von allen Seiten her zuzuführen, daß wirklich nach allen Richtungen hin die Grundlage gelegt ist. Sind diese Grundbegriffe aller wissenschaftlichen Disziplinen vorhanden, so ist es später verhältnismäßig leicht, in kurzer Zeit sich das einzelne hinzuzugewinnen. Denn es ist eben die Vorbedingung zum Verständnis dieses einzelnen erfüllt. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so habe ich auf meinen weiten Wandergängen kaum einen Wanderer getroffen, dem nicht durch das ständige Sehen der Erd- und Steinverhältnisse eine Reihe geologischer Fragen sich aufgedrängt hätte. Würde das Gymnasium für Geologie soweit die Grundlage legen, wie es etwa für Kunstgeschichte geschieht, die ja doch auch kaum jemals obligatorisch behandelt wird, sondern immer nur nebenher, so würde jeder Gebildete ebenso viel Verständnis für geologische Erklärungen eines Reiseführers mitbringen, wie jetzt für dessen kunsthistorische. Eine Wanderung könnte auf diese Weise außerordentlich fruchtbar und auf diesem Gebiete bildend wirken, wenn eben die Vorbedingungen zum Verständnis dieser Dinge überhaupt erfüllt wären. Da aber allgemein bekannt ist, daß man in der Regel von Geologie nichts weiß, gehen die „Reiseführer“, die jeden Kunstschatz verzeichnen,

auf geologische Dinge kaum ein, trotzdem sie vom Standpunkt einer wirklich allgemeinen Bildung oft viel mehr Anlaß dazu hätten.

Ähnlich ist es auf allen Gebieten. Weil wir nicht richtig vorbereitet sind, bleibt eine Fülle von Anregungen, die das Leben selbst uns bringt, unfruchtbar. Sicher hat sogar diese Tatsache zur äußeren Lebensgestaltung beigetragen. Es gibt doch eigentlich nichts Traurigeres, als daß die meisten Menschen ihren Verkehr hauptsächlich bei Fachgenossen suchen, statt daß sie die dringend notwendige Ergänzung ihrer geistigen und seelischen Anschauungen am leichtesten durch den Umgang mit anders Gebildeten gewinnen könnten. Auch in der Lektüre bleibt vieles unfruchtbar; vor allem vom Inhalt der Zeitung, die ja eigentlich gezwungen ist, sich mit allen Erscheinungen der Welt zu befassen. Andererseits ist die Zeitungsschriftstellerei dadurch so sehr zur Oberflächlichkeit gezwungen, weil sie nicht einmal mit den elementarsten Grundlagen der Wissensgebiete rechnen darf.

Es ist unverkennbar, daß man in immer weiteren Kreisen diese Tatsache fühlt, wenn sie auch wohl kaum so offen ausgesprochen wird, wie es im Vorangehenden der Fall war. Der beste Beweis für das Vorhandensein dieser Anschauung, aber auch für den guten Willen zu bessern, gibt der Buchhandel. In steigendem Maße erscheinen Unternehmungen, deren Ziel es ist, dem einzelnen die Erweiterung seines Wissensgebietes zu erleichtern, die danach streben, dem einzelnen eine wenn auch noch so bescheidene Universalität zu ermöglichen. Das geschieht einerseits dadurch, daß Werke erscheinen, die selber möglichst umfassend sind, andererseits in der Entwicklung einer populären Gelehrsamkeit, deren Ziel es ist, das durch Fachstudium gewonnene Wissen in einer Art mitzuteilen, daß auch der Nichtfachmann ein inneres Verhältnis zu dem betreffenden Gebiete gewinnt und sich über dessen wichtigste äußere Erscheinungen leicht unterrichten kann.

Auf einige solcher Unternehmungen soll hier kurz hingewiesen werden. Nur kurz, denn es kann sich ja um eine eigentliche kritische Würdigung nicht handeln, sondern mehr um Hinweise, wobei das abgegebene Urteil nicht eine Beurteilung der fachmännischen Tüchtigkeit in der Behandlung des einzelnen Stoffes sein, sondern nur feststellen will, ob ein nach allgemeiner Bildung strebender Mensch hier seinen Drang befriedigen konnte. Für die fachmännische Tüchtigkeit in der Behandlung der Stoffe geben übrigens die Verleger meistens selber dadurch die Bürgschaft, daß zur Behandlung des einzelnen Gebietes ein als Fachmann anerkannter Gelehrter gewonnen ist. Es bleibt also dann nur die Frage offen, ob dieser Fachmann selber universales Empfinden genug hatte, um dem Nichtfachmann etwas geben zu können.

Das Buch, an das jeder bei diesen Ausführungen zunächst denkt, ist das Konversationslexikon. Das, was der festeingebürgerte Name verspricht, sucht wohl heute kein Gebildeter mehr in diesem zu Hunderttausenden verbreiteten umfangreichen Bibliothekswerke. Höchstens als Karikatur erwähnt man des Mannes, der im Konversationslexikon sich den Stoff für seine Konversation sucht, um mit dem kurz zuvor ergabelten Wissen in der Gesellschaft zu prunken. Heute pflegt als Untertitel ein hinweisendes Wort zu stehen, wie es Meyers großes Konversationslexikon also gibt: „Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens". Als solches aber haben sich diese Lexika auch jene Gelehrtenkreise erobert, die zunächst sehr verächtlich auf ihre Ratserteilung herabgeblickt hatten. Es wird wohl auch kaum mehr eine Gelehrtenstube geben, in der das Konversationslexikon nicht seinen Platz hat, denn wem wäre es wohl möglich, heute noch sich „die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt"? Auch verschließt die Benutzung des Konversationslexikons ja keineswegs jene Quellen, es weist sogar selber regelmäßig darauf hin, ist aber unentbehrlich als Rückerinnerungsmittel, als augenblickliche Unterweisung vom Wichtigsten über die betreffende Frage, als erste Auskunft und Unterweisung auf allen jenen Gebieten, auf denen uns Fachkenntnis durchaus abgeht. Fachlich aber werden wir ausgezeichnet unterrichtet. Denn daß diese Lexika



zur Mitarbeit ein ganzes Heer von Spezialisten aufbieten, ist bekannt. Wenn dann ein derartiges Buch, so wie der „große Meyer", in sechs Auflagen immer wieder durchgearbeitet worden ist, so entsteht allmählich ein in sich vollkommenes Gebilde. Zwanzig Bände, trotz ihrer Stärke in immer noch handlichem Format, zu einem nur durch den Massenabsatz möglichen Preise von 10 ℳ für den Band, wo es irgend angängig ist, das Wort belebt und verdeutlicht durch ein ausgezeichnetes Bildermaterial. Die Raumverteilung ist alles in allem ausgezeichnet, der Ton des Vortrags bei fast allen Mitarbeitern ohne Anmaßung mit dem Bewußtsein, daß hier nicht der Ort ist, subjektive Auffassungen vorzutragen, sondern das Feststehende darzulegen. Wie diese Umarbeitung aus der persönlichen Ansicht in die mehr objektive Darstellung vor sich geht, kann man deutlich beobachten, wenn man etwa in dem jetzt vorliegenden Ergänzungsband, dem 21. des Gesamtwerkes, jene größeren Artikel durchliest, in denen die Ereignisse der letzten Zeit viel ausführlicher behandelt werden, als es später im Lexikon geschehen kann. Daß ein jeder Benutzer eines solchen Werkes im Laufe der Jahre manche Wünsche nicht erfüllt sieht, versteht sich von selbst. Ich hatte vor allem das Gefühl, als ob eigentlich auf sämtlichen künstlerischen Gebieten man zu zurückhaltend sei in der Aufnahme neuer Namen, so daß selbst in der allerneusten Auflage viele Künstlernamen fehlen, die seit mehreren Jahren im Vordergrunde des Tageslebens stehen, Namen, die jedem Zeitungsleser oft begegnen müssen. Es sieht so aus, als ob einmal aufgenommene Artikel nicht leicht wieder ausgeschieden würden. Das halte ich für verkehrt. Das Konversationslexikon kann nicht die Enzyklopädie der früheren Zeiten völlig ersetzen. Es muß im höchsten Sinne des Wortes etwas Journalistisches an sich haben, muß vor allem der lebendigen Gegenwart dienen.

Aus allen diesen Gründen begrüße ich mit besonderer Freude die Ausbildung eines neuen Typus im Konversationslexikon, der zwischen dem früher meist zweibändigen kleinen und den immer mehr ins Breite gehenden großen die Mitte wahrt. Jene kleinen konnten tatsächlich kaum mehr als ein Stichwort geben; die großen Lexika aber bringen auf manchen Gebieten viel zu viel. Wenn man solch einen Artikel herausnimmt wie etwa „Deutschland", so hat man ja ein dickes Buch in der Hand, und es ist für den beschäftigten Mann, der sich, durch irgend welche Frage angeregt, über die deutsche Wirtschaftsgeschichte oder die Gesamtlage der deutschen Industrie unterrichten möchte, in der Regel unmöglich, so rasch die Zeit zu erübrigen, um den betreffenden Abschnitt durchzulesen. Vor allen Dingen aber wird ihm hier eine solche Fülle von Material hingelegt, daß der Artikel ein Studium erfordert. Diesen mittleren Umfang des Lexikons hat zuerst vorzüglich Herder getroffen mit seinen acht Bänden. Jetzt liegt vollständig vor die siebente Auflage von Meyers kleinem Konversationslexikon (6 Bände zu ℳ 12.50). Das Werk ist völlig neu bearbeitet, bringt über 150 000 Artikel, ist sehr reich illustriert und wird kaum einmal den Fragesteller im Stiche lassen. Güte in Ausstattung und Druck sind beim bibliographischen Institut selbstverständlich. Daß durch die Raumbegrenzung nicht mehr gegeben werden kann als Grundrisse, empfinde ich als Vorzug. Gute, nicht zu weit geführte Literaturangaben erleichtern jedem, der mehr will, das weitere Suchen. Ich empfehle diesen kleinen Meyer auch deshalb ganz besonders so, weil sein Umfang eine wirklich fruchtbare Benutzung des Konversationslexikons ermöglicht. Vorbedingung zu dieser fruchtbaren Benutzung ist nach meinem Gefühl, daß man persönlich über nichts im unklaren bleiben darf, daß man über alle Fragen, die einem auftauchen, über jedes Wort, das für uns nur Schall ist, sich Belehrung holen muß. Dazu hat auch der Beschäftigtste Zeit, wenn diese Belehrung ihm nicht zu umfänglich vorgetragen wird. Gewiß, es gehört Energie und Beständigkeit dazu, den Grundsatz zunächst in die Tat umzusetzen. Aber bald wird er einem so zur Gewohnheit werden, daß man kaum mehr anders kann, und man wird erfahren, daß eine Viertel-, eine halbe Stunde täglich, ja oft wenige Minuten ausreichen, um sein Wissen nach den verschiedenen Richtungen hin zu erweitern und in Tausenden von Dingen sich nicht mehr mit der Schale begnügen zu müssen, sondern den Kern sich zu gewinnen.

Aber mag man so den Wert des Konversationslexikons noch so hoch veranschlagen, das eine erkennt man, daß es uns niemals zu jener Art von allgemeiner Bildung verhelfen kann, wie wir sie in der ersten Hälfte dieser Ausführungen entwickelt haben. Es liegt in der Natur dieser Werke, daß sie uns Wissen über einen Punkt vermitteln, doch können sie niemals in das innere Wesen der Dinge einführen. Sie geben immer Einzelheiten, deren noch so weitgehende Aneinanderreihung die systematische Kenntnis eines Stoffes nicht zu ersetzen vermag. In der Hinsicht einmal das gesamte Gebiet des menschlichen Wissens und Schaffens zu behandeln, hat sich zur Aufgabe gestellt das riesige Unternehmen, das vom Verlage B. G. Teubner in Leipzig unter dem Titel „Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele“ seit zwei Jahren herausgegeben wird. Unter der redaktionellen Leitung von Paul Hinneberg sind hier eine große Zahl von Gelehrten zusammengetreten, um „in allgemein verständlicher Sprache eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur darzubieten, indem sie die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringen“. Seitdem ich das letztemal über dieses Werk gesprochen habe, sind eine Reihe neuer Bände erschienen. Die „allgemeine Geschichte der Philosophie“ (geh. 12 M, geb. 14 M) wird eröffnet durch eine außerordentlich fesselnde Darstellung der Philosophie der primitiven Völker aus der Feder Wilhelm Wundts. Auf einem Dutzend Seiten gibt dann Hermann Oldenberg eine scharf zugespitzte Darstellung der indischen Philosophie, an die sich die übrige Philosophie des Orients anschließt. In die Darstellung der europäischen Philosophie teilen sich Hans von Arnim für das Altertum, Clemens Bäumker, ein ganz hervorragender Kenner der Scholastik, für das Mittelalter, Wilhelm Windelband, der bekannte Nachfolger Kuno Fischers, für die neuere Philosophie. Ein einziger Band umschließt dann auch die Darstellung der „romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluß des Keltischen“ (geh. 10 M, geb. 12 M). Die keltische Literatur, bei der Heinrich Zimmer die allgemeinen Grundlagen gibt, während Kuno Meyer und Ludwig Christian Stern die einzelnen keltischen Literaturen behandeln, nimmt etwa den vierten Teil des Bandes ein. In der darauffolgenden Hälfte behandelt Heinrich Morf die verschiedenen romanischen Literaturen, zum Schluß Wilhelm Meyer-Lübke die romanischen Sprachen. Bereits in neuer Auflage liegt vor die „Geschichte der christlichen Religion mit Einschluß der israelitischen Religionsgeschichte“. Dieser Band ist gegenüber der ersten Auflage so vermehrt worden, daß er jetzt in zwei Teile geteilt worden ist, wobei die systematische Entwicklung der christlichen Religion von der Geschichte gelöst wurde. (I. Teil 18 bzw. 20 M, II. Teil 6.50 bzw. 8 M.) Den Vorteil von dieser Vermehrung hat vor allen Dingen der Abschnitt „Katholisches Christentum und Kirche Westeuropas in der Neuzeit“ von Albert Ehrhard. Überhaupt muß hervorgehoben werden, daß in diesen beiden Bänden alle katholischen Fragen von den ersten katholischen Gelehrten behandelt worden sind, daß man also der Liebe des Bekenntnisses vor der Kritik den Vorzug gegeben hat. Ich empfinde diesen Standpunkt als den allein berechtigten und habe das angenehme Gefühl, als ob überhaupt dieses riesige Gelehrtenwerk vom fruchtbaren Geiste wirklicher Liebe beseelt sei. Daß bei der Mitarbeit so vieler nicht alle Abschnitte gleich wertvoll ausgefallen sind, ist leicht begreiflich; aber es scheint mir für den Geist des heutigen Gelehrtentums sehr bezeichnend, daß man eher hie und da über eine etwas zu — sagen wir feuilletonistische Behandlung klagen könnte, als über das Gegenteil; daß eher der eine oder andere der Versuchung, seinen Stoff zu interessant zu behandeln, erlegen ist, als der mit Recht sonst so gefürchteten trockenen Gelehrsamkeit. Ich kann mir eigentlich für einen gebildeten Mann, der sich häufiger einige Stunden für ruhiges Studium erübrigen kann, keinen schöneren Bibliothekschatz denken, als diese groß angelegte und bis jetzt in wirklich großem Stile durchgeführte Darstellung unserer geistigen Kultur.

Vielleicht ist dem Inhaber des Teubnerschen Verlages, Dr. Alfred Giesecke, aus der gewiß riesenhaften Arbeit mit diesem großen Unternehmen der Gedanke zu einem anderen kleinen Seitenstücke dazu erwachsen, das ich zu den dankenswertesten Büchern zähle, die mir seit langem begegnet sind. Wenn ich eben es als die Aufgabe der Schule bezeichnete, in uns die Grundlage für eine wirklich allgemeine Bildung zu legen, so ist mit dem zweibändigen Werke „Schaffen und schauen“ (geb. je 5 M) ein ausgezeichnetes Hilfsmittel dazu geboten, das natürlich noch des weiteren Ausbaus bedarf, aber immerhin schon jetzt im ersten Versuch überraschend gut gelungen ist. Bei dem Buch hat man etwa an unsere Primaner gedacht. Der erwachsenen Jugend wird hier ein Werk in die Hand gegeben, das die verständnisvolle Anteilnahme an unserem ganzen Kulturschaffen dadurch weckt, daß es in leicht verständlicher und doch eindringlicher Weise eine Übersicht über unseren gegenwärtigen Kulturbesitz in seinem Werden und Wachsen gibt. Hier ist tatsächlich der Weg ins innere Wesen der Dinge gewiesen. Das Werk beantwortet nicht nur, sondern regt vor allen Dingen an zum Fragen und Forschen, zur wißbegierigen Betrachtung der Umwelt, in die wir hineingestellt sind. Und da gibt es dann die nötigen Hinweise, wie und wo wir uns die weitere Belehrung holen können.

Der erste Band: „Von deutscher Art und Arbeit“ ist gewissermaßen eine vertiefte Bürgerkunde. Über Lage, Art, Beschaffenheit des deutschen Landes berichtet zunächst Karl Dove; Georg Steinhausen behandelt den deutschen Volkscharakter; geschichtlichen Werdegang und heutige Stellung des deutschen Reiches legt Gustav Meyer dar. Die zweite Abteilung behandelt die deutsche Volkswirtschaft in ihren Grundlagen und ihre Einstellung zu den anderen Völkern, sowie in ihren einzelnen Gebieten als Land- und Forstwirtschaft, Bergbau, Industrie, Technik, Kunstgewerbe und Architektur, Handels- und Verkehrswesen. Nun folgt die Staatskunde mit einer Darlegung der Aufgaben und Bestrebungen des Staates, der Stellung des Bürgers in ihm; eine Abhandlung über Berufe und die Vorbildungen zu den verschiedenen Berufsarten schließt sich an. Der zweite Band unter dem Titel „Des Menschen Sein und Werden“ geht auf unser inneres und äußeres Menschentum aus, zeigt des Menschen Herkunft und Stellung in der Natur, Bau und Leben des menschlichen Körpers und entwickelt den Begriff von des Menschen Seele. Daran schließt sich eine Darlegung der geistigen Kultur der Menschheit, der Wissenschaften, Philosophie, Kunst und Religion. Zum Schluß versucht Emil Fuchs die Gesetze und Richtlinien einer gesunden und glücklichen Lebensführung aufzudecken. Die zwei Bände haben zusammen etwa 800 Seiten, also ein Werk, dessen Studium in der Tat jeder bewältigen kann. Und ich meine, wer dieses Buch sich wirklich zu eigen gemacht hat, zumal in jungen, bildungshungrigen Jahren, dem könne das nicht mehr verloren gehen, was unsere großen Dichter und Denker als Humanitätsideal aufstellten. Wenigstens das Gefühl für dieses Ideal wird dieser Mensch dauernd behalten, und er wird seiner Verwirklichung nachstreben. In diesem Streben, das Ganze zu umfassen, mit Bewußtsein ein Teil dieses Ganzen zu sein, liegt aber der eigentliche Kern einer wirklich gesunden allgemeinen Bildung beschlossen.

K. St.



Neue Schillerliteratur

Im Jubeljahre 1905 hatte die Schillerliteratur, wenigstens was die Masse anlangt, ihren höchsten Stand erreicht. Naturgemäß mußte der mächtig anschwellende Strom wieder in sein normales Bett zurückkehren. Aber die wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Beschäftigung mit Schiller ist auch seit 1905 nicht ganz zur Ruhe gekommen, und mit dem Näherrücken des neuen Jubiläums hat die Bewegung wieder kräftiger eingesetzt. Immer noch gibt es Verleger, die den zahllosen Gesamt- und Sonderausgaben

der Schillerschen Schriften neue hinzuzufügen den Mut haben, immer noch läßt sich das Leben und Dichten des Gewaltigen unter neue Gesichtspunkte bringen. Mögen auch von diesen Gaben manche als überflüssig und zwecklos erscheinen, so ist doch die Tatsache als solche erfreulich, weil sie einen greifbaren Beweis für Schillers unverwüstliche Lebenskraft liefert. Leider hat es den Anschein, als ob uns die am sehnlichsten erwarteten Werke auch diesmal wieder vorenthalten bleiben sollen: die Fortführungen der zwei am gründlichsten angelegten Biographien von Weltrich und Minor. Der letztere, durch seinen anstrengenden Universitätsberuf übermäßig in Anspruch genommen, dürfte endgültig auf die Vollendung verzichtet haben; dagegen spricht eine leise Hoffnung dafür, daß Weltrich, der größere Freiheit genießt, in absehbarer Zeit seinen zweiten Band zum Abschluß bringt. Jedenfalls beweist seine jüngste Arbeit, eine zusammenfassende Monographie über „Schillers Ahnen" (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1907), wie tief er noch immer in diesem Stoffe steckt. Mittlerweile haben wir allen Grund, uns der zu glücklichem Ende gediehenen Lebensbeschreibung von Karl Berger zu freuen, die in dieser Zeitschrift schon von anderer Seite eingehend gewürdigt worden ist.

Unter den übrigen Früchten des Jahres 1909 ist zum mindesten eine, die eine unleugbare Lücke ausfüllt: Albert Ludwigs von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift „Schiller und die deutsche Nachwelt" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Als eine Revision des Prozesses, den Deutschlands populärster Dichter vor dem Forum der Nachwelt durchzufechten gehabt hat, bezeichnet der Verfasser selbst seine Aufgabe. Er entfaltet dafür einen wissenschaftlichen Riesenapparat, und wenn er stellenweise gar zu sehr in die Breite geht, so hat doch darunter die Tiefe seiner Auffassung nicht notgelitten. Er hat die vollkommene geistige Herrschaft über seinen gewaltigen Stoff erlangt und damit auch die notwendige Freiheit in der Darstellung, die er von Anfang bis zu Ende mit Geschick und Geschmack durchführt. Die Wandlungen, die Schillers öffentliches Ansehen seit seinem Tode bis zur Gegenwart durchgemacht hat, spiegeln sich nirgends mit so unverkennbarer Deutlichkeit wider wie in der Geschichte der Schillerliteratur, die Ludwig mit einer den äußeren Erfolg seines Werks einigermaßen gefährdenden Gründlichkeit verfolgt und erläutert. Denn außer den Fachmännern werden sich nicht allzu viele die Zeit nehmen, an der Hand dieses allerdings überaus kundigen Führers den weiten Weg von den romantischen Theorien bis zur reichen Ausbeute des Jubiläumsjahres 1905 zu durchmessen. Zumal da nicht nur die lange Reihe der Spezialschriften über Schiller, sondern auch Literaturgeschichten, Ästhetiken und andere Sammelwerke, soweit sie sich mit dem Dichter befassen, berücksichtigt sind. Zum Glück ist nun aber die wissenschaftliche Beschäftigung mit Schiller wenn auch ein wichtiger, so doch keineswegs der einzige Gradmesser für Schillerwertung und Schillerverehrung. Im Andenken des deutschen Bürgertums haben ihm die Keulenschläge, die seinem Dichterruhme von der Romantik versetzt wurden, nicht allzu viel geschadet, und als vollends — etwa seit 1825 — der politische Liberalismus den Bann der Reaktion zu brechen begann, da wurde der alte Volksliebling zum Bannerträger aller nationalen Bestrebungen und Hoffnungen und blieb es bis zur Zeit der Erfüllung. So konnte das Schillerjubiläum des Jahres 1859 zu jenem großen Einigungsfest des deutschen Geistes werden, das Tausenden den Mut und Zukunftsglauben stärkte. Es war für den Verfasser eine besonders anziehende und lohnende Pflicht, der Rolle nachzugehen, die Schiller durch mehrere Generationen in unserem politischen Leben gespielt hat, und vielleicht hätte nach dieser Richtung noch mehr geschehen können, wie umgekehrt in der Darstellung der Schillerliteratur eher zu viel geschehen ist. Natürlich sind in Ludwigs Buch auch die übrigen Faktoren, die zur Beleuchtung des Themas beitragen, nicht unerörtert geblieben. Eine beredte Sprache für Geltung und Volkstümlichkeit eines Dichters führen die Ausgaben seiner Werke, beim Dramatiker insbesondere tritt ihre szenische Wiedergabe noch hinzu; um über den letzten Punkt einen vollständig befriedigenden Überblick zu gewinnen, sind leider die statistischen Vorarbeiten noch zu mangelhaft. Dann kommt Schillers Fortleben in den verschie-

denen Künsten in Betracht, und endlich läßt seine Stellung im Schulunterricht wichtige Rückschlüsse zu. Die letzten Abschnitte der Ludwigschen Untersuchungen behandeln Schiller und das neue Deutsche Reich. Und siehe! das Ansehen des Dichters, der seinem Volke in den generationenlangen Kämpfen um die höchsten nationalen Güter geistiger Bannerträger gewesen war, sank unerwartet tief, nachdem das Ziel erreicht war. Hatte schon die pessimistische Philosophie der Schillerverehrung einen Stoß versetzt, so drängte sie vollends die Vorherrschaft der materialistischen Weltanschauung weiter zurück, als es die Romantik jemals vermocht hatte. Die vornehm tuende Schillerverachtung der achtziger und neunziger Jahre mußte aber doch wieder einer Schillerrenaissance weichen, die im zweiten großen Jubeljahre, dem von 1905, zu triumphierendem Ausdruck kam. Diese jüngste Entwicklung, die das heutige Geschlecht persönlich miterlebt hat, läßt man in Ludwigs trefflicher Darstellung mit besonderem Vergnügen an sich vorüberziehen.

Nicht ohne Nutzen liest man Paul Friedrichs Schrift „Schiller und der Neuidealismus“ (im Xenien-Verlag, Leipzig, 1909), denn ihr Verfasser ist zu selbständigem Urteil befähigt. Er skizziert zunächst Schillers Entwicklungsgang, am längsten bei den philosophisch-ästhetischen Abhandlungen verweilend, und beleuchtet dann kurz die Pfade, die der deutsche Idealismus seit Schiller eingeschlagen hat. R. Wagner, Nietzsche, Paul de Lagarde, Heinrich von Stein und seltsamerweise der Rembrandt-Deutsche Langbehn, der doch sonst heute nicht mehr mitgezählt wird, sind ihm dabei einheimische Wegweiser und Marksteine neben etlichen ausländischen. Das redliche und erfolgreiche Bemühen, in die Tiefen der Zusammenhänge zu dringen, hindert Friedrich nicht immer, in hohen Worten allzu plötzliche Urteile zu fällen. Schiller selbst will er gerecht werden, ohne daß er sich jedoch ganz von dem modernen Hochmut freimachen kann, der den Großen von Marbach mit den Almosen halb mitleidiger Anerkennung abspeisen zu können wähnt.

Eine zwanglose Folge von Monographien über Schillers Dramen hat Gustav Kettner, dem wir bereits ähnliche Auslegungen der Dramen Lessings danken, mit einem Bande über Wilhelm Tell (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909) eröffnet. Der gründlichen ästhetisch-kritischen Würdigung sind historische Abschnitte über die Entwicklung des Stoffs, die Entstehung des Plans und die Ausarbeitung des Werks vorausgeschickt. Die Untersuchung ist in allen Teilen mit Besonnenheit geführt, die Darstellung von musterhafter Klarheit. In der Anlage etwas schablonenhaft, wird das Buch eben darum sonderlich Lehrern zu Unterrichtszwecken, doch nicht allein solchen, eine hochwillkommene Gabe sein. Eine Ergänzung dazu hat man in einer längeren Studie zu erblicken über „Das Verhältnis des Schillerschen Tell zu den älteren Telldramen“, die Kettner im schön ausgestatteten und illustrierten dritten „Marbacher Schillerbuch“ veröffentlicht hat. Dieses enthält neben allerhand neuen Mitteilungen aus dem Marbacher Schillermuseum, als da sind Briefe von und an Schiller, Briefe aus dem Schillerkreise und dergleichen, eine Anzahl gewichtiger Aufsätze aus den Federn bekannter Schillerforscher. Endlich ist von Arbeiten, die sich mit Schillers Werken beschäftigen, noch das 18. Stück der Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte zu erwähnen: „Schillers Verhältnis zur Idylle“ von Dr. Richard Knippel (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1909), eine gediegene und umsichtige Schulschrift, die das gewählte Thema nahezu erschöpfend behandelt. Besonders ausführlich verbreitet sich der Autor über Schillers Theorie der Idylle, wie sie in des Dichters Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ niedergelegt ist. Bei der Schilderung der idyllischen Elemente in Schillers eigener Poesie wird nur über das Vorspiel zur „Jungfrau von Orleans“ zu flüchtig hinweggegangen.

Eine empfehlenswerte volkstümliche Ausgabe von Schillers Werken ist die in der Goldenen Klassikerbibliothek des deutschen Verlagshauses Bong & Ko. erschienene. Es ist eine Revision der vormals Hempelschen Ausgabe, von Arthur Kutscher und Hans Heinrich Zisseler besorgt. Inhalt und Anordnung der 10 Teile (in 4 Bänden, deren hübsches Äußere

von der Schablone abweicht) ist die übliche; aber die Anmerkungen, die außer den Einführungen zu jedem einzelnen Werk, das allgemeine Verständnis fördernd, im Anhang gegeben sind, gehen über das bei populären Klassikerausgaben zu erwartende Maß wissenschaftlicher Leistung hinaus. Dagegen ist das von Kutscher gemeinverständlich geschriebene Lebensbild des Dichters so knapp gehalten, daß da und dort merkliche Undeutlichkeiten entstehen mußten. Überdies bedürfen Einzelheiten künftiger Richtigstellung. So kann Schubart allenfalls als Schwabe, sicher aber nicht als Württemberger bezeichnet werden. Da die Uraufführung von „Kabale und Liebe“ nicht in Mannheim, sondern in Frankfurt stattfand, konnte auch Katharina Baumann nicht die erste Darstellerin der Luise Millerin sein. Solche kleine Ungenauigkeiten beeinträchtigen jedoch den Wert des Ganzen nur wenig. Auch die Einemarkausgabe des Schwäbischen Schillervereins erfreut sich unverminderter Beliebtheit, so daß sie zum Jubiläum neu aufgelegt werden mußte.

Man hat sich allmählich daran gewöhnt, Schillers Briefe den übrigen Kundgebungen seines Geistes gleichzustellen, nicht mehr bloß darin zu blättern und nachzuschlagen, sondern sie wirklich zu lesen, und darum sind den wissenschaftlichen Zwecken dienenden Sammlungen zahlreiche an die Seite getreten, die, ausgewählt und geordnet nach Gruppen oder Lebensepochen in mäßigem Umfang, zu zusammenhängendem Genuß einladen. So hat der Leipziger Insel-Verlag eine in apartem Biedermeierstil ausgestattete Ausgabe der „Briefe des jungen Schiller“ veranstaltet. Die Sammlung reicht bis 1787, also bis Schillers Abschied von Dresden, und deckt sich mit dem ersten Bande der großen Jonasschen Sammlung, doch unter Tilgung der unwichtigen Stücke. Auch hat sich der Herausgeber, Max Hecker, in der Textwiedergabe nicht sklavisch an die Jonassche Vorlage gehalten. Im schwungvollen Vorwort stört das übertriebene anklägerische Pathos gegen Herzog Karl Eugen von Württemberg; man sollte doch nicht bloß geniale Menschen, sondern auch Fürsten aus ihren eigenen Existenzbedingungen heraus erklären und zu verstehen suchen. In C. F. Amelangs Leipziger Miniaturbibliothek, deren schlanke und schaumleichte Bändchen (zu je 1 ℳ) sich besonders bequem in die Tasche stecken lassen, ist neben den Briefen der Frau Rat Goethe und ähnlichen Gaben neulich „Schillers Liebesfrühling“ erschienen: eine Auswahl aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte bis zur Vermählung, wobei die zwischen Karoline und ihrem künftigen Schwager geführte Sonderkorrespondenz weggelassen ist. Die hübsche Sammlung, der stellenweise nur korrekterer Druck zu wünschen wäre, erfüllt ihren populären Zweck.

Endlich noch eine Blumenlese, die unter dem Titel „Schiller, mein Begleiter“ als der „Lebensfreude“ 5. Band (zu 1 ℳ) P. J. Tonger in Köln herausgegeben hat. Das handliche und geschickt gemachte Büchlein enthält „Lieblingsstellen“ aus den Gedichten und Dramen des Dichters. Manche Stücke sind jedoch zu unvermittelt aus ihrem Zusammenhang gerissen, und die Frage bleibt offen, ob es nicht eine Versündigung an dem Geiste Schillers ist, auf diese Weise die Verbreitung seiner mechanischen Kenntnis zu fördern. **R. Krauß**



Das Lied vom Kinde

Die Kunst ist unerschöpflich wie das Leben. Wenn einer den ungeheuren Reichtum der deutschen Lyrik bis um 1850 bedenkt, so möchte er zunächst wohl meinen, daß in ihr eigentlich alle Saiten des Gemütslebens angeschlagen seien, und daß das Neue der späteren Lyrik nur im Ton oder in der Sehweise liegen könne. Schon beim ersten Überlegen wird man sich ja sagen, daß die soziale Lyrik eine ganz andere geworden sein muß, das Verhältnis zur Menschheit im ganzen, zu einzelnen Ständen im besonderen. Aber ver-

blüffend bleibt es, daß das Lied vom Kinde eigentlich erst in der neuesten Lyrik laut erklungen ist. Natürlich fehlt es der früheren nicht an Kinderliedern; aber die haben einen anderen Charakter. In ihnen will der Erwachsene für das Kind etwas schaffen, er kommt sich als der Gebende vor. Was die alte Generation mancher wunderlichen Erscheinung unserer Zeit gegenüber immer betont, daß die Kinder früher nicht so wichtig genommen worden seien und — lassen wir einmal den Alten das Wort — deshalb in der Erziehung besser gerieten, erhalten wir in der ersten Hälfte des Satzes bestätigt durch unsere Lyrik.

Theodor Herold, der aus einer guten Kenntnis der lyrischen Literatur heraus eine Anthologie „Das Lied vom Kinde", also nicht Lieder für Kinder oder Kinderlieder, zusammenstellte, hat dafür kaum Stücke aus der deutschen Literatur vor 1850 gefunden. Und man kann noch weiter gehen. Die paar Gedichte von Matthias Claudius, dessen eigenartige Stellung innerhalb unserer Lyrik sich auch hier offenbart, sind auch noch auf anderem Felde gewachsen und mehr episodisch mit dem Kindesdasein verknüpft. Bei Chamisso ist die Mutter die Hauptsache, weshalb auch die Gedichte in „Frauenliebe und -Leben" stehen. Auch wirken sie in dieser Umgebung etwas rhetorisch. In dieser Zeit ist es nur der tiefe Schmerz des Verlustes, der den Quell der Lyrik vom Kinde aus den Tiefen aufschießen läßt. Und Eichendorffs Kinder-Totenlieder gehören noch heute zum Schönsten und Ergreifendsten, was Elternschmerz gesungen hat. Darum tut es mir auch leid, daß Herold jene erschütternden Gedichte entgangen sind, in denen sich Clemens Brentano von dem quälenden Vorwurf, daß sein Kind ohne Taufe gestorben, zu befreien suchte.

Doch das sind nur vereinzelte Vorklänge, die in der Masse des Singens kaum vernehmbar sind. Zu einem wirklich charakteristischen Teil der Gesamtlyrik wird das Lied vom Kinde erst in der neuesten Zeit. Sicher hängt diese Tatsache mit der anderen zusammen, daß jetzt die Frauen in viel höherem Maße am lyrischen Schaffen beteiligt sind. Aber bezeichnender ist vielleicht noch, daß Männer, und zwar auch solche, von denen es bekannt ist, daß sie selbst niemals Kinder hatten, in so starken Tönen den Wert des Kinderdaseins in unserem Leben verkünden.

Ich möchte das schöne Buch von Theodor Herold rasch gemeinsam mit dem Leser durchblättern, in jener Weise, wie man es tut, wenn man durch das Andeuten der Fülle der Schönheiten, die ein Buch birgt, zum eigenen Erwerb desselben veranlassen will. Denn das Büchlein wüßte ich gern jeder Frau so nah zur Hand, daß sie oftmals danach greifen könnte. Sie wird daraus nicht nur künstlerischen Genuß, sondern auch Stärkung fürs Leben finden. Und sicher erwächst ja auch die beste Pädagogik aus einem von gesunder Liebe zum Kinde erfüllten Herzen. Diese Liebe zu stärken, bewußter zu machen, ist manche Seite dieses Büchleins wohl geeignet.

Gleich im Vorspruch mahnt Leopold Schefer:

„Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre:
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie vieles bald, was du nicht bist,
Und lockt sie mancherlei, was du nicht hast."

„Junge Frau, was sinnst du nur?" ist der erste Abschnitt des Buches überschrieben, mit dem letzten Verse aus Theodor Storms von vornehmstem Empfinden erfüllter Strophe, die das Reifen der Menschenfrucht so ahnungsvoll in die Gesamtnatur einstellt:

„Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht;
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?"

Albert Geiger und Max Bewer haben, der erste mehr verträumt, der andere in behaglicher Kleinmalerei, das Bangen und Hoffen der jungen Eltern um ihr künftiges Kind besungen und die wichtige Frage, ob Knabe oder Mädchen, in vorzeitiger Zukunftssorge erwogen. Aus dem eigenen Erleben kündet Anna Ritter der künftigen Mutter Lauschen in „die dunkle Weite, aus der ein fremder Ton in ihrer Nächte Schweigen klingt“.

„Nun trieb unser Baum ein Zweiglein“ — so ist des Buches zweite Abteilung überschrieben — und die Mutter bekennt: „Du, Kind, gibst Sinn und Sonne meinem Pfade, nun weiß ich erst, was ich auf Erden soll.“ (Charlotte Francke-Roesing). — Von echten Vatergedanken aber, Zukunftsträumen und glücklichem Gegenwartssinn spricht Jakob Loewenberg:

„Sonne, komm rasch an mein Fenster gesprungen,
Lache mit mir, — ich hab' einen Jungen!
Siehst du, wie groß seine Augen, wie hell?
Ist's nicht ein prächtiger, strammer Gesell?
Regt er das Händchen schon, nach dir zu langen?
Küß ihn nur, küß ihn auf Stirn und Wangen,
Weih ihn zum Leben mit heiliger Glut,
Gib ihm den leuchtenden, fröhlichen Mut,
Daß er im dunkelsten Erdenweh
Gläubig hinauf zum Lichte noch späh.

Was ich im Dämmer kaum wagte zu träumen,
Laß in des Tages Flut ihn umschäumen.
Wo mir das Schwert aus der Hand ist geglitten,
Nehm er es auf und weitergestritten!
Wo ich am Wege müde blieb stehn,
Soll bis zum Ziele siegkräftig er gehn.
Soll — nichts soll er, sich selbst nur bewähren
Und um den Vater den Teufel sich scheren!“

„An deiner Wiege ist geweihter Raum“ ist der Grundton der Lieder des dritten Teiles. Nach Weihe freilich sieht wenigstens das Milieu nicht aus, von dem Frieda Schanz ergötzlich erzählt, wie es sich wandelt, wenn solch ein kleiner Mensch seinen Einzug in die Welt hält. An der Wiege haben die Mütter ja nun von ältesten Zeiten her gesungen. Und immer neue Wiegenlieder sind erklungen, dem Kinde Schlaf und dabei den Erwachsenen die Träume zu bringen von der Zukunft des Behüteten. Hier hätte ich ganz gern einige Volkslieder aufgenommen gesehen. Freilich steigen an solch einer Kinderwiege wohl auch andere Gedanken auf, und Grüblernaturen, wie Grillparzer und Hebbel, ahnen im Kinde ein tiefes Eingeschlossensein jener Weisheit, um die der Geist des Erwachsenen sich umsonst bemüht, wie es ergreifend Hebbel ausgesprochen:

„Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir alles, alles klar!

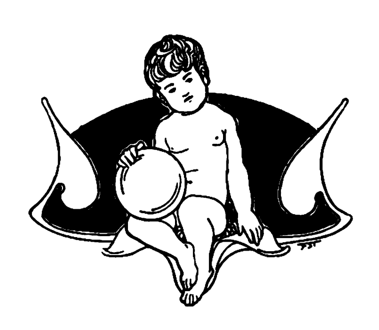
Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst;
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?“

O glückliche Kinderzeit! „Dein Tagewerk: ein Spiel und Traum.“ Da „ist es eben gar was Gutes ums Existieren, schmecken tut es“ (Friedrich Theodor Vischer). Erst recht, wenn es durchs Haus schallt: „Viktoria! Der kleine weiße Zahn ist da!“ Matthias Claudius hat dann gleich sein praktisches Stoßgebet dabei: „Gott halt' ihn dir gesund und geb' dir Zähne mehr in deinen kleinen Mund und immer was dafür zu beißen!“ Diese Abteilung ist die größte des Buches und bringt die verschiedensten Klänge. Die beiden Hamburger Jakob Loewenberg und Gustav Falke treten erfreulich hervor. Isabelle Kaiser tritt als Tante in diesen Kreis. Der köstliche Adolf Ey hat der bedeutsamen Rolle, die die Großeltern im Leben des Kindes spielen, eine Reihe von wundervollem Humor durchsonnter Gedichte abgewonnen. Man muß sich von diesem prächtigen Großpapa berichten lassen, welch verhängnisvolle Folgen es

hatte, daß er seinen Enkeln das Nibelungenlied erzählte. Freilich klingen auch ernste, schwere Töne herein. Glücklicherweise sind die Gedanken, mit denen ein Vater sein Kind begleitet, nur selten so pessimistisch wie die J. J. Davids, als er sein Mädchen zur Schule schickt. Marie Herbert hat wenigstens den Trost des Gebetes, wenn sie sich vergegenwärtigt, wie sie später ihr Kind nicht mehr wird schützen können vor des Lebens Nöten, vor des Lebens Kampf. Hier hätte auch wohl eines jener mittelhochdeutschen Lieder Platz gehabt, in denen Maria an der Wiege des Jesusknaben geschildert wird, wie sie ahnungsvoll bereits ihres Kindes Kreuzestod voraussieht. In neuerer Zeit hat Phil. Wolfrum in seinem „Weihnachtsmysterium" diesen Vorwurf aufgegriffen. Wilhelm Langewiesche kündet die schmerzvolle Sorge des Vaters, dem der Tod die Mutter seiner Kinder vorzeitig hinweggeführt hat. Ein Ton hat mich in dieser Abteilung aus der Stimmung herausgerissen, nur ein Ton, ein einziges Wort. Es steht in einem Gedichte Karl Busses und ist das Wörtchen „Baby". Gegen das Elend, daß wir Deutsche mit unserer wunderbar reichen Sprache immer die Brosamen auflauben, die von fremden Tischen fallen, scheint ja kein Mittel gewachsen zu sein. Aber unsere Dichtung, unsere lyrische Dichtung wollen wir uns wenigstens rein erhalten!

In düsteres Moll wandelt sich die Tonart des nächsten Abschnittes: „Der Erde Staub, er war für dich zu schwer." Die einschnürende Angst am Krankenlager des Kindes, das ratlose Zerschlagensein beim Unglücksfall, der den blühenden Liebling niederschmetterte, das unheilbare Weh, das der Tod ihres Kindes im Herzen der Mutter zurückläßt, finden ergreifenden Ausdruck. Doch auch der Trost fehlt nicht. Mit gütiger Hand zieht der Dichter — es ist unser Friedrich Lienhard — den Vorhang vom Kinderland zurück, das ja natürlich ein Himmel sein muß, und mit Eichendorff mündet die Klage in die stille Erkenntnis: „Wir armen, armen Toren! Wir irren ja im Graus des Dunkels noch verloren — du fandest längst nach Haus."

Doch klingt das Büchlein nicht in diesen Tönen aus, sondern in jene Weise, die beim Lesen des Buches immer kräftiger in uns mitsingt, für die Klaus Groth die einfachen Worte gefunden hat: „O wüßt' ich doch den Weg zurück, den lieben Weg zum Kinderland!" Nun dieses Buch ist selbst ein guter Wegweiser dahin. So wollen wir neben dem Sammler auch dem Verlag Fritz Eckardt in Leipzig dafür dankbar sein, daß er es jedem erschwinglich gemacht — es kostet gebunden ℳ 2.50 — und dabei so schön hergerichtet hat. K. St.





Kirchliche und christliche Kunst

Zur Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst

Von

Dr. Karl Storck

Die Veranstalter dieser umfangreichen Ausstellung hätten wohl lieber sagen sollen „für kirchliche Kunst". Einmal aus rein technischen Ausstellungsgründen, weil mit der schärferen Bestimmung des Gebietes die Auswahl leichter zu treffen gewesen und sicher vieles der Ausstellung fern gehalten worden wäre, was nicht hingehört. Aber mehr noch aus rein geistigen Gründen. „Kirchliche Kunst" trägt die Zweckbestimmung in sich. Christliche Kunst dagegen ist Ausdruck einer Weltanschauung.

Je mehr einer von Christentum durchdrungen ist, um so mehr wird es in allen seinen Lebensäußerungen liegen. Mit Kirchentum braucht das noch gar nichts zu tun zu haben, und zwar nicht einmal bei jenem Christen, der einer Kirche als überzeugter Bekenner angehört. Genau so wie der Mensch im Leben in tausend Dingen sich als Christ bewähren kann, die mit seinem kirchlichen Bekenntnis, seiner kirchlichen Zugehörigkeit gar nichts zu tun haben. Es wäre um das Christentum schlimm bestellt, wenn es auf die Kirche beschränkt wäre und nicht ebensogut das Leben in der Welt durchdrungen hätte. Freilich haben wir ja durch die ganze Geschichte das dauernde Schauspiel, daß unter dem Vorwand der „christlichen Lebensführung" die Kirche versucht, das Leben in der Welt mit ihren Elementen zu durchdringen oder noch einfacher zu beherrschen. Das Christentum Christi ist von so wunderbarer Weitherzigkeit, so allumfassender Größe, daß es für die einmal dem Christentum gewonnenen Teile der Menschheit kaum mehr einen Weltanschauungskampf gegeben hätte, wenn nicht eben der Fall vorläge, daß die Kirchen sich für das ganze Christentum erklärt hätten, nicht nur bloß als eine Form desselben bzw. als eine Teilerscheinung des gesamten christlichen Lebens. Der aus diesem Kampf zwischen Kirche und Welt erwachsende Zustand der Gereiztheit, die schier immer damit verbundene Unklarheit hat am meisten dazu beigetragen, daß antichristliche Weltanschauungen wieder Bedeutung gewinnen konnten.

In der bildenden Kunst kann das Christliche eigentlich niemals zu einem Problem werden. Das könnte nur dann der Fall sein, wenn das Christentum wirklich jene Welt- und Schönheitsunfreudigkeit verkündete, wie es oft die mönchische Aszese und doch auch manche Richtung im Protestantismus behauptet haben. Bis ins sechzehnte Jahrhundert ist die Kunst gar nicht auf diese Gedanken gekommen. Auch wo das Mönchische in der Kunst seinen Ausdruck gesucht und gefunden hat, geschieht es nicht als Haß oder Verabscheuung gegen die Schönheit der Welt; es versucht vielmehr die Schönheit des Himmels gegen diese Welt auszuspielen. Bei einem Fra Angelico da Fiesole ist eigentlich nichts Irdisches, sondern er spricht nur von himmlischer Schönheit. Da er diese aber sinnlich wahrnehmbar machen muß, so ist er auf die von der Erde gebotene Körperlichkeit angewiesen; er singt also notgedrungen auch ein Lied auf irdische Schönheit, und seine Weltflucht offenbart sich nur darin, daß er diese Schönheit nicht mit den greifbaren Körperformen, sondern mit der im Grunde körperlosen Farbigkeit erreichte.

Probleme konnten hier erst entstehen, wenn die Menschheit sich bewußt wurde, daß es eine Religiosität außerhalb der Kirche gab, also auch den Ausdruck christlich-religiösen Fühlens außerhalb der christlichen Kirche. Das geht bis ins eigentliche Mittelalter zurück. Aber soweit diese religiösen Stimmungen sich künstlerisch äußerten, gewährte ihnen die Kirche trotzdem Raum. Denn die Kirche des Mittelalters ist in dieser Hinsicht außerordentlich weitherzig. Eine leicht zu erringende Weitherzigkeit, weil sie die Folge des unbedingten Herrschbewußtseins ist. Man kam gar nicht auf den Gedanken, daß da etwas Unkirchliches sich äußern könne; und diese eigenwilligen Künstler wirkten nur als merkwürdige Persönlichkeiten. Man sah nur die Eigenartigkeit der Form und spürte gar nicht den bereits fremden, d. h. streng genommen nur unkirchlichen, weil durchaus persönlichen Geist.

Denn darin liegt ja der springende Punkt. Die Kirche ist der schärfste und höchste Ausdruck für das allgemein Gültige. Sie hat in der Katholizität, in der allumfassenden Kraft ihr Höchstes gesehen. Es liegt etwas Großartiges in dieser Vorstellung: auf der einen Seite die Menschheit, auf der anderen Gott. Diese Menschheit tritt als Ganzes Gott gegenüber. Die tausendfältigen Anliegen der einzelnen münden alle zusammen in die Kirche. Die Kirche und ihre Priesterschaft sind Mittler zwischen der Menschheit und Gott. Sie verallgemeinern das Empfinden der Millionen einzelnen zum gesamten Kirchentum. Diese Kirche baut Gott zu Ehren Häuser und veranstaltet in diesen Häusern Gottesdienste. Man ist ja natürlich nie so weit gegangen, das Gebet des einzelnen zu verbieten, dem einzelnen den Verkehr mit der Gottheit abzuschneiden; aber es werden doch alle Mittel aufgeboten, um den einzelnen dahin zu bringen, daß er die von der Kirche gewiesenen Wege benutzt. Jedenfalls ist das eine klar, daß eine möglichst wenig persönlich gefärbte Religiosität der Ausbildung des Kirchentums besonders günstig ist, daß die Kirche am ehesten das ganze religiöse Leben zu beherrschen vermag, wenn diese persönliche Religiosität, sagen wir geradezu das persönliche Gottsuchen fehlt; wenn die Menschheit vielmehr in den von der Kirche dargebotenen Formen der Religionsäußerung Genüge findet.

Es kann also sehr leicht dahin kommen, daß eine im Grunde wenig religiöse Zeit sehr kirchlich ist; und zwar gerade so, daß auch der einzelne, weil er sich wenig mit religiösen Problemen befassen, selber sich nicht um den Ausdruck seiner religiösen Gottessehnsucht mühen will, um so lieber für die Befriedigung der doch immer vorhandenen religiösen Triebe die dargebotene Allgemeinform benutzt.

Es ist ganz natürlich, daß die Kunst genau diese Entwicklungswege mitmacht.

Wir sind so gewohnt, die Kunst nach ihrem Persönlichkeitsgehalt ab- und einzuschätzen, daß man sich immer wieder einmal klarmachen muß, wie außerordentlich bedeutend für große Kunst das Allgemeingefühl ist. Man muß sich darüber klar sein, und jeder hat es ja an sich selbst erfahren — wenn nicht in der Kirche, so bei irgendeiner anderen Festlichkeit, bei der er durch eine große Gelegenheit zur gleichen Empfindung mit vielen anderen eingestimmt wurde — welch ungeheure Stärkung das Empfinden des einzelnen durch das Mitschwingen Tausender gleichgestimmter Herzen und Seelen erhält. Wie diese Empfindung da über den einzelnen hinaus ins Ungeheure wächst, einen monumentalen Charakter erhält, wie hier Größe entsteht, gerade dadurch, daß der einzelne sich und seine Persönlichkeit vergißt und in der Allgemeinheit aufgeht. In solchen Augenblicken ist die höchste Leistung, die vollbracht werden kann, die, daß es einem gelingt, sich zum Sprachrohr dieser Gesamtheit zu machen, daß er irgendwie eine Form findet, in der er gerade dieses Gemeinsame des Empfindens und Erlebens ausdrücken kann. Diese Ausdrucksform wird um so mehr der Aufgabe dieser Lage gerecht werden, die Leistung wird um so vollkommener und größer sein, je weniger in ihr enthalten ist, was nicht allen gehört, was nicht alle empfunden haben; also je weniger nur Persönliches darin ist. Auf diese Weise, und nur auf diese Weise entstehen große Kunststile.

Es kann natürlich auch eine ganz schroff für sich stehende Künstlerpersönlichkeit für etwas Mitzuteilendes einen vollkommen deckenden Ausdruck finden. Ja es wird kein Künstler das Gefühl haben, ein vollkommenes Werk hervorgebracht zu haben, wenn ihm das nicht gelungen ist. Es ist dann ein Werk entstanden, das „Stil“ besitzt, weil eben diese völlige Einheit von Inhalt und Form erreicht ist. Aber es kann sehr lange dauern und braucht überhaupt niemals der Zeitpunkt zu kommen, daß die Allgemeinheit diesen Kunstausdruck als Stil empfindet. Es liegt an der unglücklichen Art, dasselbe Wort für im letzten Grunde Verschiedenes zu brauchen, daß in der Hinsicht Unklarheit herrschen kann. Streng genommen ist Stil eine Kunstform, die der Allgemeinheit als vollwertiger Ausdruck eines künstlerischen Inhalts erscheint. Diese Form wird so sehr als durchaus entsprechender Ausdruck empfunden, daß sie vom einzelnen Werk losgelöst wird und nun für sich als das geeignete Ausdrucksmittel für ähnliche Inhalte dasteht. Es liegt also in der Natur des Stils die Fähigkeit zur Allgemeingültigkeit. Es muß sich also Stil dort zuerst einstellen, wo ein in der Allgemeinheit bereits vorhandenes, wenn auch unbewußt schlummerndes Kunstverlangen einen dieser Allgemeinheit verständlichen Ausdruck findet.

„So“, wirft man ein, „hätten also jene Zeiten, in denen diese Stilbildung sich vollzog, keine scharf ausgeprägten Künstlerpersönlichkeiten gehabt?“

Aber gewiß. Sie konnten das wohl haben, nur mußten diese Persönlichkeiten der Allgemeinheit wesensverwandt sein. Sie durften nicht als die einzelnen der Masse gegenüberstehen, sondern mußten als die bedeutendsten und stärksten Vertreter des Allgemeinempfindens dieses mit besonderer Kraft und Gewalt auszudrücken vermögen. Im übrigen tritt in der Tat in allen jenen Zeiten, die große Stile haben, die einzelne künstlerische Persönlichkeit zurück. Gegenüber den gewaltigen Domen des Mittelalters z. B. denken wir nicht an den Baumeister, und es ist sehr bezeichnend, daß diese sicher persönlich bedeutenden Baumeister nicht danach trachteten, am großen Entwurf, an der gesamten Anlage ihre persönlichen Wünsche zum Ausdruck zu bringen; daß sie hier sich an die Allgemeinform hielten und diese lediglich nach den äußeren Geboten, vorwiegend denen des zur Verfügung stehenden Raumes, abwandelten. Die persönliche Künstlerlaune an diesen Werken tummelt sich im Episodenwerk aus, was man gar nicht zu sehen braucht, wenn man das Werk als Ganzes in sich aufnimmt.

Es ist darum auch leicht erklärlich, daß Zeiten mit diesem starken Allgemeinempfinden ihren künstlerischen Ausdruck mit Vorliebe in der Architektur suchen, die am meisten von allen Künsten Gesetze der Allgemeingültigkeit in sich trägt, am wenigsten subjektiver Willkür folgen mag. Und durchs ganze Mittelalter liegt der Fall nun in der Tat so, daß das religiöse Empfinden gleich eingestimmt ist. Den großen Rahmen gab überall das Christentum, und es waren nur wenige, denen die Form, die dieses Christentum in der Kirche gefunden hatte, nicht als die glücklichste, ja die einzig mögliche erschien. Man muß doch auch bedenken, daß das ganze Mittelalter den Trieb zum Zusammenschluß des Gleichartigen bekundet, daß überall in Gemeinde, Stand und Gilde der einzelne in einer größeren Gesamtheit Deckung suchte. Für die einzelnen Querköpfe, die anders Gearteten, hatte auch diese Zeit in Klosterzellen oder in den von geheimem Dunkel umwitterten Gelehrtenstuben Schlupfwinkel genug. Im allgemeinen aber ist im Mittelalter jeder, der anders ist als die Masse, „verdächtig". Es ist uns danach leicht erklärlich, daß das Mittelalter leicht eine Kunst fand, die dieser Allgemeinheit als vollkommener Ausdruck ihres Empfindens erschien, daß also das Mittelalter Stile schuf, wie keine spätere Zeit mehr. Dann aber ist es auch klar, daß der Ausdruck des religiösen Empfindens, weil es das der Allgemeinheit war, kirchlichen Charakter hat. So ist in dieser Zeit kirchliche und christliche Kunst dasselbe.

Wie kommt es nun aber, daß auch in der Renaissance die Kunst sich so gut mit der Kirche verträgt, daß auch in ihr eine wirklich kirchliche Kunst geschaffen werden konnte, daß wir eigentlich auch in ihr sagen können: Christliche und kirchliche Kunst ist eins. Zunächst ist zu bedenken, daß das doch nur für die italienische Renaissance vollkommen zutrifft, daß im Gegensatz dazu die reformierten Kirchen alle in schwerstem Maße das Problematische des Verhältnisses zwischen Kunst und Kirche erfuhren, was bis zu schweren Kämpfen um und gegen die Kunst, ja teilweise zur Erklärung ihrer Unverträglichkeit mit dem Christentum führte. Wenn aber die römische Kirche von diesem Widerstreit, wenigstens in der bildenden Kunst, nichts merkte, vielleicht sagt man besser: nichts merken ließ, so lag es gleicherweise an den Auftraggebern wie an den Künstlern. Die Auftraggeber waren selber von

der Renaissancebewegung so erfaßt und mitgerissen, daß sie vor allen Dingen die Erfüllung der neuen Forderungen verlangten. Die Künstler aber waren nicht so tief oder jedenfalls nicht in dem Sinne religiös, daß ihnen nicht eine möglichst weit aufgefaßte Kirchlichkeit völlig genügt hätte. Wir haben also hier den Fall, daß gerade eine geringe Ausbildung des Religiösen der des Kirchlichen günstig war. Aber man soll über dem Allgemeinbild nicht vergessen, daß Männer wie Papst Paul IV., dem Michelangelos Sixtinische Kapelle als eine Badestube erschien, die er am liebsten sofort vernichtet hätte, durchaus nicht vereinzelt waren. Das waren jene, in denen der katholisch-religiöse Geist am strengsten blieb und darum fühlte, daß in dieser glänzenden Renaissancekunst, die sich im Dienste der Kirche auslebte und austobte, fast niemals kirchlich starke Religiosität lebte und auch kein eigentliches Kirchentum.

Die Triebkraft dieser Kunst war körperlich-sinnliche Schönheitsseligkeit. Es liegt kein Widerspruch darin, das seelisch und geistig Schöne, das Heilige auch körperlich schön zu sehen. Man bedenke nur, wie es durchaus nicht in die volkstümliche Vorstellung hineingehen will, Christus sich anders denn als Ideal menschlicher Schönheit vorzustellen; wie bis heute das Volk gerade für heilige Vorwürfe zuerst einer sogar weichlichen Schönheit der Linie und Form anheimfällt. So boten die Vorwürfe der Heiligen Schrift und der Legende ein ausgezeichnetes Stoffgebiet, auf dem sich die Kunstanschauung der Zeit ausleben konnte. Darüber hinaus bieten Kirchen bis auf den heutigen Tag den schönsten Raum für große Malerei. Es ist kaum möglich, in weltlichen Gebäuden so große Flächen und vor allen Dingen so ganz nur aus künstlerischem Gefühl heraus komponierte Flächen zu schaffen, wie sie die Kirche darbietet, die ja ganz als Kunstbau ohne Rücksicht auf hunderterlei praktische Bedürfnisse, wie sie selbst dem weltlichen Schloßbau obliegen, errichtet ist. Aber man braucht die Künstler ja nur anzusehen, wie sie für ihre ganze Auffassung, die Anlage ihrer Bildwerke gar keinen Unterschied sehen, ob sie mythologische Szenen oder solche der Heiligen Schrift malen. Das alles ist für sie lediglich Bekenntnis, Ausdruck der Schönheit der irdischen Welt. Und selbst die Verzückung eines Murillo, seine überirdische Andacht dient nur dazu, eine höchste Vergeistigung körperlicher Schönheit zum Erlebnis zu bringen.

Ich möchte keineswegs auch nur einen Augenblick in Zweifel ziehen, daß viele dieser Künstler durchaus fromme und auch echt religiöse Menschen gewesen sind. Aber sie empfanden diese Religiosität dann durchaus als freudiges Bekenntnis eines glücklichen Verhältnisses zu Gott. Es fehlt der Kampf.

Mit dem Höhepunkt dieser Kunst ist dann eigentlich dieses Verhältnis überhaupt zu Ende. Das Barock hat bei weitem nicht mehr diese Stilkraft, im Rokoko verliert sie sich ganz von der Größe ins Kleine. Die malerische und bildhauerische Darstellung aber wirkt, soweit kirchliche Gegenstände in Betracht kommen, mehr als Ausmünzung einer großen Überlieferung. Am inneren Aufbau, an der gesamten Auffassung und Anlage des Ganzen wird nichts geändert. Der Unterschied bezieht sich lediglich auf die Mache, auf äußere Stileigentümlichkeiten. Die Macht dieser Überlieferung ist so stark, daß eigentlich niemals jenes Verhältnis eintritt, wie wir es in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in der Musik sehen,

wo die Komponisten zwei wesentlich verschiedene musikalische Schreibweisen üben, eine für kirchliche und die andere für weltliche Texte.

Wenn man durch die italienischen und französischen Städte — aber auch für die deutschen gilt es in nur wenig geringerem Maße — geht und die Zahl der Kirchen, die bis etwa 1650 entstanden sind, bedenkt, so muß ein jeder sich sagen, daß ein Stillstand in der kirchlichen Kunst schon deshalb eintreten mußte, weil das Bedürfnis nach ihr in Überfülle gedeckt war. Die Baulust, oft möchte man sagen: die Bauwut, hatte sich in der vorangehenden Zeit so ausgetobt, daß eine Masse von Kirchen dastand, für die niemals die ausreichende Besucherzahl erwachsen konnte. Und alle diese Kirchen waren bemalt und mit Plastik geschmückt. Es war also einfach keine Gelegenheit zur kirchlichen Kunst mehr da. Hinzu kam, daß die europäischen Völker in dieser Zeit fast unaufhörlicher Kriege eine ungeheure Einbuße an Wohlstand erlitten, daß die absolutistischen Fürsten, soweit sie die dem Volke abgepreßten Gelder den bildenden Künsten zuwandten, für ihre eigenen Luxusbauten sorgten, daß endlich auch in dieser Zeit des heranwachsenden Bürgertums die Bedeutung des häuslichen Lebens des einzelnen wuchs, so daß man in immer weiteren Kreisen an die künstlerische Ausstattung des Privathauses höhere Anforderungen stellte. Weniger Palazzi, aber unendlich mehr gemütliche Wohnungen. Die bildende Kunst wurde in steigendem Maße mehr Schmückerin des Bürgerhauses und richtete sich nach diesen Verhältnissen. Holland, in dem dieses häusliche Leben zuerst erwachte, hat bezeichnenderweise am wenigsten kirchliche Monumentalkunst hervorgebracht.

Zu diesen äußeren Verhältnissen kommen die inneren. Auf der einen Seite die steigende Veräußerlichung des kirchlichen Lebens, die sich am schreiendsten in der Musik offenbart, wo das im 17. Jahrhundert noch stark vorhandene Gefühl der Notwendigkeit eines besonderen kirchlichen Stils völlig verloren geht und die Opernmusik ihren siegreichen Einzug in die Kirche hält. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts an nimmt die Betätigung tieferen religiösen Lebens fast immer einen durchaus persönlichen Charakter an. Man sieht, daß also sowohl die stete Überlieferung eines großen kirchlichen Kunststils abgerissen wurde, wie andererseits die Vorbedingungen für diese mehr objektive Kunstübung immer seltener von wirklich bedeutenden Künstlern erfüllt werden können. Von den Handwerkern unter den Künstlern aber kann man ja niemals Bedeutendes erwarten. Sie waren es dann auch, die sich willig unter das Joch beugten, das nun die kirchlichen Kreise den Künstlern auferlegten. Denn die Kirche sah jetzt in steigendem Maße in der Kunst, wie ja übrigens in allen Äußerungen des modernen Lebens, nur feindliche Kräfte. Sie erkannte aber nicht in sich selber die Schuld an der Unfähigkeit, das neuzeitliche Wollen und Empfinden zu durchdringen, sondern wandte sich selbstgefällig jener Vergangenheit zu, in der sie geherrscht hatte, und dekretierte: *Die Kunst dieser Vergangenheit ist die meinige, der Stil dieser Vergangenheit ist der kirchliche Stil.* Das ist niemals offiziell geschehen, aber in der Praxis handelte man danach. So flüchteten die Nazarener aus der Gegenwart, der Kirchenbau begnügte sich mit möglichst schulmäßig ausgeführten Bauten in gotischem oder romanischem Stil, die Kirchen-

musik verfiel dem Cäcilianismus. Alle diese Bewegungen sind verdienstvoll, soweit sie Säuberung von Unwürdigem brachten. Aber sie erwiesen sich als völlig ohnmächtig, Geist und Empfinden der neuen Zeit mit den kirchlichen Ansprüchen zu vereinigen.

Unter diesen kirchlichen Ansprüchen steht rein künstlerisch der der Monumentalität zu oberst. Diese Monumentalität braucht nicht immer heroisch großartig zu sein, aber sie muß jenen allgemein gültigen Charakter besitzen, der Ausdruck ist für das Empfinden der Allgemeinheit, und darf den natürlich nicht haben durch Inhaltsschwäche, durch völligen Verlust an Charakter, also durch jeden Mangel an Persönlichkeitsgehalt beim Künstler, sondern muß ihn dadurch erhalten, daß die Persönlichkeit dieses Künstlers so geartet ist, daß sein Empfinden mit dem der Allgemeinheit, für die er hier schafft, parallel geht. Es muß stärker, größer, tiefer sein als das der Allgemeinheit, aber es muß gleichartig sein. Ich kann hier nicht untersuchen, weshalb die ganze neuere Kunst, vor allen Dingen die deutsche, das Empfinden des Künstlers meistens im Gegensatz zur Allgemeinheit zeigt, weshalb der Begriff Persönlichkeit fast immer mehr mit dem des Revolutionärs oder doch wenigstens des anders Gearteten gleichbedeutend geworden ist. Jedenfalls ist es Tatsache und gilt nicht nur für die Gebiete der Kunst, sondern bewahrheitet sich überall. Und hier liegen die außerordentlichen Schwierigkeiten.

Die gesamte Lage, wie wir sie heute haben, läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Unsere Kunst hat dadurch, daß sie in steigendem Maße Lebensbekenntnis des einzelnen geworden ist, das Gefühl und damit auch die technische Fähigkeit zur Monumentalkunst verloren. Das Bewußtsein davon ist so allgemein geworden, daß diese Unfähigkeit jetzt als Schwäche empfunden wird, so daß das Verlangen unserer Zeit nach einem neuen Monumentalstil der bildenden Kunst geht. Als das Mittel, zu diesem Monumentalstil zu gelangen, hat man richtig erkannt: die Hingabe an die Idee des Werkes. Das subjektive Sichausleben des Künstlers muß zurücktreten hinter der Aufgabe, eine Idee zum Ausdruck zu bringen. Hierin liegt die ungeheure Bedeutung, die ein tieferes Erfassen der Gebrauchskunst für unsere gesamte Entwicklung gebracht hat. Denn hier auf dem Gebiete des Kunstgewerbes ist diese Erkenntnis zuerst gewachsen, von hier aus hat sie das Gesamtreich der Kunst, aber auch bereits die Empfindungsweise des Publikums durchdrungen. Aus dieser neuen Auffassung von der herrschenden Stellung der Idee kommt man zu einer neuen Art von Stil, von Stilen, bei denen nicht, wie früher, eine einmal gefundene Formgebung auf alles angewendet wird, wie es im romanischen und gotischen Zeitalter der Fall war, sondern wo jede Idee einen Stil gebiert, eben die Form, in der sie am stärksten und unverfälschtesten zum Ausdruck kommt.

Wenn man durch die Düsseldorfer Ausstellung geht, so findet man auch hier die stärksten neuen Werte in den Versuchen, architektonische Lösungen für besondere Bauverhältnisse zu finden, sowie die kirchlichen Gebrauchsgegenstände in sachlicher Schönheit zu gestalten. In der Architekturfrage hat der englische Sektenkirchenbau schon lange ganz Hervorragendes und wirklich Schönes geleistet, weil die Sekten im Gegensatz zur englischen Hochkirche, die sich auf alten Stil einschwor, in jedem

einzelnen Falle die doppelte Frage stellten: 1. Was hat unsere Kirche an diesem Orte, wo sie erstehen soll, für eine geistige Bedeutung? Ist sie in der modernen Fabrikstadt nicht etwas ganz anderes, als sie in der Stadt des Mittelalters gewesen ist? 2. Welche praktischen Aufgaben sind hier zu lösen durch die Verbindung des Kirchenbaus mit den anderen Bauwerken, die das kirchliche Leben, wie es sich heute entwickelt hat, erheischt? Denn dieses kirchliche Leben hat ja seine Kreise zu erweitern gesucht, hat allerlei soziale und Schultätigkeiten ergriffen. Man erkennt, daß auf diesem Wege in der kirchlichen Kunst die Architektur wieder die beherrschende Stellung gewinnen muß. Aus dieser Erkenntnis heraus folgt die andere, daß Malerei und Plastik sich in innige Beziehung zur Architektur stellen müssen, daß sie nicht ohne weiteres selbstherrlich neben diese treten können, sondern im wesentlichen als dekorative Künste aufzutreten haben. Nicht Raumschmückung, sondern Raumgestaltung. Und so liegt in der Tat das Bedeutsamste, was wir hier zu sehen bekommen, darin, daß der Kirchenbau als eine Art kunstgewerblicher Aufgabe erscheint. Architektur, Malerei und Plastik vereinigen sich in einen Raum aus dem Gedanken, eine Kirche und für die jeweiligen Bedürfnisse dieser Kirche heraus zu gestalten. Wir brauchen nur irgendeinen alten Dom anzusehen, um zu wissen, daß dieser so gestaltete Raum darüber hinaus immer noch Heimstätte für selbständig gestaltete Kunstwerke sein kann. Jede alte Kirche ist eine Art Museum für Plastik und Malerei. Aber wohlverstanden, diese Kunstwerke, die in der Kirche ihre Aufstellung fanden, stehen in ihr auch als darin „aufgestellt“. Daneben, oder besser zuvor, war der gesamte Raum als solcher künstlerisch fertig. In diesem einzelnen Bild, dieser einzelnen Statue, die in irgendeinem Seitenkapellchen an einer Säule ihren Platz findet, hat zu allen Zeiten die subjektive Künstlerschöpfung ihren Einzug in die Kirche gehalten. In dieser Form untergebracht, kann auch der Kunstsubjektivismus nicht störend wirken. Denn diese Einzelwerke berühren nicht den großen Gesamtorganismus.

Der Türmer wird aus der Feder von Hans Schmidkunz eine Würdigung des künstlerischen Schaffens bringen, das man als christliche oder kirchliche Kunst zu bezeichnen pflegt. So kann ich es mir hier ersparen, auf das einzelne einzugehen, was die Düsseldorfer Ausstellung zeigt. Sie brachte für den, der seit Jahren die Ausstellungen besucht, im einzelnen nichts Überraschendes, außer den Bildern einiger bei uns bis jetzt noch nicht hervorgetretener Ausländer, zumal des Belgiers Jacob Smits und des Skandinaviers Skovgaard. Darüber hinaus aber gewann man die Überzeugung, daß wir in den Anfängen einer neuen Bewegung stehen, die von hoher Bedeutung werden kann. Das eine freilich darf man über der Freude am neuen Geiste nicht vergessen: die *geistige* Hingabe an die Idee allein tut es nicht. Das merkwürdige Empfinden, das einen beschleicht, wenn man denselben Künstler protestantische und katholische Kirchen, Synagogen, Krematorien als „Gebrauchsgegenstände“ schaffen sieht, ist berechtigt. Auf diese Weise wird diesen Kunstwerken bei aller Brauchbarkeit und sachlichen Richtigkeit etwas fehlen, was der „Kunst“ nie fehlen darf. Was es ist, sagt ein Wort Goethes in leichter Abänderung: Was man nicht *fühlt*, das kann man nicht erjagen.



Die Grenzen zwischen Photographie und Malerei

Ein Schlußwort zur Photographischen Ausstellung in Dresden 1909

Die Internationale Photographische Ausstellung in Dresden hat gezeigt, was alles in der Photographie möglich ist, so viel, daß man eher fragen könnte, was in der Photographie nicht möglich ist. Es ist nicht zuviel gesagt, daß die Kamera das eigentliche Auge und der Wächter unserer Kultur ist. Das Wort genügt längst nicht mehr, wir brauchen das Bild, und erst seit sich die Photographie entwickelt hat, besitzen wir das ungeheure Tatsachenmaterial, mit dem die wissenschaftliche Forschung, die Bildung, die Journalistik, die Heilkunde, die Astronomie, die Justiz, die Reklame, die Kunst, ja sogar der Spiritismus arbeitet. Der „Geist" wird photographiert, noch ehe seine Existenz bewiesen ist. Die Photographie beweist ihn. Es fehlt nicht viel, so steht er im Verbrecheralbum. Überwältigend sind der ungeheure technische Apparat, die Industrie und Wissenschaft, die sich einzig mit der Vervollkommnung und Ausbildung der Photographie und der aus ihr hervorgehenden Reproduktionsmethoden befassen. Ich werde mich vergebens bemühen, zu sagen, was alles die Photographie kann. Sie kann mehr als Leonardo da Vinci. Sie beweist es auch. Ich sehe das rührende, ganz verblaßte Fresko des Abendmahls, entrückt in die Jahrhunderte der Nachlässigkeit und der Zerstörung, die darüber hinweggegangen sind, ein verschleiertes Bild, nur in ungewissen Zügen zu ergreifen, aber in dieser Verblichenheit um so suggestiver, um so ergreifender. Und daneben sehe ich eine ergänzte, maschinenfertige, harte, ganz uninteressante farbige Reproduktion desselben Abendmahles, für die Kunstbedürfnisse des deutschen Hauses im vollendeten Reproduktionsverfahren hergestellt. Das verdanken wir dem großen Fortschritt.

Durch diesen Segen ein wenig nachdenklich gestimmt, wandere ich durch die weiten, endlosen Hallen, die mich durch ihre Monotonie ein wenig ängstlich machen. Denn alles ist ja da, um gesehen zu werden, diese tausend und tausend von grauen Bildern und Bildchen rufen dich an und wollen mit einem Blick bedankt sein. Der Besucher aber ist nach dem zweiten, dritten Saal müde, er wehrt ab mit den Worten: Nun gut, ich kenne es schon, so und so ähnlich war ja auch das eben Gesehene! „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage." Aber schließlich macht man das Spießrutenlaufen durch. Viel Schönes da und dort, aber wie sauer ist auch die Mühe! Die Photographie ist ausstellungsmäßig, weil es ja nicht anders geht, als Wandbild behandelt, und da zeigt sich, gerade in dieser großen Ausstellung, daß die Photographie ganz und gar nicht Wandbild sein kann. Sie ist wie die Medaille und wie die Radierung zum intimen Betrachten bestimmt, will nahe ans Auge gebracht werden und eignet sich bestenfalls für das Privatzimmer, für den Wohnraum. Das ist's ja, was eine photographische Riesenausstellung, wie die von Dresden, so ermüdend macht. Nirgends ein lauter Anruf, nirgends eine starke Bildwirkung, die im Raum ausklingen könnte, die eine gewisse Herrschaft über den Eintretenden gewinnt, ihn ergreift oder abstößt, erfrischt oder vorwärts treibt. Der erste impressionistische Eindruck ist der einer grauen, gähnenden Öde. Man muß an jedes Bildchen herantreten, sich mit ihm ganz intim unterhalten, Zwiesprache führen, um zu finden, daß es ganz entzückende Dinge sind. Aber beim fünften, beim zehnten, beim hundertsten geht es nicht mehr. Man sagt sich: Nun, es ist ja doch dasselbe. Vielleicht eine andere Gegend, ein anderes Gesicht, im Prinzip aber dasselbe. Vielleicht ist das unrecht. Ich bin aber überzeugt, daß es allen so gegangen ist. Weniger ist mehr. Dabei muß anerkannt werden, daß der äußere Rahmen der Ausstellung, die Architekturen, die Anordnung, glänzend war. Ganz besonders, was die österreichische Abteilung mit ihrem Inhalt betrifft. Otto Prutscher hat den Vogel abgeschossen. Nur die Maßstäbe der Veranstaltung waren vergriffen. Das Übergroße ließ alles klein erscheinen. Das Streben nach vielem, allzuvielem, zerstörte den Stil, der in der Sache wohnt und auf das Intime weist. Aber das betrifft nur die äußeren Linien.

Wichtiger ist die Frage, inwieweit die Photographie unseren Weltbesitz erweitert und welchen Rang sie nicht nur als mitteilende, abbildende, sondern auch als offenbarende, darstellerische, bildende Kunst errungen hat. Darf sie sich doch rühmen, daß der Künstler selbst, der Maler, der Bildhauer sich häufig genötigt sieht, zur Kamera zu greifen, um angeblich sein Sehen zu schärfen oder zu revidieren oder vielleicht erst zu erlangen. Sieht also die Kamera mehr als das menschliche Auge? Und welche Erfolge hat sie in diesem Wettstreit mit der hohen Schwester Kunst errungen? Welche Lorbeeren wird sie noch pflücken können? Darauf will doch eine so umfassende Ausstellung wie die in Dresden Bescheid geben. Das ist das eigentliche Problem, dem sich die Aufmerksamkeit hauptsächlich zuwendet. Die Grenzen zwischen der Photographie und der Malerei sollen endlich untersucht werden. Es ist daher kein Zufall, daß der Schwerpunkt der Ausstellung in der Amateurphotographie gesucht und gefunden wird, also gerade da, wo sich die Photographie nicht als dienende, mitteilende, sondern als selbstherrliche, darstellende Kunst zeigen will. Ist die Photographie doch schon so weit gelangt, daß sie auch die Farbigkeit der Natur zu reproduzieren imstande ist. Wenngleich die bisherigen Ergebnisse in bezug auf koloristische Naturwahrheit sehr viel zu wünschen übrig lassen, so darf man doch mit Bestimmtheit annehmen, daß das Ziel einmal erreicht werden wird, und daß wir farbige Bilder erlangen, die nichts mehr von der Blechernheit und Unechtheit der heutigen Farbenphotographie haben. Somit wäre dann die Malerei an Naturwahrheit und Richtigkeit der farbigen Wiedergabe endgültig übertrumpft, wie sie heute schon durch die unzweifelhaft perspektivische Richtigkeit der Kamera übertrumpft ist.

Dies alles ist anzuerkennen, um die Grenzen der Photographie als Kunst festzustellen.

Sie wird es vielleicht sogar dahin bringen, daß eine gewisse Gattung von naturabschreibender Malerei sich verdrängt sieht, wie die Porträtmalerei zu einem erheblichen Teil von der Amateurkunst bereits verdrängt ist; so scheint es wenigstens.

Es ist nun aber die Frage, ob die Malerei nicht doch ganz andere künstlerische Absichten hat als die der vollkommenen Wirklichkeitstreue, darin sie von der Photographie geschlagen werden kann. Wenn auch der Künstler gelegentlich die Photographie benutzt, so ist es sehr zweifelhaft, ob der Nutzen davon überhaupt künstlerisch zu bewerten ist. Ist wirklich die perspektivische Richtigkeit eine so wichtige Angelegenheit in einem Bilde? Zweifellos ist ein Verzeichnen ein sehr störender Fehler und der wichtigste Grund, weshalb der Maler vielfach die Photographie benützt, um sein Sehen zu „korrigieren“. Wenn er es tut, bedenkt er freilich nicht, daß es außer der physikalischen Optik, mit der es die Photographie zu tun hat, auch eine psychische Optik gibt, mit der es ausschließlich der Künstler zu tun hat, und daß zwischen beiden die Grenzlinie läuft, die Photographie und Malerei auf immerwährende Zeiten scheidet. Ich will das an einem Beispiel erläutern. Wir erblicken weit über dem See ein Kirchlein, das für uns als Augenruhepunkt, als Abschluß der Landschaft, als wohlbekannte seelische Zuflucht eine bestimmte Wichtigkeit im Landschaftsbild hat. Obzwar dieses Kirchlein in der Ferne, rein perspektivisch betrachtet, winzig erscheint, so erfährt es dennoch in unserer seelischen Optik eine ungeheure Vergrößerung. So fern es auch ist, ein weißes Pünktchen über dem See, so steht es klar und groß vor unserem geistigen Auge. Die Phantasie wirkt wie die Abendatmosphäre, die alles am Horizont riesig vergrößert, wie oft der aufgehende Mond, wenn er noch in den Dunstschichten liegt, als ein ungeheures Haupt erscheint. Wenn wir die Landschaft mit dem entfernten Kirchlein zeichnen oder malen würden, so würden wir in unserem Bild dem Kirchlein jene Größe und Wichtigkeit geben, die ihm unserem Empfinden nach zukommt. So verfährt zweifellos auch der Künstler, indem er seiner psychischen Optik folgt und dadurch allen in Wirklichkeit vielleicht unscheinbaren Dingen eine erhöhte seelische Bedeutsamkeit gibt, die den gleichgültigen Naturzustand zum inneren Erlebnis erhebt. Dieses Innere ist es, das sich ausdrücken, darstellen will. Wenn wir nun aber die Landschaft mit dem See und dem Kirch-

lein am Horizont photographieren, so ist uns in den meisten Fällen eine große Enttäuschung gewiß. Das bedeutsame Kirchlein steht im Verschwindungspunkt, kaum zu bemerken, das ganze Bild erscheint flach und nichtssagend, alle Größe ist dahin. Die Kamera hat zweifellos perspektivisch richtig gezeigt, richtig im physikalisch-optischen Sinn. Hat aber darum das seelische Auge perspektivisch falsch gezeigt? Wer hat nun recht, wer hat unrecht? Wer verdient mehr Glauben, das seelische Auge oder die Kamera? Die Sache ist ganz einfach. Jeder hat da recht, wo der andere unrecht hat. Es sind eben zwei ganz verschiedene Grundlagen, auf denen Kunst und Photographie beruhen. Wer würde z. B. zu behaupten wagen, daß die Darstellungen der japanischen Kunst verzeichnet wären, weil sie die perspektivischen Verkürzungen nicht kennen und die im Raum befindlichen Gegenstände fast orthogonal auszeichnen, das Hintereinander im Neben- und Übereinander gruppieren, um auf diese Weise auch das räumlich Entfernte, wenn ihm eine künstlerische Bedeutung zukommt, der psychischen Optik zufolge, nahe zu rücken und das Bedeutungslose überhaupt fortzulassen. Die japanische Kunst hat eben niemals das Gefühl dafür verloren, daß das Bild eine Fläche ist. Zwar versucht auch die Amateurphotographie Ähnliches, indem sie die entfernten Gegenstände groß in die Platte setzt, wobei sie andere Detailaufnahmen verwendet, ein Zusammensetzspiel und ein Schwindel, der häufiger vorkommt, als man denkt. Es bedarf kaum eines Wortes, um eine solche Unkunst abzutun, die auf äußerlich-mechanischem Weg erreichen will, was sich in der Kunst aus der seelischen Projektion organisch ergibt. Die Malerei, wenn sie ihren höchsten künstlerischen Aufgaben zustrebt, muß sich hüten, eine Mesalliance mit der Photographie einzugehen. Sie hat Ziele, wohin ihr die Photographie niemals wird folgen können. Sie hat es mit Werten zu tun, die großenteils psychischer Natur sind und in der ganz bestimmten Persönlichkeit des Künstlers ruhen, der neu und anders sieht als der Durchschnitt, und der die Welt in einem durchaus überraschenden und persönlichen Gesicht zeigen kann. Schon der Umstand, daß wir in der photographischen Ausstellung nach dem zweiten, dritten Saal nur mehr Wiederholungen zu sehen vermeinen, beweist zur Genüge, daß der Photographie als selbständiger Kunst dieser unmittelbare persönliche Ausdruck nicht gelingen kann. Das Persönliche ist darin an so viele technische Voraussetzungen gebunden, daß es sich nur in schwachen Fluktuationen zeigen kann. Was ihre Vollkommenheit ausmacht, das ist zugleich auch ihre künstlerische Begrenztheit. Es bedarf keines näheren Beweises für die Tatsache, daß derselbe prinzipielle Unterschied, der hinsichtlich der Perspektive zwischen der persönlichen Auffassung des Künstlers und der „Wirklichkeitstreue“ der Kamera besteht, auch für die farbige Darstellung gilt.

Die Originalität eines Kunstwerkes beruht nicht allein auf der technischen Ausführung. Sie beruht vielmehr gleichzeitig auf den beiden Polen der technischen Vollendung und der Persönlichkeit. Unser Weltbesitz kann sich nur kraft der originellen Persönlichkeit vertiefen, die mehr sieht als die Oberflächenerscheinung, und die imstande ist, den Dingen einen neuen Zusammenhang und einen neuen Sinn zu geben. Ich will nicht behaupten, daß die Mehrheit der heute hervorgebrachten Kunstwerke diese Kraft besitzt, obzwar die Höhe der Kunst immer nach diesen beiden Momenten, der Meisterschaft und der Originalität, beurteilt werden muß. Gerade deshalb bestreite ich, daß die Mehrzahl der heute lebenden Künstler mehr sieht als jeder Durchschnittsmensch. Ich habe daraufhin auch unsere Dresdener photographische Ausstellung angesehen. Als abbildende Kunst, die es mit Naturerscheinungen zu tun hat, bringt sie Überraschungen. Ihre technische Vollendung ist bewundernswert. Wie schnell ist doch der Fortschritt zum Gemeinbesitz und zur Konvention geworden, daß fast alles wie selbstverständlich scheint, und doch nicht zu überbieten! Wo sie aber als bildende, das heißt darstellerische Kunst auftritt, vermag sie nicht m e h r zu zeigen, als der gebildete Durchschnitt sieht. Auch hier ist ihr eine fast unverrückbare Grenze gezogen. Als bildende Kunst kommt sie nicht über das Abbildende hinaus, und dieses — wenn auch kunstvolle — Abbilden hat in den meisten Fällen, trotz mancher berückenden Erscheinung, mehr den Charakter eines Erinnerungswertes als reinen Kunstwertes, oder

aber es hat den sachlichen Wert einer Tatsachenbuchung, die allerdings ins Unermeßliche geht. Auf die letzte Formel gebracht, die alle Unterschiede enthält: sie hat es mit Tatsachen, mit der „Wirklichkeit" zu tun, während es die Kunst mit der Illusion zu tun hat.

Joseph Aug. Lux



Thoma-Bilder

Der Feier des siebzigsten Geburtstages unseres lieben alten Meisters Thoma fehlt glücklicherweise jener bittere Beigeschmack, den diese Festtage sonst so oft haben. Thoma ist jetzt immerhin seit zwanzig Jahren ein anerkannter Künstler und brauchte nicht erst zum siebzigsten Geburtstage „entdeckt" zu werden. Damit hängt es nun wohl auch zusammen, daß in höherem Maße als in anderen Fällen die schönste Art der Künstlerfeier ihm zuteil werden kann in der Verbreitung seiner Werke durchs ganze Volk. In der Hinsicht ist die bedeutsamste, dauernd wertvolle Gabe die von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart gebrachte Veröffentlichung des malerischen Gesamtwerkes unseres Künstlers in der von uns schon oft gerühmten und warm empfohlenen Sammlung der „Klassiker der Kunst" in Gesamtausgaben. Als fünfzehnte der jedem Kunstfreunde längst liebgewordenen Bände ist erschienen „Hans Thoma, des Meisters Gemälde in 874 Abbildungen", herausgegeben von Henry Thode (geb. 15 M). Es konnte kein besserer Herausgeber für diesen Band gewonnen werden, als der Heidelberger Kunstgelehrte, der seiner ganzen Wesensart nach sich zu Thoma hingezogen fühlen muß, wie er ja auch einer seiner ersten Vorkämpfer gewesen ist. So bietet die ausgiebige Einleitung nicht nur eine aus guter freundschaftlicher Kenntnis geschöpfte Darstellung des Entwicklungsganges, sondern auch ein fein nachgefühltes Aufdecken des Innenlebens und der vielfachen Beziehungen zu Kunst und Leben, die Thomas selbständigen und eigenwilligen Entwicklungsgang begleiten. Ein richtiger alemannischer Dick- und Querkopf ist Thoma ja glücklicherweise immer gewesen, und in der Mischung mit einer gehörigen Dosis Schläue und noch mehr Humor ist er ein prachtvolles Seitenstück zu unserem lieben Johann Peter Hebel. Wie köstlich ist die Art, wie er in jener Zeit, als die Kritik noch gar nichts mit ihm anzufangen wußte, einem Kritiker auf die Frage, wo er denn eigentlich mit seiner Malerei hinauswolle, die Antwort gab: „Ei, ich will gar nirgends hinaus — ich sorge nur, daß ich bei mir selber bleibe". Und es tut einem ordentlich wohl, wenn der Alte jene oft recht bösartigen Anfeindungen mit den Worten abtun kann: „Dergleichen Gehässigkeiten haben mich aber nie viel angefochten, ich arbeitete unverdrossen und freute mich an allen Schönheiten des Lebens, der Kunst und der herrlichen Natur Münchens; ich war unempfindlich und unverwundbar." Sehr richtig knüpft Thode an derartige Bekenntnisse des Künstlers über sein Wesen folgende Ausführungen an: „Sie erklären eine Hauptsache: nämlich die Kontinuität der Entwicklung in demselben. Wie ein herrlich kraftvolles, seinem eigenen Gesetze gehorchendes Gewächs, in wachsender Ausbreitung und Differenzierung seiner Äste, Zweige, seines Laubwerkes, seiner Blüten und Früchte, erhebt es sich zum immer mächtigeren Gebilde, und, wie nach oben, breitet es sich mit seinem Wurzelwerk immer weiter und tiefer aus. Alle Fröste und andere Unbilden sind machtlos gegen die gesunde Lebensfülle des aufsteigenden Saftes, der nur an dem ihm Erforderlichen, Homogenen sich nährt und von allem Störenden unberührt bleibt. Wie Eindrücke französischer Kunst, namentlich Courbets, sich wirksam erwiesen, ohne Thoma auch nur im geringsten von seiner Bahn abzulenken, so auch Anregungen koloristischer und technischer Art, wie er sie von der blühenden, sinnlichen, vollsaftigen Kunst Viktor Müllers empfing. — Aber auch diese Schöpfungen sind nach Motiven und Stim-

mungen so ganz sein eigen, daß wir sie auch ohne die Berührung mit Müller für ohne weiteres begreiflich halten würden. Und zu einem Eigenen wird auch, was aus Böcklinscher Phantasie in die seinige hinüberklingt: man sehe das wundervolle Selbstbildnis vom Jahre 1875. Ein Jahr früher hatte Böcklin, von Holbeins Bryan Tuke in der Münchner Pinakothek angeregt, sich dargestellt, wie er der Geige des Knochenmannes lauscht. Auch Thoma, den Pinsel in der Hand, vernimmt, was das Skelett ihm zuraunt, aber versöhnend und feiend berührt sein Haupt Amor. Der Kampf von Tod und Liebe, so wie er ihn später noch einmal dargestellt hat, die geliebte Frau zu seiner Seite. Jene Kontinuität aber erklärt sich aus zwei Momenten: aus der unentwegt festgehaltenen direkten Beziehung zur Natur und aus dem treuen Festhalten an einmal ergriffenen Vorstellungen. Wie sich deren Fruchtbarkeit in immer neuen Variationen — bisweilen auch einem Wiederholen einmal gewonnener glücklicher Motive — bewährt und nichts verloren geht, so erweitert sich aber, dank ewig frischer Empfänglichkeit, dieser Kreis von Vorstellungen unausgesetzt und in schneller Zunahme, bis eine schier unbegreifliche Universalität dem erstaunten Auge sich darbietet. Und hier versagt unser Gleichnis: die Blätter dieser gewaltigen Baumkrone werden zwar alle von dem gleichen Safte genährt und entwickeln sich nach gleichem Gesetze, aber ihre Form und Erscheinung ist eine unendlich mannigfaltige."

Die Durchsicht des Buches bestätigt diese Ausführungen Thodes aufs beste. Es ist ja selbstverständlich, daß bei einer so großen Zahl von Werken auch manches weniger wertvolle sich findet; aber doch kaum etwas, das nicht wenigstens in dem einen oder anderen Zuge die Persönlichkeit des Schöpfers verrät. Darüber hinaus aber erwacht in uns das dankbare Gefühl einer erstaunlichen Fülle eines vielseitigen Reichtums, den auch der nicht mit dem Namen Thoma verknüpfte, der sein Schaffen ziemlich genau zu kennen glaubt. Thoma ist eine ungemein glückliche Natur in der Verbindung eines unbedingt sicheren Realismus mit einer Phantastik, die uns als eine ganz natürliche Träumerei erscheint. Man spürt, dieser Mann hat ein so offenes Auge und so allem Leben weitgeöffnetes Herz, daß er überall Schönheit sehen muß und doch natürlich in deren Mitteilung immer sich selber geben muß, weil ja die Erscheinungen im Grunde immer das sind, was wir in ihnen sehen. Man erfährt das am überzeugendsten bei seinen Landschaften, bei denen die aus Italien eigentlich genau so gut unter den Begriff der Heimatkunst fallen wie die aus dem Schwarzwald. Und doch sind es treue Bilder italienischer Natur. Man empfängt also mit einem Worte von diesem Buche den vollen Segen einer echten Persönlichkeit. Und so wünsche ich ihm eine möglichst weite Verbreitung im deutschen Haus, vor allem auch bei der deutschen Jugend, die möglichst früh zur gesunden Quelle dieser immer wahrhaftigen, nie auf Schein ausgehenden Kunst geführt werden müßte.

Auch neben diesem Buche Platz hat die Festausgabe des Verlages E. A. Seemann in Leipzig, „Hans Thoma, Zehn farbige Gemälde". (In einer Mappe 3 M). Es sind hier die anerkannt trefflichen farbigen Wiedergaben vereinigt, wie sie der Seemannsche Verlag in seinen bekannten Unternehmungen „Meister der Farbe" usw. bietet. Außer dem bekannten Selbstbildnis aus der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden mit dem reich bemalten Rahmen, erhalten wir die „Giardiniera", die des Künstlers Frau in italienischer Tracht darstellt, das „Frühlingsidyll", den köstlichen „Kinderreigen", die wuchtige Darstellung des „Rheinfalls bei Schaffhausen", den großen „Wasserfall" mit den badenden Knaben — entzückend die prächtigen Bubengestalten —; eine „Landschaftsstudie aus Italien", die auch für diesen Künstler den Beweis liefert, daß er sehr wohl zum Impressionismus die Fähigkeiten besaß und ihn anzuwenden wußte, wo es ihm bloß auf das rasche Festhalten eines Eindruckes und nicht auf die Aussprache eines Erlebens ankam; dann den treuherzigen „Religionsunterricht"; die phantastische „Sehnsucht" und das in seinen tiefen Tönen wie ein weitgespannter musikalischer

Akkord wirkende „Der Hüter des Tals“. Die meisten dieser Blätter eignen sich in Glas und Rahmen auch zu Wandschmuck.

Verdienstvoll ist auch die Festgabe der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin“, die im Verlage von Jos. Scholz in Mainz als ein Doppelheft der bekannten Kunstgaben eine Sammlung von 36 Bildern unter dem Titel „Hans Thoma und seine Weggenossen“ bietet (2 ℳ). Durch das ruhige Nebeneinanderstellen charakteristischer Bilder von Böcklin, Bracht, Burnitz, Eysen, Haider, Lang, Leibl, Viktor Müller, Lugo, Scholderer und anderen erkennt hier der Betrachter jene große Linie bedeutsamer Kunst, die wir als die spezifisch deutsche in der Kunst des 19. Jahrhunderts empfinden und die auch eine gerade Fortsetzung nach rückwärts bis um 1800 hat. Das Gefühl und die Freude für diese im besten Sinne volkstümliche deutsche Kunst wird durch dieses schöne Heft eine herzhafte Steigerung erfahren.

Aber auch als großen Wandschmuck kann sich der Liebhaber Thomascher Kunst ohne allzu empfindliche Opfer einige schöne Blätter Thomas gewinnen, die dabei doch den Reiz der Originalhandschrift des Künstlers tragen, da sie in jenem farbigen Steindruckverfahren hergestellt sind, das jedes einzelne Blatt einer noch so großen Auflage doch zur originalgetreuen Schöpfung des Künstlers macht, weil eben das Kunstwerk von vornherein für diese Art der Wiedergabe geschaffen ist und nur durch sie entstehen kann. Die Kunstdruckerei des Künstlerbundes in Karlsruhe bringt vier Lithographien zum Preise von je 20 ℳ. „Der Wanderer“ erklimmt eben mit letzten Schritten die Höhe, auf der er sich dann umwenden wird und den Blick in das lachende Wiesental, das sich zwischen bewaldeten Höhen hinzieht, genießen will. Jene echte Wanderstimmung, bei der man allen Verlockungen gegenüber standhält und sich nicht ein einziges Mal umwendet, um dann mit einem Male sich vollzutrinken an der Pracht und Fülle der schönen Gotteswelt. Der „Feierabend“ ist eines jener echten Dorfbilder Thomas, die zunächst wohl am meisten das durch die süßliche Düsseldorfer Bauernmalerei verwöhnte Publikum vor den Kopf stießen, nachher aber in ihrer Ehrlichkeit und Kraft das echte Heimatempfinden so kräftig genährt haben. Der schwere Arbeitstag ist zu Ende, der Bauer schmaucht ruhig seine Pfeife, Mädchen ziehen plaudernd die Dorfstraße herab, auch das Hausgetier empfindet das Behagen der abendlichen Stunde. — Echtes Bauerntum atmet auch das Bild „Sonntag Nachmittag“. Bauernburschen hocken zu behaglichem Geplauder auf der Weide beieinander, zu ruhiger Sattheit grasen die Kühe auf den weitgedehnten Matten. Der Wert des Bildes liegt in der prachtvollen Schwarzwaldlandschaft mit ihrem reichen Geschiebe von Mattenhügeln und bewaldeten Bergen. — Das letzte Bild ist eine Alpenlandschaft. Im Hintergrunde bauen sich wuchtig die gewaltigen Steinwände der Hochalpen, graue Hochweiden schieben sich breit davor. Unser Standort liegt aber noch weit tiefer bei einem letzten Dorfkirchlein, das durch niedrigere bewaldete Höhen sein heimeliches Nest in der unwohnlichen wilden Natur erhält. Diese Blätter sind Arbeiten aus den letzten Jahren. In den Figuren führt die greise Hand die Linie nicht immer mit unbedingter zeichnerischer Sicherheit; aber des Künstlers Fähigkeit, das Wesentliche zu betonen und bei aller Fülle des Reichtums im kleinen doch die hohe Einheit zu erzielen, scheint gegen früher noch gesteigert.



Unsere Bilder

In Franz Müller-Münster liegt ein zwiefaches Verlangen: neben lyrischer Verträumtheit liegt der Drang zur Betätigung großer Tatkraft, der sich jetzt meist in starker Bewegung äußert. Kunsttechnisch äußert sich das so, daß neben dem Verlangen nach möglichst geschlossener Komposition und einem reinen Aufbau des Bildes aus den Innenkräften eines starken Ausdrucksverlangens heraus ein scharfer Realismus steht, der sich auf gründlichstes Naturstudium stützen kann, darüber hinaus den Geist des Realismus in der Freude an der scharf bewegten Körpererscheinung wie wechselvollen Beleuchtung erweist. Franz Müllers lyrische Natur klingt am reinsten aus in Bildern wie unserem „Herbst", wo Farbe und Form sich so zum Ausdruck einer Stimmung verdichten, wie die wenigen Strophen eines lyrischen Gedichtes. Die Fähigkeit, aus der Natur heraus den landschaftlichen Ausschnitt sich so zu gewinnen, daß auch hier die Ansicht der Außenwelt zu Mitteilungsmitteln des Inneren wird, beweist unsere „Landschaft aus dem Riesengebirge". Dem Dichter, der so die Natur schaut, stellt sich jene Art des lyrischen Stimmungsbildes ein, wie wir es bei Martin Greif bewundern, wo an eine Reihe Treue schildernder Verse ein, zwei Zeilen sich anschließen, in denen das Ganze zum Rahmen eines persönlichen seelischen Empfindens wird. Bei Franz Müller, dem Maler, der mit den körperlichen Ausdrucksmitteln das Naturträumen seiner Seele verkünden muß, stellt sich dann leicht jene Bevölkerung der Landschaft ein, die man früher schulmäßig gern als Staffage bezeichnete. Der Ausdruck hat etwas Unliebsames bekommen, und mit Recht, wo sich diese Bevölkerung der Natur nur aus äußeren, mehr maltechnischen Gründen einstellt. Franz Müller aber ist eine romantische Natur, der in solchen Landschaftsrahmen ein Märchen erblüht oder eine Geschichte aus alten Zeiten, voller Liebe zu jenen Gestalten des mittelalterlichen Volkes, mit denen sich für uns wie von selbst die Vorstellung des ungebundenen frei draußen in der Natur sich Herumtummelns verbindet. Vor allem die Landsknechte haben es ihm angetan. Freilich wird bei dieser Liebe das Malerherz mitgesprochen haben, dem man die Freude am bunten Gewand und an glitzerndem Gewaffe wie an den wilden Kraftgestalten dieser Gesellen nachfühlen kann.

Wer seit Jahren unsere Kunstausstellungen besucht, pflegte dann von Franz Müller neben einem derartigen romantisch-lyrischen Bilde irgendeine andere Darstellung aus dem heutigen Leben zu finden, bei der Pferde in starker Bewegung im Vordergrunde zu stehen pflegen. Das edelste Haustier, aber hier dann zumeist in seiner kraftvollsten Form als Arbeitsgenosse des Menschen, genießt unseres Künstlers besondere Liebe, der in zahllosen Skizzen und Studien den außerordentlichen Reichtum der Bewegungserscheinung des Pferdes festgehalten hat. Wie ihm dann aus diesen realistischen Studien die Mittel zur Darstellung von Phantasievorstellungen erwachsen, bewies er unter anderem mit einem großen Bilde „Das wilde Heer", das vor einigen Jahren berechtigtes Aufsehen erregte. Von den Bildern, die wir vorführen, zeigt ferner das eine „Hussiten" des Künstlers Fähigkeit zu monumentaler Wandmalerei, das andere „Gespräch" seinen Sinn für intimste Stimmungsreize. Wir fühlen, wenn wir Müllers Gesamtschaffen betrachten, daß diese verschiedenartigen Stimmungen und Künste, die in ihm leben, nicht sich bekämpfende Gegensätze sind, sondern Elemente, die nach der Vereinigung verlangen. Da der Künstler, der jetzt auf der Höhe des Lebens steht — er ist 1867 zu Münster in Westfalen geboren —, in rastlosem Fleiße an seiner Vervollkommnung arbeitet, dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß es ihm gelingen wird, aus diesen verschiedenen Elementen phantasievoller Romantik und lebenssicherer Realistik, schwärmerischer Lyrik und starken Tatendranges eine Einheit zu schaffen, die von einem ganz besonderen, durchaus persönlichen Reiz erfüllt sein wird.





Musikgeschichte

Von

Dr. Karl Storck

Man sollte es nicht unbescheiden finden, wenn ich an das Erscheinen der zweiten Auflage meiner Musikgeschichte anknüpfe, um meine Anschauung von der Aufgabe und Bedeutung der Musikgeschichte darzulegen. Denn es ist ja wohl selbstverständlich, daß mir daran liegen muß, meine treueste Lesergemeinde auf ein Buch hinzuweisen, bei dessen Schaffen ich dauernd an sie gedacht habe. Andererseits versteht sich auch von selbst, daß ich mit meiner Arbeit nach besten Kräften das zu erfüllen suchte, was ein solches Buch nach meiner Auffassung leisten soll. Nun meine ich, ein Buch müßte ein persönliches Bekenntnis sein, eine Aussprache des Besten, was man über den betreffenden Stoff in sich hat. Die Art der Aussprache aber richtet sich nach demjenigen, mit dem man sie hat. Ich meine nicht nur in der Tonart des Vortrages, vielmehr arbeitet der Zuhörer auch mit durch seine bloße Gegenwart; ohne ein Wort zu sprechen macht er Einwendungen, leitet er einen Gedankengang weiter, weil der Sprecher fühlt, daß von ihm noch mehr erwartet wird. Es ist das Schöne an der schriftstellerischen Tätigkeit, zu der der Türmer Gelegenheit gibt, daß man im Laufe der Jahre ein schier persönliches Verhältnis zum Leser bekommt. Auch ohne die Hunderte von Briefen mit Zustimmung, Widerspruch, Frage und Antwort wäre das der Fall.

Mir scheinen für ein wissenschaftliches Buch dieselben Gesetze zu gelten, wie für ein Kunstwerk. Ein solches müßte auch jedes Buch sein: durch die tiefe Erfassung des Stoffes; durch seine einsichtsvolle Gliederung; durch den Aufbau des ganzen riesigen Materials; durch die Fähigkeit, dem Inhalt die entsprechende Form zu gewinnen, das heißt also, die Sprache seinen Gedanken so dienstbar zu machen, daß sie zum Instrumente wird, auf dem man die im Innern lebende Musik reproduziert. Da ist dann die Leserschaft, an die man bei der Abfassung

eines Buches denkt, gleich dem Raume, für den man ein Werk der bildenden Kunst bestimmt. Dieser Raum soll künstlerisch gestaltet werden, andererseits ist er selber ein mitgestaltender Faktor für das Kunstwerk.

Auf dem Gebiete der Musikgeschichte liegt so manches ganz anders, als bei den anderen kunstgeschichtlichen Wissenschaften. Man findet heute im Hause eines jeden Gebildeten eine Literaturgeschichte, wohl auch eine Geschichte der bildenden Kunst. Man setzt gar nicht voraus, daß jemand Literat, Maler, Bildhauer oder auch nur in besonderem Maße Literatur oder bildende Kunst Studierender sei, um es doch ganz begreiflich zu finden, daß er eine geschichtliche Darstellung dieser Künste zur Hand habe, um entweder in zusammenhängendem Lesen deren gesamten Werdegang kennen zu lernen oder in einzelnen Fällen sich über bestimmte Persönlichkeiten oder Werke Auskunft zu verschaffen. Nicht so bei der Musikgeschichte. Da scheint man bei der Leserschaft wie bei der Schriftstellerwelt vorauszusetzen, daß man ausübender Musiker sein müsse, um sich näher mit diesen Gebieten beschäftigen zu können. Ich bin nun ganz sicher, daß viel mehr Menschen, zumal vom deutschen Volke gilt das, ein fruchtbar zu machendes Verhältnis zur Musik haben, als zur Literatur und bildenden Kunst. Es gibt eigentlich nur ganz wenige Leute, die für Musik unempfänglich sind, die nicht darüber hinaus geradezu Liebe zur Musik empfinden. Die Meinung ist durchaus falsch, daß man selber ein Instrument spielen müsse, um für musikalisch zu gelten. Ich persönlich habe eine lange Reihe von Leuten kennen gelernt, die durch irgend welche äußeren Umstände in der Jugend kein Instrument erlernt haben, die ich trotzdem für viel musikalischer halte, als die meisten jener, die da dilettantisch herumklimpern. Man braucht nur zu bedenken, daß es in Literatur und bildender Kunst ein Seitenstück zur ungeheuer großen Zahl der reproduzierenden Musiker nicht gibt, daß vielmehr alle jene, die nicht selber dichten, malen, bildhauern, sondern diese Künste nur als Genießende empfangen, genau in dem gleichen Verhältnis stehen, wie der musikalische Hörer, um zu erkennen, daß die gewöhnliche Auffassung des Wortes „musikalisch" nicht zutrifft. Musikalisch ist der Mensch, der Musik stark zu empfinden fähig ist. Dagegen kann man bis zu einem ganz beträchtlichen Grade musiktechnisch reproduzieren, ohne musikalisch zu sein. Das ist dann freilich ein Unglück für den Spieler wie für seine Umgebung, und damit wollen wir uns weiter nicht beschäftigen. Denn andererseits beruht die einzigartige Stellung, die die Musik für unser künstlerisches Innenleben einzunehmen berufen ist, gerade auf der Leichtigkeit, mit der wir durch das Nachschaffen Mitschaffende werden können. Auch ohne geniale Anlage, lediglich durch die treue Hingabe an das bereits geschaffene Kunstwerk. Und vermöge einer nicht allzu schwer zu erreichenden technischen Fertigkeit können wir uns jedes vorhandene Musikstück in einer Weise zu eigen machen, wie es bei den Werken der anderen Künste kaum möglich ist. Bei der bildenden Kunst ist es außerordentlich schwierig, sich so ganz in die Formgebung, die gestaltenden Kräfte, die inneren Lebensgesetze, kurz in das Werden und Wachsen eines Kunstwerkes zu versenken, daß wir es ganz nachzuleben vermögen. Auch bei der Literatur gehört eine große ästhetische und geistige Schulung dazu, um nicht bloß am Stoffe und an der äußeren Form einer Dichtung haften zu bleiben, sondern zu fühlen, wie und

mit welchen Mitteln der Dichter seine Absicht erreicht hat, warum er diese Form, dieses Wort gewählt hat. Bei der Musik sind wir dagegen geradezu gezwungen, wenn wir ein Musikstück spielen, in des Künstlers Lande zu gehen. Das Werk ersteht durch uns in diesem Augenblick neu, und nur wenn wir den ursprünglichen Schöpfer verstanden haben, vermögen wir das Werk so wiederzugeben, daß es verständlich wird. Das Werk des Dichters und des bildenden Künstlers ist immer da, unberührbar, unveränderlich durch den Beschauer oder den Leser. Der reproduzierende Musiker aber steht vor einem an sich toten Notenblatte. Er erst schafft in jedem Augenblicke das Werk des Künstlers neu, und so wie er es in die Welt stellt, so ist es für ihn und für jene, die ihm zuhören. Hierin liegt die außerordentlich bereichernde und beglückende Kraft eines seelenvollen Musizierens, das keineswegs abhängig ist von einer konservatoriummäßig gedrillten Technik, so sehr es natürlich eines jeden ernsten Menschen Bestreben sein muß, wenn er etwas vollbringt, es auch gut zu tun.

Aus dieser Tatsache ergibt sich, daß zwischen dem musikalischen Kunstwerke und dem es reproduzierenden Spieler ein möglichst inniges Verhältnis bestehen muß. Denn so hoch man die subjektiven Rechte des Reproduzierenden einschätzen mag, seine wichtigste Aufgabe bleibt doch die Treue gegen das Kunstwerk. Der gewissenhafte Spieler, — das ist hier ganz dasselbe wie der künstlerisch ernste Musiker — muß also danach trachten, sich nach Möglichkeit mit dem Künstler und dem Werke, das er wiedergibt, vertraut zu machen. Das beste Mittel dazu ist die Kenntnis der Persönlichkeit des Künstlers und seiner Absicht. Die Musikgeschichte ist ihm zu beidem der nächstliegende Wegweiser.

Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der dem Musiker das Gewinnen eines historisch-psychologischen Verhältnisses zu den aufzuführenden Werken gebietet. Die Musik ist einerseits die konservativste aller Künste, andererseits ist sie mehr als alle anderen auf das jeweilige Gegenwartsempfinden angewiesen. Sie ist die konservativste Kunst einmal hinsichtlich ihrer Technik. Nur in langen Kämpfen hat die Musik ihre Ausdrucksmittel erworben. Von der Einstimmigkeit zur Mehrstimmigkeit, von der Entwicklung eines der Wesenheit der Menschenstimme nachgebildeten, jede einzelne Stimme als ein Individuum behandelnden polyphonen Satzes zur harmonischen Auffassung, in der zu einer beherrschenden Melodie aus der Fülle des gesamten Tonmaterials die bereichernde Ausmalung gewonnen wird, und von dieser Stufe aus wieder zu einer neuen, mehr geistigen Polyphonie, in der das einzelne thematische Motiv als Ausdrucksmittel für ein Geistiges verwertet wird, ist ein ungeheuer weiter Weg, der aber ohne alle Sprünge zurückgelegt wurde. Die die musikalische Fähigkeit eines Instrumentes oder der Singstimme ausnutzende Spielfreudigkeit, das nach gewissen Formen abzielende Schaffen auf der einen Seite und das jeden Ton und alle musikalische Form lediglich als ein Ausdrucksmittel seelischen Erlebens betrachtende „Dichten in Tönen“ andererseits, liegt in zwei völlig getrennten Welten. Aber die musikalischen Mittel, die Technik der Musik, die hüben und drüben notwendig ist, zeigt das Bild einer eng verklammerten Kette, bei der kein Glied fehlt. Mag der Geist, aus dem heraus mit diesen Mitteln geschaltet wurde und wird, ein ver-

schiedener sein; auf beiden Seiten ist mit gleichem Eifer und eigentlich auch auf gleichen Wegen an der Bereicherung der Mittel des Handwerkszeuges, des musikalischen Materials gearbeitet worden. Es ist ein ganz wunderbarer, von keiner anderen Kunst gebotener Anblick, wie in der Musik von der einfachen Melodielinie aus allmählich die Erweiterung auf die Vielstimmigkeit, wie die Verbindung von Instrument und Singstimme und dann wieder die Entwicklung der Instrumentalmusik als solcher langsam gewonnen und gemehrt wird; wie die Fähigkeiten der Instrumente gesteigert werden, wie mit einem Worte ein immer wachsendes Material vor den Komponisten aufgehäuft wird, mit dem er nun nach Belieben schalten kann. Es geht eigentlich nichts verloren in der Musik von allen diesen technischen Errungenschaften. Verhältnismäßig schnell kann der Folgende sich alles zu eigen machen, was seine Vorgänger erworben haben. Und dann geht er weiter und mehrt den Besitz. Nur der Geist, in dem er es tut, entscheidet; die Technik ist hier in einem Maße Schulsache, eroberungsfähig, wie in keiner anderen Kunst.

Ihren innersten Grund hat diese Tatsache darin, daß es keinen produktiven Musiker geben kann, der nicht gleichzeitig reproduzierender Künstler ist. Als Musiker, als Musikliebhaber genießt jeder die ihm geschaffene Musik. Er macht sie sich zu eigen, indem er sie spielt, zu seinem Genuß oder zum Studium. Den bildenden Künstler weist der gesunde Instinkt wie der tüchtige Lehrer immer auf die eine Quelle der Natur. Die Musik dagegen ist von dem Augenblick an, wo sie Kunst wurde, von der Natur losgelöst. Die Natur, die Umwelt bietet keinerlei Vorbild für die Musik. Ihr Arbeitsmaterial ist auf rein geistigem Wege gewonnen. So besteht die musikalische Welt aus der vorhandenen Musik der Welt, und der Unterschied zwischen den Schaffenden beruht nicht in einem verschiedenen Verhältnis zu einer außerhalb der Kunst liegenden Welt, sondern in der verschiedenen Art, diese eine gleiche musikalische Welt auszunutzen.

Wir haben für alle Betrachtung bildender Kunst — am klarsten ist es ja bei der Malerei — den einen großen Maßstab des Verhältnisses des betreffenden Künstlers zur Natur. Je ursprünglicher der Künstler ist, um so weiter führt die Betrachtung dieses Verhältnisses, um so weniger ist die Bewertung des Künstlers abhängig von seiner Stellung zu Vorgängern. Zu jener Natur aber, zu jener Umwelt, aus der dieser bildende Künstler schöpft, gewinnt jeder Mensch durch seine Sinne, mit denen er ja ebensogut begabt ist wie der Künstler, ein Verhältnis. Auf der Art, wie sich unser Verhältnis zur Natur mit dem eines Künstlers deckt, wie es durch den Künstler das erfüllt sieht, was es selbst verlangt, aber sich nicht geben konnte, wie es dadurch gesteigert, bereichert wird, beruht unser Verhältnis zum Schaffen des bildenden Künstlers.

Bei der Musik fehlt dieses außerhalb der Kunst liegende Gebiet, zu dem der Künstler genau so wie der Empfänger sich das Verhältnis schaffen muß. Die Musik ist eine Welt für sich, mit ihren eigenen Mitteln, mit ihren eigenen Gesetzen. Diese musikalische Welt dient zu zwei grundverschiedenen Tätigkeiten, die ja niemals so scharf gesondert sind, wie es das Wort nun feststellen wird, wo aber doch die Grundeinstellung für alles Folgende ausschlaggebend ist. Man kann diese beiden

Richtungen scheiden durch die Worte „Musik als tönend bewegte Form“ und „Musik als Ausdruck“. Die sinnliche Welt des Tones und der durch Ton und Rhythmus zu gestaltenden Form als Selbstzweck auf der einen Seite, auf der andern die Musik als Seelensprache, als reinstes und ausdrucksvollstes Mitteilungsmittel des menschlichen Innenlebens. Beide Wege führen zu unerschöpflichen Schönheiten, auf beiden können wir höchste Beglückung durch Kunst erleben.

Es ist leicht begreiflich, daß wenn, wie es bei der musikalischen Form und Verwendungsfähigkeit des Tones der Fall ist, eine Welt so ganz aus sich heraus weiterentwickelt wird, jener Konservativismus entsteht, bei dem ein Folgendes nie richtig zu begreifen ist, ohne die Kenntnis des Vorangehenden, aus dem heraus es entwickelt worden ist. Es ist also leicht begreiflich, daß von mancher Seite die Musikgeschichte als die Geschichte der musikalischen Form angesehen und dargestellt wird.

Wie verträgt sich nun mit dieser Tatsache die andere von uns hervorgehobene, daß die Musik so ganz auf unser Gegenwartsempfinden angewiesen ist? Sie verträgt sich nicht nur damit, sondern ist dadurch bedingt, und zwar sowohl in sinnlicher wie in seelischer Hinsicht. Fürs seelische Leben braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden, daß es in einem steten Wandel begriffen ist. Wir haben ja auch gegen jede alte Dichtung ein Gefühl der Fremde, denn wir denken, reden und fühlen anders als die in ihr vorgeführten Menschen. Nur fällt es uns bei der Dichtung leicht, diese Unterschiede zu überwinden, weil so vieles andere gleichgeblieben ist. Das Geschehen an sich verliert nichts an seiner Größe und Bedeutung und Spannkraft durch die verschiedene Art es aufzufassen. Die Schönheit der Sprache, der Bilderreichtum des Dichters bleiben ungemindert bestehen; unter Umständen kann gerade das von uns Verschiedenartige einen besonderen Reiz ausüben, weil es geistig zu erfassen und zu genießen ist. Nun, der Musik fehlt dieses Geistige; sie drückt nur die selische Empfindungswelt aus mit rein seelisch zu erfassenden Mitteln. Wenn unsere Seelen also nicht in Mitschwingung versetzt werden, so empfinden wir nichts, und es entsteht Leere.

Aber auch für die sinnliche Seite der Musik gilt diese Begrenztheit der Wirkung nach der Zeit. Die Geschichte des menschlichen Hörens ist ja naturgemäß am besten am Verhältnis zur Musik zu zeigen, weil diese die feinste Art des Hörens verlangt, wo wir ja sonst auch keinerlei Zeugnisse besitzen für die Art, wie man früher gehört hat. Es handelt sich dabei einerseits, wenn auch weniger, um die Schärfe des Hörens, d. h. die Fähigkeit, möglichst kleine Tonunterschiede wahrzunehmen, andererseits hauptsächlich um die Frage, was wird vom Ohr als Wohlklang empfunden. Hier haben wir nun die merkwürdige Tatsache, daß alle Bereicherung des musikalischen Materials zunächst als unangenehm, als häßlicher oder doch störender Lärm empfunden wurde. Eigentlich bietet nur die Periode des Gewinnens der Mehrstimmigkeit das gegenteilige Beispiel, insofern damals die Sehnsucht nach dieser Mehrstimmigkeit in der Welt so groß war, daß jedes Mittel, sie zu gewinnen, willkommen geheißen wurde. Freilich treten auch damals die musikalisch Gebildeten jeweils als Gegner der neuen Errungenschaft auf. Später aber ist das Bild immer dasselbe. Gegen einen Mozart, ja gegen Rossini sind genau

so gut die Vorwürfe der Lärmmusik, der Dissonanzenhäufung erhoben worden, wie gegen Wagner und Richard Strauß. Gerade weil für die musikalische Tonwelt kein Vorbild in der Natur draußen ist, weil diese Tonwelt ganz für sich geschlossen ist, wird unser Verhältnis zu ihr lediglich durch das bestimmt, was in dieser Welt bereits errungen ist. Unser Gehör muß gewöhnt werden, und zwar durch die Musik für Musik, andere Hilfsmittel gibt es da nicht. Für eine neue Klangverbindung oder Klangfolge in der Musik können wir nur durch das Anhören dieser Klangverbindung ein Gefühl bekommen. Wenn in der Dichtung an die Stelle einer idealistischen Schilderung die realistische, später die naturalistische tritt, so bleibt für alle diese Fälle das Mittel der tatsächlichen Welt draußen zum Vergleich, zur Gewöhnung. Wenn ein Musiker eine ganz neuartige Akkordverbindung aufstellt, so mutet er unseren Ohren etwas zu, was diese vorher niemals haben empfinden können, wofür sie sich nirgendwo anders einstellen können. Wir müssen uns eben einfach zuerst daran gewöhnen. Und wir gewöhnen uns daran, und zwar so sehr, daß dieses selbe zunächst so widerspenstige Gehör nach einiger Zeit das schön findet, was es vorher verurteilt hat; ja noch mehr, es vermißt diese neuartigen Klänge dort, wo sie nicht sind. Die frühere Musik „veraltet" für die Hörweise. Aus diesen Gründen gibt es nirgendwo mehr Einseitigkeit und Parteigeist als in der Musik. Das ist dann freilich kein gesunder Standpunkt. Je mehr das Reich der musikalischen Technik erweitert worden ist, um so schwieriger ist dessen volle Beherrschung. Nicht nur für den schöpferischen und ausübenden Musiker, sondern auch für den genießenden. Ich habe an dieser Stelle schon wiederholt dargelegt, welch schädliche Folgen diese einseitige Entwicklung gehabt hat. Die vernünftige Kunstpolitik gebietet uns, dafür Sorge zu tragen, daß unser Genußvermögen und unsere Aufnahmefähigkeit für Musik möglichst vielseitig und umfassend sei.

Ich halte die Musikgeschichte für dazu berufen, gegenüber diesen besonderen Verhältnissen, wie die Musik sie darbietet, die richtige Einstellung beim ausübenden und empfangenden Musiker zu schaffen. Indem wir den Werdegang der Musik als Kunst darstellen, gewinnen wir ein tieferes Verhältnis zur musikalischen Form. Wir sehen, wie alles geworden ist, wie schwer es zumeist errungen wurde, wie so viel, was uns heute als bloße Form erscheint, einmal als Ausdruck gewonnen worden ist, sich also auch immer wieder zum Ausdruck beleben lassen muß. Dann ist es außerordentlich fesselnd, zu verfolgen, was die Künstler jeweils ausdrücken wollten, wie sie es taten, wie es von der Menschheit aufgenommen worden. Es wird uns auf diese Weise eine Fülle von Musik wieder lebendig werden, zu der wir sonst kein Verhältnis finden können. Viele der Probleme, die uns heute beschäftigen, sind an sich alt und nur immer wieder in neue Beleuchtung gerückt. Auch da finden wir uns leicht zurecht, wenn wir ihre Behandlung in früheren Zeiten verfolgen. Zu alledem kommen nun die großen Vorzüge, die jede Beschäftigung mit der Vergangenheit hat, wenn diese Vergangenheit uns das Ringen um ein Großes, das Werden und Schaffen bedeutender Persönlichkeiten zeigt. Für uns Deutsche kommt hinzu, daß unser ganzes Wesen in keiner anderen Kunst so reichen Ausdruck findet wie in der Musik, daß deshalb auch das erste Wiedererwachen des

geistigen und seelischen Deutschtums nach der schweren Zeit des Dreißigjährigen Krieges in der Musik erfolgte.

Diese wesentlich erweiterte und tiefere Aufgabe, die eine Geschichte der Musik im Vergleich zur geschichtlichen Darstellung der Literatur oder bildenden Kunst zu erfüllen hat, beeinflußt natürlich in beträchtlichem Maße die Art der Darstellung. Der Geschichtschreiber der Musik kann als Leser seines Buches vor allem den Musiker im Auge haben, also eine genaue Vertrautheit mit der Harmonie- und Formlehre wenigstens der heutigen Musik voraussetzen. Er wird dann seine Aufgabe wesentlich darin erblicken, außer den rein geschichtlichen Geschehnissen vor allen Dingen die jeweilige Formenlehre darzulegen. Ihm kommt es des weiteren darauf an, möglichst ausgiebig zu zeigen, was und wie zu allen Zeiten gearbeitet worden ist.

Ich habe mich dagegen bei meiner „Geschichte der Musik" (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung, 2. Auflage, geh. 12 *M*, geb. 15 *M*) von vornherein auf den Standpunkt gestellt, daß es gelingen muß, die Geschichte der Musik ebensogut für jeden allgemein gebildeten Menschen verständlich darzustellen, wie die Geschichte der Literatur oder bildenden Kunst. Wenn die Musik neben der Religion die vielleicht tiefste Äußerung seelischen Lebens ist, wenn sie wie kaum eine andere Kunst jeweils von den breitesten Massen aufgenommen und genossen werden konnte, wenn sie, wenigstens in Deutschland, zu den meisten Zeiten mit dem gesamten Leben des Volkes inniger verwachsen war als eine andere Kunst, so kann auch die geschichtliche Darstellung dieser Musik nicht ein Geheimbuch für den Eingeweihten sein müssen. Vielmehr muß man jedem die jeweiligen Zustände, das Wollen und Können der Musik, ihre Stellung im Leben, ihr Verhältnis zum gesamten geistigen und künstlerischen Schaffen verständlich machen können. Meine „Geschichte der Musik" ist also in viel höherem Maße eine Kulturgeschichte der Musik bzw. eine geschichtliche Darstellung der Bedeutung der Musik für die menschliche Kultur, als eine reine Aufzählung und Würdigung des musikalischen Schaffens an sich.

Dann aber sagte ich mir aus jener doppelten Tatsache der geschlossenen konservativen Entwicklung der Musik einerseits, der Begrenztheit ihrer Wirkung auf das Gehörvermögen der Gegenwart andererseits, daß es auf zwei Dinge vor allem ankomme: einmal die große Entwicklungslinie scharf herauszubilden, andererseits immer den Zusammenhang mit der Gegenwart festzuhalten, immer von dieser Gegenwart aus das frühere Wollen und nicht nur das frühere Vollbringen zu beleuchten. Daß daneben die großen Persönlichkeiten der Musikgeschichte kräftig hervorgehoben, in ihrem menschlichen und künstlerischen Ewigkeitswert dargestellt werden mußten, war für ein solches Volksbuch von vornherein geboten. Es steht mir nicht zu, zu beurteilen, ob mir meine Absichten zu erfüllen gelungen ist, wohl aber glaube ich, durch die vorangehenden Darlegungen gezeigt zu haben, daß diese Absichten berechtigt sind.



Edward Mac Dowell

Im vorigen Jahre sind die beiden größten Meister moderner poetischer Klaviermusik dahingeschieden: der Norweger Grieg und der Amerikaner Edward Alexander Mac Dowell (geb. 18. Dez. 1861 in Neuyork). Wer Grieg war, was er bedeutete für seine Heimat, für uns Deutsche, das wissen wir heute und brauchen es in diesen Blättern nicht erst auseinanderzusetzen. Lasse ich diesmal Mac Dowell (vgl. Lawrence Gilman, Mac Dowell. Neuyork und London 1908, John Lane Co.) zu Worte kommen, so habe ich damit verschiedene Zwecke im Auge: einmal soll ein Grieg in so manchem verwandter Geist gewürdigt werden, und dazu reicht das, was wir bei der Gleichförmigkeit unserer Konzertprogramme hören, ja nicht im entferntesten aus. Dann soll es betont werden, daß Mac Dowell würdig ist, neben die Spitzen amerikanischer Literatur, neben die Emerson, Longfellow, Bret Harte, Mark Twain und wer sonst noch dazu gehört, gestellt zu werden. Schließlich sollen wir aus seiner Musik wieder einmal erfahren, was Innerlichkeit, was Poesie der modernen Musik heißt. Diese Gabe ist ja grade in unsrer Zeit so selten!

Mac Dowell ist der erste Romantiker der Neuen Welt, der wirklich amerikanische Musik schreibt. Ich rechne dahin viel weniger, daß er die Titel seiner Klavierwerke gelegentlich mit Beziehung auf die Heimat wählt: Neu-England-Idyllen, Amerikanische Waldidyllen; auch nicht, daß er in solchen Zyllen musikalische Genrebilder aus dem amerikanischen Leben, der amerikanischen Natur zeichnet: nein, das Amerikanische liegt weit mehr in dem allgemeinen Charakter seiner Musik als Ausfluß seiner eigenen Persönlichkeit. Sie ist wirklich zum erstenmal amerikanisch; die unverbrauchte, gelegentlich die leise Trivialität nicht scheuende Frische, der lebensbejahende Mut, das frische, sieghafte Draufgängertum, die ganze fieberisch weiterstrebende junge Kultur des großen Volkes liegt in ihr. Alle guten und liebenswerten Eigenschaften des Amerikaners, voran seine zarte und tiefe Naturbeseelung und Naturliebe, leuchten aus Mac Dowells Musik in hinreißend poetischer Fassung hervor. Paine, Chadwick, Converse, Foote, Bruno Oscar Klein, und wie die durch deutsche klassizistische Romantik gegangenen amerikanischen Romantiker alle heißen, wie blaß, wie konventionell erscheinen sie vor Mac Dowell, einem der begnadetsten Poeten der Tonkunst, die es gegeben! Mac Dowell ist in erster Linie Lyriker. Alles, was er an Genrebildern, an Idyllen, an kleineren Charakterstücken geschrieben hat, ist ein unvergängliches Gut namentlich der Hausmusik für Klavier. Nehmen wir diese Hefte einmal zur Hand. Da sind die „Neu-England-Idyllen" (A. P. Schmidt), zehn Natur- und Genrebilder aus Vergangenheit und Gegenwart von Nordamerikas kultiviertesten und bevölkertsten Staaten. „Ein alter Garten" erweckt wehmütige Erinnerungen an alte Liebe. Schwer und zum Träumen, zu tatenlosem Sinnen einladend lastet die Glut im „Mittsommer", bitter ist die Gewalt und eisige Macht des „Mittwinters". Wieder erweckt der „Süße Lavendel" süßschmerzliche schlummernde Gedanken an einstige Liebe, und „im Namen des Herrn" schreiten die alten Puritaner festen Schrittes daher. Nun geht's in den Wald, den Mac Dowell in Tönen zu verherrlichen nicht müde wird. Vom Lagerfeuer der Indianer tönt seltsamer Klang herüber („Indianische Idylle"); eine ungeheure „Weißtanne" erzählt uns mit ihrem Rauschen von grauen Zeiten. Die „Freude des Herbstes" wird in lustigen, bunten Rhythmen und Farben hier wie in den berühmten „Amerikanischen Waldidyllen" gemalt. Und schließlich führt uns der Tondichter zu seiner „Log Cabin". Das ist ein roh gezimmertes Hüttlein im tiefen Walde, wo die Musik ihn besucht. Mit Absicht habe ich hier einmal jedes Stücklein bei Nam' und Art genannt. Derselbe Ideenkreis waltet aber auch in den übrigen Sammlungen kleinerer lyrischer Charakterstücke für Klavier vor. Einen sehr breiten Raum nimmt die Naturlyrik ein. Mac Dowells Schöpfungen durchweht wie die Griegschen jene unmöglich in Worte zu fassende „Outdoorness", jene Naturfrische, die nichts vom Studierzimmer an sich hat. In den „Erzählungen am Kamin" (Fireside Tales, ebendort) führt er uns

in den deutschen Wald, dessen Zauber es ihm bei seinem Aufenthalt in Mittel- und Süddeutschland angetan hat. Da singt in der Ferne weich ein vorüberziehendes Männerquartett, fein mit einem leisen Stich ins Mendelssohnische und Sentimentale, ohne das der Amerikaner sich den deutschen Michel nun einmal nicht denken kann; dazu zwitschern oben in den Buchenkronen die Vöglein. Selbst das erste Heft der *12 Etüden* op. 39 bringt eine schöne Waldszene, ein Jägerlied und einen Gnomentanz. Oder drüben steht ein verrufenes, ein Spukhaus, in dem's nicht geheuer ist, in dem es klagt von schmerzlich verwehten Geisterstimmen. Oder Naturbilder aus den drüben unglaublich verbreiteten „*Amerikanischen Waldidyllen*" (ebendort): Irrlicht, Herbstbilder, zarte Blumengrüße wie das wundervoll schwebende und tiefpoetische „An eine Wasserlilie", „An eine wilde Rose", ein Wiesenbächlein, in dem die Sonne in tausend bunten, duftigen Farben sich bricht, feierliche Stimmung beim Sonnenuntergang grad' an jenem verödeten Hüttlein, das uns vorher schon ein andres musikalisches Pastell dieser Sammlung zeichnete. Ganz Naturstimmung sind auch die herrlichen „*Seebilder*": der Ozean, „das Ungeheuer", im Schlafe, in sanfter Bewegung, in wildem mörderischen Aufruhr (Nr. 8). Der geheimnisvolle „Nautilus", das Feenboot mit Feensegeln, überrascht uns. Dann sehen wir einen blauweiß schimmernden Eisberg vom eisigen Norden die Pfade zum Süden ziehen. Es ist wohl das herrlichste, jedenfalls aber das anschaulichste Stück dieser Sammlung musikalischer Marinen. Mit zwei wirklich eisig wirkenden Akkorden — Quartsextakkorde von E- und C-Dur in hoher Lage — zaubert uns Mac Dowell das Bild des am Horizont herannahenden Eisberges hervor. Furchtbar erzittern wir unter dem grausig-schönen Anblick des herantreibenden Titanen. Majestätisch senkt sich der Baß allmählich stufenweise zur Tiefe: der Berg treibt vorüber, die Gefahr schwindet, drüben, weit hinten am Horizont vergoldet ihn zuletzt die ihm den Tod kündende Sonne, die bald dem bleichen, geheimnisvollen Monde und dem blassen „Sternlicht" weichen wird. Oder schlagen wir die Waldbilder seiner *Waldidyllen* (Kahnt) auf: die brütende dämmrige „Waldesstille" mit den schlafenden, unbeweglichen Bässen und den romantischen, müde dahinschleichenden Harmonien, die ganz Poesie, ganz Stimmung sind, die ein wenig meistersingernde „Träumerei", die Beschwörung anmutiger Elementargeister des Waldes, der Nymphen und Dryaden. Andre Naturbilder von gleicher Feinheit findet man auch in den *Goetheidyllen* op. 28 (z. B.: Im Walde, An den Mond, Silberwolken, Flötenidyll u. a., Schmidt), dem Jugendwerke der *Mondbilder nach Andersen*, den *sechs Gedichten* für Klavier *nach Heine* op. 31 (ebendort) mit der musikalischen Verkörperung des unglücklichen, im Schlosse am Meere eingemauerten Mägdleins (Schottisches Märchen).

Neben sie treten nun *Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart Nordamerikas*, aus *seinem Völkerleben*. In den „Seebildern" sehen wir die „Mayflower"-Flotille der „Pilgrims" 1620 von England aus zur Kolonisierung Neu-Englands den Ozean durchpflügen, hören wir die Matrosen ein bald lustiges, bald in leidenschaftlicher Erregung des Liebchens gedenkendes Lied singen, das in Tonfall und Rhythmus ein ganz und gar amerikanisches Gesicht zeigt. Oder wir hören am Kamin von dem amerikanischen Rübezahl und rauhen Kinderfreunde des „Bruder Rabbit". Mit Vorliebe hat stets Mac Dowell der indianischen Ureinwohner Nordamerikas gedacht. Zwei Orchestersuiten, „Indianische Suiten" op. 42 (Schmidt) und 48 (Breitkopf & Härtel) weihte er ihnen, deren einzelne Sätze Bilder aus dem indianischen Kriegs-, Volks- und Liebesleben geben. Wie Dvořák in seiner Symphonie „Aus der Neuen Welt" und einigen Kammermusikwerken hat Mac Dowell versucht, die indianischen, harmonischer Behandlung widerstrebenden „Melodien" der Kunstmusik nutzbar zu machen. In den „Amerikanischen Waldidyllen" führt er uns ans Wigwam, in den „Neu-England-Idyllen" des Abends an ein Lagerfeuer, wo wir humoristischen Erzählungen lauschen. Reizend bringt er uns den guten „Uncle Remus", den wohlgenährten lustigen Nigger, den Darkie der weiten Südstaaten nahe. „Plantagenklänge" heißt dies Stücklein der Waldidyllen",

das in seiner munteren kindlichen Schwatzhaftigkeit und feingliedrigen Rhythmik vielleicht den liebenswürdigsten und zugleich drolligsten Beitrag zu den zahlreichen, schon auf dem Felde des Liedes von Stephen Foster aufgenommenen Versuchen einer „Plantagenmusik" in der nordamerikanischen Tonkunst darstellt. Endlich gibt's in diesen Sammlungen noch ganz ausgesprochen Lyrisches: die zarte Liebe, ihre Freuden, ihre Leiden wehmütiger Erinnerung. Dahin gehören Stücke wie „Am alten Stelldichein", „In einem alten Garten", „Eine alte Liebesgeschichte", „Mit Lavendel" und Ähnliches. Sie gehören zu den tiefstempfundenen und bezauberndsten dieser Sammlungen. Die anmutigen Marionetten op. 38 (Schmidt), die Vier kleinen Poesien op. 32 (Breitkopf & Härtel) nach Tennyson („Der Adler", eine kühne realistische Tonmalerei), Bulwer (das impressionistische Stimmungsbild des „Bächleins"), Rosetti („Mondschein") und Shelley („Winter", ein lichteres Seitenstück zu dem Winterbilde der „Neu-England-Idyllen") beschließen ihren Reihen.

Mit vollem Bewußtsein führte ich den Leser dieser Blätter gleich in die Welt des Mac Dowellschen Charakterstücks für Klavier ein. Hier hat er sich, jedenfalls für sein eigenes Volk, wohl die Unsterblichkeit gesichert. Diese bunten Genrebilder sind so innerlich empfunden, so sicher und so fein gestaltet, daß ihr Wert von den Strömungen des Tages unabhängig bleibt. Das Mac Dowellsche Lied (Schmidt, Kahnt, Hainauer, Breitkopf & Härtel, Siegel), die Mac Dowellsche Kammermusik fürs Haus ist für seine Heimat von unendlich größerer Wichtigkeit als für uns geworden. Von Deutschland geht sein Lied aus. Wagner ist der gute Geist; Grieg hat namentlich hier sehr stark auf ihn gewirkt. Es sind ganz wundervolle, tiefinnerliche Sachen darunter; namentlich op. 33 (Idyll, My Jean, Menie), op. 40 (Deine strahlenden Augen) und die Acht Gesänge op. 47 (Breitkopf & Härtel) wird man voll Staunen über ihren seelischen Reichtum, ihre künstlerische Schönheit immer und immer wieder vornehmen. Im allgemeinen jedoch stelle ich seine Klaviermusik an persönlichem Eigenwert doch über sein Lied. Eine besondre Stellung innerhalb seiner Klaviermusik nehmen die vier großen Sonaten, die „Tragische", „Heroische", „Norwegische" und „Keltische" ein, denen wir gleich begegnen werden. Manche halten sie für die Krone seines Klavierschaffens; ich glaube, nicht mit Recht. Seine programmatisch-symphonischen Orchesterdichtungen — außer den beiden schon erwähnten Suiten noch die drei symphonischen Dichtungen „Hamlet und Ophelia" (nach Shakespeare), „Lancelot und Elaine" (nach Tennyson) und die beiden Fragmente aus der Rolandsage „Die Sarazenen und die liebliche Alda", auf deren Schöpfung wohl in erster Linie Raffs Programmsymphonien „Im Walde" und „Leonore" eingewirkt haben mögen — vermag ich bei aller Leuchtkraft ihrer Farbe und allem Reichtum an geistreichen Einzelheiten so wenig für das Bleibende seiner Kunst zu halten wie die beiden durch Teresa Carreños feurige Vermittlung auch durch die Alte Welt getragenen beiden Klavierkonzerte in A-Moll und D-Moll (Breitkopf & Härtel), das zweite mit einem geistsprühenden Scherzo, wie die beiden modernen Klaviersuiten (ebendort, op. 10 und 14) oder die große Zahl seiner technisch interessanten, förderlichen und poetischen Etüden und Technischen Studien (op. 36, 39 Schmidt, op. 46 und die „Technischen Studien" bei Breitkopf) oder die im exotischen Kolorit ausgezeichnet nachempfundenen morgenländischen Studien der „Orientales" op. 37 (Schmidt) für das Beste seines Schaffens anzusehen. Am höchsten von all diesen Werken stehen sicherlich die beiden der vier Sonaten, die er dem stamm-, wahl- und wesensverwandten norwegischen Meister Grieg widmete: die „Norwegische" und die „Keltische" (Schmidt). Mac Dowell, zugleich ein feines Dichtergemüt, dem wir auch ein Bändchen hübscher Gedichte verdanken, hat ihnen wie so manchem kleineren Genrebilde nach Romantikerart kleine selbstgedichtete Mottos mit auf den Weg gegeben. Die „Norwegische" führt uns in die Blütezeit der alten norwegisch-isländischen Kultur, in die Sagazeit zurück. Sie und die „Keltische" sind die am spätesten geschaffenen und die weitaus bedeutendsten und persönlichsten seiner Sonaten. Die „Norwegische" op. 57 erschien fünf Jahre nach

der „Eroica" und zeigt geistig wie technisch einen außerordentlichen Fortschritt. Ein Skalde singt in abenddunkler Halle vor König Harald von ruhmreichen Schlachten, von Gudrun und Sigurd, dem jugendstarken Sohne Siegmunds. Groß ist die Anlage dieser Sonate, kühn ihre Durchführung, episch ihr Grundton, voll berückender Schönheit und Intensität des Empfindens ihr langsamer Satz. Die angelsächsische Musikwelt stellt die „Keltische" op. 59 noch höher. Sie erzählt vom alten Keltentum. Es war ein großer Tag, als Mac Dowell, der, mit altem schottischen Blut in den Adern, zweifellos in seinem heißblütigen Temperament und seiner mächtig arbeitenden Phantasie selbst keltische Spuren der Charakteranlage besaß, auf die alten gälischen Heldenchroniken stieß. Da fand er denn bald das Epos von der unvergleichlich schönen Deirdré und dem in seiner Tapferkeit, seinen abenteuerlichen Heldentaten und seinem ruhmvollen Tod ebenso unvergleichlichen Cuchullin. Beide Epen schmolz Mac Dowell in seiner Phantasie zu einem Ganzen zusammen und gab in dieser großartig aufgebauten und in breiter Wucht und Größe der Gedanken durchgeführten Sonate ein musikalisches Stimmungs- und Phantasiebild der verklungenen alten gälischen Heldenwelt. Von bezwingender Schönheit im einzelnen. Die beiden zuerst geschaffenen Sonaten, die „Heroische" (1895) und „Tragische", neigen mehr der allgemeinen musikalischen Charakterschilderung zu. Die „Heroische" op. 50 mit ihrem Motto „Flos regum Arthurus" (1895) führt in Tennysons Legendenwelt von Arthur und Guinevere. Das Scherzo ward durch ein Doré'sches Bild angeregt: Der Ritter im Walde inmitten luftiger Elfen. Die „Tragische" beschattet der Tod seines verehrten und geliebten Lehrers Raff.

Gewaltig tobt in ihnen allen die Leidenschaft, in scharfzackigen, schottisch zugespitzten Rhythmen ( ) und bewegten Linien stellt sich die „Norwegische" dar. Große, ossianisch wilde, bald ekstatisch, bald verschleiert durcheinanderwogende Massen und düstre Farben führt die „Keltische" ins Feld. Und die „T r a g i s c h e" und „H e r o i s c h e" (Breitkopf) ringen in derselben großlinigen, hochpathetischen Art, die so gar nicht des Lyrikers und Naturpoeten Mac Dowell Eignes zu sein scheint, um die Bändigung und Darstellung höchster menschlicher Leidenschaften in großer Sonatenform. Wundervoll sind zahlreiche Einzelheiten, wundervoll namentlich die großgedachten, von verhaltener Leidenschaften heißem Atem durchglühten Adagien. Doch es fehlen die Gegensätze, es fehlt die volle Füllung großer Formen. Bei aller Rührung und Bewunderung vor so idealem Flug, bei aller Anerkennung des freien, geistvoll leitthematische Elemente mit den klassischen verschmelzenden und sicheren Formbaus können diese Sonaten uns vollkommen ungetrübte Befriedigung nicht schaffen, zumal die eigenste Persönlichkeit Mac Dowells durch starke deutsche Beimischungen — in der „Tragischen" und „Heroischen" namentlich Schuberts, Bruchs, Brahms', Liszts und Wagners — stellenweise fühlbar verdunkelt erscheint und eine ganze Reihe ähnlicher oder gleicher musikalischer Redewendungen und Rhythmen allen vier Sonaten unverkennbare und unbeabsichtigte Nivellierungsspuren aufdrückt.

Zwei Sonaten hat Mac Dowell also Grieg, mit dem er auch in freundlichem Briefwechsel stand, gewidmet. Mac Dowell war ein rein germanischer Tondichter; aber mit einem deutlichen Einschuß des Nordgermanentums. Grieg wie er haben schottische Vorfahren. Stammte er doch selbst aus einem vor etwa 150 Jahren in Amerika eingewanderten schottisch-irischen Quäkergeschlecht. Daraus erklärt sich für beide der oft deutlich fühl- und hörbare schottische, bei Mac Dowell aber im besonderen der starke Griegsche Unterton auf natürlichste Weise als Stimme gemeinsamen Blutes. Viel hat Mac Dowell von den Deutschen gelernt. Ohne Wagner, ohne Liszt, ohne Mendelssohn und Schumann, ja, — das muß leider auch gesagt werden — ohne Raff, seinen Frankfurter Lehrer, ist seine Musik nicht möglich. Von den beiden großen neudeutschen Meistern lernte er die leuchtende Farbengebung, die interessante Stimmführung, die ausgeprägt moderne Erfindung und Fassung seiner Gedanken. Von Schumann die jüng-

lingshafte unverbrauchte Frische und Phantastik seiner besten Sachen, seine reiche Poesie, von Mendelssohn und Raff die deutsche zarte Empfindung und — man denke an Raffs schwächere Werke — zuweilen in den weichen Septimen- und Nonenakkorden an leise Sentimentalität und Trivialität streifende Empfindsamkeit, von allen die Vertiefung seines germanischen Fühlens und Denkens, die nicht zuletzt in der Stärke seines Naturgefühles liegt. Grieg arbeitete am Hardanger in einem einsamen Blockhäuschen am Wasser; auch darin folgte Mac Dowell ihm nach. Der feurige Patriot Grieg liebte sein Volk, seinen Märchen-, Sagen- und Volksliederschatz über alles; Mac Dowell tat ihm darin gleich und glaubte bei allem gelegentlichen und berechtigten Zorn über seine jungen studentischen „Barbaren“ und bei aller Enttäuschung über die Ablehnung seiner geplanten musikalisch-akademischen Reformen an die Zukunft seines geliebten Volkes. Der Aufenthalt in Frankreich aber mag gleichfalls nicht ohne segensreichen Einfluß vorübergegangen sein. Er verfeinerte seine bewegliche Rhythmik, glättete die Form, machte seine musikalische Farbenpalette klar und hell und weckte in ihm vielleicht zuerst die Liebe für die liebenswürdige Welt der musikalischen Barock- und Rokokokleinkunst seiner Clavecinistes des 17. und 18. Jahrhunderts, wie er sie dann später in den feinsinnigen Bearbeitungen einiger artiger Menuettchen und anderer Tanzstücke, vornehmlich aus dem Notenbuch der Anna Magdalena Bach, dann der deutschen, französischen und italienischen Clavezinisten, betätigte (alles Schmidt). Unter seiner Revision erschien auch in jenem Verlage eine ganze Reihe moderner Charakterstücke für Klavier und einige Männerquartette aus der deutschen (Huber, Reinhold, Geisler), französischen (Alkan, Pierné, Lacombe, Dubois), russischen (Glinka-Balakirew, Rimsky-Korsakoff, Stcherbattcheff, Cui), italienischen (Martucci) und holländisch-flämischen Literatur. Den Schluß machen schließlich als Kleinkunst, die des Textes halber in erster Linie auf sein Heimatland beschränkt bleiben wird, seine nicht sehr zahlreichen gemischten und Männerchöre, die manches außerordentlich Schöne bergen. Zur Komposition der Männerquartette wird ihn namentlich seine zweijährige Leitung des Mendelssohn Glee Club, einer der ältesten Männergesangsvereinigungen der Union, angeregt haben. Auch seine Studenten an der Columbia-Universität hatte er tüchtig geschult, ja sogar ein recht leistungsfähiges Studentenorchester von über 45 Mitgliedern herangebildet.

Worin ruht nun Mac Dowells Bedeutung, was kann er uns geben, was hat er seinem Volke gegeben, was sind, um auch das gewissenhaft zu untersuchen, neben seinen großen und bleibenden Vorzügen seine Schwächen? Ich erblicke seine bleibende Bedeutung in der Klaviermusik, namentlich in den kleineren Formen, danach im Lied. Diese Sachen bedeuten eine kostbare Bereicherung auch unsrer Hausmusik. Sie können uns mit erlösen helfen von der Tyrannei elenden Operetten- und Coupletschundes, gewissenlos nach rein geschäftlichen Erwägungen zusammengestoppelter „Albums“, die jetzt das deutsche Haus überschwemmen. Seinem Volke bedeutet er die Blüte musikalischer Romantik, uns ein liebenswürdiger national-amerikanischer Romantiker, der auf der vollen Höhe neudeutscher Technik steht. Er hat vornehmlich eine Note in die moderne Musik hineingebracht, die bei dem vorwiegend artistischen Charakter jüngstdeutscher Tonkunst immer empfindlicher vermißt wird: frische Natur, poesievolles innerliches Empfinden und volkstümlichen Zug. Seinen Schwächen wird man sich nicht überall verschließen können. Seine Tonsprache ist nicht so persönlich und national, nicht so volkstümlich und vor allen Dingen bei weitem nicht so plastisch und klar gerundet wie die Griegsche. Seine Farben sind zuweilen zu üppig, zu weich oder zu stark aufgetragen. Die Farbe beherrscht oft die Linie, und so kommt es, daß manches seiner Stücke der bestimmten musikalischen Konturen ermangelt. Seine Harmonik ist reich, nie sprunghaft, aber doch bisweilen auf kleinem Raume ein wenig allzusehr pikant gewürzt. Das sind Einwände, die man nicht Mac Dowell allein, sondern so manchem modernen Werk machen muß. Andererseits, wie wenig wiegt das doch für den, der nur schöne und reiche Musik haben will, wenn er dagegen die Vorzüge Mac Dowells hält. Sein Orchester prangt in den blendenden Farben der durch die neu- und jüngstdeutschen Meister

erreichten höchsten technischen Vollkommenheit. Sein Klaviersatz ist nicht aus der Mechanik, sondern aus der innersten Seele des Instruments heraus geboren. Ich wüßte seit Liszt, seit unsren großen Romantikern und speziellen Klavierpoeten wie Heller und Jensen keinen, der bei Ausnützung der klanglichen Eigentümlichkeiten der einzelnen Lagen des Klaviers einen so farbigen, vollen und doch nie orchestralen Klaviersatz schrieb wie Mac Dowell. Seiner Klaviermusik, die in hohem Grade auf Stimmung und poetischen Ausdruck gestellt ist, eignet ein Duft, eine leuchtende und erwärmende Schönheit des echten Klavierklanges, die die Vermutung nahelegt, daß Mac Dowell hier außer von Liszt auch von den Neurussen und modernen Franzosen manches gelernt haben mag. Das ist ein Klaviersatz, den erst die moderne Musik mit ihrem Gewicht an Farbe, Stimmung und poetischem Empfinden ermöglichen konnte. Der Urgrund ist Schumanns weitgriffig-weiche und alle scharfen klanglichen Übergänge ausgleichende Art, die Bereicherung an technischem Schmuck gab Liszt, an harmonischem Wagner.

Das wäre das, was mit Worten zur Einführung in Mac Dowells Kunst, die ja für die meisten von seiner Klaviermusik oder seinem Lied aus geschehen wird, sich sagen läßt. Ihr eigentlicher Charakter läßt sich nicht meßbar bestimmen und aufschreiben, sondern nur fühlen und verstehen. Das in erster Linie in Mac Dowells musikalischer Persönlichkeit liegende amerikanische Element dieser Musik wird von Europäern, die nicht sein ganzes Werk kennen und nach wenigen Stücken urteilen, mehr oder weniger geleugnet und das nordgermanisch-Griegsche über Gebühr betont. Das ist falsch und ungerecht. Kein Künstler reift ohne Vorgänger zu seinem Selbst heran, und dieses Eigne, was eben doch dem feinen Ohre als eine neue, amerikanische Note tönt, ist Mac Dowells Kunst nicht abzusprechen.

Echt amerikanisch endlich — und nun wollen wir noch nach der Kunst auch der Persönlichkeit Mac Dowells einen kurzen Blick schenken — war auch die zielbewußte, hartnäckige Ausdauer, mit der Jung-Mac Dowell sich seine Lehrer wählte und die dornenvolle Laufbahn des Musikers mutig betrat. Sein Studiengang war bunt bewegt und verlief ganz regelrecht in der Richtung von West und Ost. Zuerst die Kindheit in Boston mit ihrem strahlenden ersten Glanz: der Bekanntschaft mit Teresa Carreño, der unser Knabe zwei Monate lang vorspielen durfte. Im übrigen beschirmten zwei durch Thalbergs und Kalkbrenners Schule gegangene Mittel- und Südamerikaner seine musikalische Kindheit. Mit fünfzehn Jahren trat er den üblichen Europaweg an. Zuerst Paris (Marmontel, Savard) und das Völkergemisch des ihm bald gründlich verhaßten Conservatoire. Dann Deutschland, das ihm bei weitem am meisten gab. Lebert in Stuttgart langweilt ihn; Karl Heymann und Ehlert in Wiesbaden, dann aber Raff in Frankfurt und endlich, als krönende Wallfahrt, Weimar und Liszt schließt er sich an. Wiesbaden, Frankfurt, Darmstadt — wo er unter der Last zahlloser Klavierstunden stöhnt — wählt er vorübergehend zum Wohnort. In Wiesbaden genießt er sein junges Eheglück; nach Raffs Tode endlich erreicht er 1889 die Heimat, die ihn rasch zu den höchsten musikalischen Ehren — Musikprofessur an der Columbia-Universität Neuyorks, Ehrendoktor der Philosophie — aufsteigen ließ. Am wohlsten aber war's ihm stets nicht in der Riesenstadt am Hudson oder im amerikanischen Dresden, Boston, sondern in freier Natur. In Peterboro, New Hampshire, mitten im schönen Neu-England, hatte er sich ein reizendes Cottage gebaut, und hier lebte er die letzte Zeit dem freien Schaffen. Leider verdunkelten das Leben auch dieses Tondichters zuletzt die lastenden Schatten unheilbarer Nervenkrankheit, die ihn 1907 in Neuyork endlich dahinraffte. Ein Mac-Dowell-Klub weiht sich seinem Andenken. Tiefer wurzelt sein Werk in seinem Volke. Aber nicht nur in ihm, sondern auch bei uns, in der ganzen germanischen Kulturwelt wird sein Name als der eines echten Ton d i c h t e r s noch lange mit Liebe genannt und verehrt werden.

Dr. Walter Niemann





Heimgefunden . . .

(Vgl. Notizbuch S. 330)

Vor kurzem gab es ein Gelächter. Die gefeierte Schauspielerin des Deutschen Theaters, Hedwig Wangel, hat Welt und Bühne den Rücken gekehrt und sich in die Arme der Religion geworfen. Sie ist bei der Heilsarmee.

In verschiedenen Zeitungen hieß es ulkig, der Fall sei nur pathologisch zu erklären. Eine Glosse, die im Grunde selbst eine pathologische Erscheinung ist. Oder wollen wir etwa unsre moderne Oberflächlichkeit für einen gesunden Zustand halten? Und ist es nicht grenzenlos oberflächlich und taktlos, über einen Menschen zu lachen, der nach seiner Überzeugung lebt?

Allerdings, die Sache hat ihre zwei Seiten. Es ist wert, beide zu betrachten. Hedwig Wangels Bekehrung gab ein Aufsehen. Man kann vielleicht sagen, wir sind heutzutage in religiösen Dingen so überfeinfühlig geworden, daß es uns peinlich berührt, wenn jemand mit seiner Überzeugung Aufsehen macht. Aber wer nun einmal in der Öffentlichkeit steht, kann nicht lautlos aus ihr verschwinden. Hunderte gehen jährlich zur Heilsarmee, von denen kein Mensch spricht. Aber natürlich eine bekannte Schauspielerin — davon redet man. Bekannte Persönlichkeiten müssen sich also mit ihrer Überzeugung entschieden mehr in acht nehmen als unbekannte. Aber wie, wenn man jetzt dagegen sagen wollte, gerade bekannte Persönlichkeiten müssen sich selbst kräftiger unterstreichen in ihrem Tun und Wesen? Natürlich, denn einerseits wenn sie das kräftigere Auftreten nicht hätten, wären sie überhaupt nie bekannt geworden, und andererseits legt das In-der-Öffentlichkeit-Stehen doch auch Verpflichtungen auf. Vor allem die Verpflichtung des vorbildlichen freien Handelns.

Also darüber wäre doch eigentlich nicht zu lachen. Aber halt — die Dame war Schauspielerin. Und Theater und Religion —!! Also über diesen Punkt sind wir bei aller Feingesiebtheit unserer Gefühle noch immer nicht hinausgekommen. Wir sehen im Schauspieler noch immer so etwas wie den ehrlosen Spielmann und stellen uns verwundert, wenn die Leute vom Theater gar auch noch eine Weltanschauung haben wollen. Und dabei ist gerade die Zahl wahrhaft frommer Naturen unter den Bühnenkünstlern eine erstaunlich große. Kunst, auch die heitere, bleibt nun einmal ein frommes Geschäft. Mit welchem Eifer werden in den modernen Theaterkreisen religiöse und philosophische Schriften gelesen! Die Frömmigkeit von der strengsten Orthodoxie bis zum freisten Idealismus ist bei der Bühne in allen Schattierungen vertreten. Die ältere Generation ging vor jeder Premiere in die Kirche; die jüngere treibt im stillen ihre Kulte.

Aber darin liegt vielleicht die Differenz: Jenen allen bietet die Religion eine Stütze in ihrem Beruf. Religion und Kunst wächst ihnen zu einem einheitlichen Priestertum zusammen. Die anerzogene, überlieferte oder aus eigenen Kämpfen neu erworbene Gottesver-

ehrung befruchtet den künstlerischen Idealismus. Hedwig Wangel aber ist fahnenflüchtig geworden. Sie erkannte in ihrem Beruf nur dessen Nachtseiten. Sie bedachte keinen Augenblick, daß sie nach ihrer Bekehrung vielleicht erst zur höchsten Meisterschaft hätte aufsteigen können. Sie hat Erfolge hinter sich. Sie muß es wissen, wie es ist, wenn ein Wort, wirksam von der Bühne herabgesprochen, zündet. Jeder wahre Künstler weiß das! Warum hat sie das alles vergessen? Warum brannte ihr nicht Schillers Mahnung vor der Seele: Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben.

Als Fra Bartolommeo durch Savonarolas flammende Bußpredigten „bekehrt" wurde, vermeinte er auch, die Kunst aufgeben zu müssen. Aber er konnte es nicht. Er fing nach einer Weile wieder an zu malen. Und da erst wurde er der große Meister. Nun, wir wissen nicht, ob nicht auch Hedwig Wangel wieder einmal zur Bühne zurückkehrt. Dann wird es wieder ein Gelächter geben....

So viel steht fest. Wenn etwas an dem Schritt der Künstlerin, sagen wir, enttäuschen kann, so ist es, weil sie ihren Beruf verlassen hat; weil sie die Waffen niederlegte, statt sie zu erheben. Aber wer sieht in die Herzen der Menschen? Vielleicht hat sie ihren Beruf nie geliebt; war trotz ihrer künstlerischen Begabung nicht mit ganzer Seele dabei; hätte in ihrer Kunst nie die letzte Befriedigung, auf die jedes Herz Anspruch erheben kann, gefunden. Wie anders erklärt sich dann ihr Schritt! Dann hatte sie recht, und es gibt wahrhaftig nichts zu lachen und zu lächeln. Dann hat sie gehandelt, wie sie handeln mußte, als ein tapferer Mensch und als eine mutige Frau. Denn wir alle haben das Recht, unserem Glück zu leben. Aber, es mag sein, wie es nun will, ihre Gestalt erhebt sich in einem ganz eigentümlichen Gegensatz zu den modernen, „selbständigen" Frauen, die Jahre und Jahre lang mit ihrer Impotenz Lärm machen, weit mehr Lärm als Hedwig Wangel mit ihrer Bekehrung. Hier Hunderte, die sich in Berufe gedrängt haben, denen sie nicht gewachsen sind; die sich darum beständig unglücklich fühlen; die sich stets mehr in Ansprüchen als in Leistungen, mehr in Wünschen als in Taten, mehr in unklarem Gefühlsjammer als in ernster Arbeit gefallen — und dort jene einzelne, die einen herrlichen Beruf, einen Beruf, der alles mit sich bringt, was der Eitelkeit schmeicheln kann, einen Beruf, in dem sie von Erfolg gekrönt war, einfach hinwirft, um der religiösen Forderung willen. Hätten die vielen, die immer von ihren Kämpfen reden und reden, doch nur eine Ahnung von diesem Mut!

Civis



Das Thoma-Museum zu Karlsruhe

Es ist zu dem 70. Geburtstag des Meisters viel, vielleicht zu viel geredet und geschrieben worden. Und man wird ruhig annehmen dürfen, daß 90 % davon, die schreiben und reden, rühmen und vielleicht auch tadeln, erhöhen und verkleinern, das Lebenswerk dieses Künstlers in seiner Totalität nicht annähernd kennen, ja nur ahnen. Denn es will schon dies für die Schaffensfülle des Meisters unendlich viel besagen, daß man mehrere Ausstellungen seiner Werke zu gleicher Zeit veranstalten kann. Wer sie besucht — und das ist das Höhere, das ist das Bedeutsame —, der wird, wenn er keine Scheuklappen vor die Augen legt, sich sagen müssen: Wir haben in Hans Thoma den letzten idealen Künstler großen Stils.

Nirgends hat man mehr diese Empfindung, als in dem noch vom verstorbenen Großherzog gestifteten, von Thoma mit großen Wandbildern, Gemälden, Handzeichnungen in reichster Weise beschenkten Thoma-Museum, das als Anbau der Gemäldehalle erstellt und vom Meister selbst ausgeschmückt wurde. Weihe, Sammlung, Friede, Glück: das tragen wir mit uns hinaus in die lauten Gassen des Lebens, wenn wir diese Stätte verlassen. Seit Feuer-

bachs „Gastmahl des Plato“ hat mir nichts mehr einen so machtvollen und doch innig-tiefen rührenden Eindruck hervorgebracht wie dieses Thoma-Museum.

Tritt man ein, so empfängt uns eine weihevolle Stimmung. Der Meister selbst hat in seiner unermüdlichen, auch das Kleinste der Kunst ausbauenden Art selbst die Ausstattung vorgeschrieben, und insbesondere den tempelartigen Raum mit seinen großen religiösen Wandbildern harmonisch in einer außerordentlich originellen und auch nach dieser Seite hin das tiefgründige Wesen des Meisters zeigenden Weise geschmückt. Ohne zunächst auf die in dem Museum enthaltenen Kunstwerke einzugehen, möchte ich von der Stimmung des Ganzen sprechen. Ein sanft gedämpfter Farbenakkord, in welchem die Farben der Wände, der Decke, des Fußbodens den Unterton bilden, wird vollendet durch die zwei herrlichen Glasfenster, die nach Hans Thomas eigenen Kartons von Hans Drinneberg, Karlsruhe, erstellt wurden. Diese Fenster, welche große Landschaften, Alpen und Seen, darstellen, sind, ohne irgendwie in das Banale derartiger Darstellungen zu gelangen, mit jenem Stilgefühl in die symbolische Sprache einer solchen Darstellung übertragen, wie wir es von Hans Thoma nicht anders erwarten konnten. Von diesem Mittelraum, dem sich zwei andere Räume rechts und links in würdiger Weise anschließen, bietet sich ein äußerst reizvoller und feierlicher Durchblick auf das Triptychon „Bergpredigt“, zu dem man über eine Treppe in den eigentlichen Kapellenraum des Thoma-Museums hinabsieht. Man steigt die kleine Treppe herunter und befindet sich in einer wahrhaften Stätte der Weihe. Vortreffliche Schnitzereien, Majoliken, eingelassene kleinere Bilder der Monatszeichen und anderer mythologischer Symbole, umfangen uns mit jenem symbolischen Zauber, den die Werke Hans Thomas auf den tiefer Empfindenden ausüben. Diese Art der Ausschmückung, die uns schon beim Hereintreten das eigenartig Seelische Hans Thomas, diesen innersten Zusammenhang mit dem Mysterium des Daseins, dieses Sich-Einfühlen in das Doppelgeheimnis Kunst und Schöpfung, dieses Hans Thoma besonders eigeen Gefühl für das Unmittelbare, dieses klare und zugleich scheue Empfinden des Wunders der Welt in einer mystisch-feierlichen Art offenbart, sie geleitet uns wie die Klänge einer feierlichen Ouvertüre zu den großen Wandbildern, welche das Mysterium der christlichen Religion ebenso schlicht wie ergreifend darstellen. Dieser Hauptraum ist als ein Quadrat mit abgestumpften Ecken angelegt und erhält durch gedämpfte Scheiben von oben sein Licht. Rechts sehen wir das äußerst poesievolle Weihnachtstriptychon, das die Perle dieses Raumes genannt werden darf. Es ist mit jener dem Meister eigentümlichen Naivetät und Kindlichkeit des Empfindens erfaßt, und zugleich doch mit einer technischen Feinheit behandelt, welche den schon so oft behandelten Stoff seit langer Zeit zum erstenmal wieder uns als Offenbarung näher treten läßt. Einzelne Stücke dieses Triptychons, wie die drei Könige auf ihrem Ritt, wie sie aufblicken nach dem geheimnisvollen Stern, haben etwas so unmittelbar, zum Innersten Sprechendes und aus dem deutschen Wesen Herausgestaltetes, wie es ein Uhde mit seiner modernen Materialisation des christlichen Stoffes niemals erreicht hat. Und nur ein Künstler von einer so großen ausgesprochenen Eigenkraft wie Hans Thoma durfte es wagen, den lieben Gott in einer farbig flimmernden, wundervoll gemalten Gloriole über dem Mittelstück des Triptychons zu zeigen, ohne Gefahr zu laufen, das erhaben Durchschauernde des Mysteriums zu gefährden. Die weihnachtliche Stimmung, die auch in der Seele des Skeptikers immer und immer wieder ein tiefes und starkes Gefühl auslösen wird, kommt in diesem Triptychon in einer wunderbaren Weise zum Ausdruck.

Diesem Triptychon schließen sich die anderen Triptychen mit jener innigen, derben und zugleich melodischen Art Hans Thomas in würdigster Weise an. So ist die Bergpredigt ein Werk voll Kraft, Sonne und malerischer Beredsamkeit. Es ist, als ob die Seele dieses silberblauen Sommertages in den Meister übergeströmt sei, um diese Gestaltungen mit ihrer Schlichtheit und Größe und Beglückung hervorzubringen. Die Strenge der Zeichnung, die jegliche Sentimentalität ausschließt, erhöht noch den feierlichen Eindruck des Ganzen. Einen be-

deutsamen Eindruck hinterläßt das Auferstehungs-Triptychon. Links sehen wir die Hölle als Symbolisierung des wirren Chaos ungezügelter menschlicher Leidenschaften. Als Mittelstück hat sich die dichterische Natur des Künstlers in einer eigenartigen Komposition geoffenbart. Wir sehen gewissermaßen wie eine Predella zu einem Altarbild: ein Totengerippe auf einem Schlüsselblumenhügel. Oben schwebt der auferstandene Christus, eine Fahne in der Hand, den himmlischen Höhen entgegen. Als rechtes Seitenstück sehen wir das Paradiso, einen wahrhaft himmlischen Zusammenklang von Silber und Blau der Luft, jungen sprossenden und grünenden Frühlingsbäumen, verklärten in Weiß gekleideten Gestalten. Mit einem strahlenden Dur-Akkord endigt diese malerische Sinfonie. Denn so darf man wohl dieses Werk bezeichnen, welches die Motive im religiösen Schaffen Hans Thomas in einen großen Vollklang zusammenfaßt. Man hat oft versucht, Hans Thoma mit Richard Wagner zusammenzubringen. Derartige Parallelen oder gar Verbrüderungen haben immer etwas Mißliches. Eines aber darf man bestätigen: Wenn man das Lebenswerk dieses Meisters in dieser großen Arbeit von allen Seiten wie die Gewässer eines großen Stromes der Mündung zufließen sieht, so erinnert man sich unwillkürlich an den motivischen Aufbau Richard Wagners. Nur daß man bei Wagner nicht von einer naiven Kunst in der Art Thomas sprechen kann, und bei Thoma nicht von einer bewußten Kunst in der Art Richard Wagners.

Ich möchte noch einen Augenblick zu den kleinen Wandbildern zurückkehren. Während die großen Bilder auf Leinwand gemalt und in Fachwerk eingefügt sind, sind diese kleineren Bilder in das Getäfel eingelassen und auf Pappe gemalt. Einzelne dieser Bilder: der wundervolle Saturn, dessen greises Haupt lustige Kinder neckisch mit Kornähren umschweben, der eherne Michael mit der Wage, der in Silberwolken schwebende Mond, der wandernde Wotan — sie befestigen den Eindruck eines unmittelbaren Schauens und jenes merkwürdig kosmischen Empfindens, das uns Hans Thoma in diesem Raum mitzuteilen weiß.

Treten wir aus diesem Raum heraus, so finden wir eine Auslese der köstlichsten Gemälde des Meisters, die den Werdegang seines Schaffens gewissermaßen als Marksteine kennzeichnen. Zunächst möchte ich einer Sammlung älterer Gemälde, welche die ganze große, sich ins einzelste der Natur versenkende Liebe dartun, mit aller Sympathie gedenken. Es sind kleine Bildchen, die uns versteckte Waldwinkel, Felsen mit Gräsern und Blumen aller Art, Blicke hinaus in die Ebene unter schattigen Wipfeln, von einer unendlich erquickenden Behaglichkeit zeigen. Mitten in diesen Bildern verblüfft uns ein Neger, durchaus virtuos gemalt, der in seiner Art für jeden wahrhaft Schauenden aufs neue den Beweis erbringt, daß einem Künstler wie Hans Thoma keine Richtung des Schaffens versagt ist; daß er aber mit Recht alles tut und alles läßt, was ihm gefällt. So ist es die Art des echten Künstlers, und alle Doktrinen der Kunsthistoriker nehmen sich vor dieser Art eines wahrhaften Künstlers ebenso lächerlich aus wie die Philosophie, die um jeden Preis alles in gewisse Fächer einordnen will.

Hans Thoma hat neben dieser Sammlung von kleineren Gemälden und Handzeichnungen, die eine äußerst sorgfältige und charakterisierende Vertiefung in den Gegenstand auszeichnet, seien es Menschen, seien es Naturbilder, seien es Gruppenbilder wie der vom wärmsten Leben erfüllte Fries der Musikanten, den wir in der Studie sehen, — in diesem seinem Museum als Geschenk eine Reihe hervorragendster Bilder der Galerie und dem deutschen Volke dargebracht. Wir sehen hier das wundervolle Selbstbildnis von 1875, den Maler mit jenen Augen, die halb verwundert, halb fragend in die Welt schauen, über ihm Amor, seine Stirn schützend, und hinter ihm der Tod. Ein Gemälde, das meines Erachtens ein Selbstbildnis wie das von Böcklin an innerem Ausdruck und Gewalt der künstlerischen Mittel weit übersteigt. Daß der Künstler auch durchaus naturalistisch sein kann, das zeigt das unter Corots Einfluß entstandene „Balgende Buben“ von 1872. Nehmen wir dazu das in edelster Weise stilisierte Bild seiner Frau, ferner die herrliche Gardiniera, eine Leistung von malerischer Wucht und Innerlichkeit (1889), betrachten wir den Kinderreigen, der das Gemüt des

Meisters zusammen mit seiner malerischen Innigkeit und Größe in ergreifender Weise dartut, und sehen wir dann noch das 1899 entstandene Rheintal bei Säckingen mit der Lieblichkeit und Größe einer wie die Blume oder der Baum aus dem Schoß der Erde hervorwachsenden Naturempfindung, und jenem Hans Thoma so einzig eignenden Raum- und Luftgefühl — so haben wir jenes Gefühl, das Goethe der Kunst als innerste Kraft zugeschrieben hat: „Edle Einfalt und stille Größe". Man sieht: dieser Mensch hat als bildender Künstler, ohne dem Naturalismus irgendwie zu verfallen, durchaus das Leben gestaltet. Er hat aber zugleich als großer Künstler die Essenz des Lebens ohne alles störende Beiwerk aus dem Kern einer zugleich bescheidenen und mächtigen Persönlichkeit heraus zu einem Lebenswerk gestaltet.

Zu Ehren des Meisters ist auch eine Ausstellung Thomascher Werke im Badischen Kunstverein veranstaltet worden. Diese Ausstellung, die eine Reihe der glänzendsten Werke des Meisters bietet, ist in sorgfältigster Weise von dem bekannten Kunsthistoriker Dr. Jos. Aug. Beringer, Mannheim, zusammengestellt worden. Nachdem schon die Kunstausstellung 1902 zu Ehren des verstorbenen Großherzogs eine Fülle Thomascher Arbeiten vereinigt hatte, finden wir hier eine geradezu musterhafte Ausstellung der Werke des Künstlers. Wir finden nicht nur die üblichen, bereits längst bekannten Schlager, sondern eine große Anzahl von kleineren, weniger bekannten Kunstwerken, die das Interesse des Kunstliebhabers nicht minder wachrufen werden, als jene Werke, welche aller Welt bekannt und vertraut sind. Wer diese Ausstellung besucht mit offenen Augen, wer das Thomawerk, das die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegeben hat, das im wesentlichen ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk ist, durchblättert, der wird, wenn er guten Willens ist und verstehen will, was echte und große umfassende Kunst ist, mit Freuden einsehen, was Hans Thoma für uns geworden ist. In dem Durcheinander wechselnder Kunsterscheinungen, hinter denen oft nichts anderes war als ein rein virtuoses Können, als das rein technisch vollkommene Nachbilden der Natur, als die Trockenheit jenes leider Gottes auch in die Kunst eindringenden Materialismus, steht die beseelte große, liebevolle und alle Dinge des Daseins umfassende Kunst Thomas einzig da, mögen sich noch so viele Seelenlose finden, die teils, um sich schneller als Kritiker berühmt zu machen, teils, weil ihnen die Empfindung für das Wirken eines großen Künstlers abgeht, sich entweder gleichgültig oder hämisch beiseite halten. Was Hans Thoma uns ist, das wird der Zukunft beschieden sein. Sie wird erkennen, daß hier ein Gesamtwerk eines selten reinen und großen Künstlerwillens vorhanden ist, der sich ruhig und mit Gelassenheit neben die Großen der Vergangenheit stellen darf.

Albert Geiger



Die neue Schack-Galerie in München

Die Baukosten betrugen weit über eine halbe Million. Der Kaiser hat sie aus seinen Privatmitteln hergegeben, um das fürstliche Geschenk des Grafen Schack in fürstlicher Form der Stadt München und weiterhin dem deutschen Volke darzubieten. Der Fries des neuen Gebäudes trägt die Inschrift: „Kaiser Wilhelm II. der Stadt München zur Mehrung ihres Ruhmes und großen Künstlern zum Gedächtnis." Die Stadt erwiderte diesen seltenen Akt kaiserlicher Munifizenz durch die höchste Auszeichnung, die sie zu vergeben hat, durch die Überreichung des Ehrenbürgerbriefes an den Monarchen.

So weit, so gut. Und man kann im Zweifel sein, ob es sich gezieme, in diesen Austausch von Gabe und Gegengabe ein paar kritische Worte zu werfen, die über den verdienten öffentlichen Dank für die kaiserliche Stiftung hinausgehen. In der Tat scheint auch der weit überwiegende Teil der Presse diesen Zweifel geteilt und die Kritik zurückgehalten zu haben. So

ist denn so ziemlich alles eitel Lob und Freude. Wer aber der Meinung ist, daß Lob ebensowohl ein Urteil bedeutet wie Tadel, wird logischerweise auch Einwänden gegen manches Mißglückte an dieser neuen Galerie ein öffentliches Lebensrecht verstatten müssen. Um so mehr als es sich ja nicht um eine Privatsammlung des Kaisers handelt, sondern um eine überaus wertvolle nationale Galerie, die der Kaiser wohl formell besitzt, während er sich in Wirklichkeit mit schönem Takt nur als ihren Verwalter und Bewahrer fühlt. Es kann uns also nicht gleichgültig sein, wie die Beamten des Kaisers mit seltenen Meisterwerken der Nation umgegangen sind.

Das alte Palais Schack hinter den Propyläen ist ein baukünstlerischer Wechselbalg aus einer unfruchtbaren Zeit: Lorenz Gedon wollte durch ihn die deutsche Renaissance wiederbeleben und meinte, das ginge am leichtesten durch eine recht malerische Häufung von schönen Einzelmotiven. Sogar einen braven Rathausturm setzte er zwischen Patriziergiebel und Palastflügel. Heute denken wir anders über diese Formenspielerei, als die siebziger Jahre dachten, aber der Inhalt dieses krausen Gebäudes wirkte so stark, daß uns die alte Schackgalerie doch ans Herz gewachsen war. Keiner, der junger Sehnsucht voll den Alpen zuwanderte und mit offenen Augen durch die Kunstschätze Münchens zog, wird die Stunden im Palais Schack vergessen können. Die Räume waren eng, man schob sich durch den langen, schmalen Gartensaal, an den Böcklins und Feuerbachs vorüber und suchte über die Köpfe weg die Bilder zu erhaschen. Man stieg zum dunkeln Schwindkabinett empor, wo an den Treppenwänden die duftigsten Visionen kaum sichtbar wurden, und man atmete freier beim Eintritt in den Lenbachsaal. Wie oft haben wir frierend vor Genelli und Spitzweg, vor den Kopien nach Tizian und Michelangelo gestanden! Und trotz allem: in diesen Räumen wob eine persönliche Stimmung, die siegreich über alle äußerlichen Unzulänglichkeiten hinwegtrug. Es war schließlich lebendige Kunstgeschichte, was wir im offenen Hause dieses wunderlichen Mäzens erlebten, die Sammlung als Ganzes wirkte als ein historisches Dokument deutscher Kunst wie deutschen Kunstgeschmackes. Und ihr unglaubliches Gehäuse mit den kahlen Anbauten im kleinen öden Parke gehörte mit dazu.

Der Neubau der Schackgalerie am Englischen Garten ist bestrebt, im Bunde mit dem Palais der preußischen Gesandtschaft einen Monumentalbau vorzustellen. Auf hohem Sockel erhebt sich in zwei Hauptgeschossen mit durchlaufenden Pilastern und einer seitlichen säulengetragenen Loggia eine Palastarchitektur in frei behandelten Formen der italienischen Spätrenaissance. Die Gesandtschaft hat ein Balustradendach, die Galerie einen antiken Giebel mit Attika über dem durchlaufenden Kranzgesims erhalten. Loggia und Giebel betonen die Galerie, der Palast soll als selbständiger Flügel erscheinen. In Wahrheit wirken beide Bauglieder unverbunden und nebeneinandergestellt, sie stören sich gegenseitig, anstatt sich zu steigern, weil keines über das andere sinnfällig herrscht. Kaiserlich preußisch — das ist die Losung dieser steifleinenen, verzweifelt monumentalen Palastfassade, die neben dem fröhlichen Dialektbau des Seidlschen Nationalmuseums wirkt wie ein nasaler Berliner Anschnauzer.

Ein nüchterner Vorraum mit Treppenhaus, weiß gestrichen, führt zu den Bildersälen, die sich auf drei Geschosse verteilen. Hier war die Hauptaufgabe zu lösen: für eine genau begrenzte Anzahl von Bildern geeignete Räume zu schaffen. Intimste und feierlichste Kunst durch den Raum zur höchsten Wirkung zu steigern, der Linie Schwind-Spitzweg gerecht zu werden wie der von Genelli, Feuerbach, Böcklin. Man ist aber eigentlich nur Lenbach ganz gerecht geworden. Der große Hauptsaal, der seine zahlreichen Kopien und in besonderer Nische die wenigen Originale enthält, wirkt pompös in seiner dunkelroten Stofftapete und der reichvergoldeten Kassettendecke. Der Saal ist als Repräsentationsraum der Gesandtschaft gedacht und als solcher vortrefflich. Im übrigen aber? Wir durchschreiten eine Reihe von stereotypen Bilderkabinetten und Sälen, von denen manche eng und schlecht belichtet, andere geräumig und besser sind, ein großer Kopiensaal sogar sehr gut von oben erhellt ist, wo man aber durch die Farbe der Wände ein gutes Teil der wertvollsten Bilder koloristisch „tot" gemacht hat.

Schwind zum Beispiel. Mit seinen kühlen, graugrünen Phantasiestücken hängt er zwar sehr hell aber erbärmlich nüchtern auf grauem Rupfen; die Anordnung seiner Bilder hat man sehr treffend mit der Aufmachung von kleinbürgerlichen Familienphotographien an der Sofawand verglichen — die Luft der „guten Stube“ weht. Genelli, dessen große Formen Abstand verlangen, finden wir in branstig roten, kleinen Kabinetten, wo seine überaus delikaten roten Halbtöne rettungslos ertrinken. Feuerbach behauptet sich mit seinen kräftigen Farben auf einem warmen Grau ganz leidlich, aber dieses Grau ist senkrecht gestreift, und so aufdringlich, daß es bei gewissen vertikal betonten Kompositionen dennoch stört. Böcklin erscheint auf demselben Stoffe zum Teil ganz flau, hauptsächlich wohl, weil ihm das Oberlicht fehlt. Im Saal der Tiziankopien ist dies Licht reichlich da, aber hier herrscht ein vordringliches Grün, das im Bunde mit einer geradezu scheußlichen Deckenbemalung mit Erfolg die Wirkung untergräbt. Von der Himbeerlimonade, mit der die Kopien aus der Sixtina im Dachgeschoß hoffnungslos kämpfen, ganz zu schweigen.

Man kann nun gewiß einwenden: Das sind Äußerlichkeiten, über die sich hinwegsehen läßt. Im ganzen muß doch ein Gewinn zu buchen sein. Ja, der soll nicht geleugnet werden. Mehr Raum und mehr Licht sind da und heben manches Bild hervor, das man früher leicht übersehen konnte. Aber an dem gemessen, was hätte sein können, wenn eine feinfühlige Künstlerhand die Sammlung neu gestaltet hätte, — da nimmt sich das Erreichte doch arg bescheiden aus. Und das, trotzdem einer der anpassungsfähigsten Architekten Münchens, Professor Max Littmann, den Bau entworfen und ausgeführt hat.

Tschudi hätte diese Künstlerhand gehabt. Der Vorstand der kaiserlichen Privatsammlungen, Prof. Paul Seidel in Berlin, hatte sie leider nicht. Es wäre keine Schande für ihn gewesen, den einen oder anderen Künstler zu Rate zu ziehen. Er hätte von jeder Kunstausstellung dekorative Anregungen heimtragen können, hätte sich sagen müssen, daß in einer Stadt wie München mit der Neugestaltung eines Museums vom Range der Schackgalerie ein Musterbeispiel aufzustellen war, bei dem gar kein Zweifel an der dekorativen Einstimmigkeit aller, auch der bescheidensten Raumfaktoren, aufkommen durfte. Wie leicht wäre das im Grunde gewesen! Denn dieses Museum ist ja fertig, abgeschlossen in sich, brauchte nicht auf Zuwachs berechnet zu werden. Die Platzwirkung jedes Bildes, die Lichtwirkung jedes Fensters, die Gesamtwirkung jedes Raumes konnte monatelang erprobt werden. Man brauchte keine Neutralität zu wahren, wie bei Museumsbauten sonst, wo man nicht weiß, ob in zehn Jahren noch dieselben Gegenstände die Räume füllen, ob sie nicht ganz anderen Schauzwecken dienen werden. Die Schackgalerie hätte auch so zwar den persönlichen Charakter ihrer Entstehungszeit eingebüßt, aber sie hätte als Neuschöpfung ein sehr sprechendes und intimes Zeugnis ablegen können über unsere heutige Art des Umganges mit Meisterwerken der deutschen Malerei. Die nüchternen Museumsräume hätten bis zum gewissen Grade für den Besucher bewohnbar gemacht werden können durch leise Anklänge an die Art, wie die Sammlung als Privatliebhaberei eines Kunstfreundes entstanden ist. Irgendwo wäre eine Nische, ein Kabinett ausgespart worden mit einem Lesetisch, wo man zu den Bänden des Grafen Schack greifen könnte, zum Buche über seine Galerie, zu Feuerbachs „Vermächtnis“, zu den Erinnerungen Floerkes an Böcklin, zu den Briefen Schwinds, oder zu einer Mappe mit guten Reproduktionen, die die vorhandenen Werke der Meister ergänzt. Man hätte, mit einem Wort, etwas mehr Liebe spüren müssen zu diesem schönen Vermächtnisse wie zu denen, für die es letzten Endes gedacht ist. So aber spürt man die Kälte (trotz der rohen Heizkörper unter den Fenstern), spürt die Gleichgültigkeit und Unzulänglichkeit einer Herrichtung, die augenscheinlich korrekt sein wollte und nicht mehr. An diesem geringen „mehr“ aber ist alles gelegen, im Leben wie in der Kunst.

Eugen Kalkschmidt

Berliner Theater-Chronik

Das neue Spieljahr der Berliner Bühnen setzte ziemlich unentschieden und verlegen ein. Und dieser erste Monat bot durchaus keine Physiognomie.

Im Schauspielhause, in das Paul Lindau zum verjüngenden Verweser (das soll kein schlechter Witz sein, honny soit qui mal y pense!) berufen wurde, versuchte man einige kulturell interessante Experimente an Werken vergangener Epochen ohne rechten Lebensgriff, das Kleine Theater leistete sich, durch seine und Ludwig Thomas offenbar unverwüstliche „Moral" gedeckt, auch eine Ausgrabung, pikanterweise von einem annoch im rosigen Licht Atmenden, von Richard Dehmels „Mitmensch", der aber das Lampenlicht durchaus nicht vertragen konnte und schleunigst wieder zu den Toten entboten wurde, so daß die „Moral" wieder auf der ganzen Linie siegt.

Das Ergebnis am Neuen, dargestellt durch Henning Bergers „Sintflut" im Berliner und durch Dreyers „Pfarrerstochter von Strehladorf" im Lessingtheater wurde gewogen und zu leicht befunden. Und so stehen wir wieder einmal gähnend vor dem Horror vacui.

Gefaßt bitten wir den Leser, in das Nichts hinabzusteigen und von den Flüchtigkeiten flüchtige Erinnerung zu erhaschen.

Also, der „Mitmensch". Das Kleine Theater mühte sich, dies Drama Richard Dehmels aus der Buchexistenz heraus ins Bühnenleben wachzurufen. Der Wiederbelebungsversuch versagte.

Dem eindringenden, hellhörigen und der Dehmelschen Welt sehr hingegebenen Leser hat dieses Werk manches zu sagen. In dem Brüderpaar Peter und Ernst, dem Schaffenden und dem Reflektierenden, dem Künstler- und dem Grüblermenschen, stellen sich in Wesensspaltung die beiden Seelen eines Dichters in ihrem ewigen Widerstreit, in ihrem bald mit, bald gegeneinander Reagieren dar, eine neue Manifestierung in der Art der beiden Brüder Walt und Wult der Jean Paulschen Flegeljahre.

Die Gespräche der beiden sind nur scheinbar Dialoge, eigentlich sind es Monologe, indem die eine Wesensspaltung, die eine Seele, nämlich die reflektierende, ihre Gedankenlast im Selbstgespräch mit der anderen Seele, nämlich der künstlerischen, die ihrer Existenz überhaupt erst Antrieb und Ankurbelung gibt, freimacht. So spielt das Drama eigentlich ganz unkörperlich in einer intellektuellen Sphäre. Das ist natürlich nicht sehr dankbar für die Bühne, trotzdem scheint dieser Dialogue oder Monologue intérieur nicht das Schädlichste, das eigentlich Schlimme ist die stillose und verzerrende Zusammenspannung der rein geistigen Handlung mit grob theatralisch-konventionellen Vorgängen. Diese Verquickung gibt ein schiefes, verstimmendes Bild, vor dem keine Anteilnahme aufkommen kann.

Die äußere Handlung spielt in der Börsen- und Geschäftssphäre, im Milieu des Bankiers Nathan. Seine Tochter Thora ist mit Peter dem Künstler eng vereinigt, soll aber, um den Vater vor dem Ruin zu retten, einen brutalen Gewaltmenschen der Spekulation heiraten. Hier gibt es Szenen wie aus dem dickgestrichensten Boulevarddrama.

Die Verknüpfung der beiden Sphären führt Dehmel nun so, daß Ernst, um Peter, den Bruder und Künstler, aus den Fesseln Thoras zu retten, die er als eine Lebens- und Kunstgefahr für Peters freie Persönlichkeitsentwicklung ansieht, verhängnisvolle Schicksalseingriffe versucht. Er treibt Thora durch Enthüllungsdrohungen in den Selbstmord; er tötet jenen übeln Bräutigam, um Peter ganz freizumachen, und nimmt die Schuld auf sich.

Und das alles geschieht — hier steckt die feinere Absicht — nicht aus Opfermut, sondern es ist im Grunde die fieberhafte Betätigungs- und Ichsucht eines Mannes, der an sich nichts, nur Mitmensch ist, und der einmal Vorsehung spielen will. Es klingt das an die Legende vom fürwitzigen Besserwisser an, dem der Donnerkeil für eine Stunde anvertraut wird, und der in dieser Stunde, geleitet von den besten Absichten, die ärgsten Verheerungen anrichtet.

Tragische Ironie soll diesen Charakter umwittern, als eine Art Gottesgeißel fühlt er sich, doch die verschiedenen Züge durchkreuzen sich verworren; man mag daran herumraten, rein deuten läßt sich's nicht, weil es verworren nur empfangen ist.

Nur allzu klar sind dafür die beiden neuen Theatralia.

Henning Bergers „Sintflut", die im Berliner Theater aufgeführt wurde, kommt aus Schweden. Ihr Verfasser gehört der jungen skandinavischen Generation an, der neuen Linie, die durch den Dänen Johannes V. Jensen bezeichnet wird. Ein Einschlag des brausenden, hastenden Lebenstempos Amerikas mit Eisenbrücken, Dynamofunken, Maschinengetöse, elektrischen Hochspannungen und mächtigem Atmosphärendruck ist in dieser Kunst; sie hat die Muskeln eines Athleten und Nerven von Marconischer Empfänglichkeitsvibration. Das heißt die Kunst Jensens, Henning Berger wirkt dagegen nur als matter Abklatsch. Jensens amerikanische Romane „Madame d'Ora" und „Das Rad" (bei S. Fischer, wo auch Berger erschienen ist) waren in ihren wilden, zügellosen Ereignisfabeln Kolportagebücher eines feuerspeienden Genies (auch Balzac zeigt solche Kreuzung), Bergers Amerika-Roman „Ysail" ist dagegen ein schwächliches Limonaden-Melodram mit ein paar guten Beobachtungsausschnitten eines geschickten Reisefeuilletonisten.

Sein Drama siedelte er auch auf dem Boden der Neuen Welt an, in „einer Stadt am Mississippi". Er wollte eine Schicksalssituation zustande bringen, in der eine Gesellschaft Menschen in der Falle gemeinsamer Lebensgefahr sitzt, und nun unter der gewaltigen Pression der Todesangst und des „Alles vorbei und gleich" sich allerlei enthüllende Wesensreaktionen vollziehen.

Mit großer Wucht erfüllte sich solche Schicksalsstunde vor dem Tode in Björnsons zweitem Teil von „Über unsere Kraft", in jenem Akt, da das Haus des Reichtums und der Herrschaft, von den Enterbten unterminiert, in die Luft fliegen muß. Atemlose Erwartung spannt sich da.

Bei Berger bleibt man gleichmütig. Denn einmal ist seine Schicksalssituation gar nicht zwingend, und zweitens ist die seelische Erkenntnisausbeute, die er aus ihr gewinnt, die flachste und nächstliegende, die sich bieten konnte. Darum Räuber, Mörder und Todesgefahr!

Dieses ist nun die Situation. Während in einem Barkeller die Gäste ihren Morgentrunk nehmen, bricht ein Unwetter aus, so stark, daß die Läden geschlossen und im Dunkel die elektrischen Lampen angezündet werden müssen. Der Telegraph, der auf einem Tischchen seinen Neuigkeitsstreifen abrollen läßt, signalisiert bald darauf das Zerreißen des Damms und Einsturz des Hochwassers. Das Licht verlischt, das Telephon versagt. Die Eingesperrten, die die Überschwemmungsgefahr ihrer Stadt kennen, halten sich für verloren.

In den ersten Momenten dieser Panik, unter den hysterischen Aufschreien, gewinnt die Illusion auch Macht über die Hörer. Aber unmöglich wird es, diese Illusion durch drei Akte aufrechtzuerhalten. Für einen geladenen, konzentrierten Akt wäre das wirksam, in der langen, breitgetretenen Ausdehnung schwächt sich der Effekt völlig ab; eine Steigerung ist nicht mehr möglich nach dem turbulenten, panischen Einsatz, und so merkt man bald, daß das Ganze nur ein Bluff ist; wenn die im Keller auch sich weiter bange machen lassen, wir wissen, daß es nur blinder Wasserlärm sein kann und sie alle — wie der Schluß denn auch beweist — noch einmal ans Licht kommen. Da unten aber war's fürchterlich.

Schicksalsfluidum und Gefühlskontakt erzeugt sich natürlich bei einer so ungeschickt kombinierten Konstellation nicht. Wenn nun wenigstens die fingierte Situation ein mäßiges Mittel zu einem wertvollen Zweck wäre: eine tiefere innere Wahrheit über Menschen angesichts des Todes auszulösen.

Eine Wahrheit ergibt sich zwar, aber nur eine platte Köhler- und Binsenwahrheit.

Berger bekommt nichts anderes heraus als die alte Sprichwortweisheit: „Solamen miseris, socios habuisse malorum." Einer klammert sich krampfhaft an den anderen, um eine



Stütze zu haben; jeder sucht aus dem anderen so viel Trost als möglich herauszuschlagen; durch heftige Getränke — der Wirt gibt alles her — betäubt, verbrüdern sich alle; alte Feinde werden weich. Und der Zuschauer sieht schon deutlich das durchsichtige Ende.

Die Liebe, Güte und Freundlichkeit ist mit einem Schlage dahin, als das Leben wieder lockt. Jeder geht wieder kalt am andern vorbei, und Streit und Neid blüht gleich wieder auf; jeder denkt nur noch an seine Interessen, der Spekulant an seine Weizen-Engagements, der Rechtsanwalt an die verlorenen Spesen, der Wirt präsentiert die Rechnung für die noch vor kurzem so gastfrei dargebotenen Getränke. Ein Wohlwollender könnte nun vielleicht von diesem Fall sagen: Öfter haben uns schon Dichter gezeigt, wie unter dem Schatten des Sterbens die letzten Masken fallen und die Menschen unter der so ängstlich gehüteten Hülle ihr wahres Gesicht zeigen; hier nun geschieht es einmal umgekehrt, und darum doch nicht weniger wahrscheinlich: diese Leute im Berger-Keller nehmen in der Todesangst eine gleißnerische, katzenfreundliche Maske vor, und als sie das Leben wieder haben, lassen sie sich wieder unverkappt als Raubtiere gehen. Das ist doch einmal etwas anderes, — so könnte der Wohlwollende sagen.

Etwas anderes schon, aber nichts gerade Erkenntnisbereicherndes. Ich habe mehr davon, wenn ein dämonischer Dichter die letzten Masken fallen läßt und ich nun die allerverschiedensten Urinstinkte und Wildheitstemperamente aus den Schranken der Kultur herausbrechen sehe, als wenn ein billiger Maître de plaisir in einer Sterbekomödie allen den gleichen Schafpelz umhängt und die gleiche Misérikordia-Larve vorbindet.

Max Dreyers neues Lustspiel brüstet sich mit freier Weltanschauung; als Mutterschutzmann etabliert er sich. Doch fatal wirkt seine Bravour, weil sie künstlich aufgeschminkt und nicht wesensecht und überzeugungsstark aus den Gestalten entwickelt ist.

In seinem Stück ist alles künstlich gezüchtet: die Leidenschaft, die Freiheit und nicht zuletzt das ungeborene natürliche Kind der Pfarrerstochter von Strehladorf, das den Anstoß- und auch den Prüfstein für Männlein und Weiblein der Handlung abzugeben hat.

„Des Pfarrers Tochter von Strehladorf", so hat Dreyer sein Opus genannt, zweifellos mit bewußtem Anklang an Bürgers Pfarrerstochter von Taubenhain. Ihm schwebte wohl der Gedanke an den Generationsunterschied vor; dem harten Pfarrersmanne Bürgers, der sein verführtes Kind mit Riemen blutig peitscht, und dem ein halbes Jahrhundert älteren Père noble rauher Tugend, Hebbels Meister Anton, der als Mann und Vater nicht über den Fall der Tochter hinwegkam, stellt er einen Vater gegenüber, der versteht und verzeiht, und der vor allem darin mit seiner Tochter einig ist, daß eine Heirat mit dem, der des künftigen Kindes Vater und der sich inzwischen in allen entscheidenden Situationen charakterlos und miserabel benommen, die Sache nur verschlimmern und nicht verbessern könne. Er, wie auch der Bruder Jürgen, der keine Valentinschen Rächergelüste hat, sind sich einig, daß es unwürdig sei, wenn Käthe die Hand des Dr. Erwin, die dieser aus äußerer Gentleman-Korrektheit und aus Furcht vor dem Skandal zur Ehe bietet, annähme.

Dies als Zeitdokument im Zusammenhang mit stoffverwandten Dramen früherer Epochen eingehender zu betrachten, hätte Reiz, wenn dies Dokument menschlich und künstlerisch vollwichtiger wäre. Da es aber seine neuen Meinungen, wie schon gesagt und wie noch zu erweisen, nicht als organisches Produkt der Wesensanlage seiner Personen gewinnt, sondern sie ihnen nur anklebt, hat es gar kein Recht, mit Hebbels Maria Magdalena, wo alles wesentlich wurzelhaft und unzweideutig gewachsen ist, in einem Atem genannt zu werden.

Die Personen bei Dreyer sind dick angestrichen und auf die billig einschlägliche Wirkung des Gegensatzes aufgebaut. Der Streber Erwin ist durchaus karikaturhaft verzerrt, keinen Augenblick glaubt man, daß er der herzhaften Käthe gefährlich werden könnte. Und das Klima des Stückes ist so kühl norddeutsch, waterkantig, daß die von Dreyer so betriebsam betonte Johannisnachtstimmung gar nicht aufkommt, es ist nur fauler Johannisnachtzauber.

Dem Erwin steht aufrecht, brav, gesinnungstüchtig der Baumeister Jürgen, Käthes Bruder, gegenüber, als gutes Beispiel. Er leuchtet dem Geheimrat, der ihn durch die Stadtbauratsstelle zu Kompromissen ködern will, gründlich heim — ça fait toujours plaisir im Theater —, während Erwin sofort vor dem Hochmögenden alle Segel streicht und sich duckt, als die Professur und die Hofgunst winkt.

Unbedenklich paart Dreyer seine Männlein und Fräulein. So befremdlich die Gruppe Erwin und Käthe, so zweifelhaft ist die andere: Jürgen und Bettine.

Sie erscheint in allen Situationen als eine oberflächliche gesellschaftliche Modepuppe. Als aber Jürgen ihr in seinem Wahrheitsfanatismus das Schicksal der Schwester mitteilt, ist sie mit einemmal eine heroische Freiheitskämpferin, die vorurteilslos zu der „Gefallenen“ halten will.

Dreyer macht sich und den Seinen die doch sehr schwierige und heikle Situation allzu leicht und bequem. So leicht und bequem, daß man merkt, er nimmt sie selber nicht ernst und in der Schwere des Lebensmomentes.

Das stellt sich vor allem in der Schlußszene bloß, wo der Pfarrer, der gar nicht weich und gütig, sondern knorrig und eigensinnig, ein alter, zäher Bauer aus dem Holz des Meister Anton, angelegt ist, nach kurzer Bestürzung sich für Käthe erklärt, ihr Tun billigt, das Nichtheiraten für den besseren Teil erklärt und Erwin deutlichst die Tür weist.

Hier sieht man klar, daß Dreyer seine Figuren nicht organisch führt, sondern sie wechselnd so biegt, daß dankbare und dem Masseninstinkt genehme Situationen herauskommen.

Und wenn manche Dramatiker ihre Personen grausam vergewaltigen, so bettet er sie auf Rosen und flötet dabei die gefällige Melodie von der besten aller Welten. Beides aber ist eine Fälschung an Leben und Wahrheit.

Felix Poppenberg



Vom Hertensteiner Freilichttheater

Es ist nicht Zufall, daß der Ruf nach dem Freilichttheater, nach einem Spielen im Freien, in Gottes herrlicher Natur, zu einer Zeit ertönte, da die Freilicht- oder Pleinairmalerei in voller Blüte stand, da es verpönt war, die Natur im Dunkel oder künstlichen Licht eines Ateliers zu suchen und darzustellen. Nicht mit solcher hinreißenden Kraft des Genies wie vom großen Rousseau, doch nicht minder intensiv ertönt auch heute das Verlangen nach Rückkehr zur Natur, nach Abwendung von den zahllosen, auf allen Gebieten des Lebens errichteten Kulissen, in deren Enge unser Dasein hineingedrängt, hineingezwängt ist. Hingabe an die Wahrheit, an ein unverfälschtes, ungetrübtes Sein voller Licht und alle Winkel und Ecken erleuchtender Helligkeit, ist unsere Sehnsucht. Fort mit der Heuchelei im Leben, fort mit der Theaterei in der Kunst! Wahr und unverfälscht sei der Mensch; wahr und unverfälscht das, was sein Produkt er nennt! So drängt es auch in der Theaterkultur nach einer Beseitigung des alten Kulissenkrams mit seiner falschen Pracht, nach einer Rückkehr zur schlichten Wahrheit.

Wie zu allen Zeiten, da der Mensch aus der Enge seiner kleinlichen und drückenden Verhältnisse Entrinnen und Errettung suchte, wendet sich auch unser Blick zurück zu den Griechen. Wiederum sind es die Hellenen, nach deren erhabenem Vorbild wir unsere Freilichttheater bauen, um in diesen hellenische und von hellenischem Geist gezeugte Kunst zu pflegen, darzustellen. Die Aufführungen der „Braut von Messina“ in Vindonissa bei Brugg, die Darstellung der Goetheschen „Iphigenie“ im Freilichttheater zu Pyrmont, viele der Aufführungen im Harzer Bergtheater und die Klassikervorstellungen im Freilichttheater Hertenstein — in ihnen allen wehte hellenischer Geist.

Wer über die neue, erhabene Kunst, die sich uns in einem Freilichttheater keusch und überwältigend zugleich enthüllt, verächtlich die Achsel zuckt, der mag nach Hertenstein pilgern, und anders denkend kehrt er heim.

Ganz nahe der Leuchtestadt Luzern, erreichbar in kurzer Dampferfahrt, dehnt sich die schmale Küste, auf deren Höhe sich der Hain erhebt, in dessen stilles Rund die neue Musenstätte eingebettet ist. Dort ziehen sich in langen halbkreisförmigen Reihen braungestrichene Bänke hin, amphitheatralisch abgestuft, von laubreichen Bäumen umrahmt, überschattet. Und vor ihnen harrt des Spiels die malerische Szene mit ihrem dorischen, säulengeschmückten Tempel in der Mitte, dem massigen zweistöckigen Turm rechts, der niedrigen Halle links, mit den zahlreichen Ab- und Zugängen und ihren alten, über das Ganze verstreuten Edelkastanien, unter deren Laubdach — je nach dem Stück — bald eine Bank zum Rasten einlädt, bald sich eine Statue reckt. Das ist das schlichte von Prof. Robert Elmiger in Luzern geschaffene Szenarium, darauf die Hertensteiner Künstler sich bewegen, darauf Medea sich verraten sieht, Hero irdische Liebe büßt, Sappho sich den hohen Göttern weiht, Iphigenie ihren Bruder findet, Rhodope stirbt und Tasso Fürstengunst verscherzt.

Auch Tasso und Rhodope?! Hier ragt die Klippe, an der die hohe Freilichtkunst zerschellt, an der sie sich der engen Grenzen bewußt wird, die ihrem Reiche gesetzt sind, an der sie halten muß, will sie nicht freveln. Und schwer hat Hertenstein gefrevelt, als es, sein wahres Ziel verkennend, zu Tasso und zu Gyges griff. Da sah man große heilige Kunst entheiligt, profaniert, fühlte man, daß Goethes „Tasso", dieses feine Seelendrama, ebensowenig in ein Freilichttheater paßt wie Hebbels „Gyges und sein Ring", vor dessen keuscher Heimlichkeit und seelischer Intimität die Sonne selbst sich schämte, schämen mußte. Was im gedämpften Licht des stillen Hauses voll wundersamer Keuschheit zu uns spricht, dort klang's brutal, klang's wie ein still Geheimnis, das laut man in die Menge schreit . . .

Kraft und Plastik. Leidenschaft und Kampf. Wohl nirgends wirken sie so groß, monumental wie hier. Und so wuchs auch „Medea", wuchsen „Sappho", „Iphigenie" ins Riesengroße, Übermenschliche empor, daß man darüber Unvollkommenes vergaß und willig sich im Geist am grellen Tag die stille Nacht beschwor. Wo Kraft ist, Größe elementar zur Geltung kommt, da ist die Freilichtkunst am Platz. Doch mag sie sich auch hier mit guten Kräften wappnen, sich mit besten Künstlern nur versehen. Denn wie die Sonne Schminke nicht, wie sie Unechtes in dem Bau nicht duldet und rücksichtslos die Schwächen nicht bedachter Szenenteile entblößte, so stellt sie auch den Dilettanten bloß, vernichtet sie mit ihm die von ihm dargestellte Kunst. Ein großer Künstler — eine große Kunst. Man stelle ihn, wohin man will — der Ausspruch gilt; am meisten aber gilt er hier, wo mit dem Künstler gleichfalls die Kunst fällt. Und was vom Künstler gilt, das gilt vom Regisseur. Das sei ein Mann von tiefem Blick, von weitausschauendem Verstand und Intellekt, ein Feldherr sei er, der das Größte denkt und auch das Kleinste nicht vergißt, ein Mann, dessen überlegener, allgegenwärtiger Geist der ganzen Arbeit erst ihr Gepräge gibt.

Die Erfolge, die Hertenstein in diesem Sommer zu verzeichnen hatte, verdankte es außer seiner ungewöhnlichen Naturstimmung Künstlern von den Qualitäten Erika v. Wagners (Wien), Minna Höcker-Behrens (Karlsruhe), Hans Baumeisters (Darmstadt), Willy Loehrs (Darmstadt) u. a., die schon an und für sich einen Erfolg verbürgten. Leider ist mit diesen Künstlern zugleich und noch vor ihnen der große künstlerische Ernst aus Hertenstein geschwunden, der es vorher zur beachtenswerten Kunststätte machte. Oder zeugt es von künstlerischem Empfinden, künstlerischen Intentionen, wenn ein Tasso — ganz abgesehen von einer vollkommen verfehlten Rollenbesetzung — nach kaum achttägigen, ein „Gyges" nach nicht ein Dutzend Stunden füllenden Proben hinausgeworfen wird, trotzdem viele der Hauptdarsteller ihre Rollen noch nie gespielt!? Oder wenn man einem dazu ganz ungeeigneten Chargenspieler den Jason aufzwingt, eine blutjunge Anfängerin als Prinzessin im „Tasso" figurieren läßt? usw. usw.

Vielleicht ersteht der Hertensteiner Kunst einst der ihr notwendige bedeutende Regisseur. Dann werden auch die Schlacken schwinden, und nicht mehr halbe, volle Siege werden dann errungen. Und wenn der Himmel prangen wird in tiefem Blau, in stillen Kronen und Wipfeln Vögel ihre Weisen singen, durchs frische Laub der Rigi, Bürgenstock und andere Gipfel lugen, dann wird die Kunst aus heiligem Bade steigen und sich in ihrer vollen Größe offenbaren. Ob wir den Tag erleben? Manchmal wohl erstrahlt ein Meteor in schwarzer Nacht und stürzt und entschwindet spurlos unserm Blick. So tauchen auch im Menschenleben Sterne auf, zu denen alles voller Andacht blickt, bis sie nach kurzem Sprühen gleich dem Meteore stürzen und verschwinden. Ist auch die Freilichtkunst ein solcher Stern? . . .

Dr. G. Markus-Zürich



Eine Beobachtung

Die Witzblätter, die man nur als flüchtige Erzeugnisse des Tages anzusehen und zu werten versucht ist, bieten dem Beobachter doch mehr als den mitunter zweifelhaften Genuß mehr oder minder harmloser und bizarrer Einfälle. Sie bilden Spiegel ihrer Zeit und gewissermaßen Dokumente der Kulturgeschichte, indem sie sich in Wort und Bild mit allen Erscheinungen des Lebens befassen. Ist auch das von ihnen gegebene Bild absichtlich verzeichnet, es ist immerhin ein Bild. Mode und Sport treten auf, auch wenn sie nicht gerade selbst karikiert werden sollen, und verraten ihre Wandlungen; der Stand der Technik, der Kunst, der Wissenschaft, überhaupt ein guter Teil der augenblicklich „modernen" Kultur kommt zum Ausdruck. Es braucht nicht immer Absicht zu sein. Aber die Humoristen und Satiriker suchen ihren Stoff naturgemäß auf den verschiedensten Gebieten des jeweils gegenwärtigen Lebens. Infolgedessen stellen sie mit Stift und Feder die Verhältnisse ihrer Zeit dar, klarer und richtiger oft als gelehrte Referenten. Die Witzblätter gleichen in dieser Hinsicht guten Lustspielen, die ins volle Menschenleben hineingreifen und die Zustände *schildern* müssen, just weil sie sie verspotten wollen. Man mag zum Vergleich an die Satiren der Lateiner denken, die uns mitten ins römische Leben hineinversetzen, wie es sich auf dem Forum und im Atrium abspielte.

Das Gesagte gilt nicht nur für die sinnenfälligen Erscheinungen des Lebens, sondern auch für seinen verborgenen Hintergrund. In den Witzblättern spiegeln sich auch die Gedanken ihrer Zeit. In ihnen kommen Geistesströmungen zu Wort, sobald sie beachtenswert geworden sind; die Politik tritt auf und verrät, was die Klugen und Superklugen aus ihr gemacht haben. Und endlich das Wichtigste: die sittliche Höhenlage der einzelnen Gesellschaftsschichten, das Streben und die Ideale des Volkes bauen sich mosaikartig zu einem Bilde aus. Es ist interessant, die genannten Zeitschriften unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Man darf freilich kein vollkommenes Bild erwarten. Es liegt in der Natur der Sache, daß in erster Linie das Verkehrte, Ungesunde und Falsche ans Licht gezogen wird. Aber wenn man dies auch in Betracht zieht und außerdem die offenkundigen übertreibenden Roheiten gewisser Blätter übersieht, es bleibt genug, was einem zu denken gibt. Denn das Bild, das die eigene Erfahrung als wahr bestätigt, ist durchaus nicht erfreulich. Es ist betrübend, daß Verhältnisse und Zustände, die man intakt sehen möchte, den Spott herausfordern. Beim Kapitel „Ehe" und bei der Sittlichkeit im sogen. „engern Sinn" sind wir es schon so gewöhnt, daß es uns kaum noch zum Bewußtsein kommt, in welche Tiefen wir hineinblicken.

Ein dritter Punkt von nicht geringerer Wichtigkeit scheint neuerdings in steigendem Maße Stoff für Witz und Spott abgeben zu wollen: Der Eid oder vielmehr der Meineid.

Ich denke nicht an berühmte Fälle wie den Fall „Eulenburg“; es steht mir auch kein umfangreiches Material zu Gebot. Aber meine zufälligen Beobachtungen finden, daß gegenwärtig der Eid in den Witzblättern viel häufiger auftritt als früher. Inhaltlich handelt es sich dabei teils um bewußt falsches Schwören, teils um Verleitung dazu, teils im allgemeinen um leichtfertige Behandlung des Eides; die auftretenden Personen gehören den verschiedensten Klassen der Gesellschaft an. Nach dem oben Gesagten liegt es mir fern, den Witzblättern einen Vorwurf zu machen. Ich gestehe ihnen gern die bona fides zu, die Absicht, in ihrer Weise, aber ehrlich auf öffentliche Schäden hinzuweisen. Gerade deshalb hat mich meine Beobachtung aufs tiefste erschüttert. Die wohl bei keiner Schwurgerichtssitzung fehlenden Meineidsprozesse haben zwar längst verraten, was der Eid vielen gilt, aber ich muß bekennen, jene Witze haben mir den Schaden deutlicher enthüllt, weil sie nicht über die Zustände referierend reden, sondern sie lebendig schildern.

Über den Eid selber mag man denken wie man will, meines Erachtens kann kein Ernster die große Gefahr übersehen, muß jeder, dem es an der sittlichen Gesundung unseres Volkes gelegen ist, mit heißem Schmerz erfüllt werden, wenn er dergleichen sieht. Mich drängte meine Beobachtung dazu, hier das Wort zu ergreifen, um mein Herz zu erleichtern und denen, die das Übel ebenso schmerzlich empfinden, als Bundesgenossen im Geiste die Hand zu drücken. Denn daß wir zu raten und zu retten suchen, ist selbstverständlich.

Karl Schmidt.



Notizbuch

(Theaterjammer)

Eine bedeutende Berliner Künstlerin hat dem Theater den Rücken gekehrt, um sich einem religiösen Leben zu widmen. Wäre sie katholisch gewesen, so hätte sie wahrscheinlich den Klosterschleier genommen. So konnte sie den Ausfragern nicht in wenigen Worten sagen, wie sie sich ihr künftiges Wirken denke. Denn „ausgefragt“, von Interviewern gequält und dann in grausamster Weise in ihrem Innenleben vor der Öffentlichkeit bloßgestellt wurde diese Frau, daß sie jedem anständigen Menschen leid tat und einen der Ekel überkam vor dieser Sensationsmacherei. Daß eine Frau, die sicher in hohem Maße den Beruf zur darstellenden Kunst in sich trug, sich nicht kampflos von ihrer erfolgreichen Laufbahn wegwendet, ist leicht begreiflich. Und wenn sie in einer fast krankhaften Erregung sich befand, so verdiente sie erst recht, in Ruhe gelassen zu werden. Aber ihr „Fall“ wurde von einem Teil der Presse so herumgezerrt, daß das Opfer der öffentlichen Sensationssucht wohl krank werden mußte. Scharfsinnig wurde untersucht, wie solch ein Schritt wohl möglich sei. Mit rühmlich bekanntem Zartgefühl erwog man allerlei Fälle „religiösen Wahnsinns“. Auch Herr Alfred Holzbock, der berufsmäßige Seelenergründer des Lokalanzeigers, versank in den Abgrund seines psychologischen Tiefsinns, entstieg ihm aber mit schüttelndem Haupte: „Man kann es nicht verstehen!“

Zum Teufel! Als ob es so schwer zu verstehen wäre, daß einem anständigen Frauenzimmer der Schmutz des Theaterlebens schließlich so zuwider wird, daß sie sich nur noch durch Flucht retten zu können glaubt!

Aber von diesem Einzelfall — der ja vielleicht auch anders liegt, als es zunächst aussieht — abgesehen, ist es eine merkwürdige Kulturerscheinung, daß es einen Sturm im Blätterwalde unserer Presse erzeugt, wenn eine Schauspielerin in einem, in der Form vielleicht unsympathi-

schen, religiösen Leben ihre Zuflucht sucht; daß aber kein Hahn danach kräht, wenn sich ihrer Hunderte der Prostitution in die Arme werfen. Ja dieselbe Presse, die für den ersten Fall immer neue Feuilletons bringt, hat für eine Behandlung des zweiten keinen Raum. Oder sind die „Eingeweihten“ diese empörenden Verhältnisse so gewohnt, daß sie sich darüber nicht mehr aufhalten? Oder erscheint ihnen eine Besserung unmöglich? Glücklicherweise ist bei den Schauspielern das Standesgefühl erwacht. Standes g e f ü h l, nicht -dünkel! Mit dem ersteren ist die Selbstprüfung verbunden und die Einsicht, daß meistens für soziale Übelstände eines Standes dieser selbst schwer mitschuldig ist. Von einem gut bekannten Schauspieler, Vollrath von Lepel, stammt denn auch die Flugschrift „Prostitution beim Theater“ (Zürich, Verlag Volkswort), die diese Zustände so schonungslos aufdeckt, daß die breiteren Massen des Publikums sich dem Kampfe wider dieses Übel anschließen müßten. Denn die Grundursache dieses Elendes ist sozialer Art, ist letzterdings — man schämt sich der Gemeinheit — der Toilettenluxus, den die Direktoren und das Publikum von den Schauspielerinnen verlangen. Jawohl, das liebe, gute Publikum! Denn die Direktoren verlangen ihn doch nur, weil sie wissen, daß er auf das Publikum die große Wirkung tut.

„Kann ein weibliches Mitglied die Wünsche der Direktion in bezug auf elegante Garderobe nicht erfüllen, so hat es die Wahl zwischen der Entlassung oder der Prostitution! Die Prostitution wird am Theater umfangreicher betrieben, als der dem Theater Fernstehende im allgemeinen annimmt. Die Prostituierten beim Theater scheiden sich in zwei Sorten. Die ersteren sind weibliche Bühnenmitglieder, welche durch die bestehenden Mißstände, durch minimale Gagen, meist gezwungen wurden, sich zu prostituieren. Die letzteren sind Frauenzimmer, die auch vor ihrer sogenannten Bühnenlaufbahn recht schwungvoll dieses Gewerbe ausübten und nur in der Hoffnung auf reicheren Segen das Theater quasi zur Unterstützung für ihren eigentlichen Beruf in Anspruch nehmen. Die Bühnenleiter sind in den meisten Fällen ja auch gewissenlos genug, derartige Weiber zu engagieren. Ja, sie tun es sogar gern, denn sie brauchen diesen Bühnenmitgliedern nur ganz geringe oder gar keine Gagen zu zahlen. Der Sittenpolizei genügt dann der unterzeichnete Vertrag, daß die frühere Prostituierte A. am Stadttheater in B. als Schauspielerin engagiert ist. Über Garderobe verfügen diese Frauenzimmer in ausreichendem Maße, und das ist an vielen Bühnen völlig ausschlaggebend. — Ist es denn nicht empörend, wenn man den Gagenetat irgendeines der guten Stadttheater herausgreift und da Gagen von 20—30 ℳ, sogenannte Sustentationsgagen, für weibliche Mitglieder findet? Ist denn das der guten Sitte nicht direkt ins Gesicht geschlagen? Wäre es nicht angebracht, wenn die Stadtverwaltungen [!] den Direktoren etwas mehr auf die Finger sehen würden, damit solche Schmutzereien vermieden werden könnten?“ — — —

„80 bis 100 ℳ sind Durchschnittsgagen für Anfängerinnen an großen Theatern, zugleich auch Durchschnittsgagen für Fach-Künstlerinnen, also erste Kräfte, an mittleren Theatern, kleine Bühnen wenden für ihre ersten weiblichen Kräfte das noch nicht einmal an. Bei der Oper und Operette sind die Gagenverhältnisse etwas besser.

Es ist ja längst statistisch festgestellt, daß die Hälfte aller Bühnenangehörigen weniger als 1000 ℳ Gage jährlich hat. Wieviel Bühnenkünstlerinnen aber gibt es, die nur die Hälfte davon haben! Zum Teil leider auf ‚eigenen Wunsch‘! Es gibt ja noch Direktoren, welche z. B. mit Hinweis auf die Garnison der betreffenden Stadt den weiblichen Mitgliedern ganz geringe Gagen bieten, ihnen also den geschlechtlichen Verkehr mit den Offizieren direkt offerieren und nur ein mitleidiges Achselzucken haben, wenn eine aus guter, aber armer Familie stammende junge Dame über solche Zumutung errötet. Die meisten Anfängerinnen, wenn sie nicht von Hause aus Zuschuß haben, sehen sich bald vor die Wahl gestellt, zu hungern oder sich zu prostituieren.“ — — —

„Wie gering die Achtung selbst der leitenden Theaterkreise vor den weiblichen Bühnenangehörigen ist, das bezeugen am besten die nicht vereinzelten Klagen anständiger Bühnen-

künstlerinnen über die ihnen zuteil werdende Behandlung auf den Theateragenturen sowohl wie von seiten einer ganzen Reihe von Direktoren, selbst Intendanten."

„Es gibt Theateragenten, die in jeder sich in der Agentur vorstellenden und Engagement suchenden Bühnenkünstlerin, wenn sie auch nur einigermaßen jung und hübsch ist, vor allen Dingen erst mal das ‚Weib' sehen, welches ihnen unter allen Umständen zu Willen sein muß. Scheut die Ärmste sich, auf die Wünsche des Agenten betreffs vorheriger Preisgabe ihres Körpers einzugehen, dann bedauert derselbe unendlich, nichts für sie tun zu können. Was bleibt der Künstlerin übrig, wenn sie nicht hungern oder in ihrer Karriere zurückkommen will? Sie muß dem Agenten, wenn auch widerwillig, willfährig sein. Und schließlich tut sie es, weil es andere vor ihr ja auch haben tun müssen, und nach ihr andere noch tun werden. Das ist schon gang und gäbe. Der Agent ist im Theaterleben allmächtig! Leider! Auf wie schamlose Weise manche ihre Macht ausnützen, haben viele Beispiele gezeigt. Es wird also das Schamgefühl der Bühnennovize von vornherein zu töten versucht. Vielfach gelingt das ja so glänzend, daß nachher im Engagement Direktor und Regisseur oder sonst wer aus der Stadt ein in geschlechtlicher Beziehung recht willenloses und geduldig stillhaltendes Schäfchen bekommen, welches sich vielleicht damit tröstet, daß es sich sagt: ‚Der Zweck heiligt die Mittel!'"

* * *

Wie anderwärts, verbindet sich auch beim Theateragententum mit der moralischen Ausbeutung die soziale. Das heißt: ohne die soziale Abhängigkeit der Schauspieler von den Agenten wäre jene moralische Sklaverei nicht angängig. Ich habe im Türmer schon manchmal gegen das Konzertagententum Sturm gelaufen. Das Agentenwesen ist auf allen Kunstgebieten ein Übel, das sich am besten wird ausrotten lassen, wenn die ganze Einrichtung bekämpft wird. Mit guten Waffen rückt gegen die Theateragenturen der Frankfurter Rechtsanwalt Dr. Hartwig Neumond im „Neuen Weg" (Heft 36). „Man muß mit den Theateragenturen einmal in entfernte Berührung gekommen sein, um ahnen zu können, welche Machtfülle ein gutorganisiertes Theatergeschäftsbureau in sich vereinigt, und welche Bedeutung diese Macht für den Erfolg der Bühnenleitungen sowohl wie für das Wohl und Wehe der Bühnenkünstler haben kann. Tausend Fäden, an deren jedem eine Existenz hängt, laufen in der Hand eines Theateragenten zusammen. Er braucht nur an einem dieser Fäden zu ziehen, um sofort eine Reihe von Existenzen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ein Beispiel zeigt das: Der Leiter der Opernbühne in A. braucht einen Heldenbariton. Er teilt dies seinem Agenten mit. Sofort setzt sich dieser mit dem Heldenbariton an der Oper in B. in Verbindung und bezeichnet ihm unter den üblichen Anpreisungen die Stellung an der Bühne in A. als vakant. Noch ehe der Bariton in B. mit dem Bühnenleiter in A. in Verbindung getreten ist, schreibt der Agent, wiederum unter den üblichen Anpreisungen, dem Bariton der Oper in C., daß die Stelle in B. frei wird, usw. Ob schließlich auch nur ein einziges von diesen angeblich beabsichtigten Engagements zum Abschluß kommt, steht dahin. Gleichviel, ob auf diese Weise Unzuträglichkeiten schlimmster Art geschaffen, ob den Theaterleitern Schwierigkeiten, den Künstlern Verlegenheiten bereitet und in das Verhältnis zwischen Direktoren und Künstlern Mißhelligkeiten hineingetragen werden — die Technik des Geschäftsbetriebes der Agenten bringt ein solches Verfahren mit sich. Sie sind eben Vermittler, und zur Vermittlung gehört in erster Linie Aufsuchen und Schaffen von Gelegenheiten. Gerade das aber ist es, was zu einer wirksamen Stellungnahme gegen die Theateragenturen hervorgehoben werden muß: das Ansehen, welches das Gewerbe genießt — Theateragenten mit Titeln und Orden sind eine bekannte Erscheinung — geht weit hinaus über die Qualität der Geschäfte, die ihm zugehören. Sein Ansehen ist erborgt von der Autorität des künstlerischen Milieus, in dem es ausgeübt wird. In Wirklichkeit hat die Tätigkeit des Theateragenten mit der Kunst als solcher gar nichts zu tun. Man denke sich ihre Geschäfte losgelöst von ihrem rein äußerlichen Zusammenhange mit der Kunst, der ihnen fälschlich den Anschein einer Tätigkeit höherer Art gibt, man betrachte die von dem Agenten zu leistende

Arbeit an sich, so wie sie von seinem Geschäftsbureau aus sich abwickelt, und übrig bleibt nichts weiter als eine untergeordnete Stellenvermittlungstätigkeit, für deren Erfolg Spürsinn und Routine die ausschlaggebenden Faktoren sind. Welche Intrigen und wieviel persönliche Reibungen allein schon durch den unermüdlichen Konkurrenzeifer, mit welchem die Agenten sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchen, in die Kunstinstitute hineingetragen wird, davon weiß man sich in den Kreisen der Eingeweihten manches zu erzählen. Aber der davon Betroffene schweigt. Der Grund seines Schweigens ist bereits angedeutet. Er kann als einzelner nicht den Kampf gegen eine Einrichtung aufnehmen, deren Träger bei der heutigen Beschaffenheit der Verhältnisse allmächtig geworden sind und ihm, wenn er sich gegen sie auflehnt, bei ihrem oft unbegrenzten Einfluß schweren Schaden zufügen können. Die Abhängigkeit zumal der Künstler von den Theateragenturen hat geradezu etwas Sklavenhaftes angenommen."

Das zeigt sich auch in der Weise, wie die materielle Ausbeutung der Künstler durch die Agenten hingenommen wird. „Staunend muß, wer Einblick in die einschlägigen Verhältnisse genommen hat, sich fragen, wie es kommen konnte, daß hier, durch eine allseitige, unangefochten gebliebene Übung sanktioniert, ein System geradezu wucherischer Ausbeutung sich gebildet und erhalten hat. Wie sich sogleich zeigen wird, klebt der Provisionsanspruch des Agenten als dauernde Belastung an der Gage des Künstlers. Wie ein Gespenst schwebt der Agent, der den Vertrag vermittelt hat, für die ganze Dauer des Vertragsverhältnisses hinter der künstlerischen Tätigkeit des Bühnenmitgliedes, um immer wieder von neuem in vertragsmäßig fest bestimmten Zeitabschnitten seine Finger auf die Gage des Künstlers zu legen und ein gutes Stück davon an sich zu nehmen. Vor mir liegt, Prozeßakten entnommen, einer der gedruckten Reverse, durch welchen die Agenten ihren Provisionsanspruch gegenüber den Künstlern festzulegen pflegen. Es heißt darin: ‚Die Provision beträgt 5 % des Einkommens innerhalb der Dauer des mit dem obigen Theater abgeschlossenen Vertrages, im Falle einer Verlängerung des Engagements 3 % bis zur Dauer von drei Jahren. Hierdurch bevollmächtige ich die obengenannte Direktion resp. Intendanz, und zwar unter Ausschluß eines jeden Widerrufs, die der Firma ..... zustehende Provision von meiner Gage in Abzug zu bringen und derselben direkt zu übermitteln.'"

Es ist leicht auszurechnen, daß diese dauernde Abgabe bei kleinen und mittleren Gagen ein Blutgeld ist. Muß doch ein Schauspieler, dem der Agent einen dreijährigen Vertrag zu 3000 ℳ verschafft, dafür 450 ℳ bezahlen und überdies bei einer etwaigen dreijährigen Verlängerung dieses Vertrags, zu der doch der Agent gar nichts kann, nochmals 270 ℳ; also 720 ℳ — die Arbeit eines Vierteljahres — für einen Brief, den der Agent geschrieben. Bei großen Gagen sind die Bezüge der Agenten ganz ungeheuerlich. Ein Künstler, der mit 25 000 ℳ auf acht Jahre angestellt wird, und dessen Vertrag nachher Erneuerung erfährt, hat an den Agenten 12 500 ℳ zu bezahlen. Man wird nicht leugnen können, daß diese Blutsaugerei ein Skandal ist, um dessen Abstellung sich hoffentlich das allseitig verlangte „Theatergesetz" bemühen wird. Wirkliche Abhilfe wird freilich nur dann erreicht werden, wenn die Theateragenturen gänzlich ausgeschaltet sind, so daß die Bühnengenossenschaft selber die Vermittlung des Verkehrs zwischen ihren Mitgliedern und den Theaterleitern in die Hand nimmt.

* * *

Die viel gescholtenen, viel beneideten Bühnenleiter, — sie scheinen doch nicht alle auf Rosen gebettet zu sein. Nicht einmal die Berliner; oder vielleicht haben es diese etwas schwerer, als die Herren in der Provinz. Das „Geschäft", das im letzten Winter schlecht ging, geht seit Anfang dieser Spielzeit miserabel. Mit tragischer Jammermiene stehen die Theatergewaltigen da und heischen Mitleid. Und sie finden keines. Ja, sie bekommen noch obendrein Hiebe. Natürlich rede ich nur von den moralischen, denn die schlagkräftigen Szenen, die sich bösen Gerüchten zufolge vielfach in den Nebenräumen abspielen, tragen nichts dazu bei, unser Verlangen nach

Schlagkraft auf der Bühne zu befriedigen. Also geben wir ruhig zu, daß beim Theater der Satz: „Kunst ist kein Geschäft“ insofern eine Einschränkung erfahren muß, als — wie heute die Theaterverhältnisse liegen — eine Bühne nur so lange bestehen kann, als sie „Geschäfte“ macht. Aber, wie dieses Geschäft betrieben wird, darauf kommt es an. „Die meisten Berliner Bühnenleiter“, führt Konrad Alberti in der „B. Z. am Mittag“ aus, „möchten Geschäfte machen, aber sie sind alles, nur keine Geschäftsleute. Der eine gibt die weiblichen Hauptrollen einer Schauspielerin, nicht weil, wenn sie spielt, stets die höchsten Kassenrapporte erzielt werden, sondern weil sie seine Geliebte ist. Der andere teilt sie einer anderen zu, weil sie einen Geliebten hat, der mit Geld einspringt, wenn vor den Gagetagen Ebbe in der Kasse droht. Die Schauspielerin aber, die zu sehen das Publikum herbeiströmen würde, läßt er spazieren gehen, weil sie sich ihm versagt oder weil ihr Geliebter arm ist. Wenn heut' ein Schauspieler oder eine Schauspielerin in das Bureau eines Direktors kommt, um Engagement zu suchen, ist die erste Frage nicht: ‚Was können Sie?‘, sondern: ‚Mit wieviel wollen Sie sich an meinem Theater beteiligen?‘ Mit einem Wort: der Theaterdirektor in Berlin sucht nicht gerade selten in seinem Hause die Befriedigung von — Privatinteressen und wundert sich dann, wenn das Publikum, das sich nur unterhalten will, und dem die Privatinteressen des Direktors gleichgültig sind, wegbleibt. Sechs Mark sind heutzutage eine ganz anständige Summe. Man erhält in einem offenen Geschäft dafür einen recht verwendbaren Gegenstand, der dem Käufer Freude macht: eine elegante Krawatte, ein schmackhaftes Mahl, eine trinkbare Flasche Wein. Nur in den Theatern setzt man dem Besucher für diesen Preis ein Stück vor, bei dem er sich mopst, und Schauspieler, die sich gebärden wie Anfänger. Und der Direktor besitzt die Naivität, sich des Todes zu wundern, daß sein Kassier so viel freie Zeit behält. Es gibt in Berlin ein sicheres Premierenpublikum, das jede Neuaufführung aus Neugier besucht. Er kann also mit einiger Gewißheit wenigstens auf ein leidlich besuchtes Haus rechnen. Natürlich setzt er die nächste Neuaufführung auf den Abend an, für den schon eine andere Bühne eine angekündigt hat, damit ja nur die Hälfte jenes ständigen Premierenpublikums in der Lage ist, sein Haus zu besuchen. Und so gedenkt er Geschäfte zu machen!“

Was übrigens dieses „hungrige“ Berliner Premierenpublikum betrifft, so sieht es sich für den kommenden Winter auf schmale Kost gesetzt. Noch niemals sind die Ankündigungen unserer Theater so dürftig gewesen, und da die Erfüllung noch immer hinter den Versprechungen zurückzubleiben pflegt, dürfte auch den standhaftesten Optimisten die „Theatersorge“ überkommen. Gleichzeitig verlautet aus den Theaterverlagsgeschäften, daß auch das Angebot an ausgesprochener Theaterware seitens der Schriftsteller so knapp sei, wie noch nie. Wohlverstanden, es handelt sich hier nicht um „große“ Dichtung. Sie ist von alledem unabhängig und muß ja seit Jahren auf die Unterstützung durch die Geschäftstheater verzichten. Nein, auch an Unterhaltungsstücken ist ein großer Mangel. Auch dafür soll die Schuld bei den Direktoren liegen. Sie gehen so ausschließlich auf die Saison-Schlager aus, daß sie es mit Stücken, die nur eine beschränkte Zahl von Aufführungen versprechen, gar nicht erst versuchen. Dabei gerät der Spielplan bei dieser Arbeitsweise in eine Eintönigkeit, die einen förmlich dem Theater entwöhnen muß.

* * *

In einem Falle freilich sind unsere Theaterdirektoren von bemerkenswerter Unternehmungslust: sobald es sich um Ausländer handelt. So sind uns schon in den ersten Wochen zwei nordische Neuheiten vorgesetzt worden von so dürftiger Handlung und so schwächlicher Mache, daß sich sicher kein Direktor zur Aufführung entschlossen hätte, wenn es deutsche Werke gewesen wären.

Selbst unsere königliche Oper erwacht aus ihrem Fafner-Zustande („Ich lieg' und besitze, laßt mich schlafen!“), wenn es sich um Ausländer handelt. So steht uns eine amerikanische Indianeroper als einzige Neuheit neben des Tschechen Smetana „Dalibor“ in Aussicht. Für den „Dalibor“, der inzwischen unserm Spielplan einverleibt (und bei Erscheinen des Heftes

vermutlich schon wieder ausgeschieden) worden ist, beansprucht die Königliche Oper „mildernde Umstände“. Daß mit diesem, bei aller Anlehnung an die trefflichen Vorbilder „Lohengrin“ und „Fidelio“ totgeborenen Werke kein Erfolg zu gewinnen war, wußten natürlich alle Kapellmeister und Regisseure unserer Oper von vornherein. Aber Fräulein Emmy Destinn quälte so lange, bis man ihr den Willen tat. Das fanatische Tschechentum dieser Dame kann einem eine gewisse Achtung abnötigen. Manche Leute meinen zwar, daß, wenn man sich an einem königlich preußischen Institute anstellen lasse und den Titel Königlich preußische Kammersängerin führe, es sich nicht schicke, seiner deutschfeindlichen Gesinnung so herausfordernden Ausdruck zu verleihen, wie es die Dame oft getan. Wir wollen aber keine so hohen Ansprüche an das politische Schicklichkeitsgefühl einer Primadonna stellen. Dagegen ist es ganz sicher, daß die leitenden Stellen der Königlichen Oper in dieser Hinsicht „empfindlicher“ sein sollten, und daß sie in keinem Falle, um der Launen einer ohnehin nur „gnadenweise“ an ihr wirkenden Sängerin willen Geld und Arbeit an wertlose und von vornherein aussichtslose Aufgaben verschwenden dürfen. Einstweilen haben die Wenzelssöhne aus Dankbarkeit für die Berliner Verbeugung vor Smetana die Aufführung von Brahms' „Deutschem Requiem“ in Prag für unmöglich erklärt.

* * *

Um übrigens einmal die Klageweise zu unterbrechen, — es gibt auch „erhebende“ Vorfälle im Theaterleben. Herr Sigmund Lautenburg ist koburgischer Geheimrat geworden. Natürlich um seiner hervorragenden Verdienste ums deutsche Theater willen. Hat doch Herr Lautenburg die Gattung der französischen Ehebruchsschwänke bei uns heimisch gemacht und jahrelang ein ständiges Theater für diese hohe und wahrhaft veredelnde Kunst geleitet. Also.

Überhaupt ist eine günstige Zeit für die Häuser der leichtgeschürzten — als ob dabei überhaupt noch etwas zu „schürzen“ wäre! — Muse angebrochen. Die Operettentheater machen glänzende Geschäfte, trotzdem oder weil ihre Zugstücke sich auf einer ungeahnten Höhenstufe des Blödsinns standhaft behaupten. Aber der Kronprinz des Deutschen Reiches beehrt keine Theater häufiger mit seinem Besuche, als die Operettenbühnen. Ja einem Darsteller des „Theaters des Westens“ wünschte er zur Premiere der „Geschiedenen Frau“ im voraus telegraphisch aus der Ferne guten Erfolg. Eine Amtsperson, Senator der Akademie und Professor der Königlichen Hochschule — also sicher kein „Nörgler“ —, Dr. Karl Krebs schließt seine im „Tag“ erschienene Beurteilung dieser vom deutschen Kronprinzen so wichtig genommenen Aufführung mit den Sätzen: „Das Amüsanteste bei solchen Operettenpremieren ist eigentlich das Publikum; der ganze wilde Westen Berlins hat Vertreterinnen und Vertreter entsendet, der Jüngling und der Greis am Stabe sind da, reife Frauen in den kostbarsten Toiletten lassen sich bewundern und kokettieren, und ganz junge Mädchen empfangen bei diesen Zweideutigkeiten und schlüpfrigen Situationen ihre Erziehung zur Ehe. Und was wirkte auf die große Menge am meisten? Nicht Witze und nicht die Musik, sondern wenn es ans Tanzen ging und die Damen ihre Schleppkleider recht hoch hoben, dann fühlte sich auch die Volksseele erhoben, und der Beifall wollte kein Ende nehmen. Wenn ich diese feisten, schmunzelnden Gesichter mit den lüsternen Augen beobachtete, mußte ich an gewisse Blätter von Félicien Rops denken.“

* * *

Aber wir haben auch Pfleger der „hohen“ Kunst. Max Reinhardt ist einer der anspruchsvollsten, gefeiertsten und — geschäftigsten. Er hat einen Großbetrieb eingerichtet, arbeitet mit vier „Fäusten“, d. h. verschiedenen Aufmachungen des einen Goetheschen, usw. In München, in Frankfurt und Berlin macht er gleichzeitig in großer Kunst und vor allem in künstlerischer Ausstattung. Da erhebt denn freilich Professor Hengeler folgenden Protest: „Am .... wurde im Münchener Künstlertheater vom Reinhardt-Ensemble der ‚Kaufmann von Venedig‘ auf-

geführt. Auf dem Theaterzettel stand: ‚inszeniert von Adolf Hengeler'. Ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß von den in dieser Aufführung verwendeten Dekorationen und Kostümen kein einziges szenisches Bild und Kostüm nach meinen Entwürfen war. Die ganze Ausstattung war eine willkürliche Zusammenstellung von Dekorationen, Kostümen und Requisiten aus Hamlet, Faust, Sommernachtstraum, Lysistrata und Gespenster. Meine Ausstattung des ‚Kaufmanns' war jedenfalls nicht hier."

Nein, die Ausstattung war irgendwo unterwegs wegen des Manövers stecken geblieben. Dafür blieb an einem andern Tage die Ausstattung für die „Revolution in Krähwinkel" zu einer Aufführung in Frankfurt unterwegs liegen. Ja, wenn die tückischen Güterwagen nicht wären, würde Reinhardt unbedingt den deutschen Thespiskarren aus dem Dreck ziehn. Auch so vollbringt er noch Wunder. Wenigstens wenn man Herrn Harry Kahn im „Neuen Weg" (Nr. 32) glauben darf. Reinhardts „Braut von Messina" im Münchener Künstlertheater hätte Schillers „Braut von Messina" beinahe erträglich gemacht. Nicht wahr — Schiller? Das erweckt bei uns nur mitleidiges Achselzucken. Nach dem „Wallenstein" erkannte Schiller — belehrt uns Herr Harry Kahn —, daß es so nicht weiter ginge: „So begann er [Schiller] zu experimentieren: machte erst die auf eine äußerliche Theatralik gestellte ‚Maria Stuart', dann die um einen nicht weniger äußerlichen Schuldbegriff sich drehende ‚Jungfrau von Orleans' und verlor sich — als er schon mit dem ‚Warbeck' den Stoff für das vollendetste Stück Tragödie, das wir von ihm und mit dem ‚Guiskard'fragment überhaupt in der deutschen Literatur besitzen, den ‚Demetrius' vorbereitete — schließlich gar in die archaische Spielerei der ‚Braut von Messina. Dieses Stück ist n i c h t z u r e t t e n. Für unser Empfinden schon gar nicht."

Da ist es schließlich kein Wunder, daß auch Herr Reinhardt dem armen Schiller nicht helfen konnte. Hoffentlich eröffnet Herr Harry Kahn demnächst in Verbindung mit jenem Swinemünder Rechtsanwalt, der erklärte, Schiller sei „eine Qual für die Kinder", eine Anstalt, um endlich dieses Schillers Ziel, das Theater zu einer „moralischen Anstalt" zu machen, der Verwirklichung näher zu führen.

Karl Storck



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers, beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen **wird keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) **werden ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes **Porto** verpflichtet die Redaktion **weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung** solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man** bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.









Die Verkündigung an die Hirten



Die Geburt Christi





Die heiligen drei Könige

Hans Thoma



XII. Jahrg. Dezember 1909 Heft 3

Selig!

Ein Weihnachtsgesang

von

Karl Engelhard

Die ihr in der Sehnsucht lebt,
Eures Herzens Quell zu finden;
Die ihr es nicht könnt verwinden,
Was da in euch weint und webt;
Die ihr nach der Sonne schreit,
Daß sie eure Tiefen fülle;
Die ihr durch des Daseins Hülle
Sucht den Glanz der Ewigkeit;
Die ihr arm im Geiste seid:
Selig!

Die ihr auf den Flügeln schwer
Spürt der Erde Leidensgröße:
„Ach, wo ist, der uns erlöse?“
Stöhnend ruft es wie ein Meer;
Die ihr habt des Lebens Streit
Aufgenommen in den Willen:
In euch wirkt er fort im stillen,
Bis er euch zur Tat befreit;
Die ihr tragt der Menschheit Leid:
Selig!

Die ihr duldet und nicht zagt,
Im Erschauen eurer Klarheit
Werbt um aller Wesen Wahrheit;
Die ihr segnet und nicht klagt,
Die ihr an die Sendung glaubt,
Die der Geist verliehn dem Lichte:
Eure Träume und Gesichte
Sind ein Glück, das niemand raubt.
Die ihr duldend lebt und glaubt:
Selig!

Die ihr euch um Reinheit müht
Eurer tiefsten Herzensquelle:
Rauschen wird sie frisch und helle,
Licht von Blumen überblüht.
Und der Wandrer, der am Ort
Sich erfreut an ihrem Strahle,
Öffnet seine Hand zur Schale,
Trinkt und geht getröstet fort.
Die ihr dürstet nach dem Wort:
Selig!

Die ihr selbst den Hunger kennt,
Der noch niemals kam zur Stillung;
Deren Seele nach Erfüllung
Ihres Sonnentums entbrennt —
Dennoch ist so süß kein Streit
Als dies wehe Gottumarmen —:
O so bringt mit liebewarmen
Herzen andern auch dies Leid!
Die ihr übt Barmherzigkeit:
Selig!

Die ihr schaut in Welt und Sein
Frommen Blickes, unbefangen:
In das Himmelreich gelangen
Kinderseelen nur allein!
Deren Auge sehnsuchtsweit
In die Ferne ist gerichtet:
Seht, die Nähe ist vernichtet,
Und es strahlt Unendlichkeit!
Die ihr reines Herzens seid:
Selig!

Ihr, in denen licht und wahr
Sich der Allmacht Wunder malen:
Euch vom Antlitz widerstrahlen,
Daß ihr Gottes, seh' ich klar!
Die ihr in den Händen schwingt
Immergrüne Weihnachtszweige —
Ach, ich hör' euch, ach, und schweige —
Die ihr Frieden habt und bringt,
Singt, ihr Söhne Gottes, singt:
Selig!





Stille Nacht! Heilige Nacht!

Von

J. Illig

Langsam neigt sich der Tag. In feierlicher Einsamkeit breiten sich die Schneefelder aus. Ein großes Schweigen hat sich auf Wald und Feld gesenkt. Sinnend kehre ich heim zur Stadt. Der laute Lärm ist verstummt. An der Esse ruht der Hammer, die Feuer sind ausgelöscht, der Lärm der Arbeit hat sich gelegt. Und der süße Feierabend schreitet durch die Gassen und huscht in die Häuser.

Allda zucken noch die Herzen an den Wunden, die ihnen der Tag geschlagen; da sitzt noch das Gramgesicht der Sorge, die das bitterste Mühen nicht verscheuchte; da nagt noch der Hunger, der keine Sättigung gefunden; da pochen noch die Pulse von dem Kampfe des Lebens; da klagen noch die Seelen, die auf das Mißverständnis und Übelwollen ihrer Mitmenschen gestoßen sind; da fließen noch die Tränen, die böse Worte und harte Herzen in Fluß gebracht haben; da weint noch das Elend, das der Himmel geschlagen hat.

Ja der Himmel, mit dem wir nicht rechten können!

Und wir?

O, die Tränen, die den Himmel zur Ursache haben, sind nur ein Tautropfen im Vergleich zu dem Meer von Klagen, das wir Menschen unter uns selber schaffen.

Die wunden Herzen, die in ihrem Blute zucken, haben Menschen verwundet, die Sorge, die durch die Hütten des Elends geistet, haben die Menschen verschuldet, das Bleichgesicht des Hungers in den Stuben der Armut haben Menschen auf dem Gewissen, den aufreibenden Daseinskampf haben Menschen geschaffen, das Elend des Mißverstehens und Übelwollens haben die kleinen Seelen und engen Herzen der Menschen gebracht. Und alle bösen Worte und allen Haß und alle Verfolgung, unter denen Menschen seufzen, haben Menschen ausgesandt.

Vielleicht wir selbst!

Nun ist der große Feierabend in unsere Häuser eingekehrt. Am Himmel sind die Sterne aufgegangen und eine stille heilige Nacht breitet sich um uns aus.

Öffne dein Fenster und schau hinaus!

Siehst du die Sterne? Sie leuchten aus einer andern Welt, die du nicht kennst! Siehst du das große Dunkel dazwischen? Es dehnt sich von der Erde zum Abendstern und weiter bis in die Unendlichkeit, die dein Verstand nicht begreift. Ahnst du das quellende Leben allüberall? Um dich, in dir, über dir? Es webt und wogt von Ewigkeit zu Ewigkeit, und dein Herz ist nicht groß genug, es zu fassen.

O laß dein Herz quellen und laß es überfluten und hinüberströmen über Raum und Zeit, daß es zusammenfließe mit dem Wesen aller Dinge, das kein Name nennt und kein Begriff ausdrückt. Daß es wandre von Stern zu Stern, von Welt zu Welt und weiter hinaus, wo unser Denken ermattend aufhört und unserer Träume Flügel erlahmen.

Und wenn es bis dahin gewandert und so weit und fern gekommen ist, dann laß es stillehalten.

Und dann frage:

Was ist das Gold, nach dem meine zitternden Hände haschen? Was sind die Güter, an die sich meine beschmutzte Seele gehängt hat? Was ist der Haß, mit dem ich einen armen Menschen verfolge? Was ist die Rache, mit der ich den verfolge, der nicht meiner Meinung ist? Was sind die Schätze, die ich zusammenraffe, um andere darben zu lassen? Was ist das alles, was ich winziges Menschlein Tag für Tag und Stunde für Stunde tue, um das Meer des Menschenjammers zu mehren? Was ist das alles in dieser Fülle und Größe der Unendlichkeit?

Und wenn du als Antwort ein stilles, sanftes Säuseln vernimmst, daß sich deine Hände öffnen zum Geben und dein Herz warm wird zum Vergeben, so erkenne, daß dieses Säuseln Gott ist.

Denn Gott ist die Liebe.



Seele, horch!

Von

Karl Schmidt

Seele, horch! die Nacht ist still,
Hör, was Gott dir sagen will.
In des Tages rascher Flucht
Hat er dich umsonst gesucht.
Du, von eitlem Wahn betört,
Hast sein Rufen überhört.
Halte an! die Nacht ist still,
Hör, was Gott dir sagen will.





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel

Blutstropfen

„Den hätten wir gefangen, Abdy!“ rief Frau von Mably, als sie am vorausbestimmten Nachmittag durch die Pappelallee des Schloßgartens davonfuhren.

Der Sommer lag in schwerem, lastendem Blau an den Bergen. Die blühende Ebene an den Rebenhügeln strotzte von erdfester Kraft und Fruchtbarkeit.

„Sind Sie uns auch recht dankbar, Herr Hartmann, daß wir Sie nach unserm Trianon und Sanssouci entführen?“

Mutter und Tochter saßen im Wagen dem Hauslehrer gegenüber. Adelaïde schmiegte ihr madonnenfeines, aber etwas gemächlich-lässiges Backfischgesichtchen mit den verschleierten grauen Augen und den tizianblonden Locken an den Busen der Mutter, die in ihrer ganzen feinen, elastischen, jungreifen Frauenkraft den jungen Mann anstrahlte. Hartmann sah sich ohne Möglichkeit der Flucht zwei schönen weiblichen Gesichtern gegenüber. Der Wagen war mit einem kleinen Zeltdach überdeckt; Viktor mußte nach rechts und links mit den Blicken ausbiegen und die Landschaft aufsuchen, wenn er sich nicht in vier Augen verstricken sollte. Der etwas lang aufgeschossene Jüngling saß gebückt; und so kam sein Kopf naturgemäß den Mitfahrenden noch näher.

Frau von Mably strotzte von Angriffslust.

„Hier kann er uns nicht durchbrennen, Abdy. Nun wollen wir ihn einmal tüchtig necken — necken bis aufs Blut!“

„Aber hör mal, meine kleine Mammy“, sagte Abdy mit einem scherzhaft verweisenden Ton. „Bist wohl wieder einmal ein wenig übermütig? Ich habe dich wohl schon lange nicht mehr erzogen?“

Mutter und Tochter standen in einem von Frau Elinor selber großgezogenen Neckverhältnis. Die manchmal ein wenig schlaffe und ungelenke Abdy konnte äußerst reizend und lebhaft werden, wenn ihre genialere Mutter etwas von der eigenen Elektrizität auf sie übersprühte. Die beiden hingen zärtlich aneinander. „Wie zwei jungi Kätzle", pflegte der elsässische Kutscher Hans aus Uhrweiler im Unterland zu sagen, ohne daß er aber ein anerkennendes Schmunzeln unterdrücken konnte. Denn die Dienstboten hatten es gut bei der lebenslustigen Dame, sofern sie nicht gerade ihre Gewitterlaune hatte, wo es dann freilich rechts und links auf gut und böse einschlug.

„Wir erziehen uns nämlich gegenseitig, Abdy und ich", erklärte Frau von Mably ihres Töchterchens Bemerkung. „Wenn ich einmal meine Regenstimmung habe und den ganzen Tag weine —"

„Kommt das vor?" fragte Hartmann mit ungläubigem Lächeln.

„O ja, das kommt vor", bestätigte sie ernsthaft. „Dann tröstet und streichelt mich dies längliche Gestell. Und wenn ich zu ausgelassen bin, warnt sie mich mit einem vielsagenden ‚Aber Mammy?!'. Macht sie aber ihrerseits Dummheiten —"

„Kommt das vor, Fräulein Abdy?" fragte Hartmann abermals mit noch ungläubigerem Lächeln.

Abdy verbarg etwas kokett-verschämt das Gesicht an ihrer Mutter weißem Busentuch, so daß nur die geringelten Locken zu sehen waren. Dann wandte sie sich wieder ein wenig empor und schaute mit ihren großen grauen Augen stumm den Hauslehrer an. Sie war gewohnt, daß man sie nicht beachte. Und so pflegte das schmale Geschöpfchen mit der rosarot überhauchten marmornen Gesichtsfarbe seinen eigenen Gedanken nachzuträumen, soweit diese Gedanken nicht im Taktschlag der Mutter gingen.

„Ob das vorkommt?" fuhr die Marquise fort. „Das will ich meinen! Dies Mädchen ist zwar meine Tochter, aber sie hat keine einzige meiner Tugenden. Dafür hat sie sämtliche Untugenden eines aus Deutschland oder Österreich stammenden Urgroßvaters geerbt. Sie ist schwerfällig, faul, genäschig — ja, man kann geradezu sagen —"

„Willst du wohl, Mammy?!"

Abdy schoß empor und hielt ihrer Mutter den Mund zu. Hartmann lachte laut auf. Die Marquise aber fuhr unter Abdys langer Hand undeutlich zu sprechen fort, bis ihr das Mädchen mit Küssen den Mund verschloß.

„Schmeichlerin, du willst die Wahrheit hinwegküssen? Oh, das hilft dir nichts. Wahrhaftig, Herr Hartmann, das Mädchen schlingt manchmal mit einem Wolfshunger Küche und Keller leer, ja, ja, so ätherisch sie auch aussieht! Nachher legt sie sich in die Hängematte und schläft wie ein gefüllter Tiger, der zwei bis vier Hindus verspeist hat. Will ich sie aber zu einem Spaziergang ermuntern, so rekelt sie sich lang aus wie eine Spinne: ‚Ach, ich bin so müde!' Indessen, ich muß gerecht sein, sie hat auch einige Tugenden. Wenn ich mir z. B. Bonbons und Backwerk zurückgelegt habe, so nascht sie mir's weg, damit sich Mammy den Magen nicht verderbe."

Hartmann lachte diesem Sprudelquell von Worten gegenüber, er lachte,

selbst auf die Gefahr hin, geschmacklos zu werden und seine Muskeln zu verzerren. Jetzt aber schien Adelaïde aus ihrer trägen Ruhe aufgestöbert und setzte sich ernsthaft zur Wehr.

„Mammy, wenn du dich nicht sofort ruhig verhältst, so plaudr' ich nun auch von dir aus!"

Frau von Mably schloß sie in die Arme und küßte sie stürmisch.

„O mein kleines, liebes, zuckriges Schäfchen du, ich liebe dich ja so närrisch, du meine einzige Freude auf der Welt! Meine süße kleine Addy, wie oft haben wir zwei uns schon in den Schlaf geweint! Arm in Arm, nicht wahr, mein Engel!"

Der merkwürdigen Frau standen plötzlich Tränen in den Augen. Addy sah es und küßte ihr säuberlich und zärtlich beide Augen. Dann legte sich das Kind wieder still an der Mutter Herz, den Arm um ihren Hals schlingend. Frau Elinor aber schaute mit verändertem Ausdruck in die Landschaft hinaus und schwieg.

Hartmann bemerkte die Veränderung erstaunt und war taktvoll genug, das Gespräch auf die Landschaft abzulenken. Er sprach von den alten Bergschlössern des Wasgenwaldes. Überall auf diesen ansehnlichen Waldbergen zeichneten sich ihre Türme und Fensterhöhlen in den blauen Duft, umbüscht von weitläufigen, sagenreichen Waldungen.

„Die Alten besaßen unstreitig Geschmack, als sie sich auf Bergen am Rande der Ebene anbauten, um recht viel von diesem schönen Garten zu erschauen. Es ist freilich zu vermuten, daß sie dabei noch ein paar andre Gründe gehabt haben. Aber etwas wie Poesie ergab sich immerhin von selber. Wie reizend mittelalterlich ist jenes Städtchen Reichenweier! Und Kaysersberg, Türkheim, Zellenberg, Hunaweier, Kienzheim, Rufach, Rappoltsweiler — wieviel alte Geschichte birgt sich in all diesen Stadtnestern am Vogesenrand! Blicken Sie nur einmal hier hinaus, wieviel Burgruinen man von hier aus gleichzeitig sieht! Dort die Hohkönigsburg, breit wie eine Stadt auf dem Berge, darunter kauert in irgendeiner Nische Kienzheim, hier die drei Schlösser der Herren von Rappoltstein: ganz oben der Turm im Walde ist Hoh-Rappoltstein, dort das gestaffelte, gebäudereiche Schloß mit den schönen romanischen Pallasfenstern ist die Ulrichsburg, und daneben das steile Giersberg. Im nächsten Seitental heben sich Ortenburg und Ramstein vom Himmel ab, und weiter hinten im Weilertal die hohe und einsame Frankenburg. Südwärts die Hohlandsburg; weiter im Norden würden wir in der Gegend von Barr die alten Bergschlösser Andlau, Spesburg und Landsberg finden; vom Odilienkloster aus könnten wir den umwaldeten Turm von Girbaden sehen und um die uralte Heidenmauer her Klageneck, Birkenfels, Hagelschloß und gleich davor, am Fuße des Elsbergs, die beiden Ottrotter Schlösser. Und so ist's im schönen Elsaß aller Enden!"

„So seh' ich Sie gern, Herr Hartmann!" unterbrach plötzlich Frau Elinor. Sie hatte ihn emsig betrachtet, aber kaum zugehört. „Nämlich: wenn Sie ins Erzählen kommen und ein wenig warm werden, so belebt sich Ihr Gesicht, und es ist dann ordentlich ein Leuchten darin, und entzückende Fältchen spielen um Ihren Mund herum, daß man den kleinen Pedanten gar nicht mehr erkennt. Nicht wahr, Addy?"

Hartmann geriet durch diese körperhafte Bemerkung völlig aus der Fassung. Er hatte sich über seine Heimat und deren Schlösser ausgebreitet und sah nun plötzlich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörerinnen auf seine Person versammelt, nicht auf seine Worte. Das ärgerte den Lehrer, das war ihm lästig. Er schwieg verlegen und etwas verdrossen.

„Hab' ich Sie mit meinen Worten geärgert?" fragte die scharfsichtige Frau und streckte ihm sofort die Hand hin.

„Durchaus nicht, Madame", beeilte er sich mit verbindlichem, aber verlegenem Lächeln zu versichern. „Ich war nur einen Augenblick überrascht, daß es mir nicht gelungen ist, Sie bei den Schönheiten unserer Landschaft festzuhalten."

Sie hielt seine Hand fest. „Ein schlechter Anfang, nicht wahr! Aber das ist ja das Liebenswürdige an Ihnen, Sie drolliger Herr Schwärmer, daß Sie in solchen Augenblicken alles um sich her vergessen. Addy, halt einmal eine andre Hand fest! Er wird nicht eher losgelassen, bis er feierlich verspricht, uns nie eine Neckerei übel zu nehmen. Nun, mein gelehrter Herr, werden Sie das gütigst versprechen?"

Das Mädchen ging sofort auf den Scherz der Mutter ein und hielt mit beiden Händen Hartmanns Linke fest. Der Bedrängte mußte wohl oder übel seine Tonart auf den Scherzton seiner mutwilligen Begleiterinnen einstellen und bedingungslos auf ihre Manier eingehen. Er versuchte gleichfalls ein Schelmengesicht zu machen. „Und wenn ich nun nicht verspreche?""

„Allerliebst! Addy, was für ein allerliebstes Spitzbubengesicht hat dieser korrekte Herr Lehrer auf Lager! Aha, mein Lieber, nun sind Sie durchschaut! Addy, gesteh einmal ehrlich: hättest du diesem Herrn Hartmann ein solches Gaunerlächeln zugetraut?"

„Nein wirklich, Herr Hartmann, Sie sind ein Schlauer!" unterstützte Addy lachend und hielt mit ihren warmen länglichen Händen seine Hand noch fester. Es schien, als ob ihr dieser scherzhafte Angriff ebenso angenehm wäre wie der Mutter.

„Sie wollen also nicht versprechen, Herr Gefangener?" fuhr die übermütige Pariserin fort. „Nun, so setzen wir Sie in eins der Verliese da oben auf einer Ihrer langweiligen, verschimmelten Burgen. Addy, zum Angriff!"

Und im Nu schwang sich die kleine Marquise auf den Vordersitz neben den Verblüfften, Addy auf die andere Seite — und er fühlte die warme, weiche Hand der übermütigen Frau an seiner Halskrause, während sich Addys fix nachahmende Hand an seinen Nacken legte. „Wollen Sie versprechen?" rief die Mutter mit gut geheucheltem Grimm. „Wollen Sie versprechen?" tönte das Echo des lachenden Töchterchens.

„Zu Hilfe!" rief der Gefangene, auf den sehr kecken Scherz eingehend. „Räuber! Mörder! Ich verspreche alles und noch mehr."

„Bedingungslos?"

„Bedingungslos!"

„Gut! Addy, laß los! Er nimmt also fortan keine Neckerei mehr übel."

Und sie saßen ihm wieder gegenüber.

„Ausgelacht!“ rief die Marquise und schabte ihm ein Fingerchen. „Ausgelacht!“ kam Abbys Widerhall. „Ausgelacht!“ rief aber auch Hartmann, „es war ein erzwungenes Versprechen, und diese braucht man nicht zu halten!“

„Das sind ja schöne Grundsätze!“

Frau von Mably markierte die Entsetzte und sah ratlos ihre Tochter an, die gleichfalls ein überraschtes Gesicht zu ziehen versuchte und ihrerseits die Mutter anschaute. „Abby, da sind wir nun geprellt worden. Was fangen wir denn jetzt mit ihm an?“

Abby zog in scheinbarem Nachdenken die Stirne kraus, dann, als wär' ihr ein rettender Gedanke gekommen, sagte sie plötzlich:

„Weißt du was? Lassen wir ihn eben laufen!“

„Gut, lassen wir ihn laufen! Danken Sie Ihrem Schöpfer, Viktor Hartmann, daß wir zwei liebenswürdige Geschöpfe Gnade für Recht ergehen lassen. Sonst wären Sie jetzt nicht mehr lebendig, sondern lägen hier irgendwo erdrosselt in den Reben!“

„Welch ein angenehmer Tod!“ lachte Hartmann, dem der lustige Angriff ordentlich das Blut in Umlauf gebracht hatte, und der anfing, dieser Art von Unterhaltung Geschmack abzugewinnen.

In diesem Augenblick vernahm man von hinten her die jubelnde Stimme des kleinen Fritz von Birkheim. Und gleich darauf sprengte der Junge auf Sigismunds Pony zu allgemeiner Überraschung aus einem Seitenweg hervor.

„Triumph! Da hab' ich euch eingeholt!“ rief der Knirps und schwang sein Barett. „Fanny sagte, ich würd' euch nicht einholen! Da seht ihr's nun! Abby, willst du Pony reiten?“

„Aber, Fritz, dich können wir heute nicht brauchen“, wies ihn der Hofmeister zurecht. „Und eure Tanzstunde?“

„Herr Favre ist krank, die Lektion fällt aus, da bin ich euch nachgeritten.“

„Mammy, darf ich?“

Abbys Augen leuchteten vor Eifer; sie wurde ganz lebendig und wollte sofort vom langsam durch die Weinberge hügelan fahrenden Gefährt abspringen. Frau von Mably rief dem Kutscher zu und ließ halten.

„Aber, Fritz, wenn sie dich zu Hause vermissen?“

„Fanny weiß es. Komm, Abby! Ich reite bald wieder zurück und fürchte mich nicht.“

Schon war der Kleine abgesprungen und half der bedeutend längeren Spielkameradin aufs Pferd.

„Weißt du, Jean,“ rief die Marquise dem Kutscher zu, „wir machen das einfach so: Herr Hartmann und ich gehen den Weinberg hinauf und treffen dich wieder oben auf der Höhe. Die Kinder können mit dir auf der Straße bleiben; behalt sie im Auge! Und wartet oben, falls ihr vor uns dort seid!“

Die behende Frau sprang vom Wagen. „Ah, wie das wohl tut, einmal wieder die Füße zu gebrauchen! Also voran, Kinder! Herr Hartmann und ich gehen den Fußweg. Daß mir meine Kleine nicht auf die Nase fällt! Fritz, paß auf deine Dame auf!“

Hartmann hatte das Spitzentuch der Marquise über den Arm genommen und schritt neben ihr her in den Hohlweg.

Es wuchsen dort üppige Hecken, es standen am hohen Rain lange Gräser, und dahinter dehnten sich die endlosen Reben. Nach dem lauten, übermütigen Schwatzen und Lachen und dem Geräusch des Wagens war es in dieser umwachsenen Enge wunderbar still. Sie gingen schweigend nebeneinander her, Hartmann in einem nervösen inneren Beben. Er ahnte dunkel das Bevorstehende. Und er fühlte, daß er nicht die Führung in Händen hatte.

Plötzlich blieb sie stehen und schaute ihm voll ins Gesicht.

„Sind Sie mir böse?"

„Weshalb sollt' ich Ihnen böse sein?"

„Bin ich zu übermütig?"

„Haben Sie mir nicht in Ihrem Briefe zur Bedingung gemacht, daß Sie sich ganz so geben dürfen, wie Sie sind? Ich muß vielmehr meinerseits um Entschuldigung bitten, falls ich einmal, auf Ihre Scherze eingehend, den erforderlichen Respekt verletzt haben sollte —"

„Und so weiter! Ach Sie Guter, Sie allzu Ängstlicher, Sie kleiner Hasenfuß, das können Sie ja gar nicht! Ich möchte wohl wissen, wie es Herr Viktor Hartmann anfängt, wenn er einmal verliebt ist und sich seiner Angebeteten erklären soll. Gewiß muß er sich aus einigen Flaschen den nötigen Mut antrinken. Haben Sie überhaupt jemals gewagt, ein Mädchen zu lieben oder gar zu küssen? O köstlich, er wird rot, er wird wahrhaftig rot! Und ich garstiges Geschöpf necke den Ärmsten schon wieder! Nun, das kann ja ein heitrer Unterricht werden! Im Ernst, mein Lieber, seien Sie mir wieder gut, ich will nun ganz ernsthaft sein. Und pflücken Sie mir zum Zeichen unsrer Versöhnung die Rose dort, die so vereinzelt in den Hecken hängt und sich gewiß nach einem warmen Menschenherzen sehnt!"

Viktor arbeitete sich gewillig an der Böschung empor; sie hatte ihm das Tuch abgenommen, stand und wartete. Er brach die Blume geschickt aus den Dornen heraus, wollte wieder zurückspringen, rutschte aus und griff mit ganzer Hand in den wilden Rosenstrauch, was ihm einen unwillkürlichen Schmerzenslaut entpreßte. Wohl sprang er noch auf beide Füße; aber schon besah er auch die Hand: Dornen saßen in den Fingern, und Blut quoll heraus.

„Ach, Sie Armer, was machen Sie denn?! Da hab' ich Sie nun zu einer schönen Dummheit verführt! Und gerade noch die Schreibhand! Schnell die Dornen heraus!"

Die Marquise packte die wunde Hand, zog sie nahe heran, so daß er ihren Atem spürte und ihr pochend Herz vernahm, und zupfte mit feinen, spitzen Fingern sorgfältig die kleinen Dornen heraus. „Wie es blutet! Ach, zu all den bösen Neckereien des Tages auch noch Wunden!" Sie zog ihr Batisttuch aus dem Busen empor und tupfte, trotz seines leisen Einspruchs, das Blut hinweg. „Diese liebe, fleißige Hand!" Und plötzlich tat sie, was sie wohl bei Addy gewohnt war: bebend fühlte er, der in einer Art Betäubung vor ihr stand und willenlos mit seiner Hand verfahren ließ, ihren Mund an seinen Fingern; sie saugte ihm die Wunde aus. Aber hatte sie sich zuviel zugemutet? Im nächsten Augenblick erblaßte sie, schwankte ein wenig, taumelte — und hätte Hartmann sie nicht festgehalten, sie wäre viel-

leicht hingefallen. Leicht gebogen, wie eine Rosenranke, hing die kleine, geschmeidige Gestalt über seinen Arm, die Augen geschlossen, das runde rote Mündchen halb geöffnet. Hals und Brust leuchteten weiß empor, sie schien erblaßt, das Tuch fiel zu Boden. „Lieber Freund," lächelte sie matt und schlug die Augen flüchtig auf, um in sein verwirrtes Gesicht zu schauen, „haben Sie Nachsicht mit mir schwachem Geschöpf. Ich kann kein Blut sehen." Aber sie veränderte ihre Haltung nur wenig, lehnte den Kopf inniger an ihn, und ein emporschmachtender Ausdruck mit einem tiefen Seufzer überglühte nun das ausdrucksvolle, sprechende, eben noch so blasse Gesichtchen, das jetzt von einer mädchenhaften Süße schien. Hartmann verstand, was dies alles wortlos zu ihm sagte; es zog ihn tief und tiefer; und als sein Gesicht dem ihrigen nahe war, riß sie in plötzlich ausbrechender Leidenschaft seinen Kopf herunter und küßte ihn zuerst mehrmals auf den Mund. Dann schlang sie beide Arme um seinen Hals und legte bebend den Kopf an die Brust des nicht minder bebenden Jünglings.

Aber wiederum sprang sie zuerst von ihm hinweg, warf hastig einen Blick nach beiden Seiten des Hohlwegs, ergriff seine Hand und küßte die Finger abermals, nicht achtend anf seinen abwehrenden Laut. Und ihr duftendes Taschentuch um die zwei verwundeten Finger wickelnd, flüsterte sie: „Behalten Sie's, als Andenken an diese Stunde!" Mit zärtlich berauschten Blicken sah sie wieder zu ihm empor, riß sich aber los, warf ihr Halstuch um und schritt energisch weiter. „Wir müssen gehen." Doch streichelte sie von Zeit zu Zeit leise liebkosend die verbundene Hand des schweigend zu ihrer Linken wandernden Begleiters. Und plötzlich blieb sie stehen und schaute ihm wieder mit verzückten Augen ins Gesicht. Gleichgestimmte Blicke flogen ineinander. Sie fielen sich wortlos in die Arme und küßten sich.

Dann ließ sie sich von ihm das Halstuch wieder zurechtlegen und schritt sittsam neben ihm her, manchmal nur von der Seite her sein Auge suchend. Und unmittelbar vor dem Ausgang, als sie schon die Kinder und den Kutscher hörten, packte sie ihn am Arm und zischte mit wogendem Busen ihre stürmische Erregung zu ihm empor: „Ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich!"

So kamen sie zu den Kindern. Und nun war die elastische kleine Marquise mit einem Schlage wiederum verwandelt. Sie war die Unbefangenheit selber; sie erzählte mit einem Schwall von ausmalenden Worten den kleinen Unfall; sie war voll von einem meisterhaft gespielten Mitleid und steckte alle Welt mit gleichem Mitleid an. Und so drehte sich fortan das Gespräch um die verwundete Hand des Herrn Hartmann, der in der Tat recht verwirrt war und seine Gleichgewichtslage noch nicht wieder gefunden hatte.

„Ich möchte Sie fast bitten, mich für heute zu beurlauben", sagte der Jüngling endlich.

„Gewiß, Sie Ärmster", erwiderte Frau Elinor. „An Unterricht soll heute nicht gedacht werden. Aber mit uns hinüber müssen Sie auf alle Fälle; wir werden Ihnen einen ordentlichen Verband anlegen. Die Pferde ruhen ein wenig aus, wir legen uns den Unterrichtsstoff für das nächste Mal zurecht, und dann können Sie zurückkehren, sobald Sie Lust haben."

„Fritz kann ja wohl mitkommen?" fragte der Hauslehrer. Er hatte das Bedürfnis, den Jungen um sich zu haben.

„Fritz kommt mit, ja wohl, damit Ihnen bei uns nichts geschieht", versetzte Frau von Mably. Und etwas vom alten Spott zuckte aus ihrer Stimme und den blitzenden Augen. „Allez, Kutscher, voran!"

Addy stand magnetisch mit dem Gefühlsleben der Mutter in Verbindung. Lebhafte Schwingungen der letzteren sprangen auf das Kind über. Auch in diesem Falle spürte Addy die Erregung, die sich der beiden Liebenden bemächtigt hatte. Sie schob die Ursache auf die Verwundung, die sie für bedeutend gefährlicher hielt, als sie in Wirklichkeit war. Und so wurde das gefühlvolle Mädchen in denselben Strom hineingezogen, der auch die Mutter durchrann; aber in ihr verwandelte sich, was bei der Mutter Leidenschaft und Liebe war, in ein kindliches Mitgefühl.

Sie fuhren durch das Gartentor an der langen weißen Villa vor. Hartmann war erst einmal und flüchtig mit seinen Zöglingen hier gewesen; der Verkehr der Frau von Mably mit den Birkheims war kein allzu inniger; über Vestibül und Empfangszimmer war man nicht hinausgekommen. Jetzt führte ihn die Herrin des Hauses in die inneren Räume, die mit ihren tausenderlei Nippsachen, Gemälden, Vasen, Medaillonbildern einem kleinen Museum glichen. Jahrhundertelange Tradition hatte hier gesammelt. Von den Wänden grüßte eine ganze Ahnengalerie.

„Ich habe mir aus unserem Pariser Hotel nur wenig mitgenommen," bemerkte die Herrin gleichwohl gelassen und obenhin, „nur das, was mein Herz liebt."

„Das ist erstaunlich viel", dachte Hartmann, der auch hier wieder Zeit brauchte, um sich zurechtzufinden.

Während sich Frau Elinor umkleidete und Fritz in Stall und Wirtschaftsräumen umherstrich, saß die gute Addy traulich bei dem Verwundeten. Sie hatte Schwamm und ein Waschbecken mit warmem Wasser gebracht und behandelte nun Hartmanns Finger. Der junge Mann war erstaunt, so viel schmeichelnde Zartheit in diesem Kinde zu entdecken. Sie plauderte mit den Fingern, als wären es lebendige Wesen; dabei erhob sie manchmal mit schalkhaftem Lächeln die grauen Augen von der Seite her und äugte zu ihm empor, ob er wohl dazu lächle.

Er blieb ernsthaft und ließ sie gewähren. Und wie er so saß und auf ihr länglich Köpfchen schaute, auf die sanfte Wölbung der Stirn, auf die mild geschwungenen Augenbrauen und die gerade Nase, da war es ihm, als wäre eine Raffaelsche Madonna gütevoll zu ihm getreten, besonders wie sie auf dem Verlobungsbilde gestaltet ist. Es war ein wohliger Ausruhezustand nach den Leidenschaften der Mutter; er überließ sich gern den Berührungen ihrer schlanken Finger.

Plötzlich schoß ihm die Erinnerung an jenen nächtlichen Spuk in den Kopf: Leo Hitzinger! Und sofort auch die Erkenntnis: Dies Mädchen ist es, Addy ist es, die jener Abbé gemeint hat!

Er hatte diese Einzelheit vergessen gehabt. Jetzt schoben sich ihm jene Bilder wieder ein; er sah den mächtigen Löwenkopf des Priesters mit seinen großen Augen diesem Kinde nachschauen, er sah ihn am Straßenrande sitzen und über seine unreinen Sinne weinen. Addy war es, diese Addy, deren seelenvolles Gesichtchen so madonnenhaft auf jenen Verirrten einwirkte!

Hartmann betrachtete das Kind mit neuen Augen. Er forschte mit Vorsicht, ob Addy und ihre Mutter mit Priestern der Umgegend bekannt wären.

„Mit dem Rektor Pougnet in Rappoltsweiler“, versetzte Addy unbefangen. „Wir gehen dort manchmal zur Beichte und Kommunion.“

Das war ja wieder etwas Neues. Diese lustige Frau Marquise geht zur Beichte?! Diese Verehrerin Voltaires spöttelt öffentlich — und kniet heimlich am Beichtstuhl?!

Der Protestant sah sich vor Rätsel und Widersprüche gestellt. Er fand sich in eine fremdartige Welt versetzt und ahnte künftige Verwicklungen. Schlag auf Schlag enthüllten sich seinem inneren Blick die Widerstände. Ihr Gatte — warum hörte man so wenig von dem Marquis? Denn diese Frau hat ja einen Gatten! Diese Frau ist gebunden, sie ist von hohem Stand, sie ist eine ganz anders geartete katholische Südfranzösin — Abgründe zwischen ihm und ihr! Und in traumwandelndem Zustande war er in diese Abgründe hineingesprungen, mitten hinein, dort im Hohlweg an der Rosenhecke, und sah sich nun verstrickt mit allen Sinnen!

Die kleine lebhafte Frau, umflossen von einem weit wallenden, rotseidenen, spitzenbesetzten Hauskleide, trat in ihrer ganzen sieghaften Anmut wieder ein. Alles Trennende — Konfession, Stand, Ehe — verschwand; und ihn erfüllte bei ihrem Anblick ein süßes Verlangen.

Addy wurde gelobt, auf die Wange geküßt und entlassen.

„Wenn meine Kleine etwas verbindet, so heilt es tadellos. Brav, mein Herz! Komm, kriegst einen Kuß — halt, gleich zwei, einer ist von Herrn Hartmann als Dank für treue Pflege. Nun adieu! Geh zu Fritz! Wenn wir euch brauchen, ruf' ich.“

Addy wischte sich lachend und errötend ob des Kusses „von Herrn Hartmann“ über beide Wangen und verschwand mit dem Waschbecken.

Die Marquise zog die Gardinen zu, nahm mit Unbefangenheit Hartmanns Arm und führte ihn vor die einzelnen Wandgemälde.

„Ich will Sie meinen Verwandten und guten Freunden vorstellen“, sagte sie. „Hier finden Sie nur solche, denen ich gut bin. Die andren sind in Paris und mögen dort bleiben.“

Ihr Gatte war nicht darunter. Sie nannte die langwierigsten Namen und Titel von Geschwistern, Eltern, Großeltern und andren stattlichen Perücken und Coiffuren. Es waren zum Teil sehr alte, prachtvoll und prunkhaft in Öl gemalte Bildnisse mit unübersehbaren Geschichten und Ehrungen, die sie kurz und geistvoll erwähnte. Wollte die hochgeborene Grafentochter aus der Provence dem einfachen Lehrer gegenüber wieder den Abstand herstellen? Wollte die provenzalische Schloßherrin ihren Wert erhöhen, indem sie ihren uralten Adel vor ihm vorüberwandern ließ? Kaum. Denn mit einem Ruck blieb sie stehen, umschlang ihn mit beiden Armen, so daß sie ihn mit ihren weichen, vollen Formen, nur wenig vom ungepanzerten Kleide bedeckt, innig umrankte, und flüsterte heiß zu ihm empor: „Dich aber allein liebe ich, mein Freund! Tausend Beweise meiner Liebe will ich dir geben! Ich habe nie empfunden, glaub mir, was Liebe ist — jetzt aber weiß ich es, o mein Geliebter, glaub mir, ich bin dein, ich bin dein!“

Er setzte sich auf den Diwan, sie schwang sich gewandt und geübt auf seine Knie und legte ihr Gesicht an das seine, mit einem trunkenen, weltvergessenen Ausdruck. Er wurde von demselben Rausch wie dort im Weinbergweg ergriffen und suchte nun zuerst ihren Mund.

„Mein Freund, mein Geliebter, mein Gatte!" flüsterte sie mit ihrem tuschelnd leichten Französisch, das auf ihren küssenden Lippen zu sitzen schien. „Weißt du auch, daß ich ein Andenken an jenen Spaziergang im Weinberg behalten habe? Auf mein Busentuch fiel ein Blutstropfen von deiner Hand. Und ein zweiter" — mit leiser Stimme sprach sie gleichsam in seine Lippen — „fiel zwischen dem Tuch tiefer hinab — auf die Brust. Such ihn, Süßer, küß mir ihn fort, sonst bringt er Unglück!"

Sie riß die Bänder am Halse auf. Der Berauschte fand auf weißem Grund den roten Fleck und küßte besinnungslos in das duftige Gewölk. Als die Stimmen der Kinder laut wurden, sprang sie von seinen Knien herunter und band Brust und Hals mit fiebernd raschen Händen wieder zu. Aber als sich jene wieder entfernten, saß sie auch wieder auf seinen Knien.

„Geh fort für heute, Geliebter! Du raubst mir die Besinnung! Ich hab' dich über alle Vernunft lieb, lieb, lieb!"

Die flammende Südländerin bedeckte sein ganzes Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen.

„Geh fort für heute, wir verraten uns!"

Und die Liebende besaß Geistesgegenwart genug, mit einem graziösen Kuß seine Frisur zu ordnen, flink einen Blick in den Spiegel zu werfen, dann „Werthers Leiden" aufs Geratewohl aufzuschlagen und auf den Tisch zu legen, als hätte man darin gelesen. Nun erst rief sie durchs Fenster den Kindern zu, sie möchten den Kutscher anspannen heißen und hernach hereinkommen.

Als sie die Kinder heranspringen hörte, ersuchte sie den Hauslehrer, laut zu lesen, und heuchelte eine aufmerksam zuhörende Stellung. Der Erhitzte rollte mit lauter, bebender Stimme Werthers leidenschaftliche Melodien auf:

„Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: ‚Das ist', da alles vorübergeht? Da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach, in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an den Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt! Der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben; es zerrüttet e i n Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha, nicht die große, seltene Not der Welt, diese Fluten, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Der berauschte Liebhaber warf das Buch auf den Tisch. Er empfand diese Gedanken, die noch einem Faust und Tasso die Seele beängstigen, als haltlos und schwächlich.

„Ein Schwächling, dieser Werther! Dieser Werther vergißt, daß aber auch in jedem Augenblick die Natur Neues schafft! Es muß das Alte vernichtet werden, wenn Raum werden soll für neue Kraft. Stirbt der schläfrige Mensch in uns, so erwacht der elastische Mensch. Er soll sterben, jener schlaffe Mensch, fort mit ihm!"

Die Marquise, die dem Dienstmädchen Erfrischungen abnahm und an die Kinder verteilte, unterbrach sich in ihren Hantierungen und warf ihre funkelnden Blicke herüber.

„Ja, Herr Werther, was liegt daran, wenn einer über die freie Steppe sprengt und ein paar krabbelnde Käfer zertritt? Will das Geziefer ewig leben? Wer von uns Sterblichen lebt ewig? Die Liebe ist ewig — sonst nichts! Und wer Liebe erfahren, sei's nur ein Stündchen, der sterbe — denn er hat gelebt! — Kinder, allerliebste Naschkätzchn, trinkt, schleckt, schlürft! Das Leben ist kurz, aber süß!"

Der Kutscher knallte.

„Schon?" bedauerte Abdy. „Wie schade!"

„Auf baldiges Wiedersehen!" sagte die Frau des Hauses glutvoll, innig und vornehm, indes sich der Hofmeister mit tiefer Verbeugung über ihre Hand neigte.

Die kleine Frau winkte den Abfahrenden aus dem Fenster nach. Dann zog sie sich auf ihr Zimmer zurück und weinte ihre Erregung aus.

Fünftes Kapitel

Revolution

In jenen Tagen kam über die Vogesen herüber die Revolution und riß das Elsaß in die Lebenswirbel, die von Paris ausgingen.

Man erfuhr in Straßburg das Ereignis des Bastillensturms am Sonnabend den 18. Juli gegen Abend. Der neue Gasthof „zum roten Haus" am großen Paradeplatz wurde festlich beleuchtet. Volk aus allen Gassen und Gäßchen krabbelte hervor und sammelte sich dort; die Wagges und Straßenjungen bekamen ihre Karnevalstage; man schleppte Stroh und Holz zusammen und entzündete ein Freudenfeuer, das man umtanzte. Rasch durchflackerte die Nachricht die ganze Stadt und züngelte an allen Fenstern empor. „Lichter 'erüs!" hieß es überall. „Oder mr werfe d' Fenschter in!" Im Nu stand die nächtliche Stadt in Festbeleuchtung.

Ein erregter Sonntag folgte. In ganz Frankreich besprach man das Pariser Ereignis. Man teilte grüne Kokarden aus, wie sie der junge Camille Desmoulins im Garten des Palais Royal zuerst von den Bäumen gerupft hatte, jenes rosettenförmige Zeichen der Freiheit, das bald der dreifarbigen Kokarde Platz machte. Und mehr und mehr nahm der Gedanke drohende Gestalt an: was in Paris möglich war, warum soll's nicht auch in den Provinzen gelingen?

In der freien Stadt Straßburg befand sich freilich keine Bastille. Aber das Rathaus, die sogenannte Pfalz, schien vielen eine papierene Zwingburg der Straß-

burger Freiheit. Seit Monaten war im Lande wirtschaftliche Not; seit Monaten haderten die Zünfte, vor allem die Metzgerzunft, mit den „Herren Rät und Einundzwanzig“, dem mittelalterlich-schwerfälligen Apparat der Stadtverwaltung, besonders mit der Kammer der Fünfzehner. Die Bürgerschaft hatte Volksvertreter gewählt und Beschwerdehefte eingereicht; man verhandelte hin und her; es war des Wortemachens kein Ende. Als nun der Pariser Bastillensturm dazwischenfuhr, da fiel es wie ein Bann von den verwirrten Köpfen und ergrimmten Herzen. Alle diese bisherigen parlamentarischen Verhandlungen waren für den ungeschulten Mann des einfachen Volkes verwickelt Geschwätz, kaum zu verstehen und schwer zu lösen; aber jene Tat war bis zum geflickten Straßenbuben herunter verständlich und greifbar. Der Bastillensturm war zur Grammatik der Revolution das erste anschauliche Beispiel.

Baron Bernhard Friedrich von Türckheim, dessen Bruder als Vertreter Straßburgs unter den Pariser Abgeordneten war, kam mit zwei Straßburger Bekannten Namens Pasquay und Ehrmann durch Birkenweier. Es war noch ein Verwandter des Hauses, ein Herr von Glaubitz, und die befreundete Familie Golbéry anwesend. Auch der wohlbeleibte Bruder Birkheims, der in Rappoltsweiler wohnte, war auf seinem Cabriolet herübergefahren.

„Dieser sogenannte Bastillensturm,“ sprach der Aristokrat, „der aber kein Sturm war, denn die Schweizer blieben unbesiegt, hat nun einen neuen Faktor eingeführt, mit dem wir fortan werden rechnen müssen: den Pöbel. Hätte dort der Kommandant mit eiserner Energie Widerstand geleistet bis zum äußersten und den Pöbel dezimiert — oder hätte er, wie er beabsichtigte, die Lunte ins Pulverfaß geschleudert und die Festung samt den Eingedrungenen in die Luft gesprengt: — das Raubtier hätte wohl auf weitere Taten verzichtet, glauben Sie mir!“

Birkheim, der ehemalige Offizier, stimmte mit Nachdruck bei, obschon er den neuen Ideen mehr zugeneigt war als Türckheim. Pasquay und Ehrmann, Fortschrittsmänner beide, widersprachen.

„Der dritte Stand“, bemerkte Pasquay, „will sich mit dem zweiten und ersten verbinden zu einem neuen Ganzen. Die Stände streben also untereinander eine neue Verbindung an; das ist ein chemisches Experiment; und in einer chemischen Retorte pflegt es zu zischen.“

„Warten wir ab“, erwiderte Türckheim.

Und Lilis Gatte erzählte Einzelheiten von der Verwüstung des Straßburger Stadthauses.

„Wie es in solchen Fällen gemeiniglich zu gehen pflegt, so erlebten wir es auch hier: spürt der Unfug, daß man nicht gleich seinen ersten Äußerungen standhaft widersteht, so wird er frech und gewinnt die Oberhand. Denn Führung muß sein, so oder so. Erst warfen Gassenjungen mit Birnen oder Kartoffeln, die sie den Marktweibern auf dem Gärtnersmarkt entwendet hatten, die Fenster unserer Pfalz ein. Das war die Ouvertüre. Als dies weiter nicht gerügt wurde, organisierte man sich insgeheim zu einem regelrechten Pfalzsturm. Zwar bewilligte der Magistrat die Forderungen der Volksvertreter; aber da fing dann ein Wort seine Wirkung an, das man wohl noch oft in Frankreich hören wird: das Wörtchen ‚Ver-

rat'. Sie meinen's nicht ehrlich, hieß es; sie werden das Versprechen nachher zurücknehmen. So kam es denn von allen Seiten her, das Ungeheuer Volk oder Pöbel, das man nicht greifen noch erklären kann, das einem zwischen den Fingern zerläuft wie Wasser, wenn man's anfaßt; die Handwerker verließen ihre Buden; unglaubliche und nie geschaute Brigantengesichter kamen aus den Höhlen, Winkeln oder von auswärts; mit Leitern, Hämmern, Äxten, Brecheisen rückten sie an — und alle auf die Pfalz los, unser altes Stadthaus. Das Militär schlägt Alarm, die Stadttore werden geschlossen, Truppen rücken auf den Platz und umzingeln das Rathaus. Aber das Unbegreifliche geschieht: diese Truppen sehen zu, wie das Gebäude verwüstet wird! Das Ungeziefer klettert auf Leitern empor, bricht Tor und Türen und Schränke auf, zerfetzt Akten und wirft sie massenweise auf die Straße, raubt das Kassengeld und zerreißt das schöne Stadtbanner: Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben. Das ganze Haus ist wie mit Bienen oder Wanzen umklettert und durchkrabbelt. Sie steigen sogar auf das Dach und beginnen, die Ziegel abzuwerfen; sie steigen in den Keller, zerschlagen die Riesenfässer und lassen den Ratswein drei Schuh hoch in den Keller laufen. Hier betrank sich der vierte Stand. Weiber schleppen in Kübeln Wein weg, andere muß man in ihrer Trunkenheit davontragen, sonst wären sie in dem unterirdischen Rotwein-Weiher ertrunken. Es sind etwa dreizehnhundert Ohm vergeudet worden. Und die Truppen? Die standen dabei, Gewehr bei Fuß!"

„Und Klinglin, der die Truppen unter sich hat?"

„Der ritt herum und rief in seiner jovialen Weise den Straßburgern zu: ‚Kinderle, macht was ihr wollt! Nur nit brennen!' Er glaubte jedenfalls durch diese Zurückhaltung Schlimmeres zu verhüten."

„Schon sein Vater, der Prätor, hat die Stadt in Unehre gebracht und mußte verurteilt werden".

„Eben darum hat der Sohn nicht viel Ursache, dem Magistrat Kastanien aus dem Feuer zu holen."

Birkheim wetterte und fluchte. „Und der Stadtkommandant, diese Schlafmütze von Rochambeau?!"

„Wir haben ihm kräftig Vorstellungen gemacht", nahm Pasquay das Wort. „Ich war selbst bei einer Abordnung. Aber er wollte nicht auf die Bürger schießen lassen. ‚Bürger?' sag' ich. ‚Gesindel! Lassen Sie die Kolben benutzen, so läuft das Gesindel, was gehst, was hast, so schnell's die Beine tragen!' Der Prinz von Hessen-Darmstadt war gescheit genug, ein Detachement seines Regiments zu nehmen, ohne Befehl abzuwarten, und von der Schlossergasse her säubern zu lassen. Das ging wie geschmiert. Die Stürmer flogen nur so unter den Kolbenstößen hinaus. Da ließ denn auch Rochambeau trommeln: die von Royal-Elsaß rückten von der andren Seite an, Schritt für Schritt; auf dem Schwibbogen über der Schlossergasse treffen sich die beiden Regimenter — und die Pfalz war geleert, ohne daß es auch nur einen einzigen Toten gab."

„Warum hat man das nicht gleich getan?" rief Birkheim.

„Die alte Geschichte! Diese Unentschlossenheit wird der Stadt so einige 60 000 Livres kosten", sprach Ehrmann. „Aber das Gute hat sie wenigstens, daß

nun wir Bürger eine Schutzgarde, eine Nationalgarde formieren werden. Das wird Ordnung schaffen. Die freie Reichsstadt hat früher ihre Bürger in Waffen geübt, wir werden's in Zukunft wieder also halten."

„Ja, ja, unsre gute alte Reichsstadt Straßburg!" seufzte Türckheim. „Bis zum Pfalzsturm, bis zum 21. Juli 1789, war Straßburg trotz französischer Oberhoheit selbständig. Fortan wird Straßburg tun, was Paris tut. Der Pfalzsturm ist eine lächerliche Nachahmung des Bastillensturms."

„Und Dietrich?" fragte Birkheim plötzlich neugierig. „Was sagt denn Freund Dietrich zu dem allem?"

„Er hat sich redlich um Frieden zwischen Volk und Stadtrat bemüht", antwortete Pasquay.

„Er geht ja wohl ganz in Politik auf?"

„Ich glaube wohl", versetzte Türckheim zurückhaltend, nahm eine Prise und fuhr mit der Hand über Gesicht und Kinn. „Die Politik scheint doch wohl sein recht eigentlich Element zu sein. In unserem Freund Dietrich ist ein feiner, edler Ehrgeiz, eine umfassende Arbeitskraft, eine nimmermüde Fähigkeit der spannkräftigen Repräsentation. Straßburg braucht gerade jetzt einen solchen Mann. Er wird eine glänzende Karriere durchlaufen bis hoch hinauf."

Hier schwieg Baron von Türckheim bedächtig. Es waren Worte der Bewunderung, die er über den hochbegabten Freund äußerte. Aber es klang Sorge hindurch. Die Türckheims wohnten zu Straßburg an der Ecke der Brandgasse, in der Nähe des Zweibrücker Hofs. Die Rückseite des vornehmen Hauses ging mit einer Terrasse auf den Broglieplatz hinaus. Und ebendort am Broglie lag das Hotel des vornehmen und feingebildeten Barons Philipp Friedrich von Dietrich, der jetzt als königlicher Kommissar zwischen den streitenden Parteien der Stadt eine wichtige vermittelnde Stellung innehatte.

„Wenn er sich", fügte Türckheim nachdenklich hinzu, „bei grundsätzlicher Anerkennung der neuen fortschrittlichen Ideen in seiner parteilosen Stellung zu halten weiß — nun, so wird er gut fahren. Man muß abwarten, ob sein Naturell ihm das erlaubt."

* * *

Hartmann hatte diesem Gespräche beigewohnt. Er empfand die herbe, männliche Art, wie sich die Herren über die nervöse Zeitlage äußerten, als wohltätig. Aber die Tatsachen selbst empörten den Moralisten.

„Wie kann man nur diese Verwegenheiten des Pöbels dulden!" rief er aus. „Wenn das Tier mächtig wird, so müssen ja ideale Grundsätze zuschanden werden!"

„Wir müssen uns noch auf manchen Blutstropfen gefaßt machen", bemerkte Birkheim.

Das Wort Blutstropfen ließ den jungen Mann erröten. Seine persönlichsten Angelegenheiten standen plötzlich um ihn her und schauten ihn schweigend an. Er verabschiedete sich von der Gesellschaft und suchte sein Zimmer auf.

Dort schritt er eine Zeitlang ernst und düster, mit gekreuzten Armen, hin und her. Dann erwies ein neuer Brief, den er von der Marquise an diesem Nachmittag erhalten hatte, seine lockende Gewalt: er zog das Schreiben heraus und

küßte die zierliche Handschrift. Die Beziehungen, die durch das Wort „Blutstropfen" zwischen den Stürmen seiner Seele und den Stürmen der Revolution vorübergehend in seinen Gedanken aufgetaucht waren, verflüchtigten sich wieder. Da lag vor ihm in der Schublade sein Tagebuch mit den säuberlich geschmiedeten goldenen Gedanken. Er hatte es seit jenem Abend, an dem er das wohldurchdachte Lobwort auf die elsässischen Abendröten eingezeichnet hatte, nicht mehr angerührt. Wie beschaulich und charaktervoll klangen die damals geschriebenen Sätze! Und jetzt?

Und jetzt? ...

Diese Französin hatte einen Strich unter sein bisherig Leben gezogen. Dieses echte Weib hatte ihn aus dem gemächlichen und selbstgerechten Weisheitstrab heraus- und in ihren rascheren Lebensritt mitfortgerissen.

„Mein lieber Herr Hartmann! Da bin ich also wieder und erfülle die äußerst angenehme Vorschrift meines Herrn Lehrers, indem ich die angegebene Stelle aus den ‚Leiden des jungen Werthers' in die schönste Sprache der Welt übersetze. Also, hören Sie zu, ob ich es gut mache! Lotte an Werther: Geliebter, Heißgeliebter, Gedanke meines Herzens Tag und Nacht! Ich habe mir bei Dir ausbedungen, daß ich frei heraussagen darf, was ich empfinde. Wohlan, das tu' ich auch heute wieder, werde es immer und ewig tun, will und werde mich nicht einzwängen in konventionelle Lügen und Phrasen. Und so muß ich Dir denn sagen, mein Geliebter, daß ich krank bin vor Sehnsucht nach Deinem Mund, nach Deinen Armen, nach Deinem Duft, nach Deiner Stimme, o mein Geliebter! Ich konnte in jener Nacht nach jener unvergeßlichen Dornhecke keine Stunde schlafen, bin zehnmal ans Fenster gesprungen und hab' im Nachtkleid hinausgeschaut in der Richtung, in der Du fortgefahren, und hab' über die Ebene gelauscht und Deinen Namen auf meine eigenen Hände geküßt. O käm' er jetzt durch diesen weißen Mondschein gegangen! So dacht' ich tausendmal bei mir — und malte mir aus, mein Freund, Du schwängest Dich plötzlich dort auf die kleine Gartenmauer und beruhigtest den Hund durch ein Stück Brot, und riefest leise zu meinem Fenster herauf. Mein Gott, ich erschrak und trat schnell hinter die Gardine zurück, um nicht im Négligé gesehen zu werden. Dann ging ich ins Wohnzimmer und setzte mich an die Stelle, wo Du gesessen, und malte mir noch einmal alles aus, Wort für Wort und Kuß für Kuß — und besichtigte auf meiner Brust den kleinen Blutfleck, von dem noch ein Restchen vorhanden ist — und legte mich wieder zu Bett und habe mich vielleicht in den Schlaf geweint, vielleicht, ich weiß es nicht, ist ja auch nicht nötig, daß ich Dir das alles hübsch deutlich sage, mein ohne Zweifel bereits hochmütiger Herr Werther, sonst wähnst Du am Ende, Du könntest diese verschwärmte Lotte beherrschen?! Glauben Sie das nicht, mein Herr, ich lasse mich nicht beherrschen! Ich kleine, dumme, gutmütige Person bin oft genug im Leben von Manneslaune beherrscht, getäuscht, getreten, mißhandelt worden, bis ich die Krallen zeigte! Ich habe Krallen — und ich kann mich wehren. Überhaupt: nimm nicht alles zu ernst, was ich Dir Hübsches gesagt habe, es ist tolle Neckerei dabei. Deine deutsche Schwerfälligkeit, Dein einfältig gutes Gesicht, das immer so verblüfft zu fragen scheint, wenn etwas Ungewohntes an Dich herantritt — das amüsiert mich. Ich kann es nicht oft genug sehen, das liebe, ratlose Gesicht, und so such' ich Dich zu verblüffen, bald durch när-

rische Zärtlichkeit, bald durch Neckerei, und so bist Du in beiden und allen Fällen der Gefoppte und kommst aus Deinem entzückenden Verwunderungsgesicht gar nicht mehr heraus. O mein Süßer, wenn ich Dich doch hier hätte! Ich rede ja töricht, denn ich liebe Dich rasend, und da reden die gescheitesten Frauen töricht, geschweige denn ich unbedeutende Person. O mein Lieber soll ich Dich denn wirklich erst in acht Tagen wiedersehen? Wirst Du nicht in der Zwischenzeit wieder in Pedanterie und Moralismus entarten und mich am Ende mit einem korrekten Absagebrief beglücken? O nur das nicht, nur das nicht! Mein Freund würde mir das Herz brechen. Ich bin ja grauenhaft allein. Wenn Du mich einmal noch viel lieber hast als jetzt, so erzähl' ich Dir alles, erzähle Dir das Schwere, Schreckliche, Scheußliche, das ich zu Paris habe durchmachen müssen, so daß Du der allererste reine Klang bist in einem Dasein voller Entwürdigung. Bleib mir, o bleib mir! Und wenn Du mich nicht lieben kannst, so sag's jetzt gleich — jetzt ist's noch Zeit, jetzt kann ich mich vielleicht noch losreißen, ich bin im Schmerzertragen geübt. Sag's gleich — oder komm und überzeuge mich küssend vom Gegenteil! Ich will Tag und Nacht auf Deinen Schritt lauern! Komm! Lotte. — Nun? Hab' ich das fein übersetzt, sehr verehrenswerter Herr Hartmann? Wohlan, so senden oder bringen Sie ein Zeichen Ihrer Anerkennung recht bald Ihrer erwartungsvollen Elinor."

Dies war der Brief.

Der schwerblütige Alemanne schlürfte diese Mischung von spöttisch ausweichendem Stolz und unverhaltener Leidenschaft wie einen französischen Champagner. Sein Blut war belebt, seine Gestalt gestrafft, Herz und Sinn entzückt von dieser leidenschaftlichen Hingabe einer verführerisch anmutigen Frau.

Man spürte diesen verstärkten Lebensstrom, der sich als geheimes Feuer durch Hartmann ergoß, auch in seinem Unterricht. Die Religionsstunde war von innigster Überzeugung durchglüht. Mit fast zärtlicher Genauigkeit widmete er sich seinen nicht leichten Lektionen. Es fiel sogar dem kleinen Gustav auf, daß der ehedem leicht verdrießliche Lehrer ins Zärtliche umgewandelt sei. „Sie sind auf einmal so gut, Herr Hartmann", sagte er unvermittelt, als Hartmann mit milder Nachsicht zurechtstellte, was er sonst ärgerlich und laut zu rügen pflegte. Für Birkheim, der nicht gern am Schreibtisch saß, übernahm er willig umfangreiche landwirtschaftliche Rechnungen und ließ sich am Spieltisch gern im Tarok besiegen, um dem Baron, der sich über verlorene Partien jedesmal zu ärgern pflegte, Freude zu machen. Es ging Wärme von dem jungen Manne aus, seit er sich dem Glanze jener Sonne ausgesetzt sah; wie der Phosphor nächtlich nachleuchtet, wenn er tagsüber belichtet worden.

An jenem Abend legte sich eine weiche Sommernacht über das Gelände. Aus den heißgekochten Reben schien in der kühlenden Nacht ein berauschender Weinduft herüberzuwehen. Der Duft verband sich mit dem abendlich feuchten Heugeruch der Wiesen. Die Frösche sangen in daseinsfrohem Chor weithin dem Vollmond entgegen. Kein Nachtwind. Unter den Parkbäumen, die stumm wie eine Mauer standen, und draußen im scheinbar endlos weiten Lande bis hinüber ins Ried und an den Rhein war eine magische Stille.

Was für ein Ton kam durch diese silberne Sommernacht? Eine Pappel

stand steil in der Ebene; dahinter der Mond; sie stand wie eine lodernde Fackel. Von dort rann das blasse Licht durch die silberne Ebene. Kam von dort der Ton? Oder war irgendwo, in kaum noch herwirkender Ferne, ein Dorf in Brand? Kam ein klagendes Sturmläuten von irgendwoher und verwandelte sich hier in säuselnden Traumfrieden? Oder war ein Abendglöckchen am Rain eingeschlummert und erwachte nun und läutete sein Nachtgebet zu Ende?

Ein Käuzchen rief übers offene Feld; ein Tropfen oder ein Käfer fiel vom Baum, unter dem Viktor am äußersten Parkrande stand, ohne sich in die milchweiße Helle hinauszuwagen.

Schwarz und massig, wie der Krater eines Vulkans, lagen die Gebirgskämme zwischen dem Elsaß und Frankreich. Dahinter war jetzt Revolution. Die Bilder von dort mischten sich in seine Sehnsucht nach der Frau da drüben am Gebirge.

Türckheim, der durch den in Paris weilenden Bruder genau unterrichtet war, hatte schauerliche Einzelheiten erzählt. Die Vorstadt Saint-Antoine hatte aus Dunst und Ruß und Lumpengestank ein schwärzlich Kloakengesindel ausgespien: fahle Gesichter, gezeichnet von Hunger und Laster, mit wild herabhangendem pechschwarzen Haar und einem bis zu Krampf und Erschöpfung brüllenden Mund. Wie ein Bündel wird der Bastillenkommandant in dieser gepreßten, tobenden Volksmasse von Faust zu Faust gewirbelt und in blutige Fetzen zerrissen. Und so wird auch der Greis Foulon, der flehentlich um sein Leben winselt, von der heulenden Menge an die Laterne gezerrt — zwei Stricke reißen — der herabgefallene Alte jammert laut — bis er endlich erwürgt schweigt. Man hackt ihm den Kopf ab, steckt ihm Heubüschel in den Mund, trägt den blutigen Schädel auf einer Pike durch Paris. Ähnliches widerfährt seinem Schwiegersohn Berthier, der aber eine Flinte packt und mit dem Kolben um sich schlägt, bis auch er zerstampft ist. Mit solchen Mordtaten wird dort die neue Zeit eingeläutet ...

„Schurken — aber sie haben Mut und Kraft“, knirschte der verzagte Hartmann. Und es brach eine andre, eine nächtliche Moral aus dem Stubenmenschen heraus, die zu seiner Entrüstung von heute nicht wohl paßte. „Ich verabscheue den viehischen Pöbel — aber auch diese wollen leben, lieben, genießen und sterben wie wir alle! Sie wollen Liebe, sie wollen Leidenschaft!“

Seine Seele schäumte empor.

Und nun drängte das Gewimmel seiner Gedanken immer bewußter dahin, wo für ihn die Lebensfrucht am Baum hing.

Er hatte mit jähem Sprung den schwarzen Park verlassen. Er wanderte stürmisch, die Hände auf dem Rücken, mit fliegendem, langem Rock, weit ausschreitend; es riß ihn auf Wiesen- und Feldwegen dem dunkelblassen Gebirge zu. Mondschimmer spannen ihn ein, als er aus dem Schatten herausgetreten war; Luftgestalten empfingen ihn; es lockten Sylphiden und Feen ihm voraus — und die süßeste von allen Feen hieß Elinor und wartete drüben am Gebirge.

Das viel zu ferne Landhaus der Marquise zu erreichen, war anfangs nicht seine Absicht. Er folgte blindlings einem seiner Rauschanfälle. Das in ihm Angestaute brach empor und trieb ihn vorwärts. Er dachte nicht an Besitz, er war nicht erpicht auf Genuß, als er in elastischer Gangart dahineilte. Sein Herz und

seine Phantasie waren viel zu stark beteiligt; er war in einem zeitlosen Feenland. „Ihr Haus von ferne sehen — eine Blume vor's Fenster legen — und wieder zurück an die Pflicht!" . . .

Gibt es zwischen Menschen, die aufeinander gestimmt sind, eine Fernwirkung? Ahnte die Marquise, daß die fein andeutenden Lockungen ihres Briefes wirkten?

Auch Frau von Mably schritt schlaflos durch ihren Garten. Mehrfach blieb sie am weißgestrichenen Holzgitter des Hoftors stehen. Es war spät in der Nacht. Aber sie konnte sich nicht zum Schlaf entschließen. Endlich, nachdem sie noch einmal nach dem mondscheinstummen, ganz in Schlummer versunkenen Hause zurückgehorcht hatte, glitt sie hinaus. Doch war sie vorsichtig genug, den großen Hund mitzunehmen, der schwer und treu neben der leichten Gestalt einherschritt. Nur bis zum nächsten Hügel wollte sie sich vorwagen, nur über die Weinberge hinüber in die Ebene den Blick fliegen lassen, in diese zauberhaft vor ihr ausgebreitete elsässische Sommermondnacht.

Kaum auf dem Hügel angekommen, wo der Hohlweg einsetzt, der für sie beide so rosige Erinnerungen barg, vernahm sie durch die weithin stille Nacht die Schritte eines herankeuchenden Wanderers. Ihr erster Gedanke war Flucht; aber sie blieb stehen. Es ging ihr sofort die Gewißheit auf, wer der Herannahende sei. Sie hielt den Hund am Halsband fest; sie stand neben dem dunklen Tier wie eine helle Bildsäule. Da trat jener heraus ins weiße Licht. Er sah die Gestalt — und wie ein leiser Überraschungs- oder Triumphruf entquoll es der heftig arbeitenden Brust. Festgebannt stand auch er. Doch nur einen Augenblick, dann hatten sich beide erkannt, hatten beide gar nichts anderes erwartet — flogen aufeinander zu und schlossen sich mit Lauten des Entzückens in die Arme.

Nie zuvor und nie nachher wieder schlugen mit so gleichmäßiger Gewalt von beiden Seiten her die Flammen der Liebe ineinander über.

Sie streichelte ihn unter Weinen und Lachen, sie wischte ihm mit ihrem Taschentuche die heiße Stirn ab, sie zupfte den Geliebten am Rockkragen, wie um sich zu überzeugen, daß er lebendig und leibhaft nahe sei; sie umschlangen sich wieder und wieder und stammelten Worte der Zärtlichkeit. Alle Furcht, die ihm jenen ersten Tag noch beeinträchtigt hatte, war aus seinem Wesen gewichen; und auch der letzte und leiseste spöttische Zug ihres Gesichtchens oder Ton des Übermuts in ihrer Stimme war vertilgt. Nur der quellende Laut einer allmächtig ihr Wesen erschütternden Liebe jubelte aus ihr empor; bis sie endlich beruhigter Arm in Arm nebeneinander dahinschritten. Sie schmiegte sich wie ein Kind an ihn; das gleiche Tuch umhüllte sie und den noch erhitzten Wanderer; er neigte sich manchmal in überfließender Zartheit und Güte zu ihr nieder und küßte ihr Tränen des Glückes aus den Augen.

Nach und nach stellten sich wieder zusammenhängende Sätze ein; sie gingen in ein flüsternd Gespräch über, das gedämpft unter dem hohen Sternhimmel verklang. Sie gestand, sie hätte es nie für möglich gehalten, daß es etwas so — sie suchte nach einem Wort und sagte endlich — „etwas so Heiliges" geben könne. „Denn heilig bist du mir, o du mein süßer Geliebter! Ich bin ja so sehr beschmutzt worden in meinem Leben!" Sie atmete heftig, lehnte den Kopf an seine Brust,

und die Erregung drohte sich in Tränen zu lösen. Er legte sanft und zart das verschobene Tuch wieder um die Schulter und küßte ihr die Tränen fort. „O wie gut du bist!“ murmelte sie. „Wie kann es nur etwas so Gutes geben! Ich hielt die Männer alle für roh und schlecht, ich habe sie nie anders kennen gelernt.“

Und nun ergab es sich von selbst, daß die liebende Frau auf ihr Lebensschicksal zu sprechen kam, häufig von Tränen, Küssen und Erschütterungen ihres kleinen, eleganten und sensitiven Körpers unterbrochen. Sie enthüllte die seelische Dürftigkeit und Schande ihrer Ehe. Wie sie aus dem Kloster heraus in vollster Einfalt und Verspieltheit frühe schon einem Lebemann vermählt worden — wie mit dem Hochzeitsabend ihr langes Leid begonnen — wie „er“ sie danach in schamloser, zynischer, stadtbekannter Weise betrogen und mißachtet habe. Sie bat um Verzeihung, daß sie Nachteiliges rede von „ihm“, den sie weiter nicht nannte; er habe seine ritterlichen Tugenden, sei aber, wie fast alle dort in Paris, liederlich und leichtsinnig und huldige sogenannten vornehmen Passionen.

Hier brach sie ab. Sie umkrampfte den Geliebten unter erschütterndem Weinen und stieß in ihrer rücksichtslosen Offenheit ein letztes Bekenntnis heraus. „Da bin auch ich — auch ich nicht immer tugendhaft gewesen — ich habe zum Trotz auch nach ihm nichts gefragt — ich bin hundertfach leichtsinnig gewesen — ich bin schlecht, schlecht, aber ich hab' dich lieb! Ich liebe dich, das ist alles, was ich dir sagen kann! O glaube mir, ich habe noch nie geliebt wie jetzt, glaube mir, ich liebe zum ersten Male! Durch dich, Süßer, weiß ich, was Liebe ist. Nun hab' ich nur noch einen einzigen Wunsch: von dir geliebt zu werden — ein kleines Stündchen von dir geliebt zu werden — und dann zu sterben!“

Viktor hatte sich an den Rain gesetzt. Sie lag zwischen seinen Knien wie in der Nische vor einem Heiligenbilde.

Was an Güte, Innigkeit und Trostkraft in dem liebenden Manne war, strömte nun in Überfülle auf sie herab. Er wiegte sie wie ein Kind in seiner Zärtlichkeit, er gab ihr die seelenvollsten Namen, Erd' und Himmel schienen sich zu vermählen. Und die sonst so beherrschungsstarke, ihr Leid lächelnd und spöttelnd in sich verbergende Gesellschaftsdame trank seine Worte und Küsse begierig in sich ein. Sie ließ sich hegen und herzen, wiegen und tragen. Es war die seligste Stunde ihres Lebens. Erst als der Hund anschlug und auf irgendeiner Straße irgendein Wagen fuhr, besannen sie sich, daß sie auf der Erde waren, und daß der Morgen nahe war. Nun spürte er seine ungeheure Ermüdung. Er bot ihr den Arm und führte sie schweigend bis in die Nähe des Hauses. Noch ein Aufzucken, als sie Abschied nahmen — dann war sie verschwunden. Und er schritt den weiten Weg zurück.

* * *

Woche für Woche ritt Hartmann ans Gebirge hinüber, um deutschen Unterricht zu erteilen. Die heißblütige Frau war von vornherein gewillt, diesen Unterricht nur als einen Vorwand zu benutzen. Erst kam Addy an die Reihe; die Mutter wohnte bei; dann gedachten die beiden Liebenden leichtere Stellen miteinander zu lesen. Das hübsch zusammengestellte Programm umfaßte eine Auswahl aus Werthers Leiden, Pfeffels Fabeln, Klopstocks Oden, Geßners Idyllen und Tod Abels, Wielands Agathon und aus den Alpen von Haller. Der Lehrer unterzog

sich anfangs auch hier seiner Aufgabe mit eigensinniger Zähigkeit, obschon ihn die Neckereien und Liebkosungen der unseßhaften Frau wie Sommerfalter umtändelten. Seine vielbelächelte Gewissenhaftigkeit war ihm eine Zeitlang Halt und Gegengewicht. Aber diese Stütze war nicht zuverlässig; immer längere Pausen der Liebkosung drängten sich in die Lektüre ein. Zuletzt waren Buch und Pflicht nur noch Mittel, um die Außenwelt zu täuschen. Die Liebenden gingen unter in ihrer Leidenschaft.

Dem 14. Juli war inzwischen die vierte Augustnacht gefolgt: jener Ausbruch einer großzügigen Begeisterung, die den französischen Adel hinriß, in einer einzigen Nachtsitzung auf seine sämtlichen Feudalrechte freiwillig zu verzichten. Dieser gallische Elan schlug in Frankreich, schlug in ganz Europa durch. Das erwarb der französischen Nation und ihrer revolutionären Bewegung die Sympathien der besten Geister. Deutsche Dichter und Denker wie Klopstock und Kant erfaßten mit Wärme die übernationale Bedeutung dieses freiheitlichen Bruchs mit aller Despotie. Der sonst so höfliche Kant, ein Meister feingetönter Geselligkeit, konnte unhöflich werden und das Gespräch abbrechen, wenn man seiner Lobrede auf die französische Revolution widersprach. Die schwarzröckigen Tübinger Stiftler tanzten um Freiheitsbäume herum; und so tanzten die Gedanken manches europäischen Bürgers begeistert den Rhythmus der raschblütigen Franzosen mit.

Man schüttelte zwar bedenklich zu manchen Begleiterscheinungen den Kopf. In dieser liebenswürdigen Nation lag ein Raubtier verborgen; die Pfoten dieser anmutigen Tigerkatze hatten Krallen. Doch glaubte vorerst noch jedermann an die Möglichkeit eines freiheitlichen Königtums, einer konstitutionellen Monarchie.

Auch in nächster Nähe geschahen Dinge, die zu Besorgnissen Anlaß gaben. In Kolmar gerieten die Zünfte heftig aneinander; in Sulz wurde über all dem neuen Verfassungslärm ein Mann erschossen; in Schlettstadt begannen bald darauf schwere Wahlhändel, die sich allenthalben vollends zu Haß oder Verwirrung steigerten, als die neue Regierung die Geistlichkeit zum bürgerlichen Eide zwang. Im Sundgau mit seinen grobkörnigen Bewohnern rottete sich Raubgesindel zusammen und plünderte zu Sierentz und andren Orten. Zu Gebweiler kamen bei fünfhundert Bauern aus dem Sankt Amarintal herangewütet und verwüsteten das Schloß des Fürsten von Murbach. „Alle Fenster mitsamt den Rahmen", erzählte ein Hausierer, der durch Birkenweier kam, „haben sie mit Äxten zerschlagen; die Kommoden, Büfette und Kästen sowie alle Ziegel sind zertrümmert; auf dem Parkettboden haben sie Feuer angemacht und die Bibliothek verbrannt; die Tapeten, Spiegel und Betten sind in Fetzen und Stücke gegangen; den Wein haben sie verschüttet oder gesoffen; 's ist ein Faß von 1600 Ohmen halb leer gelaufen; das Silbergeschirr haben sie mitgenommen — kurzum, sie haben vom Straßburger Pfalzsturm gelernt, was eben zu lernen war. Nachderhand ist zwar ein Detachement Dragoner eingeritten — aber, lauf du ihnen nach, die losen Vögel waren längst wieder über alle Berge!"

Auf alle Fälle hielt man in Birkenweier die Flinten im Stand und richtete zeitweilig Nachtwachen ein. Und wenn man nach Colmar fuhr, so steckte man dreifarbige Kokarden an den Hut.

Die Liebenden achteten wenig auf diese Wirbel um sie her. Sie gingen unter in ihrer Leidenschaft.

Und eines Nachts fand der Hauslehrer am Parkrand ein gesatteltes Pferd angebunden. Er traute seinen umdämmerten Augen nicht. War das ein Spuk? War das ein gespenstisch Roß und vom Teufel gesattelt und vorgeführt, um ihn zu versuchen? Nein, es war Frau Elinors Reitpferd; er kannte es sofort an dem weißen Fleck über den Nüstern. Da glitt für einen Augenblick ein Schreck in seine Seele: das war offenbar Hans, der Kutscher! Der war herübergeritten, pürschte durch den weitläufigen Park hin seinem Käthl nach und setzte sich der Pistole eines Nebenbuhlers aus! Himmel, welch ein Unglück könnte das geben! O frevelhafte Tollheit verliebter Leidenschaft! ... Aber da sprang auch schon eine weibliche Gestalt aus dem Schatten und warf sich an seinen Hals: „Ich konnt' es nicht aushalten, Geliebter, ich mußte dir jenen nächtlichen Besuch erwidern, da bin ich herübergeritten!“

Viktor schloß übersprudelnd vor Glück und Wonne die liebende Frau in die Arme. Der Beigeschmack von Gefahr steigerte die zärtliche Leidenschaft. Er neckte sie: ob sie wohl auch diesen nächtlichen Feenritt beichten würde? Sie lachte und küßte; seit dem Weinbergweg hätte sie nicht mehr gebeichtet. „Das war früher noch so eine Schwäche, ein Überrest vom Kloster, den ich vor der Welt verbarg; nun ist mir auch dies gleichgültig, Kirche, Staat, Gesellschaft, Sitte — alles gleichgültig! Nur nicht deine Liebe!“

Von nun ab sahen sie sich öfters auch in den Nächten. Manchmal rollten betäubende Gewitter über sie hin. Aber nichts war vermögend, sie aus ihren stärkeren Betäubungen aufzuscheuchen. Sie gingen unter in ihrer Leidenschaft.

(Fortsetzung folgt)



Schicksale

Von

J. J. Horschick

Manche gehn an Gottes rechter Hand,
Andre gehen tief mit sich im Streite.
Dieser wandelt braun im Sonnenbrand,
Jenen gibt das Mondlicht sein Geleite.
Meine Wege führen mich allein
Durch das schwere Trübsal ernster Tage,
Und ich hämmere mein hartes Sein,
Unbewußt, ob ich es nicht zerschlage.





Schützet die Kinder!

Ein Vortrag über den Verein zum Schutze der Kinder

Von

Marie Sprengel

Ein abgemagertes, bleiches Kind, das am frühen Morgen Zeitungen austrägt, zu schweren häuslichen Arbeiten benutzt wird und in der Schule vor Ermüdung einschläft; — ein Kind, das in der unsittlichen Umgebung moralisch zugrunde geht; — ein Stiefkind oder ein uneheliches Kind, das täglich unerhörten Quälereien ausgesetzt ist, und dessen Körper die Spuren bestialischer Roheit zeigt, — das sind die typischen Erscheinungen, die sich dem für Kinderschutz „Arbeitenden" immer wieder darbieten, und die vor zehn Jahren zur Gründung unseres Vereins geführt haben. Es scheint uns heute fast unverständlich, daß Deutschland sich erst so spät seiner Pflicht gegen schutzlose Kinder bewußt wurde, während in England schon seit 16 und in Amerika gar schon seit 25 Jahren Kinderschutzvereine bestanden. Man hatte zwar zwei Jahre früher auch schon bei uns einen ähnlichen Verein gebildet, die Gesellschaft der Kinderfreunde; allein eine Reihe unglücklicher Zufälle verhinderte sein Wachstum, und erst im Winter 1898/99 entstand auf breiterer Basis, mit stärkeren Kräften der Verein zum Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung.

Der ohnehin schon sehr lange Name unseres Vereins nennt nur die ausgenutzten und die mißhandelten Kinder als seine Schützlinge. Da er aber außerdem die Gefahren für körperliches Gedeihen und sittliche Entwicklung bekämpft, hat er einen fast unbegrenzten Wirkungskreis. Wie Mißhandlung und Verwahrlosung oft Hand in Hand gehen und eins meistens die Folge oder die Ursache vom andern ist, so haben auch Ausnutzung, vernachlässigte Erziehung und körperliche Verwahrlosung oft die gleiche Ursache, nämlich die Armut und die Not. Fast jeder Fall läßt sich in eine der genannten Rubriken einordnen, oft sogar in zwei, und deshalb können wir auch keine ausschalten, wollen wir wirklich dem Kinderelend steuern.

Wir alle wissen, eine wie ungeheure Besserung seit dem Kinderschutzgesetz und der strengen polizeilichen Kontrolle auf dem Gebiet der Kinderausnutzung eingetreten ist und noch immer eintritt. Auch in unserer Arbeit hat sich dieser Fortschritt bemerkbar gemacht. Während die Fälle von Aus-

nutzung sich im Jahre 1901 noch auf 15 % aller Meldungen beliefen, sind sie allmählich auf 7 % gesunken. Allerdings sind unter diesen einige gewesen, die zu den schwersten gehören, die wir je bearbeitet haben. Wenn drei Geschwister täglich 4½ Gros, also 54 Dutzend Pompons anfertigen müssen, kaum einmal am Tage warmes Essen, aber um so mehr Schläge bekommen, falls die vorgeschriebene Zahl nicht ganz richtig ist, — wenn zwei 15- und 13jährige Mädchen durch ihrer Hände Arbeit sich und 4 kleinere Geschwister ernähren müssen, während der Vater seinen Verdienst und das kleine mütterliche Erbteil der Kinder mit Dirnen verpraßt, — wenn ein 10jähriger Knabe, der durch einen Unglücksfall ein Bein verloren hat, bis Mitternacht in der Friedrichstraße das Geld für den Schnaps seines trunksüchtigen Vaters erbetteln muß, — so sind das Fälle grausamster Ausnutzung, und hier hilft der Verein sofort, indem er mit oder ohne Beistand der Behörden die Kinder als Pflegekinder übernimmt oder Fürsorgeerziehung für sie zu erlangen sucht. — Neben diesen krassen Ausnutzungen stehen aber jene leichteren, die wir meistens erst entdecken, wenn wir die Fälle von Not, Armut und Krankheit aufsuchen; hier wollen die Eltern die Kinder absolut nicht ausnutzen, sie wollen sie nur mitverdienen lassen, wozu die Teuerung, der reiche Kindersegen oder Krankheit und Arbeitslosigkeit sie oft förmlich zwingen. „Ist es nicht besser, die Kinder arbeiten, als sie hungern?“ sagte mir einmal eine Frau. Gewiß ist dies richtig, solange es sich um kräftige Kinder, leichte Arbeit und kurze Arbeitszeit handelt. Aber wir können nicht dulden, daß ein schwächliches Mädchen für monatlich 6 ℳ jeden Tag von 2 bis 8 Uhr in der Nähstube arbeitet, oder daß ein 11jähriges Mädchen für monatlich 2 ℳ jeden Abend bei Bekannten die Küche reinmacht und erst gegen 10 Uhr nach Hause kommt, oder daß kleine Buben in steter Angst vor dem Schutzmann noch in später Abendstunde Schnürsenkel und Streichhölzer feilbieten. Hier helfen wir, indem wir den Eltern Arbeit verschaffen, ihnen den geringen Verdienst der Kinder vergüten und ihnen zeigen, wie sie in Not und Krankheitsfällen Hilfe finden, ohne die Kinder auszunutzen. Wir werden meistens mit Freude begrüßt, den Leuten ist es eine Erleichterung, sich aussprechen zu können, und ich glaube, wenn viele Frauen sich entschlössen, die Armen aufzusuchen und ihnen wirkliches Interesse zu zeigen, so wäre das ein großer Fortschritt für die Lösung der sozialen Frage.

Die Fälle von Armut und Not gehören streng genommen nicht in den Rahmen unserer Bestrebungen, werden aber genau von uns aufgesucht und behandelt, soweit Kinder und deren körperliche Entwicklung in Frage kommen. Ein Aufenthalt auf dem Lande oder in Ferienkolonien, Pflege und Unterbringung kranker oder unglücklicher Kinder in Lungenheilstätten, Krankenhäusern und Idiotenanstalten ist oft dringend notwendig, und im gemeinsamen Vorgehen mit anderen Vereinen und durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Behörden ist es uns in vielen Fällen gelungen, dauernd Hilfe zu schaffen.

Die zweite große Aufgabe des Vereins ist der Schutz, den er verwahrlosten und sittlich gefährdeten Kindern angedeihen läßt. Ihre Zahl ist von 20 % der gemeldeten Fälle schnell auf 33 % gestiegen und seit 4 Jahren auf dieser Höhe geblieben. Es ist erschreckend, in welchem Grade die Verwahrlosung zugenommen

hat, und das furchtbar ernste, ergreifende Bild, das der Abgeordnete Schiffer am 29. Januar dieses Jahres davon entworfen hat, entspricht nur unseren Erfahrungen. Seit seinem Bestehen hat der Verein es sich zur Pflicht gemacht, die sittlich gefährdeten Kinder so schnell wie möglich der sie schädigenden Umgebung zu entziehen und die verwahrlosten in geeigneten Erziehungsanstalten unterzubringen. Der Verein will in erster Linie vorbeugend wirken, und das kann er nur, wenn er diese verrohten und verwilderten Knaben, diese Mädchen, die von den miterlebten wüsten Szenen nicht unberührt geblieben sind, unter zielbewußte pädagogische Leitung stellt.

Ist Fürsorgeerziehung aus irgendeinem Grunde nicht zu erreichen, so vertrauen wir sie dem Verein zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder an, der uns stets in liberalster Weise entgegenkommt. „Unser Haus ist das reine Paradies, seitdem Sie uns den großen Jungen abgenommen haben, den wir nicht bändigen konnten", sagten mir Eltern, und dieser Junge ist nach drei im Erziehungsheim am Urban verlebten Jahren der Stolz seiner Eltern geworden und hat sich bis jetzt bewährt.

Die im Beginn der Verwahrlosung stehenden Kinder kommen ebenfalls in Anstalten und, soweit der Platz reicht, in unser Haus Kinderschutz. Wir können mit den bis jetzt erzielten Resultaten zufrieden sein, wenn uns manche traurige Erfahrung auch nicht erspart geblieben ist. So nahmen wir ein 13jähriges Mädchen auf, für das Fürsorge ausgesprochen werden sollte. Die Unglückliche war ein Opfer ihrer Umgebung, und bestärkt durch den Rektor, der ihr ein gutes Zeugnis ausstellte, hofften wir, sie in unserem Heim mit unverdorbenen Kindern erziehen zu können. Ein halbes Jahr betrug sie sich musterhaft, aber dann erwachten alle die in ihr schlummernden bösen Triebe, sie log, sie stahl, sie ersann die boshaftesten Streiche, und schließlich war Fürsorgeerziehung unvermeidlich. In zwei anderen Fällen handelte es sich um Mädchen von 8 und 9 Jahren, die auf die schändlichste Weise mißbraucht wurden, und denen wir Aufnahme in unserem Hause gewährten, weil wir sie nicht für verwahrlost hielten. Die neuen Eindrücke, die Spiele im Freien, das regelmäßige Leben mit den vielen Kindern verwischte scheinbar die schrecklichen Bilder der Vergangenheit. Aber dann kamen die Gerichtsverhandlungen; in der Phantasie der Kinder vergrößerte sich nun alles Erlebte, ihre kleine Persönlichkeit wurde der Mittelpunkt eines Romans, ihre Gespräche, ihre Gegenwart schon eine Gefahr für die übrigen Kinder; auch für sie mußte Fürsorgeerziehung angeordnet werden.

Wir haben seit dieser Erfahrung schon mehrfach auf die gerichtliche Verfolgung eines an Kindern begangenen Verbrechens verzichtet, die Folgen sind zu gefährlich für sie. Hoffentlich bringen die Kindergerichtshöfe auch hier die wünschenswerte Besserung.

Mein Bild der verwahrlosten Kinder wäre nicht vollständig, gedächte ich nicht jener, die von einem unbezähmbaren Wandertriebe beseelt sind. Auch diese bringen wir unbedingt in eine Anstalt, denn es scheint, daß nur ein ganz geregeltes Leben, verbunden mit Arbeit im Freien, beruhigend und bessernd auf sie wirkt. Wir haben jetzt wieder zwei Knaben in unserem Erziehungsheim Kinderschutz, die mehrfach

größere und kleinere Fahrten unternommen haben. Der eine, 12jährige, nahm seinem Vater, einem Grünkramhändler, 165 M, equipierte sich neu und reiste dann nach Gumbinnen und Königsberg. Hier mietete er sich eine möblierte Stube, machte Ausflüge, besuchte Theater und Zirkus, bis er aufgegriffen wurde. „Dann holte mich mein Vater“, schreibt er in seinem Bericht, „der hat mir aber mit dem Stock gezeigt, was es heißt, nach Königsberg fahren. Ich bin ausgerückt, weil es mir zu Hause nicht gefiel, und weil mir das Fahren im Zuge gefiel. Ich las immer den Detektivroman Nat Pinkerton und dachte, ich müßte es auch so machen. Ich war immer im Kinematograph, das hat mich auch verdreht gemacht.“ Ist diese Selbsterkenntnis nicht großartig? Auch er hat bis jetzt keinen Fluchtversuch unternommen.

Und nun jene letzte Gruppe, die armen mißhandelten Kinder, die jedem fühlenden Herzen das größte Mitleid einflößen. Sie haben von jeher das bedeutendste Kontingent zu unserer Arbeit gestellt und betragen seit 4 Jahren 40 % sämtlicher Fälle. Sie kennen sie alle, diese Kindertragödien, die sich mit den Namen Dippold, Bellack-Rode, Weiland, Bergmann, Thyes usw. verbinden. Mit Ausnahme des ersten sind sie alle „unsere Fälle“ gewesen; ich will sie Ihnen aber weder wiederholen, noch Ihnen ähnliche vorführen, ich will Ihnen nur die Erfahrungen mitteilen, die wir bei ihrer Bearbeitung gemacht haben. Auch bei den Mißhandlungen sind jene leichteren Fälle ziemlich zahlreich, in denen es sich um schlecht verstandene Erziehungsmaßregeln handelt. Die Kinder sind sehr ungezogen, schlecht veranlagt, faul, die Eltern wollen sie gut erziehen und wissen kein anderes Mittel als Schläge, oder sie sind jähzornig und verlieren überhaupt den Maßstab bei den Züchtigungen. Die Kinder werden störrisch, laufen fort, ja sie springen aus Angst aus dem Fenster hinaus. In diesen Fällen, die sich meistens in normalen Häuslichkeiten ereignen, konnten wir durch wiederholte Besuche, durch Ermahnungen auch der Eltern und durch zeitweilige Übernahme der Kinder bessernd wirken. Besonders wertvoll ist hier die Überwachung durch die Schule, der wir diese Besserung zum großen Teil mit verdanken.

Die schweren Fälle dagegen haben meistens die anormale Häuslichkeit als Hintergrund, und bei diesen ist es nur ausnahmsweise möglich, die Kinder in ihrer Umgebung zu lassen. Von den 103 schwer mißhandelten Kindern des letzten Jahres kamen 97 teils in Fürsorge der Behörden, teils wurden sie von uns als Pflegekinder übernommen oder in andere Pflegestellen gebracht. Unter diesen schweren, oft mit raffinierter Grausamkeit ausgeführten Mißhandlungen leiden fast ausschließlich die Stiefkinder, die unehelichen und die vorehelichen Kinder, und wenn sich die unnatürlichen Eltern oder Stiefeltern oft auch nur zu gern von den ihnen verhaßten Kindern trennen, so kommt der entgegengesetzte Fall leider fast ebenso häufig vor. Gerade die in letzter Zeit so viel genannten Fälle Bergmann und Thyes sind eklatante Beispiele hierfür. Marie Bergmann sollte unentgeltlich in der Pension des Fräulein Dörstling bleiben, der Vorschlag wurde abgelehnt, und ich habe mir die größte Mühe gegeben, den kleinen Thyes in unser Haus zu bekommen; aber alles war vergebens; ich erhielt sowohl vom Vater, wie von der Stiefmutter auf meine Bitten nur rohe, geradezu zynische Antworten. Wenig-

stens hat unsere Anzeige dann dazu beigetragen, daß die Polizei energisch eingeschritten ist.

Während dieser 10 Jahre sind 2070 Fälle mit 3400 Kindern von uns bearbeitet; davon waren rund 250 Fälle von Ausnutzung, 680 von Verwahrlosung, 290 Fälle von Mißhandlung und 180 von Armut, Krankheit und Not.

Lassen Sie uns nun sehen, wie diese große Aufgabe erfüllt wurde.

Der Verein entstand, als das Fürsorgegesetz in Vorbereitung war, als alle Blätter Berichte brachten über das tragische Schicksal unschuldiger Kinder. Die Idee Kinderschutz war populär im vollsten Sinne des Wortes, und trotzdem fand die begeisterte Aufforderung der Vereinsgründer nicht den gehofften Widerhall. In der Erwartung auf Scharen von Mitarbeitern, besonders auch aus den Arbeiterkreisen, in denen die meisten Kindertragödien ihren Ursprung haben, bestimmte man einen Mindestbeitrag von 1 *M*. Aber die Scharen blieben aus, und trotz wiederholter Bemühungen, auch durch Aufrufe in sozialdemokratischen Blättern, ist es uns nicht gelungen, auch nur einen einzigen Arbeiter als Mitglied zu werben. Doch auch in den gebildeten Kreisen blieb das Interesse im Vergleich zu der ungeheuren Not ein schwaches. Man sprach von falscher Sentimentalität und Verweichlichung [! D. T.], man warf uns vor, wir stellten uns zwischen Eltern und Kinder, man zweifelte teilweise sogar an den Tatsachen der Kindermißhandlungen, und die Einrichtung von Meldestellen, ohne die uns zu wenig Fälle zugingen, galt als Spioniersystem und als ein Sporn für Verleumdungen. Gerade dieser letzte Vorwurf ist jetzt fast ganz unberechtigt, wenn auch manche Anzeige übertrieben ist; im vergangenen Jahr beruhten unter 399 Fällen nur 7 auf Verleumdung, während wir vor drei Jahren noch den doppelten Prozentsatz zu verzeichnen hatten.

Auch die Behörden standen dem jungen Verein anfangs mit einem vielleicht nicht ganz unberechtigten Mißtrauen gegenüber. Die Arbeit war ganz neu, man stieß immerfort auf juristische Fragen, die sich nicht nur durch Mitleid und Teilnahme erledigen lassen, und Verstöße gegen den einen oder den anderen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches waren nicht ausgeschlossen. Aber allmählich sind alle diese Schwierigkeiten verschwunden. Der Verein erfreut sich längst des Wohlwollens der Behörden, und wir erkennen mit besonderem Dank die meist sehr schnelle Erledigung der schweren Fälle an.

Einen großen Freund hat der Verein von Anfang an in der Lehrerschaft gefunden und stets behalten. Von der Schule wurden uns die meisten Fälle gemeldet, wir durften die Kinder dort jederzeit untersuchen, sie wurden von dort überwacht, und so entstanden wechselseitige Beziehungen, welche die schönsten Erfolge zeitigten.

Unser dritter Mitarbeiter aber ist das Publikum, nicht nur das zahlende, ohne das wir ja überhaupt die Bude zumachen müßten, sondern auch das, in dessen Nähe sich das Kinderelend abspielt. Ich habe in den 6 Jahren meiner Tätigkeit sicher gegen 1000 Recherchen gemacht und gerade in der ärmsten Bevölkerung bewundernswürdige Beispiele von Güte und Mitleid für arme Kinder gefunden. Es ist durchaus keine Seltenheit, daß Leute, die selbst schon 5 oder 6 Kinder haben, unentgeltlich noch

fremde aufnehmen, wenn die Mutter im Krankenhause ist; daß alleinstehende Frauen mißhandelte Kinder vor den trunksüchtigen Vätern schützen und sich den allergrößten Unannehmlichkeiten aussetzen, oder daß sie einen halben Arbeitstag opfern, um uns persönlich um Hilfe zu bitten. Der Verein ist hauptsächlich im Norden und Osten von Berlin bekannt und beliebt, und es ist geradezu rührend, die Kollektenlisten von dort durchzublättern; wir haben aus Häusern der allerärmsten Straßen durch 10 und 5 ₰ oft gegen 2—3 ℳ erhalten.

Mit Hilfe dieser verschiedenen Mitarbeiter ist es uns gelungen, nach und nach mehr als 1000 Kinder anderweitig unterzubringen. Für 340 erlangten wir behördliche Fürsorge, 145 kamen durch unsere Vermittlung zu Verwandten, oder andere Vereine sorgten für sie, wenn sie das zweite Jahr noch nicht erreicht oder das 14. Jahr schon überschritten hatten, und 517 hat der Verein selbst als Pflegekinder übernommen. Von diesen waren 268 mißhandelte, 211 verwahrloste und sittlich gefährdete, 16 ausgenutzte und 22 kranke Kinder. Manche von ihnen waren allerdings nur kurze Zeit unsere Pfleglinge; aber viele blieben es vier, fünf Jahre und länger, ja wir haben 10 Kinder, die im Jahre 1902, 2 Kinder, die im Jahre 1901, und 2 Kinder, die schon 1900 zu uns kamen, für die wir also neun Jahre sorgten.

Anfangs wurden alle Kinder in Familienpflege gegeben, aber schon 1901 gründete der Verein ein kleines Asyl in Zossen, um stets einen Platz für besonders dringende Fälle zu haben. Dies kleine Haus unter der Leitung einer braven, einfachen Handwerkerfamilie war trotz mancher Mängel, besonders in hygienischer Beziehung, eigentlich das Ideal eines Heims für unglückliche, verlassene Kinder. Sie fanden dort Ruhe und Frieden, sie bildeten eine große Familie, sie blieben in der gleichen sozialen Sphäre und lernten auch die Nöte und Sorgen des täglichen Lebens kennen. Mit größter Liebe und Dankbarkeit hängen alle Kinder, die dort gewesen sind, noch an Vater und Mutter Krause, und wenn es sich nur um normale Kinder handelte, so gäbe es sicher nichts Besseres für sie als dies Familiensystem.

Aber nach unseren Erfahrungen sind die meisten dieser unglücklichen Kinder leider nicht ganz normal, viele sind erblich belastet, andere sind infolge der erduldeten Leiden verbittert und reizbar geworden. Alle bedürfen dringend fortwährender Aufsicht und gehören entschieden in eine Erziehungsanstalt. Eine solche zu finden, ist jedoch schwierig, seitdem die meisten Anstalten mit Fürsorgezöglingen überfüllt sind. Ein großes eigenes Haus wurde unser lebhafter Wunsch, und es war wohl der schönste Augenblick für den Verein seit seinem Bestehen, als die beiden Kinderfreunde, die Herren James Simon und Franz von Mendelssohn diesen Wunsch durch das großherzige Geschenk des Hauses Kinderschutz erfüllten. Ich will das schöne Heim hier nicht beschreiben, aber ich muß erwähnen, daß wir schon herrliche Erfolge dort erzielt haben, wenn die Kinder rechtzeitig hinkommen. Wir haben drei Kinder dort, die Selbstmordversuche gemacht haben, — ein Junge galt bis zu seinem fünften Lebensjahre für taubstumm und idiotisch, — ein kleines Mädchen, das uns vom Polizeipräsidenten direkt zugeschickt wurde, hatte in einem finsteren, schmutzigen Loche mit Mutter und Schlafburschen gehaust, in einem Bett mit ihnen geschlafen, der kleine Körper war ganz blutig, teils von Mißhandlungen,

teils von Ungeziefer, mit dem es überdeckt war, und die Erfolge einer zweijährigen Schulzeit, die das Kind natürlich nicht in der Schule verbracht hatte, bestanden darin, daß es ein N schreiben konnte. Und sehen Sie jetzt die Kinder an, so finden Sie nur noch bei wenigen den traurigen Ausdruck, die Folge der überstandenen Leiden. Wir haben bereits mehrere Knaben und Mädchen entlassen und bis jetzt nur Ehre mit ihnen eingelegt.

Der Verein hat sich immer in aufsteigender Linie bewegt, und hören wir aus dem letzten Jahresbericht, daß die Zahl seiner Mitglieder 2600 betrug und seine Einnahmen sich auf 26 000 ℳ beliefen, daß er das Schicksal von 726 unseligen Kindern bearbeitete und 287 Pflegekinder versorgte, sehen wir ihn im Besitz einer schönen Anstalt, für welche die Erhaltungskosten auch noch von den gütigen Gebern bestritten werden, so befindet er sich zweifellos vielen Vereinen gegenüber in einer beneidenswerten Lage. Aber ist die Hilfe, die er gewährt, wirklich genügend, entspricht sie wirklich dem stolzen Namen „Verein zum Schutz der Kinder"? Besonders die beiden letzten Jahresberichte verzeichneten große Fortschritte, und wenn sie beifällig aufgenommen wurden, sagte trotzdem unser verehrter Herr Vorsitzender: „Das ist alles wundervoll, aber es ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein." Und er hat recht. Im Beginn meiner Tätigkeit wünschte eine Dame einen Bericht über den Verein; es handelte sich um eine Stiftung, und wir hofften auf einen großen Zuschuß. Aber die Dame antwortete: „Mir scheint, es fehlt dem Verein mehr an Arbeit als an Geld, ihm müßten täglich wenigstens 20 Fälle gemeldet werden." — Wir waren empört, aber jene Dame hat auch recht. Ich möchte diesen Ausspruch jedoch etwas ändern und sagen: Es fehlt dem Verein nicht nur an Fällen, sondern auch an Geld.

Die Länder, in denen der Kinderschutz in höchster Blüte steht, sind unstreitig Nordamerika, wo der erste Kinderschutzverein gegründet wurde, und England, wo er so organisiert ist, daß selbst der kleinste Ort seinen Verein hat, und daß kaum noch ein Fall von Mißhandlung ohne sofortige Anzeige und Ahndung vorkommen kann.

Von dem einen Kinderschutzverein in Neuyork sind im vergangenen Jahr 15 892 Fälle bearbeitet worden, ein Beweis für seine große Leistungsfähigkeit und seine kolossalen Mittel. Was bedeuten dagegen die 726 Kinder, deren Los wir im letzten Jahr gebessert haben, besonders wenn wir bedenken, daß dies die Arbeit des Hauptvereins Berlin und seiner 48 Gruppen war, und daß diese Arbeit sich fast über ganz Deutschland erstreckte. Kinder, die nicht schwachsinnig genug für eine Anstalt, in der lieblosen häuslichen Umgebung verkommen, verwahrloste Kinder von guten Eltern, unverdorbene Kinder, die in der zucht- und sittenlosen Familie seelisch und körperlich zugrunde gehen, halbverhungerte, verprügelte, verschüchterte Wesen, deren Schicksal oft viel härter ist als das der Waisen, und für die doch nicht Fürsorge zu erlangen ist, sie alle sollten unsere Schützlinge sein.

Wir machen immer wieder die Erfahrung, daß mehr Fälle aus demselben Teile einer großen Stadt oder einer Provinz gemeldet werden, sobald dort ein unglückliches Kind wirklich aus seiner Not erlöst worden ist. Die Beobachtung wird geschärft, das Zutrauen zu wirksamer Hilfe wächst. Sollte es aber nicht möglich sein, daß wir auch ohne einen solchen Präzedenzfall noch viel häufiger von

jenen Gefährdeten Kunde erhalten, ehe die Mißhandlungen einen solchen Grad erreichen, daß die Behörden einschreiten müssen, und ehe die Kinder für ihr ganzes Leben unglücklich geworden sind? Ein Kind vergißt so leicht, rechtzeitige Hilfe würde den Groll und die Rachsucht bald aus seinem Herzen verschwinden lassen.

Und damit komme ich zu dem letzten Zwecke des Vereins. Seinem ersten Aufruf sind die Worte des amerikanischen Senators Randall vorgesetzt: „Rettet die Kinder, und ihr habt keine Verbrecher mehr.“ Das kennzeichnet das Streben des Vereins. Er will die unglücklichen Kinder aus ihrer augenblicklichen Not erlösen, er will sie aber auch den Jammer vergessen machen und den an Leib und Seele erlittenen Schaden ausgleichen, damit sie nicht später selbst die Roheiten begehen, die an ihnen begangen worden sind; mit einem Wort, er will die Generation bessern. Darum haben wir uns bisher auch nicht entschließen können, die Kinder aus unserer Obhut zu entlassen, ehe ihre Erziehung vollendet war, oder ehe die veränderten häuslichen Verhältnisse uns eine Garantie boten für ihre gedeihliche Entwicklung.

Es ist eine große Aufgabe, die wir uns gestellt haben, und diese große Aufgabe stellt ebenso große Anforderungen an uns. In den bescheidenen Grenzen, in denen wir uns bisher bewegten, ist es uns gelungen, sie zu erfüllen. Aber „es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken“, das ist das erste Wort, das uns seit lange vorschwebt, das wohl nirgends berechtigter ist als hier, und das auch bei Ihnen lebhaften Widerhall finden wird. Gewiß, wir können nicht alle gefährdeten Kinder schützen, aber es ist unsere heilige Pflicht, uns ihrer in viel höherem Grade anzunehmen und unsere Arbeit viel weiter auszudehnen als bisher, wollen wir unserer Aufgabe auch nur einigermaßen gerecht werden. Hierzu reichen aber der gute Wille und die Arbeit allein nicht aus; wir bedürfen auch großer Mittel.

Auf Veranlassung und unter Mitarbeit eines Vereinsmitgliedes haben wir vor kurzem ein 12jähriges Mädchen aus den höheren Ständen bei uns aufgenommen, dessen Vater tot ist und dessen Mutter die Erziehungsrechte abgesprochen sind, 1. weil sie das Kind in Gegenwart anderer auf lebensgefährliche Art mißhandelt hat, 2. weil sie einen unsittlichen Lebenswandel führt und 3. weil sie das Kind zum Stehlen verleitet hat. Ich enthalte mich jeden Kommentars, ich bitte Sie nur: Stellen Sie sich vor, was das Kind hat erdulden müssen. Ich meine, dies einzige Beispiel müßte genügen, um uns neue Freunde, nicht nur zahlende, sondern auch mitarbeitende zuzuführen, damit der Kinderschutz sich weiter ausbreite, vielen unglücklichen Kindern zum Segen und uns allen zur Freude.

* * *

Das Bureau des **Vereins zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung** befindet sich Berlin W., 8, Gendarmenmarkt, Französischer Dom. Und — Weihnachten steht vor der Tür! D. T.





Michel, der Riese, und Lütke, der Zwerg

Märchen

von

Rudolph Vogel

„Dummheit braucht Raum!“ pflegte mein Vater selig zu sagen, wenn er einen Kerl sah, der ungewöhnlich lang und ebenso ungewöhnlich dumm wie lang war. Und wenn er einen kleinen Pfiffikus traf, meinte er: „Klugheit findet überall Platz; sie kriecht unter!“

Das ist nun zwar nicht immer so. Auch unter den Großen gibt es gescheite Leute, und ein kleiner Mann kann zuweilen ein großer Esel sein. Vielfach aber trifft's zu; und dann lacht die Welt — die bekanntlich stets am allergescheitesten ist — und hat ihren Spaß daran und erzählt sich Geschichten wie die von Michel dem Riesen und Lütke dem Zwerge, und wer sie noch nicht kennt, der höre zu.

Unter den mancherlei Königen nämlich, von denen Frau Märe zu sagen weiß, obwohl sie in keiner Geschichtstabelle stehen, war einmal einer, der hatte neben unzähligen Reisigen, Rossen und Rüden auch ein einziges Töchterlein. Und da nun selbst ein König mit einer Tochter auf die Dauer nichts anderes anzufangen weiß, als daß er sie bei guter Gelegenheit an den Mann bringt, so dachte er beizeiten fleißig an eine standesgemäße Partie, ließ sich alle Sonntagmorgen durch seinen Kanzler eine Liste heiratsfähiger Königssöhne anfertigen und legte sie der Prinzessin unter die Kaffeetasse. Denn da sie seine Einzige war, wollte er sie nicht so mir nichts dir nichts an einen beliebigen hergelaufenen Prinzen zweifelhaften Geblütes hergeben, wie sie in der Märchenzeit zu Dutzenden auf der Suche nach unerlösten Prinzessinnen in leidlichen Verhältnissen abenteuernd umherzogen. — Damals war das so: ob es heute anders ist, weiß ich nicht, da ich wohl in Märchen, aber nicht in Hofgeschichten Bescheid weiß. Kurz also, der Zukünftige sollte nicht nur ein Prinz von Geblüt, sondern auch ein rechter Mann sein, und Prinzeßchen machte Ansprüche. Sie war ein kleines, zierliches Persönchen und ungemein gescheit, hielt etwas auf sich und war wählerisch. Die Sache sei übrigens nicht eilig, meinte sie, und schließlich habe sie ja doch nur die Last davon. Alle Sonntagmorgen, wenn eine neue Liste da war und die Mannsschau, wie sie es nannte, losging, lachte sie wie ein Kobold, hatte an all und jedem etwas auszusetzen wie

der Jud beim Kuhhandel, und brachte ihre Sach' so drollig heraus, daß selbst der königliche Herr Vater seiner angeborenen Würde vergaß und allergnädigst mitlachte.

Das ging so einige Zeit; und es war eine so unterhaltsame Sache, daß die Prinzessin schon am Mittwoch in den Kalender guckte, ob nicht bald wieder Sonntag sei. Aber die Liste ward immer kleiner und dürftiger und enthielt zuletzt fast nur noch Mohrenprinzen aus Afrika. Eines schönen Tages blieb sie ganz aus, der Kanzler zuckte mit den Achseln und bemerkte mit höflichem Bedauern, jetzt habe der Spaß ein Ende; er wisse nur noch einen, das sei der Prinz von Schlaraffenland. Dort würde der Faulste und Dümmste König — und ob er einmal anfragen sollte.

Da machte die Prinzessin ein langes Gesicht; aber der König machte ein noch längeres. Es gab, wie man heute zu sagen pflegt, „eine Szene", bei der Prinzeßchen viel schrie, weinte und schmollte und der König einen sehr roten Kopf bekam. Und damals wie heute kam bei solcher Szene etwas Närrisches heraus, worauf es keiner von beiden abgesehen hatte; und das ist euer Glück; denn sonst könnte ich euch heute mein Märchen nicht erzählen.

Schon am Montag nämlich läßt der König in allen vier Ecken seiner Lande unter Trompetenschall und Paukenknall durch seine Herolde aller Welt kund und zu wissen tun:

„Sintemalen usw. Ihre Königliche Hoheit Unsere innigst geliebte Tochter unter Gottes gnädigem Beistand usw. usw. am jüngst vergangenen zehnten Tage des März, als am Tage der heiligen vierzig Märtyrer, das achtzehnte Lebensjahr vollendet und somit gemäß Unseren Bestimmungen usw. usw. mannbar geworden — als verfügen und befehlen wir, wie folgt, usw. usw."

„Inhaltlich" dieses sotanen Aufrufs ward, kurz und deutsch gesagt, jedermann, welcher sich dazu für geeignet erachtete, gleichviel, wes Landes und Standes er wäre, anheimgegeben, um die Prinzessin zu freien; und wer sich als der behendeste Läufer, der geschickteste Schütze und der wackerste Kämpfer erwiese, der sollte sie haben ohne einige Einrede und Ausrede und Erbe des Thrones sein. Wer seiner Sache aber nicht sicher wäre, solchen könnte die Prinzessin nicht brauchen, und er bliebe gescheiter daheim; denn es ginge um Leib und Leben.

Das klang recht verständig. Es war, wie ihr seht, etwa das, was wir heute ein Preisausschreiben mit freier Konkurrenz nennen, und kam in Märchenzeiten bekanntlich gar nicht selten vor. Nur war damals der Preis regelmäßig eine schöne Prinzessin — ein anmutiger Brauch, der heute aus mir nicht ganz verständlichen Gründen abgekommen ist, vielleicht weil unserer heutigen Kunst mit baren tausend Talern mehr gedient ist als mit einer Königlichen Hoheit. — Der König tat sich denn auch auf seinen Einfall viel zugute. Da es um Leib und Leben geht, meinte er, so werden Stümper und Krümper ihre Finger davonlassen!

Aber auch der Klügste trifft neben das Ziel, wenn er bei der Welt auf Verstand rechnet.

Verwunderlich und von Belang war es zunächst, zu sehen, wer nicht kam. Es kamen nicht die Königsöhne. Damals wie heute hatten die Wände Ohren,

und was von den spöttischen Reden beim Morgenkaffee verlautete, das hatten beflissene Geister emsig weitergetragen. So waren denn die Königssöhne „wohlinformiert" und blieben daheim. Und es kamen ferner nicht die alten, wohlangesehenen und berühmten Meister aller ritterlichen Kunst. Denn wer von ihnen bereits ein Weib hatte, hatte an einer gerade genug, und wer noch ledig war, verspürte keine Lust, Ruhm und Leben gegen eine launische Prinzessin in die Schanze zu schlagen. Im übrigen aber war es geradezu erstaunlich, wie viele Leute es gab, deren jeder den Anspruch erhub, der behendeste Läufer, der geschickteste Schütze und der wackerste Kämpe zu sein. In hellen Haufen rückten die Freier an, der König machte große Augen und hatte seine liebe Not, alle zu beherbergen und satt zu machen, vom Trinken gar nicht zu reden. Es war, als ginge es nicht zum Kampfe auf Leben und Tod, sondern zum Märchenerzählen und Balladensingen.

Alsbald erhub sich nunmehr ein wildes Rennen und Laufen, ein Fechten und Raufen, ein Schießen, Stechen und Hälsebrechen, daß es der Prinzessin schwarz vor den Augen ward und sie den Vater händeringend bat, dem Greuel ein Ende zu machen. Was half's? Der König hatte sein Wort verpfändet, und nachdem man mit der Narretei einmal begonnen, mußte man sie austoben lassen. Der König blieb kühl und sagte bloß: „Tu l'as voulu!" denn er war ein willensstarker Mann und sprach gern französisch. Weiter aber wußte er nichts. —

Nun wird euch wahrscheinlich verlangen zu vernehmen, wie die Sache auslief und wer schließlich den Vogel abschoß; aber das dauert wohl noch eine Weile, bis die bei Hofe fertig sind miteinander. Hört inzwischen, was sich währenddem, fern vom Hofe, in einem Dörflein an der Landesgrenze zugetragen.

Dort wohnte nämlich ein Schuster, der hatte im Laufe der Jahre sieben Söhne bekommen. Von denen fiel immer einer kleiner und spärlicher aus als der andere, beim siebenten aber reichte das Leder nimmer, und er war und blieb so klein, daß man ihn spottweise „Lütke" hieß (= „Kleinchen", vom niederdeutschen lütt = klein. — „Michel" ist das altdeutsche Wort für „groß"); und so will ich ihn auch nennen.

Wegen seiner Kleinheit war er zu keiner Arbeit zu brauchen als zum Ziegenhüten, und das ist ein gar übles und mühseliges Geschäft; denn die Ziege ist ein ebenso boshaftes wie schnellfüßiges Vieh, läuft nie wohin sie soll, sondern stets wohin sie will, und wer ihrer eine Herde beieinanderhalten will, muß die Beine in die Hand nehmen, sonst ist er im Umsehen allein. Dabei lernt einer das Springen und Laufen, das Fallen und Wiederaufstehen, das könnt ihr mir glauben; und Lütke lernte es auch und ward der Geschwindeste im ganzen Dorfe. Nur die Vögel waren schneller; und weil mit Laufen und Springen gegen sie nicht anzukommen ist, machte er sich ans Schießen und übte sich mit Pfeil und Bolzen, bis er den Habicht im Stoß und die Schwalbe im Fluge traf. Das machte ihm keiner nach.

Wer nun die Leute kennt, zumal auf dem Lande, der weiß, daß, wer einmal zu ihrem Gespötte geworden, ihr Narr sein und bleiben muß sein Leben lang. Die Buben höhnten Lütke nach, bis er einmal dem Frechsten einen Bolzen an die Nase schoß, daß sie auflief wie ein Fastnachtskrapfen. Nun ging man ihm zwar aus dem Wege, kicherte aber desto fleißiger aus Ecken und Winkeln, daß er sich oft

über alle Berge wünschte. Immerhin trug er's. Er war zwar ein kleiner Kerl, aber eine groß angelegte Natur, und Dickfelligkeit hatte er von seinen Ziegen gelernt, die, wenn einer hinten aufhaut, vorne seelenruhig weiterfressen.

So verging die Zeit, und Lütte kam allmählich in jene närrischen Jahre voll Schnaken und Grillen, wo die Buben anfangen, sich die Mädchen genauer zu beschauen — und umgekehrt. Was nun die Mädchen anlangt, so hatten sie Lütten von jeher wohl leiden mögen, weil er sie nie prügelte und ihnen keine Kletten ins Haar warf. Und auch jetzt noch, wo sie begannen, sich, der höheren, jungfräulichen Würde bewußt, abseit von den Buben zu halten, machten sie mit Lütke eine Ausnahme, weil sie ihn nicht für voll nahmen. Lütke fühlte das, aber ihm war kätzleinwohl, wenn die schmucken Dirnen mit ihm ihr Spiel trieben, und schickte seine Augen fleißig auf die Wanderung.

Eine war da, das war die stattlichste und sauberste von allen und hielt sich am vornehmsten gegen das Mannsvolk. Nur Lütte durfte um sie sein, und wenn er als ihr getreuer Ritter mit Bogen und Armbrust neben ihr einherging, dann war er stolz und glücklich und vergaß, daß er seiner Dame bequem unter dem Arme hindurchspazieren konnte.

Der Arme! Eines schönen Abends, „als die sinkende Sonne den fernen Horizont" usw. usw. — na, das wißt ihr ja schon oder könnt's in eurem Feuilletonromane nachlesen, — kurz, eines Abends plauderte sie so recht lieb und traulich und streichelte ihm das Haar, wie man einem guten Kinde tut, da wagte er's und bat sie, glühend rot, um einen Kuß.

„Ei, aber Lütte!" rief sie ganz verblüfft und zog rasch die Hand zurück, „was fällt dir auf einmal ein?" — Dann lachte sie laut auf und lief davon, und im Laufen noch rief sie: „Morgen, Lütte, morgen! — aber vergiß nicht, einen Stuhl mitzubringen, sonst reichst du nicht herauf!"

Von allen Bitternissen ist Spott aus Mädchenmunde für ein armes, ehrliches Bubenherz das bitterste. Lütte würgte an dem schlimmen Bissen die ganze Nacht, daß ihm die Tränen in die Augen traten; und als der Morgen kam, getraute er sich kaum hervor ans Tageslicht.

Da vernahm er Paukenknall und Trompetenschall. Des Königs Herold hielt unter der Linden vor dem Gemeindehause, und als er seinen Spruch „Sintemalen usw." getan, war auch Lüttes Entschluß gefaßt. Keine Stunde später war er auch schon im Sonntagskleid, frisch gewaschen und gekämmt, sein Schießzeug über der Schulter, auf der Heerstraße, scheuchte einige Ziegen fort, die ihm aus alter Gewohnheit nachlaufen und das Geleit geben wollten, und wanderte der königlichen Residenz zu. „Daheim bleiben", sagte er bei sich, „mag ich nicht: so will ich mein Glück bei der Prinzessin versuchen. Schlimmsten Falles schlagen sie mich tot; dann komme ich in den Himmel, und die Seelen im Himmel werden nicht mit der Elle gemessen."

Ein Wochener drei etwa mochte er auf der Reise sein und hatte nur noch eine kleine Tagfahrt bis zu des Königs Hofe, da stolperte er bei sinkender Nacht im Walde über etwas, das quer über dem Wege lag und sich im Zwielicht etwa ausnahm wie ein stattlicher Fichtenstamm, und gleich davor lag ein ähnliches zweites

Etwas, auf das er im Fallen mit der Nase aufschlug. Zugleich hub sich einige Ellen davon ein drittes Etwas in die Höhe wie ein struppiger Ginsterbusch. Das Ding konnte aber reden. Eine dröhnende Stimme rief: „Hallo! Vorsicht da unten! Das sind meine Beine!“ und ein riesiger Kerl richtete sich langsam auf, von ganz außergewöhnlichen Leibesverhältnissen, aber anscheinend ungefährlicher Gemütsart. Er griff nach Lütken mit zwei Fingern wie nach einem Floh, das heißt daneben, und als er den behenden Springer nicht fassen konnte, lachte er, rieb sich den Schlaf aus den Augen und fragte, wo die Reise hinginge.

„Zu Hofe!“ sagte Lütke wichtig und reckte sich, daß er einige Zoll größer wurde.

„Aha!“ meinte der Riese, gutmütig grinsend, „Leibzwerg werden! — gelt? Das schickt sich ja vortrefflich! Denn dahin will ich auch.“

So kamen die beiden ins Gespräch, und Lütke, dessen Lage nicht die beste war, und der schon aus Scham eher zu wenig als zu viel sagte, ließ den Langen reden. Da erfuhr er denn zu seinem Troste, daß auch Michel der Riese mit dem launischen Geschlechte der Mägdlein üble Erfahrungen gemacht hatte.

„Größe wird heutzutage nicht mehr anerkannt!“ klagte Michel trübsinnig. „Die eine, die ich von allen am besten leiden mochte, meinte schnippisch, sie wolle keinen Mann, der sie in die Tasche stecken könne wie eine Schnupftabaksdose, und die zweite sagte, die Hälfte von mir sei ihr schon zu viel. Nun gehe ich zum König: das ist doch einer, der Größe zu schätzen weiß! Die Prinzessin ist so gut wie mein; denn mich kann keiner. Bin ich dann des Königs Eidam, so kannst du uns mit deinen Sprüngen und Faxen die Zeit vertreiben. Willst du?“

Lütke dachte sich sein Teil, sagte aber, ihm wäre es schon recht und er wollte ihm schon was vormachen. Dann schlüpfte er unter des Riesen Rockschlappen, wo es hübsch warm war; denn der Riese kampierte im Freien, weil alle Wirtshausbetten für ihn zu kurz waren.

Als die beiden Reisegefährten andern Tages bei Hofe eintrafen, hatte sich der erste wilde Sturm bereits gelegt, und die Wettkämpfe neigten ihrem Ende zu. Die wenigen des edlen Waffenhandwerks wirklich Kundigen, welche erschienen waren, hatten schon nach drei Tagen mit kurzem, höflichem Abschiede dem Tumulte achselzuckend den Rücken gekehrt, ohne nur das Schwert zu lupfen. Ihnen folgten die Ehrlichen, nachdem sie sich die saubern Kumpane der Freier bei Lichte betrachtet, und die Harmlosen, nachdem man sie gründlich gerupft und gezaust hatte. Am längsten hatten die Dummen ausgehalten. Dummheit läßt sich nicht stören, nicht belehren und am allerwenigsten bekehren:

Dummheit und Diamant
Hält jedem Angriff Stand.

Darum taugen auch beide zu nichts als zum Schmucke für Leute, welche solches Schmuckes bedürfen, wenn man auf sie sehen soll.

Was jetzt noch zuhanden war, das waren Leute von Profession, welche auf ihre großen Mäuler und kräftigen Fäuste reisten, Fechtbrüder und Klopffechter, gewohnt, vor einer maulaufsperrenden Menge für klappernde Münze ihre Knochen zu Markte zu tragen. Nachts lärmten sie auf der Bierbank und brüsteten sich mit

ungetanen Taten, bei Tage gaben sie den Ton an, saßen hochnäsig zu Gerichte über jeden Hieb und Schuß, ob er auch nach Gesetz und Brauch sei, und ließen an keinem ein gutes Haar, der nicht zu ihrer sauberen Bruderschaft schwur. Sie selbst waren Meister in allerhand Finten und Mätzchen, den Gegner zu übertölpeln und ihm das Bein unterzuschlagen.. Gegen alle Unzünftigen waren sie einig; jetzt aber, wo sie unter sich waren, ging es wild und gehässig her, und es war eine Lust zu schauen, welche Fechtkünste sie aufwandten, um nach etwas auszusehen, ohne die eigene Haut in Gefahr zu bringen.

Die besten Aussichten vorerst aber hatte ein eitler, windiger Kerl, dem es mit den altbewährten und gepriesenen Kunststückchen nicht hatte glücken wollen. Daher focht er allamodisch — was man heute etwa modern nennen würde. Seine Kunst war zwar noch viel nichtsnutziger; aber sie verblüffte dadurch, daß sie alle seither gültigen Regeln auf den Kopf stellte; und verblüffen hieß damals wie heute obsiegen.

So beschaffen war der Stand des überall ausposaunten Wettstreites. Gerade tummelten sich unter Lärmen und Geschrei auf übel zertretenem Rasen eine Reihe von Paaren, die gottserbärmlich aufeinander losschlugen. Einige hinkten mit geschundenen Gliedern ab, andere wickelten Lappen um ihre blutenden Wunden. Eine Handvoll Bauern aus der Umgegend gaffte blöde über den Bretterzaun, im Hintergrunde auf einem Schaugerüst saß der König mit seiner Tochter — der König finster und gleichgültig, die Prinzessin bleich, abgespannt und trübe; denn sie war des Treibens satt bis zum Ekel und schauderte doch, wenn sie dachte, daß es so oder so einmal zu Ende gehen müsse.

Da rissen die Herolde das Tor auf, stießen in ihre Zinken, und herein spazierte das seltsamste Menschenpaar, das man je zusammen gesehen. Die Fechtenden vergaßen ihre Paraden und Ausfälle, starrten im ersten Augenblicke ganz entsetzt auf das fünf Ellen hohe Ungetüm und begannen dann angelegentlich untereinander zu tuscheln und zu flüstern. Das Paar nahte sich dem Throne.

„Ach, wie nüdlich!“ rief die Prinzessin (denn sie zierte sich ein bißchen, wie alle kleinen Personen), als Lütke sie mit einem ausgesucht schönen Bückling begrüßte und dabei anmutig die Hand aufs Herz legte. Aber wie erschrak sie, als der Knirps, der noch einen Kopf kleiner war als sie selber, nunmehr alles Ernstes seine Absicht kundtat, für ihren Besitz in die Schranken zu treten!

„Lütke!“ sagte sie gnädig, „du gefällst mir, weil du kein solcher Schlagetot bist wie der andere: wozu willst du dein Leben wegwerfen? — Und ich, was sollte ich schließlich auch mit einem Manne, den ich jedesmal mit eigner Hand auf den Thron heben und bei dem ich aufpassen müßte, daß er mir nicht wieder herunterpurzelt? — Nimm Vernunft an, Lütke!“

Das war nun gar nicht nach Lütkes Meinung. Er berief sich auf das Königliche Edikt und auf die Bibel, verwies auf die Geschichte von David und Goliath, wie bisher noch jeder kleine Gernegroß getan, und forderte sein Recht.

Das war ärgerlich. Und nun gar der Goliath, der ihr einen Kratzfuß machte, daß die Rasenstücke hintenausstoben! Lieber Himmel! der kam ohne Bücken nicht durchs Schloßtor und setzte sie schon wegen der Bettwäsche in Verlegenheit!

So kam denn die ärgste Not zuletzt; aber es half kein Maulspitzen. Unheil reitet schnell, die Reue hat lahme Beine und hinkt hintennach.

Der nächste Morgen brachte eine Überraschung. Die Drommeten schmetterten, und die Herolde riefen die Paare auf; aber die Schranken blieben leer. Die Brüder von der Zunft, den Allamodischen eingeschlossen, hatten merkwürdigerweise alle mit einem Male einen dringenden „Ruf" nach auswärts erhalten und hatten die angenehme Kühle der Nacht zur Abreise benutzt. Michel, der mit Lütke allein auf dem Platze war, grinste über das ganze Gesicht und fragte den Kleinen gemütlich, ob er nicht hinter ihnen herlaufen wollte, um sie zurückzuholen. Lütke aber sah sehr ernsthaft drein und sagte nur ruhig: „Was ich zu klein bin, das bist du zu groß." — So begann denn das ungleiche Spiel.

Der Wettlauf war das erste. Eine kleine Wegstunde vom Schlosse entfernt lag ein prächtiger Garten des Königs, und es galt, wer dort zuerst eine blühende Rose bräche und zurückbrächte. Nun führte aber der gerade Weg dahin durch einen dichten, ganz mit Unterholz durchwachsenen Wald und über steile, steinige Halden. Michel nahm auf der ersten, freien Strecke sogleich die Führung und ließ den zu kurz vorgeschuhten Lütke weit hinter sich. Als es aber in den Wald ging, wandelte sich das Bild. Während der Zwerg aalglatt und gewandt wie ein Wiesel durch das engste und verworrenste Gestrüpp schlüpfte, mußte Michel die böse Erfahrung machen, daß es ebenso gefehlt ist, sich im Laufen auf die längeren Beine als im Hören auf die längeren Ohren zu verlassen. Bei den Halden sollte es noch schlimmer kommen. Lütke hatte die Kunst, sich mit derart schwierigem und abschüssigem Gelände abzufinden, daheim von einem Meister, einem alten, erfahrenen Ziegenbock gelernt, dem er seine Sprünge abgesehen, und nahm leicht jedes Hindernis — der Riese stolperte und fiel, und es ist das Los alles Großen auf der Erde, daß es härter und schwerer fällt als das Kleine, das leichter und der Erde näher ist.

Das gab den Ausschlag. Michel schlug sich noch mit zähen Brombeerranken und halb gestürzten Baumstämmen herum und rannte sich alle Augenblicke elend fest, da legte Lütke bereits der Prinzessin mit anmutiger Verbeugung ein reizendes Rosenknöspchen in den Schoß, das sie alsbald an ihren Busen steckte. Als aber Michel am späten Nachmittage übel zerrissen und zerschlissen mit einem ganzen Rosenbusch unterm Arme keuchend anlangte, war der Platz leer bis auf einige alte Besenweiber, die gerade ausfegten. Die sagten ihm, die allerhöchsten Herrschaften seien seit einer Stunde beim Mittagessen.

„Tut nichts!" tröstete sich Michel über seinen ersten Mißerfolg, „wollen sehen, wer zuletzt lacht!" Am nächsten Tage trat er mit einer mächtigen Armbrust in die Schranken. „Heute zeig' ich, was ich kann," dachte er bei sich, „und ich stehe gut dafür, daß der König gewahr werden soll, was ich für ein Kerl bin!" Und als nun auch Lütke zur Stelle war mit seinem schmächtigen Bogen und den nadeldünnen Pfeilen, mit denen er daheim nach allerhand kleinem Getier geschossen, wie es auf dem Anger kreucht und fleugt, legt der Lange an und schießt — bauz! — dem Könige geschickt den Reichsapfel aus der Hand.

„Das nenne ich aber grob!" rief der König und lief dem davonrollenden Reichsapfel nach, ohne den er nicht regieren konnte. Gleichzeitig aber kreischt die

Prinzessin grell auf und haut entsetzt mit beiden Händen um sich wegen einer riesigen Hornisse, die ihr in unehrerbietiger und offenbar feindseliger Weise um hochihr Näschen herumsurrt, und je heftiger die Prinzessin schlägt, je zudringlicher wird das garstige Vieh.

Da schwirrt's leise dicht an ihrer Nase vorbei, und im Umsehen haftet die Hornisse, von Lüttes Pfeil festgenagelt, hinten an der Bretterwand wie ein aufgespießter Falter und krümmt den Leib und löckt den giftgeschwollenen Stachel.

Die Prinzessin lachte vor Entzücken. „Lütte!" sagte sie und gab ihm gerührt ein gnädiges Patschhändchen, „du hast gesiegt. Der beste Schuß ist und bleibt der Schuß zur rechten Zeit; und ich würde dich auf der Stelle lieben, wenn du mir nicht zu diesem Behufe zu klein wärest."

Michel merkte zu spät, daß es übel angebracht ist, bei Hofe die Insignien der königlichen Gewalt zu Schießversuchen zu benutzen. Der König betrachtete grollend die häßliche Beule in seinem Reichsapfel; dann wandte er sich höhnisch an die Prinzessin. „Morgen also wird sich's weisen," lachte er ingrimmig, „ob du einen Zwerg oder einen fünf Ellen langen Bauernlümmel zum Manne kriegst. — Einen Prinzen hast du ja nicht gemocht!" —

Die Wahrheit zu sagen, war es um die Gefühle aller Beteiligten wunderlich genug bestellt. Keiner war so recht mit sich und der Welt zufrieden, selbst Lütte nicht, und jeder hatte in der nächstfolgenden Nacht unruhige Träume, in denen er aus einer Verlegenheit in die andere geriet. Der König sah Michel auf dem Throne sitzen und sollte mit Lütten nach dem Reichsapfel um die Wette laufen — Michel schlug sich die ganze Nacht mit dem Zwerge herum, der kleiner und kleiner ward und immer verschwand, wenn ihn Michel zu treffen gedachte — Lütte mühte sich vergebens, auf einen himmelhohen Thronsessel emporzuklimmen und war wild auf die Prinzessin, die lachend dabeistand und ihm beständig mit der Hand hintenauf schlug. Nur die Prinzessin schlief nicht und träumte nicht. Als aber im Schlosse alles still war, stand sie sachte auf, packte etwas weißes Unterzeug und ein Paar reine wollene Strümpfe ins Schnupftuch, steckte die Taschen voll Dukaten und machte sich durch die Küchentüre auf und davon.

Am andern Morgen standen sich Michel und Lütte gegenüber wie Dackel und Bulldogg, harrten der höchsten Herrschaften und maßen sich einstweilen mit giftigen Blicken — da stürzt der König aus dem Schlosse in Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze und meldet, blaß vor Schrecken, aus dem Kampfe könne nichts werden, die Prinzessin sei durchgegangen und über alle Berge.

Michel und Lütte sahen sich an und atmeten erleichtert auf. Lütte aber, als der Gewandtere, beeilte sich, dem Könige ob dieses schmerzlichen Familienereignisses sein aufrichtiges untertänigstes Bedauern geziemend auszudrücken.

„Meine Herren!" entgegnete der König gerührt, aber gefaßt, und nahm Zepter und Reichsapfel in die Hand, die eben ein Kammerdiener, vor Eile keuchend, ihm nachbrachte, „meine Herren! der Wettstreit ist erledigt, da nach Gottes unerforschlichem Ratschluß die Preisprinzessin ohne Unsern Willen in Abgang geraten ist. Es erübrigt Uns, allen Beteiligten für aufgewandte Mühe Unsern königlichen Dank auszusprechen. Ich danke Ihnen — — ich danke Ihnen nochmals!"

Er griff salutierend an die Schlafmütze, und der offizielle Teil der Feier war beendet.

Als nunmehr der König, um sich ein bißchen was anzuziehen, nach dem Schlosse zurückging, tat er den beiden, die ihm ehrfurchtsvoll das Geleite gaben, seine weiteren Absichten kund. „Mein königliches Wort“, sagte er, „ist verpfändet, und es betrübt mich tief, es nicht einlösen zu können. Aber euer Recht soll euch werden. Zieht hinaus in die Welt und sucht nach meiner Tochter; und wer sie findet, der soll sie haben. — Mehr kann ich nicht tun!“

Am Schloßtor nahm er Abschied — die beiden waren allein. Aber anstatt nun schleunigst davonzulaufen und sich auf die Suche zu machen, blieben sie stehen und sahen sich mit ungewissen Blicken an.

„Michel!“ sagte endlich Lütke mit edler und offener Herzlichkeit und streckte dem Langen die Hand hin, „ich lasse sie dir: du bist der Größte!“

„Lütte!“ sagte Michel und ergriff gerührt die Hand des Kleinen, „behalt du sie! Du bist der Richtige: mir ist sie zu klein!“

„Aber ich mag sie ja gar nicht!“ rief trotzig der Zwerg.

„Und ich erst recht nicht!“ brüllte der Riese und zog vom Leder.

Und so wäre es wahrhaftig doch noch zu einem Preisfechten gekommen, weil keiner den Preis haben wollte, und die Welt hätte einen Wettstreit gesehen, wie er noch niemals dagewesen — hätte nicht Lütke als der Gescheitere nachgegeben.

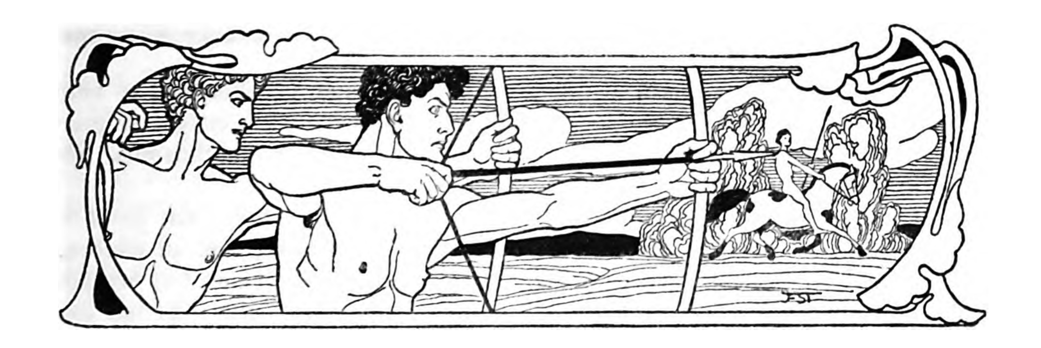
„Was streiten wir uns?“ rief er lachend. „Lassen wir sie laufen!“

So taten sie denn auch und blieben beieinander und wurden gute Gesellen, die noch manches seltsame Abenteuer gemeinschaftlich bestanden.

Von der Prinzessin hat man lange nichts mehr gehört. Viel später erst erfuhr man durch einen fahrenden Märchenerzähler, daß sie richtig den Prinzen von Schlaraffenland genommen hat. Den hatten die Schlaraffen zur Probe in die Welt geschickt, irgendeine große und merkwürdige Dummheit zu machen, weil er nach den bestehenden Satzungen anders nicht ihr König werden konnte. Bei der Gelegenheit fand er die Prinzessin und ließ sich von ihr erzählen, daß sie davongelaufen sei, weil sie sich vor Freiern nicht habe retten können. „Aha!“ dachte er, „das ist die Rechte!“ und nahm sie mit und machte sie zu seiner Frau, und soll hinterher noch oftmals gesagt haben, eine größere Dummheit hätte er nicht machen können.

Wer's Glück hat, führt die Braut heim.

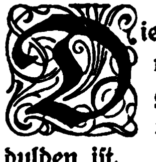




Noble Passion

Von

F. Freimund



Die Jagd an sich mag man als ein notwendiges Übel in dieser „Kultur"-welt oder in dem ganzen Weltgetriebe mit in den Kauf nehmen, gleichwie die Schlächterei, die, menschlich betrieben, so lange, als die Menschheit sich noch nicht zum Vegetarismus bekehrt hat, zu dulden ist.

Eine traurige Notwendigkeit, aber auch nicht mehr als dies! Sie zu einer vornehmen, ritterlichen Beschäftigung zu erheben, wird vor dem Richterstuhle der reinen Vernunft nimmermehr gelingen; allenfalls mag man sie ein „nobles Plä-sier" oder eine „noble Passion" nennen, ein schillernder Ausdruck, über dessen Wert sich jeder schlüssig machen möge.

Das Urteil aber wird sofort zu einer Verurteilung, wenn es die Auswüchse der Jagd betrifft; und diese sind an Zahl und Art fast zahlreicher und unerträglicher, als die weidmännisch betriebene Jagd. Sie laufen auf das Töten des Wildes als Sport hinaus. Hier der Sonntags- und Aasjäger, dort die Treibjagd, manchmal auch eine auf die Treiber; hier Stierhetzen, dort Fuchshetzen, je nachdem es des Landes so der Brauch ist. Keines hat es nötig, aus dem eigenen Glashause in fremde mit Steinen zu werfen.

Auch im lieben Deutschland, im „Volke der Denker und Dichter", schleppen wir uns mit den Rudimenten einer sonst längst überwundenen Entwickelungsstufe noch herum. Und, schlimm genug, die oberen Zehntausend gehen nicht mit gutem Beispiele voran, hier nicht, wie auch nicht in manch anderer Beziehung.

Zu den Festlichkeiten der Höfe gehört, außer den unerläßlichen „Festessen" und „Festreden" mit nachfolgender Ausstellung von weißem Menschenfleische im Theater, auch die Hofjagd als ein „Requisit" der höfischen Schaustellung und der Ehrung eines Gastes.

Entweder werden die Tiere in Massen in einen Kessel getrieben und hier von der Kugel der Herren der Welt zur Strecke gebracht und die Strecke nachher mit Kenneraugen und Siegerstolz gemustert: ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen! Und, um das Maß voll zu machen, die Berichte verkünden nachher dem bewundernden Volke, wie viele „Kreaturen" wieder erlegt worden

seien; ja hier und da wird ein Denkmal errichtet, das auch der Nachwelt es noch verkünden soll: Hier hat Serenissimus N. N. die 50 000ste Kreatur erlegt! Gipfelpunkt des in Demut und Selbstentmannung ersterbenden Byzantinismus, des aktiven wie des passiven!

Oder es gilt eine „Parforcejagd". Behalten wir hier ruhig den fremden Ausdruck bei; die deutsche Sprache ist zu gut, um dafür mißbraucht zu werden.

Wie es da hergeht, darüber können wir hinweggehen; fort und fort bringen die Zeitungen die Berichte — warum, warum eigentlich? —; und nicht nur um ihres sachlichen Inhaltes willen, auch wegen ihrer Sprache, besser ihres Jargons, wirken sie auf jeden natürlich und feiner empfindenden Menschen gleich einem seelischen Brechmittel.

Dem Eber, der parforcegehetzt wird, sind vorher die gefährlichen Hauer ausgebrochen worden; es soll ja nur ein nobler Sport, kein ritterlicher Kampf sein. Auch „Damen" finden sich im „roten Felde" mit ein: „willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an". Und so geht das Woche für Woche, Jahr für Jahr; wie lange noch?

So lange noch, als das Volk es sich bieten läßt und nicht erzieherisch von unten nach oben wirkt. Und damit ist freilich ein Anfang gemacht worden. Aus der Nähe Berlins, aus dem Grunewalde mußten diese Jagden verlegt werden, weil der schaulustige gewöhnliche Sterbliche, der „Untertan", dem solche Heldentaten der Halbgötter nicht faßbar sind, sie nicht mehr bewunderte, sondern mehr und mehr die Waffe des Spottes brauchte und schlechte Witze riß.

Im übrigen, die Sache birgt eine ernstere Gefahr in sich: ein solches lustiges rotes Feld könnte, wie im alten Frankreich, doch sehr leicht, ganz naturgemäß, ein anderes „rotes Feld" heraufbeschwören: Rot um Rot, Schuld und Sühne!

Es scheint, wir haben es mit einer nicht auszurottenden Krankheit zu tun, die alle den höheren Kreisen Angehörenden ansteckt. Der Serenissimus hier hetzt Hirsche, Eber und Füchse, jener hat den Vorsitz bei einem Stiergemetzel; Präsident a. D. Roosevelt schießt sich in Afrika satt, um des Vergnügens willen, nicht aus der harten Notwendigkeit eines Schlächters oder Jägers von Beruf.

Es war so seit je. Man kennt jenes im Galgenhumor — und damals konnte dergleichen leicht an den Galgen bringen — abgefaßte Schreiben des Dichters Matthias Claudius über die Hetzjagd:

„Schreiben eines parforcegejagten Hirschen an den Fürsten, der ihn parforcegejagt hatte.

d. d. jenseits des Flusses.

Durchlauchtigster Fürst, Gnädigster Fürst und Herr!

Ich habe heute die Gnade gehabt, von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht parforcegejagt zu werden, bitte aber untertänigst, daß Sie gnädigst geruhen, mich künftig damit zu verschonen. Ew. Hochfürstliche Durchlaucht sollten nur einmal parforcegejagt sein, so würden Sie meine Bitte nicht unbillig finden. Ich liege hier und mag meinen Kopf nicht aufheben, und das Blut läuft mir aus Maul und Nüstern. Wie können Ihre Durchlaucht es doch übers Herz bringen, ein armes, unschuldiges Tier, das sich von Gras und Kräutern nährt, zu Tode zu jagen?

Lassen Sie mich lieber totschießen, so bin ich kurz und gut davon. Noch einmal, es kann sein, daß Ew. Durchlaucht ein Vergnügen an dem Parforcejagen haben; wenn Sie aber wüßten, wie mir noch das Herz schlägt, Sie täten's gewiß nicht wieder, der ich die Ehre habe, zu sein mit Gut und Blut, bis in den Tod usw." (Matthias Claudius' sämtl. Werke, Teil 3, S. 93.)

Doch es hat auch immer rühmliche Ausnahmen gegeben. Friedrich der Große war auch darin groß, daß er klein in der Jagd war; er hat seiner Abneigung scharfen Ausdruck gegeben und ist, nur um seinem Vater, einem wilden Jäger wie nur einer, den Gefallen zu tun, mit auf die Jagd gegangen. Aber er trat dann hinter einen Baum und gab sich dem Genusse der Lesung eines Buches hin, um dann — der Schelm! — seinem Vater sein Mißgeschick zu klagen, daß er wieder nichts erlegt habe. Auf ihn paßte eben das Wort des griechischen Weisen: „Die Staaten werden am glücklichsten sein und am besten regiert werden, in denen Könige Philosophen und Philosophen Könige sind." Das aber ist freilich ein gar seltenes Göttergeschenk.



Weihnachtslied des Türmers

Von

Ernst Lothar

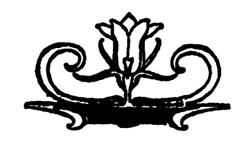
Schwermütig wächst Genügen
Mir aus der Einsamkeit.
Bin ferne ihren Flügen
Und künde doch die Zeit;
Es gab des Turmes Schweigen
Sich mir so ganz zu eigen,
Von Lächeln fern und Leid.

Ein Baum ist angezündet,
Vor seinen Zweigen mündet
Der Wünsche großer Strom.
Sie heben sich in müder
Und milder Zeit wie Brüder
Hoch auf zu meinem Dom.

Dies hat sich schön gewendet,
Daß Ruhe rings verspendet,
Ruhe umblüht den Turm.
Hat jeder seine Kerze,
Weiß jeder jetzt sein Herze
Vor Streit bewahrt und Sturm.

Die vielen Kerzen brennen,
Die vielen Herzen nennen
Den Namen nur des Herrn.
Silbern auf stille Hügel
Schweben ganz weiße Flügel.
Silbern steht Stern um Stern.

Seht! Was ich will und ringe,
Nun hat's die Nacht vollbracht:
Daß euch ein Sinn umschlinge,
Euch, die mein Turm bewacht.
Die Glocke hat geschlagen:
Es will der Friede tagen.
Ihr Männer, habet acht!





Schiller, wie sie ihn sehen

Sage mir, wie du zu einem Großen und Eigenen stehst, und ich werde dir sagen, wer du bist. So begriffen, bietet es ungleich mehr als etwa nur literarhistorisches Interesse, was uns die verschiedenen politischen und sozialen Gruppen aus Anlaß seines 150. Geburtstages über Schiller zu sagen hatten. Man darf diese Selbstzeugnisse z. T. als kulturhistorische Aktenstücke werten.

Prophete rechts:

Schillers Person, führt R. Bartolomäus in der „Kreuzzeitung" aus, „sein Leben, seine Werke sind schon zu seiner Zeit ein Gegenstand der heftigsten Angriffe, der bittersten Verurteilung gewesen. Aber alle diese persönlichen, diese literarischen Feinde deckt jetzt der Staub der Vergessenheit und der großen Bibliotheken. Kaum daß sie noch in den großen Literaturgeschichten erwähnt werden, und zwar zum Teil nur deshalb, zum Teil hauptsächlich deshalb, weil sie ihre philosophischen und literarischen Ansichten Schiller gegenüber geltend zu machen versucht haben. Schiller hat sie überlebt. Das Ansehen seiner Schöpfungen, vielleicht noch mehr das Ansehen seiner Persönlichkeit, hat sie alle überlebt und wird sie ferner überleben. Er gehört zu den Männern, denen, um etwas Äußerliches zu erwähnen, die meisten Denkmäler im Gebiete der zivilisierten Völker gesetzt worden sind.

Es war etwas in seinen Schriften, in seiner Erscheinung, was das Volk aufs tiefste bewegte und zu immer neuen Versuchen begeisterte, seine Gestalt so aufzufassen, so umzuschaffen, daß es sich sagen konnte: So ist er, so war er — so hätte er sein müssen, wenn er länger gelebt hätte.

Es war aber nicht nur der frühe Tod, das viel zu frühe Hinscheiden, bei dem man nie müde wurde zu bedenken und zu erörtern, wie er sich wohl zum Sturze des Vaterlandes, zu dessen Besieger, zum Wiederaufstehen der alten Kraft verhalten hätte — ob er Napoleon wohl auch gehuldigt hätte, wie so viele andere. Auch nicht seine deutsche, männliche Anspruchslosigkeit in allen Erfordernissen des äußeren Daseins, auch nicht die Schönheit seiner Sprache, die vielleicht am allermeisten die Pracht und den Glanz der deutschen Sprache zutage bringt.

Es waren Dinge, die jeder begreift, seine Wahrhaftigkeit, sein Gemüt eines wahren und großen Dichters, die unschuldvolle Absichtslosigkeit seiner Worte und Gedanken, die im großen und edlen Sinn kindliche Heiterkeit, die sich in seinem Leben wie in seinen Schriften offenbarte, und das erhabene und große Ziel seiner Handlungen, das eben da zutage kam, so daß man dabei an das erinnert wird, was Luther von der Poesie der Psalmen urteilt, und wozu Goethe fortgerissen wird, wenn er von ihm sagt:

— wie er mit Riesenschritte —
Das dunkle Buch mit heiterm Sinne las, —
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Wahrlich eine herzbewegende Erscheinung, dieser Mann, geboren im unteren Mittelstande des Volkes, durch Charakter und wahrhaft edlen Sinn an der Seite seiner Fürsten! Eine Lebenslage, die er, naiv genug, als sein gutes Recht in Anspruch nimmt —

Es soll der Sänger mit dem König gehen:
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!

Nicht minder wunderbar, wenn wir hören, daß Soldaten jener kriegumblitzten Jahre nach seinem Tode Schriften von ihm im Tornister mit sich herumtrugen, um sich daran zu erfreuen und aufrechtzuerhalten, oder daß die preußischen Husaren, ergriffen von dem geschichtlichen Augenblick, ihren Einritt in Moskau unter den Truppen des Weltbeherrschers nicht anders feiern mögen als mit Schillers Reiterlied —

Auf der Degenspitze die Welt nun ruht —.

Goethe sagt von ihm, er habe nie einen wahrhaftigeren Menschen gekannt als Schiller; und Frau von Staël: Sa conscience est sa muse — seine Kunst kommt aus der Tiefe seines Wesens. Was keine Tiefe hatte, vermochte ihn nicht dauernd zu beschäftigen ...

Man hat seine Arbeit, dies darzustellen, dies zu erweisen, lange Jahre, entsprechend den damals die Zeit bewegenden Gedanken, mißverstanden, und auf politische Gebiete übertragen, was von dem Reich der Seele des einzelnen gemeint war. Das ist nun überwunden, und um so klarer strahlt nun die ‚ringende, kämpfende Schillerseele' als der Ausdruck dessen, was der deutschen Seele überhaupt das Höchste gilt: die Unabhängigkeit des Denkens und Empfindens, nicht um der Willkür, der Losgebundenheit willen, sondern um das bilden und nutzen zu können, was die Vorsehung in den einzelnen gelegt hat.

In dieser Welt- und Lebensanschauung ist sein künstlerisches Interesse für alles begründet, was eine Welt für sich bedeutet, für die Frauen, die Jugend, den Soldatenstand.

Er ist einer der Hauptschöpfer des Frauenideals, das so wesentlich dazu beitrug, die Stellung und das Ansehen des weiblichen Geschlechts zu heben. Er empfand wie kein anderer die Poesie und die ganze Tragik der Jugend, wenigstens der deutschen Jugend. Niemand hat wie er über das Kriegsleben, über die Personen der Heere, die Feldherren, die Offiziere, die Leute ein solches Licht der Darstellung ergossen, niemand wie er diesen Stand so hoch erhoben, seine Bedeutung im Geist, in der Seele, im Gemüt der Menschheit so tief erkannt und dargestellt, wie er.

Mit diesem Individualismus, mit dieser todesmutigen Sehnsucht nach Freiheit von dem ‚Gemeinen', dem Alltäglichen, wird er im Gedächtnis des Volkes bleiben, solange es sich der Philister zu erwehren vermag, denen vor der eigenen Geschichte graut und denen jede Individualität Angst macht, die sich aus dem Haufen heraushebt.

Und solange man den Wert der einzelnen Menschenseele versteht und deren Bildung zu fördern bestrebt ist, wird man zu begreifen und zu nutzen imstande sein, was seine Frau von ihm zu ihren Kindern gesagt hat, das Beste, was überhaupt von ihm gesagt ist: Lasset euch sein Beispiel lehren, was der Mensch aus sich zu machen vermag!

Prophete links:

Das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts", hält es zunächst für nötig und nützlich, der „Bourgeoisie" — damit sie ja nicht übermütig wird! — ganz summarisch zu Gemüte zu führen, daß es Schillern beleidigen hieße, wollte man seinen Namen in einem Atem mit dem heutigen deutschen Bürgertum nennen: diese „ideallose Kaste" (!) habe mit dem begeisterten Vorkämpfer idealer Zwecke nichts mehr gemein. „Und schon die Wortführer

des Bürgertums der neuen Ära, die Schiller bei seinem hundertsten Geburtstag als den ihrigen in Anspruch nahmen, verunglimpften den großen Toten, indem sie aus dem republikanischen Weltbürger einen gemäßigt-liberalen Nationalvereinler machten. Das hindert aber nicht, daß Schiller allerdings ein bürgerlicher Denker zu nennen ist: bürgerlich wohlverstanden in dem umfassenden Sinne jener vorrevolutionären Zeit, als es noch bürgerliche Ideale gab, als zum Bürgertum, zum dritten Stand, alles zählte, was nicht zu den privilegierten Ständen gehörte, als ein vierter Stand sich kaum erst vom dritten loszulösen begann. Deshalb springt auch der bürgerliche Grundzug von Schillers Denken nicht ohne weiteres ins Auge. Wenn man seine revolutionären Jugenddramen mit ihren fortgesetzten Angriffen auf die damals bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung liest, so liegt nicht ganz an der Oberfläche, daß auch hier die Gedankenrichtung im Wesen bürgerlich ist. Hier und da in seinen Schriften aber läßt Schiller ein Wort fallen, das den bürgerlichen Standpunkt geradezu hervorkehrt. So preist er in seiner Jenenser Antrittsrede von 1789 als ‚Schöpfer unserer ganzen Kultur' den ‚wohltätigen Mittelstand', in dem ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreife. — In seiner Abhandlung über Völkerwanderung, Mittelalter und Kreuzzüge ist die Aufgabe, für die Freiheit zu kämpfen, das neue Europa zur Freiheit zu führen, dem ‚dritten Stande' zugewiesen.

Sonst wird man sich über Schillers Stellung in den Klassengegensätzen seiner Zeit am besten klar, wenn man sein Verhältnis zur Aufklärung ins Auge faßt. Bei dem immer noch obwaltenden Vorurteil gegenüber der ‚Aufklärung', das bei diesem Worte ganz irrtümlich bloß an die philisterhaften Seichtbeuteleien von Nicolai und Genossen denkt, könnte es als Tempelschändung erscheinen, Schiller unter die ‚Aufklärer' zu rechnen. Aber tatsächlich ist dies durchaus berechtigt. Mehring in seiner Schillerbiographie hat es bereits ausgesprochen, daß Schiller im letzten Grunde zu den bürgerlichen Aufklärern gehörte: ‚in die Reihe der Diderot und Rousseau und Voltaire, der Lessing und Herder, die auf dem Gebiete der Ästhetik, der Historie, der Philosophie, der Poesie nach vernichtenden Waffen gegen die feudale Weltanschauung suchten'. — Da erscheint der Aufklärer Schiller in sehr guter Gesellschaft, und man darf noch einen hochberühmten Namen nennen, der für Schiller bedeutungsvoll gewesen ist. Der Kritiker der Vernunft nämlich, auf dessen Philosophie Schiller in seinem Mannesalter gefußt hat, Immanuel Kant, gehört auch zu den ‚Aufklärern'; seine Worte stellen die philosophische Krönung der Aufklärung dar. Kants Aufsatz von 1784: ‚Was ist Aufklärung?' beantwortet diese Frage dahin: Aufklärung sei geistige Mündigkeit und führe den Wahlspruch: ‚Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.' Kant stellt weiter die Frage: ‚Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter?' und antwortet: ‚Nein, aber in einem Zeitalter der Aufklärung'; die Mehrheit der Menschen ist noch nicht mündig; sie ist noch nicht fähig, in Religionsdingen die Leitung eines anderen zu entbehren, aber sie ist auf dem Wege dazu. Um den Weg beschreiten zu können, dazu bedarf die Aufklärung der Freiheit, von der Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Meinungsfreiheit, damit Aufklärung in religiösen Fragen verbreitet werden kann, diesen Begriff der Aufklärung im engeren Sinne des Wortes führt Kant hier vor. Daß auch dahinter der Klassengegensatz zwischen Bürgertum und privilegierten Ständen steckt, spricht schon das Kommunistische Manifest mit den Worten aus: ‚Als die christlichen Ideen im 18. Jahrhundert den Aufklärungsideen unterlagen, rang die feudale Gesellschaft ihren Todeskampf mit der damals revolutionären Bourgeoisie. Die Ideen der Gewissens- und Religionsfreiheit sprachen nur die Herrschaft der freien Konkurrenz auf dem Gebiete des Wissens aus.'

Wie Rousseau nimmt auch Schiller einen Naturzustand an, in dem die Menschen noch nicht in Gesellschaft, sondern vereinzelt lebten. Der Mensch ist ihm nicht ‚von Natur ein Gesellschaftswesen', mit Aristoteles zu sprechen. So finden wir in der ‚Glocke' den ‚ungesell'gen Wilden'. Auch die Jenenser Antrittsrede spricht vom ‚ungeselligen Höhlenbewohner' und erwähnt den Fortschritt des Menschen ‚von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft'. Dieser Zustand roher Natur — das erkennt Schiller an — ist bei keinem Volke und Zeitalter nach-

zuweisen, und er betont einmal nachdrücklich, daß dieser Naturzustand nur in der Idee existiere. Wie den übrigen konsequenten Aufklärern erschien auch ihm die feudale Gliederung der Gesellschaft in Stände, erschienen ihm die ökonomischen Einschränkungen der Bewegungsfreiheit des einzelnen als Abweichungen vom Natürlichen, die verschwinden müssen, wenn das Individuum zur natürlichen Freiheit gelangen soll.

Schiller war — und das bezeichnet den bürgerlichen Charakter seiner Weltanschauung und der der übrigen Aufklärer am besten — durchaus Individualist, wie, von den ‚Räubern' angefangen, zahlreiche Stellen seiner Werke zeigen, so z. B. das Epigramm:

‚Ehret ihr immer das Ganze! ich kann nur einzelne achten:
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.'

Das Ideal von Freiheit und Gleichheit, das Schiller vorschwebt, ist im letzten Grunde die damals im Entstehen begriffene bürgerliche Konkurrenzgesellschaft, freilich von ihm nicht in ihrer häßlichen Wirklichkeit vorausgeahnt, sondern als Bringerin der Möglichkeit harmonischer Entwickelung für alle gedacht. Dies glaubten ja auch die Physiokraten, die Ökonomen des Aufklärungszeitalters, deren Grundanschauungen auch Schiller zweifellos geteilt hat: die freie Konkurrenz ist für sie die natürliche Ordnung; mit ihr meinen sie vollkommene Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit einzuführen und allen Klassen der Gesellschaft den höchsten Grad von Wohlhabenheit und Wohlbefinden zu sichern.

Der Gleichheitsbegriff, wie er bei Rousseau eine so große Rolle spielt, war auch Schiller nicht fremd. Er ist wie Rousseau der Meinung, daß ursprünglich allgemeine Gleichheit herrschte, und daß der Ursprung der Ungleichheit erst von der Scheidung der Menschen in Ackerbauer und Hirten datiert. Er malt dann die Zuspitzung der Standesunterschiede durch Entstehung des Gegensatzes zwischen arm und reich aus: ‚Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; seinen Reichtum zu vermehren, vermehrte er also die Zahl seiner Knechte; viele also sah er um sich, die minder glücklich als er waren, viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte sich und wurde stolz. Er fing an, die Werkzeuge seines Glückes mit Werkzeugen seines Willens zu verwechseln. Die Arbeit vieler kam ihm, dem einzigen, zugut; also schloß er, diese vielen seien des einzigen wegen da — er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten. Sittenverderbnis wurde allgemein, das Recht des Stärkeren kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrükkung, und zum ersten Male zeigten sich Tyrannen.' — Schiller meint, daß der erste König ein Usurpator gewesen, den nicht ein freiwilliger, einstimmiger Ruf der Nation, sondern Gewalt und Glück und eine schlagfertige Miliz auf den Thron setzten. Man sieht, es ist Schillers eigene Meinung, wenn im ‚Fiesco' der erste Fürst ein Mörder genannt wird, der den Purpur eingeführt habe, ‚um die Flecken seiner Tat in dieser Blutlache zu ersticken'.

Weit entfernt vom Glauben ans göttliche Recht der Monarchen, sieht Schiller mit Rousseau bloß den Gesellschaftsvertrag als Begründung rechtmäßiger Gewalt an: in der Jenaer Antrittsrede wie in den ‚Ästhetischen Briefen' von 1793 ist von der Herrschaft der Verträge, dem Stand der Verträge die Rede. Demgemäß ist Schiller auch mit den Franzosen, vor allem mit Rousseau, ein Anhänger der Lehre von der Volkssouveränität. In seinem Vortrag über Solon (1789) erklärte er es für einen wichtigen Schritt zur künftigen Freiheit von Athen, daß die anfänglich lebenslängliche Dauer des Archontenamts auf zehn Jahre beschränkt wurde. So trat das Volk öfter in den Genuß seiner Souveränität, und ‚dadurch blieb ihm immer in frischem Gedächtnis, was die Untertanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergessen, daß es selbst die Quelle der höchsten Gewalt, daß der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist'. Er blieb also bei dem, was er schon als junger Mann in der ‚Thalia' als sein politisches Glaubensbekenntnis ausgesprochen hatte. ‚Das Grundprinzip, worauf alle Staaten beruhen müssen, ist, daß die Bürger sich selbst die Gesetze geben müssen, denen sie gehorchen sollen, und daß Gehorsam und Pflichterfüllung aus Einsicht und Liebe zu den selbstgegebenen Institutionen und nicht aus

sklavischer Furcht vor Strafe oder aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Oberen entspringt.'

So war Schiller denn auch ein Anhänger des Rechts auf Revolution. In der Einleitung zum ,Abfall der Niederlande' (1788) erklärte er den Gedanken für groß und beruhigend, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Plane an der menschlichen Freiheit zuschanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann. Bei der Geschichte der niederländischen Revolution hat den Historiker Schiller dieser Gedanke besonders lebhaft durchdrungen, und er will sie nun als Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufstellen, als ein Beispiel, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung. Und er hatte die niederländische Volkserhebung ausdrücklich auch als Vorbild für Deutschland im Auge; denn in der Einleitung standen weiter auch die Worte, die erst später weggelassen worden sind und sich in neueren Ausgaben nicht mehr finden: ,Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen.'

Schiller hat bis an sein Ende nicht, wie Reaktionäre gern unter Berufung auf die bekannten Verse in der ,Glocke' behaupten möchten, zu den grundsätzlichen Gegnern jeder Revolution gehört. Die das behaupten wollen, werden durch die berühmten Verse im ,Tell' Lügen gestraft, die dahin gehen, daß der Gedrückte, wenn er nirgends Recht finden kann und die Last unerträglich wird, zu seinen ewigen unveräußerlichen Menschenrechten seine Zuflucht nehmen und das Schwert ziehen darf als letztes Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will! Diese Stelle stammt aus dem Jahre 1804, ist also fünf Jahre später als die Verse in der ,Glocke' geschrieben ... Und in der ,Glocke' will der Dichter kein allgemeines Urteil fällen, sondern er hat einen einzelnen Fall im Auge: die französische Revolution, der er allerdings vorurteilsvoll gegenüberstand und der er nicht gerecht zu werden vermocht hat. Zum Teil wird an dem ganz schiefen, durch die historischen Tatsachen als unhaltbar erwiesenen Urteil Schillers über die große französische Umwälzung die adlig-höfische Umgebung schuld gewesen sein, in die er seit seiner Verheiratung geriet, zum Teil aber auch ganz gewiß der Umstand, daß er sich die französischen Verhältnisse ebenso vorstellte wie die unentwickelteren deutschen. Von diesen hat auch ein Mann wie Georg Forster, der mit seiner ganzen Person für die französische Revolution eingetreten ist, geurteilt, daß Deutschland nicht für eine Revolution reif sei: ,Unser rohes, armes, ungebildetes Volk kann nur wüten, aber nicht sich konstituieren.' — So hat offenbar auch Schiller gedacht, aber nicht bloß über Deutschland, sondern auch für das fortgeschrittenere Nachbarland. Er hat auch von Frankreich die — irrige — Meinung gehabt, daß die Revolutionierung dre Köpfe nicht weit genug gediehen sei, um eine wirkliche Umwälzung zuzulassen. Er sah in der Revolution einen bloßen Aufstand, der nur zerstöre, aber nichts Neues von Dauer schaffe, geschweige das Schillersche Ideal eines Reichs der Vernunft verwirklicht. ,Wahr ist es,' so schreibt Schiller 1793 in den Schriften über die ästhetsiche Erziehung des Menschen, ,das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Willkür ist entlarvt und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr, der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert sie nicht bloß; jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaats wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.' — Ehe nicht die Masse der

Menschen dazu herangebildet ist, kann nach Schillers Meinung keine Volkserhebung ein ersprießliches Ergebnis haben; das Recht auf Revolution aber wird ausdrücklich vorbehalten. Erst müsse der Mensch nur vernünftig gemacht werden, und zwar mit Hilfe des ästhetisch Schönen: der Kunst; durch die Schönheit führe der Weg zur Freiheit: zur Freiheit soll auch sein Gesang die Menschheit erziehen helfen, und er hofft, daß die Zeit kommen werde, wo die menschliche Natur entwickelt genug sein wird, um die politische Schöpfung der Vernunft zu verwirklichen. Er hofft, daß ein späteres Geschlecht in seligem Müßiggang seiner moralischen Gesundheit wird warten und den freien Wuchs seiner Menschheit entwickeln können.

Die momentane Hoffnungslosigkeit Schillers, wie sie auch an bekannten Gedichtstellen zutage tritt, ist nur die ideelle Widerspiegelung der damaligen Rückständigkeit der deutschen Verhältnisse. Deshalb hat er noch lange nicht den Idealen seiner Jugend den Laufpaß gegeben. Er blieb vielmehr bis zuletzt den freiheitlichen Zielen treu, die er als Aufklärer vertreten hatte, und er wollte auch weiter auf seine Art dem großen Werke der Aufklärung dienen. Er fand nur — wie der Marquis Posa — das Jahrhundert für sein Ideal nicht reif und getröstete sich der zuversichtlichen Hoffnung, fortzuleben als ein Bürger kommender Jahrhunderte."

In der Unterhaltungsbeilage des Blattes aber meint Ernst Kreowski, daß Rudolf Gottschall „in gewissem Sinne recht gehabt habe, wenn er in all den Festtaumel, in dem Schiller als Herold und Hort der Freiheit, als Liebling des deutschen Volkes usw. gepriesen wurde, seine Brandrede gegen die ‚Abkehr von Schiller', gegen ‚eine gewisse Verödung des inneren Lebens' schleuderte, für welche die Schillerschen Ideale nicht viel mehr sind als die abgeblaßten Tapetenbilder eines Festsaales, der nur für besondere Feierlichkeiten geöffnet wird'. Schiller war bis dato nur der Dichter für die ‚Gebildeten' gewesen. Aber wie sah es bei ihnen aus? Nicht um ein Haar besser als heute. ‚Es gibt große Kreise der Gebildeten, denen die Dichtung' — Goethe und Schiller eingeschlossen — ‚ebenso fern liegt wie etwa die Musik der Sphären; für andere wieder ist sie eine Sache der Schulbildung und der Mode geworden — wo aber wird sie anerkannt als eine Macht, welche das Leben erfüllt und gestaltet?' Für solche Mißstände macht Gottschall den auf Gelderwerb gerichteten Sinn, die witzhaschende kritische Nüchternheit, das selbstgefällige Spiel der Geister, die sich vor jeder Größe geniert fühlen, die notdürftige Einschränkung der Empfindung auf den Hausbedarf verantwortlich. Und dann malt er sich aus, welcher Empfang dem Dichter, wenn er unter die Festfeiernden träte, von den Katheder-ästhetikern wie der Tageskritik, dem Theater wie der Zensur bereitet werden würde. Den Lyriker Schiller würde man als ‚Rhetoriker' ablehnen; dem Dramatiker Schiller würden die meisten Bühnen, voran die höfischen, auf denen er ohnedies auch noch bis in unsere Tage hinein nicht viel mehr ist als ein ‚Mädchen aus der Fremde', ihre Pforten verschließen.

Wie aber von der Schillerfeier als einem ‚Siegesfeste des Geistes', so war damals das eigentliche Volk mehrenteils auch vom kostspieligen Erwerb der Schillerschen Werke ausgeschlossen geblieben. Der Cottasche Verlag besaß das alleinige Monopol der buchhändlerischen Ausbeutung. Die ursprüngliche Schutzfrist war auf Betreiben Cottas und der Schillerschen Erben durch einen auf alle vor dem 9. November 1837 verstorbenen Autoren ausgedehnten Bundesbeschluß bis 1867 verlängert worden.

1859 lag also noch der Gedanke an eine billige Volksausgabe von Schillers Werken in weiter Ferne. Der Cottasche Verlag, der Millionen an Schiller verdient hatte, wollte nicht die geringsten Opfer für die Hundertjahrfeier bringen. Er lehnte es sogar ab, den Abdruck der keine 500 Verse starken ‚Glocke' in einer besonderen Schillerfestausgabe freizugeben, in einem Augenblick, da ein überreich erhöhter Absatz einzelner wie der Gesamtwerke nicht bloß zu erwarten stand, sondern tatsächlich herbeigeführt wurde.... So sah es 1859 um die Schillerfeier aus!

Wie steht's nun heute?

Seit das moderne Drama alle Bühnen beherrschte, verschwand Schiller in der Rumpelkammer, um mit anderen Klassikern dann wieder ‚zum neuen Leben' erweckt zu werden. Gleich-

wohl würde man in der Annahme sehr irren, daß dieser Umschwung auch einer Bekennerschaft zu Schillers Geist und Streben gleich zu erachten wäre. Mitnichten. Die Bourgeoisie hat sich nur mehr und mehr vom Realismus abgewendet, weil er ihr die sozialen Wehen und Kämpfe unserer Zeit wie in einem Spiegel vor Augen rückt.

Es ist wahr: heute werden unzählige Hekatomben an Schillerreden und Schillerartikeln, an Bierkommersen und Apotheosen geopfert werden — aber alles wird nur wieder eine abgedroschene Phrase sein. Schiller wird jetzt wieder für alle schönen Dinge, als da sind: Gott, König, Vaterland und Geldsacksmoral herhalten müssen, ohne daß die Festredner sich die Frage vorlegten: wer denn eigentlich Schiller sei und in welcher Beziehung er zur Gegenwart stehe.

Wie stellte sich der Dichter zu Freiheit und Kultur im Staate? Wer repräsentiert darin die höchste Gewalt? Welches soll das Ziel des Staates sein? Was ist Vaterlandsliebe? Geben wir Schiller selbst das Wort.

‚Freiheit und Kultur, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle miteinander vereinigt sind und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerten Nationen des Altertums haben die Blüte ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderben entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Kultur sich bei ihm vereinigen, so müßte es seine Ruhe auf einem ganz anderen Wege als dem Despotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die Gesetze, und diese kann doch der freie Mensch nur sich selber geben.

‚Was die Untertanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergessen,‘ ist, ‚daß es (das Volk) selbst die Quelle der höchsten Gewalt, daß der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist‘. ‚Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich ... Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann viel mehr zum Vorwurf als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Übel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.‘

An gleicher Stelle — in seiner Abhandlung über die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon in Sparta — spricht sich Schiller auch in nicht mißzuverstehender Weise über den Unwert einer von oben herab gezüchteten ‚Vaterlandsliebe‘ aus. ‚Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller anderen geübt wurde: Vaterlandsliebe. Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten, schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht. Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst‘ — gemeint ist das militärische — ‚errungen und die Fähigkeit dazu ausgebildet ... Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt als ein herrisches Zwittergeschöpf, das die natürliche Empfindung verleugnet, um eine künstliche Pflicht zu befriedigen‘ — womit Schillers oppositioneller Standpunkt gegen das rohe Kriegshandwerk und gegen den Hurrapatriotismus in jedweder Form und Gattung besiegelt wird.“

Das Weltkind in der Mitten

Man hat sich — von dieser Beobachtung geht die „Frankfurter Zeitung“ aus — im letzten Menschenalter daran gewöhnt, fast nur die Kräfte zu beachten, die in dieser Zeit besonders hervorgetreten sind, die materiellen Kräfte: — „Aber sie sind bloß ein Teil dessen, was die Politik gestaltet. Denn auch dann, wenn nicht gerade eine große Idee, wie etwa die Idee der nationalen Einigung, die Gemüter beherrscht, spielt doch bei aller Politik eine Menge von gei-

stigen Elementen mit, die mit wirtschaftlichen Interessen nichts zu tun haben oder wenigstens nicht restlos in ihnen aufgehen. Wenn z. B. der Liberale mehr Freiheit verlangt, so braucht das mit seinen materiellen Interessen nicht zusammenzuhängen, ja es kann ihnen geradezu widerstreiten; verlangt er es dennoch, so kann das Motiv nur ein geistiges sein. Solche Motive fließen aus vielen Quellen. Sie kommen aus der Schule, aus der Erziehung, aus eigenem Nachdenken, aus dem, was man da und dort hört, was man liest in Büchern und Zeitungen. Sie kommen auch vom Dichter! Ist es nur der rechte, dann kann er mit einem Werke, am leichtesten mit einem, das von der Bühne herab spricht, tausendmal mehr wirken als ein Politiker mit der gescheitesten Rede über dieselben Ideen, die der Dichter darstellt. Fürwahr, wenn es möglich wäre, in Maßen und Gewichten auszudrücken, was einer seinem Volke an politischer Energie gegeben hat — es würde allen, die es noch nicht wissen, klarwerden, daß Friedrich Schiller, dessen Geburtstag sich eben zum 150. Male jährt, eine politische Macht gewesen ist. Oder könnte man das Experiment machen, die Geschichte seit Schiller ohne ihn und seinen Einfluß ablaufen zu lassen, — es würde sich zeigen, daß die Politik, wie viel oder wie wenig man auch erreicht hat, kleiner oder wenn man will: noch kleiner, ärmer und armseliger gewesen wäre. Denn nicht nur im Jahre 1859, wo seine posthume Wirksamkeit ganz offenbar war, auch sonst konnte man merken, daß er, gewiß in wechselndem Grade, aber doch immer wieder der war, der mehr als andere die höchsten politischen Gedanken in die Gemüter gepflanzt hat.

Nicht immer ist das die eigentliche Absicht gewesen, die ihn bei seinem Schaffen geleitet hat. Politisch interessiert und gewillt, durch seine Werke politisch zu wirken, war er nur in seiner ersten Periode. Die Räuber! Es ist allgemein bekannt, aus welchem Milieu sie hervorgingen. Die revolutionäre Stimmung, von der auch das deutsche Bürgertum erfaßt war, und drückende persönliche Erlebnisse hatten das Temperament und Talent Schillers zu dem Stücke veranlaßt, das ‚in tyrannos' gerichtet war. Es war kein Theaterstück schlechthin, o nein, es war aus einem Zorn hervorgegangen und sollte Zorn erregen, politisch wirken. Fiesco, ‚ein republikanisches Trauerspiel' — schon der Titel sagt die Absicht. Dann kam Kabale und Liebe, das man ein soziales Drama nennen kann. Was Schiller damit wollte, kann man dem Vortrage entnehmen, den er ungefähr zur selben Zeit vor der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft hielt. Da sagte er: ‚Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl . . .' Die Bühne sollte also, meinte er, nicht etwa bloß eine Stätte der Kunst sein, sondern schon ihrer Idee nach eine moralische Anstalt, die die Aufgabe hätte, Wege zu weisen. Wirken, praktisch und somit auch politisch wirken, das war der Grundgedanke dieser Auffassung. Aber dabei blieb Schiller nicht lange. Schon als er den Don Carlos schrieb, dessen Abfassung sich über einen längeren Zeitraum erstreckte, machte sich bei ihm die Neigung vom Handeln zur Betrachtung geltend, die zu einer vollständigen Abkehr vom Politischen führte. Bestimmend war dafür zuletzt die Enttäuschung darüber, daß die politische Regeneration, die er so nahe geglaubt hatte, nicht kam, wofür ihm insbesondere die Entwicklung der französischen Revolution ein Beweis war, die er mit Begeisterung begrüßt hatte, der er aber dann (1797) das berühmte Distichon widmete: ‚Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren, Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.' In einem der Briefe an den Erbprinzen von Schleswig-Holstein hatte er schon vorher geschrieben: ‚Wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine

Tätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage.' Dieser Zweifel, diese Gewißheit hat ihn von der Politik hinweggeführt.

Bloß politisch betrachtet, war das nicht eben das Richtige. Ein Politiker erwartet nicht, daß sich die Verhältnisse so rasch von Grund aus ändern würden, und sieht er sich in einer Erwartung getäuscht, so wendet er sich nicht ab, sondern trägt sein Teil dazu bei, daß es wenigstens langsam anders werde. In der Tat gibt es viele, die von dieser Wandlung Schillers mehr oder weniger deutlich im Tone des Vorwurfs reden. Er hatte doch so schön damit begonnen, gegen die Tyrannen mobil zu machen; wie schade, so meint man, daß er dann aus der drückenden Wirklichkeit ins Reich der Ideen floh! Wenn Schiller länger gelebt hätte, meinen diese Leute, so hätte er doch diese Scheidung zwischen Kunst und Leben wieder aufgehoben, und wenn ihm gar das außerordentliche Glück zuteil geworden wäre, nicht in der Weimarzeit zu leben, sondern heute, wo sich auch in Deutschland ganze Massen in Bewegung befinden, hätte er jene Scheidung wohl gar nicht vorgenommen. Über diese Konjekturen, was etwa wohl geschehen wäre, braucht man kein Wort zu verlieren. Aber schon jener Vorwurf, und sei er noch so leise angedeutet, verrät nicht nur ein Verkennen des künstlerischen Wesens, sondern auch der Bedeutung, die gerade die tatsächliche Entwicklung Schillers für seinen Einfluß auf das politische Denken und Empfinden gehabt hat. Als sich Schiller gewandelt hatte, da streifte er alles ab, was Tendenz war, und fortan wollte er nicht mehr selber sprechen, sondern die Personen, die er darstellte, sprechen lassen. Er schrieb, als er am Wallenstein arbeitete, an Goethe: ‚In Rücksicht auf den Geist, in welchem ich arbeite, werden Sie wahrscheinlich mit mir zufrieden sein. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenstand zu geben. Beinahe möchte ich sagen, das Sujet interessiert mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter sowie die meisten Nebencharaktere traktiere ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers ... Man sieht, Schiller wollte nicht mehr Politik dichten, sondern — dichten, und dabei blieb er. Damit aber erst ist Schiller der große Künstler geworden, als den wir ihn kennen. Denn die Voraussetzung der echten Kunst ist ja gerade diese ‚Interesselosigkeit', von der Schiller sprach, diese Tendenzlosigkeit beim Formen des Stoffes, diese Freiheit von jeder Nebenabsicht, die man merkt, und die verstimmt. Und damit erst, daß Schiller ein ganz Großer wurde, waren die Werke möglich, die die Zeiten ohne Einbuße überdauert und die größte Wirkung ausgeübt haben — Wilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans, Wallenstein; und Don Carlos lag schon auf dieser Linie. Daß sich Schiller diese Stoffe wählte, an denen die Gedanken der Toleranz, der Gedankenfreiheit, der Glaubensfreiheit, der nationalen Ehre, der Befreiung von Tyrannenmacht zum Ausdruck kamen, das lag an seiner edlen Natur. Daß aber seine Werke mit diesen Gedanken den Widerhall fanden und so wirkten, wie es geschehen ist, das lag daran, daß er ein echter Dichter geworden war. Nur dadurch, daß er unpolitisch geworden war, wurde es möglich, daß er der Politik die größten Dienste eines Dichters leisten konnte. Das Interesse der Kunst und das Interesse der Politik gingen bei Schillers Wandlung Hand in Hand, sie widersprachen sich nicht.

Jeder geht aus seiner Umgebung hervor, aber der Starke meistert sie, und der starke Dichter löst sich von ihr. Die Räuber waren ein Produkt von Zeit, Ort und Talent; man mag zu ihnen stehen, wie man will — ist es denkbar, daß sie heute geschrieben würden? Kabalen gibt es heute vielleicht mehr als je, Liebe gibt es wohl auch noch, aber für Kabale und Liebe fehlen schon die meisten Voraussetzungen. Wird man Ibsens Nora, die auf viele wie eine Offenbarung gewirkt hat, in späten Jahren noch verstehen? Wir wollen den Frauen wünschen, daß es nicht der Fall sein werde, und das kann leicht geschehen, denn es ist eine Zeittendenz darin, und wenn die Voraussetzung dafür wegfällt, muß das Stück erscheinen, als ob es leer wäre. Schiller aber war nur im Anfang ein Kind seiner Zeit, dann wurde er zeitlos. Der Tell vermag heute ebenso zu wirken wie auf unsere Urgroßväter, die Jungfrau und Wallenstein könnten

auch heute geschrieben werden, es fehlte uns nur der moderne Schiller, auf den man schon so lange wartet, und wann immer Posa vor König Philipp stehen wird, wird er die Zuhörer packen, denn das Verständnis für die Idee der Freiheit verlieren auch die nicht und die am allerwenigsten, die sie schon haben. Literarische Schulen haben freilich Schiller immer noch einmal tot gesagt. Am übelsten ist wohl der Naturalismus mit ihm umgegangen, und zwar deshalb, weil Schiller ein Dichter in Moraltendenz gewesen sei; wie sinnlos war dieser Vorwurf! Aber das Volk und die Jugend, die von Schulstreitigkeiten nichts wissen, und die, die sich trotz solcher Kenntnis die Unbefangenheit bewahrt haben, sie wissen, daß Schiller lebt."

Der Philister

Trotz alledem —: in einer Hinsicht, meint Erich Schlaitjer in der „Welt am Montag", sei Schiller doch zu bedauern:

„Goethe hat wie im Leben, so auch im Tode und nach dem Tode mehr Glück gehabt. Es liegt eine gewisse Distanz zwischen ihm und dem großen Haufen des sogenannten gebildeten Publikums. ‚Unser' Schiller, sagt der Philister, ohne auch nur die Schamlosigkeit zu ahnen, deren er sich schuldig macht. ‚Unser Goethe' geht ihm nicht ganz so leicht vom Mund. Er traut der Sache einfach nicht. Es war da in erotischer Beziehung nicht alles in Ordnung. Das Gretchen ist ja so weit ganz gut. Hat ein altdeutsches Kostüm an und sieht riesig keusch aus. Es gibt aber doch allerlei Teufeleien und Liebeleien in dem Stück, und zum Schluß kriegt die Jungfer ja auch richtig ein Kind. Man weiß nicht recht, woran man mit Goethe ist. Aber Schiller! Auf den kann man sich verlassen! Das ist der Rechte! Nicht wahr, Herr Nachbar? Unser Schiller! Prosit! —

Goethe hat Glück gehabt. Er hat zwar auch sein Teil. Er hat den süßen Gretchenkult der deutschen Jungfrau, er hat die Goethephilologen, er hat die hochnäsige Absprecherei der ‚Fachleute' gegen seine Farbenlehre, er hat die Aufsatzthemen aus Hermann und Dorothea, er hat den Berliner Goethebund, aber ganz glücklich ist schließlich niemand, auch Goethe nicht. Schiller ist in einen entsetzlichen Schwarm hineingeraten, und wir halten es für keine ganz verlorene Arbeit, wenn wir ihn an diesem Tage der festlichen Erinnerung aus einer Gesellschaft befreien, die ihn herabzieht! Wenn dabei die Begeisterung des ordnungsliebenden Bürgers einigen Schaden nehmen sollte, würde uns das eine überaus willkommene Folge sein. Vielleicht ist die Anekdote bekannt, nach der ein Dienstmädchen Schiller für eine Gipsfigur hielt, weil sie jeden Morgen eine Gipsfigur abzustauben hatte, auf der dieser Name stand. Das Dienstmädchen steht in diesem Punkt durchaus auf derselben Höhe, auf der die Herrschaft auch zu stehen pflegt. Der Schiller des ordnungsliebenden Publikums ist von Gips. Es wäre ein Segen, wenn er endlich entzweigeschlagen werden könnte.

Den Schiller aus Gips haben zum großen Teil die deutschen Schulen fabriziert. Die Schule findet sich zu Schiller in einem doppelten und sehr verhängnisvollen Verhältnis. Die Rhetorik Schillers, der stolze Purpur seiner Sprache, der glühende Atem seiner Szenen — all das kommt der Jugend und damit der Schule entgegen. Nur daß es ihr immer um so mehr entgegenkommt, je blässer und abgeschwächter es ist. Der glühende Atem seiner Szenen, die heiße und starke Sinnlichkeit, die hier einherbraust, wäre vielleicht etwas für die Jugend, aber niemals ist es etwas für eine staatliche Schule. Infolgedessen sucht man den starken Atem Schillers, wo er ohne diese gefährliche Beigabe vorhanden ist, sucht die Erregung ohne den Nerv, sucht den berühmten Schillerschen ‚Schwung', wo er am äußerlichsten oder harmlosesten ist. Und dann macht man gar noch die Äußerlichkeit, im besonderen aber die Harmlosigkeit, zu einer Kardinaltugend des Idealisten Schiller. Hier ist bereits der Fälschungsprozeß in vollem Gang, und doch kommt noch ein neues Verhältnis hinzu, das ihn beschleunigen und bis zur äußersten Konsequenz zu Ende bringen muß. Daß sozusagen die künstlerische Ausdrucksweise zwar der Jugend entgegenkommt, in ihren glutvollsten und bedeutendsten Stellen aber für die staat-

liche Schule nicht brauchbar ist, ist schlimm genug. Schlimmer aber ist, daß der Kern des Schillerschen Wesens für jede staatliche Schule unerreichbar ist und im Unterricht entweder unterschlagen oder verzuckert oder gefälscht werden muß. Unter diesen dreien ist die Verzuckerung die gefährlichste Methode, und gerade sie wird aus naheliegenden (und subjektiv respektablen) Gründen am häufigsten gewählt. Die staatliche Schule wird nie die verruchte Tyrannei und den verdienstvollen Tyrannenmord, sondern immer den Parricida betonen. Glücklicherweise aber hat Schiller nicht neben jede Äußerung seiner revolutionären Leidenschaft einen Parricida gestellt, und so bleibt nichts anderes übrig, als diese wesentlichsten Stellen fallen zu lassen oder sie so lange zu ‚erklären', bis nichts mehr von Schiller, aber alles vom Oberlehrer stammt. So überraschend es klingen mag: Goethe ist der Schule immer noch leichter erreichbar als Schiller. Es kann ein beglückender Strahl von seiner Sonne durch die Schulfenster fallen, ohne daß man sein ganzes Wesen zu fälschen braucht. Schiller ist der Schule am ehesten da erreichbar, wo er sterblich und selbst schwächlich ist. Seine künstlerische Seele, diese prasselnde Feuersbrunst in der deutschen Literatur, ist der Schule feind. Sie würde Zucht und Ordnung im Sinne würdiger Schulmonarchen rettungslos verschlingen. Schiller in der Schule ist immer noch am ehesten echt, wenn die Pennäler an verbotenen Kneipabenden zusammenkommen, um die Räuber zu lesen und die bürgerliche Welt zu verachten. Offiziell ist Schiller in der Schule nicht zu gebrauchen. Er muß erst eine Gipsfigur werden, bevor er in der Aula des Gymnasiums aufgestellt werden kann.

Und wie es dem Dichter in der Schule ergeht, so ergeht es ihm auch in dem Staat, von dem die Schule unterhalten wird. Es versteht sich beim Dichter der ‚Räuber' und ‚Kabale und Liebe' von selber, daß er in einem Gemeinwesen keine Stätte haben kann, das noch unter feudaler Vormundschaft steht. Selbst aber in einem rein bürgerlichen Gemeinwesen hat es mit der Schillerverehrung seinen Haken. Man kann von Schiller sagen, daß er die brausende Jugend des deutschen Bürgertums darstellt. Er hat in ‚Kabale und Liebe' eine der frühesten und kühnsten bürgerlichen Schlachten geschlagen. Solange das Bürgertum noch Kampf und Opposition ist, wird es gern an die Schlachten seiner Jugend denken. Je kraftvoller es historisch die Opposition führen kann, um so kraftvoller wird auch seine Schillerverehrung sein. Versandet die Opposition, so versandet auch die Auffassung, die ihre Träger von dem großen Sohne Württembergs haben. Wird aber das Bürgertum satt und zufrieden, meldet sich gar die nächste historische Schicht, dann beginnt unweigerlich die Schwärmerei für den ‚Idealisten' Schiller und für die ‚heilige Ordnung' als die segensreiche Himmelstochter aus der ‚Glocke'. ‚Ideal' ist dann alles, was einen ruhigen Genuß der Renten sichert. Das andere ist ‚brutaler Realismus' oder ‚verwilderter Naturalismus' oder gar ‚krankhafte Verirrung'.

Wie liegen nun im Hinblick auf diese Betrachtungen die Dinge in Deutschland? In Deutschland hat sich die bürgerliche Kraft nur unter sehr ungünstigen Bedingungen entwickeln können. Das deutsche Bürgertum trägt heute noch die Fesseln des Feudalismus. Es erstirbt in Demut vor dem Reserveoffizier und wagt gar in der Nähe eines Gardeoffiziers kaum zu atmen. Damit aber nicht genug, wird es auch noch im Rücken von den organisierten Bataillonen der Arbeiter bedroht und auf diese Weise völlig in Schwäche und Zerfahrenheit hineingetrieben. Das ist, vom bürgerlichen Standpunkt aus, ein doppeltes Elend, und so brauchen wir uns auch nicht über den sanften Heinrich, über den elenden Popanz zu wundern, den man auch an diesem Gedenktage wieder an Stelle des historischen Schillers verehren wird. In bezug auf diesen Popanz mag auch das Wort vom ‚Moraltrompeter von Säckingen' seine Geltung haben. Wenn es auf den echten Schiller, auf den erschütternd genialen Dichter bezogen werden soll, so ist es von einer so bodenlosen Unwissenheit, daß es fast einer ruchlosen Verleumdung gleichkommt."

Der Herr Nachbar

Der ehemalige Direktor der Schönen Künste und jetzige Akademiker Henri Rougon veröffentlicht im „Figaro" eine warme und verständnisvolle Würdigung Schillers. „Über die

Grenzen hinweg", meint er nach einem Auszug der „Frankf. Ztg.", „können wir nur schwer den Ton der Stimme vernehmen, den Schiller hatte. Dagegen ist es uns möglich, zu ahnen, weshalb diese germanische Stimme in der deutschen Seele sich einzunisten und der Sang aller zu werden wußte.... Ich habe die Idee von einem Schiller, der der Eroberer der Herzen geworden ist, weil er in die germanische Welt einen wilden Freiheitsschrei hineinwarf. Nichts ist tiefer revolutionär als das Aufkommen dieses Genies. Das ist Geschichte, nicht allein deutsche Geschichte, sondern menschliche Geschichte, die auch in der Übersetzung verständlich ist." Das beweist der französische Literat an dem Leben Schillers, an seiner Jugendexistenz in der Karlsschule, um mit den „Räubern" das Hauptargument zu bieten: „Das war eine Kesselexplosion. Wenn sich heute jemand daran wagte, dieses Stück auf einem modernen Pariser Theater aufzuführen, wenn besonders Schauspieler den Ton zu finden vermöchten, der für diese heroische Emphase erforderlich ist, würde das ein toller Lacherfolg werden. Jeder Satz würde eine barbarische Heiterkeit entfesseln. Wir hätten unrecht. Man spielt bei den Deutschen immer noch ‚Die Räuber'. Sie lachen nicht. Sie haben recht. Diese Schülertragödie ist ein Datum in der Menschheit. Sie war ein Herzensbedürfnis. Als sie am 13. Januar 1782 in Mannheim aufgeführt wurde, machte sie aus dem armen kleinen Chirurgen, der ganz hinten in einer Loge versteckt saß, den Dolmetsch eines Volkes. Die Karlsschule hatte diese von ihren Reglements nicht vorgesehene Ungeheuerlichkeit zustande gebracht: die Lyrik der Freiheit. Zweifellos entfaltet sich in den ‚Räubern' eine überwältigende Komik, aber diese Lächerlichkeit ist verehrungswürdig, wie Großmütterchens Rock. Der edle Geist Schillers kündigt sich schon ganz in diesem rauchigen Lichte an. Wie hätte denn dieser unter Schloß und Riegel gehaltene Medizinstudent die psychologische Wahrheit lernen können? Das hat er ja auch selbst erklärt. Der naive Schwabe gestaltete sich in aller Unschuld zu einem Räuber, um das Recht zu haben, zu denken und Dichter zu sein. Er schuf in seinem wehleidigen Deutschland eine Schule des intellektuellen Räubertums. Karl Moor, der großmütige Dieb, der Ahne edler Hernanis, aller Söhne der Nacht, der Vater des Romantismus, riß alle mit sich fort ... Diese Stunde intellektueller Kindheit, diese schöne Krisis seiner Jugend, will Deutschland zärtlich feiern. Es liebt und achtet in Schiller den ersten Wecker seiner Energie."



Nationalökonomische Tendenzprofessuren

Seit einem Menschenalter fühlt sich das deutsche Unternehmertum von der nationalökonomischen Wissenschaft verkannt, mißverstanden und benachteiligt. Ungefähr so lange, als der „Verein für Sozialpolitik" besteht und die ehedem im „Kongreß deutscher Volkswirte" kristallisierten Auffassungen aus der öffentlichen Meinung und nahezu auch aus der Ideenwelt der Deutschen verdrängt hat. Bis dahin hatten uns die Fieber der Industrieverehrung geschüttelt. Wir staunten über die neuen Wirtschaftsformen, die die ersten Goldströme in die spießbürgerliche und winklige deutsche Welt gelenkt hatten, und auch die in jenen Jahren über nationalökonomische Dinge schrieben, kamen zumeist aus der freudigen Bewunderung nicht heraus. Die „liberale Utopie", wie Sombart sie einmal genannt hat, beherrschte unbestritten die Gemüter. Dann erstand der Verein für Sozialpolitik und lehrte uns die Kehrseite der neuen Entwicklung erkennen. Nun vernahmen wir auch die Schmerzensschreie der von der neuen Freiheit Verwundeten, die zu plötzlich, vor allem zu schrankenlos die alte wirtschaftliche Gebundenheit abgelöst hatte. Früher (der jugendliche Schmoller hat 1872 in der Eisenacher Gründungsversammlung dafür die vorbildliche Formulierung gefunden) hatten wir bei allen Fortschritten der Unternehmung immer nur gefragt: Wird im Augenblick

dadurch die Produktion gesteigert? Jetzt begannen wir daneben zu forschen: Welche Wirkung wird das auf die Menschen haben? „Gibt diese neue Organisation den genügenden Anhalt zur Erzeugung der moralischen Faktoren, ohne welche die Gesellschaft nicht bestehen kann?“ Und als so von den Männern vom „Verein für Sozialpolitik“ unser Köhlerglaube an den „ordre naturel“ erschüttert worden war, an die natürliche Harmonie der Interessen, die, wenn man sie nur völlig unbeschränkt walten lasse, schon von selbst alle Dinge ins Gleichgewicht rücken würde; als wir einzusehen anfingen, daß die formale Rechtsgleichheit noch lange nicht die tatsächliche bedeute und der angeblich freie Arbeitsvertrag bei den dermaligen Zuständen in Wahrheit ein Mythos sei, hoben wir an, von dem gar zu hastig aufgerichteten Freiheitsturm langsam, aber beharrlich ein Steinchen nach dem andern zu lösen. Begann — erst unter starken und vernehmlichen Protesten, dann von immer einmütigerer, freudigerer Zustimmung der Nation getragen — jene über bald zwei Jahrzehnte ausgedehnte legislatorische Arbeit, die wir unter dem Sammelnamen der sozialpolitischen Gesetzgebung zusammenzufassen uns gewöhnt haben. Es war vielleicht die erstaunlichste Revolutionierung der Geister, die in so kurzer Frist ein Volk durchgemacht hat. Nur ein Teil unserer Unternehmerschaft stand dabei abseits; lebte sich vielleicht von Jahr zu Jahr mehr und mehr in Groll und Erbitterung hinein. Der Unternehmer sah, was wir anderen zumeist nicht sehen, den Arbeiter auch am Werktag. Sah den Haß, den Neid und den Trotz und all die kleinlichen Fehler und Schwächen, die ungepflegte Menschen (mitunter leider auch die kultivierten) nun einmal haben. Und da auf der anderen Seite die wundersamen Folgen ausblieben, die wohlmeinende Utopisten, hier und da selbst Staatsmänner von heute zu morgen sich von der Versicherungs- und Schutzgesetzgebung versprochen hatten; da kein Versöhnungsrausch die gewerbliche Fehde ablöste, die Gewerkschaftsbewegung vielmehr erstarkte und auch in Schichten übergriff, die dem Klassenempfinden sonst fernstanden, erschien diesen Arbeitgebern alles, was wir so, dem sozialen Frieden zu dienen, aufgebaut hatten, als ein törichter, von weltfremden Theoretikern ausgesonnener Spuk. Kann sein, daß gelegentlich auch von frohem Übereifer zu viel gefordert ward. Daß der eine oder andere in verständlicher und natürlicher Reaktion gegen die frühere Verhätschelung der Leistung des Unternehmers nicht ganz gerecht wurde. Die Regel war es nicht. Und auch unsere sozialpolitische Praxis war nicht so ausschweifend, daß die Industrie unter ihr wirklich gelitten hätte: sonst wäre der beispiellose Aufschwung Deutschlands in Handel und Wandel, der gerade diese Jahre fortschreitender Schutzgesetzgebung erfüllte, nicht möglich geworden. Indes das Unternehmertum — und das ist im Grunde menschlich und also wohl zu verstehen — war in diesen Dingen Partei. Das bißchen pekuniärer Belastung, das die Sozialpolitik mit sich führte, hätte es schon auf sich genommen. Verdrießlicher schien ihm, daß gleichzeitig allerlei Regulative und Aufsichtsorgane in die Fabrik rückten; daß die Ordnung des Betriebes, den man ehedem selbstherrlich hatte leiten dürfen, nun bis zu einem gewissen Grade ein Teil des öffentlichen Rechts geworden war. An diesen Verdrießlichkeiten aber gab man dem Verein für Sozialpolitik oder den wissenschaftlichen Nationalökonomen (in Laienkreisen pflegte man beides gleichzusetzen) die Schuld. Die hatten die Revolutionierung der Geister heraufgeführt, hatten die öffentliche Meinung, die Regierung, die Parlamente so lange bearbeitet, bis die deutschen Bastiatschüler um jeden Kredit gekommen waren. Sie traktierten — so behauptete man kurzweg — Volkswirtschaftslehre nur noch vom Standpunkt des Lohnarbeiters und in weinerlicher Sentimentalität unter dem Gesichtswinkel des wimmelnden Haufens. Die heranwachsende Generation aber lehrten sie das Unternehmertum verkennen und mißachten. Es waren tatkräftige und potente Leute, die so empfanden. Männer, die auf ein erfolgreiches, schaffensfreudiges Leben zurückblickten und zu beobachten gewohnt waren, wie man ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Macht sich beugte. Kein Wunder, daß in ihnen der Wunsch aufstieg, den „Kathedersozialisten“, wie sie vorschnell generalisierend die in vielerlei Richtungen gespaltenen Vertreter der akademischen Nationalökonomie nannten, ein Paroli zu bieten;

Deutschlands hohe Schulen mit Professoren zu bevölkern, die willens wären, die volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Erscheinungen ausschließlich vom Standort des Unternehmers zu betrachten. Aus derlei Wünschen und an sich nicht ganz unrichtigen Schätzungen der vorhandenen Machtfaktoren erwuchsen vor zehn oder zwölf Jahren den preußischen Universitäten ein paar Strafprofessuren. Indes hielten die nicht, was man sich von ihnen versprochen hatte, und so schaute man in unverminderter Sehnsucht nach einem Retter aus der kathedersozialistischen Not aus.

Da bot sich zu solchem Ende — zum erstenmal, glaub' ich, vor vier oder fünf Jahren — Herr Professor Richard Ehrenberg in Rostock an. Der befand sich nach seiner Ansicht in der nämlichen Lage wie die Unternehmerschaft. Auch er ein von den Kathedersozialisten Gemißhandelter und dauernd Verkannter. Er hatte eine Methode gefunden, die — so ward zu versichern er nicht müde — uns ganz neue Einsichten eröffnen würde. Aber der im „Verein für Sozialpolitik" zusammengeschlossene Professorenring ließ ihn nicht hochkommen. So sei ihm nichts anderes übriggeblieben, als dem Beispiel des himmlischen Gastgebers zu folgen und gleichfalls die Krüppel und Lahmen — in unserem Exempel: die nationalökonomische Laienwelt — zum Mahle zu laden. Hier ist nicht die Stätte, auf die Details des wissenschaftlichen Methodenstreits näher einzugehen. Unter den volkswirtschaftlich Gebildeten und nationalökonomisch Arbeitenden herrschte die Überzeugung (und zwar schlossen sich ihr auch Männer an, die wissenschaftlich und politisch dem Rostocker Gelehrten nahestehen), daß Professor Richard Ehrenberg uns keine neue Methode gebracht hat; daß die isolierte Betrachtung der einzelnen Wirtschaftsvorgänge, die er in seinem Seminar oder Institut lehrt, auch schon von andern gelehrt und geübt worden sei. Aber die Methode war in diesem Zusammenhang ja auch ganz nebensächlich. Denn nicht um ihretwillen — Professor Ehrenberg, der ein kluger Mann und zuweilen auch ein feiner Stilist ist, wird sich in ruhigen, leidenschaftslosen Stunden darüber selbst nicht täuschen — hoben die Unternehmer ihn auf ihren Schild und sorgten sich um einen besseren und einflußreicheren Lehrstuhl für ihn. Sondern weil er ihnen die Befreiung von der kathedersozialistischen Pest verhieß. Einer von den Männern, die seine Berufung nach Leipzig betrieben, hat sich darüber ganz freimütig in aller Öffentlichkeit ausgesprochen: man erhoffte von Professor Ehrenberg und seinem Seminar Monographien, in denen nachgewiesen würde, wie oft auch in unserer Epoche der Kapitalassoziationen große Unternehmungen aus kleinen Anfängen hervorgingen; wie selbst heute noch kleinen Handwerksmeistern und Arbeitern bei Fleiß und Tüchtigkeit der Aufstieg in die Herrensphäre der Industrie möglich sei. Professor Ehrenberg und seine Schule sollten also sozusagen nationalökonomische Erbauungsschriften liefern, wofür dann, weil eine Hand die andere wäscht, aus den Kreisen von Hochfinanz und Großindustrie sein Institut einen jährlichen Zuschuß erhalten sollte: das war die Tendenzprofessur in aller Form, der Lehrstuhl mit vorgeschriebener Lehrmeinung, und die Leipziger Universität hatte recht, wenn sie sich dieses Versuchs entrüstet erwehrte. Wäre eine solche Professur in deutschen Landen Wirklichkeit geworden, es wäre, ob auch vielleicht unbewußt, ein Vorstoß gegen die wissenschaftliche Integrität gewesen. Denn die Nationalökonomie ist eine junge, noch unfertige und immer noch tastende und suchende Wissenschaft. Und eine politische dazu, bei der — sie mag sich noch so abstrakt und deduktiv gebärden — die persönlichen Auffassungen des Vortragenden über Wirtschaft, Staat und Gesellschaft sich schlechterdings nicht ganz unterdrücken lassen. Dergleichen Disziplinen aber vertragen die munifizenten Spenden mehr oder weniger selbstloser Freunde der Wissenschaft nicht. Sonst kämen wir noch dahin, daß die unterschiedlichen Interessenverbände sich akademische Generalsekretäre aushielten und die Agitation in den Hörsaal verpflanzten.

Indes ist der Ansturm ja nun für diesmal abgeschlagen und wird voraussichtlich so bald sich nicht wiederholen. Die Deutschen von heute haben im allgemeinen ja ein mattes, allzu korrektes Herz. Aber wo an Bildungsfragen gerührt wird, besinnen sie sich doch noch auf den



Zorn der freien Rede. Die Unternehmerschaft, soweit sie sich benachteiligt glaubt und den nationalökonomischen „Ausgleichsprofessor" herbeisehnt, hat also Muße, sich den Kasus in aller Ruhe zu überlegen. Vielleicht auch noch einmal gründlich nachzuprüfen, ob die heutige zünftige Wissenschaft denn wirklich in sentimentaler Überschätzung des Lohnarbeiters ungerecht gegenüber dem Unternehmer wird. Ich möchte ihr zu diesem Ende zwei Schriften von Gustav v. Schmoller empfehlen, der in diesen Kreisen ja als der eigentliche Vater des bösen Kathedersozialismus gilt: „Die geschichtliche Entwicklung der Unternehmung" und „Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen". Daneben auch noch allerhand Stellen in den zwei Bänden seines Grundrisses. An einer nennt er die Unternehmer „eine Klasse ausgesuchter Menschen", die das Werk „jahrhundertelanger geistiger und moralischer Erziehung, geschichtlicher Entwicklung und sozialer Auslese sei". Und resümiert sich nach einem kurzen historischen Exkurs: „Trotzdem wird man behaupten können, die Unternehmer seien als Klasse die wirtschaftlich Fähigsten geblieben, seien auch heute gegenüber den Verkäufern der Produktionsmittel wie gegenüber dem Konsumenten doch im ganzen die Überlegenen. Und das sei nicht sowohl die Folge ihres Besitzes, als Folge ihrer Stellung in der Initiative, ihrer geschäftlichen Fähigkeiten und ihres Zusammenhanges mit den leitenden Kredit- und Verkehrsinstituten."

Kann man gegenüber solchen Zeugnissen im Ernst noch sagen, der Kathedersozialismus würde der Stellung des Unternehmers im Erwerbsleben nicht gerecht?

Dr. Richard Bahr



Eine Katastrophe auf dem Mars?

Nach einem Bericht des „Journal of the British Astronomer Association" sind kürzlich auf dem Planeten Mars ganz außerordentlich wichtige Beobachtungen gemacht worden. Während des Septembers war der Planet näher als zu irgendeiner Zeit seit dem Jahre 1892 und außerdem in einer für Beobachtungen sehr günstigen Stellung. Die Naturerscheinungen, die man während dieser Zeit beobachtete, waren nach dem vorliegenden Bericht ohne Parallele in der Vergangenheit. Der Anblick der Oberfläche des Planeten ist an verschiedenen Orten vollständig verändert. Ungeheure Oberflächen des Mars sind jetzt wie mit einem gelben Schleier bedeckt, der die scharfen Konturen verwischt hat. Diese neu beobachteten Veränderungen sind besonders interessant im Hinblick auf die Theorie des Professors Lowell, der bekanntlich behauptet, daß der Mars von lebenden Wesen bewohnt ist. Nach seiner Ansicht sind die Kanäle des Mars Riesenwerke einer Rasse, die am Aussterben ist, da sie auf dem öden Planeten langsam verhungern muß. Diese Kanäle sollen dazu dienen, das Schmelzwasser von den Schneekappen der Pole in die Wüsten in der Nähe des Äquators zu leiten, damit Lebensmittel angebaut werden können. Diese Theorie ist in der letzten Zeit durch die Entdeckung von Wasserstoff und Wasserdämpfen auf dem Planeten unterstützt worden, wodurch bewiesen wurde, daß die Grundbedingungen für lebende Wesen gegeben sind. Wenn aber jetzt die scharfen Grenzlinien verschwunden sind, und wenn ein gelber Schleier weite Gebiete des Mars bedeckt, so muß sich eine Katastrophe von riesenhaftem Umfang ereignet haben, eine Umwälzung, gegen die die heftigsten Erdbeben, die unsre Erde heimgesucht haben, nur ein Kinderspiel gewesen sein können. Welcher Art diese Umwälzungen gewesen sein mögen, darüber kann man natürlich nur Vermutungen hegen. Es gewinnt jetzt auch an Bedeutung, daß in der letzten Zeit verschiedene andere interessante Erscheinungen beobachtet worden sind. Im August bemerkte man in der Eiskappe des Südpols große Risse. Man sah, daß ein dunkler Streifen darüber hinlief. Zur gleichen Zeit löste sich ein leuchtender Fleck vom Pol und bedeckte eine der dunklen Stellen des Planeten, so daß diese teilweise dem Blick entzogen wurde.



Es ist nicht unmöglich, daß die elektrischen Strömungen der Sonne, die vor kurzem den magnetischen Sturm auf der Erde verursachten und die wohl auch die Schuld an dem schlechten Wetter tragen, einen viel schrecklicheren Einfluß auf den Mars gehabt haben. Sie mögen dort Kräfte entfesselt haben, die für immer dem Kampf ums Dasein der Marsbewohner ein Ende gemacht haben. Um aber zu einem endgültigen Resultat über das, was sich auf dem Mars ereignet hat, zu gelangen, müssen erst die weiteren Untersuchungen abgewartet werden.



Märtyrerinnen?

Sind sie das wirklich, die Modenärrchen, die sich jedem noch so blödsinnigen und lächerlichen Gebot ihrer Schneiderin unterwerfen? Nach dem „Stoßseufzer einer Frau", den Frau H. Gisbert in der „Frankf. Ztg." von sich gibt, könnten einem die unglücklichen „Opfer", die „Märtyrerinnen" der Mode wirklich das Herz durch Mitleid zerreißen: „Sie dulden schweigend, aber ich kann die Unbill, die uns angetan wird, nicht mehr länger mit ansehen. Wieder sind Drapierungen, Schürzenüberwürfe und Paniers modern; aber man muß ihnen ansehen, daß nichts, gar nichts darunter ist als die aalglatte Form eines Fischleibs. Die üblichen Korsette genügen nicht mehr, die Schraube muß fester angezogen werden. Wohin soll das führen? Ein ausgebildeter weiblicher Mensch ist doch kein Rollschinken, den man willkürlich in eine beliebige Form schnüren kann, kein Regenwurm oder sonst ein quabbeliges Amphibium, sondern besteht aus Fleisch und Blut und einer leider! sehr widerstandsfähigen Knochenmasse. Ich atme freier auf, wenn ich die Galerien oder Museen betrete. Antike und moderne Frauengestalten, Göttinnen und Sterbliche lächeln uns von ihren Sockeln an, unbekümmert um die Gesetze der Frau Mode (die vielleicht von einer hüftenlosen Hetäre geschaffen worden sind), gegürtet mit der natürlichen Körperschönheit des natürlichen Weibes. Ach, daß ein Bildhauer eine moderne Schönheit schüfe und zwischen den Idealgestalten aufstellte, damit unsere Frauen das Zerrbild sähen, das sie anbeten und nachahmen, das flache, schmalhüftige Bild unserer modernen Frauen, die mit den eng gebundenen Kleiderröcken kaum zu gehen, mit den ins Gesicht gedrückten Hüten kaum zu sehen vermögen. Alle Zeiten und Völker haben ihre merklich variierenden Schönheitsideale. Die Wilden färben sich die Zähne, ziehen sich Ringe durch die Nase, tätowieren sich die Haut. Aber kein wilder Stamm tut seinem Körper so wie wir Gewalt an. Das blieb den Kulturvölkern vorbehalten! Das Schlimmste dabei ist — das Auge gewöhnt sich daran. Man ist schon beinahe geneigt, diese überschlanke Linie, die bei photographischen Aufnahmen durch Retuschen an der Gestalt hervorgebracht wurde, für das Natürliche zu halten. Nur wer es am eigenen Leibe empfinden muß .. Und doch sieht man die hypermodernen Gestalten lächelnd einhergehen und in Theatern und Cafés sitzen! O, sie sind Meisterinnen der Selbstbeherrschung, unsere Frauen! Sie sind Märtyrerinnen wie jene Frauen der Schreckenszeit, die lächelnd das Schafott bestiegen, sie würden sich auch lächelnden Mundes die fatale Hüfte fortoperieren lassen, wenn die tyrannische Herrscherin Mode das verlangte!"

Ja, wie hält's denn die geehrte Verfasserin selbst damit? Fühlt auch sie den Beruf zur „Märtyrerin" in sich?

„Wir wissen es alle," äußert sich eine vernünftige Frau dazu, „daß in ‚der Gesellschaft' solche ‚Märtyrerinnen' die Mehrzahl bilden. Aber müssen wir denn Märtyrerinnen sein? Diejenigen der Guillotine hatten keine Wahl. Wir bewundern ihren lächelnden Heldenmut, aber auch ohne diesen wären sie ihrem Schicksal verfallen. Wir aber sind frei! — Wie lächerlich klingt das, wenn wir überschauen, wie krampfhaft wir uns alle an die herrschende Mode

anklammern. Sie zwingt auch unsere Männerwelt zur Anpassung an die vorgeschriebene Linie, und die meisten Ehemänner lieben es im Grunde gar nicht, wenn ihre Frauen anders aussehen als ihre tonangebenden Mitschwestern. Trotzdem kann man herrlich leben, ohne Märtyrerin zu sein, ohne Panzer und ohne Beschränkung der Körperbeweglichkeit. Man braucht nur zu wollen und fest aufzutreten. Ich bin dick und habe starke Hüften. Meine norddeutschen Freundinnen sagen, ich sei reichlich stark, und die süddeutschen nennen mich ‚Dickerle' oder ‚Pummerle'. Ich trage ein kurzes Fischbein-Mieder, das dem Rücken eine leichte Stütze gibt und den Unterkörper völlig freiläßt. Ich kann Stunden weit gehen, fühle nie einen Druck, und kann mich bücken ohne Beschwerde und ohne daß es kracht. Eine französische Schneiderin, in deren Hände ich mich begeben wollte, tippte meine Hüften an und sagte: ‚Il faut avant tout que madame fasse disparaître ces boules de graisse' — ich ‚verließ sie zur selben Stunde'. Ich ging in eines der ersten süddeutschen Konfektionshäuser und sagte der Directrice, ich wünschte eine elegante Abendtoilette (sie lächelte süß), aber ich trüge kein langes, festgeschnürtes Korsett (ihre Miene wurde düster). Ich fragte, ob man mir unter diesen Umständen das Gewünschte anfertigen würde. Sie verneinte bedauernd, und ich wandte mich zum Gehen, aber ich hatte die Treppe noch nicht erreicht, so holte man mich zurück. Es begann nun energische Willensbeeinflussung von seiten der ‚Premiere', aber ich blieb standhaft, und die Toilette wurde ohne Panzer gemacht. Sie war schön, und ich habe in ihr und andern, die dasselbe elegante Haus unter sanftem Protest für mich lieferte, meine Diners und großen Gesellschaften vergnügt genossen und mit tiefem Mitleid auf die mich umgebenden ‚Gepanzerten' geblickt ... Noch einen guten Rat für die trostlosen Dicken. Nach der täglichen kalten Abwaschung turne man nach schwedischer Art 15 bis 20 Minuten, selbstverständlich nach sorgfältiger Einübung bei einer Masseuse. Es gibt da Bewegungen, welche die starken Hüften in gewissen Grenzen halten. Wer es regelmäßig tut und es dann einmal vierzehn Tage unterläßt, wird den Unterschied leicht feststellen ... Aber teilen nicht einige meiner Gefährtinnen mein Schicksal? Trotz meiner Körperfülle gibt es Menschen, die nicht ohne mich leben können. Wozu also die gerade Hüftenlinie?"

Dieser sympathischen älteren Dame sekundiert ein ebenso sympathischer älterer Herr, der dem Frankfurter Blatte versichert, er habe unter dem Motto „Bequemlichkeit über alles" seinen äußeren Menschen ganz nach Gusto eingerichtet, ohne daß er dabei die geringste Einbuße an irgendwelchen Werten erleiden mußte. Kennen Sie, so apostrophiert er jene Märtyrerin der Mode, das moderne Folterinstrument für Herren — Stehumlegekragen genannt? „Ich habe noch keinen getragen, sondern die erste Lieferung, welche mir mein Frankfurter Hemdenlieferant vorsetzte, kurzerhand zurückgeschickt und trage noch heute die gleichen Stehkragen wie vor 20 Jahren. Sie vermuten nun vielleicht, ich sähe aus wie ein Schlossergeselle am Sonntag? Sie irren vielleicht. Jeder Schlossergeselle trägt jetzt Sonntags Stehumlegekragen! An der Art, wie ich meinen unmodernen Kragen und einfache, schwarze genähte Krawatten trage, scheint man doch zu sehen, daß ich ein ‚Herr' bin, wenigstens schließe ich das aus der Art, wie mir auch ganz Unbekannte begegnen. Ebenso an der Güte des Stoffs und der Machart. Auch trage ich nur Maßschuhe, wenig elegant, aber ohne alle Hühneraugen, und meinen Kopf ziert gewöhnlich ein Schlapphut, auch Sonntags, den steifen Hut und den Zylinder habe ich für besondere Gelegenheiten reserviert. Trotzdem hat dieser unmoderne äußere Mensch verschiedene nette Leutchen nicht abgehalten, intime Bekanntschaft, sogar dauernde Freundschaft mit ihm zu schließen ... Sie sehen, verehrte Dame, man ist frei, sobald man nur frei sein will!"

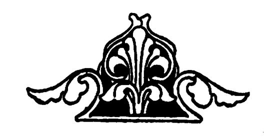
Das älteste Datum der Weltgeschichte

Nach dem früher gebräuchlichen julianischen Kalender ist es der 19. Juli 4241 vor Christi Geburt. Seither, so liest man in einem Referat der „Berl. Volksztg.", sind 6150 Jahre ins Land gegangen, und sehr viel Wasser ist den Nil abwärts geflossen. Den Nil — denn dies älteste Datum stammt aus der ägyptischen Geschichte. Am 19. Juli 4241 ist in Unterägypten der 365tägige Kalender eingeführt worden: das hat Eduard Meyer in dem unlängst erschienenen zweiten Bande seiner monumentalen „Geschichte des Altertums" überzeugend nachgewiesen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, so führt er aus, daß die Ägypter ursprünglich die Zeit nach Monden von abwechselnd 29 und 30 Tagen berechnet haben; die Nachwirkung davon hat sich sowohl in der Feier der Mondfeste wie in dem Namen „Monat" als Unterabteilung des Jahres erhalten. Aber für ein ackerbautreibendes Volk hat der Sonnenlauf und der regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten eine viel größere Bedeutung als der Mond, der, so sehr seine wechselnden Gestalten die Phantasie und den Aberglauben fesseln mögen, im praktischen Leben gar keine Rolle spielt. Zu einem festen Sonnenjahr und damit zu einer Datierung der landwirtschaftlichen Arbeiten im Kalender ist indessen vom Mondmonat aus überhaupt nicht zu gelangen, sondern nur zu einem schwankenden Jahr von 12 und 13 Monaten (354 und 384 Tagen), das durch fortwährende Schaltungen reguliert werden muß, wobei Verwirrungen und Unregelmäßigkeiten kaum zu vermeiden sind.

So kam es, daß die Ägypter den kühnen Schritt getan haben, für den Kalender auf die Berücksichtigung des Mondes ganz zu verzichten und zu einem reinen Sonnenjahr überzugehen, zu einem landwirtschaftlichen Jahr von gleichbleibender Länge. Einen festen Anhalt besaßen sie dafür in dem großen Regulator des ägyptischen Lebens, der Nilüberschwemmung, von der der Gang aller Feldarbeiten abhängt. Durch sie wird das Jahr in drei gleich lange Abschnitte geteilt: Überschwemmungszeit, Aussaat oder Winter, Ernte oder Sommer. Das erste Anschwellen des Nils nach dem tiefsten Stande, den er im Mai erreicht hat, ist neun Jahrtausende lang zusammengefallen mit dem ersten Wiedererscheinen des Siriussternes in der Morgendämmerung, dem sogenannten Frühaufgang des Sirius, der während des ganzen Verlaufes der nationalen ägyptischen Geschichte, bis tief ins erste Jahrtausend vor Christus hinab, in der Breite von Memphis und Heliopolis julianisch auf den 19. Juli, gregorianisch (das heißt nach dem gegenwärtigen Stande unserer Monate zur Sonne) auf den 15. Juni fiel. Dieser Tag galt daher für den Anfangstag der Überschwemmungszeit, mit ihm begann der neue Kalender. Von hier ab werden in den drei Jahreszeiten je vier gleich lange Monate zu dreißig Tagen gezählt; jede Beziehung des Monats zum Monde ist damit aufgegeben.

Durch eine weitere scharfsinnige Auseinandersetzung, die wir hier nicht im einzelnen verfolgen können, erbringt dann Eduard Meyer den Beweis, daß der neue Kalender im Jahre 4241 vor Christus in Unterägypten eingeführt worden ist. Ihm gebührt der Ruhm, das älteste sichere Datum der Weltgeschichte — auf lange Zeit das einzige — festgestellt zu haben.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Wir ganz Jungen!

Darf wohl ein ganz Junger hier einmal eine Frage stellen? Oder vielmehr, darf er seinem intimsten Sehnen Ausdruck verleihen? Einem Sehnen, das ihm das ganze Herz erfüllt, und für das doch so wenig Verständnis vorhanden zu sein scheint? — Oder wohnt es auch in euch, und haben wir uns nur noch nicht gefunden?

Es ist schon hundertmal gesagt worden, und eben las ich's wieder: „Das achtzehnte Jahrhundert können wir das philosophische nennen, das neunzehnte das historische. Im achtzehnten Jahrhundert spekulierte man, grübelte über dem Ding an sich und suchte das geistige und weltliche Universum philosophisch zu umspannen und in seinen letzten Fragen und verborgensten Geheimnissen begrifflich zu ergründen. Das neunzehnte hat sich nicht diesen Ikarusflug in das Luftreich der Metaphysik als Aufgabe gestellt, sondern eine viel bescheidenere, die aber sich lösen läßt und greifbare Resultate liefert: nämlich zu erforschen, wie es eigentlich gewesen." (Das Christentum. Fünf Vorträge. Sammlung „Wissenschaft und Bildung." Heft 50, S. 1.)

Darf ich wohl einmal bestimmtere Bezeichnungen für die beiden großen Epochen wählen, als sie die schönen Umschreibungen Prof. Cornills bieten? Oder mißfällt es euch, meine Freunde, wenn ich das achtzehnte Jahrhundert das der Produktivität und das neunzehnte das der Reproduktivität nenne? Es mißfällt euch nicht? Wie rührend bescheiden ihr doch seid! Aber werdet, bitte, nicht böse, wenn man diese Bescheidenheit euch als Armut auslegt. Doch, es mißfällt euch? So sagt mir doch, warum schweigt ihr so gar stille zu so selbstgefälligen Äußerungen wie die eben angeführte? Haben hundert Jahre noch nicht genügt, euch die Lektion jenes Famulus zu lehren? Ist für uns wirklich wieder das Pergament der heil'ge Bronnen, daraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt? Lebt wirklich nichts von jenem sonnenflüchtigen Wünschen und Hoffen Fausts in euch, nichts von dem heißen Verlangen, mit der Kraft des Denkens und der Glut persönlichsten Empfindens die Welt zu erfassen, euch eure Welt zu schaffen? Wißt ihr denn nicht, daß die Keime des Lebens, des wirklichen, fröhlichen, kräftigen Lebens in euch selbst liegen, und daß diese Keime verderben müssen, wenn ihr nur immer nach außen den suchenden, kritischen Blick richtet?

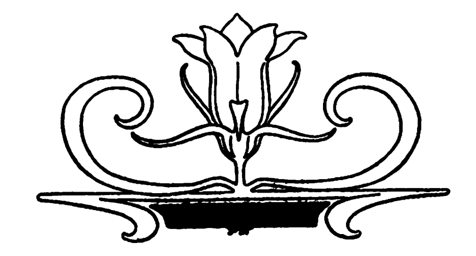
Nein — wir wollen es einmal deutlich sagen, wir ganz Jungen — wir finden keine Befriedigung bei den „Ergebnissen", bei den „greifbaren Resultaten" des „historischen" neunzehnten Jahrhunderts. Wir sehnen die schaffenden Geister herbei, die uns nicht die Steine der Geschichte, sondern das Brot der hohen Geisteswerte einer großen Persönlichkeit bieten. Mit einem Wort: Unsere ganze Sehnsucht gilt dem Genie; sei es nun das philosophische oder das

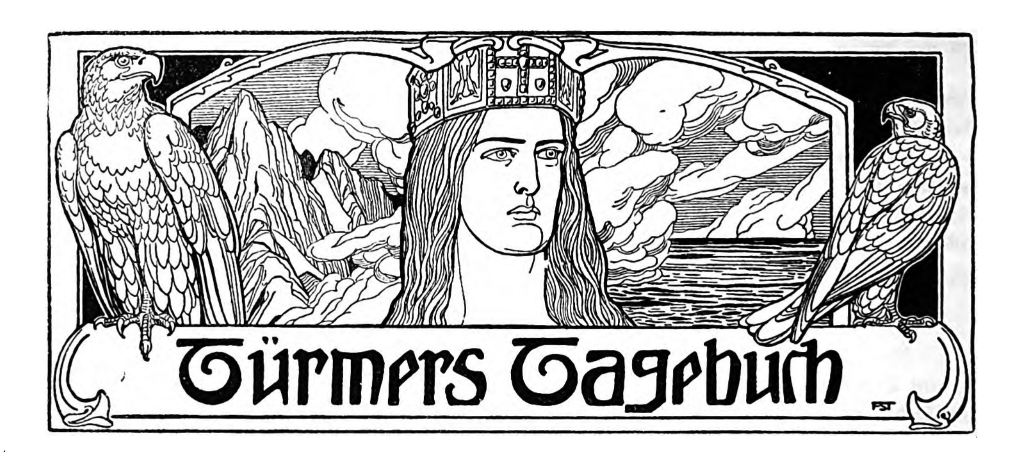
dichterische oder das religiöse. Jedenfalls brauchen wir starke Speisen, unsere hungernden Seelen zu sättigen.

Es klingt absurd, aber es ist wahr: wir fühlen uns einsam, wir ganz Jungen. In den Hörsälen gähnen uns die „Sachen“ an — und uns verlangt nach begeisternden persönlichen Eindrücken. In unsern Salons herrscht die Konvention der leicht-gefälligen Plauderei — und wir suchen geistvolles Leben und Lieben. — Auf allen Straßen und in den Wohnungen unserer Städte diktiert der verfluchte Geldbeutel den „Stil“ — und wir hoffen auf gediegene — besser — geniale künstlerische Werte.

Ja, wir hoffen. Und diese Hoffnung ist unsere Kraft; und unser Trost ist die Arbeit.

Wir stürmen nicht trotzig unbesonnen daher und füllen das Herz unserer Väter und Mütter mit Besorgnis. — Wir sind bei Schiller und Goethe in die Schule gegangen und wissen, was Arbeit heißt. Wir haben von Kant gelernt und kennen den Ernst der Pflicht. Wir haben Nietzsche durchgelitten — und aus der Höhle seines Wahnsinns winkt dieser einzige Geist: „Sei du ein Mann und folge mir nicht nach.“ Wir wollen nicht verzweifeln wie jener. Aber die Betrachtung seines tiefen, grausamen Leidens soll uns entflammen zu zähem Festhalten an unserer Hoffnung. C. M., stud. theol.





Erbfreundliches — Die Unbezahlbaren — Auf dem toten Strang

Russische Zustände!" „Russische Willkür!" „Schlimmer als in Rußland!" — so und ähnlich kann man's jetzt häufig auch von Leuten hören und lesen, die „doch sonst gar nicht so" sind.

Denn jede Schuld rächt sich auf Erden. Auch die beispiellose Selbstgerechtigkeit und -Beräucherung, in die wir uns wie in eine undurchdringliche Wolke vor aller nüchternen Schätzung unserer eigenen Angelegenheiten jahrzehntelang eingehüllt. Wo wir doch über die Sünden des Auslandes nicht hart genug aburteilen konnten. Und es dabei so gar nicht „nötig" hatten!

Wer so viel Vollkommenheit gegenüber den alten Adam, den Skeptiker nicht ganz auszuziehen vermochte, wen sie je nach Anlage tragisch oder komisch, meist aber tragikomisch anmutete, der braucht auch jetzt nicht gleich vor Schreck auf den Rücken zu fallen und sich in Krämpfen des entgegengesetzten Superlativismus zu winden.

Und er wird ganz nüchtern die Frage stellen, ob denn diese gewisse Wahlverwandtschaft zwischen Preußen und seinem bewährten russischen Erbfreunde etwa eine Entdeckung erst von heute ist. Der „Vorwärts" erzählte da vor kurzem eine sehr merkwürdige Geschichte, deren parteitendenziöse Spitzen und Stacheln den kulturhistorischen Nutzungswert des lehrreichen Exempels nur abschwächen können und die ich mir natürlich auch keineswegs zu eigen mache.

Aus der „guten alten Zeit":

„In Königsberg stand der General Plehwe seit dem Jahre 1850 an der Spitze des Preußenvereins. Preußenvereine nannten sich damals die konservativen Vereine, die nach der Art der jetzigen Militärvereine und des ‚Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie' organisiert waren. General von Plehwe widmete sich mit Eifer der Aufgabe, die ‚gute Gesinnung' zu fördern und die ‚schlechte Gesinnung' zu vernichten. Selbstverständlich standen Regierung und Polizei ihm, wo er ihrer zu politischen Zwecken bedurfte, ganz zu Diensten. Vor allem aber bediente er sich zur Erreichung seiner Zwecke einer von der konservativen Partei unterhaltenen Zeitung, die im Sinne des Generals Plehwe öffentliche Meinung

machte. Die Zeitung hieß der ‚Königsberger Freimüthige'. Die Aufgabe dieses Blattes war ... die ‚Schlechtgesinnten' der Bürgerschaft zu kennzeichnen, ihre finsteren Pläne zu enthüllen, Gefahren, welche sie für Staat und Kirche bereiteten, zu behaupten, die Regierung zum Einschreiten zu ermuntern, die Polizei zu loben, den Gerichten Fingerzeige zu geben, wie sie ‚im Namen des Königs' Recht sprechen müßten, ‚Gutgesinnte' zu allen möglichen Begünstigungen zu empfehlen, freidenkende Beamte zu tadeln und ganz besonders nach demokratischen Gesinnungen zu schnüffeln, tüchtige Beamte aus Amt und Brot zu bringen und einen edlen Preußenvereinler in das Amt hineinzubringen.

Redakteur dieses trefflichen Blattes der konservativen Partei war ein gewisser Emil Lindenberg.

Lindenberg war zu dem eben umschriebenen Gewerbe insbesondere durch sein ganzes Vorleben vortrefflich geeignet ... Auch mit dem Strafrichter hatte er in innigster Fühlung gestanden. Er war wegen Kurpfuscherei, Betrug und Erpressung wiederholt verurteilt und hatte dadurch Gelegenheit erhalten, die Gefängnisse aufs gründlichste kennen zu lernen. Sein literarisches Genie verstand es aufs trefflichste, in ähnlicher Weise Klatschberichte über Familienverhältnisse für den ‚Freimüthigen' zu schreiben, wie sie sich noch heute in so manchem Ordnungsheuchelblatt, nicht nur in der ‚Wahrheit', vorfinden. Für solche prickelnden, die intimsten persönlichen Verhältnisse beleuchtenden Artikel erhielt er ein hohes Honorar. Ein noch besseres Honorar freilich wußte er durch vertrauliche Mitteilungen an Familienväter zu erzielen, denen er Beiträge für den ‚Freimüthigen' über unangenehme Familienvorgänge vorlas, die erst erscheinen sollten, die aber nicht erscheinen würden, wenn ihm das Honorar dafür ersetzt würde.

Dieses einträgliche Erpressungsgeschäft betrieb Lindenberg leider mit Erfolg. Aber einmal geriet er bei diesen sauberen moralischen Revolverattentaten an den richtigen Mann. War da bei Königsberg ein junger Gutsbesitzer, der sich mit einer reichen Bürgerstochter verlobt hatte. Diesen besuchte Emil Lindenberg und teilte ihm einen Artikel für den ‚Freimüthigen' mit, der durch die vermeintliche Enthüllung eines Skandals ganz geeignet gewesen wäre, die Verlobung rückgängig zu machen. Lindenbergs überströmende Menschenfreundlichkeit erbat sich nun von dem Gutsbesitzer ein hohes Honorar für den Fall, daß dieser Artikel nicht gedruckt würde. Der Gutsbesitzer ging scheinbar auf die Gaunerofferte ein: er bat Lindenberg, in einigen Tagen wiederzukommen, damit er Zeit habe, das Geld sich zu beschaffen. Inzwischen bestellte sich der Gutsbesitzer zwei Zeugen, die im Nebenzimmer das vorzunehmende Geschäft belauschen konnten. Emil Lindenberg ging in die Falle und wurde dem Gericht überliefert. Dies verurteilte ihn wegen Erpressungsversuch zu Zuchthausstrafe und zum Verlust der Nationalkokarde (die letztere Art Strafe war eine ähnliche Nebenstrafe wie die heutige Stellung unter Polizeiaufsicht).

Das geschah vor 1848.

Als Emil Lindenberg wieder freikam, fand er vieles verändert: die 1848er Revolution hatte sich vollzogen, ihr war die Gegenrevolution, die Reaktion, ge-

folgt, und stand seit Anfang der 50er Jahre in höchster Blüte. Lindenberg begriff sofort, daß er fortan nicht mehr nötig habe, so dunkle Wege zu wandeln, wenn er sich als ‚Gutgesinnter‘ der konservativen Partei zur Verfügung stelle und auf den lichten Höhen der patriotischen Staatsrettung gegen klingende Bezahlung sein Talent strahlen ließe. Er erklärte dem Chef der konservativen Partei in Königsberg, dem General Plehwe, er habe gesündigt, er wolle fortan über den tugendhaften Weg echt königstreuer Gesinnung als Gutgesinnter durch literarische Arbeiten für den ‚Freimüthigen‘ wandeln.... General von Plehwe sah die Brauchbarkeit des bekehrten Sünders ein und befürwortete die Wiederzuerkennung der Nationalkokarde. Auf solche Fürsprache hin wurde die Gnade sofort gewährt.

Der begnadigte Emil wurde neben einer anderen guten Gesinnungspflanze, einem Oberlehrer, Redakteur des ‚Freimüthigen‘. Da dieser Oberlehrer hin und wieder Bedenken gegen die erlogenen Ehrabschneidereien, mit denen Lindenberg das Blatt füllen wollte, hatte, so kam es zu einigen Reibereien zwischen den beiden. Diese Reibereien endeten durch Machtspruch des Generals Plehwe damit, daß der Oberlehrer entlassen wurde und Lindenberg zum Herausgeber und Chefredakteur des ‚Freimüthigen‘ ernannt wurde. Nun konnte er nach Herzenslust seinen Mangel an Ehrgefühl und seine Neigung zu ehrlosen Handlungen in die Wagschale ‚königstreuer‘ konservativer Reaktion werfen.

Der ‚Freimüthige‘ floß über von Klageliedern über die Zuchtlosigkeit der freisinnig Denkenden. Er donnerte gegen Versammlungsfreiheit, forderte zu ungesetzlichen Maßnahmen jeder Art, insbesondere gegen Beamte und Lehrer ... auf. Und siehe da, es half. Es bildete sich zwischen dem Erzverleumder und ‚Patrioten‘ Lindenberg und dem damaligen Polizeipräsidenten von Königsberg, einem Herrn Peters, ein gar inniges Verhältnis heraus.... Lindenberg wies in dem ‚Freimüthigen‘ öffentlich darauf hin, welche ungesetzlichen Schritte — z. B. polizeiliche Überfälle von Teegesellschaften, Lesekränzchen, Pfingstfesten — stattfinden müßten. Herr Peters befolgte den Rat und wurde dann im ‚Freimüthigen‘ bis über die Hutschnur belobt.

In besonders niederträchtiger Weise wurden freisinnig denkende Beamte von Lindenberg mit Kot beworfen und angegriffen. Oft hatten diese Angriffe den Erfolg, daß brave Beamte entlassen und an ihre Stelle Leute vom Schlage Lindenbergs und Plehwes gesetzt wurden. Aus den Hunderten von Fällen dieser gewerbsmäßigen, gesinnungstreuen ... Verleumdungstätigkeit sei nur ein Beispiel erwähnt, das freilich schließlich zugunsten des Beamten endete.

In Königsberg lebte ein bejahrter Steuerbeamter, der seine Pflicht in aller Stille tat und sich vom politischen Leben fernhielt. Dessen Posten sollte einer der Günstlinge Lindenbergs erhalten. Wie das ausführen? Für Lindenberg nichts leichter als dies. Im ‚Freimüthigen‘ erschien bald eine fulminante Notiz, in der die Staatsgefährlichkeit des alten Beamten klipp und klargelegt wurde. Dieser Beamte war nicht Mitglied des konservativen Preußenvereins, also hinreichend verdächtig, ein ‚Schlechtgesinnter‘ zu sein. Schwerwiegende andere Tatsachen bewiesen direkt nach der Behauptung des ‚Freimüthigen‘ die Staatsgefährlichkeit des alten Beamten. Denn erstens war die Stubendecke des

Bureaus von schwarz-rot-goldenen Farben eingefaßt, also von Farben, die symbolisch die von der konservativen Partei und vom Preußenverein so bitter gehaßten Bestrebungen nach einem geeinten Deutschland andeuteten; überdies, zweitens, ging der Mann — entsetzlich! — über die Straße mit einem weichen Filzhut, einem Kalabreser — ein deutliches Zeichen, daß er Demokrat, Verschwörer, untauglich zum Amt eines Steuerbeamten war, dessen Herz und Hut hart sein müsse, wenn er zu den ‚Gutgesinnten' gerechnet werden solle.

Auf Grund dieser albernen Notiz wurde gegen den Steuerbeamten das Disziplinarverfahren eröffnet. Die gründliche Untersuchung ergab folgendes Resultat: Die Zimmerdecke ergab bei genauer Beaugenscheinigung, daß das Schwarz grün und das Rot blau, das Gold ein vergilbtes Weiß war. Dieser Anklagepunkt fiel an dem Mangel amtlicher Farbenblindheit. Aber der Kalabreser? Der war wirklich und wahrhaftig da. Der arme angeschuldigte alte Mann wies nun aber unter Tränen der Entrüstung und des Schmerzes auf drei tiefe Narben auf seiner Stirn, die er sich im Befreiungskriege 1813 geholt hatte. Die Wunden waren geheilt. Die Narben schmerzten ihn aber noch so, daß er ohne jede ‚revolutionäre' Absicht zu einem weichen Filzhut, dem schrecklichen Kalabreser, Zuflucht nehmen mußte. Der Beamte blieb in seinem Amt und durfte den Kalabreser weiter tragen.

Solche und ähnliche Verdächtigungen gingen natürlich nicht ohne Verleumdungsklagen gegen Lindenberg ab. Auch der ‚bestgesinnte' Staatsanwalt und das gefügige Gericht mußte Lindenberg in kurzer Zeit in 18 Fällen zu Strafen verurteilen. Die Beamten wurden dann dafür im ‚Freimüthigen' von Lindenberg gerüffelt, ihnen dargelegt, weshalb sie den Zuchthäusler außer Dienst und Gutgesinnten im Dienst eigentlich hätten freisprechen müssen. General Plehwe und andere königstreue Herren setzten es dann regelmäßig durch, daß der ... Lump begnadigt wurde. Im Jahre 1855 fiel es dem König auf, daß so häufig ein und derselbe Verurteilte von den Erzkonservativen zur Gnade empfohlen wurde. Er bewilligte nochmals das Gnadengesuch, fügte aber hinzu, daß er in Folge die Gnade versagen müsse.

Nun wurde der Boden Königsbergs zu heiß für Lindenberg. Auch winkte ihm und seinem Freunde, dem Polizeipräsidenten Peters, eine höhere Mission. Peters erhielt die damals besser dotierte Stelle als Polizeipräsident in Minden. Lindenberg tat nunmehr in Minden für ihn Dienste. Aber die moralische Verkommenheit des ehemaligen Zuchthäuslers und der 18mal begnadigten Stütze der konservativen Partei war zu noch höheren Dingen ausersehen. Er wurde — als Überwacher des Prinzen von Preußen, des nachmaligen Kaisers Wilhelm, vom Oberchef der konservativen Partei, dem General v. Gerlach, Generaladjutanten des damaligen Königs, bestellt.

Genral v. Gerlach argwöhnte, wie die meisten konservativen Parteiführer, daß der Prinz von Preußen, sobald er an Stelle seines kranken Bruders die Regierung übernähme, der konservativen Partei, gegen deren Häuflein der Thronfolger sich wiederholt ausgesprochen hatte, an den Wagen gehen würde. Deshalb spio-

nierten sie das Leben des Prinzen nach allen möglichen Richtungen aus. Als der Prinz von Preußen im Jahre 1855 nach Minden reiste, beauftragte General v. Gerlach den ehemaligen Zuchthäusler Emil Lindenberg, er solle einen genauen Bericht über das Benehmen des künftigen Trägers der preußischen Krone bei dessen Aufenthalt in Minden ihm abstatten.

Diesem Auftrag kam Lindenberg getreulich nach. Sein Bericht datiert vom Juli 1855. Er ist bei Gelegenheit der Verhandlung gegen den Polizeispion Techow, der ... ein bißchen Depeschendiebstahl und Hochverrat trieb und hierfür 10 Jahre Zuchthaus erhielt, bekannt geworden. Der ehemalige Zuchthäusler, spätere Vertrauensmann der konservativen Parteiführer, Spion und Spitzel im Dienst der ‚Gutgesinnten', schreibt in dem Bericht über das Benehmen des späteren Kaiser Wilhelm:

‚Der Prinz habe sich gegenüber einem hohen Militär darüber beschwert, daß die Offiziere des 16. Regiments verdächtigt würden, weil sie die Kölnische Zeitung ... lesen. Er selber lese die Zeitung und finde sie patriotisch. Der Prinz habe gar noch hinzugefügt: er werde sich niemals zur Kreuz-Zeitung rechnen. (Die Kreuz-Zeitung war schon damals die leitende konservative Zeitung.) Das ganze Benehmen des Prinzen auf der Reise in Westfalen, berichtet Lindenberg, sei so gewesen, daß er dadurch die Interessen der konservativen Partei schwer geschädigt habe. Es liege offenbar in der Absicht des Prinzen, höheren Ortes den Versuch zu machen, die konservative Partei zu stürzen. In Berlin sei zwar ein höherer Offizier in der Umgebung des Prinzen, der aufpasse und über ihn berichte; aber auf der Reise ermutige das Verhalten des Prinzen die liberale Partei und lasse den Polizeipräsidenten Peters als in Ungnade erscheinen. Das würde auf die im Oktober 1855 vorzunehmenden Wahlen zum Abgeordnetenhause eine für die konservative Sache bedenkliche Wirkung ausüben.'

Der Bericht enthält dann noch mehrere grobe Beleidigungen gegen den Prinzen von Preußen. Wegen dieser Beleidigungen wurde gegen den konservativen Spion und ‚gutgesinnten' Zuchthäusler vor dem Potsdamer Gericht verhandelt. Dies erkannte auf — einen Monat Gefängnis und Verlust der Nationalkokarde. Die Strafe wurde später dem Ehren-Lindenberg ‚in Gnaden' geschenkt. Lindenberg hatte nach dem so gelinden Urteil noch die Frechheit gehabt, in der Mindener ‚Patriotischen (!) Zeitung' zu erklären: ‚daß dieser Urteilsspruch nicht überall als Maßstab für eine patriotische Gesinnung betrachtet wird, dafür habe ich hier und anderenorts die erfreulichsten Beweise erhalten. Ich meinesteils werde trotz der an mir gemachten bitteren Erfahrungen nicht aufhören, meinem Könige, seinem Hause und dem Vaterlande nach bestem Willen und Wissen zu dienen.'

Lindenberg blieb eifriger Förderer und Berichterstatter der konservativen, damals zwar kleinen aber mächtigen Partei und ist als reicher Mann gestorben. ..."

Erzählte man diese Geschichte ohne Namen- und Ortsangaben — wer riete da nicht ohne Besinnen auf Rußland? Nur in Rußland könne dergleichen passieren. — Aber es ist ja schon so lange her? Nun, ich will ja auch zunächst nur beweisen, daß die preußisch-russischen „Sympathien" auch nicht von heute sind.

Hätte man uns aber noch vor einem halben Jahre von der Korruption auf der Kieler Werft, ebenfalls ohne nähere Angaben, erzählt — würden unsere Patrioten da nicht ebenso besinnungslos erklärt haben, das könne nur in Rußland geschehen sein, das seien ja typisch russische Zustände, bei uns sei dergleichen „einfach ausgeschlossen“. „Ein—fach—aus—ge—schlossen“ (mit dem bekannten Reserveleutnantsschneid) ist bei unseren Tugendbolden bekanntlich jeder patriotische Unrat so lange, bis ihre eigenen werten Riechorgane in unmittelbare Berührung mit ihm gebracht werden. Und dann — ? — „Der Deutsche“, höhnt Harden, „ist von unübertrefflicher Regierbarkeit. Wenn in einem anderen Land, in Nikolais kaltem Orient sogar, ein Zustand entschleiert würde, wie er seit Monden nun im Geschäftsbezirk der Kieler Kaiserlichen Werft festgestellt ist, wäre irgendwo doch ein starker Volkszorn fühlbar. Diebstahl, Unterschlagung, schmutzige Schiebung aller Sorten; ein Verwaltungssystem von lächerlicher Rückständigkeit und Kontrolleinrichtungen, neben denen die der Mitteldeutschen Kreditbank musterhaft scheinen könnten. In einem vom Nachbar belauerten Riesenbetrieb ... Unter der Wucht solcher Erkenntnis würde, wie unter einem Rutenhieb, die Nation sich bäumen. Die Regierenden müßten sich auf Gewittertage bereiten und schnell noch für einen Blitzableiter sorgen. Den Verwaltungschef, der die Pflichtvorschrift nicht sofort sähe, ersuchen, seinen Abschied zu fordern. Selbst in der an Korruption gewöhnten Republik der Quinze-Mille hat die an der Marineschmach Schuldigen ein Wirbelsturm weggeweht. Bei uns? ... Der Marinesekretär ... wird ruhig wieder vor den Reichstag treten, die vom Volk Abgeordneten wieder zur Gratisfütterung in die Föhrde laden und von keinem wirksamen Wort in würdige Muße gedrängt werden. Ein paar Artikel, die nach ‚ganzer Arbeit mit eisernem Besen‘ schreien (nicht zu lange: man braucht den Raum für Frau Steinheil und anderen ausländischen Quark); noch ein Weilchen dann die Rubrik ‚Unterschleife und Reformen in der Werftverwaltung‘. Darüber kommt einer, der lächeln gelernt hat, bequem hinweg. Die notwendigen Reformen sind ja beschlossen und feierlich zugesagt; von denselben Leuten, deren Vorsicht und Geschäftskenntnis es so herrlich weit gebracht hat. Vom 1. April 1910 an wird in Kiel die Doppelte Buchführung eingeführt; schon vom 1. April 1910 an die Buchführung, die der Franziskaner Luca Pacioli di Borgo 1694 beschrieb und empfahl. ...“

Und immer wieder müssen die armen Russen herhalten, weil dergleichen eben nur in Rußland und nicht in Preußen vorkommen dürfe. Daß man sich an die eigene Nase fassen muß, statt in trauter Gewohnheit und holder Selbstvergessenheit an fremden herumzudrehen, ist ja wirklich sehr fatal und der Schmerz und Ärger darob sehr begreiflich. Nun freilich, freilich, die Dinge hätten von Rechts wegen in Rußland passieren sollen, es ist stil- und geschmacklos, daß sie in Preußen passiert sind, aber, meine Freunde, es ist doch nun einmal so, und die Russen — wir wollen gerecht sein — können am Ende nicht einmal dafür. Wozu also in die Ferne schweifen?

„Mit dem Reichseigentum,“ schreibt das „Berl. Tagebl.“, „ist in skandalöser Weise gehaust worden. Werte, die in die Millionen gingen, wurden verschleudert. Nicht bloß, daß gestohlen und unterschlagen wurde; fast noch schlimmer erscheint

die Unfähigkeit einer großen Reihe von Beamten, die zu indolent oder zu unwissend waren, um auch nur zu ahnen, daß die Verwaltung fortgesetzt von gerissenen Händlern in völlig legaler Form übers Ohr gehauen wurde.

Offenbar hat die Werftverwaltung und vielleicht auch die Leitung des Reichsmarineamtes wenigstens vor der öffentlichen Verhandlung gar nicht begriffen, was eigentlich in Kiel auf dem Spiel steht. Sonst könnte man es nicht verstehen, daß die Verwaltung sich durch klägliche Vertuschungsmanöver salvieren zu können glaubte. Es ist doch geradezu unerhört, daß die Kieler Oberwerftdirektion in einem Augenblick, in dem alle Welt nach Klarheit und Wahrheit schreit, den von der Verteidigung genannten Sachverständigen die Genehmigung zur Aussage verweigert und sich mit der faulen Ausrede des ‚Dienstgeheimnisses' herauszureden sucht. Eine Behörde, die so viel Butter auf dem Kopfe hat, sollte in ihrem eigenen Interesse alles tun, um den Kreis der Schuldigen abzugrenzen.... Hat sie denn nicht selbst das größte Interesse daran, über die Unterschlagungen auf der Werft volle Klarheit zu schaffen? Und nicht minder muß es wie ein Schlag ins Gesicht einer untadeligen Geschäftsführung empfunden werden, daß ein Assessor der Marineintendantur hochmütig erklären konnte, die Kaiserliche Werft habe nicht in kaufmännischer Weise einen Gewerbebetrieb zu verwalten, sondern für eine schlagfertige Flotte zu sorgen. Wird die Flotte weniger schlagfertig sein, wenn es auf der Werft ehrlich zugeht? Muß die Schlagfertigkeit durch Schlamperei, Unfähigkeit des Beamtenpersonals und Betrügereien erkauft werden? Der Herr Assessor ahnt gar nicht, wie sehr unsere Flotte gerade durch solche skandalöse Zustände, wie sie jetzt aufgedeckt worden sind, diskreditiert wird ..."

Nur einen kleinen Kontoauszug, den die „Berl. Volksztg." aufgemacht hat. Auf der Kieler Werft hat folgendes passieren können:

1. Beim Verkauf von Altwaren werden Bronze und Messing gemischt und als eine Ware verkauft, obwohl der eine Bestandteil doppelt so viel wert ist wie der andere. „Etwas derartiges findet sich in keinem Kulturstaat mehr," sagt ein Sachverständiger im Gerichtssaal. Deutschland in der Welt voran!

2. Eine Kette, die 14 ℳ pro Doppelzentner wert ist, wird in Kiel als altes Eisen für 4.50 ℳ verkauft.

3. Ein Kontrollbeamter kann ruhig beim Aufladen dabei stehen; denn „er versteht von der Sache nichts". Die Kontrollbeamten können „nicht Rotguß von Messing unterscheiden".

4. Die Aufstellung der Mindesttaxen spricht jeder ordentlichen, kaufmännischen Geschäftsführung Hohn. Die Besichtigungskommission wendet sich an die Meister, diese wenden sich an die — Lieferanten. Diese machen die Taxe, wie sie ihnen genehm ist.

5. Die berühmte Mittelstandsfreundlichkeit des Staates: Schon bei einem Kaufpreis von 50 ℳ müssen 1000 ℳ Sicherheit gestellt werden! Die Folge davon: Ausschluß der kleineren Käufer, Ringbildung der wenigen großen Abnehmer.

6. Die Werft verkauft alte weiße Leinwand für 30 ₰. Die Leinwand wird gereinigt. Die Werft kauft dieselbe alte weiße Leinwand für 2.85 ℳ als Putzzeug wieder.

7. Ein Mast wird für 76 M verkauft, der sofort für 1000 M weiter verkauft wird, usw. usw. Das sind Proben aus einer Verhandlung.

Dazu die anderen Geschichten, Durchstechereien, Geldgeschenke usw. Der eine der Beteiligten erklärt vor Gericht:

Was an kaufmännischen Unmöglichkeiten ausgedacht werden kann, konzentriert sich auf der Kieler Werft beim Verkauf von Altmaterial.

Dabei soll man glauben:

1. Die staatlichen Betriebe sind Musterbetriebe.
2. Die Aufsichtsbehörden arbeiten sämtlich tadellos.
3. Russisches kommt in Preußen-Deutschland nicht vor.
4. Die Bureaukratie ist unfehlbar. Das Geschrei nach kaufmännischer Verwaltung ist Beamtenhetze.

Das alles, schließt die Bilanz, soll man als guter Untertan glauben!

Aber feste! Was sollte der Untertan denn sonst tun und zu was ist er überhaupt da, als um Steuern zu zahlen und an die Weisheit einer hohen Behörde zu glauben? Wer sich zu dieser primitiven Einsicht noch nicht durchgerungen hat, verkennt durchaus das Wesen des modernen konstitutionellen Staates und sollte nach Rußland auswandern. Denn dort glauben sie nicht einmal an die Weisheit einer hohen Behörde, sie bekommen es sogar fertig, von Zeit zu Zeit ganz gehörig dagegen aufzumucken, die Rückständigen! —

Noch ein paar Rosinen aus dem so knusprig aufgegangenen Kuchen.

Intendanturassessor Frerichs erklärt als Zeuge vor Gericht, das Abwägen der Altmetalle durch die Magazinverwaltung vor der Abgabe sei erst nach der Entdeckung der Unterschleife eingeführt worden; früher seien die Materialien direkt nach dem Materialienmagazin gebracht worden, ohne im Ressortmagazin gewogen worden zu sein!

Magazindirektor Immelman beantwortet die Frage, ob es möglich sei, daß auf dem Wiegezettel 7000 Kilogramm ständen, während in Wirklichkeit 12000 Kilogramm auf den Wagen wären, mit „Ja“!

Auf die Frage des Präsidenten, ob die Wagen auf der Werft gut waren, sagte der als Zeuge vernommene Kaufmann Bernstein u. a. aus: „Ich war einmal zur Abnahme von Kondensatorrohren auf die Werft gekommen. Dort wurde mir eine vielleicht hundert Jahre alte Dezimalwage gezeigt, deren Schalen hin und her wackelten. Damit konnte nicht gut gewogen werden. Ich machte noch darauf aufmerksam, daß man mit dieser Wage nicht gut wiegen könne, aber die Applikanten sagten, damit werde immer gewogen. Na, ich war einverstanden und bin mit dem ermittelten Gewicht zufrieden gewesen, ich hatte Vorteil davon.“ — Und dabei muß man immer im Auge behalten, daß die als Zeugen vernommenen Beamten mit großer Reserve ihre Aussagen machen. Immer wieder lautet auf eine an die Zeugen gerichtete Frage des Präsidenten über Dinge, die in deren Arbeitsgebiet fallen, die Antwort: „Das weiß ich nicht“. (!)

Beamte figurieren in den Büchern der schlauen Handelsleute als „Rabbi I, II und III“, als „Meschores“ usw. Die ganze edle Gesellschaft nennt sich „Chabruse“. Der frühere Oberwerftmeister Rankowski hat an einer einzigen Öllieferung 5000 M verdient!

Und dabei ein Heer von Beamten, wie es keinem Privatbetriebe auch nur annähernd zur Verfügung steht. „Auf Schiffsinstandsetzungsarbeiten, Neubauten und Verwaltung,“ schreibt Kapitän zur See Persius im „Tag“, „kamen für 4000 Schiffstonnen in Deutschland: 11 Beamte und 104 Arbeiter, in England 3,5 Beamte und 27 Arbeiter. Der Bau eines Linienschiffes von 18 000 Tonnen beanspruchte in Deutschland 50 Beamte und 468 Arbeiter, in England 16 und 302. Lediglich um Beschäftigung für Beamte und Arbeiter der Kaiserlichen Werften zu schaffen, wurden die kostspieligen Umbauten an der Baden-Klasse, den Küstenpanzern und nun an den fünf Schiffen der Barbarossa-Klasse vorgenommen. Es gibt wohl keinen Seeoffizier der Front, der nicht mit Kopfschütteln z. B. die vermeintlichen ‚Verbesserungen‘ an der letztgenannten Klasse verfolgt. Sie sind höchst problematischer Natur. So schlingerte früher die ‚Barbarossa‘, bekanntlich schon ursprünglich eine gänzliche Fehlkonstruktion, wegen zu großen Toppgewichts — mangelhafter Stabilität — usw. beim Schießen 2 Grad. Jetzt, nach dem Umbau bzw. der Verbesserung, schlingert sie 5 Grad!“

Als einmal ein höherer Seeoffizier es fertiggebracht habe, in seiner Behörde die Beamten um 37 v. H. zu reduzieren durch scharfe Beaufsichtigung bei der Arbeit und Einhaltung der Bureaustunden, sei er schleunigst wieder von seinem Posten entfernt worden! Denn man begründe die Forderungen für die Beamtenvermehrungen stets mit „sozialpolitischen Rücksichten“:

„Sobald von verantwortlicher Seite die Einschränkung des Beamtenheeres gefordert wird, heißt es, dann müssen auch Arbeiter entlassen werden. Dies würde im Reichstag zu heftigsten Angriffen auf die Marineverwaltung Veranlassung geben. Ich habe gesagt, dies ist der ‚angebliche Grund‘! In Wahrheit ist es die Sucht, immer mehr und mehr das Beamtenheer zu stärken.“

Kaufmännische Geschäfte, meint mit vielen anderen Stimmen H. von Gerlach in der „Welt am Montag“, sollten von Kaufleuten besorgt werden: „Um kaufmännische Geschäfte handelt es sich aber bei allen großen Staatsbetrieben in allererster Linie, bei den Staatsbergwerken wie bei den Domänen und Forsten, bei der Post wie bei den Eisenbahnen, bei den Kolonien wie bei den Militärkonservenfabriken. Überall steht bei uns der Jurist und der Offizier, also der Nichtfachmann, an der Spitze. Überall ist der Kaufmann ausgeschaltet. Und überall müssen wir darauf gefaßt sein, daß irgend ein Zufall (!) uns eine ähnliche Vergeudung von öffentlichen Geldern enthüllt, wie wir es jetzt schaudernd in Kiel erleben.

Bei den Kolonien war es ja einst gerade wie jetzt bei der Marine. Mancher entsinnt sich vielleicht noch — es ist ja erst ein paar Jahre her — der Enthüllungen über den Assessorismus in Kamerun, der in einem geradezu ungeheuerlichen Konsum von Schreibmaterialien gipfelte. Allein an Siegellack — wozu braucht der moderne Mensch noch Siegellack! — wurde in der kleinen Kolonie mehr verbraucht, als alle Behörden des Deutschen Reiches versiegeln können. Man gedenkt vielleicht noch der herrlichen Verträge zur Zeit des südwestafrikanischen Aufstandes, wo z. B. die Lieferung von Pferdedecken und Hufeisen einem Apotheker übertragen wurde. All das ist anders geworden, seitdem ein Kaufmann an der Spitze der

Kolonialverwaltung steht. Herr Dernburg mag manche Fehler haben. Aber daß sein Ressort den Fragen des praktischen Lebens mit der Hilflosigkeit der Kieler Werftverwaltung gegenübersteht, wird niemand glauben. Es gibt eben Dinge im Leben, die für einen Kaufmann unmöglich sind.

Was wäre aus unserer Postverwaltung zu machen, wenn sie kaufmännischer Geist durchdränge! Um jeden, selbst dem Laien selbstverständlichen Fortschritt muß erst viele Jahre hindurch gerungen werden. Welche Schwierigkeiten hat man der Einführung der so überaus praktischen Fensterbriefe gemacht! Wie lange hat es gedauert, bis man sich entschloß, die Vorderseite der Postkarten für Text freizugeben! Und wie mußten diese paar Fortschritte durch weit schlimmere Rückschritte erkauft werden. Das ganze Regime Kraetke ist eine einzige Negation kaufmännischen Geistes.

Von der unglaublichen Knechtung der Beamten als Staatsbürger soll gar nicht erst gesprochen werden, obwohl es auf der Hand liegt, daß jeder Kaufmann lieber mit Angestellten arbeiten wird, die gut behandelt werden und dann freudig ihren Dienst tun, als mit solchen, die sich unterdrückt fühlen. Nur Arbeitsfreudigkeit schafft Qualitätsarbeit. Aber man denke an die Portoerhöhungen, die wir Herrn Kraetke verdanken, an die Beseitigung des Ortsportos für Karten und Drucksachen. Kein kaufmännisch denkender Verkehrsminister wäre auch nur einen Tag im Amte geblieben, wenn man ihm einen solchen offenbaren Rückschritt zugemutet hätte. Man denke an die haarsträubende Fernsprechgebührenordnung, die ja wieder dem Reichstag vorgelegt werden soll. Um einer Lumperei von Einnahmeerhöhungen willen — falls sie überhaupt eintritt! — soll dem gesamten Publikum die zu unzähligen Prozessen führende Schikane der Gesprächszählung aufgenötigt werden. Pauschquantum — das ist bequem, einfach, koulant, mit einem Wort: kaufmännisch. Gesprächszählung, das ist das Ideal des Kalkulators, der Triumph der Bureaukratie. Herrn Kraetke verdanken wir die Beseitigung des Ankunftsstempels. Alle kaufmännischen Vereinigungen protestieren gegen diese Erschwerung des Verkehrslebens. Aber der Bureaukrat zuckt verständnislos die Achseln. Er macht ‚Ersparnisse', die dem Volke das Vielfache kosten. Weshalb ignoriert Herr Kraetke die Einrichtung der Automaten? Ungezählte Tausende belagern jeden Tag die Schalter, um eine Postkarte oder eine Marke zu kaufen. Eine Unsumme von Beamtenkraft wird für diese mechanische Tätigkeit in Anspruch genommen. Eine Unsumme von Arbeitszeit wird zahllosen fleißigen Leuten geraubt. Einerlei — Herr Kraetke läßt auf ein paar Elitepostämtern Automaten aufstellen. Auf allen anderen wird im alten Gleise fortgetrottet.

Nun, Herr Kraetke geht ja vielleicht bald. Aber wird es unter seinem Nachfolger besser werden? Vielleicht tritt ein guter Bureaukrat an Stelle eines schlechten. Aber ein Bureaukrat wird es mit 99 Prozent Wahrscheinlichkeit wieder sein....

Die Marine hat viel Sympathien im Volk, bis sehr weit nach links hin. Diese Sympathien werden durch die Kieler Enthüllungen auf eine harte Probe gestellt. Niemand zahlt gern Steuern. Man fügt sich nur eben der bitteren Staatsnotwendigkeit. Aber das Volk empört sich, und mit Recht, wenn es sieht, daß das ihm Abgezwungene sinnlos verausgabt wird...."

Nicht umsonst leben wir nach guter alter preußischer Tradition mit Mütterchen Rußland in Erbfreundschaft. Verdanken wir ihm doch den Begriff von der Solidarität des Tschins und das Ideal des geläuterten „administrativen Verfahrens“. Noch freilich dürfen wir uns nicht schmeicheln, diese Kulturaufgaben in so vollkommener Weise gelöst zu haben, wie unser Erbfreund. Die Solidarität des Tschins entbehrt bei uns noch immer jener geistigen Inzucht und Reinkultur, deren sie sich in ihrem Stammlande erfreut, und ob es Preußen-Deutschland je gelingen wird, das administrative Verfahren derart von allen gesetzlichen und verfassungsrechtlichen Schlacken zu läutern, wie es Rußland durch eiserne Selbstzucht und heroische Überwindung aller sentimentalen Anwandlungen gelungen ist, möchte ich doch bezweifeln, überhaupt vor übertriebenem Optimismus warnen. Wir Deutschen sind da doch zu sehr von dem Erbübel unserer angestammten Rechts- und Moralbegriffe behaftet, aber immerhin — ganz über die Achsel brauchen wir uns von Rußland noch lange nicht ansehen zu lassen.

Das „Berl. Tagebl.“ schilderte im August d. J. ein kleines ostpreußisches Kulturidyll, das damals viel Aufsehen erregte, dessen Echtheit aber, wie das bei uns so üblich, zunächst wohl mehr bezweifelt wurde.

Es handelte sich um die „russische Willkür“, die sich die Ortsbehörden von Groß-Koschlau im ostpreußischen Kreise Neidenburg, der Amtsvorsteher Zielinski und der Gendarm Rekowski, gegen ihre „Untertanen“, insbesondere aber gegen den Standesbeamten und Kriegervereinsvorsitzenden Szielasko hatten zuschulden kommen lassen. „Der ewigen Schikanen, Willkürlichkeiten und Ungesetzlichkeiten müde, hatte endlich eine in Berlin lebende Tochter des Szielasko sich mit einer Beschwerde an die Regierung zu Allenstein und an das Gendarmeriekommando zu Königsberg gewandt, damit aber keinen anderen Erfolg erzielt als eine Anklage wegen Beamtenbeleidigung. Die junge Dame hatte zweimal auf der Anklagebank erscheinen müssen, und erst beim zweiten Male, dann aber in über alles Erwarten glänzender Form, ihre Freisprechung erzielt. Die Strafkammer hatte alle die schweren Vorwürfe gegen die beiden Beamten als erwiesen angenommen und die in der Beschwerde geübte Kritik, die beiden hätten in Groß-Koschlau ‚eine an russische Willkür grenzende Gewaltherrschaft‘ ausgeübt, als berechtigt anerkannt. Dieses Urteil hatte nun freilich nicht gehindert, daß die beiden ‚Russen‘ ruhig weiter ihres Amtes walten durften. Eine neuerliche Beschwerde an das Gendarmeriekommando wurde als ‚verjährt‘ abschlägig beschieden, eine gegen den Amtsvorsteher gerichtete Beschwerde blieb monatelang ohne Antwort.“ Dann war der Amtsvorsteher eines Tages aus dem Amte verschwunden. Interessant und für den behördlichen Geschäftsgang charakteristisch sind aber einige Daten: „Die erste Eingabe des Fräulein Szielasko datierte vom 7. März 1908 (!). Die Anklage wurde im Juli erhoben. Die erste Verhandlung fand im Oktober statt, der Freispruch vor dem Landgericht am 17. März 1909. Die neuerliche Beschwerde an den Oberpräsidenten datiert vom 20. Juni, unser Artikel erschien am 25. August, und am 1. November endlich erhielt die Beschwerdeführerin einen vom 25. Oktober datierten Bescheid des Regierungspräsidenten zu Allenstein, die Beschwerde gegen den Amtsvorsteher Zielinski sei

erledigt, da — der Herr Amtsvorsteher inzwischen sein Amt niedergelegt habe. Rekapitulieren wir: so in Preußen zwei Beamte sich nach richterlichem Erkenntnis ungesetzlicher, alles glaubliche Maß überschreitender Willkür schuldig machen, wird zunächst statt aller Untersuchungen der unglückliche Staatsbürger, der zu mucksen und sich zu beschweren wagt, vor den Strafrichter geschleppt, und nachdem das Gericht Recht gesprochen, bleibt — alles beim alten, bis die Presse sich rührt. Und auch dann noch triumphiert die heilige Bureaukratie: der Amtsvorsteher (es ist natürlich wieder ein Gutsbesitzer a. D.) wird nicht etwa gemaßregelt, sondern darf ‚mit kriegerischen Ehren' den Kampfplatz verlassen, und der Herr Gendarm triumphiert erst recht — bei ihm ist die Sache ‚verjährt'!"

In Berlin hatten Frauen eine Protestversammlung gegen die „Hinrichtung" Ferrers berufen — Frau Lili Braun redete. Als die tausend Versammelten auseinandergingen und Frau Braun sich ebenfalls entfernte, wurde sie auf der Straße durch ein Hoch gefeiert. Was darauf geschah, schildert Graf Hoensbroech in einer Kundgebung:

„In das sich durchaus ruhig und anständig verhaltende Publikum sprengte plötzlich eine Kolonne von acht bis zehn berittenen Schutzleuten in schärfstem Tempo hinein. Diese Attacke wurde nicht bloß auf dem Straßendamm geritten, sondern auch auf dem Bürgersteig. Ich selbst bin nur durch einen raschen Seitensprung dem Zertretenwerden durch die Pferde entgangen. Auf einen neben mir stehenden Herrn, der sich durchaus ruhig verhalten hatte, stürzte ein Polizeihauptmann los, packte ihn wie einen Dieb oder Mörder am Genick und warf ihn vom Bürgersteig auf den Straßendamm auf die Geleise der elektrischen Bahn. Daß mir nicht das gleiche zustieß, ist ein reiner Zufall, denn ich hatte dasselbe Verbrechen begangen, wie dieser Herr, das heißt, ich hatte mich anständig und gesittet betragen.

Unter Nennung meines Namens trat ich zu dem Polizeihauptmann heran und erhob Einspruch gegen dies unerhörte Verhalten der Polizei und verlangte Schutz von ihr. Der Hauptmann antwortete mir, allerdings höflich, was geschehe, geschehe auf Befehl."

Von anderer Seite wird diese Darstellung des Grafen bestätigt und vermerkt, daß ein berittener Schutzmann ohne jede Veranlassung auf den Bürgersteig gesprengt sei und eine ruhig aus dem Hause tretende Frau niedergeritten habe.

„Auf Befehl!" Graf Hoensbroech sagt: „Die Stellen, die solche Befehle geben, sind nicht wert, ihre Ämter zu bekleiden. Straßentumultuanten und Revolutionäre können nicht schlimmer, gewalttätiger und ungerechter vorgehen, als die königlich preußische Polizei gegen ein durchaus friedliches und harmloses Publikum vorgegangen ist ... Ihr Verhalten war nicht ein Aufrechterhalten der Ordnung, sondern ein Umsturz der Ordnung."

Mit Recht betont Hans Leuß in der „W. a. M.", wie glimpflich der Graf noch davongekommen sei! „Als der Hauptmann den gräflichen Namen hörte, entschuldigte er sich gewissermaßen mit dem alten: Ich habe hier ein Amt und keine Meinung! Ich handle ‚auf Befehl'. Wenn anstatt des Grafen Hoensbroech ein

Arbeiter sich beschwert hätte, würden ihn zehn Fäuste gepackt und in das Polizeigefängnis geschleppt haben. Er hätte von Glück sagen können, wenn er nicht mit dem Säbel traktiert oder gar zum Krüppel geschlagen worden wäre! Solche Erfahrungen, wie sie hier eine Versammlung aus bevorzugten Klassen gemacht hat, machen unsere Arbeiter beständig! Und noch schlimmere! Wie friedlich und langmütig muß ein Volk sein, wie stark die politische, demokratische Disziplinierung der Massen in Deutschland gewirkt haben, daß sich diese Massen trotz solcher Herausforderungen nicht zu täglichen Revolverschießereien mit der Polizei hinreißen lassen, sondern allen ihren Widerstand in ihrer politischen Bewegung organisieren, sammeln und in zähem Kampfe verwerten!

‚Umsturz der Ordnung', — jawohl: die ‚revolutionärste', die am meisten revolutionierende Gewalt und Einrichtung in Preußen ist die Polizei. Wer den Befehl gegeben hat, der Staat solle gegen revolutionäre Unternehmungen dadurch geschützt werden, daß die Polizei in eine friedlich anseinandergehende Versammlung nach Art der Kosaken hineinreite und friedliche Menschen aufs Pflaster hinwerfe, — der verhindert für jetzt allerdings Straßenunruhen, aber er verbreitet Empörung! Empörung, die um so furchtbarer für den Polizeistaat werden muß, als sie ihre Kraft in disziplinierter Form verwendet! Als sie nicht dem ersten Impulse folgt, nicht zu Browningpistolen und Pikrinsäure greift, um Rache zu üben, sondern sich in die Geschwader des Widerstandes einreiht, die nicht zu provozieren sind! Die aber auch eines Tages mächtiger sein werden als die Uniform und der ‚Befehl'.

Wieviel Aufruhrsaat hat die preußische Polizei schon in den fruchtbaren, durch Kultur bereiteten Boden der Zeit gestreut! Der verhaltene Grimm der Mißhandelten ist längst über sich hinausgewachsen! Wohl grollt er bei neuem Anlaß und möchte die Bedränger zertreten! Aber die Schulung hat ihn zu einer höheren Stufe seiner selbst gehoben, er reift schnell zur Geringschätzung des scheinbar allmächtigen Tyrannen, zu der in fröhlicher Wissenschaft erhobenen Gewißheit der Überlegenheit des ewigen Ja der Entwicklung, der Kultur, der Freiheit über den Satan Despotie, Barbarei, Rechtlosigkeit, Zwang! ...

Von allen zu einem Großstaat geordneten Völkern ist das deutsche Volk das gebildetste. Sind die Regierenden bei uns wirklich so töricht, zu meinen, dieses Volk ließe sich ohne wachsende Gegenwehr dauernd entwürdigen und mißhandeln?

Der spanische Gesandte in Berlin hat der Regierung, bei der er beglaubigt ist, öffentlich ein interessantes Attest ausgestellt: er hat in den Blättern behauptet, daß die Deutschen weit unfreier seien als die Spanier. Vielleicht hat er recht. Aber sicher werden eines Tages die Deutschen freier sein als die Spanier. Und um so gewisser, als die preußische Polizeipolitik das moralische und intellektuelle Übergewicht der Regierten gegenüber den Regierenden in Deutschland verstärkt, was mit so blindem Eifer und so wütiger Beharrlichkeit geschieht.

Denn was ... den Herren und Damen geschehen ist, die friedlich ... nach Hause gingen, das ist nur eine einzelne Äußerung eines täglich und im ganzen Lande

ebenso blind eifernden Polizeigeistes, von dem ich in der Provinz die letzten Jahre die stärksten Proben erlebt habe. Das erfreulichste an solchen Proben ist aber die offenbare, deutlich sichtbare Ohnmacht der brutalen Macht. Es ist immer nur der Schein des Triumphes, den sie davonträgt. Die wachsende Intelligenz und der Wohlstand des Volkes begründen eine sich schulende, ordnende neue Macht, und die scheinbaren Triumphe des Polizeistaates arbeiten für diese neue Gewalt und am Ruin der alten. Das ist niemals deutlicher geworden als in dem Verfahren gegen Schücking.

Auch die reisige Attacke, die preußische Polizisten ... auf friedliche Männer und Frauen geritten haben, ist nur ein ohnmächtiger Exzeß der zum Tode verdammten preußischen Söldnerei, die sich noch immer mit dem Staate verwechselt und nicht sieht, wie ihr dieser Staat und seine Bürger über den Kopf wachsen."

Bei einer aus dem gleichen Anlaß in Berlin von Karl Schneidt einberufenen Versammlung hatten die Besucher dessen fürsorgliche Mahnung, die Straße nur paarweise und nicht etwa in größerer Anzahl zu betreten, so gut es nur ging, befolgt. Auch das gewährte ihnen keinen Schutz! Auch hier schritt die Polizei nach dem Berichte eines Augenzeugen „in unerhörter Weise" ein:

„Als einer der letzten betrat ich den Platz ‚Am Königstor'. Trotzdem nur noch ein Sonntagsverkehr herrschte, ritten plötzlich Schutzleute zu Pferde eine Attacke die Greifswalder Straße hinauf gegen weit entfernte Passanten. Alles flüchtete entsetzt in die Torwege, um von hier durch Schutzleute zu Fuß verjagt zu werden. Man konnte Am Königstor weder vor-, rück- noch seitwärts. Die um den Kandelaber stehenden vereinzelten Passanten wurden von einem höheren Polizeioffizier mit Faustschlägen traktiert. Seine grauen Haare, sein Rang und die Bildung, auf die dieser Herr sicher Anspruch erhebt, hinderten ihn nicht an solchem Vorgehen gegen entsetzte, rat- und wehrlose Menschen. Ein berittener Schutzmann jagte in der Friedenstraße auf den Bürgersteig und ritt eine sich an ein Vorgartengitter schmiegende Dame über den Haufen. Die Entsetzensschreie der vereinzelten Flüchtlinge und der aus den Fenstern sehenden Hausbewohner ließen das Pferd zurückscheuen. Die Hand am Säbelkorb forderte der Schutzmann das am Boden liegende totenblasse Weib auf zum Weitergehen. Von den Hufen des aufgeregt hin und her tänzelnden Pferdes bedroht, dauerte es minutenlang, ehe die Dame am Boden kriechend, sich aus ihrer gefahrvollen Lage befreien und entfernen konnte.

Die auf dem Pflaster liegende Frau unter den Hufen des Schutzmannsgaules ist ein Sinnbild ‚preußischer' Freiheit, wie es treffender kein ‚Simplicissimus'-Zeichner darstellen kann."

Zur Ehre Rußlands möchte ich doch feststellen, daß solche Exzesse dort gegen friedliche Bürger und bei unpolitischen Anlässen, solchen, die nicht etwa einen ausgeprägt aufrührerischen oder revolutionären Charakter tragen, denn doch nicht zu den Gepflogenheiten der Schutzmannschaft gehören. Alles was recht ist: Hier ist Preußen Rußland entschieden über!

Erfreulicherweise scheinen sich die Fälle zu mehren, in denen die Gerichte

den Aussagen der an solchen Affären beteiligten Schutzleute nicht mehr unbedingten Glauben schenken. So hat z. B. erst kürzlich in Breslau eines jener typischen mit Recht so berühmten Verfahren „wegen Widerstandes" usw. mit der Freisprechung des „Angeklagten" geendet. Dieser, ein Kaufmann aus Halle, hatte (nach der „Frankfurter Zeitung") des Nachts zwei Schutzleute angesprochen mit der Aufforderung, zwei Personen, Dirne und Zuhälter, von denen er belästigt worden war, festzustellen. Der eine der Beamten lehnte das ab, worauf der Angeklagte zwecks Beschwerde ihn nach seiner Nummer fragte. Hier ist einzuschalten, daß preußische Polizeibeamte es regelmäßig gewaltig übelnehmen, wenn man ihre Nummer wissen will, obgleich dazu doch gar keine Veranlassung vorliegt. Denn der Beamte trägt die Zahl, damit über seine Persönlichkeit nie ein Zweifel bestehen kann; sie ist die notwendige Ergänzung der Vertrauensrechte, die in seiner Eigenschaft als Vertreter der Staatsgewalt in seine Hand gelegt sind. Trotzdem lieben die Beamten, wie schon erwähnt, es nicht, an ihre Numerierung erinnert zu werden, was aber dem Publikum natürlich völlig gleichgültig sein kann. Der Beamte reckte mit der Einladung, selbst nachzusehen, dem Fragenden seine Schulter entgegen, gleichzeitig aber trat er ihm ‚aus Versehen' kräftig auf die Hühneraugen. Dieser antwortete, wie sich's gehörte, mit einem Puff, der den Schutzmann zurückstieß, worauf die beiden Schutzleute den Mann ohne weiteres beim Kragen nahmen und ihn zur Wache schleppten. Der wollte sich weder die Sistierung noch namentlich die körperliche Berührung gefallen lassen, sträubte sich usw. Die Folge war, wie vorhin erwähnt, die übliche Anklage wegen Widerstandes, Beleidigung etc. pp. Dem Angeklagten standen — zu seinem Glück — Zeugen zur Verfügung, die nach den obigen Angaben aussagten und so die Behauptungen der Polizisten, die von dem Kaufmann angegriffen und gestoßen worden sein wollten, entkräfteten. Er wurde denn auch freigesprochen.

Es stellt sich also als gerichtlich erwiesene und anerkannte Tatsache mit aller nur denkbaren Klarheit heraus: schuldig sind in der ganzen Sache die Schutzleute und nur die Schutzleute. Sie haben, statt ihrer einfachsten Amtspflicht zu genügen, den Zuhälter mit seiner Dirne festzunehmen oder doch wenigstens festzustellen, den bei ihnen Schutz und Recht suchenden Bürger frech beleidigt, mißhandelt, widerrechtlich verhaftet und dann noch falsche Anzeige gegen ihn erstattet, also sich einer Reihe von Vergehen schuldig gemacht, die vom Gesetz mit schweren Strafen bedroht werden. Aber nicht die schuldigen Schutzleute kommen auf die Anklagebank — dergleichen gibt's in Preußen nur in Ausnahmefällen, die dann aber auch sehr bezeichnenderweise gewaltiges Aufsehen erregen, — sondern, wie üblich, der von ihnen Beleidigte und Mißhandelte. Und der Staatsanwalt beantragt das Schuldig gegen diesen! Das Verfahren ist für die Handhabung dieser Fälle in Preußen so typisch, daß man es, stünde nicht das Gegenteil fest, für das vorschriftsmäßige halten müßte.

„Soll damit die Sache nun etwa abgetan sein?" fragt die „Frankf. Ztg.". „Dürfen die Polizisten straflos so handeln, wie sie gehandelt haben, und ist damit jeder nach wie vor ihrer Willkür überantwortet? Daß

der Staatsanwalt auch hier das Schuldig beantragt hat, darüber wollen wir kein Wort verlieren; dafür ist die Staatsanwaltschaft ja bekanntlich die ‚objektivste Behörde der Welt'. Aber das Publikum hat Anspruch auf Schutz gegen Übergriffe, und ein schweres Verschulden erfordert eine Sühne. Ob wohl derselbe Staatsanwalt sich entschließen wird, nun gegen diese Schutzleute vorzugehen? Und wird die Breslauer Polizeibehörde die Sache ohne weitere disziplinarische Folgen lassen?"

Die Frankf. Ztg. „hofft", daß diese Fragen eine befriedigende Aufklärung finden werden. „Hoffen" wir also. Wenn's auch nichts nützt, so kann's auch nichts schaden. „Hoffen" ist die Tapferkeit des „Untertanen". Und „noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf" — d. h. wenn's der Schutzmann erlaubt.

Kaum glaublich erscheint, was der „Vorwärts" aus Lübeck berichtet. Vor der dortigen Strafkammer hatte sich der Gendarm Lüth aus Gleschendorf wegen Körperverletzung im Amte zu verantworten. Am 5. Juni d. J. fand in Stockelsdorf bei Lübeck ein Jahrmarkt statt. Aus diesem Anlaß war in verschiedenen Lokalen Tanz. Nachts gegen 2 Uhr kam es in einem Saale zu Streitigkeiten unter den Anwesenden. Darauf geboten die anwesenden Gendarmen Feierabend und wiesen die Gäste aus dem Lokal. Einige Leute, darunter der Knecht Barning, sträubten sich dagegen. Darauf hat der Gendarm Lüth den Barning, wie dieser unter Eid als Zeuge aussagt, mit dem Fuß in den Rücken getreten, so daß er hinausgeflogen sei. Dann habe er mindestens zehn Schläge mit der scharfen Waffe erhalten. Als er darauf weglief, hat der Gendarm Lüth ihn verfolgt, ihm mindestens noch dreißig Säbelhiebe versetzt, wobei ihm der Arm abgeschlagen wurde. Als er dann nicht mehr weiter laufen konnte und zur Erde gesunken ist, habe Lüth ihn weiter geschlagen, an dem Kragen gepackt, fortgeschleppt und ihn wie ein Stück Vieh in einen Graben geworfen. Später soll Lüth den Barning nochmals in den Rücken getreten haben. Der angeklagte Gendarm suchte den Vorfall wesentlich anders und für sich günstiger darzustellen. Der Staatsanwalt sprach sein Bedauern darüber aus, daß er gegen den Gendarm habe Anklage erheben müssen und stellte seine Bestrafung in das Ermessen des Gerichts. Dieses erkannte denn auch nur wegen fahrlässiger Körperverletzung auf — dreißig Mark Geldstrafe.

Nachdem das Gericht zu einer Verurteilung des Gendarmen gelangte, ist an seiner Schuld nicht mehr zu zweifeln. Dann aber steht man dem Strafmaß einfach sprachlos gegenüber. Hat sich das Gericht die Darstellung des Zeugen auch nur im wesentlichen zu eigen gemacht — und das muß ja wohl der Fall sein —, dann lag eine so brutale Überschreitung der Amtsgewalt, ein so schweres Vergehen im Amte vor, daß die dafür ausgeworfenen 30 ℳ in einem schreienden Gegensatz dazu stehen. Dann kann man es aber auch verstehen, wenn der „Vorwärts" von einer „besonderen Mißachtung der Arbeiterknochen" spricht und den Richtern zu bedenken gibt, daß nach dieser Bemessung ein Arbeiter, der doch nach Auffassung der Richter minder gebildet sei, als ein Gendarm oder Richter, mit höchstens 20 ℳ Strafe zu belegen wäre, wenn er einen Gendarm oder Richter mit den Füßen in den Rücken tritt, ihm zehn scharfe Säbelhiebe verabreicht, auf den Fliehenden noch Dutzende Male loshaut, ihm den Arm abhackt,

ihn weiter mißhandelt und dann in den Graben wirft. Was dem einen recht, ist dem andern billig. Indessen — „hoffen“ wir, daß auch dieser Fall seine „befriedigende Aufklärung“ finden wird. Und — daß Rußland sich nicht nachgerade die fortgesetzten anzüglichen Vergleiche mit gewissen neudeutschen Eigentümlichkeiten allen Ernstes verbittet....

* * *

Was mir in seiner rührenden Einfalt und Kindlichkeit, nicht zuletzt aber auch Standhaftigkeit geradezu imponiert, das ist die unsägliche, durch nichts getrübte Naivität, mit der über das Anschwellen der sozialdemokratischen Brunst geklagt wird. Von den selben Leuten, die sich im Schüren des Feuers, im Heranschleppen und Hineinwerfen immer neuer Scheiter nicht genugtun können. Als ob sie von der Sozialdemokratie dafür bezahlt wären! So tüchtig und pflichtgetreu die von der Partei angestellten „Genossen“ auch arbeiten mögen, — wo wäre diese Partei ohne jene unbezahlbaren freiwilligen Handlanger! Im Jahre 1905, als die Sozialdemokratie über mehr als 80 Reichtsagsmandate verfügte, da erklärte Graf Posadowsky diesen Erfolg zunächst durch den Charakter unseres alten Polizeistaates mit all seinen aufreizenden Kleinlichkeiten, sodann auch durch den materialistischen Zug unserer Zeit. Es muß dabei aber noch, wie der Stuttgarter „Beobachter“ ausführt, ein Drittes ins rechte Licht gerückt werden: die politische und wirtschaftliche Reaktion:

„Die Kraft der Sozialdemokratie besteht vor allem in dem Glauben der Massen an das fortgesetzte große Unrecht, das ihnen geschieht. Die Sozialdemokratie ist um so stärker, als es den Führern gelingt, dieses Gefühl aufrechtzuerhalten. Nun schwören aber auch die Massen der Arbeiter nicht auf die Dauer und sicher zur Fahne der Sozialdemokratie, wenn sie nichts weiteres als Redensarten hören. Und hier setzt die Reaktion mit ihrer Hilfsarbeit für die Sozialdemokratie ein. Die Reaktion ist es, die den breiten Massen des Volkes immer wieder vor Augen führt, daß wir in Deutschland noch weit von einer politischen und wirtschaftlichen Gleichberechtigung entfernt sind. Es läßt sich leicht nachweisen, daß immer dann, wenn die Sozialdemokratie zurückgegangen war, die freundliche hilfsbereite Reaktion kam und durch ihre volksfeindlichen Taten die Arbeit der Sozialdemokratie aufs beste besorgte.

Seit der Gründung des Reiches ist immer wieder so regiert worden, als sei es Pflicht, von Zeit zu Zeit neue Erbitterung in das Volk hineinzutragen. Und nicht allein, daß dadurch die Sozialdemokratie neue Anhänger gewann, gewinnen mußte, — es wurde dadurch auch weiter erreicht, daß die Einigkeit innerhalb der sozialdemokratischen Partei, wenn sie in die Brüche zu gehen schien, schnell wieder hergestellt wurde ...

Im Jahre 1893 erließ der damalige preußische Minister des Innern, Graf Eulenburg, einen Erlaß an die Oberpräsidenten, in dem zu einer Unterdrückung der Sozialdemokratie durch Polizei und Gerichte aufgefordert wurde. Natürlich blieben die Folgen nicht aus. Ein millionenfacher Aufschrei berechtigter Empörung war die Antwort. Und wei-

ter: eine Flutwelle polizeilicher Übergriffe und gerichtlicher Urteile, die mit Recht in der Rubrik ‚Klassenjustiz' figurierten.

Das nächste Beispiel: Auf dem Parteitage der Sozialdemokratie in Frankfurt 1894 ging es lebhaft und unruhig zu. Es gab den ersten größeren Streit um die Bewilligung eines Budgets. Die Bayern hatten in ihrem Landtage für den Etat gestimmt. Bebel wollte das für die Zukunft verbieten, und der bayrische Führer Vollmar lachte ihn aus. Und als Antwort schleuderte Bebel ihm die Worte entgegen: ‚Wer unsere Prinzipien nicht versteht, mag fernbleiben.' Damals begann auch die erste wesentliche Scheidung der Sozialdemokratie in Revisionisten und Marxisten. Diesen häuslichen Streit im Lager der Sozialdemokratie vermochte die Reichsregierung nicht mit anzusehen. Schnell brachte sie die Umsturzvorlage ein — und sofort war der Friede bei der Sozialdemokratie wieder hergestellt.

Im Jahre 1895 wollte die Sozialdemokratie ihr Arbeitsfeld erweitern. Es sollte ein Agrarprogramm geschaffen werden. Die Interessen waren aber doch so sich entgegenstehende, daß der Gedanke nicht verwirklicht werden konnte. Neue Aufregung und Enttäuschung. Kurz vorher hatte nun der Kaiser seine bekannte Rede von den ‚vaterlandslosen Gesellen' gehalten. Liebknecht kritisierte die Rede und wanderte dafür auf sechs Monate mit Hilfe des Dolus eventualis ins Gefängnis. Die Sozialdemokratie hatte neuen und schönen Agitationsstoff.

Das nächste Jahr: Auf dem Parteitage von 1896 gingen die Wogen der Erregung wiederum hoch. Die verschiedensten Fragen führten zu erheblichen Zwistigkeiten. Da kam der bekannte Prozeß Leckert-Lützow, in dem die politische Polizei heillos bloßgestellt wurde. Und der Kaiser kam auf die Umsturzvorlage zurück und verkündete, daß er den ‚Umsturz ausrotten werde wie die Pest'. Die Antwort auf beide Ereignisse zeigte sich dadurch, daß bei den Reichstagswahlen die Zahl der sozialdemokratischen Mandate von 44 auf 56 stieg. So läßt sich Jahr für Jahr weiter verfolgen ...

1898 die Oeynhauser Kaiserrede einerseits und andererseits der harte Zusammenstoß von Revisionisten und Marxisten auf dem Stuttgarter Parteitage. Es folgte 1899 das furchtbare Löbtauer Zuchthausurteil und die Beratung und Ablehnung der Zuchthausvorlage im Reichstage mit all ihren agitatorischen Nachwirkungen. Im gleichen Jahre gab es auf dem sozialdemokratischen Parteitage in Hannover das Scherbengericht über Bernstein, Schippel und Calwer. Dafür sorgte schon im nächsten Jahre die Lex Heinze, die die bürgerlichen freiheitlich gerichteten Parteien mit der Sozialdemokratie in der Obstruktion zusammenführte. Und im nächsten Jahre, also 1901, machte wieder die Sozialdemokratie durch die Maßregelung Bernsteins in Lübeck und durch den Beschluß, daß die Etats in den Einzellandtagen abzulehnen seien, von sich reden. Dann kam 1902 der neue Zolltarif, dessen Wirkungen sich bei den Wahlen von 1903 zeigten, wo die Zahl der sozialdemokratischen Mandate von 56 auf 81 stieg ...

Die wahre und wirksamste Vorfrucht ist und bleibt die wirtschaftliche und politische Reaktion im Deutschen Reiche."

Jetzt hatten wir den Mansfelder Bergarbeiterstreik. Er ist, wie ja gar nicht anders zu erwarten war, völlig mißglückt. Bedingungslos, auf Gnade und Ungnade, haben sich die Arbeiter ergeben müssen. Ein Triumph? Für den Staat? Für Kaiser und Reich? Für den nationalen Gedanken?

„Wir Deutschen", schreibt Hermann Gottschalk im „März", „haben so wenig blutmäßiges Zusammenhangsgefühl, daß der von alters her beklagten Neigung zu Bruderzwisten nur äußere Mächte entgegentreten können: gemeinsame Bedrohungen durch den Landesfeind und rücksichtslos autoritative Organisation der Abwehr. Bismarck hat uns als erster seit den Befreiungskriegen die zugleich nationale und persönliche Bedeutung dieser Abwehr auch ins Blut eingepflanzt; aus dem Nationalbewußtsein wurde Nationalgefühl. Aber dieses Nationalgefühl vermochte nicht zugleich die Naturanlage zu verändern, es blieb immer mehr ein defensives Gefühl, das aus sich heraus keine positiven Kulturwerte hervorbringen konnte, so wenig, wie ihm ein befruchtender Anschluß an das gelang, was vorher die eigentlich deutsche Kultur ausgemacht hatte. Die Pflege des öffentlichen Patriotismus wollte sich nirgends mit unserer höheren Kulturbestimmung decken und zog sich, je mehr unser Verhältnis zum Ausland sich regelte, in kulturell anspruchslose Gemüter zurück. Dort richtete er Schlimmes an, denn er brachte einen Gehorsamsmechanismus hervor, der mit der patriotischen Kurbel angetrieben, blindlings jede beliebige Melodie auf sich spielen läßt. Der deutsche Patriotismus ging für das feinere Empfinden mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit, die allein schon die Naturrichtigkeit von Bismarcks Tat beweist, in das Unterbewußtsein über, in den Bezirk der Dinge, die sich von selbst verstehen und über die noch zu sprechen überflüssig und geschmacklos ist; seine straßenmäßige Bekennung blieb einer besonderen Gemeinschaft vorbehalten, die sich aus geistiger Minderwertigkeit und schlauer Ausbeutungssucht zusammensetzte.

Auf solchem im üblichen Sinne patriotischen Boden spielt der Mansfelder Streik, und er führt uns das notwendige Ende der verlogenen Gemeinschaft in einer drastischen Form vor, als Tragikomödie grausamster Art: im Namen des obersten Kriegsherrn stehen Söhne gegen Väter, Brüder gegen Brüder mit scharf geladenen Waffen bereit. Warum? Hat sich eine heimatlose Rotte gegen die Heiligtümer des Vaterlandes, etwa gar gegen das geliebte Herrscherhaus selber erhoben? O nein, die Bergleute, denen der Tod durch die Hand der eigenen Blutsverwandten droht — man wählte zartfühlenderweise Bataillone, die sich aus den Mansfelder Kreisen rekrutieren! — sie sind bis auf den letzten Mann in ‚reichstreuen', das heißt hier freikonservativen Vereinen organisiert und wollten sich mit dem Ausstand nur das grundsätzliche Recht erzwingen, anderen Vereinen beizutreten. Hat ihnen das ihr Kaiser und König nicht mit der Verfassung zugeschworen — und nun so? Ohne daß auch nur der Schein einer Revolte den Schutz Unbeteiligter erheischt hätte? Auf den einfachen Wunsch eines Mannes, der den lieblichen Namen Vogelsang trägt und Direktor der Berggewerkschaft ist? Und dessen ganzes Recht in der Macht besteht, die altansässigen Leute aus Brot und Heimat zu jagen? Die konservative Auslegung des königlichen Verfas-

fungseides lautet auf schonungslose Niedermetzelung derer, die sich unter seinen Schutz begeben wollen, ja auf noch mehr: auf künstliche Reizung des Volkszornes, um die Sache zu schnellerem Ende führen zu können.... So langt man immer wieder bei dem bewährten Mittel an, Deutsche gegen Deutsche zu hetzen, um ihnen die Notwendigkeit eines autokratischen Regiments vor Augen zu führen....

Der Beruf des Bergmannes war im Bereiche des alten Mansfelder Bergbaues eine alte, vornehme und fromme Überlieferung und erbte sich in angesehenen Familien durch die Jahrhunderte fort. Bis vor dreißig Jahren vielleicht, wo mit dem Aufschwunge die Zuziehung großer polnischer Arbeitermassen begann, war er weit entfernt von jedem proletarischen Anstrich.

Kein Bauer konnte fester mit seiner Scholle verwachsen sein, als der Bergmann mit seinem uralten Schachte. Nicht der Tagelohn, sondern die lebenslängliche Zugehörigkeit zum Ganzen war sein Ziel. Aber über die Verteuerung des Lebens, über Hudelei und Steuerdruck hilft weder ... das Schnapstrinken an patriotischen Festtagen, noch die Mißhandlung von Sozialdemokraten hinweg. Nicht einmal die Liebe zum sauer ersparten eigenen Häuschen.... Der Verkehr zwischen Arbeitern und Beamten steht... auf Feindseligkeit,-trotz dem gemeinsamen patriotischen Bande. Auf gewissen Nachtposten möchte kein Beamter ohne Revolver aushalten, und kein Arbeiter kann sich eines menschlichen Wortes, einer persönlichen Schonung entsinnen. (? D. T.) Die Verrohung ist beiderseitig und allgemein. Nun grollt es wie ein letztes Aufbäumen alter Elementarzusammenhänge in der Bergmannsseele, die durch die gefühllosen Gesetze des Kapitals vom eigenen Boden losgerissen und in den uferlosen Strom des internationalen Proletariats geworfen werden soll. Aber nicht länger mehr kann man dem Betrogenen vorspiegeln, daß es Königshuld und Kaiserworte sind, die ihm das Fliehende erhalten. Denn auf allen Straßen, von allen Schächten und Hütten ist der Hahn gespannt, der dem Verlangen nach der Wirklichkeit die Antwort verspricht. Überraschend, wie durch einen plötzlichen Zauberspuk, steht die Hälfte der zweiundzwanzigtausend Berg- und Reichsknappen auf Mannesfüßen, weil ein einziger Kamerad als Sozialist denunziert und davongejagt wurde.

Ist mit der Modernisierung des Mansfelder Bergbaues ein Stück uralten, echten und frommen Volkstums verloren gegangen, so haben die freikonservativen Patrioten für Beschleunigung und Gründlichkeit des Verlustes gesorgt. Nur eines ist ihnen nicht gelungen, die Charaktere in Grund und Boden zu verderben. Der Gehorsamsmechanismus versagt, die saubere Rechnung ist nicht aufgegangen. Eine Kultur ist verdorben, das haben sie erreicht, und die Masse der Heimatlosen zu vermehren, ist Wonne für die Rächer des entheiligten konservativen Vaterlandes. Viele traute Häuschen werden frei, und die nützlichere slawische Wanderratte findet ein warmes Nest bereit."

Nun erzählt noch der „Vorwärts" allerlei Dinge, die man für alberne Erfindungen halten müßte, wenn sie nicht mit philologischer Treue dargestellt würden, und wenn man sich nach dieser Richtung nachgerade nicht schon so ziemlich an alles gewöhnt hätte: — es kommt ja immer noch besser. Aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten (innere Verwaltung Preußens) berichtet also der „Vorwärts":

„Der Landrat von Mansfeld, Herr von Hassel, hat beim Abbruch des Mansfelder Streiks seinen bisherigen Handlungen zugunsten der Gewerkschaft noch die Krone aufgesetzt. Im Bureau des Betriebsführers Schimp vom Zirkelschacht hat er den Bergleuten durch Handschlag das Versprechen abgenommen, daß sie aus dem Bochumer Verbande austreten und nie wieder Mitglieder werden wollen!! Als die Streikenden am 13. morgens nach dem Zirkelschacht kamen, um anzufragen, ob sie wieder anfahren dürften, fanden sie den Eingang durch 1 Leutnant, 2 Unteroffiziere und 12 Soldaten bewacht, dazu kamen 6 Gendarmen aus der Steigerstube, die die Ordnung aufrecht erhalten sollten, während auf dem Bureau des Betriebsführers der Landrat von Hassel, Amtmann Spielmann und in einer Ecke ein grimmig dreinschauender Gendarm anwesend waren. Der Landrat nahm sich die Leute zuerst vor und fragte jeden: ‚Kennen Sie mich?‘ Denjenigen, die ihn nicht kannten, sagte er: ‚Ich bin der Landrat von Mansfeld; damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben‘. Dann fragte er, weshalb die Leute sich am Streik beteiligt hätten, ob sie dem Bochumer Verbande beigetreten, ob sie Soldat gewesen und Mitglieder des Kriegervereines (!) seien. An diejenigen, die Soldat waren, richtete er, der Landrat, dann folgende feierliche Worte:

‚Mann! Erst haben Sie den Fahneneid geleistet, haben unserem Kaiser Treue geschworen und jetzt wollen Sie helfen, unseren Kaiser absetzen (!!). Versprechen Sie mir, aus dem Verbande auszutreten, sich nicht wieder an sozialdemokratischen Bestrebungen zu beteiligen, sondern eingedenk Ihres Fahneneides (!) treu zu Kaiser und Reich zu halten, dann werden wir zusammenarbeiten, wie es vorher geschehen ist.‘

Bei diesen Worten reichte der Landrat den Leuten die Hand und sagte dann dem Betriebsführer: ‚Nehmen Sie den Mann wieder an!‘ Dieser Vorgang steht in der Geschichte der Arbeiterkämpfe in Deutschland wohl einzig da.... Die Handlungsweise des Landrates ist ungesetzlich und charakterisiert sich als ein strafbares Vergehen gegen den § 153 der Gewerbeordnung, weshalb die Belegschaft des Zirkelschachtes eine telegraphische Beschwerde an den Oberpräsidenten von Hegsel abgesandt hat, in der sie ersucht, das Disziplinarverfahren gegen den Landrat einzuleiten.

Vor dem Schachthause standen etwa 400 Bergleute, als der Landrat das Bureau des Betriebsführers verließ. Er grüßte militärisch, ohne daß einer diesen Gruß erwiderte, worauf der Landrat mit lauter Stimme rief: ‚Glückauf, Kameraden!‘ Aber nicht ein Mund öffnete sich zum Gegengruß! Unwillig bestieg er dann mit einem Gendarm seinen Wagen und fuhr davon.“

Ob es überhaupt nötig war, Militär in das Streikgebiet zu senden, ist eine rein polizeitechnische Frage, eine Frage ausschließlich der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Nur soweit diese gefährdet wurden, durften die Zivil- und Militärbehörden eingreifen, niemals aber zugunsten einer der streitenden Parteien. Wie wurde nun aber das gewaltige Militäraufgebot, dazu noch mit Maschinengewehren, begründet? Welche furchtbaren Ereignisse nötigten den preußischen Staat zur Entfaltung seiner kriegerischen Macht unter dem Ober-

befehl eines kommandierenden Generals? Die Gewerkschaftspresse wird doch mit den Tatsachen, die solches unvermeidlich machten, sicherlich nicht gekargt haben? Und in der Tat: sie wußte Schaudererregendes zu vermelden. Frauen hätten sich nach einer Versammlung in Hettstedt in größerer Anzahl vor der Kupferkammerhütte aufgestellt, die Streikbrecher, sogar die Gendarmen verhöhnt und bis in die Stadt begleitet. Junge Weiber hätten vor alten Streikbrechern ausgespuckt, hätten ihnen zugerufen, man sollte ihnen direkt ins Gesicht spucken. Wem stehen da nicht sofort die furchtbaren Szenen der großen französischen Revolution vor Augen? — „Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Spott!" Gegen keifende Weiber! — Da muß bald schon ein preußisches Armeekorps mobil gemacht, da müssen Maschinengewehre aufgefahren werden. Nur durch fünf Soldaten kann eine widerborstige Dienstmagd verhaftet und mit aufgepflanztem Seitengewehr durch die Straßen der guten Stadt Eisleben eskortiert werden. In Helbra bleibt eine Frau vor einem Schaufenster stehen, — so sind die Frauen, sie können's nicht lassen. Da tritt ein Offizier auf sie zu und fordert sie zum Weitergehen auf. (Übrigens auch ein sehr ehrenvoller Dienst für einen preußischen Offizier, Straßenpolizist spielen zu müssen!) Die Frau verbittet sich das, es kommt zu einem Wortwechsel, und der Herr Leutnant ist tief beleidigt. „Soldaten!!" Mit aufgepflanztem Bajonett wird die Rrrevolutionärin abgeführt. — Ist uns denn jeglicher Sinn für das Tödliche des Lächerlichen abhanden gekommen?

Junge Leutnants halten sich für berufen und verpflichtet, die Arbeiter politisch „aufzuklären", politische Propaganda zugunsten der einen Partei zu treiben. Ein Leutnant „verbietet" das Austragen der Arbeiterzeitung. Der Austräger solle sich zuerst vom Bürgermeister „die Erlaubnis" holen. Der Mann ist offenbar kein Sozialdemokrat, sonst wüßte er, daß ihm niemand das Austragen einer nicht beschlagnahmten Zeitung verbieten kann. Er geht also wirklich zum Bürgermeister und bittet ihn um „die Erlaubnis", bringt den Ärmsten aber dadurch in tödliche Verlegenheit. „Ja, mein Lieber," sagt der und kratzt sich bedenklich hinter dem Ohr, „so schnell geht das nicht, so einfach liegt die Sache nicht, das muß ich mir erst mal reiflich überlegen. Kommen Sie Abends wieder." Der „Fall" wird dem Gemeinderat zur „Beschlußfassung" vorgelegt. Inzwischen aber ist der Austräger von einem „zielbewußten Genossen" in die Lehre genommen und gründlich aufgeklärt worden, und während noch der Gemeinderat im Schweiße seines Angesichts über dem „Für" und „Wider" des verzwickten „Falles" brütet, ist die Zeitung längst bestellt.

Eine solche Waffe, wie unser Militär, sollte doch wirklich nur in den allerernstesten Fällen gezogen werden, wenn Polizei und Gendarmerie sich als ohnmächtig erwiesen haben. Es könnte sonst, so blank es heute noch ist, doch einmal schartig werden. Es könnte in immer weiteren Kreisen der Glaube sich einnisten, daß unser Militär nicht so sehr gegen den äußeren als gegen den „inneren" Feind gebraucht werden soll. Dieses fortgesetzte Spielen mit dem „inneren Feind" ist ein Spielen mit dem Feuer. Heute ist es noch eine bloße hurrapatriotische Floskel, eine bequeme Folie, die man seiner „eigenen guten Gesinnung" geben will, um sie der „schlechten Gesinnung" gegenüber zu markieren. Man

kann sich aber, wenn man ihn immer wieder ausspielt, einen solchen inneren Feind heranzüchten, und ist er einmal erst in Wirklichkeit da, dann kann uns auch das Militär nicht vor den schwersten Katastrophen behüten, dann haben wir den latenten inneren Krieg, und dann werden alle uns feindlichen Mächte im ganzen Auslande frei. Die Verblendung unseres Geschlechts: daß wir dauernd und ungestraft mit den wuchtigsten Werten unserer vaterländischen Kraft, mit der Autorität, den rechtlichen und moralischen Imponderabilien der Staatsgewalt glauben spielen zu dürfen, könnte uns dann in des Wortes tragischstem Sinne zum Verhängnis werden. Was heute als unsere sicherste Schutzwehr gegen feindliche Gelüste des Auslandes gelten darf, das ist ja eben, daß niemand dort an den „inneren Feind" unserer Scharfmacher und Hurrapatrioten glaubt, daß das Ausland von der einmütigen Erhebung des gesamten deutschen Volkes im Falle eines Krieges überzeugt ist, und mit Recht. Man kann danach bemessen, wie hoch oder wie tief ein „Patriotismus" einzuschätzen ist, der durch das unausgesetzte frivole Gerede von dem „inneren Feind" unsere nationale Stoß- und Abwehrkraft dem Auslande als innerlich brüchig und zermürbt darstellt, ihm förmlich suggeriert, das Vaterland werde in der Stunde der Gefahr auf eine ganze große Schicht des eigenen Volkes nicht mit Sicherheit zählen können. Das überlege man sich doch gefälligst und recht ernstlich, bevor man mit unschätzbaren Werten ein gedankenloses, wenn nicht frevles Spiel treibt.

* * *

Der Beruf des Offiziers ist eine sehr ernste Sache, aber die Sache wird spaßhaft, wenn sie am unrechten Ort ausgespielt wird. Wenn der Direktor der Mansfelder Gewerkschaft, Herr Vogelsang, den Arbeitern erklärt, er werde ihnen auch nicht um Haaresbreite entgegenkommen, so hat er das schließlich mit sich selbst abzumachen. Wenn er, der Kaufmann und bürgerliche Arbeitgeber aber, der zu Kaisers Geburtstag usw. den Reserveleutnantsrock anziehen darf, in einer so absolut nicht „dienstlichen" Angelegenheit sich als den Offizier ausspielt, mit tönendem Pathos den verblüfften Bergleuten Sätze entgegenschleudert, wie etwa: „Ebenso, wie ich getreu meinem Fahneneide als Offizier den letzten Blutstropfen für König und Vaterland verspritzen würde, bevor ich" usw. — dem fehlt jedenfalls jeglicher Sinn für das Humoristische einer solchen „militärischen Ansprache". Aber diese Art, die ich bei aktiven, bei älteren Offizieren, bei solchen, die im Feuer gestanden und sich das Eiserne Kreuz erworben haben, nie beobachten konnte, diese nichts weniger als „soldatische" Art ist heute Mode geworden, wie der Stehumlegkragen und die Lackstiefel. Und — um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden — auch Geschäft. Immer wieder muß sich der König von Preußen eindringlich zu Gemüte führen lassen, wie bereit Herr von Oldenburg-Januschau und Genossen allezeit sein würden, ihr Leben für ihn in die Schanze zu schlagen. „Wenn dann die Stunde schlagen wird," so etwa donnerte der wackere Kämpe erst kürzlich wieder auf einer agrarischen Versammlung, „wo die revolutionären Massen gegen das Königsschloß anziehen (bum, bum!), dann werden wir uns mit unseren Leibern (bum, bum!) vor unseren Herrn und König stellen (bum, bum!), Thron und Altar vor dem Umsturz retten (tschingdaratata!)." Wenn sich dabei nur nicht immer die

fatale Vision einer offen hingehaltenen Hand aufdrängte! Es braucht ja nicht immer bar Geld, ein neuer Zolltarif oder dergleichen zu sein. Schon eine durch so viel Opfermut gerührte Stimmung oben kann die politische Geschäftslage sehr günstig beeinflussen und drohendes „Unheil", z. B. eine Reform des preußischen Wahlrechts fernhalten.

Nun hat aber der König in seiner vielberufenen Thronrede eine solche Reform ausdrücklich und feierlich als „seinen Willen" erklärt. Fatale Sache! Wie sich drum herumdrücken? Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf: ein wahrhaft frommes Gemüt weiß immer Rat, und so war's denn auch ein kirchliches Blatt, die „Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung", die „mit Troste schnell bereit" war. „Wenn der König von Preußen", so faßt das „B. T." ihre Argumente (die aber beileibe nicht „jesuitisch" sind) zusammen, „die Landboten zu sich ins alte Hohenzollernschloß entbietet und nach gehaltenem Gottesdienste in den feierlichen Formen höfischen Prunkes, die Wilhelm II. bekanntlich sehr ernst zu nehmen pflegt, den Landtag der Monarchie eröffnet, so spricht er doch nicht — als König! So ist er doch nichts weiter als ein Sprechautomat, in den der jeweilige Ministerpräsident die Walze mit der Thronrede hineinlegt. Ein neuer Ministerpräsident bringt eine neue Walze mit, was geht's ihn an, was auf der vorigen stand? Was geht's den König an, ob er im Namen Bülows erklärt hat, es sei sein Wille, daß die Wahlreform unverzüglich komme? Das braucht ihn nicht abzuhalten, im Namen Bethmann Hollwegs zu erklären, es sei sein Wille, daß alles beim alten bleibe!

Diese Theorie, wonach also der Monarch eine Puppe in den Händen des jeweiligen Ministerpräsidenten wäre, hat den freudigen Beifall der gleichfalls streng monarchischen ‚Hamburger Nachrichten'. Soll, so fragt das Blatt, weil Bülow eine Dummheit gemacht — ‚Mangel an staatsmännischer Einsicht und Voraussicht', nennt es das Blatt — und diese Dummheit in der Thronrede festgelegt hat, Bethmann-Hollweg daran gebunden sein? Man sieht, in dieser Argumentation ist vom Könige von Preußen gar nicht erst mehr die Rede! Daß es nicht Bülow, sondern Wilhelm II. war, der gesagt hat: ‚Es ist mein Wille', was schiert das die streng monarchisch gesinnten ‚Hamburger Nachrichten'? Dem Block ist die Wahlreform versprochen worden, es gibt keinen Block mehr, also hat das Versprechen keine bindende Kraft mehr ...

Den Gipfel des monarchischen Empfindens scheint neuerdings der Bundeshäuptling Graf Reventlow-Altenhof erklommen zu haben, der den König von Preußen hinstellte als einen Mann, der nicht nur mechanisch nachspricht, was die Minister ihm vorschreiben, nein der wider seinen eigentlichen Willen erklärt: ‚Es ist mein Wille ...', nur weil Bülow das so haben wollte! In der Tat, man könnte irrewerden an der Aufrichtigkeit dieser eigenen Spielart von monarchischem Gefühl, wenn man sich nicht wieder aufrichten dürfte an der Biederkeit und Geradsinnigkeit der ‚Deutschen Tageszeitung', die all diese seltenen Blüten, die das monarchische Gefühl ihrer Geistesverwandten treibt, mit Bienenfleiß sammelt, darunter auch die des Grafen Reventlow, um mit der Fassung eines alten Römers dazu zu bemerken: Soll das etwas Neues sein? Das haben wir doch alle

längst gewußt, daß nur der böse Bülow den ahnungslosen König von Preußen zu etwas beredet hat, was er eigentlich gar nicht wollte.

Da käme am Ende schlicht bürgerliches Empfinden nicht mehr mit, ist zu fürchten? — Leider, so ist es. Je genauer man das monarchische Gefühl derer analysiert, die es erb- und eigentümlich besitzen, um so mehr vertieft sich die Erkenntnis: es ist eine Sache, die nicht mit gewöhnlichen Maßen gemessen werden darf. Entweder man hat es, oder man hat es nicht. Hat man's nicht, so ist man kaum wert, den Namen eines Preußen zu tragen. Hat man's aber, so ist dies Gefühl imstande, jederzeit mit einer heißen Inbrunst, mit einer Kraft ohnegleichen für Preußens souveränen König aufzulodern — immer vorausgesetzt, daß der Monarch das tue, was man gerade von ihm verlangt."

Im „Simplizissimus" ist denn auch schon das neueste preußische „Wahlrechtsgebet" zu lesen:

„O Herre Gott! O Herre Gott!
Schütz' deine Scharen vor Bankrott,
Hüt' unsern König vor Versprechen
Und laß Ihn das gegebne brechen;
Wir bitten dich, du starker Hort,
Um ein gebrochnes Fürstenwort!"

Bülow konnte man wegen der bloß versprochenen Wahlreform stürzen. Dem Kaiser soll ausgeredet werden, daß er ein Versprechen gegeben! Man sieht, es werden keine Mittel gescheut, um eine Reform zu verhindern, deren absolute Notwendigkeit und Dringlichkeit von so trivialer Selbstverständlichkeit ist, daß es meine Leser beleidigen hieße, wollte ich ihnen hier noch einmal die sattsam bekannten Gründe auseinanderklauben. Eine Kaste aber, die so kurzsichtig, so hoffnungslos engherzig und kleingeistig ist, daß sie sich einer solchen Reform, deren Durchführung sie zugestandenermaßen auf die Dauer doch nicht verhindern kann, mit der ganzen Hartnäckigkeit rettungsloser Borniertheit entgegenstemmt, eine solche Kaste bildet, soweit sie die Macht in Händen hat, um eben dieser Beschränktheit willen eine öffentliche Gefahr. Diese selbe Kaste aber drückt durch den preußischen Landtag nicht nur auf Preußen, sondern durch Preußen auch in einem noch lange nicht genug gewürdigten Maße auf das gesamte Deutsche Reich. Und dieser Zustand, daß nämlich Preußen und das Deutsche Reich von einer Intelligenz regiert werden sollen, die gerade noch für die Untertanen eines besseren ostelbischen Gutsbezirks ausreicht, „muß", da er nun einmal doch nicht verewigt werden kann, strafehalber wenigstens Jahrzehnte noch auf uns lasten, jede freiere Entwicklung hemmen und durch die Karikatur eines modernen konstitutionellen Regierungssystems immer weitere Kreise gegen alle Autorität so lange auffässig machen, bis sie endlich keine andere Rettung mehr sehen, als den Anschluß an die Sozialdemokratie. Man täusche sich nicht: es ist nicht mehr der rote Lappen, der schreckt; nur noch Gründe der Vernunft und Überzeugung scheiden die fortgeschrittenen Elemente des Bürgertums von der Partei. Wird diesen Elementen zuviel zugemutet, so werden sie zwar ganz gewiß nicht zur Sozialdemokratie schwören, wohl aber in ungeahnten Maßen

ihre Mitläufer werden. Und dann sehe die Monarchie zu, was ihr noch an innerer Autorität übrigbleibt!

„Um es kurz und rund heraus zu sagen“, schreibt die nationalliberale „Magdeburger Zeitung“ —: „an Herrn Theobald v. Bethmann-Hollweg, der ja nicht nur Kanzler im Reich, der auch Ministerpräsident in Preußen ist, tritt jetzt die Verpflichtung heran, Ernst zu machen mit den Verheißungen der vorjährigen Thronrede, das Königswort einzulösen und einen Entwurf zur Abänderung des preußischen Wahlrechts einzubringen. Trotz Badens und Sachsens: jetzt erst recht! Durch die konservative Presse ist dieser Tage ein Artikel gelaufen, der die nicht mehr neue Weisheit variierte: wir seien nun durch die Erfahrungen gewarnt worden und sollten uns belehren lassen. Es gibt keinen Standpunkt, der naiver und kindlicher wäre. Man hat noch niemals die Sozialdemokratie aus der Welt geschafft, indem man ihr durch ein verkünsteltes Wahlrecht den Weg in die Parlamente verlegte. Gewiß wollen wir ihr nicht durch ein Wahlrecht, das die praktisch-positive Arbeit zu lähmen vermöchte, die preußische Landstube einfach ausliefern. Aber sie soll doch auch die Möglichkeit erhalten, zu Worte zu kommen und sich auszusprechen; soll sich nicht fürder in der immer dankbaren Rolle der Verkürzten und Eingeschnürten spreizen dürfen. Die Reform des preußischen Wahlrechts ist nicht nur eine Forderung der Gerechtigkeit (wobei wir vielleicht mehr noch als an die Arbeitermassen an den Mittelstand denken, der bei dem gegenwärtigen Status mit am schwersten leidet), sie ist auch ein Gebot der politischen Klugheit. Wir möchten sogar finden: sie ist heute schlechthin ein Geheiß der Staatsräson. Denn nur so werden wir die Möglichkeit gewinnen, der ‚nach rückwärts gerichteten Kritik‘, von der neulich auch die ‚Nationalliberale Korrespondenz‘ schrieb, uns langsam zu entschlagen. An der Regierung des Herrn v. Bethmann-Hollweg ist es, uns dazu die Hand zu bieten. Sie müßte die Verantwortung treffen, wenn es nicht geschieht.“

Hier gibt es kein Besinnen mehr: die Wahlreform ist die „Forderung des Tages“ und deshalb muß sie zuallererst erfüllt werden, gleichviel mit wem oder gegen wen. Hier nützt kein Mundspitzen mehr, hier muß gepfiffen werden; dieser Rubikon muß erst überschritten werden. Denn wir sind hier tatsächlich auf dem toten Strang angelangt, ohne dessen Überwindung wir unsere besten schaffenden Kräfte an ein untaugliches Objekt verschwenden.

Sollte man endlich, wirklich, anfangen zu begreifen, worauf es eigentlich ankommt? Daß die Erziehung der Bürger zum Verantwortlichkeitsgefühl die erste Aufgabe des Staates und zugleich der wirksamste Schutz gegen jede Art Umsturz und unreifen Demagogentums ist?

„Auch an Stellen,“ schreibt die „Kölnische Zeitung“, „wo die politische Gleichberechtigung nach sozialdemokratischer Auffassung nicht gewährt ist, sehen wir außerhalb des preußischen Staates größere Neigung der Sozialdemokratie zur Mitarbeit, als in den politischen preußischen Körperschaften. Der Grund hierzu wird also nicht allein in der Beschaffenheit des politischen Wahlrechts zu suchen sein, sondern er liegt wohl vielmehr in der ganzen Art und Weise,

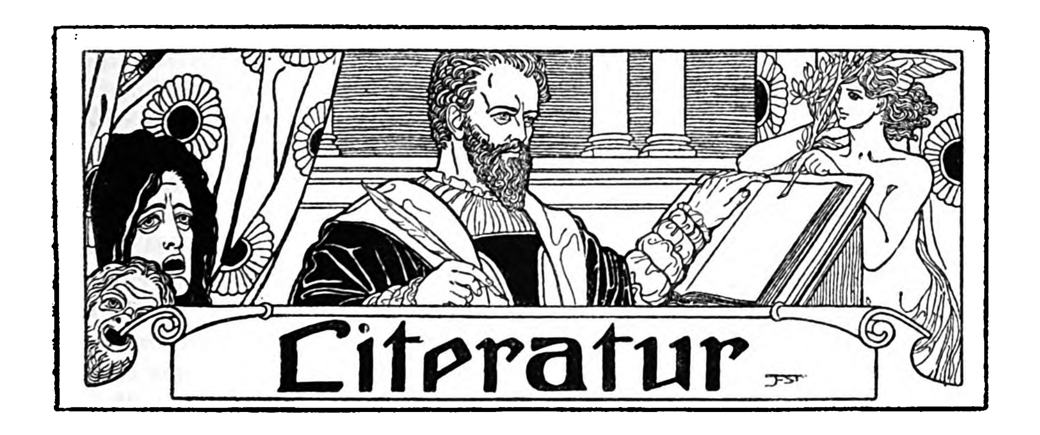
wie die Sozialdemokratie und ihre Anhänger behandelt werden. In Preußen sucht man sie auf jede Weise von jeder höheren Mitwirkung an staatlichen und kommunalen Arbeiten auszuschließen und errichtet überhaupt eine Scheidewand zwischen ihnen und allen bürgerlichen, insbesondere auch den Regierungskreisen. In Süddeutschland ist man toleranter; süddeutsche Fürsten haben mehrfach Sozialdemokraten bei sich gesehen und sich mit ihnen unterhalten. Es wird daher wohl nicht allein an den Sozialdemokraten, sondern auch an den dortigen Beamten und am Bürgertum Süddeutschlands liegen, wenn sich dort eine minder feindselige Stellung zwischen beiden Richtungen entwickelt hat."

Habe sich doch auch im Kollegium der Berliner Stadtverordneten, namentlich in den Kommissionen, zwischen sozialistischen und bürgerlichen Kollegen ein leidliches Verhältnis herausgebildet:

„Zwischen ihm und der verneinenden, oft obstruktionistisch wirkenden Haltung der Sozialdemokratie im Reichstag und preußischen Landtag liegt ein augenfälliger Unterschied, der doch wohl zugunsten des Verhältnisses in denjenigen Körperschaften spricht, bei denen ‚ostelbische' Auffassung weniger vorherrscht. Diese Beobachtung entbehrt weder des Interesses noch der praktischen Bedeutung. Die Sozialdemokratie ist eine so große Partei, daß wir unbedingt mit ihr rechnen müssen, sie wird nicht von heute auf morgen verschwinden, kein Sozialdemokrat wird sich unmittelbar zum konservativen oder liberalen Vertreter umwandeln; deshalb fragt es sich, ob man in Preußen nicht dadurch zu einer Besserung gelangen könnte, daß man an Stelle der ostelbischen Behandlung eine solche setzte, die sich mehr dem süddeutschen Verfahren nähert. Es braucht sich dabei um keinen Systemwechsel zu handeln, sondern nur um eine leichtere, weniger exklusive Behandlung der Personen und Dinge. Wenn es wahr ist, daß die Verhältnisse, wie sie sich in Süddeutschland gestaltet haben, denen in Preußen vorzuziehen sind, so ist der Wunsch auch berechtigt, daß man in Preußen Ähnliches wie in Süddeutschland zu erzielen suchen sollte."

Nach der staatsmännischen Offenbarung eines „ostelbischen" Granden, des Herrn Jordan von Kroecher, kann aber die Sozialdemokratie „nur Objekt der Gesetzgebung" sein. Diese Weisheit war denn auch jahrzehntelang die herrschende, ihre dankbare Nutznießerin bekanntlich die Sozialdemokratie. Aus der Welt werden wir sie so bald und so leicht nicht schaffen. Aber wir können sie traitabel machen. Wir können sie statt gegen uns für uns arbeiten lassen. Mit der Übernahme positiver Arbeit und größerer Verantwortung hört die revolutionäre Phrase bald von selber auf. Und viel mehr kann man ja auch nicht gut verlangen. Und nicht auf einmal.





Abraham a Sancta Clara

Von

Prof. Dr. Bertsche

Man hat angefangen, diesen Redegewaltigen, den Schiller ein prächtiges Original nannte, wieder höher zu schätzen, besonders nachdem seine bald zornfunkelnden und bald witzsprühenden, stets aber urwüchsigen Gedanken- und Wortspiele der modernen Zeit etwas näher gebracht sind durch die neueste Ausgabe einer Auswahl des sprachlich Schönsten und inhaltlich Wertvollsten seiner sehr zahlreichen Schriften (Abraham a Sancta Claras Werke in Auslese. Im Auftrage des Stadtrats von Wien herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Prof. Hans Strigl. 6 Bde. Großokt. 18 Kr. u. 24 Kr. Wien 1904—06, Kirsch), und sofern das für weitere Kreise nicht schon durch den von Richard Zoozmann besorgten Auswahlband in der Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit" (Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, ℳ 2.50) geschehen ist. Jeder, der diese gemütvollen und echt volkstümlichen Reden kennt, wird sie lieben und immer wieder zu ihnen greifen. So steht zu hoffen, daß er, der Vielverkannte, bei seinem 200. Todestage (1. Dezember 1909), an dem er in seinem Geburtsorte Kreenheinstetten, Baden (unweit von dem hochromantischen Donautale, zwischen Beuron und Sigmaringen), ein Denkmal erhält, auch, wie ehedem, wieder eine große Leserschar haben wird. Gewiß, zu seinen Lebzeiten hatte Abraham a Sancta Clara eine ungeheure Lesergemeinde und auch stets begeisterte Zuhörermassen, und zwar aus allen Ständen, wo immer er seine Geistesfunken sprühen ließ. Und das nicht nur, wenn er das Volk gegen die einstürmenden Türkenhorden in Waffen rief oder die Greuel der im Jahr 1679 in Wien wütenden Pest, sie zum Untergrunde seiner machtvollen Bußpredigten nehmend, dramatisch- und drastisch-treffend schilderte. Dabei kam ihm seine imponierende Figur mit dem Goethekopf — die Ähnlichkeit ist sogar auffallend — sehr zustatten. Wilh. Scherer, der berühmte Literarhistoriker, hat P. Abraham recht anschaulich einmal folgendermaßen gezeichnet:

„Es ist ein schöner, stattlicher Mann. Die hohe, vorgedrängte Stirn, von den kurzen, emporstarrenden Mönchshaaren umsäumt, die festgezogenen Linien der buschigen Brauen, die energisch ausladende Nase müssen einem Geist gehören, in welchem die Kenntnisse, Gedanken und Worte wie eine wohlgeordnete, wohlausgerüstete Armee aufmarschiert stehen, jeder Gedanke ein Soldat, des dirigierenden Winkes gewärtig, in allen Bewegungen sicher wie eine Maschine. Die blitzenden Augen scheinen, über die Versammlung hinschweifend, zu sagen: ‚Ich habe meine Truppen in eurem Rücken, auf euren Flanken, jedes Kommando setzt sie in Aktion, ich habe euch in meiner Gewalt, folgen müßt ihr, wohin ich will.‘ Betrachten wir aber den breiten, wohlgeformten Mund, über den die Nase sich fast zu tief herabneigt, und Kinn und Wangen, die mit dem Halse viel zu allmählich und weichlich verfließen, so scheinen in dieser Region jene uniformierten Gedanken ein buntes, bewegtes Fest voll behaglicher Heiterkeit zu feiern.“

Da begreift sich's leicht, daß eines solchen Rednertalentes Schriften alle möglichen Ausgaben und viele Auflagen erlebten und sie gern überall gelesen wurden. Wir wissen auch, daß Schiller und Goethe sie kannten und schätzten, daß der Altmeister, der ja eine große Vorliebe für alles echt Volkstümliche, Bodenständige, alles Naive und Naturwüchsige hatte und so den fast verschollenen Volkspoeten Hans Sachs wieder zu Ehren brachte, wir wissen, daß Goethe in Abrahams „Auf, auf, ihr Christen“, das er 1798 seinem Freunde Schiller als Anregung zur berühmten Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager“ schickte, einen reichen Schatz sah, der die höchste Stimmung mit sich führe. Wie bei Hans Sachs fand er eben bei P. Abraham ein wahres Talent, „didaktischen Realismus“; er konnte in beiden eine kraftvolle Sprache, kernigen Mutterwitz, harmlose Schalkhaftigkeit, verblüffende Anschaulichkeit und köstliche Naivität bewundern (vgl. „Dichtung und Wahrheit“ 18. Buch). „Ein prächtiges Original, vor dem man Respekt bekommen muß“, war unser Kanzelredner für Schiller, und Jean Paul, ein Geistesverwandter von Abraham, rühmt begreiflicherweise hauptsächlich dessen „Witz für Gestalten und Wörter“, sein „humoristisches Dramatisieren“. Eichendorff meint, Abrahams Satiren seien „wie ein wunderbares Kaleidoskop, wo der Dichter die Gebrechen der Welt zwischen Spott, Scherz, Witz und schneidendem Ernst unermüdlich immer anders wendet, so daß sie in dem scharfen Lichte seines Geistes stets neue und überraschende Klangfiguren bilden“.

So erkannten und bekannten, wenn auch nur mit kurzen Worten, edle, hohe Geister sehr wohl die Bedeutung P. Abrahams, und zwar nicht nur als eines liebenswürdigen Humoristen und gutmütigen Satirikers, als großen Kultur- und Sittenschilderers, sondern auch als Volksdichters. Dazu war übrigens P. Abraham auch, wie etwa Hebel, ein Popularphilosoph, der, wie eine alte Quelle von ihm sagt, die Ernsthaftigkeit des strafenden Cato mit der Freudigkeit des weltverlachenden Demokrit zu verknüpfen wußte. Bei der Lektüre von Abrahams Werken kam ich frühe schon zu der Ansicht, daß A., der, wie es bei einem solchen Sprachgenie nicht anders denkbar, viele Hunderte von Wörtern neu schuf, zweifellos unsern Klassikern manche sprachliche Anregung gegeben habe, wenn es auch noch nicht nachgewiesen sei. Nun hat Professor Strigl dies ausführlich gezeigt, und zwar nicht nur

in den Anmerkungen und mit dem zweiten Register seiner Ausgabe, sondern auch systematisch, jedoch nur auf Grund der vier ersten Bände seiner Auslese, in einer größeren, gründlichen Abhandlung in Kluges „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ (Bd. VIII). An die tausend Worte und Wendungen, die im „Deutschen Wörterbuch“ teils ganz fehlen, teils ohne Quellenangabe oder bei Schriftstellern nach Abraham a S. Clara zuerst vorkommend bzw. von ihnen (meist von Goethe) neu geschaffen aufgeführt werden, finden sich bereits bei P. Abraham, der sie wohl meist selbst schuf. Damit ist nun auch eine sichere Grundlage gegeben für die Behauptung, daß unsere Klassiker und andere Dichter auch sonstige Anregungen und Stoffe zu literarischen Zwecken bei ihm holten. Tatsache ist, daß bereits Abraham von dem berichtet, was Schiller im „Tell“ (Bd. IV, S. 220 der neuen Ausgabe), Uhland in der „Schwäbischen Kunde“ (III, 139), was Kerner in seinem „Reichsten Fürst“ (IV, 16), Gellert in „Johann, der muntere Seifensieder“ (V, 90, hier Junker und Fuhrmann!), Z. Werner im „24. Februar“ (IV, 276) behandelt haben, u. a. m.

Fürwahr, warum auch hätten diese alle und andere nicht in die Schule gehen sollen zu einem so universellen Prediger, bei einem so gottbegnadeten Meister des Worts, von dem der erwähnte Literat Wilh. Scherer (W. Scherer, „Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich“. Berlin 1874, Weidmann) meint, was keinem andern Schriftsteller des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts gelungen sei, das habe Abraham a Sancta Clara vermocht; was weder Lohenstein noch Chr. Weise noch Gottsched noch Bodmer konnten, das habe dieser Augustinermönch gekonnt. „Er allein wußte zu jener Zeit einzelnen [hätte Scherer mehr von Abraham näher gekannt, so würde er sicher „den meisten“ gesetzt haben] seiner Schriften einen solchen Zug und Schwung zu verleihen, sie mit einer solchen Kraft der Stimmung zu durchdringen, daß ihnen für uns Heutige noch anziehende und fesselnde Gewalt innewohnt“ (S. 151 a. a. O.). Abraham sei interessanter und lesbarer, sagt Scherer, als Sebastian Brant, Murner, Fischart, Moscherosch, denn er besitze das Geheimnis der modernen Sprache und beherrsche die rhetorischen Mittel, mit denen auch auf der höchsten Bildungsstufe die großen Wirkungen erzielt werden. Balthasar Schupp, der mit P. Abraham manchmal verglichen wurde, übertreffe dieser bei weitem an Witz, Gestaltungskraft und fortreißendem Fluß der Rede.

Hinreißender Schwung, begeisternde Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Tones zeichnen in der Tat fast alle Schriften Abrahams aus; denn auch wenn er schreibt, steht er gleichsam auf der Kanzel und hat sein Publikum Aug' in Auge.

Wie ist nun dieser Grundcharakter von Abrahams Werken entstanden und aus was für Elementen setzt er sich zusammen?

Abraham hat, wie Scherer treffend hervorhebt, mehr als irgendein anderer deutscher Prosaiker die Fesselung der Aufmerksamkeit des Lesers zum obersten Prinzip seiner Schreibweise gemacht. Diesem einen Zwecke wird alles übrige untergeordnet, und um ihn zu erreichen, setzt Abraham alle nur erdenklichen Mittel in Bewegung. Da ist zuerst ein hervorstechender Zug der, daß Abraham all seine Gedanken konkret denkt und ebenso in konkret-sinnlichen

Bildern und Formen plastisch darstellt, wie es alle Sprachgewaltigen von jeher getan haben: Bertold von Regensburg, Luther, Goethe, Nietzsche. Alles ist geschautes Leben, dem Volke abgelauscht; alles atmet Erdgeruch. So ging auch er von der innigsten Vertrautheit mit seinem heimatlichen Volksdialekte aus. Gewiß ist eines von den Geheimnissen seiner Wirkung „die souveräne Verfügung über die Gesamtmacht des österreichischen Spracharsenals", wobei der Einfluß des Schwäbischen doch nicht so gering ist, wie Scherer meint. Dazu kommt sogar noch, was Scherer ganz übersehen, das verwandte bayrische Idiom, das Abrahams Vater, der aus Wasserburg am Inn stammte, sprach und er selbst genügend kennen lernte in Ingolstadt und später in Taxa bei Augsburg, dem Orte seiner ersten Wirksamkeit als Prediger.

Es darf indessen nicht außer acht gelassen werden (wie es Scherer unbegreiflicherweise tut), daß ein solches Rednergenie sich selbstverständlich nicht nur rein passiv und lediglich rezeptiv dem Sprachschatze gegenüber verhielt, sondern sich auch selbsttätig, sprachschöpferisch betätigte, und zwar in reichstem Maße. Konnte man das schon bei oberflächlicher Kenntnis von Abrahams Schriften unschwer erkennen, so ist es neuerdings ja, wie wir gesehen, eingehend nachgewiesen worden.

Auf diese Weise erklären sich auch die vielen Tautologien und Pleonasmen, die zur Verdeutlichung eines Begriffes, eines Fremd- oder Lehnwortes dienen — wieder ein echt volkstümlicher Zug.

„Für jeden Begriff stehen ihm im Moment sämtliche Synonymen zu Gebote. Für ein Wort schleudert er zehn heraus. In einen wahren Wirbelwind von bezeichnenden Ausdrücken hüllt er uns zuweilen." (Scherer.)

Zur Förderung des Verständnisses dienen auch die zahlreichen Gedanken-, Sinn- und Wortspiele aller Art. Die reine Freude am bloßen Klingklang der Sprache ist ja uralt und echt deutsch. Sie zeigt sich in den vielen stabreimenden, assonierenden Ausdrücken, wie sie bekanntermaßen vielfach auch in den Weistümern, in der Sprache des Volksrechts vorkommen. Im Wortspiel steht A. bekanntlich unerreicht da in der Literatur. Von Makamen und Priameln sind seine Schriften voll. Sämtliche Figuren und Tropen weiß Abraham zu verwenden und stets originell zu verwerten, besonders häufig Antithesen, Antimethabole, poetische Umschreibungen, Allusionen, Anagramme, Personifikationen usw. Dramatisch bewegt, fast von Böcklinscher Gestaltungskraft sind manche Naturbilder.

Diese originelle Sprache kann man nicht treffender charakterisieren als Wilhelm Scherer, der darüber in seiner (nach Fritz Bobertag) „klassischen" Würdigung Abrahams etwa Folgendes ausführt: Die Kunst der Steigerung versteht Abraham wie wenige. Die Figur der Frage beutet er auf jede nur mögliche Weise aus. Das äußerste und konsequenteste S t r e b e n n a c h A b w e c h s l u n g, die auf die höchste Spitze getriebene A n s c h a u l i c h k e i t der Darstellung charakterisieren seine Schriften in ihren kleinsten Teilen.

Bezüglich der damals allgemein üblichen Einmischung von zahlreichen Erzählungen, Anekdoten und Fabeln in Abrahams Schriften konstatiert mit Recht Scherer (S. 179), daß Abraham seine Geschichten sehr kurz und bündig vortrage, selten ohne originelle Züge, oft mit einer Lebendigkeit, welche auch längst Bekanntes aus der Bibel mit neuem Reiz zu versehen, ja durch spannenden Vortrag zu

heben, durch eigene persönliche Teilnahme uns menschlich nahezurücken weiß. „Die höchst originellen und meist schlagenden Gleichnisse und Beispiele ... ergießen sich in Strömen über jeden Punkt, welcher der Versinnlichung bedarf.“ Die deutliche und in die Augen fallende Zeichnung mit starken Strichen erstrecke sich herab bis auf das Speziellste. Der Parallelismus tue häufig seine bindende Wirkung.

Moralische Begriffe zu personifizieren und diese Personen in ihrer ganzen äußern Erscheinung wie ein Gemälde in allen Einzelheiten auszuführen und zu vergegenwärtigen, darin entwickle Abraham große Virtuosität.

„Wie versteht es Abraham aber auch, Gemüts- und Seelenzustände zu versinnlichen, heftige Leidenschaften, wie sie den Menschen verwüsten und selbst sein Äußeres umgestalten, zu schildern.“ Wahre Prachtstücke bilden seine Schilderungen des Neidigen, des Schmeichlers usw.

Unzählige Genrebildchen, unmittelbar der Wirklichkeit abgelauscht, sprudeln geradezu von dramatischem Leben. In „Merk's Wien“ z. B. bildet Abraham, an die künstlerischen Totentänze und das „Speculum musico-mortale“ seines Onkels Abraham von Megerle erinnernd, die Gestalt des Todes zu einer gleichsam menschlichen Persönlichkeit aus und steigert, wie Scherer S. 181 bemerkt, „den Charakter kalt lächelnder und verachtungsvoller Ironie, den er ihm beilegt und bis in die äußersten Spitzen konsequent durchführt, zu völlig dramatischer Lebendigkeit.“

Dieselbe Figur kehrt übrigens wieder in „Lösch Wien“, in der „Großen Totenbruderschaft“ und in seinem Schwanengesang, der „Totenkapelle“ (1710).

„Kurz, Abraham bewährt überall den schärfsten Blick für die Dinge der Außenwelt, die geschulteste Beobachtungsgabe des Sinnfälligen, den unerschöpflichsten Reichtum an passenden und verdeutlichenden Vergleichungen, die höchste und ungesuchteste Präzision des Ausdrucks. Ohne die unumschränkte Herrschaft über die Sprache und über den ganzen Umfang ihres Wortschatzes wäre eine Beredsamkeit wie die Abrahams gar nicht denkbar“ (S. 177).

Scherer konstatiert noch besonders, bei Abraham fehle niemals die Einheitlichkeit und Konsequenz der Durchführung; höchstens vermisse man solche in „Judas der Erzschelm“. Dies aber nur dann, wenn man darin mit Scherer absolut eine Art Roman sehen möchte, was er aber nicht ist, noch auch sein will. Am Schlusse seiner prächtigen Lobeshymne auf das „ungemeine formelle Talent des Redners, das ihn zum Schriftsteller machte“, gesteht übrigens Scherer ausdrücklich, seine Ausführungen gäben „nur ein höchst unvollkommenes Bild von Abrahams Kunst“!

Abraham a Sancta Clara erinnert einen gewiß an Rückert mit seinen Sprechkunststücken; nur sind P. Abrahams Werke durchweg viel natürlicher, frischer, naiver und ungezwungener. Immerhin kann man auch von ihnen mit Recht und Fug behaupten, sie seien „voll mannigfaltiger Ereignisse — und unvergleichlicher Gleichnisse; — versehen mit Anspielungen und Beispielen, — die überall herbeispielen, — und geschmückt mit Spielwörtern und Wortspielen, — die in einem fort spielen; — besetzt mit den Edelsteinen des Ausdrucks, — gestickt mit den Perlen des Gedankenausschmucks, — bereichert mit Rätseln und Sprichwörtern, — Redespitzen und Stichwörtern, — Schriftstellen und Gemeinplätzen — und besondern Sprachschätzen, — abwechselnd mit muntern Ausbrüchen — und feierlichen Aussprüchen,

— mit Possen der Vertraulichkeit — und Glossen der Erbaulichkeit, — mit Witzreden, welche lachen, — und Strafreden, welche weinen machen.“ (Rückert, Hariris Vorwort.)

Denkt man sich nun noch alles vom sonnigsten, wonnigsten Humor durchleuchtet und durchglüht, dann hat man ungefähr eine Vorstellung von dem ganz eigenartigen Stile Abraham a S. Claras. Ja, der echt deutsche Humor, den Scherer leider so stiefmütterlich behandelt, dieser neckische Kobold mit seinen gutmütigen, alles verstehenden Augen blinzelt uns fürwahr fast aus jeder Zeile entgegen. Soll jener wohltuende Schalk, der unter Tränen lacht, denn verbannt sein aus der deutschen Literatur oder als Aschenbrödel darin behandelt werden, da er doch auch in den ernstesten Mysterien und gar in den alten Rechtsspiegeln spukt? Oder ist er nicht vielmehr die feinste Blüte und Eigentümlichkeit der deutschen Seele? Ridentem dicere verum quid vetat? — lächelnd die Wahrheit sagen, was hindert daran? — frägt sogar schon Horaz. Wir wollen darum unsern Autor gewiß nicht tadeln und „es als Unfug taufen“, daß er, wie er im Vorwort zu „Judas“, der humoristischsten seiner Schriften, selbst sagt, „bisweilen Mucken und Grillen“ in seine Schriften mengt und „unterschiedliche Gedicht und Geschicht neben andern sittlichen Lehrspunkten“ einmischt. Wir dürfen ihm glauben, wenn er gegenüber „einigen ernsthaften Catones und Platones“, die über etliche Zeilen etwa die Nase rümpfen möchten, auf die Parabeln der Heiligen Schrift hinweisend schreibt: „Diesfalls mag ich mich gar nicht entschuldigen . . ., sondern mein Gott, als ein genauer Gemütserforscher, weiß es, daß ich zu keinem andern Ziel und End dergleichen Ding habe eingemengt, als daß ich die jetzige, mehrstenteils scham- und zamlose [zaumlose] Welt zu dem Guten locke, welche sich nicht anderst als durch dergleichen Köder fangen lasset.“

Es ist auch nicht außer acht zu lassen, daß der Hauptschauplatz seiner Tätigkeit das lustige, ewiglachende Wien war, und daß er, so hat Zoozmann richtig bemerkt, „in die weiche Gemütlichkeit des Wienerhumors eine starke Dosis seiner schwäbischen Offenheitsnatur, die das Ding beim rechten Namen nennt“, mischte. Um desto mehr Einfluß zu haben, mußte er, wie jeder gute Redner, einigermaßen auf die Eigenart seines Publikums eingehen, die Scherer, selbst ein geborener Österreicher, so charakterisiert:

„Wir waren stets und sind mit einer größeren Dosis Lachlust begabt als andere Deutsche. Auch neben Tiefe, Ernst und Leidenschaft wohnt bei uns die heiterste Bereitwilligkeit zu Spott und Ironie, zu unerschöpflichem Erzählen und Anhören lächerlicher Geschichten und Schnurren, zum harmlosesten, ungefälschten, unerzogenen Spaß an sich“ (S. 192).

Zudem war ihm Wien zur zweiten Heimat geworden. Die Würde der Kanzel wird Abraham dabei wohl zu wahren gewußt haben, zumal es bekanntlich bei der komischen Wirkung sehr wesentlich auf die Art des Vortrags ankommt, auf die Gebärde, auf die Miene, mit der eine Wendung begleitet wird, auch darauf, ob der Vortragende sie in der Voraussetzung sagt, daß darüber gelacht werden würde. Und die Absicht des vielbegehrten und allbeliebten Kanzelredners war natürlich in jenen verwilderten Zeiten, bei den rauhen Kriegszeitläuften nur die, sittlich zu

bessern und zu tadeln, was tadelnswert. In der Vorbemerkung zu „Mercurialis oder Wintergrün, das ist Anmutige und kurzweilvolle Geschichten“ heißt es ja ausdrücklich, der Zweck des Verfassers sei kein anderer „als die Ehre Gottes und die Beförderung der Seligkeit seines Nebenmenschen“.

Auch im „Judas“ finden sich genug tiefernste Stellen voll Schwung und Feuer, so daß „tiefer Abscheu vor dem Laster“ als der Grundton bezeichnet werden kann, der sich bei aller humoristischen Ausführung im einzelnen dem Leser aus dem Ganzen aufdrängt.

Diesem Endzweck, den man nicht aus dem Auge verlieren darf bei gerechter Beurteilung von Abrahams Schriften, wird alles übrige untergeordnet. Dieses ideale Ziel, dem Abraham mit ganz gigantischen Kräften zeit seines Lebens diente, hat der Welt ein „oratorisches Phänomen“ geschaffen, von dem man mit Sextro sagen kann und sagen muß: „Abraham war ein außerordentlicher Mann, ein Mann von unerschütterlichem Gleichmute, von unverwüstlicher Heiterkeit, von einer erstaunlich großen Menge von Kenntnissen, von glücklichstem Gedächtnisse, einem unerschöpflichen, freilich dem Geiste und Geschmack seiner Zeit angemessenen Witze und von eisernem Fleiße. Seine muntere Laune, sein stets aufquellender Humor, sein unerschrockener Freimut und die Gabe, die bittersten Wahrheiten anmutig und witzig einzukleiden, verschafften ihm Zuhörer vom Fürsten bis zum Bettler. Ihm ward die Bewunderung derer, die ihn hörten, die Liebe jener, die ihn kannten, und bis auf den heutigen Tag ist ihm die Hochachtung aller sicher, die ihn lesen und — verstehen. Mit einem Worte, Pater Abraham a Sancta Clara gehörte zu jenem Kreise der großen Schwaben, die für alle Zeiten der Stolz ihrer Heimat sind.“



Kosthappen aus Abraham a Sancta Claras Schriften

Schwäche und Stärke des Menschen

Der Mensch ist eine Blume, sagst du, die heunt vorm Busen, morgen vorm Besen.

Der Mensch ist eine Saite, sagst du, die bald lieblich klingt, balg elend springt.

Der Mensch ist ein Blasbalg, sagst du, der jetzt wampet, bald wieder schlampet.

Der Mensch ist eine Uhr, sagst du, wo der Zeiger bald steht auf eins, bald auf keins.

Der Mensch ist ein Mondschein, sagst du, der bald groß, bald wieder bloß [des Lichtes entblößt].

Der Mensch ist ein Glas, sagst du, welches bald schimmert, bald auch zertrümmert.

Der Mensch ist ein Quecksilber, sagst du, wo keck und geh weg beieinander [Abraham spricht auch von „Gehwegsilber“].

Der Mensch ist ein Spinnengeweb, sagst du, wo bald eine schöne Kunst, aber auch bald umsunst.

Ach und schwach! was mehr? öd und blöd! was mehr?

Nichtig, untüchtig ist der Mensch, sagst du.

Ich aber sag, daß er den Allmächtigen kann binden und überwinden; also bestätigt es der heil. Bernhardus: „Oratio vincit invincibilem et ligat omnipotentem.“ Der Mensch kann durch das Gebet Gott selbst überwinden ... (Bd. IV, S. 321 der Wiener Auslese.)

Die Welt ist ein rechtes Spital

Die Welt ist ein rechtes Spital voller kranker und bresthafter Leut. Ein mancher hat einen Zustand [was einem zugestoßen ist, besonders Übel, Krankheit] in den Füßen, weil er auf nichts Guts ausgeht, sondern seinen Nächsten in einen Schaden zu stürzen sucht. Mancher hat einen Zustand am Knie; denn er ist ein solcher tollsinniger Narr, bei dem die Sanftmut verbannisiert und er will nur alles über die Knie abbrechen.

Einer hat einen Zustand im Rücken, weil er die geringste Schmach nicht ertragen kann.

Ein anderer hat einen Zustand auf der Brust, weil ihn das böse Gewissen stets druckt.

Mancher hat einen Zustand im Magen, weil er sogar das winzigste Stichwörtl nit verkochen [verdauen] kann.

Einer hat einen Zustand im Hals und kostet ihm nichts mehr als das Gurgelwasser von den Weinreben.

Ein anderer hat einen Zustand in den Zähnen, da er alles herausschwätzt und nichts verbeißen kann.

Gar viele sind, die da einen Zustand haben in der Nase; denn sie wollen in allen Dingen für nasenwitzige Doktores angesehen sein.

Es gibt nicht wenige, welche einen Zustand haben in den Augen, welche da ihren Feinden gar nicht verzeihen wollen, und es finden solche [die Feinde] nimmermehr ein gutes Auge [Blick] bei ihnen. Viele leiden am Haupt, unweilen sie ein Haupt und Obrigkeit, welche ihre Untertanen nicht nach Gebühr traktiert. Sehr viele gibt's, welche einen üblen Zustand haben an den Händen: sie haben unbewegliche Hände wie jener [arme] Tropf, der von Christo ist kuriert worden; haben Händ, die sie nicht können ausstrecken, absonderlich nicht zum Almosengeben. (Bd. III, S. 234.)

Sprichwörter und Sentenzen

Der Spott lauft gemeiniglich dem Hoffärtigen mit Hasenfüßen nach.

Melancholia ist des Teufels Saugämmel; allegrezza ist Gott des Herrn Haushälterin.

Was an den Galgen gehört, ertrinkt nicht.

Fahret nicht zu gäh [schnell] in den Haberbrei, damit ihr euch das Maul nicht verbrennet.

Auch eine blinde Henne findet bisweilen ein Haberkörnl.

Eilen tut kein gut, sagte der Schneck, der sieben Jahre über die Brücke gekrochen und gleichwohl gestolpert ist.

Ein Lachender ist leicht zu kitzeln.

Was man unrecht tut erwerben, das kommt nit zum dritten Erben.

Die Bienen sammeln Honig und genießen's wenig.

Bei glückseligem Jahr achtet man wenig den Altar. (Rarae fumant felicibus arae.)

So wohlberedet als du bist, es fängt dich doch des Todes List.

Eine Dame des 17. Jahrhunderts bei der Toilette

Manche will Gott in seinen Geschöpfen einreden und es gleichsam besser machen als er, auch die Natur schimpflich korrigieren, damit sie auch den andern Damen nichts nachgebe an der Gestalt. Sie steht vorm Spiegel so lange, bis ihr möchten Blattern an den Füßen auffahren, sie kraust und zaust ihr Haar und zieht's so streng, als wären sie in einem steten Noviziat: da muß ein Haarlocken krumm sein, der andere noch krümmer, der dritte zum krümmsten; da muß viel Haar sein, dort wenig, da muß es gar schitter [spärlich] sein, wie das Traid der armen Leut, da muß es in die Höhe stehen wie ein Reiherbusch, da muß es hinausstehen wie ein Bachstelzenschweif, da muß herunterhangen wie ein Vierzeiger, da muß die Scheitel sein wie ein lateinisches Ypsilon, da muß rauh sein, dort glatt, da gemischt. Die Lenden müssen geschnürt

sein, eng sein, gebunden sein, gezwickt sein, gezwungen sein und bald mehr leiden als die Israeliter in Ägypten, und muß der Leib so rahn [dünn] sein, wie ein zugespitzter Zuckerhut. Da muß sich das Gesicht waschen lassen, reiben lassen, polieren lassen, färben lassen, ziehen lassen, zieren lassen, daß es schier mit des Balaams Eselin möchte klagen. Damit aber das Fell rein bleibe, nimmt sie des Nachts eine Larve übers Gesicht, daß ihr beinahe der Atem verkürzt wird. Da frißt sie Kreiden, Wachs, Terpentin, Salzstein, Fröschbeiner, Schneckenpulver, damit nur die Haut nit braunerisch [von Braunau] wird, damit die Wangen zu Weißenburg bleiben, damit die Lefzen [Lippen] zu Rotenburg logieren. Da legt sie so enge Schuhe an, daß sie fast keine größeren Fußstapfen im Sand laßt als die Rohrantel [Rohr-, Teichhuhn]. O sauberes Muster! [Presque tout comme chez nous.]

Der Diplomat

Was hat können Witzigeres sein als jener Legat und Abgesandter des Polykrates, welcher, da er befragt worden, ob er von der Republik sei geschickt oder aber für seine Privatperson angekommen, diese weiseste Antwort ersetzt: Wenn ich erhalte, was ich begehre, so bin ich von meiner Republik gesandt, wo nit, so bin ich für mich selbst gekommen; welches denn ein schönster Vorteil und lobwürdigster Ränk war, um Ehre und hohes Ansehen seiner Republik ohnbeschimpft zu erhalten. Zu glauben ist vor allem, daß ein Gesandter müsse einen guten Politicus anziehen. Woher aber das Wort Politicus seinen eigentlichen Ursprung schöpfe, stehet in Zweifel. Einigen beliebt es von dem Fisch Polipo, welcher laut der Naturkündiger alle Farben an sich nimmt und sich dergestalten einem jeden bequemt; andere wollen, daß es von dem Wort Polus herrühre, so in deutscher Sprache ein Himmel heißt, welcher uns allen für blau gekleidet vorkommt, in der Wahrheit aber in der Tat sich weit anderst befindet. Also müsse ein Politicus den auswendigen Zeiger weit anderst stellen, als die Uhr einwendig gerichtet ist. Gar weit irren tät jener nit, welcher ein Geheimnis suchen wollte in dem ersten Buchstaben des Wortes Politicus, welcher ein p ist. Dieser Buchstaben schickt sich in alle Sättel. So man ihn wie gewöhnlich formiert, ist er ein p; da man ihn umwendet, ist er ein q; wenn man diesem q den Strich in die Höhe zieht, wird er ein d; dafern man dieses umkehrt, wird er ein b; und solchergestalt soll vielleicht ein Politicus geartet sein, daß er sich fein in alle Model und Modell bequemen kann." (II, 391.)

Lob der Musik

Salve! meine schöne Grammatica und Rhetorica. Servitor! meine schöne Logica und Arithmetica. Bassio le man! [Küss' die Hand!] meine schöne Geometria und Astronomia; aber sei du mir tausendmal willkommen, meine löbliche, liebliche, künstliche, köstliche, vornehme und angenehme Musica! Andere sind zwar freie Künste; du aber bist eine freie und fröhliche Kunst. Du bist eine Portion vom Himmel, du bist ein Abriß der ewigen Freuden; du bist ein Pflaster für die Melancholey. Du bist eine Versöhnung der Gemüter, du bist ein Sporn der Andacht, du bist ein Kleinod der Kirchen, du bist eine Arbeit der Engel, du bist eine Aufenthaltung [conservatio = Aufrechterhaltung, Stütze] der Alten, du bist eine Ergötzlichkeit der Jungen.

Lob der Gärten

Niemand wird in Abrede stellen, daß angenehm sei ein schöner Tier- oder Lustgarten, voll der lustbringenden [die gesperrten Wörter fehlen im „Deutschen Wörterbuch" oder werden Goethe u. a. zugeschrieben] Gegenstände, in welchem die bedrängten Herzen vertreiben ihre zugleich schwermütigen und unruhevollen Gedanken. In dem Tiergarten kann man verdoppeln die wohlbefederten Flügel der mehr als fliegenden Zeit mit unterschiedlichen Ergötzungen — bis die Wind [Windhunde] werden eingeladen und der erlangte Raub, mit erschallenden Hörnern und heulenden Hunden als in einem Triumph eingebracht, Kuchel [Küche] und Tisch bereichert.



Die Blumen, Obstbäume und Lustgärten belangend, kann keiner leugnen, daß Gott der Allmächtige unsern ersten Vater in einen Garten verordnet, um solchen zu bebauen und darinnen nach seines Herzens Wunsch die Augen zu ersättigen. Denn kein lustigerer Platz als der Garten des Paradeises konnte ihm auf der ganzen Welt eingeräumt werden, um in den ungemeinesten Freuden zu leben auf Erden. Sintemalen was könnte herzerquickender sein als ein solcher Ort, wo man sieht, wie sich zu Morgen die verschlossenen schönsten [Elativ] Blümlein eröffnen, den Himmelstau auffangen, sich ausbreiten und gleichsam mit vollem Munde ihrem Erschaffer für die Hervorbringung Dank erweisen. Was könnte liebreicher sein, als ein solcher Ort, dessen begrünte und geblümte Spalier nicht anders scheinen, als ob der stete Frühling mit den rosenwehenden Westwinden solche in unwandelbarer Schönheit bewohne. Was könnte angenehmer sein, als an einem solchen Ort, etwan zur Zeit, da die majestätische Sternenprinzessin ihren goldstrahlenden Einzug in den höchsten Grad ihres Bezirks [Bahn] gehalten, sich beschützen vor deren hitzigen Strahlen in einem schattenreichen Gesträuch, oder aber, da sie wiederum herzunahet dem Abendmeere, sich erfrischen bei einem von rarer Kunst verfertigten Springbrunnen, mit Einholung eines angenehmen Abendlüftleins? Da hört man anders nichts als einen Jubelschall der von solchem Kunstwerke aufspringenden und niederfallenden Wassertropfen; nichts als den annehmlichsten Gesang der süßschlagenden Nachtigallen und das anmutigste Geräusch der durch die in die schönste Ordnung gepflanzten Bäume sanft streichenden Zephyrwinde. Da sieht man anders nichts als den holdseligen Kampf, in welchem so viel der schönsten Blümlein um den Vorzug streiten! Nichts als das lustreichste Umarmen der ineinandergeflochtenen Baumgewächse; nichts als die zugleich verwunderlichste und zierlichste Verteilung der Beete, in denen die von der Kunst und Natur hervorgebrachten Meisterstücke zu sehen, durch deren Betrachtung ein betrübtes Herz sich oft erquickt. Unter andern wird die Phäaker Landschaft wegen ihrer in sich habenden Lustgärten nicht wenig gelobt, darinnen man solche Äpfelbäume gefunden, welche, sobald die ersten [Äpfel] zeitig und reif gewesen, andere getragen haben. [Vgl. Odyssee VII.] Dannenhero Alkinous, der König solcher Landschaft, so diesen Garten fleißig abgewartet, für einen Gott gehalten worden, dessen sonderlich Juvenalis gedenkt. Die babylonischen, hangenden oder in der Luft schwebenden Lustgärten, welche die Königin Semiramis soll gebaut haben, werden gleichermaßen von etlichen Skribenten sehr gerühmt. Ja, der Garten ist ein solcher Ort, allwo der Lieb in bester Still und Einsamkeit kann gepflogen werden. Darum auch die geliebte Braut in den hohen Liedern Salomons ihren Geliebten ladet in den Garten, da sie sagt: „Es komme mein Geliebter in seinen Garten ...“ (V, 112).



Eine neue Evangelienharmonie

Auf den ersten Blick mutet Hans Benzmanns im Verlage von Fritz Eckardt in Leipzig erschienene Dichtung, die sinnreich mit Holzschnitten von Albrecht Dürer, Lukas Cranach d. Ä., Altdorfer und Burgkmaier geschmückt ist, gar nicht wie eine „Evangelienharmonie“ an. Und sie will es auch nicht in dem üblichen Sinn — also ein Christusepos — sein, wie der Dichter im Nachwort ausdrücklich hervorhebt. Es sind einzelne Gedichte, die mehr oder weniger Berührung mit der Christusgestalt der Bibel haben und die, ohne daß ihr Sinn verschoben oder unverständlich werden könnte, getrost für sich bestehen könnten. Sie sind als die verschiedensten Elemente einer Christusauffassung anzusehen und dennoch, „da alles aus eines Menschen Seele geflossen ist, zu einer harmonischen Gesamtwirkung vereinigt“. Und es war dem Dichter noch um etwas anderes zu tun, infolgedessen er keine wörtliche Wiedergabe der Jesusgeschichte wollte,

nämlich: daß „die *Reihe dieser Dichtungen ein Spiegel des typischen ebenso wie des besonderen bedeutsamen Menschenlebens, ein Spiegel der sich entwickelnden Menschenseele*“ sein sollten.

In der Tat steht das ganze Buch, ich möchte sagen, unter dem Zeichen des *Hakenkreuzes* (卐) als des Sinnbildes nicht nur der Entwicklung des Menschenlebens im allgemeinen, sondern noch mehr des Strebens nach Vollendung im einzelnen Menschen. Es liegt etwas von dem Geist und Willen *Fausts* darin, es ist ein Gottsucherbuch! Das gilt insonderheit von dem Abschnitt „Die Wüste“, worin Jesus zu allen ideellen Vorstellungen und Philosophemen seiner Zeit in Berührung gebracht wird.

Da haben wir das Gedicht „Die Ewigen“. Die Rätsel der geheimen Mächte stürmen hier auf Jesus ein, der sich um ihren Sinn vergebens müht, wie so mancher Menschensohn vor ihm und nach ihm. Wie ein Büßer liegt er dann betend vor seinem Gott, daß er ihn in seines „großen Lächelns Übermut“ nicht vernichte; wie Hiob mit bettelnder Gebärde bringt er ihm sein zuckendes Herz entgegen, daß er es heile von aller Unrast dieses Lebens. Der aber weist ihn an den Geist des großen Gesetzgebers Mose: „*Wille*, wach auf!“ und an die Lehre des großen Willen-*Verneiners* Buddha, woraus ein neuer Zwiespalt in der Seele Jesu entsteht. Aus diesem Konflikt aber führt ihn der Geist Zarathustras, der ihm zuruft, seinen Willen einzusenken in die Geschicke der ganzen Menschheit. Und so erwacht in ihm der Gedanke der Selbstaufopferung für das Große und Ganze: der Erlösungsgedanke im Sinne Schopenhauers. Dies ist in dem Gedicht „Gebet an Mithras“ ausgesprochen. Kraft und Stärke zu solcher Tat gibt ihm der Geist *Platos*, der Geist der inneren Schönheit, die Freude an der Vollendung seiner selbst. Das große Gedicht „Astarte“, das sich durch gewaltige Prägekraft auszeichnet, singt alsdann die Sonnenkindschaft aller derer, die zu solchem Ziele emporstreben, ungeachtet aller Hindernisse, treu nur dem einen: aufzusteigen in den „Urkreis“ alles Geschehens, eins zu werden mit dem Vater des Lichts. So kommt Jesus zu der Gewißheit: „Ich und der Vater sind eins“ und zu der Forderung: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ ...

„Und rüstig ging er in den Tag hinein“, an sein Werk, an seine Wesenserfüllung.

Aber vorher erleben wir erst noch die Jugend Jesu mit und in ihr zugleich alle die Seelenwunder, die in Maria, seiner Jungfrau-Mutter, blühen. Dieser Teil bildet gewissermaßen die Parallele zu dem Entwicklungsbild Jesu, oder wenn man will, jedes besonders veranlagten Knaben und Jünglings: es sind die seelischen Phasen eines edlen Mädchenherzens.

Wir sehen Maria im Kämmerlein sitzen, spinnend die Seide mit Gesang, mittelalterlich-legendenhaft, empfinden die poetische Ausdeutung der Beschattung als wohltuend, schauen der Begegnung Marias mit einem Engel zu, dessen dunkles Griechenauge von Schönheit trunken ist, und hören von dem Jungfrauen-Sehnsuchtsleid Marias in zwei zarten, traumschönen Liedern, von denen ich das zweite hierhersetze:

O Mutter, rief sie leis im Traum,
All meine Wonne faß ich kaum!
So schmückt mich denn zum Hochzeitsgang —
O Mutter, was dröhnt die Glocke so bang?
Wie drücken die Rosen mein armes Herz —
O all meine Wonne wird jäh zum Schmerz ...

Es löst sich etwas in mir los,
Als spreng' es meinen jungen Schoß —
O Mutter, mir wird so schwer und heiß!
Mich friert! ich geh' über Schnee und Eis —
Ich gehe zu einem fernen Grab,
Dort nimmt man mir die Bürde ab ...

In einem deutschen Dorfe sodann feiern wir mit dem Dichter Weihnachtsabend, sitzen mit dem blonden Jesusknaben zu Füßen seiner Mutter und lauschen mit ihm ihrem sinnvollen Märchen von Demeter und Hekate, sind mit ihm im Tempel (ein ahnungsreiches, melodienvolles Gedicht), leben, schwärmen und erwärmen uns mit ihm, daß es uns zumute wird wie Franz von Assisi, als er sein „Sonnenlied“ sang; empfinden den Frieden, den nur die Natur spenden kann, und treten dann mit ihm in die schweren Seelenkämpfe vor seinem ersten Auf-



treten, schreiten ihm zur Seite überall, wo sein Heil wort und seine Heil hand Wunder wirkt, und stehen mit Maria unter seinem Kreuze:

Auf Golgatha liegt schwarz die Nacht.
Eine Mutter hält die Totenwacht.
Es stöhnt der Sturm im Felsgestein,
Die Schluchten fährt er aus und ein.
Dumpf murmelt das Weib: „Mein Sohn, ich bleib'
Und wehre die Geier von deinem Leib —
Und wische den Regen von deinem Gesicht,
Ich bleibe, mein Sohn, ich verlasse dich nicht."
Sie murmelt es hin und weint und wacht.
Wild weht der Sturm. Schwarz schweigt die Nacht . . .

Ein Gedicht, balladenartig und uns im Tiefsten ergreifend durch seine Schlichtheit und beinah' volkstümlich-liebhafte Einfachheit. Ich kenne zwei Gegenstücke hierzu: das Volkslied „Als Jesus in den Garten ging" (in „Des Knaben Wunderhorn") und das Gespräch zwischen Jesus und seiner Mutter in Dr. Daniel Greiners dramatischer Dichtung „Jesus":

Mutter: „Mein Sohn, was willst in dunkle Nacht du gehn?"
Jesus: Ich will in Garten, die Sterne sehn!
Mutter: „Mein Kind, so laß mich bei dir stehn!"
Jesus: Nein, Mutter, ich muß alleine gehn!
Mutter: „O bleib bei mir, mir ist so weh,
Ich fürcht', ich sehe dich nimmermeh". u. s. w.

Auch die Gedichte: „Der Auferstandene erscheint der Maria aus Magdala" und „Gang der Jünger nach Emmaus" entatmen einen bezwingenden Duft reinster Schönheit, wie ein Gemälde Hans Thomas.

In diesem Buche sind wir bei einem Dichter zu Gaste, der Jesus innerlichst, unter Freude und Qual, in sich erlebt hat, und von dem man sagen könnte, was einst Varnhagen von Ense über Goethe sprach: „Jesus hätte ihn zu seinem teuersten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet."

Das Buch ist ausgezeichnet ausgestattet und macht seinem Verleger alle Ehre. Möchten sich viele, recht viele an ihm erbauen! Ich kann mir kein sinnigeres Weihnachtsgeschenk denken.

Karl Engelhard



Vom weihnachtlichen Büchertisch

1. Klassikerausgaben und Verwandtes

Es ist noch keine Abnahme der Bestrebungen des deutschen Verlagsbuchhandels zu bemerken, den ohnehin großen Bestand der sogenannten „Klassikerausgaben" zu mehren und für die Erfüllung der verschiedenartigsten Bibliotheksbedürfnisse überreichlich zu sorgen. So gewiß dem Käufer eine lebhafte Konkurrenz auf seiten der Unternehmer nur willkommen sein kann, oft sucht der Bücherliebhaber doch nach einer Möglichkeit, diesem Eifer von einer höheren Warte aus Wege weisen zu können, auf daß nicht an den gleichen Aufgaben sich doppelte Kräfte verbrauchen, während andere Gebiete brach liegen bleiben. Eins freilich wird, glaube ich, durch diese Tätigkeit des Verlagsbuchhandels erreicht: was Oskar Wilde in Übereinstimmung mit manchen anderen dahin ausgesprochen hat, daß „Klassiker jene Dichter und Schriftsteller seien, die jedermann im Munde führt und keiner liest", dürfte nicht mehr zutreffen. Die Handlichkeit der sogenannten Klassikerausgaben hat sich erhöht, die Billigkeit ist geblieben. Die ganze Art der Aufmachung hat gewonnen, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Neben die großen Ausgaben treten allerlei kleinere Auswahlversuche. Manch-

mal genügt sicher bereits die geschickte äußere Inszenesetzung, um manchen zum Lesen zu bringen. Hat er dann erst angefangen, so dürfen wir ruhig dem „Klassiker“ die Sorge fürs Weitergelesenwerden überlassen. Denn das bleibt doch eine Tatsache: man hat früher sorgfältiger gearbeitet als heute. Es wurde nicht so schnell produziert. Die Schriftsteller dachten im Grunde sozialer, als heute, in unserer von sozialistischen Gedanken so sehr beherrschten Zeit. Sie nahmen das liebe Ich nicht so ausschließlich wichtig, sondern sahen das eigene Erlebnis immer im Hinblick auf die Bedeutung fürs Allgemeine an, sie versuchten also ins Typische zu erhöhen.

Man kann ja von seiner Studierstube aus nicht den Leseverbrauch des Publikums berechnen und gründlich überschauen. Aber unsere Verleger sind doch Kaufleute, und diese außerordentlich starke Bevorzugung der sogenannten Klassikerausgaben hält jetzt schon manche Jahre an. Das wäre nicht der Fall, wenn der Buchverlag dabei nicht auf seine Rechnung käme. Ist nun auch zuzugeben, daß die Liebe zum Buche sich gesteigert hat, so daß immer weitere Kreise unseres Volkes eine Art Verpflichtung zu einer kleinen Hausbücherei empfinden, daß also sicher viele Klassikerbände gekauft und doch nicht gelesen werden, so ist doch bereits der ständige Besitz eines Buches eine gewisse Gewähr dafür, daß sich einmal die Stunde findet, in der danach gegriffen wird. Ich kann es mir auch leicht erklären, daß mancher mitten im Leben stehende Mann, dem die Probleme unserer Zeit auf allen Wegen begegnen, in seinen Mußestunden lieber zu einem nicht modernen Buch greift. Bei einer ziemlich weitgehenden Kenntnis der älteren und neueren Literatur muß ich auch bekennen, daß der rein menschliche Gehalt der älteren Literatur durchweg höher steht, selbst wenn das geistige Interesse nicht so hoch gespannt ist. Aber auch hier wirkt die Zusammendrängung durchweg sehr vorteilhaft. Im übrigen besorgt ja bereits die Zeit eine sehr strenge Auswahl. Allerdings neigt der Verlagsbuchhandel vielfach zur Ausgrabung, bei der vor allen Dingen der äußere Aufwand nicht immer im Einklang mit den gewonnenen Werten steht.

In weit höherem Maße, als bisher, müßte das Bestreben nach größeren, billigen Gesamtausgaben den zeitgenössischen oder noch nicht lange verstorbenen Schriftstellern zugute kommen. Die Gesamtausgabe soll dabei nicht als eine Ausgabe sämtlicher Werke, sondern als eine nach allen Seiten hin ausreichende Auswahl verstanden sein. Je mehr der Roman dem Schriftsteller und Dichter als Hauptausdrucksform dient, um so mehr durchaus zeitliche Elemente wird die Dichtung in sich aufnehmen. Darin liegt auf der einen Seite ein großer Wert dieser Dichtungsweise, auf der anderen die Gefahr des früheren Veraltens. Gewiß wird man diese zeitlichen Bestandteile auch als besonderen Reiz empfinden können; aber dann schon mehr vom kulturgeschichtlichen, nicht vom künstlerischen Standpunkte aus. Noch immer bedeutet es ein großes Opfer, sich die Werke Gottfried Kellers, Konrad F. Meyers, Fontanes, Freytags, Raabes, um nur einige zu nennen, zu erwerben. Diese Besten werden gewiß die Schutzfrist überdauern. Andere sehr wertvolle Unterhaltungsschriftsteller, die manches Problem unserer Zeit in ergreifender und tiefdringender Weise behandelt haben, werden aber dreißig Jahre nach ihrem Tode nur noch „historisch“ wirken. Die Zurückhaltung der Verleger gerade nach dieser Richtung hin ist nicht verständlich. Auch vom geschäftlichen Standpunkte aus nicht, denn ich bin sicher, daß eine frühzeitige Veranstaltung einer billigen Gesamtausgabe einen so starken Absatz bringt, daß dadurch der Ausfall im Preis des Einzelexemplars weitaus gedeckt wird. Immerhin ist auch in diesem Jahre von einigen derartigen Gesamtausgaben neuerer Schriftsteller zu berichten.

Bei der folgenden Überschau über die mir zugegangenen Neuheiten auf diesem Gebiete kann es sich natürlich nicht um eine eingehende Kritik der jeweils aufgewendeten Herausgebertätigkeit handeln, zu der nicht nur die notwendige Zeit der Prüfung, sondern auch der Raum fehlt. Ich gebe diese Besprechungen vom Standpunkte des gebildeten Bücherliebhabers, aus dem Gesichtspunkte, daß eine gut zusammengestellte Bücherei die schönste, dauerhafteste und gewinnbringendste Zier eines Hauses ist.



Von Simrocks Übertragung des „Nibelungenliedes“ ist in der Sammlung von Meyers Klassikerausgaben eine Neuausgabe erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut, geb. 2 M). Georg Holz hat sie besorgt und bringt zunächst in einer 50 Seiten starken Einleitung eine eindringliche, vielfach auf eigene Forschungen gestützte Darstellung der ganzen Nibelungensage nach ihren sagenhaften und geschichtlichen Bestandteilen, weiterhin ein Darlegung über Entstehung und Überlieferung des Nibelungenliedes. Das eigentlich Ästhetische ist hier in die Anmerkungen verwiesen, die am Schlusse des Buches stehen und in einer zunächst vielleicht etwas unangenehm berührenden, bei längerem Gebrauch aber immer mehr befriedigenden Art den Leser auf die Widersprüche in der Komposition des Gedichtes aufmerksam machen. Der Herausgeber erreicht auf diese Weise, daß man allmählich ein lebendiges Gefühl bekommt für die Art der Entstehung des Gedichtes, das aus der Grundlage früherer Lieder erwachsen ist, aber als das Werk eines Dichters. Indem er nachweist, wo altes Sagengut zugrunde liegt, was Neuerfindung oder Zutat und Erweiterung des Dichters ist, auch darauf aufmerksam macht, warum der Dichter wohl so gearbeitet hat, tut er diesem kein Unrecht. Denn aus dem Dunkel der Überlieferung wächst dieser Dichter als eine greifbare Persönlichkeit heraus, dem Namen nach unbekannt, aber in seinen Absichten und Gründen erkennbar. Simrocks Text ist ganz treu beibehalten. Man hätte ja vom reinen Übersetzungsstandpunkt aus sicher Besseres geben können, aber andererseits bleibt bestehen, daß kein anderer so treu gegenüber dem Urtexte war und daß vielleicht kein anderer den Leser so leicht dazu vermag, sich dem Urtext zuzuwenden. Als Hilfsmittel für das Verständnis einer solchen Urtextausgabe ist Simrock außerordentlich schätzbar. Jedenfalls verdient diese Ausgabe warme Empfehlung.

Auch das feinste Kunstepos des deutschen Mittelalters wird uns bequem zugänglich gemacht. Von der bei aller Freiheit doch treuen Übertragung, die Wilhelm Hertz von Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde“ geschaffen hat, und durch die er dem des Mittelhochdeutschen Unkundigen die Lektüre dieses Gedichtes nicht nur ermöglicht, sondern auch zu einem Genuß gemacht hat, liegt eine billige Neuausgabe zu 3 M vor (Stuttgart, J. G. Cotta). Ein kurzer Anhang unterrichtet über die Grundlagen der Sage und deren wichtigste literarische Bearbeitungen.

Der nächste Schritt führt uns in die Zeit unserer Klassiker. Zu den umstrittensten Gestalten der Sturm- und Drangperiode gehörte von jeher Jakob Michael Reinhold Lenz. Es war nicht eben leicht, sich ein eigenes Urteil über den Dichter zu bilden, weil die Ausgaben seiner Werke unzulänglich und selten waren. Jetzt erhalten wir gleich zwei Veröffentlichungen Seine „Gesammelten Schriften in vier Bänden“ bringt als kritische, von Franz Blei besorgte Gesamtausgabe der Verlag Georg Müller in München (brosch. je per Band M 7,50, geb. je M 10). Diese Ausgabe wird in sorgfältiger Behandlung des Textes alles bieten, was von Lenz erreichbar ist. Den beiden bereits vorliegenden Bänden sind außerdem eine größere Zahl interessanter Bildnisse beigegeben. Ausstattung, Druck und Gesamtaufmachung vermeiden alles Aufdringliche, verdienen aber in Gediegenheit und Schönheit das höchste Lob. Der von Franz Blei beigegebene kritische Apparat vermeidet unnötige Weitschweifigkeit, gibt alles, was über die Entstehung der Werke zu sagen ist, und von Lesarten jene, die eigenen Wert haben. Nach dem Inhalt dieser zwei ersten Bände darf man die Ausgabe auch den Nichtfachleuten empfehlen. Die Gedichte enthalten des dauernd Wertvollen viel, die Komödie „Der Hofmeister“ bleibt eines der bedeutsamsten Werke der frühen deutschen Dramatik; im zweiten Bande ergötzen die Übersetzungen nach den Komödien des Plautus auch den heutigen Leser. —Neben dieser großen Ausgabe sind im Verlag Fritz Eckardt in Leipzig erschienen: „Ausgewählte Gedichte“, herausgegeben von Erich Osterheld. Dem Bande ist eine ausgiebige Würdigung des Dichters Lenz vorausgeschickt. Das Buch kostet gut kartonniert 3 M und bringt das Beste der Lyrik unseres Dichters in einer Auswahl, die das den heutigen Leser Störende oder Langweilende fernhält. Weniger kann ich mich mit der Einleitung

befreunden. Abgesehen davon, daß sie nicht immer klar ist, vor allem nicht im ersten Abschnitte, halte ich dieses Zuspitzen gegen Goethe für völlig überflüssig. Es ist auch der Erneuerung des Andenkens von Lenz keineswegs damit gedient, wenn man ihn nun zu hoch hinaufschrauben will. Mögen einzelne Stücke es begreiflich erscheinen lassen, daß die Zeitgenossen sie vielfach Goethe zuschreiben konnten, so ist doch, wenn man das Lebenswerk von Lenz neben das des jungen Goethe bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar stellt, ein ganz ungeheurer Abstand, der es verbietet, Lenz selbst seiner Anlage nach auf eine so hohe Stufe zu stellen, wie es Osterheld tut, ganz abgesehen davon, daß es letzterdings weniger auf die Anlage ankommt als auf die Entwicklung. Hinsichtlich dieser ist es aber nun immer sehr leicht, für Männer der Vergangenheit Vorwürfe daraus herzuleiten, wenn sie Zeitgenossen nicht genügend unterstützt haben. In der Regel versagen diese Neunmalklugen ihren eigenen Zeitgenossen gegenüber fortwährend. Denn es ist ein anderes, rückschauend zu erkennen: „Da sind manche wertvollen Keime zugrunde gegangen, weil sie nicht die genügende Förderung erfahren haben", denn als Zeitgenosse sich zu sagen: „Ich muß den und den Künstler mit allen Kräften unterstützen, weil sonst die in ihm vorhandenen Anlagen nicht zur Entwicklung kommen." Erst recht, wenn einer selber noch in jungen Entwicklungsjahren steht. Osterheld führt einige Zeugnisse an, die gegen den Menschen Goethe in jener ersten Weimarer Zeit sprechen. Es wäre ein leichtes, die doppelte und dreifache Zahl von Zeugnissen aus derselben Zeit zusammenzubringen, die diesen Menschen über alles erheben.

Wir können dem Schicksal nicht dankbar genug sein dafür, daß es Goethe zu allen seinen anderen Fähigkeiten auch die verliehen hatte, sich abzuschließen und sich störende Einflüsse fernzuhalten; ja zur gegebenen Zeit sich auch jene Menschen abzuschütteln, die ihn sich verpflichtet wähnen konnten; denn ohne diese Fähigkeiten hätten wir eben unseren Goethe nicht. Seine beispiellose Fähigkeit, von allen Seiten her aufzunehmen, konnte nur dadurch wirklich fruchtbar werden, daß er in dem Augenblick sich gegenüber diesen Fremden abschloß, wo sie ihm nichts mehr geben konnten, daß er dann sich in sich selber zurückzog, um alles seiner Art nach zu verarbeiten. Diese Tatsache erkennt man deutlich, wenn man das Werden des jungen Goethe verfolgt. Und so ist es, trotzdem heute ja die meisten Goethe-Ausgaben für diese Zeit viel ausgiebiger sind, als die früheren, sehr zu begrüßen, daß die vor einem Menschenalter (1875) von Salomon Hirzel und Michael Bernays besorgte Sammlung sämtlicher Schriften des jungen Goethe jetzt in einer neuen Ausgabe dargeboten wird. Sie erscheint unter dem Titel „Der junge Goethe" in sechs Bänden im Insel-Verlag in Leipzig (jeder Band geh. ℳ 4,50, geb. 6 bzw. 7,50 ℳ) und ist herausgegeben von Max Morris, der in einer gedrängten Einleitung uns das Werden und Wachsen des jungen Goethe eindringlich vorführt. Diese Ausgabe vereinigt alle irgendwie übermittelten Leistungen und Betätigungen des jungen Goethe. Außer den eigentlichen Schriften bringt sie die Briefe, Tagebücher, öffentlichen Erklärungen und Anzeigen, Buchwidmungen, dann auch die Radierungen und Zeichnungen und die Gespräche. Also alles, was von der geistigen und künstlerischen Betätigung des jungen Goethe bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar überhaupt erreichbar ist, wird hier zu einem Gesamtbilde zusammengefügt. Es ist zu begrüßen, daß der ganze kritische Apparat in einem Schlußbande gesammelt ist, daß man also Goethe ohne Zutaten und Unterbrechungen genießen kann. Ich empfinde gerade diesen Werdegang des jungen Goethe als ein für den Beobachter wunderbar genußreiches Schauspiel und wünsche deshalb dieser Ausgabe einen Platz neben jeder auch noch so umfangreichen Gesamtausgabe seiner Werke.

Eine solche neue Gesamtausgabe im größten Stil bringt der Verlag Georg Müller in München unter der Bezeichnung „Propyläen-Ausgabe". Ich schiebe hier die Beurteilung dieser Neuausgabe ein, die Herr Professor Eduard Engel für uns geschrieben hat.

Brauchen wir noch eine? Der Verleger der neuen großen Goethe-Ausgabe, die soeben bei Georg Müller in München erscheint, und seine Mitarbeiter waren von der Not-

wendigkeit überzeugt, denn ohne diese Überzeugung wagt man sich nicht an ein so gewaltiges, kostspieliges Unternehmen wie diese Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken. Auf die Ausstattung lasse ich mich nicht tiefer ein, da ich in diesem Punkte von der herrschenden Strömung durchaus abweiche. Ich mache mir weder aus Buchschmuck, noch prächtigen Einbänden, noch Büttenpapier, noch altertümelnder Schrift das geringste. Ein gutes Buch, nun gar eins von Goethe, lese ich auf anständigem Papier ohne den geringsten Schmuck, in schlichtem Einband, in klarer Schrift mit mehr Vergnügen als in irgendeiner pomphaften Ausgabe. Der Propyläen-Goethe ist zu meiner Freude kein Prunkbuch, sondern eben nur ein schönes, stattliches Werk mit gutem, nicht zu schwerem Papier, mit deutlicher Schrift, in einfachem, gutem Einband, so recht ein Bibliotheksbuch für solche Menschen, die die Bücher aus dem Schranke holen, sie nicht bloß zum Zierat darin stehen lassen. Den Hauptwert dieser Ausgabe, ja ihre Daseinsberechtigung erblicke ich in der Erfüllung eines Wunsches, den ich seit einem Menschenalter gehegt und in meinem Goethe-Buch nachdrücklich ausgesprochen habe: in der Anordnung von Goethes Werken nach der zeitlichen Entstehungsfolge. Man sollte es kaum für möglich halten, daß bisher kein einziger Herausgeber von Goethes Werken auf den Gedanken gekommen ist, uns durch diese Art der Anordnung ein unmittelbares Bild von Goethes geistiger Entwicklung zu schaffen. Mit einer an sich achtungswerten, wissenschaftlich nicht zu rechtfertigenden Ehrerbietung vor Goethes ganz besonderen Anschauungen über die Ordnung seiner gesammelten Werke hat man selbst für seine Gedichte eine Reihenfolge beibehalten, die von Goethes Standpunkt begreiflich, für das Verständnis seiner Entwicklung als Dichter so hinderlich wie nur möglich war. Dazu kommt, daß schon bei Lebzeiten Goethes der Wunsch seiner Verehrer nach einer über seine Entwicklung Aufschluß gebenden Reihenfolge seiner Werke laut geworden war, und daß Goethe nur aus einem Mißverständnis diesem Wunsche widersprach. Er glaubte, man wünsche eine Ordnung genau nach dem Tage der Niederschriften, also in der Weise, daß etwa in buntester Reihe durcheinander auf ein Gedicht ein Drama, auf dieses wieder ein Gedicht, alsdann ein Roman, eine Abhandlung, abermals ein paar Gedichte folgten usw. Nachweislich nur durch dieses Mißverständnis des Meisters über die wahren Wünsche seiner besten Leser ist die irreführende Anordnung aller bisherigen Ausgaben verschuldet worden. Professor Otto Pniower war der erste, der wenigstens für die Gedichte die zeitliche Anordnung gelten lassen wollte: in seiner Pantheon-Ausgabe von Goethes Gedichten, einer verdienstlichen Arbeit, die nur an der Zaghaftigkeit litt, mit der Pniower allzu viele Gruppen von Gedichten stehen ließ und nur innerhalb jeder Gruppe die Entstehungsfolge beachtete. In der Propyläen-Ausgabe der sämtlichen Werke ist endlich der Versuch gemacht worden, streng nach der Zeitfolge zu gehen, nun aber gleich mit einiger Übertreibung dieses richtigen Grundsatzes. Ich meine, man sollte die Gedichte für sich, die Abhandlungen für sich, die Dramen, die Romane gleichfalls für sich stehen lassen, und nur innerhalb dieser großen Gattungsgruppen sich nach der Entstehungszeit richten. Indessen auch mit ihrer strengen Zeitfolge ist die Propyläen-Ausgabe ein schönes, der Unterstützung jedes Goethe-Verehrers höchst würdiges Unternehmen.

Aus der großen Zahl der weiteren Goetheveröffentlichungen nenne ich in diesem Zusammenhange noch die „Faust-Ausgabe“, die der Insel-Verlag innerhalb seiner Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe bringt. Der Band gibt außer den beiden Teilen des Gedichtes den „Urfaust“, die Paralipomena und Parerga, und umfaßt insgesamt 570 Seiten, die dank dem Dünndruckpapier zu einem gebunden wenig mehr als einen Zentimeter dicken und noch nicht zweihundert Gramm schweren Bande zusammengepreßt sind (Leinwd. 4 M, Led. 5 M). Auf diese Weise ist es einem wirklich möglich, dieses Lebensgedicht als steten Begleiter bei sich zu haben.

Von der schönen, auf sechs Bände bearbeiteten Ausgabe der „Sämtlichen Werke und Briefe Heinrich von Kleists“, die im Insel-Verlag Wilhelm Herzog besorgt

hat (geh. jeder Band 4,50 ℳ, geb. 6 ℳ), sind seit der ersten Empfehlung im Vorjahre drei weitere Bände erschienen, die dieselbe Sorgfalt des Druckes und die gleiche feinsinnige Behandlung der bei Kleist ja außerordentlich wichtigen Lesarten bekunden. Wir erhalten hier nicht nur die äußerlich schönste, sondern auch die beste Kleist-Ausgabe.

Kleist führt uns hinüber zu den eigentlichen Romantikern, deren philosophischer Herold Fichte für sein volkstümlichstes Werk „Reden an die deutsche Nation" eine schöne Ausgabe in den Zweimarkbänden des Inselverlages gefunden hat. Die Einleitung von Rudolf Eucken ist in ihrer klaren Sachlichkeit und bedeutsamen Weitsichtigkeit dazu angetan, den dauernden Wert dieser Kundgebung eines echt männlichen Geistes jedem Leser fühlbar zu machen. Gerade die Romantiker sind durch lange Zeit von den Verlegern schwer vernachlässigt worden, und es harren hier mehrere bedeutsame Aufgaben ihrer Lösung. Freilich sind auch die Schwierigkeiten nicht gering. Die Werke fast aller Romantiker sind ursprünglich sehr schlecht herausgegeben worden, und bis jetzt hat eigentlich nur Novalis durch die bei Diederichs erschienene vierbändige Ausgabe und E. T. A. Hoffmann dank der Hingabe Eduard Griesebachs (im Verlag von Max Hesse) die ihnen gebührende Erscheinungsform im Buche gefunden. Es werden also doch wohl zunächst die großen kritischen Gesamtausgaben erscheinen müssen, bevor jene größeren Auswahlen erscheinen können, die für den gebildeten Bücherfreund vor allem in Betracht kommen. Was bis jetzt von Romantikerausgaben in den volkstümlichen Klassikerbibliotheken geboten wurde, war durchweg zu wenig. Bei einer in jeder ihrer Äußerungen so fesselnden Erscheinung, wie der viel verkannte und arg verlästerte Klemens Brentano es ist, wird allerdings auch eine große Gesamtausgabe dem Literaturfreund kaum eine Enttäuschung oder auch nur gleichgültigere Gabe bringen, und er wird sich um so eher an eine solche Gesamtausgabe halten können, als diese nur langsam, vielleicht allzu langsam, vorwärts schreitet. Auch sie erscheint im Verlage von Georg Müller in München, womit die gediegene, geschmackvolle Behandlung alles Äußeren und die wissenschaftlich-sorgfältige des Inhalts gewährleistet sind. Dafür bürgen allerdings auch noch die Namen der Herausgeber. Denn es haben sich um Karl Schüddekopf eine Reihe unserer besten Literarhistoriker gesammelt. Die Ausgabe selbst ist auf nicht weniger als achtzehn Bände berechnet, deren jeder geh. 6 ℳ, geb. ℳ 8,50 kostet. Bis jetzt liegt mir nur ein Band vor, der fünfte der Ausgabe, der einen Neudruck des „verwilderten" Romans „Godwi" bringt, damit allerdings eine der charakteristischsten und trotz aller Verwilderung schönsten Offenbarungen des romantischen Geistes. Wir werden im Türmer vom Fortschreiten dieser Ausgabe jeweils Bericht geben.

E. T. A. Hoffmann, der von allen Romantikern immer die treueste Lesergemeinde besaß, erscheint schon wieder in einer neuen Ausgabe im Bibliographischen Institut. Es ist eine auf vier Bände erstreckte Auswahl (geb. 8 ℳ), für deren Herausgeberschaft Viktor Schweizer zeichnet, wobei aber vor allen Dingen die Kreislerschriften von anderer Seite (Dr. Paul Zaunert) betreut wurden. Die Ausgabe umfaßt die besten Märchen, Novellen und Erzählungen, die Elixire des Teufels, Kreisleriana und den Kater Murr. Von den musikalisch-wissenschaftlichen Arbeiten Hoffmanns im engeren Sinne ist leider gar nichts aufgenommen. Die Einleitungen reichen zu, die Biographie ist wohl etwas dürftig. Als eine Seltsamkeit ist mir aufgefallen, daß das Leben in Warschau als „außereuropäisch" bezeichnet wird.

Ein wenig bekanntes Werk der Romantik, dessen Verfasserschaft überdies bislang geheimnisvoll war, wird jetzt als schöner Neudruck des Inselverlages geboten: „Die Nachtwachen des Bonaventura" (geh. 4 ℳ). Die Mischung von Phantasie und Phantastik, Humor, Tiefsinn und grausigem Aufputz mit Selbstironie machen diese Erlebnisse eines Nachtwächters zu einer „echt romantischen" Offenbarung. Bisher wurde meistens Schelling für den Verfasser gehalten, jetzt hat der Herausgeber dieses Neudrucks, Franz Schultz, den in der Tretmühle der Journalistik zermürbten, genial veranlagten Friedr. Gottl. Wetzel als Dichter nachgewiesen.

Den Romantiker, der sich von Anfang an einer immer gleich bleibenden Liebe beim deutschen Volke erfreute, Joseph Frhr. v. Eichendorff, finden wir in seinen besten Gedichten und Erzählungen in den „Büchern der Rose" unter dem Titel „Von Wald und Feld". Trotzdem dem viereinhalbhundert Seiten starken Bande noch 24 Bilder M. v. Schwinds beigegeben sind, kostet er nur ℳ 1,80. — In der gleichen, bei Wilhelm Langewiesche-Brandt in München erscheinenden Sammlung ist auch ein Band „Die Droste" erschienen. Briefe, Gedichte und von den Erzählungen „Die Judenbuche" sind hier durch Hans Amelungk in guter Auswahl zusammengestellt, so daß das Buch auch den herrlichen Menschen — ein solcher war unsere größte Dichterin — dem Volke nahebringen kann.

Einen schönen Neudruck der „Märchen Eduard Mörikes", die kostbare Geschichte vom Hutzelmännchen an der Spitze, bringt der Insel-Verlag (geh. 3 ℳ, geb. 4 ℳ), der in seinen schmucken Zweimarkbänden auch Otto Ludwigs „Heiterethei" aufgenommen hat, dieses Meisterstück einer gleichzeitig kunstvollen und echt volkstümlichen Erzählungsweise.

Es ist von hier ein weiter Schritt hinüber zu Heinrich Laube, und von der Darbietung eines einzelnen Meisterwerkes aus weit zu einer sehr umfassenden, auf nicht weniger als 50 Bände angelegten Ausgabe der Werke eines Mannes, dessen Schaffen in beträchtlichem Umfange im „Dienste der Zeit" gestanden hat, für die Zeit bestimmt, dafür aber auch in hohem Maße von Zeitstimmungen und Zeitwerten abhängig. Der Verlag Max Hesse in Leipzig hat das ja auch wohl erkannt und hat zunächst eine Ausgabe von Heinrich Laubes „ausgewählten" Werken auf den Markt gebracht (10 Bände in 5 Leinenbänden zu 10 ℳ). Ich möchte trotzdem allen jenen, die zu ausgiebigerer Lektüre Zeit haben, anraten, sich die große Ausgabe „Heinrich Laubes Gesammelte Werke in 50 Bänden" (geb. in 20 Leinenbände 60 ℳ) anzuschaffen. 28 dieser 50 Bände sind gefüllt mit Unterhaltungsschriften, Romanen, Novellen und den Erzählungen der Spätzeit. Unter diesen ist keine, die nicht dem Durchschnittslesefutter, das unsere gebildeten Kreise zu sich nehmen, überlegen ist durch den Geist des Verfassers. Seine größeren Erzählungswerke, „Das junge Europa" voran, sind Zeitdokumente allerersten Ranges, von einer merkwürdigen Mischung subjektiv-leidenschaftlicher Anteilnahme mit kritischer Fähigkeit, die Gesamtzustände zu überblicken und auf ihre Dauerwerte einzuschätzen. Dann aber ist in neun Bänden enthalten: „Der deutsche Krieg", trotz allem vielleicht der bedeutendste historische Roman unserer gesamten Literatur, ein Zeitbild des Dreißigjährigen Krieges von packender Großartigkeit und echter Volkstümlichkeit. Nach meiner Überzeugung würde eine Bearbeitung dieses riesigen Werkes ein richtiges Volksbuch der breitesten Masse abgeben können. Eine Reihe von Bänden werden gefüllt von den Dramen, deren literarische Stellung fest begründet ist. Noch heute von höchstem Werte sind dann gerade jene dramaturgischen Schriften halb journalistischer Art, wie „die Briefe über das deutsche Theater, das Burgtheater, das norddeutsche und das Wiener Theater". Würdig schließen sich die „französischen Lustschlösser" und die Aufsatzreihe „Paris" an. Die „Erinnerungen" eines so mitten im bewegtesten Leben stehenden Mannes gehören naturgemäß zu den reichsten Büchern dieser Art. So birgt also der Besitz dieser von dem Spezialisten der jungdeutschen Literaturepoche Heinrich Hubert Houben aufs beste besorgten Ausgabe eine reiche Fülle von Genuß und Belehrung. Laubes Werke erfreuen sich noch auf Jahre hinaus des gesetzlichen Urheberschutzes. Um so dankenswerter ist es, daß sie schon jetzt weitesten Kreisen so leicht zugänglich gemacht worden sind.

Der Verlag von Max Hesse in Leipzig hat übrigens schon wiederholt in dieser dankenswerten Weise kühne Vorstöße gemacht, das Gebiet der Klassikerbibliothek durch die Aufnahme „noch nicht freier" Schriftsteller zu erweitern. Auch in diesem Jahre ist es ihm gelungen, für einen erst kurz verstorbenen Dichter eine Gesamtausgabe seiner Werke zustande zu bringen, deren Preis jedermann erschwinglich ist, die andererseits hinsichtlich der Sorgfalt in der Behandlung des Textes und der literarhistorischen Einführung in die einzelnen Werke den höch-

sten Ansprüchen genügt. Ich meine Ferdinand von Saars „Sämtliche Werke“ in 12 Bänden, die im Auftrage des Wiener Zweigvereins der deutschen Schillerstiftung von Anton Bettelheim und Jakob Minor herausgegeben worden ist (geb. in 4 Leinenbände für 10 ℳ). Der erste Band wird ganz von der Biographie Bettelheims angefüllt. Eine Fülle brieflichen Materials und persönlicher Mitteilungen sind hier verarbeitet worden. Die Gedichte zeigen Saar als einen echt modern empfindenden Menschen, dem aber das eine Gesetz unverrückbar war, daß die Dichtung nach höchster Schönheit des Ausdrucks und der Form zu streben habe. Weniger geben mir persönlich die epischen Dichtungen und die Dramen. Dann folgen aber in 6 Bänden Saars Novellen. Diese 32 Erzählungen gehören durchweg in die vorderste Reihe der gesamten Erzählungsliteratur. Bedeutsam als Kultur- und Sittenbilder aus dem österreichischen Leben von 1850 bis auf die Gegenwart, tragen sie ihren höchsten Wert in den von keiner Zeit abhängigen künstlerischen Kräften eines tiefen Eindringens in die verschiedenartigsten seelischen Probleme, in der leidenschaftlichen Durchdringung jedes dieser Stoffe und einer hingebungsvollen Liebe in der Ausarbeitung. Ein Edelmensch und ein großer Künstler, — in dieses Werturteil drängen sich die Empfindungen zusammen, die in uns durch das Gesamtschaffen des zu seinen Lebzeiten nur von engen Kreisen gewürdigten Dichters ausgelöst werden. In den Literaturnachweisen vermisse ich mit großem Erstaunen die Literaturgeschichte von Bartels und eine als Aufsatz erschienene bedeutsame Würdigung des Dichters aus der Feder des gleichen Literarhistorikers. Es ist doch seltsam, wie schwer sich gewisse akademische Kreise dazu entschließen können, diesem ihnen vielfach recht unbequemen Literarhistoriker den Platz einzuräumen, der ihm schon wegen der selbständigen Eigenart seines Urteils gebührt. Andererseits vertritt er doch die Auffassung von keineswegs kleinen Kreisen der deutschen Leserschaft, deren judengegnerischer Standpunkt zum mindesten als charakteristische Strömung unseres heutigen Geisteslebens beachtet werden müßte.

Es war darum sicher kein kleines Stück feiner weiblicher Diplomatie, daß es Antonie Grosse gelang, für eine Ausgabe der „Ausgewählten Werke“ ihres Vaters Julius Grosse (3 Bde., Berlin, Alexander Duncker) neben Adolf Bartels Leute wie Franz Muncker, J. Ettlinger und H. von Gumppenberg zu Herausgebern zu gewinnen. Aber die Liebe der Tochter und das tapfere Gefühl, einem Vielverkannten auch im Bücherschranke die Stellung zu verschaffen, die ihm gebührt, hat ihr zu einem Erfolge verholfen, für den jeder Literaturfreund Dank schuldig ist. Es wäre freilich für die Sache vielleicht besser gewesen, wenn Bartels auch die Einleitung zu den verschiedenen Unterabteilungen übernommen hätte, da er außer der genauen Kenntnis des Schaffens des Dichters auch die Liebe mitbrachte, die er ja schon vor einem Jahrzehnt durch sein lebhaftes Eintreten für den allzu rasch beiseite Geschobenen bekundet hat. Jetzt hat er hier die Biographie des Dichters gegeben und die Einleitung zu seinen Gedichten, während Muncker die erzählenden Dichtungen, Gumppenberg die Dramen und Ettlinger die Prosa einführt. Ich beabsichtige, später im Türmer auf das Schaffen Grosses eingehender zurückzukommen, und begnüge mich deshalb hier mit dem Hinweise auf diese dreibändige Auswahl. Ich glaube, man wird später bei genauerer Kenntnis Grosse wenigstens als ebenbürtige Erscheinung neben Geibel, Heyse und Lingg aus dem Münchener Dichterkreise einschätzen. Er ist sogar unstreitig vielseitiger, als jeder von den Genannten, und besitzt das Beste eines jeden von ihnen; teilt mit Geibel das schöne Pathos des echter Begeisterung entspringenden Verses; mit Heyse die Gewandtheit der novellistischen Form und eine leichte satirische Einstimmung gegenüber den Zeitverhältnissen; mit Lingg das kräftige Erfassen vergangener Zeiten und düsterer Probleme. Grosse gehört zu jenen ziemlich zahlreichen deutschen Dichtern, die, weil sie sich nicht eng einer Gruppe anschlossen, niemals mit dieser ganz in die Höhe kamen, dafür aber nachher von den Gegnern gleichzeitig, ohne erst recht gekannt zu sein, beiseite geschoben wurden. Es steht zu hoffen, daß diese Auswahl eine gerechte Würdigung der auch als Mensch außerordentlich sympathischen Erscheinung anbahnen wird.

Mit besonderer Freude verzeichne ich dann zum Schluß das Erscheinen von Ernst Zahns „Gesammelten Werken" (erste Serie 10 Bde. geb. 25 M, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Es ist über die meisten Bücher Zahns jeweils im Türmer berichtet worden; das bedeutet in diesem Fall, daß sie immer warm empfohlen wurden. Zahn ist eine der gesundesten Erscheinungen in unserer gesamten Literatur. Doch auch einmal ein rechter Mann, der immer zuerst Mann und dann Künstler ist. Daß das dem Künstler nichts zu schaden braucht, bezeugt eine Erscheinung wie Schiller. In Zahns Wesen steckt eine Erziehernatur. Er ist Volksmann und Staatsbürger. Im Grunde seines Wesens lebt ein herzerquickender Optimismus: der Glaube an den Sieg der Tüchtigkeit in der Menschennatur, der Glaube an das Vorhandensein dieser Tüchtigkeit selbst. Droben in seinem Göschenen, wo die Eilzüge aus Nord und Süd das internationale Gemengsel eines vom Zeitstrome eilig dahingerissenen Allerweltspublikums durchführen, genießt er gleichzeitig den steten Anblick einer urgewaltigen, von allem Getue unberührten Natur. Und er, der selber trotz aller schriftstellerischen Erfolge das Gewerbe seiner Väter nicht aufgegeben hat, hat auch erkannt, daß die Umwandlung der gesamten äußeren Lebensbedingungen, die dieses Volk durchmachen muß, zwar vorübergehende Wirrungen anrichten, aber die gesunde Anlage nicht zerstören kann; daß diese vielmehr sich unter den neuen Verhältnissen genau so gut wird betätigen können wie in den alten, wenn auch auf andere Art. Ich liebe Vergleiche nicht, aber man möchte doch auch in der Geschichte der verschiedenen Künste von einer Art von Verjüngung reden, so daß immer wieder Gestalten erscheinen, die für eine andere Zeit ein Gleiches bedeuten, was früher bereits bedeutsam erfühlt worden ist. Und in dem Sinne denke ich bei Zahn immer gern an Jeremias Gotthelf. Er ist geschliffener, beweglicher und viel weniger Tendenzmann, als der treffliche Pfarrherr, auch weniger Prediger. Aber vor allem ist er in gleicher Weise echter Volksmann und kerndeutsch. Man kann dem deutschen Hause kaum einen besseren Bestandteil für eine gediegene Unterhaltungsbücherei wünschen, als seine Werke. So ist es sehr erfreulich, daß sich die Deutsche Verlags-Anstalt entschlossen hat, die Werke bis zu „Lukas Hochstraßers Haus" in schönen, billigen Bänden als Gesamtausgabe darzubieten. Vielleicht gelingt es, später von den früheren Arbeiten noch den prachtvollen „Albin Indergand" (bei Huber in Frauenfeld erschienen) hinzuzubekommen. Für die seither erschienenen zwei Bücher „Die da kommen und gehen" und „Einsamkeit" und die hoffentlich uns von dem unermüdlich fleißigen Mann noch bevorstehenden Gaben wird sich ja später leicht der Anschluß an diese erste Sammlung finden.

2. Anthologien

An die Spitze stelle ich eine Sammlung, über die ich mich sehr gefreut habe, und der ich weiteste Verbreitung wünsche. „Älteste deutsche Dichtungen", übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen (Leipzig, Insel-Verlag, geh. 5 M, geb. 6 bzw. 10 M). Es sind hier die kleineren aus den ältesten deutschen Dichtungen dargeboten. Heliand und Otfried und einige andere größere geistliche Dichtungen sind ganz ausgelassen, dafür bringt die Sammlung manches außerhalb der Fachkreise wenig Bekannte und in den populären Literaturgeschichten auch weniger Besprochene. An das Hildebrandslied, mit dem die Sammlung eröffnet wird, schließen sich aus dem Altnordischen die wenige Zeilen umfassenden Worte des sterbenden Hildebrand, die wie Granitblöcke dastehen. Das mildere jüngere Hildebrandslied schließt diesen Kreis ab. Dann folgen die Merseburger Zaubersprüche, sieben jener gemütsinnigen „Segen", die das junge Christentum gern vom altheidnischen Gebrauch übernahm. Ein paar ganz kleine Stücke: die toll übertreibenden Verse vom Eber, der als köstliche Impression vorüberhuschende Zweizeiler von Hirsch und Hinde, ein Kampfreim, ein Spottvers führen zur normannischen Runenreihe. Das Traugemundslied belebt uns die Rätselszene aus Wagners „Siegfried". Es folgt der christliche Helden-

sang vom Ludwigslied, dann einige gewaltige Weltanschauungsstücke: das Wessobrunner Gebet, „Himmel und Hölle“ und „Gedenken des Todes“. Hier hätte doch das „Muspilli“ auch noch unterkommen müssen. Dann folgen drei der herrlichsten Mariendichtungen. Das wuchtige Ezzolied beschließt mit vollen Klängen die Sammlung. Es ist bei aller Kürze dieser Dichtungen in ihnen in monumentaler Gedrängtheit eine ungeheure Lebenskraft enthalten und ein gewaltiger Lebensinhalt beschlossen. Urältestes Heidentum und tief eindringendes Christentum stehen eng beisammen. Humor und Ernst, Sinnigkeit und Wucht blühen nebeneinander. Diese Stücke müßten jedem Deutschen geläufig sein und lieb wie der Urväter kostbarster Hausrat. Die Ausgabe ist so angeordnet, daß auf der einen Seite der alte Text steht, gegenüber eine möglichst genaue, bis in die Bildung der Worte treue Übertragung. Die Ausstattung ist sehr schön In der Druckschrift stört mich nur das l, das so weit oben hinübergebogen ist, daß es, sobald es mit einem d zusammentrifft, einen störenden breiten Abstand bedingt. Es gehört zu den Schönheitsgesetzen der Druckschrift, so gut zu sein, daß sie niemals die Aufmerksamkeit auf sich selber lenkt.

Eine hübsche Anthologie des deutschen Volks- und Kirchenliedes bietet der Verlag von Wilhelm Weicher in Berlin, als ersten Band einer von Richard M. Meyer herausgegebenen Sammlung „Die Meisterstücke der deutschen Lyrik“. Das handliche Büchlein kostet nur 75 ₰. — Noch zwei weitere lyrische Anthologien liegen mir vor. Julius Bertl hat unter dem Titel „Lachende Lieder seit Anno 1800“ eine Sammlung humoristischer Stücke zusammengestellt, die in den Abschnitten „Lebenslust“, „Von Kindern“, „Liebe“, „Schnurren und Schwänke“, „Allerlei Getier“, „Komische Käuze“, „Soldatenleben“, „Lustige Zechkumpanei“, „Satire“ usw. eine Fülle heiteren Stoffes zusammenträgt. Gerade zum Vorlesen im Kreise von Freunden wird man hier immer reiche Ausbeute finden. Das Buch kostet gebunden nur ℳ 1,80 und ist bei R. Voigtländer in Leipzig erschienen. — Schon durch den Titel zum Hilfsmittel beim Vorlesen bestimmt ist das „Deklamatorium für Haus und Welt“ von Demetrius Schrutz. (Leipzig, Max Hesse, 2 ℳ). Auch dieser Band bietet eine große Sammlung von Dichtungen heiteren Inhalts, die als zweite Abteilung hinter denen ernsten Inhalts stehen. Es wird sich über eine Auswahl von Lyrik niemals Einheit erzielen lassen, denn selbstverständlich vermißt jeder Kenner manches ihm liebe Stück, wofür er aufgenommene gern hingeben würde. Aber auch dieser Ausgabe wird man das Zeugnis nicht versagen können, daß sie mit ziemlicher Kenntnis der einschlägigen Literatur zusammengestellt ist. Allerdings dürften in einem solchen Buche Namen wie Lienhard, Leixner, Knodt, Schüler und andere nicht fehlen.

Eine umfangreichere Prosa-Anthologie beginnt in der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. Br. unter dem Titel „Wertvolle Novellen und Erzählungen“ zu erscheinen. Herausgeber ist Dr. Otto Hellinghaus, der die im gleichen Verlage erschienene, auch von uns empfohlene „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus“ herausgegeben hat. Die neue Sammlung, bei der jeder Band gebunden ℳ 2,50 kostet, ist eine Ergänzung zu jener ersten und hauptsächlich dazu berufen, größere Stücke erzählender Literatur aufzunehmen und so vor allem der heranwachsenden Jugend, aber auch dem Hause eine ausgezeichnete Unterhaltungslektüre in die Hand zu geben. Die beiden ersten Bände enthalten Novellen von Kleist, Brentano, Stifter, Grillparzer, Hebbel, Fouqué, Mörike, Halm und Kurz. Gediegene Einleitungen und die notwendigen Anmerkungen unterrichten über die Dichter und ihr Schaffen.

An diese noch auf weitere Bände berechnete Sammlung unserer besten älteren Erzählungskunst schließen sich die „Meisternovellen neuerer Erzähler“, die der Verlag von Max Hesse in stattlichen Bänden zu je 3 ℳ herausgibt. Mir liegt als neuester der fünfte Band vor, der nebst einer gut charakterisierenden Einleitung von Richard Wenz gut gewählte Beiträge von Marie von Ebner-Eschenbach, Ilse Frapan, Albert Geiger, Max Geiß-

ler, Rudolf Greinz, Alex. Baron v. Roberts, Benno Rüttenauer, Ludwig Salomon, Karl Söhle, Karl Tanera enthält. — Zwei weitere Sammlungen erzählender Prosa treten als landsmannschaftliche Gaben auf. Beide Bücher sind bei Eugen Salzer in Heilbronn erschienen. „Unterm Firnelicht, Ein Schweizer Novellenbuch" (geh. ℳ 3,20, geb. ℳ 4) bringt von sechzehn auch in Bildnissen vorgeführten Schweizer Dichtern der Gegenwart je eine erzählende Gabe, die nur bei Spitteler und Adolf Frey nicht ein geschlossenes Erzählungsstück ist. Die Einleitung von Anna Fierz gibt eine ausreichende Übersicht und enthält manche gute Beobachtung allgemeiner Art, wie z. B. daß der Salonroman in der Schweiz nicht gepflegt ist, vielleicht weil die Frauen hier sich weniger literarisch betätigen. Die Bedeutung der eingehenderen Beschäftigung mit der romanischen Kulturwelt wird richtig beleuchtet, ebenso das bewußte künstlerische Verhältnis zur Schriftsprache. Eine Bemerkung setze ich wörtlich her: „Der Geist der schweizerischen Dichtung widerspricht einigermaßen dem Materialismus und widersetzt sich der Moderne. Vor der letzteren bewahrt ihn seine Tüchtigkeit; zu dem ersteren fehlt uns der eigentliche Großstadtboden. Zudem, so natürlich es ist, daß Schweizer die deutsche Poesie realistisch gekräftigt haben, so folgerichtig ist es, daß wir, unserer ursprünglichen Nüchternheit und Verschlossenheit entronnen, in der Dichtung etwas Sonntägliches sehen." Es liegt hier ein Grund vor, weshalb man schweizerische Dichtung so recht als Hauslektüre empfehlen kann. Es lebt in ihr die Stimmung des Feiertags oder doch des Feierabends. — Das andere landsmannschaftliche Buch, von dem ich sprechen wollte, führt den Titel „Sieben Schwaben". Diese sieben ziehen aber nicht aus, um zum Gespött zu werden, sondern sind wackere, mit den besten Waffen natürlichen Talentes und guter künstlerischer Schulung ausgestattete Vorkämpfer für die neue starke süddeutsche Geistesbewegung, die in der Literatur der letzten Jahre bedeutsam hervortritt. Ludwig Finckh, Cäsar Flaischlen, Hermann Hesse, Heinrich Lilienfein, Anna Schieber, Wilhelm Schussen, Auguste Supper haben sich zur gemeinsamen Fahrt vereinigt, nachdem jeder von ihnen in eigenen Werken sich bereits als stark genug erwiesen hat, in dem gewaltigen deutschen Büchermeer sich ein Plätzchen an der Sonne des Erfolges zu gewinnen. Theodor Heuß hat dem mit sieben Bildnissen von der Meisterhand Karl Bauers geschmückten Buche eine Einleitung vorausgeschickt. Es tut einem wohl, echt deutsche Art in so lebenskräftiger Bezeugung von der dichtenden Jugend vorgeführt zu erhalten (geh. 2,60 ℳ, geb. 3,50 ℳ).

Als andere landsmannschaftliche Gabe schließt sich ein „Rheinisches Gedichtbuch" an, dessen Herausgeber D. H. Sarnetzki bezeichnenderweise kein Rheinländer ist. Ich sage „bezeichnenderweise", weil ein Rheinländer nicht leicht auf den Gedanken gekommen wäre, daß seine Heimat eine Art Verteidigung wegen ihrer Beteiligung am deutschen Singen notwendig habe. Das Singen verbindet sich unserer Vorstellung so eng mit dem Wein und der Lebenslust am Rheine, das Wort Rheinlande weckt in uns überhaupt ein so starkes Dankgefühl für alte Kultur und eine beträchtliche Lebenskunst, daß wir darüber leicht übersehen, daß nun schon seit langen Jahrzehnten der Anteil der Rheinländer am deutschen Kulturschaffen weder bedeutsam noch charakteristisch, ja auch nicht erfreulich ist. So hat Sarnetzki sein Spiegelbild der zeitgenössischen rheinischen Dichtung, in dem achtzig rheinische Dichter mit charakteristischen Schöpfungen vertreten sind, mit der ausgesprochenen Absicht zusammengestellt, den Nachweis zu führen, daß es Besseres gibt im Rheinlande, als feuchttrunkene, wein- und singfrohe Mägdeleinlieder und eine flache Karnevalspoesie. Diesen Nachweis darf man als gelungen betrachten und die Sammlung als einen wertvollen Beitrag zur zeitgenössischen Literaturgeschichte bezeichnen (Köln, Hoursch & Bechstedt, geh. 4 ℳ, geb. ℳ 5,50). — Äußerlicher ist das Band, das bunte Schriftgaben von einem halben Hundert deutscher Dichter zu einer „Leipziger Anthologie" zusammenschließt (Leipzig, Georg Merseburger, geb. 2 ℳ). Das Büchlein ist eine Festgabe zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Leipzig und bringt Gedichte ehemaliger Leipziger Studenten, die seit 1870 dort studiert haben. Nietzsche eröffnet

die Sammlung, die in Gedichten der zwei jung Verstorbenen Hermann Conradi und Paul Fritsche ihren Schwerpunkt hat, im übrigen meist bekannte Namen aufweist.

Im Gegensatz zu diesem Buche sind die Mitarbeiter der Sammlung, die ich jetzt noch zu besprechen habe, auch dem genauen Kenner unserer Literatur unbekannt und werden es auch bleiben. Dennoch ist die Sammlung ein bedeutendes Denkmal unseres literarisch-geistigen Lebens und darüber hinaus ein tief ergreifendes Dokument unseres heutigen seelischen Lebens. „Arbeiter-Philosophen und -Dichter", herausgegeben von Adolf Levenstein (Berlin, Eberhard Frowein, M 2,50, Band 1: Blech-, Berg-, Metall- und Textilarbeiter, Sticker, Handschuhmacher, Bäcker, Buchdrucker, Weberinnen, Dienstmädchen). Von 23 Männern und Frauen des arbeitenden Standes sind hier literarische Erzeugnisse vereinigt, die sicher im höchsten Goethischen Sinne die Bezeichnung als „Gelegenheitsdichtung" verdienen. Diesen Menschen war die Dichtung ein Mittel, sich freizuschaffen von schwerem Leben und oft qualvollem Erleben. Wir empfangen hier tiefe Einblicke in das Fühlen der Arbeiterklassen, werden erschüttert von der heißen Sehnsucht nach innigem Zusammenhang mit der Natur, sehen den tiefen Haß gegen die heutigen Verhältnisse und das sichere Hoffen auf eine bessere Zukunft, finden auch eine wahrhaft philosophische Abfindung mit des Lebens äußerer Notdurft. Die kurzen biographischen Notizen, die außer dem Geburtsdatum und der Mitteilung, ob verheiratet oder nicht, den durchschnittlichen Wochenverdienst dieser Leute verzeichnen, führen eine beredte Sprache. Das Büchlein ist nicht das, was man gemeinhin als Weihnachtsgeschenk zu empfehlen pflegt, doch sähe ich es gern unter manchem Christbaum, denn es ist dazu geeignet, die Herzen und Sinnen zu öffnen für ein tieferes Verständnis einer ungeheuer zahlreichen Menschenklasse in unserem Volke, die wir verstehen lernen müssen.

An dieser Stelle sind auch zwei neue Bände der „Bücher der Weisheit und Schönheit" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, geb. je M 2,50) zu erwähnen. Eugen Korn hat das Beste aus Goethes Gesprächen zu einer Auswahl vereinigt, für die er die chronologische Ordnung gewählt hat. Es kam dem Herausgeber darauf an, nur Goethe selbst sprechen zu lassen, so daß also weniger der Gesprächscharakter hervortritt, als die Bekräftigung des klugen Wortes, das Goethe als den „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" bezeichnete. Und nicht nur des Geistes der Poesie, sondern des Geistes überhaupt, vor allem der Weisheit und Güte in allen Dingen des Menschlichen. Bei der Allseitigkeit Goethes liegt es auch mit seinem Schaffen so, daß man auf ganz verschiedenen Wegen ihn sich zu eigen machen kann. Das Ziel bleibt allemal dasselbe. So verwahrt sich der Herausgeber selber mit Recht dagegen, daß er mit seiner Auswahl einen Leser vom Genuß der geschlossenen Vorführung etwa der Unterhaltungen Goethes mit Eckermann abhalten wollte. Aber auch wer die Gespräche mit Eckermann gut kennt, wird ihnen in der hier gebotenen Form nicht ungern wieder begegnen. — Ein weiterer Band der „Bücher der Weisheit und Schönheit" bringt in einer von Dr. Georg Pfeffer besorgten Auswahl Rabelais' „Gargantua und Pantagruel". In diesem Fall wird die große Zahl der Leser eine Auswahl geradezu als Erlösung betrachten. Denn wer ist imstande, sich durch Rabelais' Meisterwerke selbst hindurchzuarbeiten? Die Auswahl ist so geschickt getroffen, daß sie doch den inneren Zusammenhang des ursprünglichen Werkes wahrt, und da ihr die vortreffliche Verdeutschung von Gottlieb Regis zugrunde gelegt ist, scheint mir dieses Buch der beste Weg, diesem köstlichen Vertreter des altfranzösischen Geistes nahezukommen.

Persönlichkeiten oder Charakterköpfe durch ihr eigenes Schaffen oder charakteristische Zeugnisse von Zeitgenossen verständlich zu machen oder für die Gegenwart zu kräftigem Leben zu erwecken, ist auch die Absicht der bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Sammlung „Deutsche Charakterköpfe". Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften. Begründet von Wilhelm Capelle. Die vorliegenden Bände, die gebunden je 2 M kosten, enthalten erstens: Die Briefe der Elisabeth

Charlotte, Herzogin von Orleans, uns vertraut und geliebt als Liselotte von der Pfalz. Markus Zucker zeigt unseren Albrecht Dürer in seinen Briefen. Der dritte Band bringt eine Auswahl aus den Briefen und kleineren Schriften Heinrich Pestalozzis. Joachim Nettelbecks Selbstbiographie in einer mit fünfzehn Abbildungen geschmückten Auswahl bringt der vierte Band. Endlich hat in einem Doppelbande Gertrud Bäumer den Kreis von Goethes Freundinnen durch zeitgenössische Berichte und Briefe aller Art beleuchtet.

Mit einem Hinweise muß ich mich begnügen auf die Sammlung „Aus der Gedankenwelt großer Geister“, die bei Robert Lutz in Stuttgart erschienen ist. Diese Bändchen gehören eigentlich zu den Brevieren und bringen unter weitere Sammelbegriffe eingeordnete Aussprüche. Glücklicherweise gingen die Herausgeber dieser Bände nicht darauf aus, lauter kleine Aussprüche aneinanderzureihen, sondern fügen auch längere Stücke ein. Auf diese Weise sind bis jetzt unter anderen Voltaire, Lessing, Pascal, Balzac, Rousseau, Hebbel, Luther erschienen. Jeder Band kostet geheftet ℳ 2,50, gebunden 3 ℳ.

3. Im Zeichen der Weltliteratur

Seit anderthalb Jahrhunderten dauern die Bemühungen, in deutscher Sprache ein Gesamtbild der Weltliteratur zu geben. Bei keinem Volke herrscht eine solche Übersetzungssucht wie bei uns, wo die Gewohnheit, jeden ausländischen Roman sofort in deutscher Sprache zu bringen, sogar eine große soziale Schädigung unseres Schrifttums bedeutet. Allerdings wird auf belletristischem Gebiete so viel übersetzt, weil derartige Arbeiten immer noch billiger kommen als die noch so gering entlohnten Originalromane. Mit der Massenhaftigkeit des Übersetzungsbetriebes hängt die Wertlosigkeit des größten Teiles aller Übersetzungen eng zusammen. Die verhältnismäßig große Leichtigkeit, mit der in unserer Sprache äußere Formen fremdländischer Dichtungsweise wiederzugeben sind, auf der einen Seite, wie andererseits das wenig empfindliche Sprachgefühl der Deutschen tragen die Schuld daran, daß auch bekannte ausländische Schriftsteller, die sehr wohl die Übersetzung verdienen, nicht gut übertragen sind. Wie häufig ist der Fall, daß in der Einleitung zu einem solchen Buche versichert wird, der betreffende Dichter sei ein hervorragender Sprachkünstler; aber die deutsche Sprache, in der er mir vorgesetzt wird, ist eitel Stümperei. Für die Treue im höchsten Sinne, Treue gegen den Geist und gegen die Form, gewährleistet nur ein vollkommenes Sprachvermögen für die fremde Sprache, aus der heraus übersetzt wird, wie für die eigene. Solche reife Früchte der Übersetzungskunst sind selten, und das wirkliche Erträgnis entspricht in keiner Weise der auf diesem Gebiete entwickelten Tätigkeit. Um so erfreulicher ist die Tatsache, daß wir in den letzten Jahren neben der Masse der überflüssigen oder schlechten Übersetzerware jeweils einige Gaben verzeichnen können, durch die längst umworbene Werke der Weltliteratur eine besonders vollkommene Gestalt erhalten haben oder uns überhaupt ganz Neues gewonnen wird. Es ist dabei vielfach die Befolgung eines durchaus berechtigten Grundsatzes zu beobachten. Es versucht nicht mehr jeder Übersetzer, etwas völlig Neues zu bieten; man hat einsehen gelernt, daß der höchste Zweck aller Übersetzertätigkeit darin besteht, ein fremdes Werk uns möglichst zu eigen zu machen, nicht aber darin, persönliche Übersetzerkünste in glänzendes Licht zu rücken. So erhalten wir immer häufiger den Fall, daß die neuen Übersetzer alte Übertragungen ihrem eigenen Schaffen zugrunde legen und nun nur darauf ausgehen, jene Ziele zu verwirklichen, die ihr Vorgänger noch nicht erreicht hat. Auf diese Weise kommen wir zuerst an ein gutes Ende. Denn es ist leicht erklärlich, daß die seltsame Verbindung von mehr verstandesmäßiger Philologenarbeit mit dichterischer Phantasietätigkeit, die die Übersetzung eines dichterischen Werkes erheischt, auf die Dauer nur schwer aufzubringen ist. Es liegt etwas ungemein Lähmendes und Ermüdendes in ausgedehnter Übersetzerarbeit. So heißt es die Kräfte zusammennehmen zur Bewälti-



gung des noch nicht Gewonnenen und sie nicht in einer überflüssigen Wiederholungsarbeit verzetteln.

Auf diese Weise erhalten wir jetzt endlich eine abschließende Shakespeare-Ausgabe, die mit Recht den Titel führt: „Shakespeare in deutscher Sprache“. Ich habe vor einem Jahre über den ersten Band, der die Römerdramen enthielt, berichten können; jetzt liegt der zweite vor (bei Georg Bondi in Berlin zum Subskriptionspreise von 6 ℳ für den gehefteten, ℳ 7,50 für den in Leinen gebundenen Band). Er enthält „Romeo und Julia“ und den „Kaufmann von Venedig“ in der genau nachgeprüften und vielfach verbesserten Übertragung Schlegels, außerdem „Othello“ in einer neuen Verdeutschung von Friedrich Gundolf, dem verdienstvollen Herausgeber des Ganzen. Die sprachliche Geschmeidigkeit derer um Stephan George wird auf diese Weise die schönsten Früchte tragen. Es ist nicht nur die höchste Sinn- und Worttreue hier angestrebt und, wie ein Vergleich zahlloser Einzelstellen mit dem Original ergibt, auch erreicht, sondern darüber hinaus die Treue des Klanges, der inneren Musik der Sprache. Die kritischen Anhänge bezeugen, wie außerordentlich gründlich und hingebungsvoll hier gearbeitet wird. Auch die Ausstattung dieser Shakespeare-Ausgabe ist von hoher Schönheit. Die Bände sind wohl etwas groß im Format, aber dank dem leichten Papier doch gut in der Hand zu halten. Die gewählte Druckschrift ist deutlich, die Umrahmung von Melchior Lechters Meisterhand gibt dem Ganzen etwas Feierliches. So sei die Ausgabe dringend empfohlen. Da die Bände — es sollen ihrer höchstens zwölf werden — nur in längeren Abständen erscheinen, ist ihre Anschaffung auch dem möglich, dem zunächst der Gesamtpreis im Verhältnis zu anderen Ausgaben etwas hoch vorkommen möchte.

Eine ausgezeichnete Übersetzerleistung bietet auch Eduard Sänger in seiner Übertragung der „Sonette Shakespeares“ (Leipzig, Insel-Verlag, geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ). Man kann das Buch als eine Jubiläumsausgabe betrachten, da es genau 300 Jahre her sind, seitdem die Sonette zum erstenmal ohne Vorwissen des Dichters herausgegeben wurden. Es wäre bei der Gelegenheit wohl angebracht gewesen, eine andere als die herkömmliche Anordnung dieser Gedichte zu treffen; sie wäre sicherlich nicht so äußerlich ausgefallen, wenn Shakespeare darauf Einfluß gehabt hätte. Die Übersetzung ist, wie gesagt, meisterhaft, so daß man trotz der schwierigen Form nur ganz selten daran erinnert wird, eine Übertragung in der Hand zu haben. Der Druck ist eine Prachtleistung. — Herzlich willkommen ist eine dritte Gabe aus der englischen Literatur. „Charles Dickens' ausgewählte Werke“ sind von Max Hesses Verlag in Leipzig unter seine Volksausgaben aufgenommen worden (5 Leinenbände 10 ℳ). Richard Zoozmann hat unter Zugrundelegung älterer Übersetzungen den David Copperfield, die Londoner Skizzen, die Pickwickier, den Oliver Twist und Fünf Weihnachtsgeschichten neu übertragen und mit einer ausführlichen literarhistorischen Einleitung über das Leben und Schaffen des Dichters versehen. Wenn ein englischer Erzähler, so verdient es Dickens, in eine deutsche Volksausgabe aufgenommen zu werden. Ist er doch im besten Sinne volkstümlich, echt künstlerisch, lauter in seiner Gesinnung, weitblickend in seinen erzieherischen Absichten, ein scharfer, unbestechlicher Beobachter und immer voll echter Menschengüte.

Auch aus der stammverwandten nordischen Literatur sind mehrere Gaben zu verzeichnen. Von Hans Christian Andersens „Märchen“ sind gleich zwei neue vollständige Ausgaben in je zwei Bänden erschienen, bei denen es mir unmöglich wäre, einer vor der anderen den Vorzug zu geben. Bei einer solchen Gelegenheit freilich bedauert man, daß das gleiche zwiefach vorgelegt wird, und wünscht, es wäre lieber einem anderen dieser Eifer noch zugute gekommen. Die eine Ausgabe stammt vom Insel-Verlag, Leipzig, und es stützt sich hier Mathilde Mann auf die von Andersen selbst besorgte deutsche Ausgabe. Der Preis für die beiden künstlerisch ausgestatteten Bände beträgt 9 ℳ, geb. 12 ℳ. Die andere Ausgabe ist bei Eugen Diederichs in Jena erschienen, der eine ziemlich umfassende Ausgabe der Werke des dänischen Dichters beabsichtigt, in der die Märchen und Geschichten vier Bände füllen (brosch. je 3 ℳ,



geb. 4 bzw. 5 M). Einstweilen liegen in zwei Bänden die „Märchen" vor, wobei Etta Federn unter Zugrundelegung der alten Ausgabe die Neubearbeitung gibt, dabei auch eine große Zahl bisher noch nie übertragener Andersenscher Märchen mitteilt. Hier sind die Märchen chronologisch eingeordnet. — Im gleichen Verlage ist dann auch Andersens „Improvisator" von der gleichen Schriftstellerin neu herausgegeben worden. Ich habe jetzt nach Jahren das Buch mit viel höherem Genuß wieder gelesen, als ich ihn seinerzeit empfunden habe. Wahrscheinlich weil ich jetzt mit ganz anderem Empfinden den Schilderungen des früheren Italiens gefolgt bin, jenes Italiens, nach dem sich gerade die Schwärmer und Poeten aus all der jetzigen Königsherrlichkeit zurücksehnen (geh. 4 M, geb. 5 M). Noch eine dritte Ausgabe der „Märchen" von Andersen ist zu erwähnen und besonders für die Jugend zu empfehlen. Es ist eine vom Charlottenburger Lehrerverein betreute Auswahl. An der Verbesserung der alten Übersetzung hat Johanna Beckmann hervorragenden Anteil, vor allem aber hat sie mit ihrer wundervollen, im Türmer schon oft gewürdigten Silhouettenkunst dem Buch einen prächtigen, dem Geiste dieser Märchen herrlich angepaßten Schmuck verliehen. So sei das stattliche Buch, das gebunden nur 4 M kostet, als Geschenk besonders empfohlen. (Schiller-Buchhdlg. Max Teschner, Charlottenburg.)

Mit herzlicher Freude verweise ich des ferneren auf die im Insel-Verlag, d. h. also in gediegen schöner Ausstattung, neu erschienene Übertragung von Selma Lagerlöfs „Gösta Berling, Erzählungen aus dem alten Wermland" (geh. 5 M, geb. 7 bzw. 9 M). Mathilde Mann hat das Buch ausgezeichnet verdeutscht, so daß man sich ganz ungestört dem Genusse dieses wunderlich reichen, wundersam bunten und wunderbar schönen Buches hingeben kann. Handelt es sich hierbei nur um eine Neuaufmachung eines bereits älteren Besitzes, so wird dieser wirklich vermehrt durch den Gewinn Karl Michael Bellmans für unsere deutsche Literatur. Auch hier ist von einem doppelten Versuche zu berichten. Diesen in Schweden beneidenswert volkstümlichen Dichter trink- und liebesfrohen Lebensgenusses so zu übertragen, daß die Treue gegenüber dem Original mit deutscher Liedhaftigkeit sich verbände, ist natürlich außerordentlich schwierig, und ich wünschte, die Herausgeber wären weitergegangen und hätten, soweit es irgendwie anging, Bellmans Lieder mit den Melodien veröffentlicht. Denn diese bleiben doch das beste Mittel, uns diese echt anakreontische Poesie nahezubringen, zumal ja jetzt auch Lauten- und Gitarrenspiel langsam wieder aufzublühen beginnen. Wer fand nicht sofort die nahe Stellung zu diesem merkwürdigen Zeitgenossen Goethes, wenn er von Sven Scholander Bellmansche Lieder singen hörte? Und wie schwer nur stellt sich eine solche Stimmung gegenüber den gedruckten, des Lebenselementes der Musik beraubten Versen ein! Dabei hat Scholander selber schon öfter die Lieder seines Landsmannes in der Verdeutschung von Hans von Gumppenberg gesungen. Jetzt bietet dieser als Übersetzer fremdländischer Lyrik längst hochgeschätzte Dichter eine größere Auswahl aus Fredmanns — unter diesem Decknamen schrieb Bellman — Episteln und Liedern unter dem Titel „Bellman-Brevier" (München, Albert Langen, geh. 3,50 M, geb. 5 bzw. 7 M). Eine biographische Skizze, Anmerkungen und die oft recht verwickelten rhythmischen Schemata sind beigegeben. Das Buch ist von Alfons Woelfle im Geschmacke der Zeit des Dichters ausgestattet. — Eine vollständige Ausgabe von „Bellmans Episteln" bietet zur selben Zeit Felix Niedner in einem eigenartig ausgestatteten Bande bei Eugen Diederichs in Jena (geh 3 M, geb. 4 M). Hier sind im Anhang einige Melodien beigegeben. Gustav Roethe führt die Ausgabe ein, der Niedner, der sich ja schon als Biograph Bellmans erprobt hat, eine kurze Würdigung des Dichters und erläuternde Anmerkungen beigegeben hat.

Von der nördlichen zur südlichen Halbinsel Europas ist kein so weiter Schritt, wie von der in allen Lebenslagen vergnügten, den Leichtsinn als Panier schwingenden Liederlustigkeit Bellmans zum grübelnden Tiefsinn, zur selbstquälerischen Zermürbung und der in schwerem Kampfe doch immer wieder jede Aufgabe bewältigenden gedrungenen Größe Michelangelos.

Das heißt, man muß ja nach der neuen Mode jetzt Michelagniolo sagen. Nun, das soll uns weiter nicht stören, wenn wir nur sein Schaffen ohne Verkleinerung und Verfälschung erhalten. Dieses berechtigte Verlangen wird nun endlich für „Michelagniolo Buonarottis Dichtungen“ erfüllt, die in formgewandter Übertragung und musterhafter Ausstattung bei Eugen Diederichs in Jena in einer Übertragung von Heinrich Nelson erschienen sind (geh. M 5,50, geb. M 7,50). Nachdem endlich in den letzten Jahren der Urtext dieser Gedichte von all den willkürlichen Veränderungen gereinigt worden ist, denen er vom gut gemeinten Unverstand des Neffen des gewaltigen Meisters unterworfen worden war, ist hiermit endlich auch eine Übertragung erstanden, die den tiefen Geist, die hochedle Gesinnung und auch das ganz bedeutende dichterische Vermögen des gewaltigen Allkünstlers zur Wirkung bringen kann. Es steht zu hoffen, daß in dieser neuen Übertragung Michelangelos Gedichte in viel höherem Maße bei uns bekannt werden, als es bisher der Fall gewesen ist, und so ihr Teil zum tieferen Verständnis dieses Edelmenschen beitragen werden.

Auch zwei andere italienische Lyriker sind uns in guten Übersetzungen zugänglich gemacht. Von Giacomo Leopardis „Gedichten“ bringt Heinrich Mueck zum erstenmal eine vollständige Verdeutschung (Berlin, Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, geh. 4 M, geb. 5 M). An der außerordentlichen Schwierigkeit, die die gleichzeitig schwungvolle und schwerblütige Dichtung dieses Vaters des modernen Pessimismus einer Übertragung entgegenstellt, sind auch sehr geschickte Übersetzer bislang gescheitert. Mueck hat mit der zähen Hingabe des Liebhabers in einer auf viele Jahre verteilten Arbeit eine wirklich treue Übersetzung zustande gebracht. Eine gründliche Einleitung macht uns mit dem Lebensgange des Dichters bekannt, Anmerkungen erläutern die oft nicht geringen Schwierigkeiten. — Dann hat Otto Haendler, dem wir schon eine treffliche Übertragung der Gedichte Carduccis verdanken, nun auch aus Antonio Fogazzaros Lyrik eine größere Auswahl getroffen (München, Georg Müller, 4 M). Der Verfasser hat wohl recht, es mit der geistigen Verwandtschaft Fogazzaros zur deutschen Dichtung zu begründen, daß die Italiener ihm für seine Lyrik dieselbe Stelle nicht einräumen wollen, die sie dem erfolgreichen Erzähler gern gewährt haben. Um so leichter werden wir Deutsche ein nahes Verhältnis zu den von tiefstem Natursinn erfüllten Gedichten finden. Auch die Abteilung „Übertragungen aus der Musik“ übt einen großen Reiz aus. Für diese feinsinnigen Umdichtungen, diese außerordentlich charakteristische Aussprache der durch Musikstücke geweckten Empfindungen dürften sich in der Tat nur wenige gleichwertige Seitenstücke in der Weltliteratur finden lassen.

Vom Neugewinn aus der französischen Literatur ist an erster Stelle zu nennen die auf 14 Bände berechnete deutsche Ausgabe der Romane und Erzählungen Honoré de Balzacs, die unter dem Gesamttitel „Menschliche Komödie“ im Insel-Verlag erscheinen (jeder Band geh. 4 M, geb. 5 bzw. 7 M). Mir liegen bis jetzt sieben Bände vor von verschiedenen Übersetzern, leider nicht gleichwertig. Fast völlig versagt dieser Aufgabe gegenüber Felix Paul Grewe, der gerade einige der bedeutendsten Werke übernommen hat. Balzac selbst ist ja kein Stilkünstler, und Voltaires stolzes Wort: „Ce n'est pas clair, donc ce n'est pas français“ ist bei ihm nicht anwendbar; er ist sehr oft unklar, wenn er die Überfülle seiner Beobachtungen und Gedanken in langen Perioden mit bösen Schachtelsätzen um jeden Preis in seine Bücher hineinstopfen will. Um so vorsichtiger muß der Übersetzer sein. Er darf uns auf keinen Fall ein schwerfälliges Deutsch noch in französischen grammatikalischen Wendungen auftischen. Noch schlimmer aber ist, daß Grewe offenbar eine feinere Kenntnis des Französischen abgeht, so daß er auch ganz allgemein bekannten Gallizismen gegenüber versagt. Es ließen sich Dutzende von Stellen anführen, wo dadurch sogar der Sinn verdorben wird, und zwar in Fällen, wo selbst die Gymnasialkenntnis des Französischen hätte ausreichen müssen. Ich führe nur ein Beispiel an, Band 6, S. 48, wo von Esther gesagt wird: „Weit davon entfernt, die Vollendung der Form und die Frische der Hülle zu beeinträchtigen, hatte ihr seltsames Leben ihr, ich weiß



nicht was, von der Frau verliehen." Der Satz ist ja überhaupt nicht deutsch; derartig in der Konstruktion französisch ist jedoch fast die ganze Übersetzung. Aber hier ist sogar jene tausendfältig angewendete französische Phrase des „je ne sais quoi" mißverstanden. Denn Balzac will natürlich sagen, daß Esther jenes „ich weiß nicht was von der Frau" besaß, also jenes Unbestimmbare. Es ist sehr schade, daß die mit großem Aufwand ins Leben gerufene Übertragung Balzacs teilweise so wenig befriedigen kann.

Gut ist dagegen von René Schickele für die bei J. C. C. Bruns in Minden erscheinende Ausgabe von Gustave Flauberts „Gesammelten Werken" der für den modernen französischen Realismus grundlegende Roman „Madame Bovary" übersetzt worden. Maupassants Essay über Flaubert ist vorangeschickt. Wir können es heute kaum mehr verstehen, daß dieses Werk einst wegen „Unsittlichkeit" vor den Richterstuhl gekommen ist. Wir sind also beträchtlich vorgeschritten; frägt sich nur, ob die Richtung, in der es geschehen, eine gute ist.

Zwei schöne Bücher gelten dem griechischen Altertum. Es läßt sich mancher gewichtige Grund gegen die übertriebene Bewertung der äußeren Aufmachung von Büchern anführen. Aber ich muß doch offen gestehen, seitdem ich Homers „Ilias" in der Ausgabe des Verlages Karl Konegen zu Wien besitze, habe ich, trotzdem es die keinerlei Überraschungen mehr bietende Übertragung von Heinrich Voß ist, schon dutzendmal öfter zu dem lieben Alten gegriffen, als es sonst wohl geschehen wäre. Ein schöner, handlicher Band, in schmiegsames Leder gebunden, deutlicher, großer Druck, ein Buch, das man um des Buches willen schon gern zur Hand nimmt. So bietet sich diese Homer-Ausgabe dar, und siehe da, wenn man Homer sich häufiger zu nur kurzem Genuß vornimmt, im Gehen und Stehen, während einer freien Viertelstunde einmal ein Schock Verse genießt, da offenbart er sich einem erst so recht als ganz unerschöpflicher Hort an Schönheit, Weisheit und herrlichem Menschentum. Willy Pastor hat dem Bande eine Einleitung vorausgeschickt, die manches Schöne enthält, in einigen Schlüssen aber doch wohl etwas weit geht. Das Buch kostet 10 ℳ.

Mit gleichem Nachdruck empfehle ich einen anderen stattlichen Oktavband „Liederdichtung und Spruchweisheit der alten Hellenen" in Übertragungen von Dr. Lorenz Straub (Berlin, W. Spemann, 6 ℳ, geb. ℳ 7,50). Das ist eine groß angelegte, fast 600 Seiten umfassende Anthologie, die aus dem ganzen griechischen Schrifttum schöpft, aus den großen Epikern und Dramatikern die mehr lyrischen Stellen, daneben Epigrammatisches und Gnostisches auswählt; dann das Schönste aus den eigentlichen Lyrikern, ferner aber auch die Chorpoesie, die Lehrdichtung, die Elegien und Idyllen, endlich die Epigramme der Anthologie reichlich heranzieht. Wie in einer großen, über viele Abende sich hinstreckenden Unterhaltung bringt der Übersetzer alles aus Literatur- und Kunstgeschichte Bedeutsame zum Verständnisse bei, und wir erhalten durch die Lektüre des Buches eine lebendige Anschauung von der gesamten griechischen Literatur. Es kommt hinzu, daß dieser Schulmann, dem wir das Buch verdanken, bei aller Treue in der Übertragung einen kecken modernen Zug hat, der ihn in der Wahl der Worte nicht ängstlich sein läßt. So ist ein Werk entstanden, das auch dem nicht humanistisch Gebildeten die klassische Welt näherrücken kann, vor allem also auch unseren Frauen empfohlen sei.

Nur mit zwei Worten — ich werde in einem der nächsten Hefte ausführlich darauf zurückkommen — sei darauf hingewiesen, daß wir von den Sinnsprüchen des persischen Dichters Omar der Zeltmacher eine meisterhafte Übertragung vom deutschen Gesandten in Marokko, Friedrich Rosen, erhalten haben, und daß diese Sammlung echter Weltweisheit auch äußerlich eine Ausstattung gefunden hat, die sie zu einem hübschen Weihnachtsgeschenk geeignet macht (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, ℳ 4,50, in Leder ℳ 7,50).

Den Beschluß mache dann „Die Bibel ausgewählt" aus der Sammlung der Zweimarkbände des Inselverlags. Die Auswahl ist wohl ganz besonders darauf angelegt, die dichterische Schönheit der Bibel zu zeigen, durch Herausschälen der schönsten in sich geschlos-

senen Stücke. Luther sagt einmal: „Die Bibel ist wie ein sehr großer, weiter Wald, darin viele und allerlei Bäume stehen, davon man kann viel und allerlei Obst und Früchte brechen; aber es ist kein Baum in diesem Walde, daran ich nicht geklopft und ein paar Äpfel oder Birnen davon gebrochen und abgeschüttelt habe." Hier haben nun zwei Männer die Äpfel und Birnen zusammengetan, die ihnen als die schönsten und reifsten erschienen. Viele werden ja sein, die dieses Abschütteln und Auflesen des Obstes lieber selber besorgen; andererseits muß man wohl eingestehen, daß man, wenn man das ganze Buch in der Hand hat, doch oft an Waldgestrüpp hängen und im Dickicht so sehr stecken bleibt, daß man nicht recht dazu kommt, die Schönheit und Kostbarkeit der einzelnen Früchte voll zu würdigen. Es mag also nichts schaden, eine solche Auswahl neben dem gesamten Texte, der sich ja doch in jedem Hause befindet, zu besitzen.

4. Briefwechsel und Erinnerungen

Über einzelne der im folgenden genannten Bücher wird bei späteren Gelegenheiten eindringlicher zu sprechen sein. In diesem Zusammenhange ist nur eine kurze Charakteristik der Erscheinungen beabsichtigt, um dem Käufer Anhaltspunkte über Inhalt und Absicht der Veröffentlichungen zu geben. Es ist von vornherein zuzugeben, daß die heute sehr schwunghaft betriebene Veröffentlichung von Briefwechseln aller Art stark den Eindruck der Mode macht. In einzelnen Fällen ist diese Mitteilung von Briefen so rasch betrieben worden, daß man sich einem Gefühl des Unbehagens nicht entziehen kann, zumal wenn dabei auch nicht die leiseste Kritik der Auswahl gewaltet hat. Nur ein Beispiel sei genannt. Den beiden Briefwechseln Otto Erich Hartlebens an seine Frau und an seine Freundin gegenüber dürfte es auch jenen, die den Dichter Otto Erich, wie es so oft geschehen, weit über Gebühr schätzen, schwer fallen, ihm den Ehrenplatz eines bedeutenden Menschen zu behaupten. Man sollte doch bedenken, daß derartige für die breiteste Öffentlichkeit bestimmte Bücher keine Freundschaftskundgebungen sind. Kaum der Privatdruck für Freunde aber würde es rechtfertigen, diese Belanglosigkeiten an sich inhaltloser Postkarten und Briefzettel im Druck herauszugeben. Überhaupt hat es der neuzeitliche Mensch schwer, mit seinen Briefen im Vergleich zur früheren Zeit zu bestehen. Postkarten, Telegraph, Telephon, außerdem die Leichtigkeit des Reisens und damit des persönlichen Zusammentreffens sind böse Feinde sowohl eines sorgfältigen Briefstils, wie überhaupt der Lust zu ausführlicher brieflicher Aussprache. Insofern werden spätere Geschlechter nicht über so intime Mitteilungen aus dem menschlichen Leben verfügen können, wie sie uns für die Vergangenheit zu Gebote stehen. Denn für diese Vergangenheit bleibt die Tatsache bestehen, daß sie uns kaum etwas Fesselnderes zu bieten hat als ihre Briefe. Gleich die erste Veröffentlichung, auf die ich in dieser chronologisch geordneten Aufzählung zu verweisen habe, bestätigt diesen außerordentlichen Wert des Briefes für die tiefere psychologische Erkenntnis des geistigen und seelischen Lebens der Vergangenheit: „Die Renaissance in Briefen von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten und Frauen". Bearbeitet von Lothar Schmidt. 2 Bände (Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 10, geb. 12 M). Die unvergleichliche Hochspannung des ganzen menschlichen Lebens, durch die die ganze italienische Renaissance, um die es sich hier allein handelt, eine unwiderstehliche Lockung ausübt, kann uns nicht stärker zum ganz persönlichen Erlebnis gemacht werden, als durch diese Briefe, in denen sich diese Männer und Frauen der verschiedensten Stände so rückhaltlos ausleben, wie es ja eben das Gebiet dieser Periode war. So gewinnt eine derartige Briefsammlung eine ähnliche Bedeutung, wie jene Selbstbiographie Benvenuto Cellinis, an die ein Goethe gern die Zeit und Mühe der Übertragung verwendete. Diese Briefe sind die lebendigste Illustration zu jeder Geschichte der Renaissance.

Keine andere Zeit hat übrigens den künstlerischen Aufbau des Briefstils so bewußt angestrebt wie die Renaissance, wozu der beliebte Gebrauch der lateinischen Sprache nicht wenig



beitrug. Ein glänzender Vertreter dieses lateinischen Renaissancebriefes ist Martin Luther, dessen Briefe in überwiegender Zahl lateinisch geschrieben sind. Doch hat er auch hier es vermocht, dem reichen Inhalt in solchem Maße die entsprechende Form zu schaffen, daß er auch für seine lateinische Ausdrucksweise sagen darf, was er 1542 über seine deutsche an Jonas schreibt: „Der es lieset, und jemals meine Feder und Gedanken gesehen, muß sagen, das ist der Luther." Der deutsche Reformator hat einen sehr ausgedehnten Briefwechsel geführt, und die Gesamtausgabe seiner Schriften wird nicht viel weniger als dreitausend Briefe bringen. Da wird die Zahl neben der fremden Sprache ein schweres Hindernis für die Kenntnis in weiteren Kreisen bilden. Um so willkommener ist eine völlig ausreichende Auswahl, die Reinhard Buchwald unter dem Titel „Martin Luthers Briefe" in zwei Bänden im Insel-Verlag zu Leipzig herausgegeben hat (geh. 9 M, geb. 12 bzw. 14 M). Die mit einem bislang wenig bekannten Lutherbilde Cranachs aus dem Großh. Museum in Weimar geschmückte Ausgabe ist auch äußerlich schön ausgestattet. Ausreichende Anmerkungen und ein gutes Register erleichtern den Gebrauch.

In formaler Hinsicht führt vom lateinischen Renaissancebrief die beste künstlerische Überlieferung zum Briefe der französischen Klassizität. Und von diesem formalen Geischtspunkte aus ist dann auch das Spiel des Zufalls entschuldbar, das in dieser geschichtlichen Aufzählung neben die gewaltigen Kundgebungen eines mit dem Leben seiner Zeit ringenden Mannes wie Luther die fein spielenden und doch auch etwas spielerischen „Liebesbriefe der Babet" (Leipzig, Julius Zeidler, 2 M) stellt, die Wilhelm Printz in einer neuen Übertragung bietet. 1666 ist dieser „amoureuse" Briefwechsel zuerst erschienen, der unseren anakreontischen Dichtern als einer der feinsten literarischen Leckerbissen galt, und den unser Gellert seinen Hörern als Muster und Meisterwerk zu empfehlen pflegte. Ein Meisterbeispiel der sinnigen, feinsinnlichen Plauderei jener Periode, die die Etikette aufs höchste ausgebildet hatte, sind diese Briefe in der Tat. Und so nicht nur als Kulturdenkmal, sondern auch um ihrer selbst willen noch immer lesenswert. — Sehr angenehm überrascht wurde ich durch „Lady Mary Wortley Montagues Reisebriefe", übersetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Bauer (Berlin, Hermann Seemann Nachfolger, 2 M). Diese Briefe schrieb diese Dame des englischen Hochadels 1716—1718 an ihre Bekannten in England von der Reise, die sie auf gefährlichen Wegen ihrem Gatten in die Türkei nachführte, wo dieser englischer Gesandter war. Die Schilderungen der sehr scharf, wenn auch oft aus falscher Perspektive beobachtenden Dame über die Zustände in Deutschland und dann vor allem auch in der Türkei fesseln heute noch durch den Inhalt und die Form.

Hören wir hier die Vertreterin einer Aristokratie, die überhaupt eigentlich nur die Menschen von Adel sieht, wenigstens außerhalb der Türkei, und für die alle anderen Luft sind, so bekommen wir in den beiden großen Reisebriefen, die Friedrich Lebrecht Crusius „Von der Reise eines jungen Deutschen in Frankreich und England im Jahre 1815" (Leipzig, Georg Wigand) in die Heimat schickte, einen Vertreter des aufstrebenden deutschen Bürgerstandes zu hören. Denn der Theologe und Magister Crusius war der Reisebegleiter eines Sohnes der Familie Brückner aus Mühlau, und sein Vater hatte sich vom Kleinweber zum bedeutenden Kauf- und Fabrikherrn emporgearbeitet. Die Reise hatte den Zweck, den jungen Fabrikantensohn mit den einschlägigen Fabriken und Gewerben in Frankreich und England bekanntzumachen. Bieten dank der gediegenen und klugen Persönlichkeit des Briefschreibers schon diese rein sachlichen Beobachtungen einen wertvollen Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte jener Zeit, so wird das allgemeine Interesse bedeutsam gesteigert durch den großen geschichtlichen Hintergrund, auf dem sich die Erlebnisse der beiden einfachen Deutschen abspielen. Denn Napoleons Rückkehr von Elba und die darauf entstehenden neuen europäischen Kriege griffen auch in das Erleben unserer Reisenden bedeutsam ein.

Napoleon, dessen Schatten in die Erlebnisse der beiden Deutschen fällt, von denen wir eben gesprochen, tritt nun in voller Unmittelbarkeit vor uns hin in seinen Briefen. Die hohe

Bedeutung dieser „Briefe Napoleons I.“ ist längst anerkannt. Seine beispiellose Arbeitskraft, seine riesenhafte Größe, seine Anpassungsfähigkeit an jegliche Lagen, an alle Menschen, an alle Umstände, sein unglaublicher Fleiß, der bestrickende Scharfsinn seines Geistes leuchten nirgendwo so hervor wie aus diesen Briefen. Die Zahl der vorhandenen Briefe wird auf 60—70 000 geschätzt. Und es lebt in ihnen ebenso der Schwärmer, der den Werther am Fuß der Pyramiden las, wie der glühende Liebhaber, den das Ausbleiben einer Nachricht von seiner Josephine in Verzweiflung bringen konnte, wie der Gewaltherrscher, der durch einen Federstrich Throne stürzte. Aus dieser ungeheuren Korrespondenz hat F. M. Kircheisen, ein unermüdlicher Napoleonforscher, eine auf drei Bände berechnete Auswahl getroffen, deren Ziel es ist, Napoleon nach allen Richtungen hin sich zeigen zu lassen, so daß diese Auswahl ein Gesamtbild des Menschen veranschaulicht. Die Briefe erscheinen im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart und liegen bis jetzt zwei Bände brosch. zu ℳ 5,50, geb. zu 7 ℳ vor, die jedem Freund der Geschichte, überhaupt jedermann, der für diese gewaltige Erscheinung, der wir doch eigentlich die Gestaltung des neuen Europas zu danken haben, Teilnahme fühlt, willkommen sein werden.

Mehr abseits, aber beim Studium aller Verfassungsgeschichte sehr willkommen sind die „Briefe des Junius“, jene vom Januar 1769 bis Mai 1772 im Public Advertiser in London erschienenen Artikel, als deren Verfasser man später Philipp Francis ermittelte. In ihnen liegt eine der geistvollsten, auf glänzende Sachkunde gestützte politische Kampfschrift vor. F. P. Grewe bietet eine neue Verdeutschung im Insel-Verlag zu Leipzig (geh. 5 ℳ, geb. 6 ℳ).

Wir treten in den Kreis unserer Klassiker. „Goethe und seine Freunde im Briefwechsel“, herausgegeben und eingeleitet von Richard M. Meyer (Berlin, Georg Bondy, 3 Bde. geh. je 6 ℳ, geb. je ℳ 7,50 bzw. 12,50). Bis jetzt liegt der erste Band dieses Unternehmens vor, bei dem im Gegensatz zu den meisten bisherigen Sammlungen nicht nur die Briefe des Dichterfürsten aneinandergereiht werden, sondern der Briefwechsel vorgeführt wird. Wir erhalten also, was eigentlich unbedingt notwendig ist: Anrede und Antwort. Das ist gerade bei Goethe so außerordentlich wichtig, weil er in hervorragendem Maße die Kunst besaß, die anderen auszulocken, sie zur Mitteilung zu bringen. Es kann natürlich aus der ungeheuren Korrespondenz bei diesem Umfange nur eine beschränkte Auswahl geboten werden, um so eher darf man die Hoffnung hegen, daß die Briefe dann auch wirklich gelesen werden. Einem jeden Briefwechsel schickt der Herausgeber eine kurze Einleitung voraus, in der das Verhältnis des Briefschreibers zu Goethe charakterisiert wird. Die Ausstattung hat Melchior Lechters geschaffen. Das Buch ist im besten Sinne des Wortes ein Prachtwerk und das Satzbild ganz prachtvoll. Nur das eine störte mich, daß für die Ausführungen des Herausgebers keine andere Schriftgröße gewählt worden ist als für die Briefe selber. In Anbetracht der Ausstattung ist der Preis von 6 ℳ für den stattlichen Band gering.

Nur in den Äußerungen Goethes vorhanden ist der Briefwechsel, der aus seinem Verhältnis zu Frau von Stein entsprang. Zwei neue Veröffentlichungen suchen diese neben dem Briefwechsel mit Schiller bedeutendsten Kundgebungen des Briefschreibers Goethe zugänglich zu machen. In der Zweimarkbibliothek des Insel-Verlags ist eine für den Liebhaber völlig ausreichende Auswahl von „Goethes Briefen an Frau von Stein“ (herausgegeben von Julius Petersen) erschienen. Selbst wenn jene recht behalten sollten, die das Bild der geschichtlichen Frau von Stein fast aller schönen Züge entkleidet haben, ändert das nichts an der Tatsache, daß sie in unserer Vorstellung so lebt, wie sie die liebenden Augen Goethes gesehen haben, und daß es eine unverantwortliche Torheit wäre, uns dieses Bild trüben zu lassen. Denn die geschichtliche Frau von Stein kann uns ebenso gleichgültig sein, wie das wirkliche Aussehen der Modelle zu den schönsten Bildwerken Raffaels und Michelangelos.

Fast zu gleicher Zeit wie diese Auswahl ist eine Gesamtausgabe von „Goethes

Briefen an Charlotte von Stein" erschienen, die unter allen vorhandenen den Preis verdient. Sie ist als kritische Ausgabe herausgegeben von Jonas Fränkel im Verlag von Eugen Diederichs zu Jena (3 Bde. brosch. 6 bzw. 12 M, in Leder 15 M), bringt das ganze Material und verwertet selbständig die Ergebnisse der großen Weimarer Ausgabe, aber vermehrt durch eine Fülle selbständiger Beobachtungen. In der Bestimmung und Einordnung der zahlreichen undatierten Briefe bringt Fränkel sehr viel Neues mit guter Begründung bei. Um nun für die Briefe des Liebhabers den rechten Hintergrund zu gewinnen, hat der Herausgeber in Anmerkungen, die die Briefe unter dem Text begleiten, aus Goethes Tagebüchern, dann aus dem Weimarer Kreise alles hinzugefügt, was die fortlaufende Lektüre der Briefe fördert. Dazu kommt dann in Anmerkungen ein reichlicher Kommentar. Einen besonderen Schmuck dieser, wie es sich bei dem Verlag versteht, sehr schön gedruckten Ausgabe bildet die Beigabe von 26 Handzeichnungen Goethes, die über die drei Bände zerstreut sind. Wer sich die Zeit gönnen kann, sich so ausführlich mit dieser für Goethe wichtigsten Verbindung mit einer Frau zu beschäftigen, der möge nach dieser Ausgabe greifen.

Neben ihrem großen Sohne besteht als Briefschreiberin in ihrer köstlichen Art seine Mutter, die Wieland als „die Königin aller Weiber" pries. Die Frau, deren Grundsatz war: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden", und die das „Bemoralisieren" so gar nicht vertragen konnte, hat uns in ihren Briefen ein köstliches Schatzkästlein gesunder Lebensfreudigkeit hinterlassen. Es ist sehr zu begrüßen, daß dieses Erbgut jetzt für immer weitere Kreise ausgemünzt wird. Als neuester Versuch ist zu verzeichnen: „Goethes Mutter", in einer Auswahl aus ihrem Briefwechsel dargestellt von Eduard von der Hellen (Cottasche Handbibliothek Nr. 151, geh. 1 M, geb. M 1,50). Der Herausgeber, der seiner geschickten Auswahl die nötigen Anmerkungen beigegeben hat, hat außerdem zahlreiche Antwortbriefe eingeschoben, so daß uns die prächtige Frau in ihrem ganzen Verkehr recht lebendig vor Augen tritt.

In der oben erwähnten Zweimarkausgabe des Insel-Verlags sind dann auch die „Briefe des jungen Schiller" erschienen. Sie sind ein im Tiefsten ergreifendes Zeugnis des Ringens einer starken Menschenseele gegen herbe Pein des inneren, furchtbare Not des äußeren Lebens. So stellen sie sich dar als ein ausgezeichnetes Erziehungsmittel, die Mannhaftigkeit im heranwachsenden Geschlecht zu stärken. Wie not das gerade unserer Jugend tut, zeigt ein Blick in jede Zeitung, wird uns in erschreckender Weise durch die wachsende Zahl der Schülerselbstmorde ins Gedächtnis gerufen. Für diese Erziehung zur Mannhaftigkeit die wertvollste Hilfskraft unter den Dichtern bleibt immer unser Schiller. Das Schlimmste in unserm Verhältnis zu Schiller ist, daß die Meinung verbreitet ist, wir kennten ihn. Das ist gar nicht wahr. Jene, die Schiller genau kennen, sind sogar sehr gering an Zahl. Der Dichter ist nur mit einem zu geringen Ausschnitt seines Schaffens wirklich bekannt, noch viel weniger ist es der Mensch.

Auch Schillers edle Gattin wird uns menschlich näher gerückt durch eine Neubearbeitung des Buches „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", herausgegeben von L. Urbich, das in drei mächtigen Bänden 1860—65 erschienen war und hauptsächlich infolge seines Umfanges und der doch etwas ungeschickten Anordnung nicht die verdiente Verbreitung gefunden hatte. Jetzt hat Ludwig Geiger unter dem alten Titel einen handlichen Band zusammengestellt (Berlin, Hans Bondy, 5 M), der auch das riesige Material viel übersichtlicher verarbeitet. In vier Abschnitten tritt uns Charlotte in ihrer Korrespondenz sehr lebhaft entgegen. Den Jugendgedichten und Tagebüchern folgt ihr Briefwechsel aus der Mädchen- und Brautzeit und dem Ehestande. Ein zweiter Abschnitt läßt den vielstimmigen Chorus wiedertönen, der bei Schillers frühzeitigem Tode erschien. Der dritte beleuchtet den Verkehr mit Goethe. Schillers Gattin war es ja zum großen Teil zu danken, daß die beiden Dichterfürsten sich zur Freundschaft zusammenfanden, und sie hat an diesem hehren Bunde immer in hochgeachteter Stellung teilnehmen dürfen. Der letzte Band zeigt uns dann den Briefwechsel

aus den letzten Jahren bis zum Tode. Eine warmherzige Einleitung gibt ein gutes Charakterbild Charlottens.

Aus der ruhigen, abgeklärt schönen Welt, in die uns der Umgang mit unseren Klassikern immer wieder versetzt, werden wir sofort in den Strudel wilder Leidenschaften und eines stürmischen Sichauslebens gerissen, sobald wir in den Kreis der Romantiker treten. Aber nur wenige Briefwechsel können uns so deutlich nachfühlen lassen, weshalb es diesen hochbegabten und doch auch menschlich reich veranlagten Dichtern fast gar nicht gelingen wollte, sich ein schönes Leben aufzubauen, wie der „Briefwechsel zwischen Klemens Brentano und Sophie Mereau" (Leipzig, Insel-Verlag, 2 Bde., geh. 7 M, geb. 9 M). Auf Herman Grimms Veranlassung waren diese Briefe lange Zeit als für die Öffentlichkeit nicht geeignet in der Königlichen Bibliothek verschlossen. Jetzt liegt ein wortgetreuer Abdruck vor, den Heinz Amelung besorgt hat. Ich liebe Brentano seit meiner Gymnasiastenzeit, als es noch lange nicht Mode war, sich mit den Romantikern zu beschäftigen, und habe immer jede Äußerung dieses vielleicht reichsten Dichtergeistes, der uns in Deutschland beschieden war, mit lebhaftester Teilnahme aufgenommen. Es täte mir nun leid, wenn jemand von Brentanos Briefen nur eben diesen Briefwechsel kennen lernte, aber andererseits gibt er zweifellos die tiefsten Aufschlüsse über sein innerstes Wesen. Sophie Mereau war eine der genialischen Frauen der Romantik, bei denen man so oft an viele im Vordergrunde unserer Tage stehende Künstlerfrauen erinnert wird. Ob man eine von ihnen so recht von Herzen lieben kann? Ob nicht gerade die innigere Bekanntschaft mit ihnen einem eine gewisse Kälte einflößt, so daß die Liebe einem Interessiertsein Platz machen muß?

Wie ganz anders eine Annette von Droste-Hülshoff, die zunächst so gar nicht interessant ist, erst spröde und abstößt; aber jeder wird erfahren, was bereits der alte Hüffer von ihr gesagt hat: „Je näher man sie kennen lernt, um so mehr wächst das Gefühl einer persönlichen Zuneigung." Und wirklich, man kann sie nicht besser kennen lernen, als in ihren Briefen, diesen ausgiebigen, so ganz ungezwungenen, so gar nicht literarischen und doch menschlich und dichterisch so tiefen Bekundungen eines reichen Menschentums. Jetzt wird uns eine wissenschaftlich-kritische Ausgabe der „Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff" dargeboten, herausgegeben und erläutert von Hermann Cardauns (München, Ascherdorffsche Buchhandlung, 10 M). Die äußere Aufmachung hat so gar nichts an sich, um das Buch zu einem Lesebuche des Literaturliebhabers zu machen. In dem Fall hätten wohl auch nicht die Briefe an Schücking ausgelassen werden dürfen, mit Rücksicht darauf, daß sie bereits in guter Ausgabe vorliegen. Es ist also eine vor allem wissenschaftliche Arbeit, mit der wir es hier zu tun haben, und diese verdient hohes Lob. Der Band gibt eine vollständige Übersicht über das erreichbare Material. Es sind 170 Stücke zusammengebracht, darunter viele bis jetzt überhaupt noch nicht gedruckte, während andere nur sehr mangelhaft wiedergegeben waren.

Ein menschlich schönes und reiches Buch ist auch der „Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient", den Hans Devrient als eine Art Fortsetzung zu den „Jugenderinnerungen von Therese Devrient" herausgegeben hat. Jeder der beiden schön ausgestatteten Bände geh. 7 M, geb. M 8,50 (Stuttgart, Karl Krabbe). Zwei an Gemüt und Geist reiche Menschen, die es mit allen Aufgaben des Lebens sehr ernst nahmen und sich doch dauernd die Fähigkeit einer gesundfrohen Lebensauffassung bewahrten, die in ihrem Zusammensein sich wechselseitig befruchteten und vorwärtsbrachten und dabei auch immer beglückten, treten hier lebendig vor uns. Dem Leser teilt sich jenes sichere Gefühl selber mit, das diese Menschen stark machte, das Geborgensein in der liebenden Familie, das frohe Leben im Kreise der Freunde und auf dieser Grundlage das gesicherte Hinausgreifen zum Wirken in die weitesten Volkskreise.

Von der reichen Jugendentwicklung eines heute doch wohl oft unterschätzten bedeuten-

den Mannes künden dann „Emanuel Geibels Jugendbriefe“, herausgegeben von Dr. Fehling (Berlin, Karl Curtius, geh. 5 M, geb. 6 M). Es sind 67 bisher unveröffentlichte Briefe bis auf einen an die Mutter gerichteten aus Bonn und Berlin, und dann von einer Reise nach Griechenland. Geibel hat mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit und auch der vorangehenden romantischen Periode schon in diesen Jugendjahren im Verkehr gestanden und ist so recht das Bild des ideal gesinnten, alle Eindrücke des Lebens mit Gier in sich aufnehmenden deutschen Jünglings. — Ein ganz anderes Jünglingsbild enthüllt ein von Michael Georg Conrad herausgegebenes Büchlein „Liebesbeichte von Hermann Conradi, 12 Briefe und 2 Postkarten an Margarete Halm“ (Eisenach, H. Jakobis Buchhandlung, M 1,20). Bei der literaturgeschichtlich bedeutenden Stellung, die dieser jungverstorbene Dichter in der deutschen Literaturrevolution der achtziger Jahre einnimmt, bilden diese Briefe nicht nur ein menschlich, sondern auch ein literaturgeschichtlich wichtiges Dokument. Ein Vergleich mit dem älteren Sturm und Drang zeigt, wieviel mehr diese junge Periode von einem verhängnisvollen Größenwahn erfüllt war als jene ältere, die sich in der Arbeit nicht genug tun konnte, während diese Jungen sich immer bedeutend vorkommen. So ist es leider von fast symptomatischer Bedeutung, wie menschlich klein dieser Briefwechsel ausgeht. Soll man es auch als Zeichen der Zeit auffassen, daß er mit einer Postkarte endigt? Das wäre dann freilich ein Ende der Briefschreibekunst überhaupt. Ein Ende auch für jenen Reiz des Geheimnisvollen und Intimen, das sonst von Briefsammlungen ausgeht. Denn entweder enthält eine solche Postkarte nur, was schließlich alle Welt von vornherein wissen darf, oder ein anderer Inhalt wirkt schier immer verletzend.

5. Literaturgeschichte

Ich gebe hier nur eine kurze Aufzählung von Büchern, die hiermit alle zu Weihnachtsgeschenken empfohlen werden. Die meisten von ihnen erheischen noch eine besondere Besprechung, die nach Zeit und Raum im Türmer erfolgen wird.

Die „Geschichte der deutschen Literatur“ von Adolf Bartels liegt in neuer Doppelauflage (5. und 6.) vor. Auch wer nicht in allem die Stellung des Verfassers billigt, sollte dieses Werk neben andern immer zu Rate ziehen. Die Neuauflage ist um fünf Einzelwürdigungen zeitgenössischer Dichter, u. a. Hans Hoffmann, Karl Spitteler und Dehmel, vermehrt. (Leipzig, Eduard Avenarius, 2 Bde., 10 M, geb. 12 M.) Auch desselben Verfassers „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur“ (ebend., 5 bzw. 6 M) liegt in zweiter Auflage vor. Dieser „Kleine Goedeke“ wird vor allem den Studierenden gute Dienste leisten.

Nur der Erwähnung bedarf das vorzügliche Büchlein „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen“ von Prof. Dr. O. Weise, das bereits in 7. Auflage erscheint (Leipzig, Teubner, geb. M 2,80).

Die biographische Literatur bringt zwei wertvolle Neuerscheinungen. Max J. Wolff hat seinem schönen Shakespearebuche ein solches über „Molière. Der Dichter und sein Werk“ (München, C. H. Beck, geb. 10 bzw. 12,50 M) folgen lassen. Eduard Engel schildert „Goethe, der Mann und das Werk“ (Berlin, Concordia, etw. 10 M) ohne philologischen Kleinkram vom Standpunkt des im Leben stehenden Schriftstellers aus.

Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee von Eduard Spranger (Berlin, Reuther & Reichard, geb. 10 M) ist ein sehr gediegenes Buch, von dessen gehaltvoller Darstellung in der Tat eine belebende Wirkung ausgeht. „Von früh auf“, sagt der Verfasser, „hat mir der Gedanke eines deutschen humanistischen Bildungsideals als das vorgeschwebt, was wir gewinnen oder richtiger wiedergewinnen müßten.“ Dies legt er an Humboldts bedeutendem Beispiel genauer dar.

In neuer, bereits achter Auflage befestigt sich Karl Heinemanns längst aner-

kannte liebevolle Arbeit über „Goethes Mutter“ in der Gunst der Leser. Das Buch ist mit zahlreichen Bildern geschmückt (Leipzig, E. A. Seemann, 6,50 bzw. 8 M).

Es folgen eine ganze Reihe Goethebücher. Die Ergebnisse eines Preisausschreibens des Deutschen Sprachvereins liegen vor in Georg Rauschs „Goethe und die deutsche Sprache“ (Leipzig, Teubner, geb. M 3,60) und Joh. Seilers „Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache“ (Stuttgart, Cotta, geh. 3 M). Beides sind gründliche, gut geschriebene Arbeiten, die nicht nur den Fachmann interessieren. Ein vielfach anregendes Buch ist „Goethe und Pestalozzi“ von Karl Muthesius (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, M 4,50). Auch die unterhaltenden und belehrenden „Stunden mit Goethe“, die Wilhelm Bode uns vermittelt, liegen im neuen Jahrgang vor (Berlin, E. S. Mittler).

„Schiller im Urteil Goethes“ zeigt uns P. Uhle (Leipzig, Teubner, geb. M 2,40) und der neue, dritte Band des von Otto Güntter herausgegebenen „Marbacher Schillerbuches“ ist wieder sehr reich an Briefen und Studien. Unter den letzteren sind mehrere Aufsätze zum „Tell“, dann „Schillers Doppelliebe“ von Karl Berger, „Schillers Fiesco und die geschichtliche Wahrheit“ von Weltrich sowie eine tiefdringende Arbeit Karl Bauers über „Schillers äußere Erscheinung“ besonders hervorzuheben (Stuttgart, Cotta, geb. M 7,50).

Zum Schlusse empfehle ich noch zwei Bücher unseres Mitarbeiters Rudolf Krauß. Seine reich illustrierte Geschichte des „Stuttgarter Hoftheaters von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ (Stuttgart, Metzler, geb. M 9,60) ist die erste allen Anforderungen entsprechende Geschichte eines einzelnen deutschen Theaters. In zweiter Auflage liegt sein „Schauspielbuch“ (Stuttgart, Muth, geb. 3 M) vor, ein zuverlässiger, urteilssicherer und geschmackvoller Führer durch das zeitgenössische dramatische Schaffen, soweit es auf unsern Bühnen lebendig ist.

6. Vermischtes

Zum Schluß eine bunte Schüssel, auf der sich aber manche auch für den Besitzer einer großen Bücherei noch willkommene Gabe finden dürfte. Zunächst einige Wanderbücher. An erster Stelle empfehle ich „Das Nordlandbuch, eine Einführung in die gesamte nordische Natur und Kultur“ von Walter Niemann (Berlin, Alexander Duncker, 5 M). „Dieses Buch, das mir Herzenssache ist, habe ich in erster Linie für den Deutschen geschrieben. Es soll ihm zeigen, was er an der Natur, am Volkstum und der Kultur der stammverwandten nordischen Brudervölker hat oder wenigstens haben könnte.“ Diese Worte hat der Verfasser an die Spitze seines Vorberichtes gestellt. Daß ihm das Buch eine Herzenssache war, fühlt man auf jeder Seite. Daß er ein höheres, über den Inhalt des Buches noch hinausgehendes Ziel dabei vor Augen hatte, gibt seinen Darlegungen Weite. Dabei kennt er den dargestellten Gegenstand bis ins einzelne und gehört zu den seltenen Leuten, die über die verschiedenen Gebiete der Kunst und Kultur ein eigenes Urteil haben. 70 gute Bilder geben ein willkommenes Anschauungsmaterial.

Auch E. von Hoffmeister will in seinem Buche „Kairo — Bagdad — Konstantinopel, Wanderungen und Stimmungen“ (Leipzig, B. G. Teubner, 8 M) mehr geben, als bloße Schilderung. Es bleibt aber doch das Wichtigste, daß diese so gut sind: klar gesehen mit dem Blicke des Offiziers — der Verfasser ist Generalleutnant z. D. — und knapp dargestellt. Die Eindrücke von Land und Leuten werden vertieft durch die Ergebnisse jahrelanger Studien über die Geschichte des Orients, und darüber hinaus verweilt der Verfasser gern bei Stimmungen, wie sie neue Eindrücke in einem Manne auslösen, der ein reichbewegtes Leben hinter sich hat. So entsteht in der Tat etwas wie eine „Reisephilosophie“; sie vertieft das mit mehr als anderthalb Hundert Abbildungen geschmückte Buch. — Dagegen bietet ein Mann, der sonst sehr zu philosophischen Betrachtungen neigt, Joseph Kohler, in seinem Buche „Aus vier Weltteilen“ (Berlin, Dr. Walter Rothschild, geh. 4 M, geb. 5 M)

fast unvermischte Reiseschilderungen aus Korsika, Italien — vor allem Rom —, aus Spanien, Amerika, Algier, Schweiz usw., rasch gepflückte Blätter vom Weg eines Ferienreisenden. Daß dabei das außerordentliche Wissen, die in ihrer Hingebungsfähigkeit beneidenswerte Kunstfreudigkeit und gelegentlich auch der juristische Stand dieses universalsten unter unseren Gelehrten an hundert Stellen sich zeigt und die Schilderungen bereichert, braucht bei einem Manne, dem die Wissenschaft so ganz Leben bedeutet, nicht erst betont zu werden. — Auf engerem Gebiete, aber dafür einem der großartigsten unserer ganzen Erde, bewegt sich Konrad Falke in seinem Buche „Im Banne der Jungfrau" (Zürich, Rascher & Ko.). Der Titel zeigt schon, in welcher Stimmung der Verfasser der Königin der Alpen gegenübertritt. Die Bewunderung und leidenschaftliche Liebe des glühenden Liebhabers haben dieses Buch geschaffen, daneben die Begeisterung für das geniale Werk Adolf Guyer-Zellers, des Schöpfers der Jungfraubahn. Zehn prachtvolle Kupferdrucktafeln und 32 Autotypien schmücken das Buch, das nicht nur dem Wanderer, der selber über diese Schneefelder und Gletscher geklettert ist, sondern jedem Besucher der Alpenwelt genußreiche Stunden bereiten wird.

Eine wissenschaftliche Schilderung großen Stils von Land und Leuten, von Kultur, Klima, Vegetation, Fauna, überhaupt eine Landeskunde im vollen Sinne des Wortes erhalten wir vom „Deutschen Kolonialreich". Sie wird von Professor Dr. Hans Meyer unter Mitarbeit hervorragender Gelehrter herausgegeben und ist auf zwei Bände berechnet, deren erster erschienen ist (Leipzig, Bibliographisches Institut, 15 M). Er behandelt Ostafrika und Kamerun. Den ersten Teil hat Hans Meyer, den zweiten Siegfried Passarge bearbeitet. 6 Tafeln in Farbendruck, 138 Bilder auf Doppeltafeln und 50 Karten bilden das Anschauungsmaterial dieses Werkes, in dem zum erstenmal die ungeheure, aber allenthalben verstreute Literatur über unsere Kolonien wissenschaftlich verarbeitet und durch die eigene Anschauung gründlicher Kenner der Gebiete ergänzt und zum Ganzen abgerundet wird. „Ohne eine genaue landeskundliche Kenntnis von den Erdräumen, in denen wir kolonial arbeiten wollen, ist unsere koloniale Arbeit in den meisten Fällen ein bloßes Experimentieren. Erst wenn wir die natürlichen Kräfte des Landes und ihre gegenseitige Bedingtheit, ihr Aufeinanderwirken kennen, kann die koloniale Arbeit planvoll und erfolgreich sein." So wird dieses Werk nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der kolonialen Praxis wertvolle Dienste leisten können.

Eine besondere Art Vaterlandskunde bietet Dr. Fritz Berolzheimer in seinem Buche „Deutschland von heute". (Berlin-Wilmersdorf, Dr. Rothschild, geh. 6, geb. 8 M). Der durch sein groß angelegtes „System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie" in der wissenschaftlichen Welt wohlbeglaubigte Verfasser entrollt hier ein „Kulturgemälde der deutschen Gegenwart". Das ist ein Zyklus von fünf Einzelbildern: Politik und Wirtschaft; Wissenschaft; Literatur und Presse; Kunst, Musik und Theater; Gesellschaft. In jedem der Bilder schildert B. in rasch hingeworfener, impressionistischer Art die Hauptzüge der Gesamtentwicklung des betreffenden Gebietes und die wichtigsten der darauf tätigen Einzelpersönlichkeiten. Gerade durch diesen kecken Impressionismus, dem es weder auf systematische Vollständigkeit noch auf eindringliche Begründung jeder Behauptung ankommt, erreicht der Verfasser auch beim Leser das Gefühl des Gesamtbildes, und der stark persönliche Ton des Vortrags gibt einen eigenen Reiz. 121 Bilder schmücken das leicht, aber nirgends leichtfertig geschriebene Buch.

Berolzheimers Schlußausführungen: „Ebenso vielgestaltiges, als reiches Leben pulsiert durch Deutschlands Gauen ... Nur eines fehlt: die Kultur" erhalten eine beredte Beleuchtung durch Kurt Wigands „Unkultur. Vier Kapitel Deutschtum" (Berlin, Modernes Verlagsbureau, 2 M, geb. M 3,50). In vier geharnischten Predigten zieht der Verfasser, dem beim Aufenthalt im Auslande vor allem das aufgefallen ist, was Deutschland fehlt, gegen Rückständigkeiten, Geschmacklosigkeiten und allerlei Übelstände zu Felde. Man kann gegen jede Seite Einwendungen machen, aber der Verfasser hat doch immer auch zum Teil wenigstens recht. Jeden-

falls ist sein Buch für jeden eine gute Gewissenserforschung und ein starker Anstoß, an seinem Teile sich zu bessern.

Von einer eigenartigen Wanderung ist dann noch zu berichten, die schon durch das Bild auf dem Umschlag charakterisiert wird. Da reitet ein nicht mehr nüchterner Silen, ein in musikhistorischen Museen schwerlich vertretenes Instrument blasend, auf seinem nachdenksamen Esel. Darüber steht: „O s t e r i a, ein kulturgeschichtlicher Führer durch Italiens Schenken von Verona bis Capri“ von H a n s B a r t h (Stuttgart, Julius Hoffmann). Das „kulturgeschichtlich“ ist nicht allzu schwerblütig aufzufassen; wie man schon eben Wissenschaft treibt, wenn man ein halbes Dutzend Kneipen als tägliches Pensum durcharbeitet. Aber freilich ist in die Schilderungen der gegenwärtigen Tugenden und Fähigkeiten italienischer Weinstuben manche hübsche Bemerkung über ihre Bedeutung in der Vergangenheit eingeflochten, und auf jeder Seite bestätigt sich, daß man zu allen Zeiten um die Vordersätze nicht verlegen war, auf die das „ergo bibamus“ den logischen Nachsatz gab. Jenen Germanen, die sich auch noch in der heutigen alkoholfeindlichen Zeit eine gewisse Trinkfestigkeit und, was mehr wert ist, Trinkweisheit bewahrt haben, dürfte das Bändchen eine angenehme Ergänzung zum Baedeker bedeuten.

Die Trinkfestigkeit beruht nicht zum geringsten Teil auf tüchtigem Essen bzw. auf der Ergänzung durch die richtigen Speisen. Daß sich darauf die Küchenmeister der echten alten italienischen Weinschenken trefflich verstehen, hat jeder erfahren, der bei seinen Italienwanderungen nicht auf der Heerstraße des allgemeinen Fremdenverkehrs blieb. Hier waltet eine alte „Kultur“, und sicher ist durch Jahrhunderte manches Kochrezept viel sorgfältiger überliefert worden, als künstlerische Leistungen des Geistes bergende Pergamenthandschriften. Jedenfalls zeigt sich, daß die heutige italienische Küche noch eine große Zahl jener Gerichte zubereitet, die „D a s A p i c i u s - K o c h b u c h a u s d e r a l t r ö m i s c h e n K a i s e r z e i t“ verzeichnet. Dieses älteste Kochbuch aus der Zeit des Augustus und Tiberius, das unter dem Schutzpatronat des Feinschmeckers Apicius in die Welt ging, ist jetzt zum erstenmal ins Deutsche übertragen worden, und zwar von R i c h a r d G o l l m e r. Das Buch ist selber zu einem Leckerbissen für Bücherliebhaber hergerichtet: in Pergament gebunden, mit Rücken- und Vordertitel aus Leder, in Druck und Papier vorzüglich, obendrein geschmückt mit der Wiedergabe von drei Kupferstichen aus alten Auflagen des Werkes. Sonst bedenkliche Gemüter können sich mit Hilfe dieses Buches einer durch die klassischen Bildungsideale gerechtfertigten Schlemmerei hingeben. Ein gutes Register, genaue Angaben über die altrömischen Maße und dergleichen mehr dienen dazu, daß man ganz genau so sich die Speisen zurechtmachen kann, wie sie in jenen Tagen gegessen wurden, als Christus auf Erden wandelte. Das Buch ist bei Alfred Langewort in Breslau erschienen und kostet geheftet 6 M, gebunden M 7,50.

Es soll indes nicht nur von leiblichen Genüssen aus dem schönen Lande Italia hier die Rede sein. Immer wieder ist man überrascht, daß selbst bei literarisch so übermäßig reich behandelten Gebieten, wie es die Renaissance ist, sich noch Stoffe finden, die bislang vernachlässigt worden sind. Und diese Überraschung wächst noch bedeutend, wenn es sich um einen Stoff handelt, der von vornherein die interessantesten Lebensläufe in auf- und absteigender Linie verspricht, und zwar von Männern, die die Phantasie jedes Italienbesuchers aufs lebhafteste anregen. So kann A l f r e d S e m e r a u in seinem Buche „D i e C o n d o t t i e r i“ (Jena, Eugen Diederichs, geh. 8 M, geb. 10 M) ein vor allem auf deutscher Seite kaum berührtes Land abbauen. Denn Stegers Buch über „Franz Sforza und die italienischen Condottieri“ ist schon über ein halbes Jahrhundert alt, und von Grävenitz hat in seinem schönen Buche über Gattamelata und Colleoni hauptsächlich ihre Beziehungen zur Kunst untersucht. Die lange Reihe der hervorstechenden italienischen Söldnerführer von Alberico da Barbiano bis zu Giovanni dalle Bande Nere geschlossen vor uns aufmarschieren zu lassen, war bisher nicht versucht worden. Der Stoff ist vor allem auch für den dichterisch fühlenden Menschen außerordentlich fesselnd, und in Semerau überwiegt der Dichter über den ruhigen Gelehrten, nicht zum

Schaden der einzelnen Charakterbilder, obwohl manche von ihnen jetzt eine mehr chronikartige, breite Erzählerfreudigkeit ohne die kritische Abwägung gegenüber den Quellen verraten. Dagegen ist die Gesamtdarstellung des Söldnerwesens in seinen Ursprüngen und Zusammenhängen, seiner Bedeutung für die gesamte Kriegswissenschaft und die politische Geschichte Italiens etwas kurz weggekommen, so daß auch bedeutende Gegenzüge, wie Machiavellis für seine Zeit hervorragender Versuch, an die Stelle des Söldnertums ein nationales Milizheer zu setzen, nicht behandelt werden. Doch wird sich das in einer zweiten Auflage, die dem auch in der Ausstattung schönen Buche nicht lange versagt bleiben wird, nachholen lassen.

Von den unglücklichen Söldnern unserer Tage führen zwei Bücher eine eindringliche Sprache: „In der Fremdenlegion", Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen (Stuttgart, Robert Lutz, geh. 5 M, geb. 6 M) heißt das eine, „Im Heer der Heimatlosen, Werdegang eines deutschen Fremdenlegionärs" von Dietrich Vorwerk (Dortmund, W. Crüwell, geh. 4 M, geb. 5 M) das andere. Das letztgenannte Buch ist mehr ein Roman, in dem die Erzählungen eines nach langen Irrfahrten im Hafen gelandeten Burschen wiedergegeben werden. Im erstgenannten gibt ein Berufsschriftsteller seine durch gründliche Studien unterstützten Beobachtungen und Erlebnisse. Dennoch kommen beide Bücher sehr nahe zusammen und bilden eine Art wechselseitiger Bestätigung und Ergänzung. Es wäre ein Unrecht, aus diesen Büchern die charakteristischen Einzelheiten herauszuschreiben, es sei denn, daß man sie in den Lesebüchern der Volks- und Fortbildungsschulen mitteilen könnte. Denn da müßten sie die Wirkung tun, daß auch die höchste Abenteuerlust der Jugend in Verbindung mit schweren Fehltritten nicht mehr zum Eintritt in die Fremdenlegion führen sollte. Und außerordentlich wertvoll wäre es dann auch, zu zeigen, wie die beiden in ihrem sozialpolitischen Denken so verschiedenen Verfasser doch gerade in der Fremde es als tiefste Schmach empfanden, wie hier zahllose Deutsche sich dem Erbfeinde ihres Volkstums verkaufen. Eins aber habe ich mir vorgenommen: jedem Franzosen, der mir mit dem bei ihnen so beliebten Stolze auf die Kulturhöhe und die Humanität der „grande nation" begegnen wird, werde ich die Zustände seiner Fremdenlegion entgegenhalten und ihm beweisen, daß es niemals ein würdeloseres und niederträchtigeres Ausbeutesystem des Unglücks der männlichen Jugend gegeben hat, als dieses. Die beiden Bücher sollten in jeder Volksbücherei vorhanden sein; sie können nicht genug gelesen werden.

Der militärfeindliche Geist, vielleicht würde man besser sagen: die durch die schwere Belastung des Steuerzahlers erklärliche Militärmüdigkeit, die sich zum guten Teil aus allgemeinen politischen Stimmungen so oft zu einem Militärverdruß steigert, sollte uns nicht abhalten, die ungeheure erzieherische Bedeutung des Heeres anzuerkennen, ganz abgesehen davon, daß letzterdings kein Ehrlicher bestreiten kann, daß unsere Lebensstellung als Volk, solange nun einmal die heutigen Verhältnisse bestehen, auf der Tüchtigkeit unseres Heeres beruht. „Der Erfolg des Heeres aber hängt bei aller selbstverständlichen Bedeutung der technischen Schulung in erster Linie ab von dem bei der Truppe und den Unterführern herrschenden Geiste und den intellektuellen und moralischen Faktoren; dieser Geist aber wird durch die große Persönlichkeit an der Spitze des Heeres gebildet." Die letzten Sätze sind dem Geleitwort entnommen, das v. Pelet-Narbonne der von ihm herausgegebenen Sammlung „Erzieher des preußischen Heeres" gegeben hat. Es ist eine Sammlung von zwölf Bänden, in der von verschiedenen namhaften Militärschriftstellern volkstümliche, aber durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Einzeldarstellungen jener Männer gegeben werden, die für die Entwicklung des Heeres von erzieherischer Bedeutung gewesen sind. Mit Rücksicht auf die ethische Wirkung, die von diesen Büchern angestrebt wird, sind nur jene Heerführer in Betracht gekommen, die als sittlich hochstehende Menschen den idealen Typus des preußischen Offiziers entwickelt haben. Die Reihe umfaßt: den Großen Kurfürsten, König Friedrich Wilhelm I und Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, Friedrich den Großen, York, Scharnhorst, Gneisenau

Boyen, Clausewitz, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Kaiser Wilhelm I., Roon, Moltke. Bei aller Verschiedenartigkeit des Tones, wie er durch die Verschiedenheit der Mitarbeiter bedingt wird, ist allen Bänden gemeinsam eine gesunde Sachlichkeit, männlicher Vortrag, phrasenfreie Sprache und starkes Gegenwartsgefühl. Immer wird betont, was wir heute von der geschilderten Vergangenheit lernen können. Ein charakteristisches Beispiel für diese Art ist die Weise, wie Caemmerers Buch über Clausewitz in Betrachtungen über den ostasiatischen Krieg ausmündet. Die Sammlung ist gediegen ausgestattet und sehr billig im Preis. Jeder Band kart. ℳ 1,50, geb. ℳ 2,25 (Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg).

Die höchste Kraftentfaltung des deutschen Heeres, die Gelegenheit, bei der es in unvergleichlicher Weise das Volk in Waffen darstellte, waren die deutschen Befreiungskriege. Denn diese Tat war von höchster Not geboren, und die gewaltige Erhebung erfolgte aus der tiefsten Schmach. So gibt es auch kaum einen besseren Stoff zu einem Volksbuche, als eine Darstellung dieser Zeit selbstverschuldeter Erniedrigung und selbstverdienter Erhebung. Zahlreich sind ja auch die Versuche, die nach dieser Richtung hin unternommen wurden. Ich kenne keinen so gelungenen, wie das im Verlage von Paul Kittel zu Berlin erschienene zweibändige Prachtwerk „Die deutschen Befreiungskriege, Deutschlands Geschichte von 1806 bis 1815“ von Hermann Müller-Bohn. Die Darstellung des bekannten Verfassers beruht auf gründlichem Studium und verwendet in ausgiebigem Maße zeitgenössische Berichte. Der Verfasser verfügt über bedeutende Sprachgewalt und bietet z. B. in den Schlachtschilderungen Meisterstücke packender Anschaulichkeit. Auch der Geist seines Buches ist von echter Volkstümlichkeit. Das Buch ist in glänzendster Weise ausgestattet. Zu zahlreichen farbigen Bildern und Autotypien nach Gemälden von Karl Röchling, Richard Knötel und Woldemar Friedrich kommt ein ausgedehnter Bildschmuck von Franz Stassen, der hier wohl sein Bestes als Buchschmücker gegeben hat. Vor allem hat er in den zahllosen, nach besten zeitgenössischen Vorlagen gezeichneten Porträts, um die er sinnreiche Rahmen zu stellen verstand, eine bedeutende Arbeit geliefert. Karten, faksimilierte Briefe und Urkunden vervollständigen den Schmuck des Prachtwerkes, das mit seinen zwei stattlichen Bänden eine Zier jedes deutschen Hauses abgeben wird.

Auf andere Kreise berechnet ist die Wiederveröffentlichung eines der grundlegenden Werke deutscher Erziehungslehre. J. B. Basedows „Elementarwerk mit den Kupfertafeln Chodowieckis und anderer“ ist von Theodor Fritzsch in drei Bänden neu herausgegeben worden, von denen die zwei ersten den Text des Werkes, der dritte im wesentlichen die Kupfertafeln enthält. In glänzender Ausstattung in Halbpergamentband 28 ℳ (Ernst Wiegandt, Leipzig). Außer dem kritischen Abdruck der Ausgabe von 1768 sind Einleitungen, Anmerkungen und allerlei Anhänge beigegeben, die u. a. auch die Beurteilungen des Werkes aus alter und neuer Zeit und ungedruckte Briefe bringen. Porträts und Faksimiles treten hinzu, Register erleichtern den Gebrauch des Buches. Das Werk wird natürlich in erster Linie Pädagogen interessieren. Aber nicht nur als historische Merkwürdigkeit, sondern es enthält auch außerordentlich viel lebendige Kraft, die noch heute zu wirken und anzuregen imstande ist. Die Kupfertafeln vor allem sind dann auch in kulturhistorischer und künstlerischer Hinsicht wertvoll. Im wesentlichen wird man aber vor allen Dingen jedem Schulmann durch das Geschenk dieses Buches Freude bereiten.

Ich schließe ein Buch an, das in erster Linie die Teilnahme der Frauenwelt verdient. Allerdings nur in erster Linie. Denn es ist von höchstem kulturgeschichtlichen Werte überhaupt und birgt eine Fülle des künstlerisch Reizvollen: „Die Mode“, Menschen und Moden im 18. Jahrhundert, nach Bildern und Stoffen der Zeit ausgewählt von Oskar Fischel, Text von Max von Boehn (München, F. Bruckmann A.-G., geh. 8 ℳ, geb. 9,50 ℳ). Das Buch setzt das im letzten Jahre erschienene dreibändige Werk über die Mode im 19. Jahrhundert nach der Vergangenheit hin fort und ist in der gleichen Weise wie jene außerordentlich erfolg-

reiche Veröffentlichung angelegt. Der sehr reiche Bildschmuck, der durchweg nur zeitgenössische Vorlagen wiedergibt und vor allen Dingen die rein künstlerischen Schöpfungen berücksichtigt, bildet mit dem Texte ein Ganzes. Das Wort versucht die Menschen der Zeit zu schildern, nicht bloß nach der Art, wie sie ihre Kleider trugen, sondern eben in ihrem gesamten Fühlen und Empfinden. Wir erhalten also eine Kulturgeschichte mit wesentlicher Berücksichtigung des gesamten gesellschaftlichen Treibens, und zwar wiederum „Gesellschaft" als Durchschnitt der besseren Kreise verstanden. Jedenfalls ist auf diese Weise ein reizvolles Ganzes entstanden.

Zum Schluß nur noch der kurze Hinweis auf zwei Anekdotensammlungen. „Dichter- und Schriftstelleranekdoten" hat Tony Kellen gesammelt und als achten Band der bei Robert Lutz in Stuttgart erschienenen Anekdotenbibliothek (ℳ 2,50) herausgegeben. Mit großem Eifer ist aus zahlreichen, vielfach recht entlegenen Einzelwerken hier eine Fülle von charakteristischen Zügen aus dem Leben der Federleute zusammengetragen und ist auf diese Weise eine unterhaltsame, aber auch recht lehrreiche Ergänzung zu jeder Literaturgeschichte zustande gekommen. — „Lachende Masken" nennt Hermann Siegfried Rehm (Concordia, Berlin W. 30, geh. ℳ 2,50, geb. ℳ 3,50) die Parade der berühmtesten Humoristen und Witzgenies aller Zeiten und Völker, die er sich vor uns abspielen läßt. Eine unterhaltsame Vorrede gibt den literaturgeschichtlichen Überblick, und dann sieht sich der Leser einem Feuerwerk des Geistes ausgesetzt, dem er sich um so zuversichtlicher unterziehen darf, als Genieblitze und Leuchtkugeln des Geistes nur dem Griesgram und der Mißlaune gefährlich werden. St.

7. Kinder- und Jugendschriften

Die Kinderliteratur bildete seit jeher einen Hauptbestandteil des Weihnachts-Büchermarktes. Seitdem aber sich auch auf diesem Gebiete moderne künstlerische Bestrebungen recht reichlich bemerkbar machen, scheinen die Verleger noch mehr als früher darin zu wetteifern, jedes Jahr möglichst viel von dieser Buchware auf den Büchermarkt zu werfen. Auch hier gilt es also, sehr vorsichtig zu sichten. Jener Standpunkt, dem Kinde möglichst farbige und phantastische Bilder und möglichst sinnlose und läppische Verse zu bieten, scheint ja — Gott sei Dank! — schon wieder ein überwundener zu sein. Man kehrt zu der guten alten Art mit Recht zurück. Doch die Konkurrenz erzeugt immer wieder ein Streben nach — falscher — Originalität, und so machen auch jetzt noch viele — auch gutgemeinte — Kinderbilderbücher den Eindruck des mühselig Zusammengedachten, des Gesuchten und Gequälten. Auch verdienstvolle Herausgeber und Verleger sind in dieser Hinsicht nicht immer vorsichtig genug. Heute jedoch möchte ich nur von empfehlenswerten Werken reden.

Da ist zunächst der junge Verlag E. Nister, Nürnberg; seine Bücher zeichnen sich durch eine besonders geschmackvolle und feine Ausstattung aus. In diesem Jahr erschien das bekannte „Schöne alte Kinderlieder" — eines der besten neueren Kinderliederbücher, mit Bildern von Adolf Jöhnssen, in neuer Auflage als Volksausgabe. Eine ganz vortreffliche Sammlung für kleine und kleinste Kinder ist das Bilder- und Versbuch „Kinderland, du selig Land". Ich lobe mir diese Bilder, weil sie, in lebhaften, frischen Farben gehalten, doch ganz in der alten, klaren, realistischen Auffassung gezeichnet sind; auch sie sind übrigens von Adolf Jöhnssen, die Lieder sind von Adolf Holst. Für ältere Kinder sind bestimmt eine nach den ältesten Quellen für die Jugend bearbeitete und mit Bildern von Karl Dotzler geschmückte Neuausgabe der „Seltsamen Possen des Till Eulenspiegel", ferner eine für die Jugend von Ludwig Schröder bearbeitete, mit farbigen Radierungen von Rugendas und zahlreichen alten Stichen und Holzschnitten versehene Ausgabe des „Abenteuerlichen Simplizissimus von Grimmelshausen". Ich möchte dieses zuletzt genannte Buch ganz besonders warm empfehlen, es ist ein hochoriginelles Werk — in dieser Bearbeitung und Ausstattung —; die Erzählung

wurde von Ludwig Schröder mit sehr glücklicher Hand und mit feinstem Verständnis für die Dichtung und andrerseits für die Jugend gekürzt; eine Einleitung orientiert über die Bedeutung des Werks und über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in welcher die Erzählung sich bekanntlich abspielt. Die Stiche sind Reproduktionen nach alten Originalen hervorragender Künstler, es sind Porträts, Schlachtszenen u. dgl. — Walter Heichen hat eine Sammlung humor- und gemütvoller Erzählungen von Charles Dickens unter dem Namen „Im Lande der Jugend“ herausgegeben; unterhaltend und belehrend zugleich sind die Schilderungen aus dem Tierreiche von Dr. Kurt Floericke „Die Säugetiere Deutschlands“ und „Die Vögel Deutschlands“.

Dann ist der Verlag Jos. Scholz in Mainz zu nennen. Er gibt eine ganze Reihe herzerfrischender und wundersam in den Motiven, in den Bildern und sonstigem Beiwerk und Schmuck für Kinder geeignete Bilderbücher heraus. Da ist ein Buch von Klara Hepner „Sonnenscheinchens erste Reise“, das in märchenhafter, kindlich-naiver Auffassung eine Reise durch die Welt schildert, — Naturschilderungen wechseln mit komischen und ernsten Szenen aus dem Menschenleben ... (2 ℳ). Da ist ein ganz reizendes dickblättriges Lieder- und Bilderbuch „Eio popeio“ von Arpad Schmidhammer, — ein musterhaftes Buch für kleinste Kinder, voll drastischer Szenen, groß und deutlich hingezeichnet, kräftig im Charakter und in den Farben (3 ℳ). Ebenso geschmackvoll ausgewählt wie sinnvoll und poetisch in den Bildern sind die Sammlungen „Wie ist doch die Erde so schön!“ (Verse von Robert Reinick, Bilder von Hans Schroedter, 1 ℳ), „Die Herzen auf!“ (Verse von Hoffmann von Fallersleben, Bilder von Lena Bauernfeind, 1 ℳ), „Tierbilder“ (2 Bände, von Eugen Oßwald, Verse von Gustav Falke, je 1 ℳ), und endlich die etwas grellen barock-realistischen Reisen mit dem Luftschiff Zeppelins „Die Himmelfahrt des Heinz Sausebraus“ von C. Ferdinands, Bilder von Schmidhammer, und „Fritz und Klas, ein Nordpolspaß“ von Georg Böttticher, Bilder ebenfalls von Schmidhammer (je 1 ℳ). Von weiteren lustigen Büchern des Scholzschen Verlages sind noch neu erschienen „Der verlorene Pfennig, Hans Däumlings seltsame Abenteuer“, von Arpad Schmidhammer (3 ℳ) und „Lustige Märchen“ von Wilhelm Kotzde (3 ℳ). In der Sammlung „Das deutsche Bilderbuch“, die Grimmsche Märchentexte mit ganz aparten, aber echt kindlichen Bildern von namhaften Malern wie Prof. Diez, Ernst Liebermann, R. Scholz, F. Jüttner, A. Münzer, A. Schmidhammer, F. Kunz, Hans Schröder in Markbänden bringt, sind bisher Dornröschen, Marienkind, Aschenputtel, Rotkäppchen, Hänsel und Gretel, Schneewittchen, Frau Holle, Froschkönig und Hans im Glück erschienen; und als besonderer stärkerer Band (3 ℳ) von Siegfried Beck-Hirschberg ausgewählte Sagen und Schwänke von Rübezahl mit prächtigen Bildern von Robert Engels-München. — In demselben Verlage erschienen als Geschenkwerke für die reifere Jugend in der Sammlung „Mainzer Volks- und Jugendbücher“ zwei auch in der Ausstattung sehr geschmackvoll und anheimelnd wirkende, prächtige Erzählungen: „Der Tucher von Köln“ von Joseph Lauff und „Was Michel Schneidewind als Junge erlebte“ von Charlotte Niese. Von dem außerordentlich reichhaltigen, für Kinder jeden Alters berechneten „Deutschen Jugendbuch“ (Herausgeber Wilhelm Kotzde), das Unterhaltendes und Belehrendes in Vers und Prosa unserer besten älteren und neuen Schriftsteller und Künstler bringt, liegt der erste, 192 Seiten starke Band vor (geb. 3 ℳ).

Mit einer sehr reichen Auswahl verschiedenartigster Bilderbücher und Jugenderzählungen erscheint auch diesjährig der Verlag Gustav Weise, Stuttgart. Auch diese Bücher sind durchweg warm zu empfehlen; ich nenne: „Die Freude des Kindes an der Natur“ vom Lehrer Roland Keilhack (Verserzählungen mit farbigen Bildern), „Jungfer Balsaminens Wundergarten“ (Verse und Bilder von Margarete von Olfers), „Wackelsteert der Enterich“ (mit sehr drastischen, lustigen Bildern von

Paul Haase) und — besonders zu empfehlen —: „ABC, die fünfundzwanzig Buchstaben auf ihrer Reise durch die Welt“, mit 40 farbigen Bildern nach Aquarellen von Willy Planck. — Aus der bekannten Sammlung von Erzählungen u. dgl. für die reifere Jugend — desselben Verlages — erwähne ich folgende, zumeist sehr geschmackvoll und eigenartig mit Bildern von Willy Planck u. a. ausgestattete Neuerscheinungen: „Der König der unnahbaren Berge“ (Automobilfahrt durch Australien) von W. Mader, „Onkel Toms Hütte“ (bearbeitet von Ewald Anders), „500 Meter unter der Erde“ (Schilderungen aus dem Bergmannsleben von Paul Albert), „Aus dem Leben eines Sonntagskindes“ (mit reizenden Zeichnungen, Erzählung für junge Mädchen von Gertrud Erhard), „Sonnentage“ (Erzählungen für jüngere Kinder von Berta Clément), „Edelsteine aus der Märchenwelt“ (von A. Nalli-Rutenberg) und „Reineke Fuchs“ (nach der Ausgabe von Gottsched bearbeitet von Theodor Etzel).

Besonders aufmerksam machen möchte ich ferner auf ein Bilderbuch, das im Stile dem berühmten Struwwelpeter nahekommt. Es ist mit vieler naiver Phantasie entworfen und zeugt von innigem Empfinden für die Kindesseele wie von Humor und Gestaltungskraft. Da es ein Anfängerbuch ist, wirkt es hier und da noch ein wenig unausgeglichen, auch gibt der Verfasser noch zu viel des Guten; doch im allgemeinen ist es eine überraschend phantasievolle und originelle Leistung, — ich meine das Buch „Pritsche, Pratsche, Hoppela“, ein' Bubengeschicht' in Bild und Gedicht“ von Theodor Riffarth (Verlag von A. Riffarth, M.-Gladbach, Rheinland). Namentlich in den Zeichnungen von Architekturen, Häuserpartien, Zimmerinterieurs ist das Buch ganz einzigartig, es ist jedenfalls eine vielversprechende künstlerische Leistung.

Hans Benzmann

* * *

Die kritische Bewegung, die sich seit den neunziger Jahren gegen das „Elend unserer Jugendliteratur“ wandte, zusammen mit den Bestrebungen, „Kunst“ ins Leben des Kindes zu bringen, und der allgemeinen Sehnsucht unserer Zeit nach großen Linien und klaren, kräftigen Farben haben auf dem Gebiet des Bilderbuchs und der Jugendschrift erfreuliche Früchte getragen. Das ist vor allem das Verdienst der zahlreichen „Prüfungsausschüsse für Jugendschriften“, denen auch die Zusammenstellung und Herausgabe einer Reihe sehr preiswerter Bücher zu verdanken ist. Außerdem haben eine Anzahl unserer großen Verlagsanstalten sich auf dem Gebiete betätigt und mit allen Mitteln moderner Technik Gutes, zum Teil Vorzügliches geleistet. Es ist nicht möglich, hier alles aufzuzählen. Aus den Erfahrungen der eigenen Kinderstubenpraxis heraus sei hier nur noch auf einiges besonders Brauchbare und Erfreuliche hingewiesen.

Das ältere Buch von Thumann „Für Mutter und Kind“ (Strölfers Verlag, Nürnberg) ist mit seinen köstlichen Bildern zu den alten Reimen wirklich ein Schatz fürs Haus. Unsere Zwei- und Dreijährigen werden glücklich sein, wenn wir die Meggendorferschen Aufstellbilderbücher „Auf dem Lande“ — „Im Sommer“ — „Im Winter“ um sie her auf dem Teppich aufbauen. Ein unzerreißbares „Lustiges Kleinkinderbuch“ von Gertrud Caspari erschien bei Alfred Hahn, Leipzig. Derselbe Verlag hat auch die farbenfrohen, besonders zu empfehlenden Bilderbücher von Gertrud und Walter Caspari: „Kinderhumor für Auge und Ohr“ (*M* 2,80) und „Kinderland, du Zauberland“ (3 *M*) herausgegeben. Originelle Wege, die unsere Kleinen gewiß gerne mitmachen, schlägt Gertrud Caspari in ihrem „Zeichen- und Malbuch“ (*M* 1,25) ein und in einem großen „Anschauungs- und Darstellungsbilderbuch“ (4 *M*). — Beide Bücher, die mit viel Phantasie und Geschick unsere Kinder zu selbständigem Beobachten und selbsttätigem Nachschaffen heranholen wollen, ebenfalls bei Hahn erschienen. Folgende drei Bücher desselben Verlags bieten, jedes auf seine Art, Frisches, Kräftiges, Erfreuliches an Bildern und Versen: „Kuckuck, Kuckuck

ruft's aus dem Wald" — Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben mit bunten Bildern von C. Mickelait (M 2,50). — „Mit Sang und Klang das Jahr entlang", Kinderlieder von Karl Ferdinands, Bilder von Hans von Volkmann und andern (3 M). — „Komische Käuze", Bilder von Elisabeth Schellbach, Text von Adolf Holst (M 2,80).

Auch das im Voigtländerschen Verlag erschienene „Großstadtbilderbuch" von Sophus Hansen erregte durch die Neuheit seines Stoffs und die künstlerische Kraft und Klarheit seiner Bilder großen Jubel in unserer Kinderstube. Ein hier ebenso beliebtes, freilich ganz andersartiges, älteres Bilderbuch: „Eine Hasengeschichte" von Sibylle von Olfers (Gustav Weise, Stuttgart) sei hier ebenfalls empfohlen.

Ein entzückendes Buch bringt der Verlag Löwe-Stuttgart: „Hänschen im Blaubeerenwald", mit Bildern von Elsa Beskow (M 2,50). Vorzügliches gibt derselbe Verlag auch in den billigen Ausgaben der Pletschschen Bilderbücher, deren Holzschnitte neben den vorgenannten bunten Bildern ihren Reiz und Wert behalten. Bisher sind erschienen: „Der alte Bekannte" (M 1,50), „Gute Freundschaft" (90 Pf), „Allerlei Schnickschnack" (M 1,50) und „Malerreise in Bildern" (M 1,50). An dieser Stelle sei auch noch einmal die billige „Ludwig-Richter-Gabe" erwähnt, herausgegeben vom Leipziger Lehrerverein, Verlag von Dürr-Leipzig (1 M). (Von „Ludwig Richters Volkskunst" liegt übrigens neuerdings ein Band vor, in dem Karl Budde-Marburg auf 108 Bilderseiten 422 Richtersche Holzschnitte planmäßig zusammenstellt, um die Kunst des Meisters „vom Keim bis zur Blüte" zu zeigen. Es sind möglichst getreue Wiedergaben der ersten Drucke, auch in der begleitenden Schrift, darunter viele dem Gesichtskreis der Gegenwart völlig entschwundene. Vielleicht eines der reichsten, jedenfalls der lehrreichsten Richter-Albums, die wir haben. Verlag Georg Wigand, Leipzig, kart. M 2,40, geb. M 3,50.)

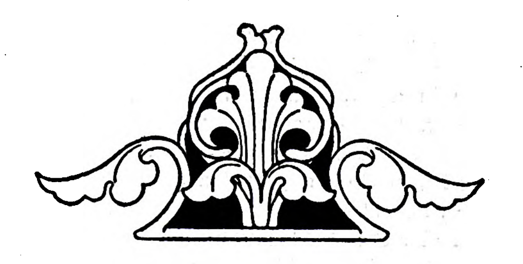
Scharrelmann bringt bei Janßen-Hamburg zwei kleine, billige Bände „Ein kleiner Junge" und „Aus Heimat, Kindheit und glücklicher Zeit", die in Text und Illustration Einfaches, Anschauliches, Gutes für etwa sieben- bis zehnjährige Kinder bieten. Für ältere Kinder wieder allerlei Anregendes und Erfreuliches an Erzählungen und Biographien bei Löwe-Stuttgart, darunter in billigen, reich illustrierten Volksausgaben das Lebensbild der Königin Luise von Preußen von G. Gramberg (3 M), ein „Seppelinbuch" von E. P. A. Roland (2 M, elegante Geschenkausgabe 3 M) „Nansens Erfolge", Ergebnisse seiner letzten Nordpolexpedition an Bord des „Fram", von Eugen von Enzberg (Volksausgabe 3 M, elegant geb. M 4,50) und die Brüningschen Bücher „Wunder aus dem Pflanzenreiche" und „Wanderungen durch die Natur" (3 M). Schaffstein-Köln verlegte die Kreidolfschen Bilderbücher, von denen mir die „Blumenmärchen" (Volksausgabe M 1,25) am besten gefallen. In demselben Verlag „Miaulina", Märchen von Dammheißer, die kräftigen, lustigen Buntbilder von Diez. Für unsere Schulkinder aber können wir nach Herzenslust und in weiser Rücksichtnahme auf ihr Alter und ihren Geschmack unter den „Volksbüchern" des Schaffsteinschen Verlags auswählen, die in vorzüglicher Ausstattung durchweg Gutes und Erprobtes an Jugendlektüre bringen (zum Preise von 1—3 M), darunter unsere besten Märchen und Volkssagen, die Cooperschen Bücher, Gullivers Reisen, Eduard Mörikes „Stuttgarter Hutzelmännlein", Maryatt, Caspari, Mügge, die Nettelbecksche Lebensbeschreibung, den „Kleinen Lord" von Burnett, auch einiges Neue an Märchen und Geschichten. Besonders gut gefällt uns die Sammlung von ältern und neuern Gedichten „Steht auf, ihr lieben Kinderlein", ausgewählt von Gustav Falke und Jakob Löwenberg (2 M, geb. 3 M, bei Schaffstein). Jede Mutter sollte sie sich zu Weihnachten wünschen. Ein erfreuliches Buch für große und kleine Kinder ist auch „Das Haus in der Sonne" (Langewiesche, Düsseldorf), des Schweden Larsson sonniges, farbenfrohes Heimatsbuch. An das Jugendalter, trotz seines fast gelehrten Notizenanhangs,

wendet sich auch eine ältere schöne Sammlung deutscher und nordischer Märchen aus dem Reiche der Riesen und Zwerge, Elfen, Nixen und Kobolde unter dem Titel „Elfenreigen“ von Villamaria, die in neuer, der achten, Auflage in modernisierter Ausstattung (Bildschmuck von Ludwig Koch-Hanau) soeben bei Otto Spamer, Leipzig, erscheint. Die Sammlung selbst, deren Verfasserin 1895 gestorben, ist unverändert geblieben. Zum Schluß seien hier allen musikalischen Müttern und ihren singelustigen Kindern empfohlen die beiden Bände von „Unser Liederbuch“ (Mainz, B. Schott Söhne), die Sammlungen deutscher Kinderlieder, die der Verlag von Jos. Scholz, Mainz, mit Bildern von Ernst Liebermann unter dem Titel „Kindersang — Heimatklang“ herausgibt, und „Sang und Klang fürs Kinderherz“ von Prof. Engelbert Humperdinck, Bilder von Paul Hey (Berlin, Neufeld & Henius, 4 M, in Prachtband 6 M), ebenfalls eine Sammlung Kinderlieder, die in der kurzen Zeit seit ihrem Erscheinen bereits in 28 000 Exemplaren verkauft worden ist.

Klara Prieß

* * *

Noch zwei neue Märchenbücher moderner Erzählerinnen seien erwähnt: Im Buchverlag der „Hilfe“ ist ein sehr sinniges Buch „Aus des Tannenwalds Kinderstube“ von Sophie Reinheimer mit zeichnerischem Schmuck von Rich. Grimm-Sachsenberg erschienen (geb. 3 M), und im Verlag von Dr. Wedekind & Ko., Berlin und Leipzig, „Märchenfäden“ von Hildegard Neuffer-Stavenhagen, worin die Schicksale bekannter Märchengestalten, wie des Zauberlehrlings oder des geohrfeigten Küchenjungen aus dem Dornröschen ganz wundersam weitergesponnen werden. Oskar Herrfurth-Weimar hat das Buch sehr schön illustriert (Preis 3 M).





Die Wandgemälde Hugo Vogels im Hamburgischen Rathaus

Manches Gute wurde den Hamburgern fast gegen ihren Willen zuteil. So auch die Wandgemälde im Rathaussaal. Wer früher diese Auswüchse architektonischer Geschmacklosigkeit mit ihrer bunten Verzierung betrachtet hat, wird angenehm überrascht sein durch den einheitlichen mattgoldnen Schimmer, der heute den Eintretenden prunkvoll einladend empfängt; er wird mit Befriedigung viele Verunstaltungen entfernt sehen, die sich ihm vor Jahren aufdrängten. Es lohnt sich nun, einen kurzen Rückblick auf die Entstehung der Ausschmückung zu werfen, die in vieler Beziehung charakteristisch für die hiesigen Zustände ist.

Der erste Künstler, den man mit den Wandgemälden betraute, war Geselschap. Die Ausführung seiner konventionellen Kompositionen im Plakatstil wurde durch seinen Tod verhindert und entzog sich so der Kritik kommender Geschlechter. Dasselbe Schicksal ereilte seinen Nachfolger, den Hamburger Karl Gehrts. Auch er starb über sein Werk hinweg. Wahrscheinlich wollte die besorgte Hammonia durch diese Menschenopfer ihre Ratsherren vor einem ernüchternden Anblick bewahren. Darauf entschloß man sich zu einem Preisausschreiben, dessen schlechte Resultate aber die Austeilung des ersten Preises unmöglich machten. Die Künstler brachten es nicht fertig, im Rahmen der aufgestellten Ansprüche etwas Gutes zu schaffen. Und auch Prof. Hugo Vogel, der sodann unabhängig vom Preisausschreiben, an dem er sich nicht beteiligt hatte, mit der Ausführung der Wandgemälde betraut wurde, mußte es ablehnen, den Wünschen der Hamburger zu entsprechen, die sich um historische, theatralische Darstellungen drehten. Er übernahm den Auftrag erst, nachdem seine eigenen Kompositionsvorschläge genehmigt worden waren. Aber auch dann galt es noch, manchen heißen Kampf gegen die hergebrachte Meinung zu fechten. Noch im letzten Augenblick wollte Hugo Vogel seine Arbeit unvollendet im Stiche lassen, bis man sich entschloß, das prunkvolle Portal, dessen geschmacklose Überreste noch heute anspruchsvoll dastehen, um einen erheblichen Teil zu vermindern und dafür seine Gemälde in nochmals veränderter Gestalt zur Wirkung kommen zu lassen. Auch die einheitliche Kolorierung der Decke, der Wandarchitektur, sowie die dezente Ummalung der Fenster sind dem energischen Vorgehen Vogels zu verdanken. So besitzt Hamburg heute eine Stätte, die ein Atem hoher Kunst harmonisch durchweht, in der sich Architektur und Malerei zu einem festlichen Milieu verbinden. Und die volle Anerkennung, die ihrem Schöpfer hier überall zuteil wird, versöhnt uns mit manchem Widerstand, den er dabei zu überwinden hatte, und mit den Gefahren, die über seinem Werke schwebten.

Der Hamburger Rathaussaal bildet einen langgestreckten Raum, dessen drei geschlossene Wände von der gegenüberliegenden Galerie belichtet werden. Diese eigentümliche Bauart ermöglichte es, eine Reihe von fünf zusammenhängenden Bildern durchzuführen, die von links nach rechts die aufsteigende Entwicklung Hamburgs von der Urzeit bis zur Gegenwart berühren. Schon äußerlich konnte dieser fortlaufende Zusammenhang durch lineare, landschaftliche Linien sich kennzeichnen, ohne den Eindruck eines Panoramas zu machen, da räumlich ein Anfangs- und Endpunkt gegeben war. Wie aber einerseits Motiv und Raum vom Beobachter eine Bewegung des Auges von links nach rechts, von den Anfängen bis zur Neuzeit, verlangten, mußte die Aufmerksamkeit anderseits zuerst die Mitte der Bilderreihe treffen, weil sich auf sie das von außen einfallende Licht konzentrierte. Hugo Vogel löste diesen scheinbaren Widerspruch dadurch, daß er zum hellsten Licht die leuchtendsten Farben fügte und damit inhaltlich den Höhepunkt der Entwicklungsreihe: die Eroberung des Heidentums durch die christliche Kultur zum Ausdruck brachte. Um aber das Auge über Ausgangspunkt und Ende nicht zu irritieren, setzte er links mit tiefvioletten Farben aus der äußersten Minusseite des Spektrums ein, die von breiten scharfen Linien gebunden erscheinen. Nach rechts lichten sich dann die Farben auf, gehen vom bläulichen Silberschimmer zum gelblichen Glanze über, und die Linien zerstreuen sich, um im letzten Bilde des heutigen Hafens weich in den ewigen Nebelschleier zu zerfließen. Es läßt sich dabei aber nicht übersehen, daß diese aufsteigende Entwicklungsidee, wie sie das Motiv mit sich brachte, der malerischen Wirkung unzuträglich war, und daß die großzügige, meisterhafte Anlage, die das erste Bild aufweist, sich leider im Laufe der andern abschwächte. Der Eindruck der Wandung, der in der Urzeit hervorragend vermittels stumpfer Farben beibehalten bleibt, geht später etwas verloren und nähert sich mehr dem Charakter von Bildern in Rahmungen, die einen Ausblick ins Freie gewähren. Der Unterschied hätte entweder nicht so stark sein dürfen, wie wir ihn z. B. gleich beim zweiten Bilde im Gegensatz zur Behandlung des ersten empfinden, oder es hätte noch kräftiger zu Anfang eingesetzt werden müssen.

Was nun die einzelnen Bilder betrifft: nicht historische Geschehnisse erinnern, wie es zuerst beabsichtigt war, an die Komödie des bunten Lebens und zerstreuen den Beobachter durch pomphafte Aufzüge und theatralische Nervenreize. Vielmehr der dieser Gegend eigentümliche Grundcharakter, der Menschen und Natur zu einem einzigen Gefüge eng und schwer verbindet, soll uns von den Wänden entgegenwehen: jene innere Naturanlage, die alles äußere Geschehen, die Geschichte eines Volkes, erst bestimmt und kennzeichnet. Zu keiner Zeit verleugnet sich in diesem Volke die landschaftliche Umgebung, aus der es hervorging, die Luft, die es einatmete. Auch die fünf Wandgemälde Hugo Vogels sind linear durch den landschaftlichen Hintergrund verbunden, dessen durchlaufenden Horizont der Elbstrom bildet. Und überall bewegt sich die Stimmung aus einem feinen blaugrauen Silberschimmer, der diesen Landstrich stetig umschleiert. Das erste Bild zeigt die ideale Urlandschaft Hamburgs, den Hügel, auf dem jetzt das Johannäum steht. Aus stumpfen, zurückhaltenden Farben ragen in gesättigtem Violett mächtige Baumgruppen empor, ergießt sich die Alster aufleuchtend in die Elbe. Scharfe, wuchtige Linien überwältigen den Beobachter und zwingen ihn, den Traum der Vergangenheit als Wirklichkeit, Erlebnis hinzunehmen. Sie bewegen sich in jenen herben, schroffen Abbiegungen, umschließen jene dunkelfarbigen Töne, aus denen die ersten Anfänge menschlicher Betätigung in unsrer Vorstellung aufzutauchen pflegen. Aber schon auf dem zweiten Bilde ist alles lichter Morgennebel: wir finden den Menschen bemüht, die Natur sich nutzbar zu machen. Fischfang und Viehzucht gaben die erste Grundlage zum zufriedenen Bürgerwohlstand Hamburgs. Im Hintergrunde richtet sich ein im Bau begriffenes Boot empor, es ragt in seiner unvollendeten Gestalt so stolz und sicher in die feuchte Luft, als ahne es bereits, was einst aus seiner einfachen Form hervorgehen würde. Dann aber leuchtet es hell und feierlich aus dem dritten Bilde, das die Eroberung des Heidentums durch die christliche Kultur bedeutet. Das hellste Silberweiß ist hier in den Gewändern der Geistlichen verausgabt, in das sich der leichte Goldschimmer des

von ihnen getragenen Reliquienkästchens mischt. Als handelnde Gegensätze zur geistlichen Macht sehen wir links die Waffenträger, rechts die den Worten des Priesters lauschende Bevölkerung. Wir werden an das Mittelalter, an die Eroberung Hamburgs durch Karl den Großen erinnert. Damals wußte man noch nicht, daß hohe Gedanken sich nicht mit drohender Waffengewalt dauernd aufzwingen lassen. An dies Bild schließt sich als viertes die hamburgische Renaissance: der Seehandel ist hier bereits in voller Blüte, und lebhafter ergießen sich die Wasser der Elbe in den Hafen, der uns im letzten Bilde in seiner heutigen Gestalt begrüßt. Der ganze künstlerische Gestaltungsgedanke ergießt sich gleich dem Strome in das jedem Hamburger vertraute Stimmungsbild, das dumpf die gigantischen dunklen Schiffskörper durchschwimmen, während aus Rauch und Qualm der hell leuchtende Himmel hinauslockt ins offne Meer, in die weite Fremde.

Hugo Vogel hat etwa vier Jahre gebraucht, um sein Werk zu beenden. Nun wird er wieder nach Berlin zurückkehren. Hamburg aber ist durch die glückliche Wahl des Künstlers zu einem Prunksaal gelangt, dessen bildlicher Schmuck durchaus auf der Höhe der Zeit steht. Im luftigen Kolorit, in der dezenten Behandlung der Einzelheiten zeigt Vogel sich vom Geiste der modernen Kunst getragen. Die Ruhe, die durch alle Handlungen geht, vermeidet die übliche Gefahr, der sonst unsre heutigen Wandgemälde in erster Linie ausgesetzt sind: daß sie die Aufmerksamkeit der Eintretenden zu stark auf sich selbst leiten. Ohne die Zuschauer, wenn sie sich versammeln, um große Ereignisse der Stadt im Rathaussaale zu feiern, vom Augenblick abzulenken, werden sie ihnen doch stets den Hintergrund einer vertieften Stimmung ermöglichen, aus der alle Geschehnisse weihevoller durch die Seele ziehen, aus der sie dauernd und fest sich dem Gedächtnis einprägen.

Curt Bauer



Weihnachtsgaben vom Kunstmarkt

1. Bilderwerke

Das Lebenselement der Malerei, ihr ursprünglichstes und eigentümlichstes Gestaltungsmittel ist die Farbe. Wer kein näheres Verhältnis zur Farbigkeit bekommt, sich nicht in ihre Wirkungskräfte, in diese ganze Welt einzuleben vermag, wird niemals ein tieferes Verständnis für Malerei erreichen. Es war immer der schwer gefühlte Mangel alles Kunstunterrichts, daß er ohne dieses farbige Anschauungsmaterial gegeben werden mußte. Ja das ganze Kunststudium ist dadurch auf ein Feld gelenkt worden, auf dem nur eine letzterdings doch unfruchtbare Theorie gut gedeihen konnte, während die Genußfähigkeit verkümmerte. Die Entwicklung des Dreifarbendruckes zu einer nicht allzu teuren Reproduktionstechnik hat hier Wandel geschaffen. Freilich ist solch ein Farbendruck immer nur Notbehelf, auch bei sorgfältigster Herstellung bleibt er dem Original viel schuldig. Aber immerhin, er hat die Treue der Maschine; er bleibt dem Original manches schuldig, aber er verfälscht es nicht. Man wird eigentlich nur dann das Fehlende gewahr, wenn man die Wiedergabe gleichzeitig mit dem Original betrachtet. Jedenfalls ist er ein unschätzbares Mittel für das Studium und bietet überdies die Möglichkeit, die Kunstschätze der ganzen Welt in die einsame Kammer eines abgelegenen Dörfleins hineinzutragen.

In großartigstem Maßstabe übt diese Popularisierungsarbeit unserer Kunstschätze der Verlag E. A. Seemann in Leipzig, der für ausgedehnte Bilderwerke eine Art zeitschriftförmiger Veröffentlichung gefunden hat, durch die auch dem minder Bemittelten der Erwerb seiner Veröffentlichungen möglich gemacht ist. Innerhalb weniger Jahre hat sich auf diese Weise ein Material von mehreren hundert guter, auch in der Größe ausreichender farbiger Wiedergaben älterer und neuerer Kunst aufgehäuft, das im Sammelwerke ein köstlicher Betrachtungs-

stoff und eine vorzügliche Ergänzung zu jeder kunstgeschichtlichen Darstellung ist, außerdem aber in einer großen Zahl dieser Blätter einen willkommenen Wandschmuck abgibt. Die Seemannschen Farbendrucke sind denn auch heute wohl jedermann bekannt, und die Kritik hat nur die Aufgabe, immer wieder darauf hinzuweisen und vor allen Dingen auch beim Mittelstande die systematische Sammlung dieser Bilder anzuregen. Sie geschieht am besten durch Abonnement auf die Veröffentlichungen, bei denen allmonatlich ein Heft zu 2 ℳ geboten wird, das je fünf oder sechs farbige Wiedergaben mit erläuterndem Text und außerdem noch wertvolle Aufsätze über künstlerische Kulturfragen enthält. Die eine Sammlung, „Meister der Farbe“, beschränkt sich fast ganz auf zeitgenössische Kunst und bringt, sicher mit großen Opfern, meistens recht bald nach dem Bekanntwerden die größte Zahl jener Werke, die bei Ausstellungen besondere Aufmerksamkeit erregen. „Die Galerien Europas“ führen dann die wichtigsten Schätze alter Kunst uns vor. Der jetzt laufende Jahrgang schürft aus dem unvergleichlich ausgiebigen Horte der Florentiner Galerien. Gerade hier sind die textlichen Beigaben aus der Feder Corrado Riccis, des Generaldirektors der italienischen Galerien, musterhaft. Gelehrsamkeit und Schaulust einen sich bei diesem Manne aufs beste. — Mit der zwanzigsten Lieferung zum Abschluß gebracht ist das Werk „Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts“. Die hundert Bilder wecken ein Gefühl von der beglückenden Fülle des deutschen Kunstschaffens im angegebenen Zeitraume. Was die große Jahrhundertausstellung ihren Besuchern brachte, ist hier dauernd festgelegt: die Tatsache, daß es in dieser ganzen Zeit eine eigenartige, eben deutsche Kunst gab, daß diese, bei aller natürlichen Hinneigung zu seelischen und geistigen Inhalten, auch von ganz hervorragenden malerischen Werten war. Auch hier ist jedem einzelnen Bilde ein Begleittext beigegeben, der alles Wichtige über die Biographie des betreffenden Künstlers beibringt und die Stellung des einzelnen Bildes festzulegen sucht. Außerdem aber schildert Franz Dülberg in einer ausgiebigen Studie den großen Entwicklungsgang und weist die nach allen Seiten hin strahlenden Bestrebungen deutschen Künstlertums im 19. Jahrhundert nach. Dieses Werk ist auch gebunden zum Preise von 50 ℳ zu beziehen und ist in dieser Form eines der schönsten Geschenke für jeden deutschen Kunstfreund.

Als eine durchaus den Zeitgenossen gewidmete Ergänzung dieser Werke kann man eine im Verlag der Rheinlande zu Düsseldorf erscheinende Sammlung „Deutsche Maler“ bezeichnen, von der bis jetzt acht Hefte vorliegen, die außer einer illustrierten Abhandlung über den betreffenden Künstler je eine farbige und vier autotypische Wiedergaben nach seinen Werken bringen. Die Hefte, deren jedes 1 ℳ kostet, sind aus der Zeitschrift „Rheinlande“ hervorgegangen, und so begrüßenswert es ist, daß die Schätze, die ja in alten Zeitschriftjahrgängen meistens ver- und begraben sind, auf diese Weise lebendig erhalten werden, so müßte dann doch der Herausgeber etwas mehr dazu tun, den Charakter der Zeitschriftenveröffentlichung zu beseitigen, so daß nicht, wie es hier der Fall ist, die Abhandlung über einen Künstler damit beginnt, daß „sein Name den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt“ ist. Mir liegen vier Hefte vor, die den Malern Georg Daubner, Friedrich Keller, Walter Georgi und Otto Fischer gewidmet sind. Bei Walter Georgi fehlt ein für seine besondere Art wirklich charakteristisches Bild, und auch darin zeigt es sich, daß man nicht einfach aus der Zeitschrift übernehmen darf. Denn diese hat ja jedenfalls schon längst auch die anderen Richtungen von Georgis Schaffen vorgeführt. Wenn also das Unternehmen sein schönes Ziel, Künstler unserer Zeit einem weiteren Publikum nahezubringen, erreichen soll, so muß es von den Zufälligkeiten der Zeitschriftenveröffentlichung in höherem Maße befreit werden.

Kehren wir zu den größeren Bilderwerken zurück, so ist zunächst die erfreuliche Mitteilung zu machen, daß die Sammlung „Hanfstaengls Malerklassiker, Die Meisterwerke der bedeutendsten Galerien Europas“ um einen Band, den siebenten, vermehrt worden ist, der die Schätze der Petersburger Eremitage erschließt. 239 durchweg ganzseitige Tondruckbilder nach den rühmlichst bekannten Aufnahmen

des Verlages zeigen alle bedeutenderen Werke dieser herrlichen Sammlung, deren Hauptstärke in einer Reihe der schönsten Rembrandts beruht. Aber auch sonst ist die niederländische und flämische Kunst sehr reich vertreten; von den Spaniern ist Murillo mit einer großen Zahl seiner schönsten Arbeiten zur Stelle; Italiener und Deutsche ragen weniger durch die Zahl als durch die Güte der vorhandenen Werke hervor. So ist es eine Fülle des Schönsten, was der handliche, glänzend ausgestattete Band vereinigt. Baron Nikolaus Wrangell schickt in einer gedrängten Einleitung die Geschichte der Galerie voraus und beleuchtet die Bedeutung ihres Besitzes. In Anbetracht des Gebotenen ist der Preis von 12 ℳ mäßig.

Von der bei uns schon oft empfohlenen Sammlung der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart), die jetzt auf fünfzehn Bände angewachsen ist, sind zwei Bände noch nicht besprochen worden. Sie bringen beide Künstler des Quattrocento: den Florentiner Donatello und den aus Deutschland stammenden Altniederländer Hans Memling. Donatellos, des Übergewaltigen, von höchster geistiger und körperlicher Kraft strotzende Werke sind in 277 Abbildungen von Paul Schubring herausgegeben (8 ℳ). Da es sich um Plastik handelt, wirken die scharfen Reproduktionen ganz ausgezeichnet. Die Einleitung führt tief in das Wesen der Kunst Donatellos ein. Es wäre freilich erwünscht gewesen, wenn die Altersperiode mit gleicher Ausführlichkeit behandelt worden wäre wie die beiden früheren, zumal sich dabei die Einwirkung der Antike auf einen so außerordentlich selbständigen und im tiefsten Studium der Natur wurzelnden Mann hätte nachweisen lassen. Donatello ist ja seit etwa zwanzig Jahren, der fünfhundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, vielfach Mode geworden. Wer jemals das Glück gehabt hat, seinen zahlreichen Werken in Florenz gegenüberzustehen, wird allerdings so tiefe Eindrücke empfangen haben, daß er es überhaupt nicht begreift, wie eine solche Kunst in der Wertschätzung Schwankungen unterworfen sein kann. Jedenfalls ist dieser Band sehr dazu angetan, den Sinn für große Plastik wie für Plastik als „Ausdruck seelischen Lebens" zu steigern und so über die Bedeutung des Schaffens des einzelnen Mannes hinaus kunsterzieherisch zu wirken. — Auch des Altniederländers Memling Bilder kommen in der einfarbigen Wiedergabe ganz gut heraus, weil seine Wirkung nicht auf zarten Lichtwirkungen und weichen Tonübergängen beruht. Ihm dienen die in starken Lokaltönen eingesetzten Farben zur Erzielung eines beglückenden Harmoniegefühls, so daß das Bild durch seine Farben geschlossen und rein wirkt wie ein voller musikalischer Akkord. Den geistigen Ausdruck dagegen, den eigentlichen Inhalt des Bildes nach jeder Richtung hin bringt die Zeichnung. Diese wird uns ungeschwächt durch die Wiedergabe vermittelt. Ich glaube, der heutige Mensch wird am ersten von Memlings „Bildnissen" aus den Weg zu diesem Künstler finden. Diese außerordentliche Treue gegenüber dem Naturvorbilde gibt dem Künstler die Fähigkeit, ganze Menschen auch in ihrem geistigen und seelischen Leben uns nahezubringen. Die nächste Stufe sind jene Darstellungen heiliger Vorgänge, bei denen Maria mit Engeln oder Heiligen in ruhigem Zustande dargestellt werden. „Sacra conversazione", heilige Unterhaltung, nannten die Italiener derartige Bilder, wobei die „Unterhaltung" eigentlich in einem ruhigen Beisammensein liegt. Bei den erzählenden Bildern Memlings aber fällt es uns auch nicht schwer, die für unser heutiges Gefühl oft ungelenke Zeichnung zu vergessen, wenn wir von jenen Einzelheiten in den Bildern ausgehen, in denen der Künstler den nahen Zusammenhang mit der Natur zu wahren versucht durch die Einfügung von lebensgetreuen Bildnissen oder die Abschilderung genrehafter Szenen. Es ist alles mögliche getan, um die Werke dem Beschauer nahezubringen. Die großen Flügelaltarbilder sind auf eingeschlagenen Blättern zusammengestellt, zahlreiche Detailausschnitte ermöglichen ein eingehendes Studium. Die warmherzige Einführung aus der Feder Karl Volls hilft auch dem Nichtfachmann ein richtiges Verhältnis zu dieser Kunst zu finden. So wäre die Anschaffung des Bandes nicht nur für Kunsthistoriker, sondern auch für den Kunstliebhaber zu wünschen (7 ℳ). Denn es ist dringend notwendig, daß wir in ein näheres Verhältnis zu unserer alten deutschen Kunst kommen.

Wie beschämend äußerlich dieses Verhältnis des deutschen Volkes, die berufsmäßigen Kunsthistoriker mit eingeschlossen, zu seiner eigentümlichen Kunst ist, führt in schlagender und außerordentlich temperamentvoller Weise Franz Bock in den ersten Abschnitten seines „Matthias Grünewald“ (München, Georg D. W. Callwey, 4 ℳ) aus. Das Buch ist der erste Teil einer Grünewaldmonographie und behandelt „des Meisters Ruhm, Werke und Bedeutung“. Es ist mit 29 Abbildungen im Text und 19 Vollbildern geschmückt. Leider ist keines der letzteren farbig, und kein anderer Künstler bedürfte so der farbigen Wiedergabe wie unser größter deutscher „Maler“. Denn das ist Grünewald. Und er ist darüber hinaus wohl auch der urdeutscheste Künstler, der am wenigsten von außerdeutschen Strömungen des geistigen und seelischen Lebens beeinflußte. Das alles führt Bock in einer frischen, überzeugenden Form aus. Daß dabei zuweilen bei der Bewertung anderer nicht jeder Wert peinlich abgewogen wird, ist leicht begreiflich und entschuldbar und soll dem Verfasser um so weniger nachgerechnet werden, als er ein wirklich großes und echt volkstümliches Ziel mit seinem Buche verfolgt.

Glücklicherweise wächst die Teilnahme für unsere alte Kunst mit jedem Jahre und damit mehren sich auch die Mittel, die auch dem nicht an den Quellen Sitzenden und nicht über große Schätze Verfügenden das Studium dieser Kunst ermöglichen. So liegen gleich drei neue Veröffentlichungen über Dürer vor. Im Auftrag der Lehrervereinigung für Kunsterziehung zu Nürnberg und mit Unterstützung der Heimatstadt Dürers hat Dr. Friedrich Rüchter in großem Folioformat veröffentlicht: „Albrecht Dürer, sein Leben und eine Auswahl seiner Werke mit Erläuterungen zu den einzelnen Blättern“ (50 Tafeln und Bilder im Text und ein Farbendruck, Verlag von Fr. Seybold, Buchhandlung in Ansbach). Auf gutem Kunstdruckpapier gedruckt, kostet dieses stattliche Heft ℳ 1.80. — Daneben gibt es noch eine besonders sorgfältig hergestellte Geschenkausgabe für 3 ℳ. Ich wünsche dieser Veröffentlichung weiteste Verbreitung. Sie ist ganz hervorragend geeignet, der Jugend, aber auch jedem deutschen Hause unseren großen Meister nahezubringen. Die Schilderung des Lebensganges ist bei aller Knappheit lebendig und ausgezeichnet durch ausgiebige Benutzung der Briefe Dürers. Die Erklärungen zu den Bildern leiten ohne Phrasen zum Sehenkönnen an. Die Auswahl der Bilder ist charakteristisch, die Wiedergabe gut. — Schon mehr an den Liebhaber wendet sich die faksimiletreue Wiedergabe der Handzeichnungen Albrecht Dürers aus dem Gebetbuch des Kaisers Maximilian, die unter dem Titel „Gott und Welt“ im Verlage von Fritz Heyder in Berlin erschienen ist (3 M). Es war ein glücklicher Gedanke des Verlages, in die Rahmenleiste jene Würdigung dieser Zeichnungen einzudrucken, die Goethe 1808 darüber brachte. Kurz zuvor hatte ihm sein Freund Jakobi aus München die erste lithographisch hergestellte Wiedergabe dieser Zeichnungen übersendet, und diese Lebensbekundung deutscher Art hat auf Goethe ähnlich gewirkt wie des Knaben Wunderhorn. „Man hätte mir so viel Dukaten schenken können, als nötig sind, die Blätter zuzudecken, und das Geld hätte mir nicht so viel Vergnügen gemacht als diese Werke“, heißt es in dem Dankbriefe an Jakobi, und seiner Besprechung fügte er die briefliche Mitteilung an den Herausgeber der Jenaer Literaturzeitung bei: „Der Fall kommt so selten, daß man von ganzem Herzen und mit vollen Backen loben kann.“ Wo der Große so begeistert geschrieben, können wir anderen uns das Loben füglich ersparen; so genüge auch hier der Hinweis auf die schöne Veröffentlichung. — Das dritte Dürerwerk, von dem ich zu berichten habe, wendet sich hauptsächlich an die Künstler. „Albrecht Dürers Unterweisung der Messung“ ist um einiges gekürzt und neuerem Sprachgebrauch angepaßt von Alfred Peltzer im Verlag der Süddeutschen Monatshefte zu München neu herausgegeben worden (6 ℳ). Hans Thoma, der die Veranlassung zu diesem Neudrucke gegeben, begründet in einem überzeugenden Vorworte die Bedeutung dieses Buches auch für die Gegenwart. Ihm selbst war 1870 in seinen Kampfjahren zu München die Sachlichkeit Dürers im Vergleich zu den vielen Kunsthändeleien wahrhaft erquicklich. „Hier war eine Weisung, wofür sich der Künstler hauptsächlich zu bemühen habe, wenn er es lernen will, sein

luftiges Gebilde mit materiellen Mitteln glaubwürdig vor Augen zu stellen." Und als Thoma nun selbst zum Lehrer berufen worden war, trat der Gedanke des Neudruckes, den er schon in jenen Münchener Jahren erwogen, ihm aufs neue lebhaft nahe. „Es kam mir in den Sinn, wie die Grundlagen, die Dürer gibt, gar manchem Schüler von erzieherischem Nutzen sein könnten, und daß wohl die Akademien gut daran tun würden, dem Wissen vom Raume, wie er nur in Geometrie und Perspektive gegeben ist, wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Dürer fordert die klare Ausbildung des räumlichen Denkens und Empfindens, welches ja jeder zur bildenden Kunst Berufene als Talent mit auf die Welt zu bringen hat. Da gedachte ich wieder, daß man doch die Dürerschen Schriften für die Kunsterziehung nutzbar machen sollte. Geometrisches und perspektivisches Klarlegen des Raumes sollte auf der Akademie nicht nur so nebenher als Hilfswissenschaft gehen, sondern es müßte zu einer Grundlage, gewissermaßen zu einer Logik der Raumvorstellung, des Raumgefühles werden, von denen aus das Bilden geleistet wird, dann könnte die Malerei aus dem Banne der bloßen Naturnachahmung — aus diesem Zufall des Geschehens befreit, zu einer idealen Raumschöpfung gelangen, es könnte dadurch einer Verflachung, wie sie sich durch die photographische Anschauungsweise so leicht herstellt, vorgebeugt werden; ein willensfrohes bewußtes Schaffen, ein Aufbauen von Grund aus könnte aus diesem derart geklärten Raumgefühl hervorgehen, losgelöst von dem mechanischen Zergliedernwollen zufälliger Naturerscheinung, indem es dieselben aufnehmen und ihnen Sinn und Zweck geben könnte." Die Neuausgabe, die natürlich alle Zeichnungen des alten Originals bringt, ist sehr gut und übersichtlich gedruckt. Wenn ich übrigens oben sagte, daß das Buch hauptsächlich für Künstler bestimmt ist, so soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch der Kunstfreund von der Lektüre großen Nutzen und doch auch vielen Genuß haben wird. Denn so trocken die Materie an sich ist, einerseits dringt an vielen Stellen, z. B. wenn er ein Grabdenkmal für einen Saufbruder entwickelt, der kernige Humor des Altmeisters durch, und dann ist es über den erzieherischen Wert hinaus geradezu wohltuend, wenn man sieht, wie hier aus einem tiefen Ernst und unbedingter Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit heraus zur größten Kunstfreiheit gelangt wird.

Will man bildenden Künstlern eine besonders erfreuliche und nützliche Weihnachtsgabe bereiten, so füge man diesem Buche Dürer noch eine andere Neuerscheinung hinzu: „Leonardo da Vinci, Traktat von der Malerei". Nach der Übersetzung von Heinrich Ludwig neu herausgegeben von Marie Herzfeld (Jena, Eugen Diederichs, 10 M, geb. 12 M). Das Buch, über dessen grundsätzliche und natürlich über jede Kritik erhabene Bedeutung nichts zu sagen ist, war jahrelang vergriffen und wird hier in der Anordnung geboten, die der erste Übersetzer, der ja auch eine große kritische Ausgabe dieses Teiles der Werke des großen Italieners veranstaltet hat, für den praktischen Gebrauch getroffen hatte. Die durch ihr früheres Buch „Leonardo da Vinci der Denker" bestens bewährte Herausgeberin hat im Kommentar alles nach dem Stande der heutigen Forschung ergänzt, und so ist hier in der Tat allen jenen Künstlern, die aus den Wirrungen der heutigen Kunstanschauung hinaus zur Klarheit streben, ein trefflicher Führer in leicht erreichbare Nähe gerückt. Möchten diese beiden zuletzt genannten Werke von Dürer und Leonardo in unserer Künstlerschaft recht weite Verbreitung finden zum eigenen Nutzen der Schaffenden und damit zum Heile der Kunst!

Es ist hocherfreulich, daß gerade unsere Lehrervereinigungen in den letzten Jahren sich so sehr um die Verbreitung guter Kunst bemühen. Der Jugendschriftenausschuß des Düsseldorfer Lehrervereins, der schon mehrere Hefte altdeutscher Kunst herausgegeben hat, bietet als neue Gabe „Zwanzig Federzeichnungen altdeutscher Meister aus dem Besitz des Königlichen Kupferstichkabinetts zu Berlin" (Berlin, Fischer & Franke, 1 M). Jaro Springer hat die Blätter, die von Schongauer und Wohlgemut über Dürer, Cranach, Jost Amman bis zu Tobias Stimmer und Anton Möller reichen, also das Jahrhundert der Blütezeit von 1480 bis 1580 umfassen, ausgewählt und mit den nötigsten Geleitworten versehen. Die Federzeichnung ist vielleicht die intimste Äußerung des bildenden Künstlers; sie lockt durch ihre ganze Art zum

Vor-sich-Hinkritzeln, zur fast spielenden Festhaltung von Gedanken und Gesichten; andererseits ermöglicht sie eine der Radierung ebenbürtige Feinheit der Arbeit. Nach beiden Richtungen hin bietet die Auswahl Charakteristisches. — Zum Lobe der „Kunstgaben in Heftform“, die die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin im Verlage von Jos. Scholz in Mainz herausgibt, braucht kaum noch ein Wort gesagt zu werden. Diese schmucken Hefte, deren jedes vierzehn bis sechzehn Bilder in guten Wiedergaben mit einem einführenden Vorworte enthält und doch nur 1 ℳ kostet, haben sich fest in die Gunst der weitesten Volkskreise eingesetzt. Wie alles wirklich Volkstümliche, erfreuen sie auch den anspruchsvollen gebildeten Kunstkenner. Die meisten Hefte haben im Türmer jeweils Empfehlung gefunden. Diese bleibt noch nachzuholen für die beiden Hefte „Wilhelm Leibl“ und „Jean François Millet“. So verschieden die Werke der beiden sind, im tiefsten Wesen gehen sie doch auch wieder zusammen, und beider Schaffen bekundet, daß es nur die Liebe ist, die wirklich Großes zu vollbringen vermag. Ob dann der Künstler im bescheidenen Bauerntum das Heroische findet, die Größe jener Bewegungen, in denen sich die Landarbeit verdichtet, wie es Millet getan hat, oder ob er wie Leibl in der hingebungsvollsten Treue gegen das Kleinste seine Aufgabe sieht — in beiden Fällen ersteht Wahrheit tiefsten Fühlens und darum auch eine von jeglichem Artistentum freie, von echtem Leben erfüllte Kunst.

Ich will in diesem Zusammenhange auch auf zwei Bücher über Karl Stauffer-Bern hinweisen, weil sie neben der wissenschaftlichen Abhandlung eine bedeutende Zahl von Bildern dieses eigenartigen Künstlers enthalten. Der Biographie von Georg Jakob Wolf, die als erster Band eines Sammelwerkes „Bildende Künste“ bei Bischoff & Höfel in München erschienen ist, sollte es wohl gelingen, in weiteren Kreisen dauernd Teilnahme für diesen Mann zu gewinnen, der nach schwerem Ringen in sehr jungen Jahren zum höchsten Erfolge stieg (als Porträtmaler in Berlin), sich aber in unerbittlicher Selbstkritik keinen Augenblick in seinem mühseligen Weiterarbeiten beirren ließ und aus der inneren Notwendigkeit seiner ganz auf die Form eingestellten Natur über die Radierung schließlich zur Plastik gelangte. Und wir erfahren aufs neue, daß das Leben immer wieder die verwegensten und kühnsten Schicksale darstellt; wir sehen, wie ein dämonisches Weib dieses so scharfsichtigen, scharfgeistigen Mannes Verhängnis wird und in kolportageromanhafter Weise sein bis dahin kühn ansteigendes Leben in Schuld und bitterböse Sühne verstrickt, so daß er elendiglich zu Ende geht. Gerade die Ruhe der Darstellung, die sich von aller Schöngeisterei freihält, macht das Buch so eindrucksvoll. Vier Photogravüren auf Tafeln und 42 Abbildungen im Text vermitteln ein gutes Bild vom Kunstschaffen Stauffers. Über den heute zu höchst eingeschätzten Teil dieses Schaffens, das Radierwerk, hat uns Max Lehrs ein abschließendes, durch Gelehrsamkeit, höchsten Sammlerfleiß und feinsinniges Verständnis ausgezeichnetes Werk gegeben, unter dem Titel: „Karl Stauffer-Bern, Ein Verzeichnis seiner Radierungen und Stiche, mit dem Manuskript zu einem Traktat der Radierung aus dem Nachlaß des Künstlers als Anhang“ (Dresden, Verlag von Ernst Arnold, 40 ℳ). Also ein Katalog. Aber dieser Katalog wird, da von jedem einzelnen Bilde die verschiedenen Zustände der Radierung aufgeführt und in ihren Unterschieden scharf gekennzeichnet sind, um so mehr zu einer eindringenden Darstellung dieses Künstlerschaffens, als Karl Stauffer sich einerseits nicht genugtun konnte und ein zu stetem theoretischen Erwägen neigender Künstler war, andererseits er in seiner impulsiven Art in brieflichen Äußerungen über sein Schaffen sich ausgesprochen hat. Das alles ist hier sorgfältig gebucht und in feinsinnigster Weise angeordnet. Außer Stauffers eigener Schrift, die hier zum erstenmal mitgeteilt und in der alles Technische der Radierungen eindringlich erörtert wird, bilden einen für den Liebhaber besonders wertvollen Schmuck zwölf vorzügliche Lichtdrucknachbildungen nach seltenen Originalen Stauffers.

Eine eigenartige Übersicht über einen doch sehr charakteristischen Teil des heutigen Kunstschaffens bietet der Katalog, den der Verlag der „Jugend“ in München unter dem Titel „3000



Aus „Alfred Rethel: Die Nibelungen". Verlag von Fritz Heyder in Berlin

Kunstblätter der Münchener Jugend" herausgegeben hat (3 M). Es ist eine Sammlung von 3000 ganz kleinen, aber sehr scharfen Reproduktionen der im Laufe von zwölf Jahren in der Münchener „Jugend" erschienenen Bilder, soweit sie im Handel zu haben sind. Die Güte der kleinen Wiedergaben verschafft dem dieses Buch Durchblätternden vielfachen Genuß, wie andererseits das Ganze ein um so beredteres Dokument des zeitgenössischen Kunstschaffens ist, als viele dieser Blätter zu jenen gehören, die ohne eine solche Zeitschrift dauernd im Atelier des Künstlers bleiben oder bald in den Mappen der Liebhaber für die Öffentlichkeit verschwinden.

Einen einzelnen Zweig des heutigen Kunstschaffens, der manch seltsame Blüten getrieben hat, an dem aber doch auch manche wertvolle Früchte herangereift sind, behandelt die im Verlage von Franz Hanfstaengl in München erschienene Monographie „Moderne deutsche Exlibris" von Rich. Braungart (4 M). Der in knappen Stunden zu bewältigende Text gibt eine gute Umschreibung des Begriffes und der Geschichte des Buchzeichens und schließt daran eine wenn auch natürlich nicht lückenlose Übersicht über die bedeutendsten neueren Leistungen auf diesem Gebiete. Eine große Zahl von zum Teil farbigen Abbildungen nach Arbeiten von Barlösius, Bastanier, Diez, Fidus, Greiner, Klinger, Sattler, Stassen und vielen anderen belebt das Wort. Es dürfte mancher durch diese schöne Veröffentlichung dazu angeregt werden, sich selbst ein eigenes Buchzeichen zu verschaffen.

Es ist bei solchen allgemeinen Übersichten nicht möglich, eine streng logische Reihenfolge einzuhalten, und so will ich mich auch nicht bemühen, die Verbindungen aufzudecken, die tatsächlich zwischen dem Erwerb guter Photographien und eines guten Bucheignerzeichens vorhanden sind, insofern bei beiden sowohl durch eigenen Besitz wie durch die Verteilung der ja beliebig oft zu vervielfältigenden Kunstwerke ein gutes Verbreitungsmittel wertvoller Kunst jedem in die Hand gegeben ist. Die Bemühungen, die Photographie aus den Banden des Herkommens und einer äußerlichen und unwahrhaftigen Schönfärberei zu befreien, sind heute weit verbreitet, aber in ihrem Erfolg sehr begrenzt durch die Tatsache, daß eben der große Teil der Photographen zu sehr Handwerker ist, um der großen Schwierigkeit Herr zu werden, für jeden sich vor ihr Objektiv stellenden Menschen eine charakteristische Haltung zu finden, die die zwiefachen Ansprüche an Lebenswahrheit und an künstlerische Form des zu erzielenden Bildes erfüllen kann. Auch hier wird das wirksamste Mittel das gute Beispiel sein. So ist es zu begrüßen, daß der um die photographische Literatur verdiente Verlag von Wilh. Knapp in Halle ein neues Unternehmen ins Leben gerufen hat, das eine Art Museum für den Porträtphotographen abgeben soll. Es erscheint unter dem Titel „Das Bildnis", herausgegeben von F. Matthies-Masuren in einzelnen Heften zu 4 M, deren jedes einen belehrenden Text und zwölf auf Karton aufgezogene Musteraufnahmen bringen wird. Es sollen hier Beispiele für die verschiedenen Aufgaben des Porträtphotographen als Köpfe, Brustbilder, ganze Figuren, Kinder- und Gruppenaufnahmen gesammelt werden. Das erste mir vorliegende Heft bringt zwölf ganze Figuren von Damenbildnissen des Hamburger Photographen R. Dührkopp. Auch wer nicht jedes dieser Bilder gutheißt — ich persönlich liebe es unter keinen Umständen, wenn der strenge Charakter der Photographie verlassen wird —, wird zugeben, daß von diesen sorgfältig gearbeiteten Vorlagen reiche Anregung zu gewinnen ist.

Im Zusammenhange mit diesem photographischen Unternehmen erwähne ich zwei Handbücher der Photographie, von denen das eine: „Taschenbuch der Photographie" von Dr. E. Vogel, „ein Leitfaden für Anfänger und Fortgeschrittene", längst bewährt und bereits in vielen Auflagen verbreitet ist (Berlin, Gustav Schmidt, geb. M 2.50). — Wendet sich dieses Handbuch vor allem an den Anfänger, so richtet sich ein neues Werk: „Die photographische Praxis" von Hans Schmidt (Berlin, Union Deutsche Verlagsanstalt, geb. 3 M), an den bereits mit den Grundlagen vertrauten Liebhaber, den es nun in die tieferen Probleme und schwierigeren Aufgaben seiner Kunst einzuführen strebt. Beide

Bücher sind mit zahlreichen Abbildungen geschmückt und in Anbetracht des Gebotenen sehr billig.

Von der Photographie, die hundertfältig als schöne Liebhaberkunst geübt wird, wenden wir uns zu zwei Werken, die geeignet erscheinen, altgeübte häusliche Künste mit neuem Leben zu erfüllen. Die weibliche Handarbeit hat gerade in der Zeit des Aufschwunges unserer gesamten kunstgewerblichen Tätigkeit sehr viel Anfeindung erfahren. Manche fanden sie überhaupt für veraltet, andere beschränkten ihre Verurteilung auf die Art ihrer heutigen Übung. Die letzteren waren zweifellos im Recht. Es ist in den letzten Jahrzehnten in weiblicher Handarbeit unglaublich geträdelt worden und wird es auch heute noch. Aber heute ist doch wohl das Gefühl allgemein, daß die frühere sinnlose Art der Verkunstgegenstandelung unserer Wohnungen ein schweres Übel war. Auch ist man zur Einsicht gekommen, daß die Art der Bemusterung künstlerischen Ansprüchen genügen müsse und nicht das Ergebnis schablonenhafter Auszählerei von Stichen sein dürfe. Aus der Erkenntnis des Übels erwacht der Sinn zur Besserung, und wo der Wille ist, da ist auch ein Weg versprochen. Der Weg ist gewiesen worden durch die neue „angewandte Kunst“. Aus dem Geiste dieser Kunst heraus erschien dem Künstler nichts mehr unwichtig, und er suchte alle Gegenstände des Lebens zu durchdringen. So fanden sich hier in verwandter Arbeit kunstgeschickte Frauenhände und aus der Idee der Aufgabe heraus entwerfende Künstler. Es braucht in solchen Fällen immer weniger der Worte als des Beispiels, und so hat auch der Verlag von Alexander Koch in Darmstadt einfach eine Sammlung von über zweihundert Abbildungen als Kissen, Tischdecken, Behänge, Vorhänge jeder Art in reicher und einfacher Hand- und Kurbelstickerei ausgeführt, von Perlhäkelarbeiten, Handtäschchen, Spitzen, Nadelmalereien, Monogrammen usw. zu einem schön ausgestatteten Prachtwerke zusammengestellt, das den Titel „Moderne Stickereien“ führt (ℳ 6.50). — Gewiß ist nicht alles, was sich modern nennt, auch gut; aber schon die Tatsache, daß eigentlich keine einzige dieser Arbeiten ohne wirkliche Überlegung zustande gekommen ist, daß diese Vorbilder auch die Beschauerin nicht bloß zur Nachahmung anreizen, sondern zu eigener Betätigung in der Anpassung an besondere Verhältnisse anregen werden, bedeutet einen außerordentlichen Wert.

In wesentlich größerem Umfange behandelt dann das Buch von C. W. Schmidt: „Moderne weibliche Handarbeiten und verwandte textile Künste, ihr Wesen und ihre Bedeutung“ (Dr. Wilhelm Baensch, 9 ℳ) das ganze weite Gebiet der textilen Künste, soweit sie zum Schmuck des Hauses und der eigenen Person in Betracht kommen. Kunststickereien, Spitzen aller Art, Vorhänge, Battick- und Leinenarbeiten, Posamenten, Kleiderstoffe, Teppiche, Gobelins, Dekorations- und Möbelstoffe, Tapeten und Linoleum werden hier behandelt, nach der ästhetischen Richtung hin und auch nach der mehr praktischen Seite, insofern die Art der Herstellung, Beschaffenheit des dazu dienenden Materials genau untersucht und bewertet wird. So ist das Buch nicht nur ein künstlerisches Bildungsmittel, sondern auch ein praktisches Hausbuch, das beim Einkauf aller dieser Gegenstände ein guter Ratgeber sein kann. Mehr als sechshundert Abbildungen in Autotypie nach Originalentwürfen erster Künstler und fünfzehn Farbentafeln geben ein überreiches Anschauungsmaterial.

Vom einzelnen Schmuckstück der Wohnung schreiten wir zu ihrer Gesamtgestaltung. Kaum auf einem Gebiete hat sich die moderne Kunst so eifrig und, das darf man bei aller Zurückhaltung gegenüber einzelnen Erscheinungen sagen, so glücklich betätigt, wie auf dem der Wohnungsausstattung. So war die Zeit gekommen, daß in einem zusammenfassenden Werke gezeigt wurde, auf welchen Wegen die Entwicklung der Innenausstattung in den letzten Jahren vor sich gegangen ist, und wie es möglich gemacht ist, die Forderungen der Gesundheit, Schönheit und Bequemlichkeit im Heime zu erfüllen, wie andererseits die noch immer waltende Unvernunft und Phrase zu bekämpfen ist. Dieses Buch ist von Erich Haenel und Heinrich Tscharmann unter dem Titel „Die Wohnung der Neuzeit“ ge-

schaffen worden (Leipzig, J. J. Weber, M 7.50). Nach einer Geschichte der modernen Bewegung, ihrer Wege und Ziele, werden wir durch die verschiedenen Räume des Hauses geführt. Die Grundsätze und Mittel der Ausgestaltung von Vorräumen, Empfangs- und Geselligkeitsräumen, Speise-, Wohn-, Kinder- und Schlafzimmern, von Veranden, Wintergärten, Wirtschaftsräumen und Küchen werden hier erläutert und — darin liegt das Wichtigste — durch eine Fülle der besten Arbeiten auf diesem Gebiete vorgeführt. 228 Abbildungen und Grundrisse sowie 16 farbige Tafeln bilden das reiche, immer wieder anregende und überzeugend wirkende Illustrationsmaterial.

Eine Tatsache ist freilich nicht zu verkennen: die letzten Anforderungen einer schönen Inneneinrichtung sind so an die zur Verfügung stehenden Räume gebunden, daß sie im Mietshause nie vollständig zu erfüllen sind oder doch eben nur in der einen Wohnung, in der man die Einrichtung trifft. Es scheint mir ganz sicher, daß überhaupt die Freude nicht nur am künstlerischen Möbelstücke, sondern am Kunstwerke überhaupt eine außerordentliche Steigerung erfahren würde in demselben Augenblicke, wo das eigene Heim in Deutschland ebenso weiten Kreisen erreichbar würde, wie es in England längst der Fall ist. Daß das in der Tat trotz aller Bodenspekulationen immer noch zu erreichen wäre, wenn jetzt die darauf gerichteten Bestrebungen eine möglichst starke Unterstützung erführen, haben in den letzten Jahren manche Schriftsteller und Architekten darzulegen versucht. — In sehr hübscher Weise mit ganz genauer Erwägung der wirklichen Kosten tut es Dr. Ing. Gerold E. Beetz in einem mit über dreihundert Abbildungen von Ansichten und Grundrissen geschmückten Buche: „Das eigene Heim und sein Garten" (Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft, 5 M). Das Buch ist das Werk eines Praktikers, der an alles denkt, und darum bei Kauf oder Bau eines eigenen Hauses ein vorzügliches Handbuch, das einen vor vielen Enttäuschungen und falschen Berechnungen bewahren kann. Aber der Verfasser ist auch ein kunstsinniger Mann, dem es nicht nur darauf ankommt, nur billige, sondern auch schöne Wohnungen uns zu verschaffen. — Im gleichen Verlage ist dann erschienen: „Das englische Landhaus", eine Sammlung englischer Hauspläne aus dem Privatbesitz des Kaisers, mit erläuterndem Text von Professor Artur Wienkoop, mit 36 Tafeln, Abbildungen, Grundrissen und Kunstbeilagen (geb. 4 M). Unser Kaiser hat bei seinem längeren Aufenthalte in England von den Architekten Wade in London und Lawson & Reynolds in Bouremouth eine größere Zahl mustergültiger Entwürfe englischer Landhäuser angekauft, die er der deutschen Zeitschrift für Eigenhauskultur „Landhaus und Villa" zur Veröffentlichung übertrug. Es geschah dies natürlich nicht in der Absicht, zur sklavischen Nachahmung dieser Vorlagen aufzufordern, sondern als Anregungsmittel. Die Erläuterungen des auf dem Gebiete des Eigenhausbaues als Führer anerkannten Darmstädter Professors Wienkoop haben den Zweck, die Wege zu solcher Anpassung an deutsche Verhältnisse zu weisen. Die englische Wohnungskultur steht auf so unvergleichlicher Höhe, daß es als ein Glück zu betrachten wäre, wenn die sonst ja keineswegs erfreuliche Engländerei, die bei uns jetzt im Schwange ist, sich ein bißchen auf dieses Gebiet erstrecken würde, zumal heute unsere eigene Hausbaukunst ja so weit in ihren Zielen gestärkt ist, daß wir eine bloße Nachahmung nicht mehr zu fürchten brauchen.

Dringend empfehle ich noch folgende in letzter Stunde uns zugegangene Werke, die noch eingehend besprochen werden sollen. A. Philippi: „Die großen Maler in Wort und Farbe" mit 120 farbigen Abbildungen, eine Art Kunstgeschichte, die aus der Betrachtung der bedeutendsten Kunstwerke entwickelt wird (Leipzig, E. A. Seemann, 18 M). — „Deutsche Lande, deutsche Maler" von E. W. Bredt (Leipzig, Th. Thomas, 10 M) ist ein prachtvoller Versuch, uns die mannigfaltige Schönheit der deutschen Lande mit Auge und Herz der Maler sehen und empfinden zu lassen. 80 Vollbilder, 60 Abbildungen im Text und 12 Tafeln im Farbendruck vermitteln die Anschauung. — Dr. Roland Anheißer bietet in einem stattlichen Foliobande eine neue Folge seiner trefflichen Zeichnungen von „alt-

schweizerischer Baukunst" (Bern, A. Francke, 28 M). Das hohe Lob, das wir im Türmer der ersten Sammlung vor einem Jahre spendeten, darf voll wiederholt werden. St.

2. Bilder

Immer wieder möchte ich betonen, welch hohe Freude man jedem Hause durch das Geschenk guter Bilder macht. Freilich, solange man das Bild nur als Wandbild einschätzt, es nicht zu genießen weiß, wenn es nicht gerahmt an der Wand hängt, wird nicht nur die Raumfrage eine Rolle spielen, sondern auch die in der Regel ganz beträchtliche Ausgabe für einen guten Rahmen. Wenn man sich aber einmal entschließt, für wenig Geld sich eine große, kräftige Kunstmappe beim Buchbinder herstellen zu lassen, so wird sich bald in jedem kunstfreudigen und kunstempfänglichen Gemüte der schönste Sammeleifer regen, denn in solcher Mappe bietet jedes Bild eine immer leicht zu erreichende Fülle des lautersten Genusses. Und vor allem fördern derartige Mappen in noch höherem Maße als die Bilder an der Wand das gemeinsame Kunstbetrachten; wer es nicht erfahren hat, glaubt gar nicht, welche Schönheit häuslichen Genießens in solcher gemeinsamen Bilderbetrachtung liegt. Bald wird jeder auch den Vorteil einer derartigen Beschäftigung mit Kunstwerken an sich erfahren. Denn darauf kommt es ja an, daß man sehen lernt, durch liebevolle Versenkung in Kunstwerke die Übung gewinnt, in Künstlers Lande zu gehen. Hat man sie sich aber erst in vertrautem Umgang mit einigen Kunstblättern zu Hause gewonnen, so wird sich diese innige Art des Verhältnisses bald überall einstellen: in jedem Museum, jeder Kirche, jedem Kupferstichkabinett, auf Märkten und Plätzen. Aus diesen Gründen spreche ich immer wieder dafür, in weit höherem Maße, als es bisher bei uns üblich ist, das Bild als Weihnachtsgeschenk zu benutzen. Meint man es besonders gut mit dem Beschenkten, so kann man ihm das erstemal ja ein Bild in einer Mappe überreichen.

Auf eine Reihe mir vorliegender Blätter will ich hinweisen. Im allgemeinen Volksinteresse möchte ich das besonders bei einer großen Radierung von Hugo Ulbrich tun, die das „Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde" darstellt, wie es sich in seiner wuchtigen und doch scharfen Silhouette aus der feierlichen, so urdeutsch wirkenden Tannenumgebung heraushebt. Dieses Blatt in einer Größe von 73×95 cm, mit einer Stichfläche von 48×68 cm, ist als Gedenkblatt zur neunzehnten Jahrhundertfeier der Varusschlacht erschienen und als Volksblatt gedacht. Schulen und Vereinsräume voran sollten damit geschmückt werden, womit nicht gesagt sein soll, daß die künstlerisch wertvolle und technisch einwandfrei wiedergegebene Radierung nicht auch jedem Privatzimmer zum Schmuck gereiche. Es ist wohl bis jetzt noch kaum versucht worden, ein Schulbild in diesem vornehmsten Wiedergabeverfahren zu schaffen. Um so erfreulicher ist es, daß es dank der Unterstützung von allerlei Behörden unter Ausschaltung eines auf großen Gewinn bedachten Unternehmertums gelungen ist, einen allgemein erschwinglichen Preis festzulegen. Denn das Blatt kostet nur den zehnten Teil dessen, was gemeinhin für eine solche Radierung verlangt wird, nämlich 3 M. Allerdings war es bei diesem Preise nicht möglich, den gewöhnlichen Weg des Kunsthandels zu wählen, und der Besteller muß sich direkt an den Herausgeber Alfred Langewort in Groß-Lichterfelde-Berlin, Potsdamer Straße 12, richten, von wo ihm ein einzelnes Probeexemplar für M 3,60 portofrei zugeht. Um allen Bedürfnissen zu entsprechen, ist von dieser Ausgabestelle auch gleich eine Rahmung vorgesehen. Ich meine, jeder wirklich national Empfindende müßte versuchen, an seinem Teile gutzumachen, was bei der Feier des Gedenktages versäumt worden ist. Im Türmer ist auf diese halb beschämende, halb schmerzhafte Tatsache ja genügend hingewiesen worden. Und so meine ich auch, man solle es nicht den meist ja in ihren Mitteln so beschränkten Schulen überlassen, sich selbst dieses Bild anzuschaffen, sondern es liegt hier für jedermann eine schöne Gelegenheit vor, für eine Ausgabe, die sich auch der Mittelständler

leisten kann, eine Stiftung zu machen, die der Jugend im künstlerischen und nationalen Sinne zum Heile ausschlagen müßte.

Im allgemeinen wird man ja gerade für den Schmuck öffentlicher Schulen und Vereinsräume nach wie vor am liebsten zu den großen farbigen Steindrucken greifen, wie sie jetzt in sehr großer Zahl vorliegen. Die raumgliedernde Macht der Farbe, ihre packende Sinnlichkeit, sind Werte, die man sich nur unter besonderen Umständen entgehen lassen sollte. Und auch diese Blätter sind bekanntlich zu Preisen zu haben, durch die sie zu Schenkungen und Stiftungen sehr geeignet sind. In diesen farbigen Lithographien ist nun nach Bildgröße und Charakter für alle Verhältnisse gesorgt, und wer einmal auch im Privathause die schöne Wirkung, die diese Blätter in guten Rahmen ausüben, erprobt hat, wird sie beim Schmuck seiner Zimmer nicht mehr entbehren wollen. Es liegen mir eine Reihe neuer Blätter vor. Voigtländers Verlag in Leipzig bringt drei Werke, die in besonderem Maße für Schulen geeignet sind. Zwei davon im ganz großen Format zu 6 M von G. Lebrecht bringen in packender Weise zwei Szenen aus den Freiheitskriegen. „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen." In jämmerlichem Zustande schleppt sich ein Zug halb erfrorener und verhungerter, halb verkrüppelter Soldaten der „großen Armee" durch ein im Winterschnee starrendes kleines deutsches Städtchen. Man begreift es, daß gegenüber diesem Elende der Menschenhaß verstummt. Hier hat Gott gerichtet. Und die Jungens lassen die Schneebälle fallen, die sie den Feinden zugedacht, die geballten Fäuste der jungen Männer bleiben gesenkt, Frauenherzen werden weich und reichen Almosen den Elenden, die vor wenigen Monaten in keckem Übermut als hochmütige Herren vielleicht durch dasselbe Städtchen gezogen sind. Man begreift es, daß ein alter Mann vor der Jammerschar sogar sein Käpplein lüftet, sicher nicht aus Achtung vor diesen Individuen, sondern in der tiefen Scheu vor demjenigen, der hier wieder einmal die Welt hat fühlen lassen, daß sie nur ein Ball ist in seiner Hand. —Das Seitenstück zu diesem Bilde ist „Marschall Vorwärts". Wie dort alles gedämpft ist bis zur Starrheit, so hier alles Bewegung. Weit das hügelige Land, allenthalben Scharen hoffnungsfreudiger, siegesbewußter Männer, ein Sturm das Ganze. Als gewaltiger Führer darin der greise Marschall. Beide Blätter halten sich von jeglichem unliebsamen Hurrapatriotismus frei. Und weil sie innerliche Erlebnisse sind packender großer Momente, sind sie auch frei von allem historienhaft Steifen, von allem anekdotenhaft Kleinen. — Zu diesen großen Vorwürfen aus der Vergangenheit kommt in einem dritten Blatte ein uns alle bewegendes Erleben der Gegenwart. M. Zeno Diemer zeigt „Zeppelin über dem Bodensee". Der See ist belebt mit Kähnen und Schiffen. Von drüben schauen der Säntis, die Glarner und St. Galler Berge starr und ruhig herüber. Eine neue Zeit für die beweglichen Menschen, ein Augenblick in der Ewigkeitsgeschichte der Natur. Das Blatt kostet 5 M.

Aus dem Verlage B. G. Teubner in Leipzig sind zunächst als zwei Gegenstücke zwei Blätter Ulrich Webers, „Apfelblüte" und „Herbstsegen" (Bildgröße 41 × 30 cm, je M 2,50), zu verzeichnen, die bei aller Farbigkeit doch zu ruhiger Tonigkeit zusammengehen und einen prächtigen Schmuck für ein Kinderzimmer ergeben. In der Bildgröße 75 × 55 cm, in der das Blatt, das bereits zum Schmuck großer Wände reicht, 5 M kostet, ist Franz Heckers „Weihnachtsabend" sehr weich im Ton, so recht das, was wir als stimmungsvoll zu bezeichnen gewohnt sind. Die mondbeglänzte Winterlandschaft, am Himmel wenige Sterne, weckt ein Gefühl, das in den Worten „Stille Nacht, heilige Nacht" auch ohne den deutlicheren Hinweis auf Weihnachten, den uns das durch die Fenster der armen Hütte herausscheinende Christbäumchen gibt, am einfachsten sich ausspricht. — E. Gentzels „Mühlengehöft" wirkt groß im Raum und bietet als Ganzes eine charakteristische Landschaft der norddeutschen Tiefebene, während R. Sieck in seiner längst bewährten, große Gliederung mit inniger Versenkung in die Einzelheit verbindenden Art den „Herbst am Chiemsee" vor unsere Seele zaubert. — Danach sind noch zwei Blätter in dem ganz großen Format 100 × 70 cm (6 M), das auch für die größten Wohn- und Schulräume die wandgliedernde Kraft hat, zu erwähnen. Das beste Lob, das man

spenden kann, liegt in den Worten, daß diese Bilder tatsächlich nicht kleiner gegeben werden dürfen. Es sind zwei Alpenlandschaften Hans Beat Wielands, der nach der heroischen Seite hin, wie kein zweiter, dem Kenner der Alpenwelt ans Herz zu rühren versteht. Vor allem das eine bei Teubner erschienene Blatt, „Das Bergkreuz", ist voll ergreifender Gewalt und voll des tiefsten Empfindens. Vom riesigen, aus rohen Hölzern zusammengezimmerten Kreuz, das auf einer Vorhöhe steht, bietet sich ein weiter Blick über wildes Felsengebirge, das hinüberleitet zur Welt des ewigen Schnees. Eine Bank steht am Fuß des Kreuzes, dem Wanderer, dem Beter, der hier oben in Einsamkeit Trost gefunden hat, nun auch die Gewalt der Natur ans Herz zu legen. Ein aus Alpenblumen gewundener Kranz am Kreuze bezeugt wohl den Dank eines Menschen, der nicht umsonst um Hilfe gefleht. — Mehr durch die Wucht der Formen der drei gewaltigen Alpenriesen Eiger, Mönch und Jungfrau wirkt das zweite Bild, das im Verlag von Rascher & Ko. in Zürich erschienen ist. Die Berge liegen in jenem eigentümlichen Blau, das die früheste Dämmerung auf die Firnen legt, in dem die Riesen den unzugänglichsten und weltfernsten Eindruck machen. Wer es nie gesehen hat, dem dürfte diese Beleuchtung weniger geben; dem Alpenwanderer aber wird gerade diese Farbe die Erinnerung an die Aufbruchstunde zu schweren und genußreichen Wanderungen ins Gedächtnis rufen.

Mit besonderer Freude verweise ich dann in diesen Tagen der Gedächtnisfeiern für Schiller auf ein neues Schillerbildnis von Karl Bauer, dem Meisterdarsteller unserer Geisteshelden. Etwa 50×60 cm groß, ausgezeichnet in den Raum gesetzt, gibt es einen vorzüglichen Wandschmuck. Es ist ebenfalls im Verlage von Teubner zu Leipzig erschienen und nicht mit dem früheren Schillerbildnis des gleichen Künstlers zu verwechseln. Heroisch und dramatisch wirkt der Dichter hier auch in seiner äußeren Erscheinung, beides aber im Zustande der Ruhe. Man mag an Jean Pauls Worte vom Jahre 1796 denken: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückspringen." Aber das in Dreiviertelprofil uns zugewandte Gesicht ist nicht mehr fern von jenem Sprechen, bei dem nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen die Züge, die sonst leicht überernst und finster wirkten, herzlich und liebevoll wurden. Ich möchte fast glauben, Karl Bauer habe in diesem Fall ein ausgezeichnetes Modell gefunden; vor allem die Augen, die Partie um Mund und Nase wirken so außerordentlich lebendig, daß man sich nur schwer vorstellen kann, daß alles lediglich das Ergebnis eindringlicher Studien sei, an denen es der Künstler nicht hat fehlen lassen, wie seine vorzügliche Arbeit „Schillers äußere Erscheinung" im neuesten (dritten) Bande des Marbacher Schillerbuches beweist.

Wir haben ja das wunderbare Erlebnis — denn ein solches ist es für den, der einmal tiefer darin eingedrungen ist —, daß, wenn man von Schiller spricht, man gleichzeitig an Goethe denkt oder umgekehrt. So schließt sich denn auch hier zwanglos ein Goethebildnis an. Es ist eine kleine, ganz vorzügliche Photogravüre, die der Verlag F. Bruckmann A.-G. zu München nach jener Originalmaske hergestellt hat, die der Weimarische Bildhauer Weißer am 13. Oktober 1807 vom Gesichte Goethes abgeformt hat, die dieser dann dem Maler Stieler schenkte. Die Art der Entstehung leistet für die Lebenstreue des Werkes Gewähr, und ein tieferes Versenken in das Blatt macht uns auch diese bislang fast unbekannte Darstellung Goethes immer wertvoller.

Einen prachtvollen Wandschmuck für das Zimmer jedes Goethefreundes — und wer bekennt sich nicht als einen solchen — bietet der Verlag Brack & Keller in Berlin mit der vorzüglichen farbigen Wiedergabe des großen dreiteiligen Gemäldes „Goethe-Erinnerungen im Weimarer Park" von Franz Hoffmann-Fallersleben. Der Künstler ist den Lesern des Türmers wohlbekannt. Zieht es ihn überhaupt zu Weihestätten deutschen Empfindens, so ist er besonders eng mit Weimar verwachsen, wo er gelernt und jahrelang geschaffen hat. Und es gibt ja kaum eine zweite Stätte in unserem Vaterlande, wo sich das Gedenken an einen seiner größten Söhne so eng mit dem Genuß einer wundervoll mit diesem Manne sich verbindenden Natur vereinigt wie im Park zu Weimar. Hoffmann-Fallersleben ist nun

viel zu viel echter Maler, als daß er ein „literarisches“ Bild in jenem Sinne malen könnte, daß er verschiedene wertvolle Erinnerungsstätten zusammenzwänge, wenn sie nicht auch malerisch sich eng zusammenfügten. Er hat also aus dem Weimarer Park drei Stellen nebeneinandergestellt, die in der Stimmung einheitlich zusammengehen. Das mittlere Hauptbild zeigt den Stern, jenen von hohen Eichen, Buchen und Tannen umrahmten Schauplatz so manches frohen Festes des lebenslustigen Hofes Herzog Karl Augusts. Von den beiden Schmalbildern zeigt das linke die Felsenecke am römischen Haus. Unser Blick folgt der Felsentreppe, die sich hier ins Geheime verliert, und haftet auf jener Tafel, auf der die wundervollen Distichen „Einsamkeit“ eingetragen sind:

„Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!“

Das Bild zur Rechten zeigt vor dunklem Tannenhintergrunde jenen seltsamen, wie als Opferaltar wirkenden, von einer Schlange umwundenen Denkstein, den Goethe nach der Rückkehr aus Italien „Genio huius loci‘ — dem Genius dieser Stätte — errichten ließ. Es ist morgendliche und abendliche Herbststimmung gewählt. Kahl ragt das Geäst der Laubbäume in die Höhe; nur drunten, wo sie sich mit den Tannen mischen, zeigen einzelne Äste noch farbige Belaubung. Daneben ragen stolz in ihrem immergrünen Gewande die mächtigen Tannen. Die Schwierigkeit, den ansteigenden Boden bei dem Gedenksteine mit dem flachen Vordergrunde der anderen Bilder einheitlich zu verbinden, ist glücklich gelöst. Das in der Bildfläche 75×52 cm große Bild stellt eine ausgezeichnete Leistung der Farbendrucktechnik dar und wird, in der Weise gerahmt, daß der weiße Papierrand ganz wegfällt und die drei Bilder durch schmale Querleisten getrennt werden, auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigen. (Preis 50 ℳ.)

In bunter Reihe mögen sich noch einige Bilder anschließen. Der Verlag Peter Luhn in Barmen unternimmt den dankenswerten Versuch, die Werke Karl Spitzwegs weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und zwar in farbigen Wiedergaben, auf die gerade Spitzweg, der einer der feinst empfindenden deutschen Farbenkünstler ist, Anspruch hat. Am leichtesten wird diese Verbreitung der im besten Sinne volkstümlichen Werke durch die Ansichtspostkarten gelingen, die in Serien von je 6 Stück zu 1 ℳ zu haben sind. Die erste dieser Serien liegt mir vor und bringt das Fahrende Volk, die Post im Walde, den Jäger mit seinem Mädchen im Walde, den Angler, den Dorfpfarrer und eine Berglandschaft. Kaum ein anderer hat den Wald so duftig wiederzugeben verstanden wie Spitzweg. Außer dieser Ausgabe in Postkarten bringt der Verlag einzelne der Bilder als größere Kunstblätter zum Preise von 3 ℳ. Mir liegt davon das „Fahrende Volk“ vor in einer Bildgröße von 34×22 cm. Ich wundere mich, daß man nicht die Originalgröße gewählt hat, die in der Höhe nur 7, im Breitformat nur 4 cm mehr ausmacht. Gerade bei den kleinen Formaten, die Spitzweg gewählt hat, wäre es der Reproduktion ein leichtes, die Größe ganz beizubehalten und so höchste Treue zu erreichen. Wievielmehr diese größere Reproduktion, bei der allerdings wahrscheinlich noch zwei Farbenplatten mehr angewendet sind, gibt, als die kleinen Vierfarbendrucke, zeigt ein Vergleich der Postkarten mit der größeren Wiedergabe, aus dem man sehr viel hinsichtlich der Reproduktion lernen kann. Ohne Papierrand gerahmt, gibt dieses Blatt einen sehr feinen Zimmerschmuck.

Wie die treue Wiedergabe eines in der Natur gesehenen Vorganges durch die Kraft des Temperaments zu einer symbolischen Bedeutung gesteigert werden kann, zeigt Artur Kampfs gewaltiges Ölgemälde „Das störrische Pferd“, das 1907 in der Ausstellung der Akademie berechtigtes Aufsehen erregte und im Original von der „Verbindung für historische Kunst“ erworben wurde. Jetzt hat der Verlag von Stiefbold & Ko. in Berlin ein Schabkunstblatt von F. A. Börner nach diesem Bilde herausgebracht. Diese von Börner meisterlich gehandhabte Technik ist ganz vorzüglich dazu geeignet, die wuchtige Pinselführung Artur Kampfs

nachzuführen. Die reiche Abstufung des Lichtes überträgt mit sicherem Nachempfinden die mannigfaltige Farbenskala. Man könnte unter das Bild schreiben: „Lebenskraft“. Ein starkes Pferd bäumt sich gewaltig empor. Mit ruhiger Energie hält der daneben schreitende sehnige Mann das Tier und bändigt das ihm an Stärke so weit überlegene durch die zielbewußte Kraft seines Willens. Vor beiden tummelt und taumelt ein Hund in wilden Sprüngen sich aus. Die verschiedensten Arten von Lebenskraft und -lust, von Tatendrang sehen wir so ohne allen Zwang in einem schier alltäglichen Vorgang vereinigt vor uns. Von dem prachtvollen Blatte, dessen Schabfläche 55×59 cm beträgt, sind einstweilen nur Vorzugsdrucke, die die Unterschriften beider Künstler tragen, zum Preise von 100 M zu haben. Hoffentlich wird bald durch eine Schriftdruckauflage der Erwerb des schönen Bildes weiteren Kreisen ermöglicht.

Nun noch einige Bilder für die Kleinen. Pfarrer David Koch hat auch dieses Jahr im Albrecht-Dürer-Haus zu Berlin mehrere Blätter moderner religiöser Kunst herausgegeben, die vorzüglich für die Jugend bestimmt sind. An der Spitze steht, als herrlicher Wandschmuck für die Kinderstube, ein schön ausgefallener, großer Vierfarbendruck nach Uhdes „Lasset die Kindlein zu mir kommen“. Das Bild ist von tiefstem deutschen Gemütsleben erfüllt, in den Kindergestalten von einer echten Natürlichkeit, die immer wieder ergreift (M 3,50). Zu Uhde tritt Steinhausen. Schüz hat drei Bilder Steinhausens in Aquarellen nachgebildet, die zu 20 Pf das farbige Blatt zu haben sind. Die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten, „Wir wollen dir die Krippe schmücken“ und „Des Kindes Paradies“ sind die Stoffe. Kann es ein schöneres Paradies für Kinder geben als solche reine Kunst?! Zwei einfarbige Bilder, „In Jesu Nachfolge“ von J. B. Wehle und „Heilig ist die Jugendzeit“ von L. Feldmann, sind schon für einen Groschen zu haben.

Zur Kunstbetrachtung gesellt sich die künstlerisch angeregte Beschäftigung im Spiele.

Ich habe im letzten Jahre ausführlich über B. G. Teubners „Künstler-Modellierbogen“ gesprochen und will das damals Gesagte, worin hauptsächlich auch die grundsätzliche erzieherische Bedeutung des Unternehmens hervorgehoben wurde, hier nicht wiederholen, sondern nur verzeichnen, daß in derselben künstlerisch wertvollen und außerordentlich praktischen Weise einige neue Bogen erschienen sind. Da sind zunächst zum Schattentheater zwei neue Märchen, „Das tapfere Schneiderlein“ und „Tischlein deck dich“, erschienen, so daß die Besitzer des Schattentheaters nun ihren Spielplan vergrößern können. Das Schattentheater selber ist aus zwei Bogen aufzubauen, worauf dann schon „Hänsel und Gretel“ mitenthalten ist. Eine Neueinführung ist das Puppentheater, wesentlich größer in der Aufmachung und in den Figuren als das Schattentheater. Anderthalb Bogen enthalten das Material für den Theaterbau. Auf dreieinhalb Bogen, zu denen noch ein Textbändchen kommt, wird das „erste große romantische Schauspiel in sechs Akten mit Gesang ‚Undine, die Wassernixe‘“ in den Wirkungsbereich unserer kleinen Regisseure gerückt. Eine besondere Anleitung zum Aufbau des Puppentheaters und zur Regie liegt diesem Bogen bei. — Von sonstigen Modellierbogen der gewohnten Art sind die „Saalburg“ auf vier Bogen, entworfen von O. W. Merseburg und Otto Westphal, dann von Heinrich Dahme „Großstadtleben“ und „Ein Geflügelhof in Schwaben“ von August Falch erschienen. Jeder Bogen kostet 40 Pf, jeder Staffagebogen 20 Pf. Es sei besonders darauf hingewiesen, daß vom Verlag gegen 10 Pf ein illustrierter Katalog mit Aufbauzeichnungen des Ganzen zu beziehen ist. St.

3. Kunstgeschichte

Folgende Bücher können zu Geschenken warm empfohlen werden; die Besprechung im einzelnen wird folgen. Von Anton Springers allbekanntem „Handbuch der Kunstgeschichte“ liegen neue Auflagen vor. Ich verweise besonders auf den fünften Band: „Das XIX. Jahrhundert“ von Max Osborn. Mit 555 Abbildungen und 26 Farbentafeln. (Leip-

zig, E. A. Seemann.) — Albrecht Haupt: „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen" (Leipzig, Ludwig Degener), eine grundlegende, in jedem Betracht künstlerische Arbeit über diesen uns Deutschen besonders am Herzen liegenden Stoff. — „Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland" von Sir Walter Armstrong, deutsche Übersetzung von Prof. Dr. Haenel (Stuttgart, Jul. Hoffmann, geb. 6 M). Der erste, mit 600 Abbildungen geschmückte Band einer Reihe von kurzgefaßten und handlichen Darstellungen der Kunstgeschichte einzelner Länder, die von einem internationalen Stabe bedeutender Gelehrter geschaffen wird.

„Philosophie der Kunst" von Broder Christiansen (Hanau, Clauß & Feddersen, 6, geb. 7 M) sucht die allgemeinen Grundfragen der Kunst, wie die unsere Zeit besonders beschäftigenden Tagesprobleme tiefer zu fassen. — Heinrich Woentig: „Wirtschaft und Kunst", eine Untersuchung über Geschichte und Theorie der modernen Kunstgewerbebewegung (Jena, Gustav Fischer). — „Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes", in Verbindung mit anderen von Georg Lehnert (Berlin, Oldenbourg, 2 Bde., geh. 36 M). Diese erste, das ganze Gebiet behandelnde, verschwenderisch ausgestattete Geschichte des Kunstgewerbes liegt jetzt abgeschlossen vor und ist eine herrliche Festgabe. St.

* * *

Ein Geschenkwerk ersten Ranges ist auch die soeben erst erschienene „Geschichte der Malerei" von Richard Muther. In drei stattlichen Bänden auf feinstem holzfreien Kunstdruckpapier (1. Bd. Italien bis zu Ende der Renaissance, 2. Bd. Die Renaissance im Norden und die Barockzeit, 3. Bd. 18. und 19. Jahrhundert) ist es mit seinen 2800 Abbildungen im Text zu einem der reichstillustrierten kunstgeschichtlichen Werke geworden, die wir haben.

Noch wenige Wochen vor seinem zu früh erfolgten Hinscheiden hat Muther dieses Werk, in dem er selbst das Endergebnis seines Schaffens sah, beenden können. Ein Autor von so impulsiver Art, der dem Kunstschaffen nicht mit pedantischer Gelehrsamkeit, sondern mit lebendigstem Einfühlen in die Künstlerpersönlichkeiten und die sie emportragende oder von ihnen beeinflußte Zeitstimmung gegenübersteht, konnte nicht anders, als der Wandlung seiner fortschreitenden Erkenntnis und seines Geschmacks auch in der Beurteilung der Werke, Künstler und Kunstepochen Rechnung tragen, deren Wertung noch keineswegs endgültig feststand. Er geniert sich daher gar nicht, die Urteile seiner vor 15 Jahren erschienenen und damals schon durch seine prachtvoll lebendige, schier schöpferische Darstellung weitestes Aufsehen erregenden „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert" zum Teil von Grund aus zu revidieren. Dadurch wird aber das neue Werk zugleich das eindrucksvollste Zeugnis für die Geschmacksentwicklung, die sich in diesen anderthalb Jahrzehnten in der Kulturwelt vollzogen hat. Wie kaum ein anderer Kunsthistoriker besitzt Muther die Fähigkeit, auch scheinbar längst erledigten Dingen neue Seiten abzugewinnen, dem durch neue Erkenntnisse bedingten tieferen Eindringen in die Psychologie der zu schildernden Zeit und ihrer führenden Charaktere Wort und Gestaltung zu leihen, unbekümmert um seine eigenen früheren Äußerungen. Da ist es besonders reizvoll, wie prickelnd er abermals den Lesern die Stimmung, die seelische Temperatur der verschiedenen Jahrhunderte vermittelt, und nicht nur in bezug auf Kunst allein, sondern auf alles, was zum Geiste der Zeit gehört, all die tausend Beiläufigkeiten, deren Kenntnis erst diesen Geist der Zeit in uns lebendig macht. Sehr übersichtlich ist die Disposition durch die Teilung nach Ländern geworden. Indem er auf die Parallelität der Stilwandlungen in den einzelnen Ländern und das fast gleichzeitige Auftreten von Richtungen und Moden hinweist, braucht er nicht bei der Kunstgeschichte jedes einzelnen Landes das gleiche mit anderen Worten zu wiederholen. Und was so an Umfang gespart werden konnte, gewann das Werk zugleich an Klarheit und Übersichtlichkeit wie an Eindringlichkeit. Besonders wertvoll ist noch, daß neben den Hauptwerken der einzelnen Künstler auch ihre weniger, oft im großen Publikum gar nicht bekannten, darum aber nicht

minder anziehenden Schöpfungen in Abbildung gezeigt werden. Dafür muß dem Verlage von Konrad Grethlein in Leipzig, der das Werk überhaupt prächtig ausgestattet hat (Titel und Einbandzeichnung von Prof. Peter Behrens) besonders gedankt werden. Die 3 Bände kosten in Leinwand gebunden 36 Mk., in Glanzleder als Prachtausgabe 60 Mk.



Zu unsern Kunstbeilagen

Ueber Vogels Gemälde im Hamburger Rathaussaale vergleiche man den Aufsatz Bauers in diesem Hefte. Unser Titelbild ist dem im Novemberhefte warm empfohlenen Thoma-Werke Henry Thodes in der Sammlung der „Klassiker der Kunst" entnommen. Es sei nochmals auf diesen zur Festgabe besonders geeigneten Band der beliebten Sammlung hingewiesen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 15 ℳ). Die Tafel bildet auch eine nachträgliche Illustration zu Albert Geigers im Novemberheft erschienenen Aufsatz über das Karlsruher Thoma-Museum. — Der 50. Wiederkehr von Alfred Rethels Todestage wollten wir mit der Wiedergabe seines gewaltigen Holzschnittes zum Nibelungenliede gedenken. Das Bild wurde dem Neudruck der 14 Illustrationen entnommen, die der Verlag von Fritz Heyder in Berlin veranstaltet hat. (Eine Mappe mit einführendem Text ℳ 1,20.) — Das eigenartige Weihnachtsbild von Fritz Kunz ist dem im gleichen Verlage im zweiten Jahrgang erscheinenden Kalender „Kunst und Leben" entnommen, der auf besondere Weise dem Sinne für die Künstlerzeichnung Nahrung zu geben sucht, indem er in der Form des Abreißkalenders schön wiedergegebene Originalzeichnungen unserer besten Künstler vorführt. Der neue Jahrgang enthält Bilder von 53 Künstlern nebst Versen und Sprüchen deutscher Dichter und Denker. Das Ganze ist mit großer Liebe sinnreich zusammengestellt und wohl geeignet, im deutschen Hause die Freude an deutscher Kunst zu stärken (3 ℳ).

Franz Staffens „Heilige drei Könige" sind einer neuen Übertragung des „Neuen Testamentes" entnommen, die bei E. Appelhans in Braunschweig erschienen ist. Über die Übersetzung mögen Fachleute urteilen; der Verfasser, Hermann Menge, suchte mit höchster Treue eine leichtere Verständlichkeit zu verbinden, als die Luthersche Verdeutschung sie dem heutigen Leser an vielen Stellen bietet. Staffen hat außer dem Buchschmuck vierzig Vollbilder beigesteuert, die durchweg durch Größe der Komposition, vielfach auch durch eigenartige Auffassung ausgezeichnet sind. Das Buch kostet gebunden 15 ℳ, ohne die Vollbilder 5 ℳ.





Zwei oberbayrische Weihnachtslieder

Mitgeteilt durch Georg Queri in Oberammergau

Die nachfolgenden zwei Lieder interessieren durch einige drollige Zutaten, die den religiösen Stoff anscheinend verballhornen; fluchähnliche Beteuerungen und komplette Verbalinjurien unterbrechen plötzlich die wundervolle Innigkeit eines Gedichtes, das von tiefstem religiösen Empfinden getragen wird. Diese Merkwürdigkeiten werden indessen den kaum stören, der die Qualitäten altbayrischen Humors kennt. Im übrigen geben gerade diese Zutaten den Liedern die Frische, die den Volkston erkennen läßt und die Ursprünglichkeit volkstümlicher Auffassung.

Ich habe die zwei Lieder in Oberammergau aufgezeichnet. Das alte Passionsdorf ist ja an und für sich die reichste Stätte religiöser Kunst, jener bekannten plastischen Kunst der Herrgottsschnitzer vor allen Dingen,[1] der volkstümlichen religiösen Schauspielkunst dann und der religiösen Dichtung, wie das reiche Archiv des Posthalters Guido Lang zeigt.



1. Die Engelsbotschaft

Hirtenlied zwischen dem Riepel und dem Stoffel



Sikra meinoabling,[5] i ho's scho erratn,
Lost[6] noh den Engel da draus, wie er schreit,
Dem habn 's die Zotten und 's Gnack[7] schier verbratn
Und als an Gesandtn auf d'Welt abikeit.[8]
Aba potztausnd! Er singt wollda[9] schön,
Losts und seids stilla, i möcht ihn verstehn.

Ehr sei Gott, sagt a, zeigt himmelweit aui,[10]
Und macht mit'n Händen an ewigen Kroas,
I wött, er woas an Weg zurück nimmer auffi,
Drum will i ihn fragn, was er neues denn woas.
„Du kloaner Engel, geh, fopp uns nit lang,
Tu uns verdeutschen: was hoaßt denn dei Gsang?"

Engel: Ihr lieben Hirten, alls Glück soll euch werden,
Euch ist der Heiland der Welt heut geboren,
Bleibt noh[11] recht friedli und oani auf Erden,
Ihr seid zum höchsten Glück all auserkoren.
Suchet, im Stalle da werdet ihr sehn,
Daß, was gesagt, auf ein Haar ist geschehn!

Riepel: Ei, du willst, glab i, uns gar noh auslacha,
Weil du uns gfoppt hast jetz aus unsern Bett,
Bist halt an abgeichter zuckoaner Spröcha,[12]
Aber bist sicher, i glab nit dei Röd!
Wird sich denn Gott nit dem Koaser[13] zearst zoaga,
Zapf[14] di, sonst wird dir der Stecka dein oaga!

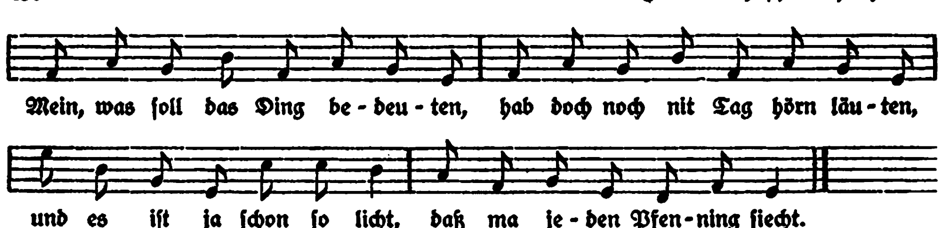
Stoffl: Riepl, du Stocknarr, wie magst di versünden,
Moanst denn, der Engl luigt oh[15] als wie du?
Eh i s nit glabit,[16] eh ließt i mi schinden,
Is dös der Dank, daßt ihm Schläg onfoalst[17] du?
Ko denn Gott nit wie er will mit uns toa?
I brauch koan Koaser, i suach ihn alloa!

Riepel: Na, du Bua, na tua mir s nit bis[18] raten,
Laß mi doch aftn[19] wohl dösmall nit hint,
Tua mir noh krad[20] a kloans bißl warten,
I pack mei Sachl alls zsamm, was i find.
Wie ma all da seint, so genga ma fort,
Vor lauter Liebe zum göttlichen Wort.

[1] Hol' mich der Teufel. [2] schon wieder heuer. [3] Jesus! [4] Feuer. [5] Bei meinem Eid! [6] Hört. [7] die Haare und das Genick. [8] herabgeworfen. [9] sehr (woltern). [10] auffi, auf. [11] nur. [12] ein geeichter zuckerner Sprecher. [13] Kaiser. [14] Verschwind! [15] lügt auch. [16] glauben würde. [17] feil bietest. [18] bös. [19] dann. [20] nur gerade.

2. Der Hirten Besuch an der Krippe





Wahrlich, dös geht mir nit ein, daß der Tag schon da sollt sein,
Hab erst voring 's Grießmus gessen,[1] bin erst noch beim Ofen gsessen,
Lieg ja no koa Stund im Stroh, gibts scho mehr koa Ruah nit o![2]

Muß meinoad[3] wohl außischaun, darf beim Plunder[4] wohl nit traun,
Tuat der Wölfl[5] allweil bella, möcht mir oana d'Lampl[6] stehla:
Aft[7] hätt i dös Jahr koan Lohn, wann mir oans würd gstohln davon!

Du, mei Veitl, los noh krad,[8] wie s'da singen bei der Stadt!
Narr, mit dunkt's, i seh von weitem d'Engel von dem Himmel reiten,
Um an Strahl tuan s' uma stehn und tuan singa gar so schön.

Flugs laf i den Berg hina, denn i glaub, 's ist nachit da,[9]
Daß i konn dös Wunda söcha,[10] ebbas Neus muaß da sein gschecha.[11]
Springa wer i, was i ko, weil 's so licht is ohne Moh.

Je! Du sieh, es is mei Load[12] der Himmel dort wie Fuir so roat![13]
Und da springt scho a Engel her, als wenn er käm vom Kirchtag her;
Der wird kaum versteh mei Sprach, muaß ihm denga[14] schreia nach.

„Du, Herr Engel, sei so guat, sag ma, was 's bedeutn tuat?
Kommts vom Himmel gar herunter, habts a Gscheer, machts d'Leut all munter.
O! Des seids ja voller Freud, seids halt jung und z'weni gscheidt!"

„Ja, mei Hirt, ich will dir's sagn, was sich heut' hat zugetragn:
Gott als Mensch ist auserkoren durch eine Jungfrau heut' geboren
Und zwar dort im schlechten Stall pur aus Lieb euch Menschen all."

„Ei, du Narr, was bildst dir ein: wird wohl Gott so ungschickt sein,
Er wird zu uns obba kömma, er könnt uns ja auffi nehma;
Mir wär 's ja die größti Freud, wär mir wohl der Weg nit z'weit!"

„Nun, so geh nur hin zum Stall, deinem Gott zu Füßen fall,
Er ist reich, tut doch nichts haben, drum bring ihm von deinen Gaben,
Er wird dir's vergelten schon mit der ewigen Himmelskron."

Noh[15] muß i halt gschwinder geh, aber tu kann i nit schö,[16]
Bin halt wie die Bauernlappen, schlecht im Gwand und zrissen d'Kappen,
Herrisch schwatzen i nit ka, weil i krad grob z'Essen ha.[17]

Jetz geh i halt in Stall hinein, hör meinoad das Kind schon schrein,
Ha, wie narrisch bist du, Muada, legst dees Kind aufs Viech sei Fuatta,[18]
Voda, du sollst gscheiter sein, schau di um a Wiegelein!

Grüß di Gott, schöns Kindelein, wie bist du so zart und fein!
Du hast ja die Welt erschaffa und tuast jetz beim Viech da schlaffa,
Und bei so a kaltn Zeit! Bist halt jung und z'weni gscheit.

I glaub, dees Kindlein kennt mi scho, weil's mir winkt und lacht mi o;
O, ös Engl seids ja Narrn! Steht da draus a alter Karrn,
Nemmts den Esel, fahrts in d'Stadt, holts a Bett, daß 's Kind oans hat.

Gott, wie sechts[19] ös Leut all aus! Volla Hunger, daß 's a Graus,
Geh,[20] du Muada, hast was zlocka,[21] will dir gebn vo meine Schocka,[22]
A schöns Lampl und a Goaß, hab ja gnua a sellas Gfroaß.[23]

Nun will i jetza gschwindi haim, sag 's mein Weib a in der Ghaim,[24]
Daß 's glei tuat a Müßla[25] kocha und bringts mitananda nacha;[26]
Letztla[27] wär halt a mei Bitt, wann i stirb, verlaß mi nit!

Nun geh i halt weg von hier, mein Herz laß i da bei dir.
Tua du fein a[28] an mi denka oder gar den Himmel schenka,
Sonst verlang i nix von dir, wennst was brauchst, so komm zu mir.

[1] Erst vorher das Grießmus (Abendbrot) gegessen. [2] auch. [3] bei meinem Eid. [4] beim Plunder! (beim Teufel!) [5] Schäferhund. [6] Lämmer. [7] dann. [8] hör' nur, gerade! [9] nahe da. [10] sehen. [11] geschehen. [12] bei meinem Leid. [13] wie Feuer so rot. [14] dennoch. [15] Nun. [16] aber ich verstehe mich nicht zu benehmen. [17] grobe Kost, ein grober Gast. [18] Futter. [19] wie seht ihr aus. [20] Da! Nimm! [21] zu essen. [22] Rüben. [23] solches geringfügiges Zeug (Lamm und Geiß). [24] insgeheim. [25] ein Mus. [26] nachher. [27] letztlings. [28] auch.

Musikalische Festgeschenke

Dem Musiker ist leicht schenken, sobald man ihm Musikalien geben kann. Sehr gering an Zahl aber sind Bücher, die sich zu Festgeschenken für das musikalische Haus eignen: Werke, die zum genußreichen oder nützlichen Gebrauch nicht der fachlichen Vorbildung bedürfen. Gerade solche Werke aber brauchen wir, wenn es um die musikalische Kultur der Allgemeinheit besser werden soll. Dazu muß die Musik selber ein allgemeiner Kulturbesitz sein, muß die Kenntnis ihrer Entwicklung und ihrer bedeutendsten Vertreter in gleichem Maße zur „allgemeinen Bildung“ gehören, wie wir es auf den Gebieten der Literatur und bildenden Kunst längst gewohnt sind.

Aus diesem Geiste heraus habe ich meine „Musikgeschichte“ geschaffen, die soeben in zweiter Auflage erschienen ist (Stuttgart, Muth, geh. 12, geb. 15 M). Im gleichen Verlage ist mein „Opernbuch“, ein Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühne, erschienen. Die jetzige Doppelauflage (die 7. und 8.) ist um zahlreiche Opern vermehrt und mit 52 Komponistenbildnissen geschmückt (geb. 3 M).

Mit dem dritten Bande zum Abschluß gebracht ist Bertold Litzmanns großes Buch über Clara Schumann, dessen zwei erste Bände seinerzeit im Türmer eingehend gewürdigt wurden. Es führt den Sondertitel „Klara Schumann und ihre Freunde“, zu denen bekanntlich in erster Reihe auch Brahms und Joachim gehörten. Wieder belebt der Verfasser seine anziehende Darstellung durch eine Fülle urkundlichen Materials.

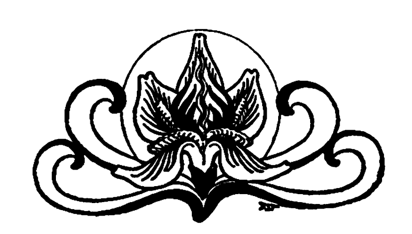
Für Wagnerfreunde liegen zwei schöne Festgeschenke künstlerischer Art vor. „Richard Wagner im Liede. Verse deutscher Dichter“ ist das eine (Berlin, Harmonie). Erich Kloß hat hier vierzig Dichtungen gesammelt, zum beträchtlichen Teile Epiloge und Prologe für Wagnerfeiern, in denen die Wirkung der Kunst und Persönlichkeit des Meisters vielfältigen Ausdruck findet. Der Band ist mit Buchschmuck und Illustrationen Franz Staffens geziert und bietet nicht nur dichterisch Anregendes, sondern ist eine Art Wiederspiegelung der großen Kulturmacht des Bayreuthers.

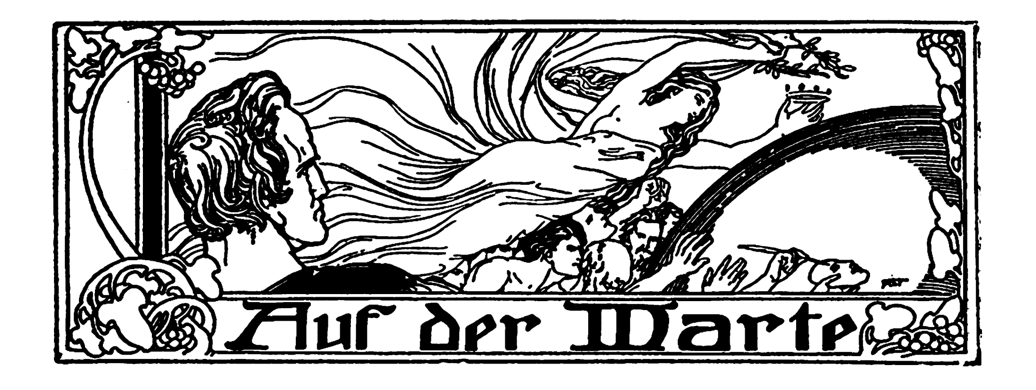
Den Charakter des Prachtwerkes trägt „Der Ring des Nibelungen“, in Bildern von Hermann Hendrich. Vierzehn Vielfarbendrucke nach Gemälden und Pastellen. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Wolfgang Golther (Leipzig, J. J. Weber, geb. 15 M). Ich habe bei früherer Gelegenheit Hendrichs Verhältnis zu Wagner im Türmer charakterisiert, und es soll die vorliegende schöne Gabe bei besserer Muße eingehender gewürdigt werden. Heute sei nur hervorgehoben, daß diese Bildersammlung sich in hohem Maße zum Geschenke eignet. Die Bilder sind gleich weit entfernt von der Bühnenschablone wie von jener Willkür, die sich ganz außerhalb des Vorstellungskreises R. Wagners begibt. Es waltet hier ein geistesverwandtes Sehen der Natur, und ein phantasievolles Schauen unserer Mythen offenbart sich in echt malerischer Weise.



Zur Notenbeilage

Die „Weihnachtsidylle“ ist einer kleinen Sammlung von Klavierstücken entnommen, die Walter Niemann in Steingräbers Verlag zu Leipzig unter dem Titel „Bunte Blätter“ herausgegeben hat. Der treffliche Schriftsteller bewährt sich hier als feinsinniger Klavierpoet. Eingängliche Melodik, lebendige Rhythmik und ein einfaches, tiefes Empfinden lassen ihn als berufen erscheinen, echte vornehme Hausmusik fürs Klavier zu schaffen. Wir werden baldigst auf seine übrigen Kompositionen hinweisen, denn die Literatur an wirklich guter Klaviermusik fürs Haus ist recht knapp. — Das in seiner rührenden Schlichtheit einem nach einmaligem Hören unvergeßliche Adventsliedchen von Ed. Ebel ist uns aus dem Leserkreise zugegangen. Es ist wohl ein glücklicher „Findling“, nicht das Werk eines berufsmäßigen Komponisten, sondern dem bereits vor Jahren verstorbenen Superintendenten Ebel aus weihnachtsfrohem Herzen so entsprungen, wie wir uns gern das Entstehen der lieben alten Volkslieder vorstellen.





Das französische Theater „in freier Luft“

Der Beurteiler französischer Schauspielkunst und französischer Theaterdichtungen darf nicht vergessen — ehe er einen Schluß zieht —, daß er in Paris nur die eine Hälfte dieser Kunst und Literatur sieht.

Der Pariser, zerstreut und von dem Leben der Großstadt abgehetzt, liebt gewürzte Gerichte oder leichte Speisen, friedliche Diskussionen; der großen Tragödie aber geht er gern aus dem Wege, weil seine Nerven zu ermüdet sind, ihre Erschütterungen zu ertragen. Das, was die Wintersaison der französischen Bühnen bringt, ist im wesentlichen Großstadtkunst. In Paris ist das Theater das Forum, vor dem man gesellschaftliche, wirtschaftliche, Kulturfragen erörtert, aufrollt und mit einem Bonmot, einer Persiflage oder einer Sentimentalität abtut. Die grade Linie zum Hochtragischen darin zu ziehen, vermeidet man tunlichst. Ibsen fand hier keinen Widerhall. Das gilt aber nur für das winterliche Paris, und wir dürfen darum noch nicht glauben, daß das große Drama in Frankreich keine Stätte habe.

Neben der Schauspielkunst des geschlossenen Theaters und durchaus gleichberechtigt mit ihr steht eine zweite Kunstart, die nicht zu übersehen ist, wenn man das französische Theater und seine Zuschauer beurteilen will.

Im Sommer beginnt in Frankreich das große Drama zu Worte zu kommen: man geht in die Berge, an die See, man ist ausgeruht, man kann sich die Zeit einteilen, man kann sich ganz dem Genuß des Kunstwerks hingeben. Und das liebt man in Frankreich. Das Kunstwerk als Genuß restlos auszukosten. Weil man in Paris dazu nicht fähig ist, geht man ihm aus dem Wege; im Sommer dagegen fürchtet man seine Gewalt nicht. Es gibt viele Theater en plein air in Frankreich, und immer neue kommen hinzu. Das sichere Klima gestattet ihre Entwicklung, die alte Römerkultur gibt das Vorbild.

Da ist zuerst und vor allen Dingen Orange in der Provence, das gewaltige alte Römertheater, das Bayreuth von Frankreich; da ist das antike Theater in Arles, da ist Beziers, da ist das Theater du Ramier in Toulouse, die Cité in Caracosse, die Arena in Nimes, da sind die nach antikem Muster gebauten neuen Theater, in Marseille das Theater Athena Nike, und das schöne romantische Bergtheater in Cauterets in den Pyrenäen.

Die Comédie Française hat viel mehr Schauspieler, als sie im ganzen Winter, selbst bei ständigem Programmwechsel, beschäftigen kann. Die große Schule und Technik dieses Theaters aber feiert ihre Triumphe erst in den Freiluft-Theatern des Sommers, wo sie alle zu Worte kommen. Ihre Künstler sind in allen diesen Theatern zu finden: Monnet Sully, der gewaltige Interpret der griechischen Tragödie, die Bartet, Madelaine Roch, Paul Monnet und viele, viele andere. Für die jüngeren Kräfte ist das die Probe ihrer Kunst, für die großen Meister der höchste Triumph.



In Cauterets ist eine Berglehne die Rückwand des Theaters, man sitzt auf einem Wiesengrund, von grünen Büschen umgeben.

Das Theater Athena Nike in Marseille befindet sich in dem großen Garten eines Dichters. Es ist, wie das Theater in Cauterets, nicht sehr groß. Man hat hier eine Hügelbildung ausgenutzt, so daß die Zuschauer im Talkessel (Parkett) und auf den rund umher aufsteigenden Hügeln sitzen. Nach Westen ist die Landschaft offen, man sieht zwischen wenigen, verstreuten Pinien, Oliven und einigem Lorbeergebüsch den Himmel in allen seinen wechselnden Beleuchtungen, die Sonne, die hinter der Szene untergeht, den Mond, einige ferne, ferne weiße Berge und ein blauleuchtendes Meer. Die künstliche Beleuchtung wird hier nur sehr, sehr selten angewendet, da die natürliche sehr geschickt ausgenutzt ist, und besteht in einem Scheinwerfer, zwei Bogenlampen und dem Rampenlicht. Die Dekoration ist nur ein einziger kleiner griechischer Bau in der Mitte der Szene, der, je nach dem Stück, Tempel oder Palast wird. Ein Fußweg hinter der Szene und tiefer als diese gestattet den Schauspielern, von beiden Seiten oder aus dem Tempel selbst auf die Bühne zu treten. Im Theater der Villa Hadriana in Tivoli bei Rom war die Anordnung der antiken Szene sehr ähnlich.

Das Theater in Arles hat eine noch wohlerhaltene Bühne, in der sogar der Platz für den Vorhang vorgesehen ist, mit fester Rückwand, einer kleinen flachen Szene.

Orange ist das große Ereignis des Landes: drei Tage im Jahre ist diese kleine Provinzstadt der Wallfahrtsort des gebildeten Frankreich. Seine gewaltigen Mauern fassen mehr als 10 000 Zuschauer. Und diese Zehntausend sind da.

Es ist Abend, 8½ Uhr, die Dunkelheit des südlichen Abends. Oben in dem großen Rund, das den Himmel freiläßt, fließen die Sterne über den dunkelblauen Teppich.

Die großen Reihen der gewaltigen antiken Mauern sind dichtgedrängt besetzt, man schaut sich um und empfindet eine atemraubende Erschütterung, die schwindelnde Höhe dieses Rundbaus, sein gewaltiger Bogen — und Kopf an Kopf bis zu den letzten Steinen oben — ein Volk. Ein ganzes Volk.

Noch in Unruhe. Man sucht Plätze. Die Verkäufer preisen „kleine römische Kissen" an. Die Scheinwerfer geben ein mattes Licht auf diese bewegte Menge. Unten die Bühne steht vor einer riesenhaften hohen, stillen, grauen Mauer. Diese Mauer (Ludwig XIV. nannte sie die schönste Mauer seines Königreiches) bildete einst die Rückwand des Theaters, aber auch die gewaltige Grenze der Festung, die es maskiert und die Marc-Aurel aufführen ließ. Eine große, feierliche, erhabene Stille liegt über dieser grauen, stolzen, alten Steinwand. Sie hat nur eine schmale, sehr hohe Tür in der Mitte, vor der ein bunter, römischer Vorhang herabfällt, und zu der Stufen aus der Szene emporführen. Ein großer, uralter Feigenbaum verhüllt mit seinem Blätterwerk ein ganzes Orchester. Lorbeergebüsch und Oliven zu den Seiten, als Bosketts, die die drei Zugänge decken, einige antike Möbel, in der Mitte ein Altar. Scheinwerfer, sehr diskret, aus der Höhe, zwei Bogenlampen und das Rampenlicht.

Ein Klopfen.

Und vor dieser grauen, gewaltigen Mauer steht eine sehr schlanke, sehr zarte, sehr feine Gestalt in griechischem Gewande und hebt die feinen, zarten Arme klagend empor, daß sie wie rhythmische Ornamente vor dem Grau der steinernen Mauer scheinen. Und eine andere Gestalt folgt ihr, wie ein Schatten, und hebt auch die klagenden Arme, und ihre Stimmen beginnen zu sprechen, immer deutlicher, gar nicht laut, gar nicht schreiend, durch die Stille der Nacht — die atemlose, geheimnisvolle Stille, in die ein Dichterwort 10 000 Menschen mit einem Schlage bannt. Man spricht nicht laut im Theater Orange, man spricht nur in der glänzenden Sprechtechnik des Theaters Français, und diese 10 000 Menschen verstehen jedes, jedes Wort.

Und jedes Wort hallt wieder in ihnen.

Sie fallen langsam, diese Worte, langsamer als im geschlossenen Theater, man läßt sie aushallen, man läßt die Gebärden ruhen, die große Geste zeichnen. Denn im Freilufttheater

ist die Mimik und ihre Gewalt eine viel stärkere, notwendigere; kleine Noten müssen fortfallen, die Dynamik der großen, dramatischen Gewalt schreitet über sie hinweg. Und doch! wie erschüttert ein leises Klagewort, eine trauervolle Geste der Antigone in ihrer grandiosen Einfachheit! In ihrer Einsamkeit auf der stillen Bühne vor dieser hohen, grauen, verschwiegenen Mauer!

Und diese Tür!

Diese einfache, schmale, hohe Tür — bald zum Tempel, bald in das Innere des Schlosses führend — wir glauben es ihr jedesmal — ob sie sich zu einem Piedestal mit dem Götterbild öffnet, oder ob in stillem, verzweifelten Gange Euridice dahinter verschwindet.

Wenn aber eine Frau da hineintritt, klein im Verhältnis zu der hohen Tür — welch eine wunderbare dekorative Schönheit, welch ein Rahmen der Gestalt, der Idee des Menschen, ist diese Tür, welche Apotheose der Menschengestalt und ihrer Mimik, ihrer Linie, der Tragik ihrer Bewegung!

Diese Tür ist viel mehr als irgend ein Kulissenstück oder Regierequisit sein kann, in ihrer großen Einfachheit, ihrer hohen Linie, ihrer geheimnisvollen Verschwiegenheit.

Und welch ein Rahmen für den König, der in sie tritt mit der großen Geste Monnet Sullys, und der dann in ihr steht und aus ihr spricht wie von einem Thron herab — „jeder Zoll ein König" — spricht zu dem Chor, das wie ein Volk scheint. Die Nacht wird immer stiller und tiefer. Große Leidenschaften rasen dort unten auf der Szene — Blut und Tod und Rache — die alten Werke des Sophokles, des Euripides, aber auch Racine — Shakespeare — und ein junges Frankreich, das stolz diese Sprache der großen Leidenschaft, des großen Dramas versucht. Man spielt fast jeden Abend drei große Dramen, und die Nacht ist tief, tief vorgerückt, wenn man, aufs äußerste erschöpft, heimkehrt. Beispiellos ist die Teilnahme, beispiellos die Raserei des Beifalls in diesem Theater, das Toben, das das große Schweigen auslöst, und es ist zu verstehen, daß Dichter und Schauspieler die Tage von Orange zu den großen Tagen ihres Lebens rechnen.

Drei Tage lebt man in der stillen Stadt nur dem großen Drama. Man lebt in Hotels, bei Kleinbürgern verstreut, wie sich eben Platz findet, man schläft den Tag über oder sitzt auf dem Marktplatz im Café und braucht alle Gedanken und alle Kräfte für diese drei großen, starken Nächte, in denen eine Welt vor uns herschreitet in ihren Leidenschaften und Kämpfen, in denen wir wie in einem einzigen Rausche die Leidenschaften der Jahrtausende genießen.

Man fühlt den Rhythmus der Strophen in allen Nerven, man denkt nur noch in diesen Linien, man löst sein eigenes Leben ganz los von allem Geschehen, man fühlt sich nur noch als ein Teil eines großen Ganzen, das seinen eigenen starken, gewaltigen Rhythmus, seine eigene innere Konsequenz hat.

Die Tage von Orange sind die großen Feste des Allgemein-Menschlichen in seiner Auslösung in der höchsten Potenz dramatischer Kunst. Und was ich hier schildere, empfinden die Schauspieler, empfinden die Zuschauer, ein großer Rausch geht über alle hinweg und nirgends ist der Eindruck des absolut dramatischen so stark, so gewaltig und unvergeßlich.

Man sollte die griechischen Dramen nicht im geschlossenen Raume spielen, sie sind für den freien Himmel gedichtet! Wenn Klytemnestra in wütendem Blutrausch jauchzend das bluttriefende Beil in blutüberlaufenen Armen schwingt und aufheult in der Lust des Raubtiers, dann muß die große steinerne Mauer oder der stille Himmel dahinter sein, oder die Sonne untergehen, sonst raucht das Blut zu sehr. Wenn aber die Sonne darüber untergeht (wie im Theater Athena Nike) und wenn dann Elektra im blassen Licht der fallenden Dämmerung klagt, dann ist die Gewalt der Dichtung so erschütternd, so wahrhaftig und doch so über der banalen Wahrhaftigkeit stehend, daß wir zu ihr ein ganz neues Verhältnis gewinnen. Die Dramatik der griechischen Kunst ist auf das plein air berechnet, und alles, was wir im geschlossenen Theater damit versuchen, bleibt ein mattes Schattenbild dessen, was das Drama in freier Luft ist und darstellt.



Ganz im Gegensatz dazu Shakespeare! Man hat ihn, ich glaube zum ersten Male, in diesem Sommer in Orange im Auszug gespielt. Freilich, der Auszug war keine gute Arbeit. Elzéar Rougier hatte mit richtigem dramatischen Instinkt den letzten Akt von Antonius und Kleopatra genommen und zu einem Stück verarbeitet, aber die Bearbeitung war nicht günstig. Immerhin: die große Leidenschaft, die riesenhafte Tragik des Dichterfürsten siegte auch hier und verhalf dem Stück zum Schluß zu einem vollen Erfolg. Madeleine Roch als Kleopatra war durchaus gut — wenn man sie nicht mit der Duse vergleicht —, aber für uns, die wir wissen, was Shakespeare ist, war es doch ein sehr schwaches Bild des Dichters. Der Franzose lebt im allgemeinen in einer glücklichen Indolenz andern Kulturen und ausländischen Dichtungen gegenüber, so kam es, daß dem Gros dieses sehr kunstsinnigen und gebildeten Publikums Shakespeare doch wie eine neue Entdeckung eines unbekannten Dichters schien, ja, daß man sogar nach dem Autor stürmisch rief. Auch in dieser mangelhaften Wiedergabe war die geniale Wucht des großen Meisters so stark, daß er den Erfolg eines Lebenden hatte.

Es ist aber doch jedenfalls das eine richtig: Shakespeares Kunst ist k e i n e plein air-Kunst, sie ist durchaus für den Innenraum berechnet. Die Comédie Française sollte Shakespeare in Paris spielen. Für das Freilufttheater ist seine Sprache zu gedrängt, zu reich, zu vielseitig geschliffen, es fehlt ihr die grade Linie, sie fällt nicht immer zusammen mit der pantomimischen Gebärde. Das ist ihr großer, prickelnder Reiz, ihr Renaissancecharakter im geschlossenen Theater, wo die Luft nicht als besonderes, wirkendes Wesen zwischen dem Zuhörer und dem Schauspieler steht; im plein air verflattert diese Sprache, beunruhigt, ermüdet, weil ihre Linie immerfort die Richtung wechselt.

Ich kann nicht sagen, daß ich in der Comédie Française eine innere Stellung zu Racine finden konnte. Ich hatte das Gefühl eines barocken Griechentums, das man besser in dem Kostüm spielen sollte, das Ludwig XIV. für griechisch hielt, das damalige Verständnis der Antike, was noch Rom und Griechenland verwechselte und zusammenwarf, weil Troja und Mykena noch nicht ausgegraben waren und man griechische Kunst an sich noch nicht kannte.

Merkwürdig, daß dieser selbe Dichter mir in Orange nun mit seiner Bérénice ganz modern vorkam, modern wie Hoffmannsthal in seiner Art. Vielleicht lag es an der Wahl des Stückes. Mme. Bartet, die die Bérénice spielte, sagte mir, daß sie nicht an die Möglichkeit geglaubt habe, ein so sentimentales, nur aus Gefühlsdramatik wirkendes Stück vor der grauen Mauer spielen zu können. Nie sei sie so verzagt auf die Szene getreten. Und doch gelang es dieser Künstlerin, die im wesentlichen selbst noch eine Vertreterin der alten, großen Schule ist, dieser Bérénice den Erfolg eines modernen Seelengemäldes zu geben und die rührendste Gestalt einer ruhelos wandernden, heimatlosen, müden Frau, so modern empfunden wie möglich, zu kreieren. Und doch soll hier in der Dichtung Titus der Name für einen barocken französischen König sein! Ein besseres Zeugnis konnte Racine für seine Kunst nicht finden, als wenn ein Stück im 20. Jahrhundert modern wirkt, das im antiken Theater mit antiken Kostümen gespielt wird und eigentlich nur die Typen seiner Zeit gab. Es zeigt, daß auch er jenes Allgemein-Menschliche gestaltete, das über den Zeiten als Kunst an sich steht.

Die jüngeren französischen Dichter haben für sich den Vorzug, durch diese Theater lernen zu können, die große Tragödie en plein air zu gestalten. Dies Studium ist nicht zu unterschätzen. Da die Provence insbesondere seit der Antike nie aufgehört hat, diese Theater zu pflegen — sei es durch die Aufführung griechischer und lateinischer Stücke oder durch die Passions- und Magdalenenspiele, die damit gewiß im engen Zusammenhange stehen und hier durch das ganze Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert eine große Bedeutung hatten — so sind es die provencalischen Dichter in erster Linie, die sich mit modernen Werken für die plein air-Kunst auszeichnen.

Wenn wir von provencalischen Dichtern sprechen, müssen wir den Meister unter ihnen, M i s t r a l, zuerst nennen. Mistral ist ein feiner Kunstkenner, Sammler, aber als Dichter blieb

er ausschließlich der Dichter seiner Heimatsprache. So ist auch seine Komödie Mireille, die alljährlich an den verschiedenen Orten gespielt wird, ein in provencalischer Sprache geschriebenes Bauern- und Volksstück. Man spielte sie in diesem Sommer in Arles. In Aubagne vor dem alten römischen Mithrastempel, den man zu einer Kirche umbaute — eine Kirche, die die moderne Kultur von Frankreich schloß — hoch auf einen stillen Hügel bei Marseille inszeniert man eben seine Dichtung Calendrau.

Wo man kein antikes Theater hat, wird die Arena der Stierkämpfe, die jeder große und kleine Ort der Provence mehr oder weniger primitiv besitzt, mit einer Szene versehen, um die Komödie zu spielen, die vom Volk sehr geschätzt wird — wie Mistral überhaupt — der Dichter seines Volkes, seiner Provence ist.

Das Drama „Rolands Tochter", das auf diesen Bühnen oft gespielt wird, ist ein vieraktiges Stück von Henri de Bornier, das, zur Zeit Karls des Großen spielend, Berta, die Tochter Rolands, und Gerald, einen jungen Paragonier und Sohn des Ganelon, des Feindes Karls des Großen, in einer unglücklichen Liebe zeigt.

Zu diesen Stücken der plein air-Theater gehören ferner „Die Burggrafen" von Viktor Hugo, „Die Triumphatoren" von Antony Réal, „Die Grablegung des Homer" von Elzéar Rougier, „Jokaste" und „Helena" von demselben Dichter, „König Midas" von André Avèze und Paul Souchon, „Der Tod des Adonis" von Paul Barlatier, dem Gründer des Theater Nike in Marseille, und eine ganze Reihe von Bearbeitungen griechischer Dramen, die aber im wesentlichen antike Originale bleiben.

Das hervorragendste Werk der jüngeren Dichter ist zweifellos „Der Sieg" von Louis Payen, ein dreiaktiges Drama, das in Orange in diesem Jahre seine Uraufführung erlebte. Auch dieses Stück leiht sich sein antikes Gewand, aber es geht nicht im gemessenen Schritt einher, es stürmt in solchen Leidenschaftsekstasen, wie sie die griechische Kunst kennt, und wirft das große Problem der Tagesfrage mit gewaltiger Sprache auf. Ein sehr starkes, originales Talent, das hier im antiken Gewande eine moderne Philosophie predigt, wie sie Karl von Levetzow in seinem Philoktet zur Grundlage der dramatischen Entwicklung macht. Was aber bei Levetzow nur einzig zu mdramatischen Konflikt genügt, nimmt in dem französischen Stück noch die Flamme der Leidenschaft zu Hilfe. Das Drama spielt in Delphi. Die Priesterin des Tempels wird von dem Hohenpriester in einer Art somnambulem, hypnotischem Zustand gehalten, in dessen Ekstasen sie die Zukunft verkündet. Aus diesem fürchterlichen, qualvollen Traumleben reißt sie die Leidenschaft für einen griechischen Helden. Aber sie ist Verlobte des Gottes, darf keine menschlichen Beziehungen haben, den eigenen Vater nicht kennen. Gläubig noch, in verzweifelter Abwehr der Versuchung, sendet sie in solcher Ekstase, die nicht mehr ganz Ekstase ist, den Helden in die Schlacht, in den sicheren Tod, um diese Versuchung abzuwenden. Er kehrt als Sieger zurück, fordert sie, die er liebt, als Preis, reißt vor ihrer Seele die Götter nieder, an die er nicht mehr glaubt, verkündet ihr eine neue, freie Weltanschauung, die diese Götter nicht mehr braucht. Sie glaubt dieser Erkenntnis, die ihre Erlösung ist, sie verspricht ihm, mit ihm zu fliehen „über jedes Hindernis". Dies Hindernis ist ihr eigener alter, fanatisch gläubiger Vater, der sie nicht kennt und den sie nicht kennt, der aber die Priesterin nicht aus dem Tempel lassen will. Sie sticht ihn nieder, seine letzten Rufe locken die Priester herbei. „Was tatest du?" ruft der Hohepriester entsetzt. „Jeden hätte ich niedergestochen, und wenn es mein Vater gewesen wäre," antwortete die Priesterin. „Es war dein Vater." Die Priesterin tötet sich selbst, als ein Schlachtopfer auf dem Altar des Gottes, aber sie reicht den blutigen Degen dem geliebten Helden, daß er damit eine neue, größere Freiheit der Geister erkämpfe, und stirbt so, siegend in sich selbst über den alten Glauben.

Das Stück hat einen gewaltigen, leidenschaftlichen Pulsschlag, sein starker Symbolismus auf das moderne Frankreich und seinen Kulturkampf fand einen brausenden Widerhall in den Zuschauern, die Dichter und Schauspieler mit nicht enden wollendem Beifall über-



schütteten. Mme. Segond-Weber und Paul Monnet teilten sich in die grandiose Darstellung. Während Paul Monnet den leidenschaftlichen, stürmischen, temperamentvollen Helden gab, der keine Schranken für seine Weltanschauung kennt, war Mme. Segond-Weber eine glänzende Darstellerin der Priesterin Erynna. Vom ersten Augenblick an stand man unter der dämonischen Gewalt ihrer Hypnose, fühlte, wie ihre starke, leidenschaftliche Natur sich dagegen aufbäumte und doch dem dumpfen Druck unterlag, der sie so lange mit mystischer Kraft beherrscht hatte und ihre ganze Natur zum Spielzeug der Priester machte. Jedenfalls ist Payen ein Dichter, der die Konsequenzen einer lange vorbereiteten Kunstmöglichkeit und Entwicklung zu ziehen imstande ist.

Diese ganze französische Dichtkunst und Schauspielkunst en plein air steht neben dem, was wir in Paris als solche, als Theaterkunst des geschlossenen Raumes, als Salonliteratur kennen lernen, aber wir können die eine ohne die andere nicht denken und nicht beurteilen. Das was uns das französische Salondrama an Tragik, an Gewalt, an Seelengemälde vermissen läßt, das besitzt seine plein air-Kunst grade in reichem Maße. Es ist die Ergänzung der leichtgeschürzteren Muse, die starke, große Note in der dramatischen französischen Kunst. Die Schauspielkunst, die hier mit ganz anderen Tönen und Gesten, teils stärker mimischen, teils mit viel feineren und diskreteren Mitteln arbeiten muß, dieses Studium der Linie, der Bewegung, des Gewandes, der Körperlinie — das ist etwas ganz Besonderes und läßt uns die Künstler und Künstlerinnen der Szene in ganz anderem, reicherem Lichte erscheinen. Die Tragik vor der grauen Mauer oder vor dem blauen Himmel hat andere, erschütterndere Noten, eine wundersame, geheimnisvolle Wirkung jedes mimischen Spieles. Und das Wort der Dichtung muß mit dem Spiel so innig verschmolzen sein, jedes einzelne tropft so klar, hat eine so ausklingende Wirkung, daß jedes Wort ein Bild für sich, ein dramatisches Etwas wird. Die freie, frische, reine Luft und Stille gestattet dem Zuschauer eine viel größere Hingabe an das Werk, eine viel intensivere Aufmerksamkeit, ein reicheres Miterleben und Ausschöpfen. Es ist ein ganz anderer, ganz merkwürdiger Genuß, diese Art, das Theater in freier Luft zu sehen.

Aber das Theater en plein air fordert eben auch eine große Kunst für sich allein, die ihre eigenen Wege geht und ihre eigenen Gesichtspunkte und Emotionen hat. Der sonnige, zuverlässig heitere Himmel der Provence reifte eine Frucht, die dem Norden vielleicht versagt ist, die den Griechen ein gewohnter Genuß war. Eine Theaterkunst, die ihre dramatische Technik bestimmte und die Maße gab für ihre Darstellungsmöglichkeiten des Allgemein-Menschlichen, die hohe Entwicklung französischer Schauspielkunst als Interpretin des Griechentums läßt uns erst die Riesengröße der antiken dramatischen und poetischen Kunst verstehen und ermessen.

Marie Luise Becker



Berliner Theater

Aus den theatralischen Gleichgültigkeiten des Oktober bleibt als ein künstlerischer Eindruck Leonid Andrejews „Wunder" in der Erinnerung. Dies russische Drama, das im Hebbeltheater aufgeführt wurde, enthüllt die russische Seele. Es zeigt an einer Reihe von Typen die charakteristische Mischung von fatalistischer müder Willensschwäche und jähem Gewaltimpuls, es zeigt die Besessenheit von der Idee und es entrollt die Psychologie des Terroristen als eines Monomanen, der unter dem Vorstellungszwang eines ausschließlichen Gedankens handelt.

Szawa verkörpert das hier. Ein Erlösertum hat er sich eingebildet, eine Welterneuerung. Seine idée fixe ist die „wilde Traumidee von der nackten Erde". Er will die „steinernen Grüfte der Städte einreißen", um den „Freien und Mutigen Raum zu schaffen".

Der Anfang seiner Tat soll die Zerstörung des Heiligenbildes im Dorfkloster sein. Mit Dynamit soll es gesprengt werden — Ignis sanat heißt das Stück ursprünglich —, um durch eine Gewaltkur das Volk vom Aberglauben zu befreien.

Doch Szawa tut sein Werk nicht selbst, sondern dingt dazu einen Klosterbruder. Hierin liegt die Brüchigkeit des Stückes, es ist eine Hilfskonstruktion, um die ironische Pointe des Ganzen herauszubringen. Der Mönch betrügt Szawa, er bringt das Heiligenbild in Sicherheit, dann erfolgt die Explosion, und das heimlich wieder aufgestellte Wunderbild wirkt nun für die Gemeinde als ein neubewährtes Beweisstück übernatürlicher Gnadenmittel. Szawa aber wird von dem wütenden Volk, dem jedes Mirakel lieber als die Aufklärung, zu Tode geschlagen.

Die dramatische Führung und Verknüpfung ist das Schwächste an dem Drama. Aber von einem Dichter und einem Schauenden stammt die lyrische Beleuchtung der Gestalten, die sie im eigenen Wesenslicht sichtbar macht, daß wir in den verstrickten helldunklen Zügen ihrer Seele lesen können. Außer Szawa wandert durch diese seltsam versponnene Welt noch manches wunderliche Kind Gottes. Eine echt russische Seele scheint des Szawa Schwester, Liva. Ihr Gemüt ist siech vom Mit-Leiden; schmerzensvoll fühlt sie auf sich den ganzen Jammer der Welt lasten und mit marterfreudiger Selbstqual hängt sie an den Mühseligen und Beladenen und beschwert sich mit ihrem Geschick.

Mit mystischem Gefühl ist der Schwarmgeist und Pilgersmann erfaßt, den die Leute den König Herodes nennen. Er hat einst sein Kind getötet und dann den Mörderarm, das Glied des Ärgernisses, im Feuer versengt. Mit eisernen Büßerketten behangen — an indische Fakire denkt man — wandert er nun durch die Welt; er redet den Menschen von einem großen Elend, das ihn erleuchtet, und von seiner Sünde, die ihn zu Gott geführt.

Ein dämmerndes Schicksalslied ist dies Drama. Es tönt dem Empfänglichen stärker aus dem Buch — im Verlag von Ladyschnikow erschienen — als von den Brettern.

Kurz erwähnt seien nur die Belanglosigkeiten. Ein trauriger, höchst überflüssiger Import war die dünne Komödie „Per Bunkes Vorgeschichten“ der Dänen Anker Larsen und Egill Rostrup. Gustav-Wied-Aufguß, ohne Witz in den gesellschaftssatirisch sein wollenden Partien und ohne Gefühl in den idyllisch frisierten.

Ein kümmerliches Gewächse war aber auch das heimische Produkt: Ludwig Fuldas „Exempel“, das mit wenig Witz und viel Behagen, zaunpfahldick und besenstielrobust nachweist, daß die freie Liebe nicht glücklich macht, und daß der Umweg übers Standesamt immer noch sozial das Sichere bleibt. Fulda bleibt sich hier seiner alten Technik treu, mit viel Geschrei die offensten Türen einzurennen. Vor zwanzig Jahren spielte er in der Propaganda für Ibsen, wenigstens theoretisch, die Pionierrolle, jetzt gehört er längst zum Train.

Zum Schluß ein Wort über Wildenbruchs Nachlaßwerk, sein letztes Königsdrama, den „Deutschen Kaiser“, den das Schauspielhaus mit allem Glanz historischen Kostümbildes zur Schau stellte.

Wildenbruch nahm zum Helden Heinrich den Vogler. Er wollte an dieser Gestalt eine ähnliche Charakterwandelung und Hoheitssteigerung aufzeigen, wie sie in Grillparzers Jüdin von Toledo und in Kaiser Karls Geisel von Gerhart Hauptmann verdichtet ist: das Versinken einer edlen Natur in den Rausch der Sinne, das „Verliegen“, wie es die Minnesänger nannten, im Bann der Leidenschaft, das Überwinden der elementarischen Urtriebe und das Reifen durch Selbstbezwingung zur befreienden Tat, zum hohen Beruf.

Innerliche Königwerdung ist das Thema. Und damit ist beinah schon kritisiert, was Wildenbruch dem Stoff schuldig bleiben mußte.

„Innerliches Werden“ überzeugungsstark auszudrücken, war ihm nie gegeben. Seine Sache war's, eine Situation mit heißem Atem, Tempo, Elan, Janitscharenmusik betäubend auszufüllen und dann mit Hurrasprung in die nächste Szene zu stürmen. Das Dazwischen hat ihn nie gekümmert.

So stehen denn auch die drei Phasen Heinrichs, der Naturbursche am Vogelherd, der Leidenschaftsberauschte in den Armen des dämonischen Weibes, der kronenreif gewordene Mann der Tat und Herrschaft isoliert nebeneinander.

Was aber an Wildenbruch das Echteste, seine gläubige, herzliche Deutschheit, sein Vaterlandssinn, das strömt hier voll in dem letzten Teil aus, vor allem in den Reden Heinrichs an die Fürsten. Hier braust etwas von Reich, Kraft und Herrlichkeit. Ein schäumender Strom .. in seinen Wirbeln schwimmen kunterbunt disjecta membra poëtae ...

Felix Poppenberg



Der Klingelbeutel

Er geht wieder einmal für Liliencron um. „Kaum hat der Dichter sein Grab gefunden," so entrüstet sich Paul Zschorlich in der „Hilfe", „da wird schon wieder für die Witwe und die Kinder gesammelt. Diese Bettelei — ja: Bettelei — kann auch den aufrichtigsten Freunden des Verstorbenen allmählich auf die Nerven gehen. Man hat sich nachgerade daran gewöhnt, jedesmal, wenn der Name Liliencron genannt wird, ans Portemonnaie zu greifen. Das ist widerlich. Diese ganze Sammelei erscheint mir von Würde und Selbstachtung weit entfernt. Und es ist traurig, daß die deutsche Presse den von allerersten Namen (natürlich!) unterzeichneten Aufruf gedanken- und kritiklos nachdruckt. Wir sind weiß Gott der Mißdeutung nicht ausgesetzt, als ob wir für Liliencron nichts übrig hätten. Aber wohin soll das führen, wenn nun, kaum daß der Dichter im Grabe ruht, schon wieder gesammelt wird? Was Liliencron recht ist, dürfte schließlich den andern hundert deutschen Dichtern und Denkern und Tonsetzern, die zurzeit in Deutschland hungern, billig sein. Mir scheint: hier wird denn doch in ganz unver—antwortlicher Weise auf die Gutmütigkeit des Publikums spekuliert. Das heißt doch schließlich eine Konjunktur ausnutzen.

Liliencron hat Geld genug eingenommen in den letzten Jahren. Und er selber war in geschäftlichen Dingen durchaus nicht so blöde, als man ihn wohl hinstellen will. Ich wollte, ich hätte alle die Fünfzigpfennigstücke, die er für den Nachdruck seiner Gedichte pro Verszeile eingetrieben hat! Er war in diesem Punkt durchaus nicht nachlässig. Es ist einfach un—richtig, wenn in dem Aufruf, den man jetzt in ganz Deutschland nachgedruckt findet, die Behauptung gewagt wird: da er erst mit sechzig Jahren zur allgemeinen Anerkennung gelangt sei, habe er nicht mehr für den Wohlstand seiner Angehörigen sorgen können. Ja, du lieber Himmel, dann hätte eben ein wenig gespart werden müssen. Denn daß der Ernährer eines Tages sterben würde, war doch schließlich vorauszusehen. Dergleichen kommt doch in andern Familien auch vor. Es ist auch mehr als sonderbar, wenn in dem Aufruf der Meinung Ausdruck gegeben ist, es müsse verhütet werden, daß die Kinder des Dichters auf private Almosen angewiesen blieben. Ja, ist es denn nicht noch peinlicher, öffentliche Almosen zu erbitten? Sich von Hinz und Kunz Geld geben zu lassen, nur weil der Vater ein Talent war und nichts vom Sparen verstand?

Wie dem aber auch sein mag: wie kommt der deutsche Bürger dazu, jetzt schon wieder in die Tasche zu greifen, nachdem es doch Liliencron zu Lebzeiten wahrlich nicht an Ehrengaben und dergleichen gefehlt hat? Indem ich mich gelegentlich an den Versen eines Dichters erbaue, übernehme ich doch nicht die moralische Verpflichtung, für seine Witwe und seine Kinder zu sorgen! Wie könnten die sich überhaupt dazu verstehen, auf Kosten der Öffentlichkeit weiterzuleben? Nur weil der Vater etwas geleistet? Wohin kommen wir denn mit solchen Ehrbegriffen?

Und wenn nun schon Not im Hause Liliencron ist, ei zum Donnerwetter, wo sind denn die guten Freunde? Warum halten denn diejenigen die Taschen zu, die in der Lage und dazu berufen sind, zu helfen? Warum zahlen denn all die guten Leute, die da den Aufruf mit ihren

Namen decken, nicht selber so viel, daß der ganze Aufruf überflüssig wird? Das sind ja, soweit ich sehe, alles sehr vermögende, wenn nicht reiche Leute. Seinen klangvollen Namen unter ein solches Zirkular setzen, das tut nicht weiter weh.

Auch Richard Dehmel spielt eine bemerkenswerte Rolle in dieser ganzen Liliencron-Affäre. Als er vor einiger Zeit seinen Ukas an alle diejenigen erließ, die ein geschriebenes Wort von Liliencrons Hand besitzen, da ‚verbot' er die Veröffentlichung im Namen der Witwe. Da drohte er mit schärfsten Maßnahmen jedem, der auch nur den Inhalt einer Postkarte ohne seine Erlaubnis veröffentlichen würde. Jetzt plötzlich findet er ganz andre Töne. In dem Schreiben, das er an die deutsche Presse richtet, ist von ‚liebevoller Anteilnahme', von ‚die Freundlichkeit und die Güte haben' die Rede. Gestern noch drückte er sich wie ein Polizeikommissar aus und heute wie ein lieber alter Pastor.

Nein. Gegen diese leichtfertige Bettelei, die ganz und gar nicht würdig ist des Andenkens von Liliencron, muß einmal im Namen des öffentlichen Anstands Protest erhoben werden. Man mag und soll den Hinterbliebenen Liliencrons beispringen, wenn wieder einmal kein Geld im Hause ist, aber man soll nicht in der breitesten Öffentlichkeit diese traurigen Familienangelegenheiten breittreten. Es wäre weit würdiger gewesen und wäre es heute noch, wenn der Verleger (der doch wohl der erste dazu ist) und eine Anzahl naher Freunde — Richard Dehmel an der Spitze — sich zusammentäten und die leidige Sache in aller Stille erledigten. In einer Zeit, die das Materielle so besonders betont, wie in der unsrigen, sollte man sich hüten, das Geld wildfremder Menschen in Anspruch zu nehmen und die nachgerade komisch gewordene Notlage Liliencrons in alle Welt hinauszuposaunen. Die Hochachtung vor den rein geistigen Werten wird weiß Gott nicht erhöht, wenn urbi et orbi verkündet wird: Die Kinder dieses großen Dichters haben keine ganzen Stiefel anzuziehen. Das Elend soll man verdecken, aber man soll nicht noch damit renommieren!"

Man wird diese Äußerungen vielleicht etwas scharf, wenn nicht verletzend finden, darf ihnen aber darum doch nicht alle Berechtigung absprechen. Schön ist diese Art der „Wohltätigkeit" — immer auf Kosten der „anderen" — wirklich nicht. Und was der Verfasser an die Adresse Dehmels richtet, könnte höchstens nur noch unterstrichen werden.





Notizbuch

Dem Kulturschilderer unserer Zeit erschließt sich eine zwar oft recht trüb, aber immer sehr reichlich fließende Quelle für das Studium des heimlichen oder doch verdeckten Lebens im Inseratenteil unserer Zeitungen. Solche wenigen Zeilen im bunten Wirrwarr des Anzeigenteils enthüllen oft tiefere Einsicht in der Menschheit Jammer und Genuß, in das Hasten und Ringen Tausender von Existenzen, als es die gelehrtesten psychologischen Abhandlungen im Feuilleton vermögen. So holte sich die Wiener Allg. Ztg. folgende Anzeige aus einer Tageszeitung heraus:

Aufruf an Aristokraten! Ein seriöser Vermittler reist demnächst nach Amerika, derselbe hat dort gute Beziehungen in der Finanzwelt und beabsichtigt, für einige gutsituierte Aristokraten daselbst Heiratspartien mit Millionen zu arrangieren. Briefe von Bewerbern erbeten unter „Dollarprinzessin".

Das endigt in einen Operettentitel; aber in der Tat ist's ein traurig Sittenstück. Das heißt, wer weiß, wie bald man sich auch an diese Form gewöhnt, da man ja längst die Anprei-

sungen der Heiratsvermittler gar nicht mehr beachtet. Da wird dann schließlich eine findige Steuerbehörde mit Aus- und Einfuhrzöllen für diese kostbare Ware rechnen können, und Amerika wird für seine lebendigen Schönheiten ebenso strenge Ausfuhrverbote aufstellen, wie Italien für seine gemalten.

* * *

Die „Tägliche Rundschau“ rückt folgende Anzeige aus einem Berliner Blatte in hellere Beleuchtung:

Theater-Kassierer, gleichzeitig Sekretär, jedoch nur Fachmann oder tüchtiger Kaufmann, gesucht. Einlage 20 000 M, Gehalt 300 M monatlich. Mit Zeugnisabschriften belegte Offerte unter J. W 3916 an die Exped. d. Bl. erbeten.

Man beachte, fügt die erwähnte Zeitung hinzu, mit keinem Wort ist davon die Rede, daß das erforderliche Kapital von 20 000 M etwa als Sicherheit hinterlegt werden solle. Der Theaterdirektor will offenbar seine Betriebsmittel verstärken, um sich noch einige Zeit über Wasser halten zu können. Erfolgt alsdann der wirtschaftliche Zusammenbruch, so besteht für den neuangestellten „Theater-Kassierer, zugleich Sekretär“ keine Aussicht, in den Wiederbesitz seiner Einlage zu gelangen. Einen Einblick in geradezu trostlose Verhältnisse des Berliner Theaterlebens gewährt ein gleichartiger Trick, der nur deshalb die Kritik noch schärfer herausfordert, weil damit die Schamhaftigkeit an den Pranger gestellt wird. „Es kommt gar nicht selten vor,“ so versicherte kürzlich ein angesehener Schauspieler, „daß gewisse kapitalbedürftige Theaterdirektoren die Anstellung von Schauspielerinnen davon abhängig machen, daß von irgendeiner Seite eine bestimmte Einlage geleistet wird. Je höher diese Einlage bemessen wird, um so sicherer kann die Schauspielerin auf Anstellung rechnen. Nach der Höhe der Einlage wird natürlich auch das Gehalt (Gage) bemessen.“ Begreiflicherweise werden die jungen Schauspielerinnen fast niemals in der Lage oder geneigt sein, aus eigenen Mitteln der Kapitalsnot des Herrn Direktors abzuhelfen, und so ist dieser alsdann darauf angewiesen, auf die Damen mit kapitalkräftigen Liebhabern zu warten. Mit anderen Worten: die Unsittlichkeit erfährt die kräftigste Förderung gerade von derjenigen Seite, die in erster Linie berufen sein sollte, durch die Ausübung der Kunst erzieherisch und veredelnd auf die Menschheit einzuwirken. — Eine Ergänzung und Bestätigung dieser Ausführungen über das Theatergeschäft stellt eine weitere Anzeige dar, die sich in einem Theaterfachblatt findet:

Junger vornehmer Direktor sucht Kompagnon, Herrn oder Dame. Heirat erwünscht. Off. u. „3910“ m. Marke z. Weiterbef. Berlin O. 27.

Ja, „vornehm“ sind diese Herren Direktoren alle, und sie haben alle „vornehme“ Theater. Aber noch mehr: sie dienen dem Volke, dessen höchste Güter sie verwalten, und es ist für sie eine heilige Pflicht, dem Volke den Genuß der hehren Kunst zu erschließen. Ganze Seiten voll der schönsten Phrasen ließen sich hier aneinanderreihen aus den Aufrufen zur Gründung des „Richard-Wagner-Theaters“ in Berlin, aus den Artikeln, mit denen diese „große Tat“ begrüßt und dem Publikum empfohlen wurde. Inzwischen ist dieses Unternehmen verkracht, bevor noch ein Ziegelstein für den Bau erworben worden ist, um dessen innere Einrichtung sich phantasievolle Gemüter bereits Sorge machten, ob sie auch ganz den Vorschriften des „Meisters“ entsprechen würde. Denn nur dann dürfte ein solcher Bau des Bayreuthers Namen tragen. Ja, so sorgten und mühten sich die Wahrer des Erbes um ungelegte Eier, indes 8000 „Idealisten“ auf die ausgelegten Leimruten krochen und die „Macher“ sich einstweilen für ihre „Bemühungen“ um ihre Gründung Gehälter von den Beiträgen der künftigen Vereinsmitglieder auswarfen, sich auch wohl bereits die Stellungen verteilten. Es ist vielleicht das Bezeichnendste an diesem ganzen Fall, daß man sich kaum darüber aufregt, wie hier mit den Beiträgen Tausender umgegangen wird, die doch ihre Groschen nur bezahlt hatten, weil ihnen die Gründung als solche für ganz sicher hingestellt worden war. Nicht zur Gründung eines

Vereins sind die Beiträge bezahlt worden, sondern um sich das Anrecht auf so und so viele Vorstellungen zu sichern, die man nachher ja noch einzeln bezahlen sollte. Juristen mögen entscheiden, ob hier nicht alle Tatsachen eines groben Betruges vorliegen. Betrogen ist jedenfalls wieder einmal der Glaube aller jener, die von kapitalistischen Privatunternehmungen irgendeine Förderung volkstümlicher Kunst im Theater erwarten.

* * *

Der Zufall liebt die Groteske. Während hier auf die Lockung von Spekulanten hin Tausende mit Geldopfern ihren Hunger nach guten Kunstdarbietungen bekundeten, beschloß der Magistrat von Berlin, den im Stadthaushalt angesetzten Kunstfonds von 100 000 ℳ auf die Hälfte herabzusetzen, weil kein Bedürfnis vorliege. Nun werden die Verwaltungen schier aller deutschen Städte über 100 000 Einwohner sich angesichts ihrer eigenen Aufwendungen auf diesem Gebiete baß verwundern, daß die Zweimillionenstadt Berlin nicht einmal 100 000 ℳ für Kunst unterzubringen weiß. Ja, wer sich eben keiner Pflichten bewußt ist, der hat es leicht, sich Verpflichtungen zu entziehen. Die von Beruf weisen Stadtväter reden immer zuzeiten vom hohen Werte der Kunst und den verdienstvollen Bemühungen, sie dem Volke zugänglich zu machen. Aber selber etwas tun? Nein, da könnte man ja private Interessen schädigen. Lieber überläßt man alle künstlerischen Unternehmungen der wildesten Spekulation. Mögen dabei die Künstler zur elendesten Existenz verurteilt sein, mag für weitaus den größten Teil der Berliner Einwohnerschaft der Zutritt zu besseren Kunstdarbietungen ein unerschwinglicher Luxus sein — die Stadt Berlin, die „Stadt der Intelligenz und des Fortschritts", sieht keine Ursache, da einzugreifen. Dafür sonnt man sich in der Glorie, die erste Literatur- und Theaterstadt, die erste Kunststadt (da die Versteigerungen die größten Erträgnisse liefern) und die erste Musikstadt zu sein.

Aber wie besteht dieser Ruf der ersten Musikstadt vor der Tatsache, daß Berlin nicht imstande ist, ein erstklassiges großes Orchester zu erhalten? Gewiß, wir haben im Philharmonischen Orchester eine der besten Orchestergemeinschaften der Welt. Aber damit diese weltberühmte Körperschaft überhaupt bestehen kann, muß sie nicht nur vom 1. Oktober bis Ende April eine Tätigkeit entfalten, die nur mit Menschenschinderei richtig bezeichnet ist, sondern sie muß obendrein für die Sommermonate ein Engagement als Badekapelle (in Scheveningen) annehmen. Ganz verzweifelt ist der Existenzkampf jeder zweiten großen Orchestergenossenschaft. Bis jetzt sind alle nach ein- bis zweijährigem Bestand wieder eingegangen. Das Blüthner-Orchester hält sich noch, hauptsächlich dank dem Opfermute seiner Mitglieder. Aber die Stadt Berlin, die den ganzen Sommer über überhaupt keine gute Musikkapelle hat, hat keine Verwendung für ihren Kunstfonds. Wie einfach wäre es, wenn z. B. das Blüthner-Orchester 25 000 ℳ jährlich bekäme mit der Verpflichtung, 25 Volkskonzerte zum Eintrittspreise von 20 ₰ zu veranstalten. Wie ich die Verhältnisse kenne, wäre das Orchester bereit, 50 Konzerte unter solchen Bedingungen zu geben. Der Blüthner-Saal faßt 2000 Zuhörer. Hunderttausend Menschen kämen auf diese Weise zu einem billigen, feinen Musikgenuß. Denn jetzt kommt der Besuch der billigen philharmonischen populären Konzerte alles in allem immer noch auf reichlich 1 ℳ für die Person. Das ist zumal für Familien nur selten erschwinglich.

Ich persönlich bin gar nicht für Unterstützungen von Kunst und Künstlern durch die Gemeinsamkeit ohne Gegenforderungen für diese Gemeinsamkeit. Das scheint mir nicht nur sozial gerecht, sondern obendrein als die einzige ganz vornehme Art, in der der Künstler diese Unterstützung annehmen kann. Alles andere hat den Beigeschmack des Almosens. Der Künstler will nicht mehr, als wir heute für jeden Arbeiter verlangen: das Recht auf Arbeit, d. i. in seinem Falle die Gelegenheit zur Arbeit. Am leichtesten ist für die Kunstgebiete diese Frage zu lösen für Theater- und Musikdarbietungen. In Berlin darf nach dem Urteil der Sach-



verständigen kein Theater im Durchschnitt mit mehr als einem Drittel der Einnahmemöglichkeit des ausverkauften Hauses für den Abend durchschnittlich rechnen. Gut, man unterstütze von der Stadt aus Bühnen, die es verdienen, dadurch, daß man für 20, für 50 oder 100 Abende eine Summe von etwa 200 *M* bewilligt, für die man aber eine bestimmte Zahl von Plätzen beansprucht, die dann den unbemittelten Bevölkerungsklassen für geringes Entgelt zur Verfügung gehalten werden. Für Orchesterkonzerte liegt der Fall ganz so, wie ich ihn oben beim Blüthner-Orchester dargestellt habe. Selbst das Volksopernhaus, das naturgemäß in gewissem Sinne ein Wagner-Theater würde, wäre auf diese Weise zu verwirklichen. Mögen die Hoftheater für die höfischen Zuschüsse eine Fülle Freikarten an den Hof, Beamte, Offiziere und für allerlei gesellschaftliche Veranstaltungen verbrauchen, — die Städte können für ihre Beihilfe jene Klassen der Bevölkerung bedenken, die sonst von großen künstlerischen Genüssen ausgeschlossen sind

* * *

Übrigens möchte ich bei jeder Aussprache des Wunsches nach Volkskonzerten niemals unterlassen, den zweiten Wunsch hinzuzufügen: „Wenn ihr Volkskonzerte einrichtet, macht sie ä u ß e r l i c h so volkstümlich wie möglich. Kümmert euch nicht um das Gezeter der Stilechten und Ästheten. Denkt daran, daß die Leute, die ihr einladet, einen schweren, mühevollen Arbeitstag hinter sich haben, und richtet euer Konzert so ein, daß sich die Leute wohl fühlen und nicht noch den Abend als Anstrengung empfinden. Die Mittel dazu liegen wesentlich in der ä u ß e r e n Aufmachung. Es stimmt zu manchen Ausführungen, die ich an dieser Stelle gegeben habe, wenn jetzt im „Berliner Tageblatt“ in der Saison, wo alle Abende ein halbes Dutzend Solistenkonzerte stattfinden, wo in jedem Café gedudelt und gestrichen wird, wo man in keiner Weinkneipe vor Musik sicher ist, der Sehnsuchtsruf nach Konzerten erschallt, wie wir sie meinen:

„Es ist nicht jedermanns Sache, die Freude an guter Musik damit zu erkaufen, daß man pünktlich eintrifft oder vor verschlossener Saaltüre wartet, bis eine Pause eintritt, daß man sich dann in einen Stuhl setzt, auf dem man beständig die Ellenbogen seiner Nachbarn fühlt, daß man stundenlang die beklemmend feierliche Haltung und Gebarung der Leute, die etwas von Musik verstehen oder wenigstens andere an dieses Verständnis glauben machen wollen, auf sich einwirken läßt und sie unter dieser Suggestion mitmacht, daß man zwei oder drei Stunden lang der Musik lauschen muß, ohne Gelegenheit zu haben, die aufgeregten Nerven durch ein Glas Bier zu beruhigen und den durch die feierliche Haltung wie geräderten Körper durch ein Butterbrot zu kräftigen. Musikverständige und solche, die es scheinen wollen, empfinden die Einwirkung der Musik und der Atmosphäre eines Konzertsaals entweder nicht so stark oder sie messen den Genuß des Abends an der körperlichen und seelischen Ermüdung, die er hervorbringt, — je größer die Strapaze, um so schöner war's. — Wir, die älteren von uns, sehnen uns das alte, von einem Warenhaus verschlungene Konzerthaus in der Leipziger Straße und den alten Bilse zurück, der dort sein tüchtiges Orchester dirigierte. Da kam man, wann man wollte, aß sein Beefsteak, trank sein Glas Bier, rauchte seine Zigarre, setzte sogar, wenn die Musik nicht ganz etwas Feierliches spielte, flüsternd seine Unterhaltung mit den Nachbarn fort, traf immer gute Gesellschaft, joviale Väter, liebenswürdige Mütter und reizende Töchter, mit denen man sich, wenn man ein junger Mann in einer soliden Position war, verloben konnte. Der Fußboden war mit Kokosfasermatten belegt, und die Schritte der geräuschlos servierenden Kellner störten weder das Orchester noch die jungen Leute, die sich etwas zuzuflüstern hatten. Es sind seitdem so viele neue Konzertsäle in Berlin entstanden, — keiner hat die Lücke auszufüllen versucht, die durch das Eingehen des Konzerthauses entstand. Wenn es auch Säle genug gibt, in denen bei Bier und warmer und kalter Küche Musik gemacht wird, — Musik, Gesellschaft, Bier und Küche sind nicht auf dem Niveau des ehemaligen Konzerthauses. Und daß nicht einer der vielen Konzertsaalbesitzer Berlins auf den Gedanken kommt, seinem Saal den vornehmen Ehr-

geiz zu nehmen und ihn zu einem gutbürgerlichen Lokal umzugestalten, in dem Musik für die vielen gemacht wird, die gute und schlechte Musik voneinander zu unterscheiden wissen, ohne etwas von Musik zu verstehen, ist verwunderlich genug."

* * *

Freilich, die „vornehmen" Besucher würden Verderb und Verfall zetern, wenn man ihnen zumuten würde, eine Beethovensche Symphonie bei einem Glase Bier anzuhören. Das sei unwürdig. Nun, diese „vornehmen" Besucher unserer teuren Kunstveranstaltungen lieben Betätigungsformen ihrer Kunstliebe, die einen ihre Verachtung leichter ertragen lassen. Zunächst ist's um diese Kunstliebe seltsam bestellt, wenn sie nicht Mode ist. Man lausche einem Stoßseufzer des Berliner Musikkritikers der „Frankf. Ztg.": „Kam da Max Reger aus Leipzig herüber, um uns mit dem Cellisten Herrn Kruse eine Cello-Sonate seiner Arbeit vorzuspielen, und das Publikum hielt sich ostentativ fern, das heißt, es blieb einfach aus: Reger spielte vor leeren Bänken. Reger ist doch heute ein Name, in der modernen Tonschöpfung gebührt ihm ein erster Platz. Und er trat so bescheiden auf, er wählte den kleinsten Saal in Berlin, den Klindworth-Scharwenka-Saal. Aber selbst in diesem war kaum der vierte Teil besetzt. Dabei kann nicht einmal die Entschuldigung gelten, man habe sich vor der Regerschen Musik gefürchtet. Es stand nur e i n Werk seines Geistes auf dem Programm — eine prächtige Arbeit, mit einem sprudelnden Scherzo und einem tief gesangreichen Adagio; im übrigen begleitete Reger ganz einzig musikalisch Beethovens A-Dur-Sonate, und Herr Kruse spielte mit reichem Können Bachs Sonate für Cello-Solo in D-Moll. Also ein Programm, das vielseitigem Geschmack entgegenkam. Aber der Name Reger lockt aus Groß-Berlin nicht ein paar hundert Menschen herbei, den kleinen Saal zu füllen. Ich muß sagen, das erscheint mir beschämend für das musikalische Berlin. Daß das große Publikum sich nicht für Reger ins Zeug legt, ist begreiflich. Daß aber aus der Dreimillionenstadt unter den zahllosen Musikstudierenden, den Kompositionsschülern und -mitstreitern, den Kammermusik-, ja Cellomusik-Spezialisten — von allen Schattierungen gibt es ja in dieser Weltstadt eine größere Auswahl — nicht zweihundert Interessenten zusammenkommen, um einen genialen Musiker von dem Schlage Regers zu begrüßen, das ist bedauerlich, das ist niederschmetternd. Und da redet man von wachsender Kultur in Berlin."

Ja, auch Berlin hat eben nur ein gewisses Quantum von Kunstbegeisterung zu verzapfen, und diese war kurz zuvor in solcher Weise vergeudet worden, daß einfach nichts mehr vorhanden war. Denn wer könnte so an dem Kulturfortschritt Berlins zweifeln, der kurz zuvor die Betätigung dieser künstlerischen Kultur beim Abschied der Emmy Destinn erlebt hat. Zweimal mußte sie sich verabschieden, da ein Konzert für den Ansturm der vom Trennungsschmerz Gepeinigten nicht ausgereicht hatte, trotzdem die kluge Tschechin durch die Eintrittspreise gezeigt hatte, wie hoch sie Berlin einschätzte. Zumal beim zweiten Konzert spielten sich nun Szenen ab, die selbst dem „Lokalanzeiger" einiges Unbehagen verursachen. „Kunstbegeisterung ist gewiß eine schöne Sache, die man gern mag, auch wenn sie mit einem gewissen Personenkultus verbunden ist, sofern sich dieser nur in anständigen Grenzen hält. Neuerdings aber macht sich an den Berliner Pflegestätten der Musik, selbst an den vornehmsten, ein Begeisterungspöbel breit, dem entschieden das Handwerk gelegt werden muß, ein Begeisterungspöbel, der sich zum größten Teil aus mehr oder weniger jungen Damen der sonst guten Gesellschaft zusammensetzt. Der Farrar haben diese Enthusiastinnen früher einmal ihr kostbares Kleid zerrissen, bei der Destinn gebärdeten sie sich letzthin, als wollten sie die Künstlerin selbst in Stücke reißen. Schon während des Konzertes ging der Hexensabbat los, kaum war der wundervolle Sopran der Sängerin verklungen, ertönten von den verschiedenen Seiten des Saales, abgesehen von dem üblichen und berechtigten Applaus, entsetzliche Bravorufe wie von Verrückten, die der Wärter peitscht, mit kreischenden Stimmen ausgestoßen, die nach dem prächtigen

Gesang, den man eben gehört hat, doppelt weh taten. Als die Destinn aber ihr Programm mit reichlichen Wiederholungen erledigt hatte, ging die wilde Jagd erst recht los. Da wurden die Weiber zu Hyänen, die sich gierig auf ihr Opfer stürzten. In wahnsinniger Hast drängten die ‚gebildeten‘ Damen dem Podium zu, rücksichtslos um sich puffend und stoßend, daß die von der Vernunft nicht verlassenen Konzertbesucher kaum mit heilen Gliedern den Ausgang gewinnen konnten. Zu Hunderten rasten die Kunstmegären, in einem wüsten Knäuel schweißtriefend dicht aneinandergedrängt, und vollführten einen Höllenlärm, bis endlich das Verlöschen des elektrischen Lichtes dem widerwärtigen Schauspiel ein Ende machte. Aber die liebliche Jugend hatte daran noch nicht genug, sondern erneuerte den Skandal draußen in womöglich noch verstärktem Maße. Hier wurde die Sache so arg, daß die Destinn zu ihrem Wagen nur durchdringen konnte, nachdem eine Anzahl von Herren als freiwillige Schutzleute eine Kette um sie gebildet hatten, um sie gegen Gefahr an Leib und Leben zu schützen."

Da ich selbst dem Konzert beigewohnt habe, kann ich versichern, daß zu Begeisterung überhaupt kein Anlaß war. Die Destinn sang ein ziemlich gleichgültiges Programm in durchaus nicht hervorragender Weise ab. Es fehlt ihr durchaus die Fähigkeit zum Liedgesange. Aber das ist nichts Neues und ist andererseits für diese Art des Kunstwahnsinns auch völlig gleichgültig. Beim Caruso-Gastspiel gebärdeten sich z. B. jene am verrücktesten, die den berühmten Sänger nicht gehört hatten. Jedenfalls erzählt der überwachende Polizeioffizier, daß am letzten Gastspielabend während der Vorstellung an zweitausend Personen — zu neun Zehntel Damen — beim Ausgang aus dem Bühnenhause sich ansammelten, um den „Göttlichen" zu erwarten. Ein mehrmaliges Auseinanderjagen hatte nur vorübergehenden Erfolg. — Aber wir haben doch unsere treffliche Feuerwehr! Wie leicht wäre es ihr, mit einem gehörigen kalten Guß den Brand, der in diesen Spatzengehirnen wütet, zu löschen.

* * *

Ach, um die Kunstheuchelei! Wo macht sie Halt? Was wurde jetzt wieder zur Wiederkehr seines 150. Geburtstages von Schiller geredet und geschwärmt. Und wie steht es um die praktische Betätigung dieser Liebe? — J. Bab veröffentlicht im „Literar. Echo" das Ergebnis einer Rundfrage an die deutschen Schauspieler über ihr Verhältnis zu Schiller. Da ist manch kluges Wort, und manche sicher ehrliche Begeisterung kommt zu Gehör. Aber wirklich schlagend und beherzigenswert scheinen mir nur die Ausführungen des Dresdeners Paul Wiecke zu sein, der schreibt: „Man sehe sich die Durchschnittsaufführungen Schillerscher Dramen in unseren deutschen Landen an, denn nur diese kommen in Betracht, wenn die Frage im allgemeinen aufgeworfen wird, wie weit das Werk des Dichters heut' im Volke noch lebendig ist. Es ist beschämend, welch einen Grad von Interesselosigkeit von seiten des gebildeten Publikums diesen Aufführungen entgegengebracht wird, wie manche feine, ja bedeutende darstellerische Leistung entweder ganz unbeachtet bleibt oder doch nur mit einem blasierten Lächeln hingenommen wird. Wo bleiben die allermeisten derjenigen, die bei Schiller-Festen und Schiller-Feiern sich nicht genug tun können in Schiller-Begeisterung, wenn es den Dichter in seinem Hause zu ehren gilt? Sie schicken ihre Kinder, und wir spielen Schiller vor einem Parterre von Unmündigen. — Man mache den ernsten deutschen Schauspieler nicht verantwortlich dafür, wenn er bei all seiner ehrlichen Begeisterung für den Schillerschen Genius endlich müde wird, seinen künstlerischen Ernst immer nur vor einem Parterre zu betätigen, das zum allergrößten Teil aus Unreifen besteht und jedenfalls außerstande ist, das Für und Wider in der Bemessung seiner künstlerischen Arbeit abzuwägen, ihm also nicht Antrieb und Aufschwung zu höherem Schaffen sein kann."

Karl Storck

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Die alte Stadtbrücke — Hans Hartig



XII. Jahrg. Januar 1910 Heft 4

Mitternacht

Von

Ottokar Stauf von der March

Mitternacht! Die Glocken klingen
Durch die Lüfte hell und klar,
Leise wie auf Traumesschwingen
Schwebt heran das neue Jahr.

Schneebegraben Wald und Hügel,
Dach und Türme, Feld und Hain,
Und des Friedens Cherubflügel
Deckt die Welt, voll Mondenschein.

Heilig Schweigen nah und ferne —
Sel'ge Stille weit und breit — —
Leuchtend stieg vom Thron der Sterne
Süß und hold die goldne Zeit.

Und die Liebe beugt sich nieder,
Benedeiend alle Welt,
Mählich lösen sich die Glieder,
Und der Hand das Schwert entfällt.

Mag es fallen! Heut' zu rasten
Ist ein uralt-heilig Recht,
Heute schwinden alle Lasten,
Und zum Freien wird der Knecht.

Heute streun des Friedens Hände
Goldne Rosen um uns her,
Morgen gürten wir die Lende,
Und es saust des Kampfes Speer.

Die alte Stadtbrücke

Hans Hartig



XII. Jahrg. Januar 1910 Heft 4

Mitternacht

Von

Ottokar Stauf von der March

Mitternacht! Die Glocken klingen
Durch die Lüfte hell und klar,
Leise wie auf Traumesschwingen
Schwebt heran das neue Jahr.

Schneebegraben Wald und Hügel,
Dach und Türme, Feld und Hain,
Und des Friedens Cherubflügel
Deckt die Welt, voll Mondenschein.

Heilig Schweigen nah und ferne —
Sel'ge Stille weit und breit — —
Leuchtend stieg vom Thron der Sterne
Süß und hold die goldne Zeit.

Und die Liebe beugt sich nieder,
Benedeiend alle Welt,
Mählich lösen sich die Glieder,
Und der Hand das Schwert entfällt.

Mag es fallen! Heut' zu rasten
Ist ein uralt-heilig Recht,
Heute schwinden alle Lasten,
Und zum Freien wird der Knecht.

Heute streun des Friedens Hände
Goldne Rosen um uns her,
Morgen gürten wir die Lende,
Und es saust des Kampfes Speer.





Träumereien

Von

Mela Escherich

I.

Maiabend nach kühlem Tage. Auf den Bergen liegt Licht in langen Streifen wie eine goldne Schrift. Ein Rauchwölkchen steigt als leuchtendes Rufzeichen auf. Dort muß das Wort zu Ende sein. Dahinter geht es dunkel in verschwiegene Talgründe.

Durch ziehendes Gewölk bricht die Sonne, flammend, wie ein Held im blitzenden Harnisch.

Was mag der liebe Gott auf unsre Berge schreiben? hätte ich als Kind gefragt.

Ich weiß nicht, ob er mir damals Antwort gegeben hätte. So kann ich ja noch einmal fragen ...

*

Ich mußte vom Fenster weg. Jemand rief nach mir. Und als ich zurückkehrte, war die Schrift ausgelöscht, und ich bekam wieder keine Antwort.

Alle die Schriften lesen und lösen können, die um uns her stehen und leuchten — das hieße alle Tiefen entsiegeln. Es steht so viel geschrieben. Unaufhörlich schreibt der große Griffel.

Wir gehen blind an den heiligen Büchern vorüber. Aber manchmal weht ein geheimer Sturm vor uns ein Blatt auf, und in wabernden Flammenlettern redet ein Wort zu uns.

Dann ist es, als ob uns jemand bei der Hand fasse und sage: Komm!

Und was dann geschieht, das ist das Ewige, das Unumstößliche, das allein Wahre und Werte.

Wir handeln in tausend Dingen nach unserm Willen und sind ihm überlassen. Ich greife nach einem Gegenstand, oder nein, ich lasse ihn liegen. Ich wende mich rechtshin, oder nein, ich blicke nach links. Das steht in meinem Belieben. Darüber ist mir mein Wille gegeben als ein Hauptmann. Aber es gibt einen Feldherrn darüber. Dann hat der Hauptmann nichts mehr zu sagen.

Der Hauptleute sind auch mehrere. Man will dies und das. Und es ist ein Geschrei von Befehlen und Gegenbefehlen durcheinander. Aber der Feldherr sagt nur ein Wort ...

Das Wort ist nicht von uns, aber wir kennen es und warten darauf lebenslang. In der Stunde der Geburt stand es über uns, und vor uns war es da, aus unergründlicher Ferne herleuchtend.

Wir kennen es. Alle Zusammenhänge des Lebens sind in ihm ausgesprochen bis ins Unendliche hinauf und hinab.

In der Stunde, da du das Wort hörst, das über deiner Geburt stand, ist um dich nichts Geheimes. Die Jahrhunderte liegen wie Kristalle vor dir, und du schaust ihre Ereignisse als ein Gegenwärtiges.

Du siehst es da und dort. Manchmal wenn du hinaufschaust in den unendlichen Sternenhimmel; manchmal wenn du hinabschaust — in dich.

Es ist das Wort von Gott, das ewig verborgene, das unergründlich offenbare. Was du erwartest und was du bist. Das Geheime in dir. Himmel und Erde und alles darin sind zwei Bücher, in denen davon geschrieben steht. Wer sie lesen kann, der weiß alles. Aber er muß es ungesprochen lesen. Es kann nie gesprochen werden. Es ist beschlossen in allem und in dir, und wirklich geöffnet wird die Pforte dazu nur einmal im Leben: wenn du liebst, Seele ... wenn du liebst!

II.

Was ist Gold?

Narren, steckt eure Münzen fort! Ist das edel Gold? Metall und Schlacke, ein trübes Gemisch von echt und unecht. Geld! Geldeswert! Aber kein Gold.

Schaut hinauf in die Luft. Dort ... dort ... allum ... lauter Gold! Lauteres Gold.

Seht die frühherbstliche Reine des Äthers, seht das warme Blinken der Abendsonne, seht diese strahlendurchtränkten Höhen, diese vogeldurchschifften, schimmernden Weiten, seht wie das Blau sich seiner Farbe entäußert und sich löst, ganz in Licht, ganz Licht. Das ist Gold! Gold!

O du unermeßliches Reich der Lüfte!

*

Über die Täler wallen die Schleier träumender Abendruhe. Um die Hügel flattern sie, zerreißen im fächelnden Wind und schlingen sich wieder zusammen. Soweit der Blick schweift, rüstet alles zur Ruhe. Nur unter mir in den Straßen noch Tageslärm, der erst müde wird, wenn draußen in den Wäldern die Stimmen der Nacht erwachen.

Schau auf, Seele!

Blick, begleite ein Stück Weges die jauchzenden Gedanken!

Sei gegrüßt, Himmel!

*

Das ist das Mächtige an den Elementen, daß sie keine Heimlichkeit haben. Ihr Geheimnis ist ihre Offenbarung.

Ihr tiefstes Wesen ist ihre Schönheit, die sie siegend entblößen ...

*

Dort am westlichen Rande leuchtende, wundersame Gebilde. Flammende Spruchbänder, Evangelien der Sonne und des Erdendunstes.

Die Wolken sind der Stil des Himmels. Wenn die Elemente Künstler wären, so müßte man die Wolken als ihre Schöpfungen betrachten, weil sie Manifestationen ihres innersten Wesens sind. Eine eigenartige Architektur, in der alle Tendenzen von Licht und Form sich wunderbar vermischen, bald massig getürmt und düster, bald zerfetzt und zerrissen und hellrot wie Blutflecken. Bald wieder in matten, fast violetten Tinten von trübdurchsichtiger Körperhaftigkeit wie Traumgestalten ...

Wolken — Manifestationen der Elementarkunst, der Elementarliebe. Denn ohne Liebe keine Offenbarung. Und lieben sie sich denn nicht? Umarmt nicht der Wind die aufhüpfende Welle? Stürmen nicht die Atome des Lichtes, der Wärme gleich Liebesrittern durch die Natur, alles mit Glanz und Leben füllend?

Welch eine kleine, schwächliche Liebe ist es doch, die die Menschen zusammenführt! Jetzt, wo die Nacht einsinkt, beginnt in den Straßen das Vorspiel zu den nächtlichen Festen. Die Paare finden sich ... Die Ebenbilder eines „allerhöchsten Wesens“ besinnen sich ihrer faunischen Herkunft. Die Nacht vernichtet den Tag.

Liebe?

Eva und der Tod durchwandeln die Stätten der Leidenschaft.

Das uralte Memento mori vom verlorenen Paradies. — — — — — —

Steig auf, Geist, in die Sternennacht! Da bist du frei.

Keine Stunde der Liebe, o Mensch, wiegt das Gefühl deiner Freiheit auf.

Bettle nicht um die Teilnahme deiner Brüder, deiner Schwestern. Du bist frei.

Weine nicht um die Treulosen dieser Erde. Bedenk, daß Tränen Tau und kostbar sind.

Sei stolz auf deine Einsamkeit, o Herz, denn dein ist die Welt.

Siehe, keine Wolke ist so hoch, dein jauchzender Geist überfliegt sie.

Keine Sonne ist der Erde so fern als du dem Elend, der Schmach, der Not, von der die Menschen sagen, daß es sie niederdrücke.

Gibt es denn noch etwas, das du fürchtest? Nichts, nichts als die erhabenen Schauer der Unendlichkeit, in denen sich deine Seele wie in einem Spiegel beschaut.

*

Die Sterne erblassen. Des Himmels Säume färben sich mit bleichem Schein. Es tagt. Hell wird es überm Wald, über der Stadt. Die Schlafenden erwachen. Horch, schon ein Vogel? — Nun leises Zwitschern da und dort. Der Erde erster Morgengruß.

Wie lieb, wie heiter diese Welt erwacht, wie ein freundlich lächelndes Kind. Ist es möglich, diese greise Welt, und jeden Morgen noch so jung? Nein, die Unsterblichkeit ist ke n Märchen, nur der Tod ist es.

Tod? Ein Lösen der Larven. Weiter nichts. Tausend Blüten welken, doch der Geist des Blühens wirkt ewig fort.

Sterne zerschellen, und der große Raum hört doch nicht auf, mit Sternen gefüllt zu sein.

Menschen sterben, und ihr Geist lebt doch fort durch die Jahrtausende. Oder willst du sagen, daß das, was sie schaffen, worein sie ihre Seele legen, tot sei?

Reden nicht alte Kunstwerke, Bilder, Gebäude zu uns? Wer redet denn? Das Holz? Der Stein? Gewiß, auch dieses hat seine Seele.

Aber hörst du nicht noch eine Stimme außer der des Materials? Hörst du nicht jene des Meisters, der aus dem Material das geschaffen, was seine Seele bewegte?

Die Kunstgeschichte allein widerlegt den Zweifel an der Unsterblichkeit.

Alles ist, was war. Es gibt kein Ende.

*

Nun ist die Sonne da. Schon weicht die Glut, die eben noch wie Wangen heiß vom Schlaf die Wolken färbte.

In Tau und Glanz steht die Welt. Leuchtende Strahlen schießen über das Land.

Narren, steckt eure Münzen fort! Hebt die Hände auf! Die Sonne zahlt bar ... bares Gold von unvergänglichem Wert! Gold ... Gold ...

III.

Winter liegt vor dem Fenster, durch das der reich bewölkte Himmel sieht. Graublaue Wolken, die von Tagen voll Nebel kommen. Und jetzt gelblich-rötlich spielendes Sonnenblinken darin. Die Dächer noch feucht; aber nahe und scharfumrissen, was wieder auf Regen deutet. Warmer Dezember. Und doch Feuer im Ofen. Und das sonderbare Winterlicht auch in der Stube. Die Goldbuchstaben auf den Bücherrücken glänzen und die roten Nelken auf dem Schreibtisch, die neben der „Vita nova“ und Homers Ilias stehen, glühen. Eine Madonna von Botticelli blickt mit der Unergründlichkeit ihres italienischen Jahrhunderts auf mich herab. Daneben starrt ein poröses Sandsteinmonstrum undefinierbaren Alters, einst vielleicht ein heiliger Widder oder Stier, jetzt durch die Schicksalstücke der Jahrtausende zu einem zweibeinigen und einhörnigen Invaliden geworden, in die zivilisierte Winterbehaglichkeit des zwanzigsten Jahrhunderts.

Was sich alles oft auf kleinem Fleck zusammenfindet! Jahrtausende — eine einzige Kette unzähliger Glieder. Jedes Jahr ein Glied. Und ein Jahr? Wie rasch vorüber und doch wie reich, wie voll! Die Erinnerung liegt darauf wie die Nebeltropfen auf meinen roten, glühenden Nelken. Und eine Frage nur: Warst du treu? Und eine Antwort nur: Ja.

So jahraus, jahrein. Und sonst nichts in der Welt. Das Leben ein Feiertag, die Tat ein Gottesdienst. Verworrner Lärm vor dem Tor, der nicht berührt. Was draußen ist, was geht's mich an? Laß sie sich quälen und mühen — und in kleinem Haß und kleiner Liebe ihre Zeit vergeuden! Ich bin ferne von ihnen, und wenn mein Traum auf die Suche geht, so hebt er die Schwingen und fliegt hoch über sie alle fort. Hoch über ihre Dächer, über ihre Berge.

Ei, mein Traum, wo lässest du dich nieder?

Auf einem goldenen Berge.

Was suchst du auf dem Berge?

Einen goldenen, goldenen Tempel.

Ei, wer wird dir die Pforte öffnen?

Das wird tun ein Flügelschlag meiner Schwingen, die deiner Seele verlangende Sehnsucht sind.

Ei, mein Traum, wie ist es in dem Tempel?

In dem Tempel springet der Sonnenschein hin und her, und die Bildwerke an den Wänden sind lebendig und beten laut.

Was hat der Tempel für Säulen?

Das sind schimmernde Seufzer, die beständig aufquillen und mit solcher Kraft, daß sie den ganzen Bau tragen.

Was hat der Tempel für Fenster?

Die sind weit geöffnet wie ein fröhlich singender Mund. Aus denen gehet die Sonne hervor wie Gesang.

Was hat der Tempel für einen Boden?

Das ist ein einziger Wunsch. Auf dem gehen die Füße leicht.

Was hat der Tempel für ein Gewölbe?

Das st ein weithin hallender Schrei: Halleluja!

Was hat der Tempel für einen Altar?

Das ist ein schlichter Tisch und ist wie ein Grab. Darunter liegen deines Herzens Torheiten begraben. Aber darauf steht ein Buch. Davor wollen wir beten.

Ei, mein wunderlicher Traum, was stehet in dem Buch?

In dem Buch stehet: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen — du bist mein.

Wie soll ich das deuten?

Das mag ich nicht sagen. Solche Dinge erfähret nur, wer in dem Tempel ist.

Ei, mein Traum, so wollen wir dorthin fliegen.

*

Das Jahr ist gleich zu Ende. Ein Abend noch. Dann, in der halben Nacht, beginnen die Glocken zu läuten, singen über die Stadt hin ihr feierliches Lied von einem neuen Anfang. Ich blättere in alten Neujahrsholzschnitten. Ein Kindlein schaut mich an, kommt im Hemdlein fein sittig auf einer gotischen Blume dahergewandelt, zwischen großen, kecken Ornamentschnörkeln, wie sie in Dürers Jugendzeit Mode waren, hält ein Spruchbändlein über sich und nickt mir zu. Ich lese andächtig die knorrigen Minuskeln: ain guot selig jar.



Aphorismen

Von

Melanie von Wolframsdorff-Baars

Das Werk eines Künstlers ist ebensosehr ein Produkt seiner Seele als seines Geistes. Es kommt nicht nur darauf an, daß sein Geist von großen Gedanken bewegt wird, sondern es ist ebenso bedeutungsvoll für sein Schaffen, daß seine Seele von reinen Bildern erfüllt ist. Die Ideale entstehen nicht im Geiste, sie haben ihren Ursprung in der Seele.

*

Unbarmherzigkeit ist nicht nur Mangel an Liebe, sondern ebensoviel Mangel an Verständnis.





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Mit Adelaïde, der Tochter der Marquise, ging um diese Zeit eine merkliche Veränderung vor. Das zwölf- bis dreizehnjährige Mädchen war in manchen Dingen früh entwickelt und auch äußerlich lang aufgeschossen. Nun schien sie trotz der guten Landluft blasser und zugleich noch zärtlicher zu werden. Wohl war sie seit geraumer Zeit bekannt dafür, daß sie leicht zur Ermüdung neigte; aber noch häufiger als sonst zog sie sich vom wilden Kinderspiel zurück, dem sie in früheren Jahren oft ausgelassen gehuldigt hatte, und setzte sich zur Mutter. Die ungelenke, langgliedrige Gestalt des Mädchens kauerte sich zusammen; sie legte den Kopf an die volle Brust der kleinen Mutter, wühlte die Ringellocken recht fest an Mammy ein und schaute mit großen, glänzenden Augen stumm die Anwesenden an, besonders Viktor. Scherzweise nannte man sie mitunter „Fräulein Dornröschen“: sie habe sich offenbar an einer Spindel gestochen und neige daher zur Schlafsucht. Dann lächelte sie einen Augenblick ihr reizend melancholisches Lächeln, das wie ein Windschimmer auf einem Teich über ihr fremdartig ernstes Gesicht flog und wieder verging.

Indessen war die sonst überzärtliche Mutter von ihrer eigenen Leidenschaft viel zu sehr in Anspruch genommen, um diesen Erscheinungen eines Übergangsalters einen besonderen Wert beizumessen. Dann aber kam ein Tag, da horchte sie erschrocken auf und hatte fortan mit einem Angstgebilde zu kämpfen, das dauernde Spuren in ihr zurückließ.

Mutter und Tochter waren auf einem ausgedehnten Spaziergange von einem Gewitter überrascht worden, das hinter ihnen herjagte und große Regentropfen vorausſandte. Adelaïde schlug den eigenen Sommermantel auch um die zierliche Mutter und legte liebevoll besorgt den Arm um die kleine Frau; so schritten sie als ein Doppelwesen eilig den Hügel hinan. Sie hatten, wie schon häufig auf ihren Spaziergängen, von Hartmann gesprochen.

„Ich wollte, ich hätte einen Bruder“, hatte Addy geplaudert. „Aber er müßte älter sein als ich, so etwa wie Herr Hartmann. Es ist so schön, wenn man

sich zu einem großen Bruder flüchten kann, der alles weiß und versteht. Herr Hartmann weiß sehr viel, nicht wahr, Mammy?“

„Gewiß, mein Kleines. Leider mußt du dich nun aber mit deiner Mutter begnügen.“

„Es ist auch ganz gut, daß Herr Hartmann nicht mein Bruder ist.“

„Warum?“

„Du hättest ihn ja doch viel lieber als mich.“

„Als dich, meine Addy? Wie kommst du auf einen so törichten Einfall?“

„Ich weiß ja doch, daß du ihn lieber hast als mich.“

„Addy —?!“

„Aber, kleine Mammy, tu doch nicht so!“

„Wie kommst du auf eine solche törichte Grille, Addy?“

„Ich weiß es“, beharrte das Kind.

Die Marquise war äußerst bestürzt. Sollte das Mädchen etwas bemerkt haben?

„Addy,“ fragte sie ernst, „sag mir, wie kommst du auf diesen Gedanken?“

„Herr Hartmann verdient es ja auch“, wich sie aus. „Er ist so gut zu dir.“

„Das ist er auch zu dir, Addy, und zu allen. Und dann: sollen wir ihm nicht in den wenigen Wochen, die wir ihn noch haben, recht viel Aufmerksamkeit erweisen?“

„Wenige Wochen?“

Addy blieb erschrocken stehen.

„Nun, im Herbst reisen wir nach Paris zurück, und er vielleicht auf eine deutsche Universität. Wer weiß, ob wir uns dann überhaupt noch einmal sehen im Leben? Drum laß uns vergnügt die Gegenwart genießen — und dann Strich drunter! Vorwärts, Herzchen, es regnet!“

Addy sagte nichts weiter. Sie eilten beide den Hügel hinan, fast schon im Laufschritt, verfolgt vom Donner, vorwärts gepeitscht vom beginnenden Platzregen. Plötzlich blieb das Mädchen stehen und griff ans Herz. „Ich — kann nicht mehr — Mammy —“ Und da sank sie auch schon auf die Mutter hinüber. Die tödlich erschrockene Frau hielt mit ganzer Kraft die Ohnmächtige fest. Addys Gesicht war wachsbleich, die Arme hingen schlaff herab, es regnete auf die gebogene, dünngeschmeidige Gestalt wie auf eine gebeugte Herbstblume. „Addy, mein Kind!“ Sie erwachte wieder. Und mühsam, halb von der Mutter getragen, erreichte sie das Haus. Rasch wurde sie zu Bett gebracht, mit Tee und heißen Tüchern durchwärmt; und am andren Morgen, nach einem tiefen Schlaf, war sie zur närrischen Freude der Mutter wieder vollkommen munter.

Dieser Vorfall störte Frau Elinor auf. Die Sorge um ihr Kind schlief nicht wieder ein. Mit dem Körper oder der Seele dieses Mädchens war irgend etwas nicht in Ordnung. Sollte eine Herzschwäche, die den Großvater früh entrafft hatte, in diesem engelsanften Wesen wieder auftauchen? Der Marquise zitterten die Knie bei diesem Gedanken. „Herr im Himmel, nimm mir alles, alles, alles, nur nicht mein Kind!“ Sie ward inne, wie wurzelhaft sie mit diesem einzigen Wesen verwachsen war. Oder sollte — auch das schoß ihr in die besorgte Seele — sollte

das frühreife Mädchen von einem ähnlichen Schicksal ergriffen sein wie sie selbst? Sollte sich etwas von ihrer eigenen Leidenschaft für Viktor auf das Mädchen übertragen haben? Nein, nein, dies allzu junge Geschöpfchen mit seinem kräftigen Appetit und seiner gähnenden Müdigkeit wußte noch nichts von Liebe; es mochte sich allenfalls um eine harmlose Schwärmerei handeln, wie sie diesem Alter angemessen ist. Wenn aber gar — wenn Addy die unvorsichtigen Liebenden in verfänglichen Stunden belauscht hätte?!

Die kleine Marquise saß in sich gebückt, preßte den feinen Mund zusammen und zählte mit peinlicher Sorge alle Liebesstunden nach. Sie kam auf diese Weise zum erstenmal zu einer Art Rückschau. Sie vergegenwärtigte sich ihre gesellschaftlichen Bekannten und deren Mienen: ob man wohl etwas erraten habe von ihrem geheimen Verhältnis zu diesem Hofmeister? Hatte nicht neulich Baron Birkheim von „Frau Elinor, der Liebeskünstlerin" gesprochen? Hatte möglicherweise bereits alle Welt diese Leidenschaft einer Dame von Stand bemerkt und belächelt? Hatte Addy selber nicht nur die Leidenschaft, sondern auch die Spötteleien darüber beobachtet und schwieg und litt —?! „O mein Gott! O mein Kind!"

Das Nervensystem der leidenschaftlichen und körperlich nicht sehr starken Frau hatte sich in diesen erregten Wochen erschöpft und war dieser neuen Sorge nicht mehr gewachsen. Sie brach zusammen. Und tags darauf kniete sie in der kühlen Stadtkirche von Rappoltsweiler und murmelte ihre Reue und Sorge in den Beichtstuhl.

* * *

Wenige Tage darauf, ohne daß sich die Liebenden vorher noch einmal gesehen hatten, fand ein längstgeplanter allgemeiner Ausflug in das nahe Gebirge statt. Die Familie Birkheim wollte, bevor man auf einige Wochen nach Rothau zu den dortigen Dietrichs übersiedelte, noch einmal die Freunde des Hauses insgesamt bewirten. Und zwar in Form eines Picknicks im Walde, oberhalb der Dusenbachkapelle, in der Nähe der Ulrichsburg.

Auch Pfeffel und zwei seiner Töchter, Peggi und Friederike, waren mit von der Partie; ebenso Sigismund, der junge Fritz von Dietrich und einige andere Knaben und Jünglinge; Oktavie und die Freundinnen hatten Lieder eingeübt; Hartmann hatte sein Waldhorn gestimmt; eine kleine Musikkapelle fehlte nicht; und insgeheim wurden scherzhafte Überraschungen vorbereitet, um das Waldfest abwechslungsreich zu gestalten.

Viktor war an diesem Tage von einer bedenklichen Ausgelassenheit. War es Absicht oder Überreiztheit der letzten Wochen oder sinnlich aufgewirbelter Kraftüberschuß? Wollte er die große Gesellschaft von seinem geheimen Verhältnis mit der Marquise nichts merken lassen? Er kümmerte sich um die Geliebte absichtlich so wenig als möglich; er vermied aus übertriebener Ängstlichkeit jeden Blick, den ein Beobachter etwa hätte auffangen können. Um so galanter war der erwachte und erregte Träumer von ehegestern gegenüber den jungen Damen. Meistens ritt er neben Oktavie und Anette, die gleichfalls zu Pferde saßen; er war von einer gedankenlosen, unreifen und gesellschaftlich nicht immer geschickten Lustigkeit. Nur ein feiner Horcher wie Pfeffel, der seit einigen Wochen durch gelegentliche rheumatische Gesichtsschmerzen in seiner Stimmung gestört war, schüttelte den Kopf dazu.

„Bemerkt ihr es auch?“ rief Oktavie vom Pferd her in den Wagen, in dem auch Frau von Mably saß. „Herr Hartmann ist schrecklich galant! Er macht uns den Hof!“

„Wir haben noch mehr bemerkt,“ rief die junge Frau von Waldner. „Statt Frau von Mably deutsch beizubringen, hat er von ihr den Pariser Akzent angenommen und spricht ein fast klassisches Französisch.“

„Habt besonders auf sein ‚R‘ acht!“ fügte Henriette lachend hinzu. „Il pa'le comme un pa'isien!“

„Warum haben Sie so viel Talent bisher unter den Scheffel gestellt, Herr Hartmann?“ rief ihm die Baronin von Birkheim zu, als er wieder einmal in unmittelbarer Nähe ihres Wagens dem Waldhorn melodische Töne entlockte.

„Die Völker sind erwacht!“ rief der Übermütige zurück. „Die Freiheit ist im Anmarsch!“

Abermals trompetete er über die hallenden Weinberge und galoppierte in freilich nicht musterhafter Körperhaltung den jungen Damen nach. Der sonst leicht Empfindliche besaß heute kein Gefühl dafür, daß man sich über ihn lustig machte, daß Übermut seinem sonst so gehaltenen Wesen gar nicht stand.

Der solchermaßen auf seinen Stimmungen dahingaloppiernde Reiter hatte nicht bemerkt, daß er mit all dem nervösen Mutwillen zwei Menschen weh tat. Addy saß im Wagen bei ihrer Mutter. Die Marquise fühlte sich in diesen Tagen nicht wohl. Beide schwiegen still. Die Rollen schienen vertauscht; die Lebenskraft der Villa Mably schien sich an den Besucher geheftet zu haben.

Als man langsamer fuhr, stieg Adelaïde mit Fanny und dem anderen jungen Volk aus und lief dem langsameren Gefährt vorauf. Die einsame Frau fühlte sich noch einsamer. Sie plauderte ein Weilchen die laufende Unterhaltung mit; dann sprach sie von ihrem Kopfweh und sprang gleichfalls vom Wagen ab, um zu Fuß zu gehen. Die Reiter und Reiterinnen waren weit voraus. Die allein wandernde Frau setzte sich endlich an den Wegrand und zerstieß mit dem spitzen Sonnenschirm den Rasen, als sollte jeder Stoß in ein Herz treffen.

„Er ist brutal!“ knirschte die Leidende. „Wenn er den Duckmäuser ablegt, wird er brutal! Um mich zu ärgern, macht er der jungen Welt die Cour. Er fühlt, daß ich ihm über bin — mit Brutalität und Prahlerei will er mir den Vorsprung abgewinnen, will mich ducken und demütigen, da ich mich angesichts der Gesellschaft nicht wehren kann. So sind sie, diese Herren, auch dieser! O, mein Gott, wie das schmerzt! Aber nur nichts merken lassen!“

So wirbelten die bitteren und ungerechten Gedanken aus der leidenden Frau empor. Aber gleich darauf trat sie mit der unbefangensten Miene wieder an den Wagen heran.

„Mein Kopfweh ist fort!“ rief sie. „Sehen Sie, das war eine brillante Idee, daß ich zu Fuß lief. Kutscher, Trab!“

Der Hans von Uhrweiler, der auf dem Bock saß, kannte den Ton seiner Herrin; er warf nur einen unaussprechlich bezeichnenden Blick zu der Kranken herum und fuhr dann weiter.

Und immer mehr Sarkasmen, scharfe, stechende Worte blitzten aus der Mar-

quise auf. Alle diese Wortpfeile suchten und trafen Herrn Hartmann, der wieder neben dem Wagen ritt. Jedes Wort saß; knapp und pointiert.

„Seinem Lehrer soll man nicht schmeicheln; Geschmack und Respekt verbieten das; wenn er aber reitet wie ein Gott? Was dann? Da wird der Respekt blinde Bewunderung. ... Ihr Anblick allein, Herr Hartmann, wiegt sämtliche andere Belustigungsnummern des Tages auf. ... Herr Hartmann hat einen Sporn verloren? Entschieden hat einer Ihrer Ahnen die Sporenschlacht von Guinegate mitgemacht, und Sie wollen hinter so viel Heldentum nicht zurückbleiben.“ ...

„Ich weiß gar nicht, wie du heute bist, Mammy,“ sagte die beklommene Abby.

„Ich auch nicht,“ erwiderte sie kurz.

Die Wagen rasselten durch die alten Turmtore von Rappoltsweiler. Die Ulrichsburg schaut mit prächtigen romanischen Fensterbogen in die schmalen Gassen herunter; ein frisches, rasches, in Steine gepreßtes Bergwasser schießt an der Straße entlang. Die blumengeschmückten Wagen rollten unter nicht immer freundlichen Blicken angehender Revolutionäre hindurch und jenseits hinaus in das Tal. Zur Linken lagern dort breite Laubwälder, mit Nadelwald durchsetzt; rechts in der Höhe die Burgen Giersberg und Ulrichsburg und schwärzlich steile Felsen. Am Dusenbach stieg man aus und strebte zu den frommen Gebäuden hinan, die dort in engem, waldumdunkeltem Seitentälchen auf felsigem Untergrunde sitzen.

Während die Dienerschaft Proviant und Flaschen zu dem höher gelegenen Lagerplatz hinaufschaffte, besichtigte die Gesellschaft Kapellen und Kirche und betrachtete das altberühmte wundertätige Marienbild, das dort in der vorderen Kapelle in goldgewirktem Kleide über dem Hochaltar tront.

Die Katholikin Frau von Mably hatte nicht das Bedürfnis, mit hineinzugehen. Waren ihr diese Dinge insgeheim zu heilig? Fürchtete sie unzarte Bemerkungen der Protestanten mitanhören zu müssen? Sie machte einige leichte, spöttelnde Randglossen über die vielen Gebete, die da drin gewiß in der Luft hingen, und hielt sich draußen. Sie war heute voller Schärfen. Drinnen knieten etliche wenige Beter und Pilger, darunter ein kräftig gebauter Priester, der vor dem Altar lag und sich nicht umschaute. Als die Gesellschaft die Kapelle verließ, kniete der Betende noch immer.

Eine Stunde später, als man oben eine Gruppe von Granitfelsen besetzt hielt und das Tal mit den Tönen einer heiter-weltlichen Geselligkeit erfüllte, stand unten am Waldbach der nämliche junge Priester und horchte mit großen Augen empor. Dann schritt er langsam und gedankenstill in seine Pfarrei zurück, die er in gesunden Wochen mit aufopfernder Hingebung zu besorgen pflegte.

Es war eine glückliche Lagerstelle. Gradaus, über Dusenbach und Kapelle hinüber, schichteten sich die massigen, mit gemischtem Wald bedeckten Gebirge um Altweier. Hie und da strahlten nackte grüne Hochgebirgshalden und Weideflächen herüber. Zur Linken, etwas rückwärts, tat sich ein Ausschnitt der sommerlich verschleierten Rheinebene auf, worin besonders das fest abgegrenzte, rings ummauerte Zellenberg auf seinen Rebhügeln bemerkbar war. Im Rücken der Lagernden wuchtete die nahe Ulrichsburg; zur Rechten kletterte das Tal zum Tännchel empor. Und überall Waldmassen. Schweres Geläut schwamm im Ostwind manchmal aus

der sommerheißen Ebene herauf. Gesänge, Waldhorn, die etwas entfernt im Gebirgswald versteckte Musikbande, lachendes Plaudern, Jodler und knallende Pfropfen: — das alles gab dem leis vom Wind bewegten Hochwald eine lebensvolle Stimmung. Wie ein Ton der Tiefe mahnte nur manchmal jene dunkle, schwere Glocke, deren Geläut langsam heraufscholl und im Wald verging.

Es fehlte nicht an Scherzen und Überraschungen. Daß einmal ein grasgrüner Riesenlaubfrosch mitten unter die aufschreienden Damen hüpfte, verursachte keinen langen Schrecken: denn der Frosch hob sofort den breiten Kopf ab — und der kleine Gustav rief beruhigend heraus: „Mama, ich bin's nur!"

Pfeffel pflegte sich bei solchen Ausflügen die Himmelsrichtungen angeben zu lassen; dann stellte sich der Blinde hin und erklärte mit meisterhaftem Gedächtnis und Ortssinn dem sehenden Publikum die ganze Gegend. Was verschlug es, daß heute weder Schwarzwald noch Jura sichtbar waren? Der Blinde sah die fernen Gebirge und zählte die Ortschaften der Nähe auf.

„Und dann schauen Sie noch weiter," fuhr der Seher fort, „schauen Sie durch diese Berge hindurch ins revolutionäre Frankreich! Vernehmen Sie das Rataplan der Trommeln? Gott gebe, daß sich dies Feuer löschen lasse, damit der Segen der neuen Ordnung nicht zum Unsegen werde! Schauen Sie dann hinüber ins stille Deutschland: so erblicken Sie das Heilige Römische Reich Teutscher Nation in politischem Schlummer. Aber geistig große und ehrwürdige Männer sind um so emsiger an der Arbeit, das Menschentum zu erneuern, zu beseelen, zu vertiefen. Welch eine stillere Gemütsstimmung als in Frankreich! Und wir Elsässer inmitten, dem Stamm und der Stammessprache nach deutsch, aber staatlich französisch — wie werden wir in diesen Stürmen bestehen?"

Und Belisar plauderte von seinem badischen Freundeskreise, behaglich zurückgelehnt und zuletzt mit Rappoltsweiler Riesling herzlich auf Liebe und Freundschaft und alles Hohe anstoßend. Er war besonders mit dem trefflichen Johann Georg Schlosser befreundet, dem Gatten der früh verstorbenen Schwester Goethes. „Ein edler Mensch!" rief er aus. „Seine Briefe und Worte atmen eine so warme Anhänglichkeit an Christus, eine so eherne Festigkeit der Grundsätze, daß ich mich mit jedem Tage inniger an ihn angeschmiegt habe. Als er noch in Emmendingen war, sahen wir uns öfters; nun ist er in Karlsruhe und wird sich wohl bald in seine Vaterstadt Frankfurt zurückziehen. Kein unreiner Faden läuft durch das Gewebe seines Lebens. Und was für Kenntnisse! Wäre der zerfahrene Dichter Lenz zu retten gewesen, Schlosser hätte es vermocht. Peggi, wie heißt es doch in jener wahrhaft würdigen Dichtung Goethes, die uns einmal der durchreisende Knebel aus Weimar vorgelesen hat? Ich meine die ‚Iphigenie'. Knebel kam damals von Emmendingen und hatte bei Schlossers das edle Werk vorgetragen; er besah sich meine Schule, wohnte dem englischen und italienischen Unterricht Lerses bei und erfreute uns dann abends gleichfalls mit jener Dichtung seines Freundes Goethe. Ich habe mir eine Stelle gemerkt, herrlich vor allen andren: ‚Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie erschütternde Wechsel des Schmerzes und der Freude bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund.' Ja, auf die Freundschaft! Meine Damen und Herren, auf die ruhige,

tiefe, gegründete Freundschaft! Sie ist die reinste und edelste Form der Liebe, sie gibt Kraft, wenn der Freund in Unkraft ist, sie verargt nicht und verletzt nicht, sie sinnt Gutes, wenn Ungüte dem Freund weh getan hat, sie übt uns in selbstlosem Gutsein und Glücklichmachen! Der Freundschaft auf diesem Wasgauberg ein hellklingend Hoch!"

Begeistert, aus inniger Überzeugung heraus nahm das allgemeine Hoch diesen Trinkspruch auf; hellklingend flogen die Gläser aneinander. Eine aber, nachdem sie getrunken, warf ihr Glas splitternd an den Felsen.

„Brav!" rief der jugendliche Alte hingerissen, „an die Felsen die Gläser! Scherben bringen Glück!"

Und Pfeffels Glas flog dem Glase der Frau von Mably krachend nach. Die andren Gläser folgten ohne alle Ausnahme. Es war ein Batteriefeuer zu Ehren der Freundschaft.

Bald hernach zerstreuten sich die Kinder mit Hartmann in den Wald, Blumen suchend und Steine prüfend. Dem jungen Lehrer war die scharfe Stimmung der leidenden Marquise inzwischen aufgefallen; er war unruhig und besorgt. Aber er plauderte gleichwohl der Jugend von den Schönheiten des lichteinsaugenden und lichtverarbeitenden Waldes, der von den Regenwürmern, Milben und Käfern bis hinauf zur Blumenkrone und zur Blätterstellung der Baumwipfel eine großartige Staatsgemeinschaft bildet. Abdy schloß sich unbefangen und gefesselt seinen Untersuchungen an; sie klopften am Granit mit dem leichten Hammer; man zerlegte und benannte Kräuter und Gräser. Viktor war sehr zärtlich zu der Kleinen und legte ihr das Tuch um oder half ihr beim Steigen. Die Mutter beobachtete scharf und nervös. Und bald darauf erhob sie sich, verließ die vergnügte Gruppe und irrte allein durch den Wald hinüber nach der Ulrichsburg.

Hier traf es sich endlich, daß Hartmann, von den suchend zerstreuten Kindern getrennt, plötzlich vor der Geliebten stand. Ein Blick in den Wald — niemand in der Nähe — und mit ausgebreiteten Armen flog er zu ihr heran. „Elinor! Was ist dir denn heute?! Ich sterbe vor Sehnsucht!" Aber diesen Augenblick hatte das unheilvolle Naturell der leidenschaftlichen Frau gesucht und ersehnt. Die angesammelte Pein der letzten Tage entlud sich, greller als das Batteriefeuer am Felsen. „Gehen Sie! Fort mit Ihnen! Zu den jungen Mädchen! Täuschen Sie nicht eine einsame Frau! Mensch ohne Form, Egoist, unritterlicher Gesell, Emporkömmling — wagst du's, dich über mich lustig zu machen?! Geh zu deinesgleichen! Fort!"

Peitschend knatterten ihm die Worte um die Ohren. Ihre Augen sprühten Flammen; ihr Mündchen zuckte ebenso wie ihre Hände; die ganze Person war in einem elektrischen Beben. Mit einem Ruck drehte sie sich um und eilte so rasch durch den ungleichen Wald davon, daß sie beinahe fiel. Dann war überall tiefe Sommerstille; es war, als hätte das schrille Schelten eines Eichelhähers einen Augenblick durch den Wald gegellt und wäre ebenso jäh wieder verhallt.

Der gänzlich Betäubte stand mit den Blumen, die er ihr hatte schenken wollen, und den entfallenen Mineralien allein ...

Die Heimfahrt verlief belanglos. Die Marquise war bleich und still; nur einmal erkundigte sie sich eifrig nach Ärzten in Straßburg oder Kolmar, die besonders

für Herzkrankheiten in Frage kämen. Die zuckenden Flammen in ihr schienen erloschen zu sein; nur zu ihrem Kinde war sie von vermehrter Zärtlichkeit. Kühl gesellschaftlich winkte sie beim Abschied mit der Hand zu Hartmanns Pferd hin, während Addy ein zärtliches „Auf Wiedersehen, Herr Hartmann!" hinüberrief.

Tags darauf erhielt er ein Briefchen.

„Mein Freund, seien Sie großherzig! Ich bin krank und dem Wahnsinn nahe. Ich war abscheulich gestern, aber ich bin krank vor Kummer und Sorgen. Ich habe keine andre Entschuldigung, kann Ihnen auch nichts weiter sagen, muß es allein tragen. Nur eins: erwäge, mein Geliebter, daß ich nicht nur Freundin, daß ich auch Mutter und Gattin bin. Ich habe schwerer zu tragen als ihr alle. Nächste Woche gehen Birkheims nach Rothau, Du mit ihnen, wir wollen uns nicht eher sehen, bis Du wieder zurück bist. Dann bin ich vielleicht ruhiger. Ach mein Freund, wo einst ein lieber Blutstropfen lag, sammeln sich nun Tränen! Seien Sie edelmütig, grollen Sie nicht Ihrer kranken, verzweifelten Elinor von Mably."

Sechstes Kapitel

Die Zeder

Das Steintal ist ein geräumiges Doppeltal am rechten oberen Ufer der Breusch und breitet sich diesseits und jenseits der Perhöhe vielgestaltig aus. Drüben, bei Waldersbach, rieselt und rauscht die kleine Schirrgoutte; auf der Seite von Rothau kommt vom Hochfeld her die Rothaine. Drüben bilden das Kirchlein von Belmont und, über Bellefosse, das dunkelgraue, zertrümmerte Steinschloß eine Art Wahrzeichen; unten in der Talsenke birgt sich Waldersbach, die Wohnstätte des Pfarrers Oberlin; ein halbes Stündchen weiter schauen die Hütten von Fouday in das hellbraune, starke Gebirgswasser der Breusch, die ins elsässische Flachland rauscht und, mit der Ill verbunden, ihre schweren Gewässer durch Straßburg schiebt, um sie jenseits der Festung dem Rhein zu übergeben. Diese Täler sind wasserreich; überall in diesen Weilern und an diesen Weidehängen sprudeln frische Brunnen und sammeln ihre Kristallgewässer in hölzernen Tränken. Und überall entdeckt man noch irgendeinen einzelnen Hof oder einige Häuschen, die sich in irgendeiner Falte eingenistet haben. Der Weiler La Hutte und das Dörfchen Solbach lagern in solchen traulichen Nischen; Wildersbach und Neuweiler schmiegen sich anmutig an die unteren Ränder der Berglehnen. Vorn aber, im breiter auseinanderstrebenden Breuschtal, rauchen die Hüttenwerke von Rothau.

„Man ist hier in einem abgeschiedenen Hochland für sich", bemerkte der kräftig gebaute Baron, der nach seiner Gewohnheit mit dem langen, blassen Hofmeister den beiden Reisewagen vorauslief. „Diese Insel da zwischen den Meeren von Waldungen scheint von den wechselnden Unruhen der Zeit nicht erreichbar zu sein. Blicken Sie um sich: rund herum Bergmassen und umfangreiche Wälder! Dadurch sind diese Dörfchen von der französischen wie von der elsässischen Ebene gleichermaßen abgeschlossen. Man hört manchmal von dem rauhen Charakter dieses Geländes und den Unbilden hiesiger Witterung übertreibende Dinge sagen. Ich meinesteils finde die Landschaft zwar ernst, ja bedeutend, aber weder wild

noch rauh. Sehen Sie nur, wie schmuck sich diese einstöckigen weißen Häuschen ausnehmen! An den Fenstern Blumenstöcke, hinter den Scheiben freundliche Frauengesichter, und an der Straße grüßende Kinder. Und welche Ruhe allenthalben! ... Hier also sind wir nun in Oberlins Revier. Hier arbeitet der wunderbare Mann an den Herzen, Straßen und Feldern seit mehr denn zwanzig Jahren, nachdem sein Vorgänger Stuber, der nun in Straßburg an St. Thomä wirkt, einen guten Grund gelegt hatte."

Die zwei Herren, beide in grauen Reisemänteln und Stulpstiefeln, hatten die Hände auf dem Rücken und marschierten auf holprigem Wege tüchtig vorwärts. Langsamer folgten Chaise und Wagen. Man war morgens um sechs Uhr in Birkenweier aufgebrochen, hatte von Schlettstadt und Kestenholz her das Weilertal durcheilt und im artigen Städtchen Weiler Rast gemacht. Dort wartete ein festgebauter Wagen aus Rothau, da die Gebirgswege für die Kutsche nicht fahrbar waren. Die hochgestapelte Bagage wurde umgepackt; und dann ging's, über das lange Dorf Steige, mit Knarren und Schütteln und Schwanken ins unwegsame Gebirge, bis gegen Abend Fouday in Sicht kam. Bei diesen steinigen Wegen lief der Hauslehrer oft zu Fuß. Birkheim schloß sich ihm häufig an; mitunter versuchten auch Jäger und Kammerjungfer ein Gespräch mit dem Kandidaten, den sie halb und halb zum Gesinde rechneten. Aber seit jenem Ausflug an die Ulrichsburg war der Lebensanfänger, durch den die Stürme leidenschaftlichen Begehrens verheerend hindurchgezogen waren, verschlossener als je zuvor.

Als nun Oberlins Name in Viktors Ohr fiel, horchte der Träumer — wie einst bei Pfeffel — aus seiner dumpfen Versunkenheit wieder einmal empor. „Die Zeder", sprach seine Lippe mechanisch vor sich hin. Wieder sah er sich im Freundschaftspark von Birkenweier; und daneben stand wieder die Marquise, von der er heute kein Briefchen auf dem Herzen trug: diesmal die sprühende Marquise,, vibrierend vor Zorn, mit jenem zusammengepreßten, scharfen Eidechsen-Mündchen... Viktor stöhnte.

Birkheim sah ihn bekümmert an und schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie sich sagen, Hartmann," sprach er, „in Ihnen steckt eine Krankheit. Sie wissen, ich huldige medizinischen Liebhabereien und halte viel vom Purgieren und Magnetisieren. Aber Sie leisten mir einen zähen, stummen Widerstand, wenn Sie nicht grade bei Laune sind, lieber Freund. In Ihnen ist kein Talent zur Freundschaft. Mein Gott, wie scheu und schwerblütig weichen Sie allen heitren Annäherungen aus! Die einzige, die etwas mit Ihnen fertigbrachte, ist Frau Elinor. Und ich bin wahrlich schon auf den Gedanken gekommen, unser guter, trockener, fleißiger Herr Hartmann könnte sich in die lustige Frau verliebt haben. Na, na, ärgern Sie sich nicht, ich scherze nur! Übrigens wären Sie der erste nicht. Diese Ninon de Lenclos kann sehr artig sein, wenn sie will. Dabei steckt sie gegenwärtig nicht in beneidenswerter Lage; der Marquis soll in Paris üble Dinge erlebt haben, und ihr Schloß in der Provence soll von den Bauern bedroht sein. Das heißt: wenn man ihr glauben darf. Denn sie spielt mit den Tatsachen wie mit den Menschen ... Doch kommen Sie, wir sitzen wieder auf. Der Weg ist von nun an besser. Wir sind in Oberlins Revier."

Sie stiegen auf. Und Viktor, der mit zuckenden Lippen schweigend zugehört hatte, spann unter verstärkter Seelenqual seine düsteren Gedanken weiter ...

Nach Empfang jenes verzweifelten Briefchens der rätselhaften Frau hatte der verstörte Liebende die sorgenvollsten Worte zurückgeschrieben und eindringlich die Freundin angefleht, ihn der Teilnahme an ihrem Kummer zu würdigen. Keine Antwort. Er schrieb einen zweiten Brief; aber er zerriß ihn wieder. Das Wort „Emporkömmling" grade aus diesem adligen Munde hatte zu scharf getroffen; es sprang als zündender Blitz mitten in seine Empfindungen und verbrannte jede Zärtlichkeit. Gleichwohl ritt er am gewohnten Tage mit stolzem Zähneknirschen und bangem Herzklopfen an die Berge hinüber. Doch da gesellte sich eine neue Demütigung zu den früheren: er wurde nicht empfangen. „Madame ist nicht zu sprechen", sagte das Kammermädchen kurz und schnippisch, „Mademoiselle nicht wohl." — „Madame ist krank?" — „Ich wüßte nicht," betonte recht geflissentlich das untergeordnete Geschöpf, das er nie zu beachten pflegte, „Madame ist munter wie ein Fisch im Wasser."

Viktor war sprachlos. Einen Augenblick war er versucht, mit Fußtritten die Türen zu zerschmettern, die ihn von der ehedem Vertrauten, jetzt unbegreiflich Schweigsamen trennten. Aber er ließ mit höflicher und leiser Stimme Besserung wünschen und ritt still und bleich nach Birkenweier zurück, ohne mit dem biedren Kutscher Hans ein Gespräch zu führen und etwa auf diese Weise Näheres zu erkunden. Die Ungewißheit, in die er sich versetzt sah, demütigte und erbitterte ihn. Der bürgerliche Kandidat, der sich von seinen adligen Eleven und deren Angehörigen so oft nicht genügend geachtet glaubte, sah sich nun auch von dieser leidenschaftlich geliebten Frau mit Flammenhieben wieder aus dem Paradiese gejagt. Die Lebensenergie von dorther hörte auf wie abgeschnitten. Er sollte plötzlich wieder allein gehen und suchte taumelnd nach einem Halt. Und all dies folgte so unerwartet schnell, so Schlag auf Schlag, als hätte ein Genius von französischem Temperament die Leitung seines Schicksals in die Hände genommen. Der deutsche Elsässer war in seinem ratlosen Grimm mitunter versucht, die aristokratische Höflichkeit abzuschleudern und mit einem bauernhaften „Dunderwetter" aus der Affäre herauszuspringen.

Tatsächlich tobte er an jenem Abend, als ein furchtbares Gewitter über Birkenweier hinwegzog, seinen Ingrimm in der Gesindestube aus. Die Mägde schickten zu ihm: er möchte herüberkommen, sie wären voller Ängste wegen des Wetters, und Jäger und Kutscher schlügen sich die Köpfe blutig. Selber eine donnernde Feuerwolke, flog Hartmann hinüber. Und während eine stattliche Pappel in der Nähe des Freundschaftstempels vom himmlischen Feuer zerschmettert und verzehrt wurde, packte der Kandidat nach kurzem Wortwechsel den kleinen Pariser am Kragen und schüttelte ihn mit der Stärke der Wut derart, daß dem Gevatter François Hören und Sehen verging. Es war ein unerhörter Ausbruch; die Dienstboten waren sprachlos vor Entsetzen. Aber schon tat es dem erregten Jüngling bitterlich leid; er machte sich an den Fenstern zu schaffen, trocknete mit Eimer und Handtuch den hereindringenden Regen auf, biß sich auf die Lippen und weinte nach innen. Dann suchte er das Gespräch ins Harmlose hinüberzuführen und zog

sich zurück, während drüben Katharina, das Bauernmädchen, zur Versöhnung der erregten Gemüter dem abziehenden Nachtgewitter Volkslieder nachsang: „Es stehen drei Sternlein am Himmel, die geben der Lieb' ihren Schein ..."

Hartmanns aber bemächtigte sich jene Erstarrung, die schon in seiner Kindheit von seinen Eltern gefürchtet war. Keine Stockschläge des Vaters, keine Bitten der Mutter hatten dann auch nur ein Wörtchen von seinen blutleeren, festgepreßten Lippen oder eine Träne aus seinen Augen gezwungen. Erst später, wenn alles vorüber war, pflegte sich der eisige Zustand in einem herzbrechenden Schluchzen zu lösen, wobei er aber niemanden Zeuge sein ließ.

Im Zustande dieser Erstarrung befand sich Viktor auch jetzt.

Wie ein fernes Heimweh-Lied sang aber durch seine Seele ein Wort, das er einmal von Belisar gehört hatte.

„Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie erschütternde, schnelle Wechsel der Freude und des Schmerzes bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund" ...

Dieses edle Goethewort aus der ersten Fassung der Iphigenie hatte sich in Viktor festgesetzt. Er suchte im Geist seine guten Bekannten ab; er dachte etwa an den Buchhändler Neukirch in Kolmar, an Rat Steinheil oder Magister Rautenstrauch in Rappoltsweiler: liebe Menschen, in deren Bereich ihm wohl war. Aber so delikate Dinge ließen sich dort nicht besprechen.

Und der menschenfreundliche Pfeffel? Der feinhorchende Belisar?

Dieses Meisterbild eines Freundes der Birkheimschen Familie war von so vielen umringt, daß sich der Grillenfänger Hartmann nicht auch noch aufzudrängen wagte. Einmal, bei jenem Besuch in Kolmar, hatte er den guten Feldherrn Belisar wirklich gesucht; aber wieder waren Besucher um ihn her, man hatte von unsympathischer Geisterseherei gesprochen, und —: in des Suchenden Brusttasche knisterte der Brief der Marquise, die damals mächtiger war als irgendein Freund.

Damals ... Heute nicht mehr ...

„Ich suchte damals den feinen Pfeffel — und fand dafür den derben Leo Hitzinger. Welche Ironie! Und worin unterscheid' ich mich denn heute von dem unglückseligen Abbé?"

In solcher Seelenverfassung kam Viktor Hartmann ins Steintal...

Er wachte wieder aus seiner dumpfen Trauer auf, als sich der Baron in der voranfahrenden Chaise erhob, eine noch entfernte Gruppe von Bauern ins Auge faßte und alsdann nach dem zweiten Wagen zurückrief:

„Hartmann, da kann ich Sie nun dem geistigen Herrn dieses Hochlands vorstellen!"

„Dem Baron von Dietrich?" rief Amélie.

„Nein, mein Kind, der zieht die Steuern ein. Aber der dort vorn, der Mann im langen Pfarrersrock, der in Stiefeln zwischen seinen Holzschuhbauern steht und den Weg ausbessern hilft —"

„Das ist der Pfarrer von Waldersbach?"

„Das ist Oberlin."



Alles reckte die Köpfe, ohne jedoch bereits Deutliches erspähen zu können. Die Gespräche, unterwegs heiter und ausgelassen, da man etwaige Gefahren der Revolution nicht mehr befürchtete, sammelten sich um Oberlin. Fritz und Gustav waren zu Hause geblieben, und so sah sich der Hofmeister vom Gezwitscher der jungen Damen umwirbelt und hörte mit gekreuzten Armen schweigend zu.

„Er hat eine Karte vom Jenseits in seinem Zimmer hängen" — „er hat in seinem Zimmer eine Farbentafel; davor stellt er seine Besucher und fragt sie, welche Farben ihnen am besten gefallen; daraus schließt er dann auf den Charakter" — „er hat sich von all seinen Gemeindegliedern Silhouetten angefertigt und studiert danach ihren Charakter" — „er schreibt die Namen derer, für die er beten will, mit Kreide an die Tür seines Schlafzimmers ..."

So sprudelten die gnädigen Fräulein lebhaft hinaus, was ihnen an Merkwürdigkeiten aus dem Leben des seltsamen Mannes bewußt war.

Plötzlich hielten die Wagen an. Man hatte die Gruppe der arbeitenden Bauern erreicht.

Pfarrer Oberlin nahm den Hut ab und trat langsam heran, während seine Leute mit den Mützen in der Hand bescheiden am Wegrand stehen blieben.

Der etwa fünfzigjährige Geistliche war nicht groß. Aber er hielt sich mit soldatischer Geradheit und war von einer natürlichen männlichen Würde. Eine hohe, feine Stirne, an deren Schläfen das Haar leicht ergraut war, milde Augen von einer tiefen Güte, eine edel-energische, grade Nase gaben dem Gesicht ein durchgeistigtes und zugleich willensstarkes Gepräge. Die suggestiv wirkende Kraft, die von seiner Persönlichkeit unwillkürlich ausströmte, war gedämpft durch die Sanftmut seiner guten Augen und durch den natürlichen Wohllaut seiner weichen vollen Stimme. So stand diese schlichte, wahrhaftige und bedeutende Persönlichkeit am Wagen der adligen Reisegesellschaft, vom Schmutz der Arbeit bespritzt, die linke Hand auf den Spaten gestützt, in der rechten Hand den Hut.

„Seien Sie herzlich willkommen im Steintal!" sprach Oberlin zu dem ihm bereits bekannten Baron. „Indes kann ich Ihnen nicht gut die Hand geben. Das Geschäft, das wir hier besorgen, ist nicht eben reinlich, aber es ist notwendig. Unser Leben ist hierzulande ein Kampf mit Regengüssen und stürzenden Wassern, die uns das bißchen Erdreich hinausspülen möchten ins ohnedies schon fruchtbare Elsaß. Da müssen wir hartnäckig auf unsrem Posten stehen und Rinnsale, Mauern und Brücken anlegen, sonst verwandeln sich unsre Wege, die wir uns selber mühsam gebaut haben, in lebensgefährliche Sturzbäche. Und dann besucht uns erst recht kein Mensch mehr in unserem abgelegenen Steintal."

„Lieber Herr Pfarrer," erwiderte der Baron, der abgestiegen war, in seiner schönen menschlichen Unbefangenheit und Achtung vor allem Tüchtigen, „da hilft Ihnen nun alles nichts: Sie müssen mir die Hand geben. Ich will Ihre Hand sogar herzhaft schütteln und guten Fortgang wünschen zum guten Werk."

„Und auch uns andren müssen Sie die Ehre antun, Herr Pfarrer!" fügte die Baronin hinzu.

Die jungen Damen unterstützten die Mutter lebhaft, und im Nu streckten sich dem Geistlichen ein halbes Dutzend weißer Spitzenhandschuhe entgegen.

„Es wird Ihren Handschuhen nicht gut bekommen", versetzte Oberlin lächelnd und wanderte von Hand zu Hand. „Wir werden uns ja ohnehin am Sonntag zu Rothau sehen. Ich bin dort zum Mittagessen eingeladen. Und Sie werden ja gewiß auch einmal nach Waldersbach herüberkommen, nicht wahr? Sie wissen, daß Sie mir in meinem Pfarrhause allezeit willkommen sind."

„Also denn auf Wiedersehen!" rief der Baron.

Und nachdem sämtliche Insassen kräftig und warm des Pfarrers Arbeitshand geschüttelt hatten, fuhr man mit vielstimmigem „Auf Wiedersehen!" weiter, indes Oberlin und seine Mitbürger wieder ihre Arbeit aufnahmen.

Hartmann schaute noch lange zurück und prägte sich mit erstauntem Gemüte die Erscheinung des einfachen Waldpfarrers ein. Er hatte etwas anderes in seiner unklaren Phantasie erwartet: etwas Markantes, etwas Auffälliges. Aber von diesem Mann ging eine ruhige Selbstverständlichkeit aus. Oberlin hatte nichts von Rhetorik und Pathos, er fiel auch nicht durch Salbung oder Demut auf. Es war hier eine edle Natürlichkeit verkörpert. Und man hätte sagen können: Dieser Mann braucht seine Stimme nicht besonders laut zu erheben, und er zwingt dennoch durch seine freundliche und sachliche Überzeugungskraft in den Bann seiner Vorstellungen. Er blendet nicht, er überredet nicht: er gewinnt, fesselt und überzeugt.

Es glomm nun über dem abendlich geröteten Steintal eine fremdartige Regenbeleuchtung. In den Lüften lag eine wundersam innige Stille. Kein einziges Blatt mochte nun wohl seine Lage verändern; kaum einmal von einem langen gebogenen Halm ließ sich ein schwerer Tropfen zitternd herunterfallen. Alle Menschen und Dinge waren scharf umrissen und deutlich und still. Letzte Tagesflammen sprühten von einem verschäumenden Gewölk herüber, das jenseits der Breusch über den Salmschen Bergen hing.

Und so prägte sich auch Oberlins klare Gestalt fest und bleibend dem Gedächtnis ein.

* * *

Es schien dem Hofmeister, vielleicht unter dem Druck seiner eigenen Verdüsterung, daß in dem anmutig am Hügel ragenden, viereckigen, durch keine architektonische Zier ausgezeichneten Schloß von Rothau nicht viel Freude zu Hause sei. Man hatte die Reisegesellschaft mit Böllerschüssen empfangen; und die Begrüßungen besonders der jungen Mädchen mit den beiden Töchtern des Hauses — Luise und Amélie von Dietrich — waren lebhaft und innig. Auch die Erzieherin, Demoiselle Seitz, erwies sich bald als eine sehr gehaltvolle, allerseits mit Recht verehrte Persönlichkeit.

Aber aus einer gelegentlichen, herrisch klingenden Bemerkung des siebzigjährigen Barons, der bei dem älteren seiner beiden Söhne in diesem Rothauer Besitztum weilte, schloß Hartmann, daß des etwas harten alten Herrn eigentliche Hoffnungen dem jüngern Sohne galten, dem Straßburger Königlichen Kommissar und stellvertretenden Prätor Philipp Friedrich von Dietrich, auf den jetzt überhaupt die Augen der politischen Welt gerichtet waren. Der hier wohnende ältere Bruder Johann von Dietrich war Kavalleriekapitän gewesen; man nannte ihn



gewöhnlich den „Rittmeister"; sein Leben bot weiter nichts Belangreiches; seine Begabung ließ keine besondere Fernwirkung erwarten.

Das Haus am Hügel füllte sich mit Gästen. Die Gattin des Straßburger Dietrich, eine geborene Ochs aus Basel, klein, hübsch und voll musikalischen Feuers, war bereits anwesend und erwartete zum Sonntag auch den Gatten. Mit ihr war Frau Lili von Türckheim gekommen. Und der veränderte, bleiche Hauslehrer hatte beschämt vor ihr den Blick gesenkt; er erinnerte sich ihres Wortes, daß er zu jenen Elsässern gehöre, die mit einem warmen Herzen eine ruhige Wahrhaftigkeit verbinden ... Ruhige Wahrhaftigkeit! Viktor biß sich in die Lippen. Um ihn her schien man den heitren Feenpark von Birkenweier in dies herbe Hochland überführen zu wollen. Diese äußerliche Fröhlichkeit war indessen nicht die Luft, die Hartmann brauchte; er war durch das Weibliche verwundet worden und barg in all seiner Verrammlung und Verschlossenheit eine düster schwelende Sinnenglut. Seine Liebesleidenschaft hatte gewaltigere Stunden erlebt, als daß ihn dies jungfräuliche Gezwitscher noch hätte entzücken können. Fast hätte sich diese sinnlich-seelische Verhaltenheit des aufgestörten jungen Menschen in einer verächtlichen Liebelei mit einer dreisten französischen Kammerjungfer eine Entlastung gesucht. Aber das Briefchen, das sie dem „kleinen Pedanten" von ehedem zusteckte, war in der Denkart ordinär und im Stil abschreckend unorthographisch.

So trug er denn, da er nun Ferien hatte, seine heimlich glühende Unrast in die Natur. Er durchmaß auf seinen Wanderungen ansehnliche Strecken, vom Hochfeld bis zu den Bergen von Salm, vom sargähnlichen Climont bis zum Doppelgipfel des Donon. Wie ein getroffenes Wild suchte er mit brennenden übernächtigen Augen den schonenden Schatten des Dickichts auf; der Wald, dessen sonnenstille Lichtungen ehedem des Träumers Entzücken und Studium gebildet hatten, war ihm jetzt nicht finster genug. Er wollte Männlichkeit, rauh, hart, verschlossen; aber er wollte sie nur deshalb, weil ihm die Ergänzung fehlte, die er suchte. Er suchte in Wahrheit die Frau, den Freund, die grade für ihn von Urzeiten her bestimmt waren; nicht irgendeinen Freund, sondern d e n Freund, nicht irgendein Weib, sondern d a s Weib, s e i n Weib. Er suchte den Ruhepunkt, er suchte sein Ich, er suchte die Gottheit, in deren wahrer Liebe für immer und ewig ein Ausruhen ist. So trug er seine schwärende Wunde durch das Wälderwirrsal des Breuschtals und brachte sie treulich wieder mit nach Hause.

Am Sonntagmorgen, als er vor dem Gottesdienst durch die kümmerlichen nahen Felder strich, lief ihm eine Zigeunerin über den Weg. Sie heischte von ihm eine Gabe und wollte ihm dafür aus den Linien der Hand weissagen.

„Gute Frau," antwortete er auf ihr Kauderwelsch, indem er ihr eine Münze zuwarf, „es wäre mir lieber, ich würde mit der Gegenwart fertig. Die Zukunft macht sich dann von selber."

Aber die Alte hatte bereits seine Hand erwischt, und er ließ es halb unwillig, halb neugierig geschehen, daß sie sich starren Blickes mit seinem Seelenleben in Verbindung setzte.

„Eine Mutter — eine Tochter — ein Mädchen," dies etwa entnahm er dem Gemurmel, „die Dritte ist die Rechte, die Dritte ist im Himmel beschlossen —

viel Glück, viel Glück — geh nur, sie warten schon da unten im Schloß, die dir helfen werden!"

Eine Frage brannte in seinem Herzen. Aber auch hier blieb diese Region für die Zunge verschlossen.

Die Zigeunerin schien etwas davon zu lesen.

„Die eine wirst du nicht wiedersehen — nur die andre — aber die Dritte ist die Rechte. Glück, viel Glück!"

Sie humpelte davon. Und Viktor dachte bei sich selbst: „Glück weissagen sie immer, diese Weiber, wenn man ihnen etwas schenkt. Glück! Ist nicht Seelenfrieden und dauernde reine, tiefe, treue Liebe, und edles Wirken aus diesem inneren Besitz heraus mein ganzer glühender Wunsch? Die Dritte — ach, die Dritte! Ich leide schon an der Ersten genug!"

Und eine Sekunde sah er sich nach dem Weibe um, willens, nach Frau Elinors Ergehen zu fragen. Ergehen? Das wußte er ja hinlänglich. „Krankheit — Wahnsinn — Kummer — —" Aber ihre Denk- und Gemütsart, ihre Motive, ihre Seelengeheimnisse? Mochte das ein solch armselig Zigeunerweib deuten? Und w e n n sie's deutete — blieb nicht der bohrende Schmerz, daß die Freundin ihn nicht mehr ihres Vertrauens würdigte?

Er kehrte nach Rothau zurück und hörte beim evangelischen Ortspfarrer Brion eine schlicht erbauliche Predigt.

*

Sonntägliche Tischgesellschaft war im Schloß von Rothau versammelt. Auch hier überwogen, wie in Birkenweier, die geschmackvollen Toiletten der Damen, zwischen denen sich die dunkleren Silhouetten der Herren vereinzelt bewegten. Ein Arzt aus Paris, der sich nachher bei Tisch durch praktische Nahrungseinfuhr und jetzt schon im Gespräch durch theoretischen Materialismus als Verwandter Lamettries bewies, sodann die beiden Ortsgeistlichen Brion und sein katholischer Kollege Jäger, Oberlin aus Waldersbach und der Straßburger Dietrich, der sofort als belebendes Element empfunden wurde, hatten die Gesellschaft vermehrt. Auch waren zwei bürgerliche Damen zu Tisch geladen, die sich in der Nachbarschaft besuchsweise aufhielten, eine dunkel gekleidete Witwe mittleren Alters und ihre noch sehr junge Tochter.

Diese Witwe war es, deren angenehme Stimme dem Hauslehrer zuerst ins Ohr klang, als er in feiertäglicher Haltung den menschenvollen Saal betrat. Es war eine etwas leise, aber gute und feste Stimme; es ging beherrschte Wärme, ein Feuer zarter und doch starker Art von ihr aus. Etwas in der Klangfarbe erinnerte ihn an Oberlins Stimme. Sie war nicht laut, diese Stimme, aber sie verbreitete Stille um sich her; und in der Stille fielen dann die Worte rein und deutlich, wie einzelne Tropfen nach einem lauten Regen langsam und besinnlich vom feuchten Strauche fallen. Was für eine g u t e Stimme! war Hartmanns erster Gedanke.

Die Dame, ziemlich groß und von kräftigem alemannischen Typus, unterhielt sich mit dem schnupfenden und zerstreuten Arzt über die Widerstandskraft in schweren Krankheiten. Der alte Herr, in seinem Äußeren etwas an Voltaire

erinnernd, sprach elegant und hochmütig; Betäubungsmittel seien das einzig Empfehlenswerte; wozu solle der Mensch leiden? Zum Vergnügen und zum Glück sei der Mensch geboren; auch zur Pflicht, gewiß, selbstverständlich sogar; geht's nicht mehr, und muß das Fleischgestell sich auflösen, so müsse man Narkotika zur Hilfe rufen, bis eben alles erloschen sei. So legte er schnupfend und achselzuckend dar.

Die Dame stand ruhig und in guter Haltung, obwohl sie, wie aus ihrer Antwort hervorging, verwundert war über die Dürre solcher Lebensanschauung. Dann legte sie ihm dar, daß es doch wohl eine noch feinere Substanz gebe, die dem Menschen das Leiden, auch schwere körperliche Leiden, als eine Läuterung unsrer geistigen Natur ertragen helfe: nämlich religiöse Seelenkraft.

„Einbildungen, allerdings, eine Art Selbsthypnose", versetzte der knochige Alte.

„Dann will ich mich doch an diese glücklichen Einbildungen halten", widerstand die Witwe gelassen. „Ich habe in meines Gatten schwerer Erkrankung —"

„Was war's?"

„Ein tödliches Kehlkopfleiden, nachdem zwei Jahre vor diesem Siechtum ein Schlaganfall seine Kräfte gelähmt hatte —"

„Hm, ja, ja, das sind nicht üble Komplikationen," nickte der Alte händereibend.

„Da habe ich aus nächster Nähe miterlebt, wie ein Christ zu leiden und zu sterben vermag, mit einem Lächeln, das von innen kommt. Und an seinem Leben habe ich gesehen, wie jene heimliche Kraft mit Leiden und Unbilden aller Art fertig zu werden weiß."

„Sie sagen: ein Christ," versetzte der Arzt, „sagen wir exakter: ein Philosoph."

„Falls wir beide dasselbe meinen," erwiderte die Dame, „so lege ich auf das Wort keinen besondren Wert. Wenn jemand diese lächelnde und gütige Geduld und diese herzliche Tatkraft aus der Philosophie lernt, so wird ja wohl auch diese Art von Philosophie etwas Göttliches sein. Denn alle Kräfte dieser Art kommen doch wohl von Gott. Doch hierüber kann eine Frau nicht gut streiten; ich wenigstens lebe zu viel in praktischer Arbeit und bin zu einfach erzogen, um Ihren Theorien zustimmen oder widersprechen zu können."

Der Freigeist, durch diese schöne Ruhe gereizt, holte weitere Pfeile wider Religion und Kirche aus dem Köcher heraus. Die Fremde schwieg und sah sich gleichsam hilfesuchend um; diesen Augenblick benutzte Hartmann, griff in das Gespräch ein und lenkte den Angriff des trockenen Hagestolzen auf sich selber ab, während sich die Witwe mit dem verlegen in der Nähe stehenden Töchterchen unter die übrigen Damen mischte. Dabei rückte der geschulte Kandidat der Theologie und Naturforschung mit seiner gewohnten Ernsthaftigkeit dem kleinen Alten dermaßen auf den Kopf, daß er mit seiner länglichen, vornübergebeugten Gestalt und seinen eindringlichen Gesten den pavianartigen Kleinen förmlich unter sich bedeckte.

„Mein werter Herr," sagte der Arzt, blinzelte nach oben und führte sich eine Prise zu, „es ist die Weltanschauung einer zurückgebliebenen Provinz, die ich hier vernehme. Kommen Sie in die große Welt, unter Hofleute, Juristen, Akademiker, Philosophen, Freigeister — und tragen Sie diese Theologie des sechzehnten Jahrhunderts vor! Sie dürften als prähistorische Erscheinung in Paris Ihr Glück machen. Noch im vorigen Jahre, ehe ich die jetzt etwas ungemütliche Stadt verließ, waren

wir noch einmal alle beisammen. Ah, diese Abende! Chamfort las uns eine seiner entzückend unmoralischen Erzählungen vor — und ich versichere Sie, die Damen waren so gespannt, daß sie ganz vergaßen zu erröten oder hinter die Fächer zu flüchten. Jemand zitierte aus Voltaires ‚Pucelle', und man freute sich an Diderots Versen, worin dieser freie Philosoph empfiehlt, mit den Gedärmen des letzten Priesters den letzten König zu erwürgen — Sie erschrecken, junger Mann? Sehen Sie, durch diese kleine Probe habe ich Ihnen nun bewiesen, daß Sie nicht den Mut haben, frei zu denken. Und indem man Voltaires Verdienste um die Aufklärung rühmte, da er so elegant und doch so verständlich geschrieben hat, daß man ihn an den Höfen ebenso liest wie in den Barbierläden —, erzählte einer meiner Freunde ein reizendes Bonmot seines Barbiers. ‚Sehen Sie,' sprach der Perückenmacher, indem er meinen Freund puderte, ‚ob ich schon ein elender Gesell bin, so hab' ich doch nicht mehr Religion als irgendein andrer.' Reizend, was?!"

Hartmann gab es auf, hiergegen anzukämpfen. Hier grinste ihn der Zeitgeist an, von dem er in den Erzählungen der Marquise Gelegentliches vernommen hatte, und mit dessen Theorien und Systemen sich Viktor bereits auf der Universität herumgeschlagen hatte. „Wieviel reiner, herzlicher, unverdorbener", dachte er, „ist doch unser Landedelmann Birkheim-Aristides und seine Familie, wenn sich auch ihr Tagewerk nicht besonders gehaltvoll erweist." Und er tat wieder einmal im stillen Abbitte, zumal er gestern abend bereits an einigen durchreisenden Offizieren, die kaum vom Spieltisch wegzubringen waren, des Gegensatzes bewußt geworden war.

So überließ er denn den ausgepichten Alten einigen herbeigeeilten jungen Damen, die des grauen Theoretikers Art bereits kannten und ihn fortan mit ihren Neckereien umtanzten, bis er sich mit behaglichem Schweigen den Freuden des Mahles überließ.

Hart neben diesem materialistischen Zwischenspiel saß die schöne Frau Lili von Türckheim. Vor ihr stand in bescheidener Haltung der noch junge Ortspfarrer Brion.

„Ist Ihnen der Übergang von Sesenheim nach Rothau nicht schwer geworden, Herr Pfarrer?"

„Dies Gebirgsland", versetzte der Geistliche, „sticht allerdings von unserer fruchtbaren Rheinebene erheblich ab. Indessen hat mich ja ein Stück Heimat hierherbegleitet."

„Wieso das?"

„Meine zwei unverheirateten Schwestern sind mit hierhergezogen."

„Das ist schön. Sie wohnen also zusammen und führen gemeinsamen Haushalt?"

„Nicht ganz. Meine Schwestern möchten gern selbständig ihr Leben bezwingen, und so haben sie sich eine Pension eingerichtet für Mädchen aus unserer Rheingegend, die gern Französisch lernen möchten hier im französischen Sprachgebiet. Sophie hält zudem einen kleinen Laden und freut sich, wenn sie auf diese Weise mit der Bevölkerung in Berührung kommt."

„Wie heißen Ihre Schwestern?"

„Sophie und Friederike.“

„Friederike“, wiederholte Frau Lili gedankenvoll. „Sagen Sie Ihren Schwestern einen Gruß von der Baronin Türckheim, lieber Herr Pfarrer. Was Sie mir hier sagen, berührt mich so eigen, daß ich Ihnen dafür danken muß. Es erhebt das Gemüt, wenn man Menschen begegnet, besonders Frauen, die so tapfer und selbständig das Schicksal zu meistern suchen. Und wie wunderlich spielt doch dieses Schicksal oft mit uns Menschenkindern! Auch ich hätte mir vor fünfzehn bis zwanzig Jahren in meiner Vaterstadt Frankfurt nicht träumen lassen, daß ich einmal in einer so seltsamen Epoche mit den Schicksalen des Elsasses und der Stadt Straßburg verflochten würde.“

„Nicht alle Blüten werden Frucht“, versetzte der Bruder Friederikens nicht minder besinnlich. „Auch die Erde will wohl eine Art Dankopfer haben und wählt sich dazu Blüten, die in jedem Frühjahr ihr zu Ehren vorzeitig vom Baum fallen und den noch etwas blumenarmen Boden mit Schmuck bedecken. Das muß ich manchmal denken, wenn ich die vielen unverheirateten Mädchen sehe, die niemals in irdischem Sinne Frucht werden, sondern Blüte bleiben und als Blüte zur Erde zurückkehren.“

Der Saal war durchflossen von einem weißen Mittagslicht. Viktor, der in der Nähe stand und die letzten Worte vernommen hatte, ahnte nichts von der Bilderfolge, die sich einst bei den Namen Friederike Brion und Lili von Türckheim, geb. Schoenemann, für spätere Geschlechter auftun würde. Die stille Schwester des Pfarrers und die feingeartete, reiche Baronin waren beide von einem großen Dichter geliebt und in die Ahnengalerie unsterblicher Frauen aufgenommen worden. Hier berührten sie sich leise; und ein Harfenakkord klang bei dieser Berührung durch den vollen Saal und verhauchte wieder, ohne jedoch Wehmut zu hinterlassen ...

„Nur nicht Blüte bleiben!“ seufzte der junge Lehrer. „O Gott, nur Frucht werden, Wirkungen üben, reifen — und dann sterben.“

Er schwankte ein Weilchen zwischen Politik und Theologie: zwischen Dietrich und Oberlin. Die dunkle Gestalt des letzteren saß etwas entfernt in einem Kreise ehrfürchtig lauschender Mädchen; ersterer stand in der Nähe bei Vater und Bruder nebst einigen anderen und beteiligte sich taghell und lebhaft an einer politischen Erörterung. Viktor trat heran. Und sofort umfing ihn die rauhmännliche Stimmung der Gegenwart.

Baron Philipp Friedrich von Dietrich stand in der Vollkraft seiner vierzig Jahre. Was für eine angenehm auffallende, gleichsam repräsentative Erscheinung! In ihm strebten äußere Eleganz und innere Bildung eine glückliche Vereinigung an. Unter dem kastanienbraunen, fein an den Schläfen gewellten und leicht gepuderten Zopfhaar des schön entwickelten Mannes leuchtete eine ebenmäßige Stirn mit zwei freundlich blauen Augen; an eine feste, kühn hervortretende Nase fügte sich ein feingeschnittener Mund und ein anmutig abrundendes Kinn. Aus den Spitzenmanschetten des Ärmels drang eine vielbewegte Hand hervor, die den lebhaften Worten dieses geborenen Redners Schwung, Ausdruck und Eindringlichkeit verlieh. Er überzeugte nicht wie Oberlin durch nachschwingende Seelenwärme; er riß hin und überredete durch seine spannkräftige, für seine Anschauungen voll

eintretende Persönlichkeit. In ihm verband sich die Bildung der Aufklärungszeit mit dem Würdegefühl des Reichsstädters und der höfischen Gewandtheit eines königlich französischen Beamten, der sich lange zu Paris aufgehalten hatte. Dietrich war von liberaler Beweglichkeit und von konservativem Gemütsgehalt; das altstraßburgische Bürgertum hatte sich hier, in einer wahrhaft modernen Gestalt, mit französisch-vornehmer Kultur des ancien régime verbündet. So fühlte sich der elastische, arbeitskräftige, redefrohe Politiker als Vertreter einer wichtigen Mission: ihm schien die Aufgabe zugewiesen, die Stadt Straßburg und das ganze deutsch geartete, vom französischen Naturell abstechende Elsaß aus dem früheren Despotismus und den Wirren dieser Übergangszeit in eine freiheitlich gestimmte Monarchie hinüberzuleiten.

„Wir gehören zu den reichsten und daher verantwortungsvollsten Familien dieses Landes“, sprach eben sein wuchtiger siebzigjähriger Vater, der trotz Gicht und Podagra Geistesenergie genug besaß, die neue Zeit mitzumachen, sofern sie seiner Familie eine ehrenvolle Mitwirkung gestattete. „Es hat mir einmal ein abergläubischer Mann gemunkelt, das Blut des vor mehr als hundert Jahren enthaupteten Obrecht verlange noch das Blut eines Dietrich; denn unser Ahnherr, der Ammeister Dominikus Dietrich, hätte jene Enthauptung Anno 1672 verursacht. Diesem Manne hab' ich indessen die Antwort erteilt: Euer Prokurator Obrecht war ein niedriger Pasquillant; er hat in einer für unsere Grenzstadt peinlich schwierigen Zeit die Bürgerschaft durch anonyme Schmähschriften verhetzt und aus Rache hochangesehene Männer verleumdet; er ist erwischt worden, hat's eingestanden und hat nach dem Gesetz den Kopf lassen müssen. Mag er arm gewesen sein mit seinen zehn oder elf Kindern — Armut darf keinen Ehrenmann zu unehrenhaften Dingen verführen. Brutal waren die Gesetze unsrer alten Reichsstadt, sagt man? Ich sage: Sie waren gerecht. Nach dem Buchstaben des Gesetzes hätte dem Verleumder sogar noch die rechte Hand vor der Enthauptung abgehackt werden sollen; aber die Beleidigten haben sich mit der einfachen Enthauptung begnügt.“

„Wie kommst du plötzlich darauf, den Schatten jenes unseligen Advokaten zu beschwören?“ fragte der jüngere Dietrich.

„Es hat mir bittre Tage gemacht in jungen Jahren“, versetzte der Alte. „Und von dort ab ist das Unglück über unsren bedeutenden Ahnherrn, den Ammeister Dominik Dietrich, herniedergebrochen. Man hat diesen Ehrenmann fast hundert Jahre lang infolge jener Verleumdungen einen Verräter genannt, nicht nur im Elsaß, sondern in Deutschland und Frankreich überhaupt; man sagte, er habe die Stadt Straßburg an Frankreich verraten! Der Magistrat hat sich amtlich Mühe gegeben, die Lügen zu zerstreuen. Umsonst! Es ist mit solcher Teufelsaussaat wie mit dem Unkraut auf dem Acker. Armer Dominikus Dietrich! Zu aller Verleumdung erlittest du noch die Verfolgungen eben jenes Frankreich, an das du verraten haben sollst, schmachtetest im Kerker, kamst endlich siech und gebrochen nach Hause, um drunten am Nikolausstaden zu sterben. Und warum diese Verfolgung? Weil dieser zähe Mann an seinem evangelischen Glauben festgehalten hat; weil er als einflußreichster Ratsherr dem ganzen Gemeinwesen der Stadt Straßburg durch seine Beharrlichkeit ein übles Beispiel gegeben habe — darum! Darum hat

Minister Louvois unsren Urgroßvater verfolgt und eingekerkert. Dahingegen der älteste Sohn des Verleumders, Herr Ulrich Obrecht, trat zum Katholizismus über und wurde der erste königliche Prätor der französisch gewordenen Stadt Straßburg. Wo sitzt also der eigentliche Märtyrer? Mir scheint, der Märtyrer heißt Dominikus Dietrich, ehemaliger braver Ammeister der freien Reichsstadt Straßburg, verstorben als ein von Frankreich der Ehre und der Gesundheit beraubter Greis im Jahr des Heils 1694."

Der alte Herr Dietrich, der neben seiner eleganten Schwiegertochter, Frau von Dietrich-Ochs, auf dem Sofa saß, hatte mit Wucht und Erregung gesprochen. Er schaute sich nun in dem Kreise um, ob etwa irgend jemand diesen gewichtigen Darlegungen zu widersprechen versuchen wolle.

„Nun, Freund, seitdem hat der fünfzehnte Ludwig an eurer Familie gut gemacht, was der vierzehnte verschuldet hat", bemerkte Birkheim beruhigend.

„Das ist wahr, das hat er getan", lenkte der Greis gemächlich ein und verbreitete sich mit der Erinnerungsfreude des Alters über sein Leben. „Wir Dietrichs dürfen jenes Unrecht als gesühnt betrachten. Wir verdanken dem französischen Königtum und dem deutschen Reiche Ehre über Ehre und sogar den Adel. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, nun, so darf ich wohl ohne Ruhmredigkeit meinen siebzigsten Geburtstag demnächst recht mit Behagen feiern. Die Finanzoperationen mit meinem Schwiegervater, dem Bankier Hermann, haben mir den soliden Untergrund gegeben. Und so konnte ich Teile der Herrschaften Oberbronn, Niederbronn, Reichshofen, die Grafschaft Steintal, die Herrschaft Angeot, Ramstein und andre Lehen an mich bringen. Auch die Straßburger haben mich geehrt, haben mich zum Ammeister gewählt und haben mir sogar den Ehrentitel eines Straßburger Stettmeisters verliehen. Alles in allem, ich darf wohl summieren: unsre Familie gehört mit zu den glänzendsten des Elsasses. Aber warum betone ich heute diese Dinge? Wie ich schon sagte: weil dies alles verpflichtet. Wir stehen an einer Zeitenwende. Und da hoffe ich, wir Dietrichs werden an der Spitze bleiben."

„Gewiß, Papa, wir werden nicht zurückbleiben!" setzte nun der jüngere Dietrich ein. „Die Nationalversammlung in Paris weist uns den Weg, den wir zu gehen haben. Es handelt sich darum, mit der Macht der überzeugenden Rede das Volk zur einmütigen und freiwilligen Mitarbeit an der Neugestaltung zu gewinnen. Denn es kann gar kein Zweifel darüber bestehen: die oligarchischen und aristokratischen Regierungsformen werden in liberale Formen übergehen. Das mündige Volk wird sich beteiligen, wird seine Vertreter wählen. So wird sich in Straßburg der bisherige verwickelte Apparat der alten Reichsstadt umwandeln in einen einfachen Gemeinderat mit einem Maire an der Spitze. Dieser Munizipal- oder Gemeinderat wird öffentlich seine Sitzungen abhalten; im Sitzungssaal werden Galerien sein; jeder, der eine Karte löst, kann beiwohnen. Ebenso werden die neu zu gründenden Klubs oder Volksgesellschaften ihre Sitzungen öffentlich halten. Das Wort auf den Tribünen und das Wort in den Journalen — kurz, die freie öffentliche Rede und Debatte werden fortan die Meinungen bilden, nicht irgendwelche Erlasse irgendwelcher privilegierten Kaste oder Körperschaft. Fort mit dem veralteten Plunder! Der König bleibt nach wie vor Repräsentant und Vertreter der

Nation, selbstverständlich. Aber mit und neben ihm berät das vom Volk erwählte Parlament und hat den wesentlichen Teil der Arbeit zu leisten."

So entwickelte Friedrich von Dietrich mit Feuer und Gewandtheit seine liberalen Anschauungen. Der alte Reichsbaron wurde unruhig bei solchem Elan des beredten Sohnes.

„Ob dieser weitläufige Mechanismus, dieses Miträsonieren des ganzen Volkes — ob das wohl die Wucht und Würde haben wird wie die geschlossene Regierungsform unsrer guten alten Reichsstadt?"

„Jedenfalls wird es uns vor Tyrannei, Bevormundung und finanzieller Mißwirtschaft bewahren, weil alle miteinander aufpassen und ihr Wort mitreden."

„Lieber Junge, es sitzen 133 Advokaten im Pariser Parlament", bemerkte der Alte bedenklich. „Es wird eine schöne Zeit für diese Gattung von Wortverdrehern, für die Räsoneure, Maulhelden, Rabulisten, Sophisten, Jongleure des Worts. Kurzum, die vornehme Stille geht zum Teufel. Vertiefung ist bei solchem Redeschwall unmöglich. Das Reformwerk wird flach und platt, so recht von der Masse für die Masse gezimmert. Oh, ein gefährliches Prinzip, ein ganz gefährliches Prinzip, euer allgemeines und freies Wort- und Wahlrecht! Der hochentwickelte Mann der Bildung, der streng an sich gearbeitet hat, gilt also staatsrechtlich fortan nicht ein Tüttelchen mehr als der Flachkopf und Dummkopf? Gebt acht, ihr Volksmänner, daß ihr euch nicht miteinander in die Sengnesseln setzt!"

„Falls sich der gebildete Mann nicht des Tölpels zu erwehren weiß, so geschieht's ihm eben recht, wenn er in die Nesseln gerät!"

„Der Tölpel möchte noch angehen, — obwohl du hier wider dein Prinzip der Gleichheit redest, indem du von deinen freien und gleichen Mitbürgern voraussetzest, daß unter ihnen Tölpel sind. Aber die Boshaften? Die Verleumder, die Streber, die Schikaneure des Wortes — die natürlich nicht verdächtigt haben, sobald man sie fassen will! Oh, ihr allgemeinen, freien und gleichen Mitbürger, Brüder und Patrioten, das wird ein lustiger Cancan werden! Dansons la carmagnole!"

„Hast du Angst, Papa?" fragte Friedrich lachend.

„Nein, aber die Zeitvergeudung tut mir leid", antwortete der Alte. „Und die Wortvergeudung, bis alle die Simpel und Schuster und Schneider widerlegt sind, die nun fortan politisieren werden. Das wird ja ein Hexentanz des Dilettantismus! Fritz, ich gebe dir dringend den einen Rat: Zurückhaltung! Sei vornehm! Beteilige dich nicht an den Debatten dieser geplanten Klubs und Volksgesellschaften!"

„Im Gegenteil, mein Vater, ich gedenke mich sofort als Mitglied aufnehmen zu lassen und recht kräftig mitzureden."

„Auch wenn du Maire von Straßburg wirst?"

„Dann erst recht! Ich werde der erste liberale Maire von Straßburg sein. Das ist nicht mehr der Ammeister des Perückenzeitalters. Es liegt nicht im Wesen des Liberalismus, sich vom Volk und von der Debatte in falscher Vornehmheit abzusondern."

„Aber es liegt im Wesen des Stadtoberhauptes, daß er ü b e r den Parteien bleiben muß!"

„Die Volksgesellschaft ist keine Partei!“

„Wird sich aber sofort in Parteien spalten! Bei so allgemeiner Wort- und Scheltfreiheit?! Glaubst du, daß sich da die Leidenschaften zügeln werden?! O Parlamentswirtschaft! Wie werden da beleidigte Eitelkeit und verletzte Rechthaberei ein aufdringliches Wörtchen mitsprechen! O ihr Illusionisten à la Rousseau!“

„Ich halte mich zur Partei der Vernünftigen, der Gebildeten, der Intelligenz — genügt dir das?“

„Also doch Partei? Und wirst dann von der Gegenpartei verdächtigt und verlästert?“

„Wogegen mich meine Freunde verteidigen werden!“

„Fritz, laß dir ein ernstes Wort sagen“, sprach der Alte und erhob sich. „Bleib mir von der Rednertribüne dieser künftigen Volksgesellschaften fort! Setze dich überhaupt nicht den Parteien aus! Und wenn's dir noch so sehr in allen Fingern zuckt und das Donnerwort von den Lippen will — halt an dich, Fritz! Bleib über den Parteien! Gesetzt auch, du wirst den Gegner in glänzender Rede wie beim Gänselspiel ins Wasser werfen — der Besiegte wird dir deine Überlegenheit nicht verzeihen. Du wirst dich in Polemik verzetteln, schwächen und verbittern. Daher übe dich in Willenskraft und Selbsterziehung: behalte das Ganze im Auge, imponiere nach allen Seiten durch leidenschaftlose Sachlichkeit!“

Der alte Johann von Dietrich sprach aus der Fülle seiner Erfahrung mit Würde und Nachdruck. Seine Hand lag schwer auf des Sohnes Schulter, während er diesen gewichtigen Rat aussprach. Es leuchtete ihm visionär die Besorgnis auf, daß grade die glänzende Redebegabung dieses jüngeren Sohnes dessen Gefahr werden könnte.

Fast alle Gruppen des Saales hatten sich nach und nach herangezogen oder doch zu sprechen aufgehört und lauschten herüber. Die Damen bewegten schweigend und gespannt ihren Fächer; sogar der Arzt hielt mit Schnupfen inne und behielt die Prise unfern der Nase in der erhobenen Hand. Es war ein Augenblick erwartungsvoller Stille. Was wird der seiner Kraft bewußte Sohn antworten?

„Dein Rat ist theoretisch vortrefflich, Papa“, erwiderte der künftige Maire von Straßburg nach kurzer Pause. „Wollt' ich ihn befolgen, so müßt' ich erstens mein Naturell und zweitens den Rhythmus und Pulsschlag der Zeit um ein Beträchtliches verlangsamen. Die Dinge sind jetzt in viel zu geschwindem und energischem Lauf; und mein Blut ist noch viel zu jung und zu rasch. Will ich mithalten, so muß ich in den Formen und Prinzipien mithalten, die jetzt die Zeit bestimmen. Will ich die Gefahren dieser Prinzipien fürchten, wohlan, so kann ich mich gleich nach Jägerthal oder Niederbronn zurückziehen und mein Werk über die Mineralien und Hüttenwerke Frankreichs zu Ende schreiben. Aber ich denke, wichtiger als Schriftstellerei ist jetzt die Politik.“

Die Sache war entschieden.

Der alte Dietrich zuckte die Achseln, reckte die Brust und sprach kurzerhand, gleichsam abschließend und die Verantwortung ablehnend:

„Nun, du mußt das schließlich mit dir selber abmachen. Meine Damen und Herren, gehen wir zu Tisch!“ ...

(Fortsetzung folgt)



Religion und Wissenschaft

Von

Hugo Ratzlaff

Religion ist ein Ausfluß des Gemütes, nicht des Verstandes; des Gefühls, nicht des Intellekts; des Herzens, nicht des Kopfes. Ein Kind der Phantasie, nicht der Logik; der Intuition, nicht der Reflexion. Ein Werk des schöpferischen, frei schaffenden Dichters und Künstlers, nicht des rezeptiven, beobachtenden Gelehrten, des Mannes der Wissenschaft. Hierfür allerdings gibt es ebensowenig Beweis wie für die Tatsache, daß zwischen zwei Punkten die gerade Linie die kürzeste Entfernung ist. Beides sind einfache Grundwahrheiten, deren Richtigkeit uns täglich hier die äußere, dort die innere Erfahrung lehrt: schauen wir nur in unser Inneres hinein, und die Bestätigung ist da. So ist denn auch heute die rein seelische Natur der Religion der unbestrittene oberste Satz der Philosophie. Religion und Wissenschaft sind also zwei entgegengesetzte Kräfte; beides Ausströmungen des menschlichen Geistes, aber voneinander unendlich verschieden. Und ungleichartig wie ihr Wesen sind auch ihre Ergebnisse. Während der Verstand, als Logik betrachtet (Quelle der Wissenschaft), mit seinen geradlinigen zwingenden Schlüssen immer nur zu einem einzigen, allein richtigen Ziele gelangt, strahlt die Phantasie (Quelle der Religion) die hunderttausend Schwingungen der Seele, des Gemütes, des Gefühls, des Herzens wider. Geht die Wissenschaft also mit innerer Notwendigkeit immer nur e i n e n Weg, so sind die Pfade der Religion unendlich z a h l r e i c h. Und damit ist die Tatsache psychologisch erklärt, daß sich jedes Volk nach seiner rasseneigentümlichen, jeder Mensch nach seiner persönlichen Besonderheit wenigstens in den Nuancen seine eigene Religion schafft, und wir sehen uns auf diese Art einer unzählbaren Menge von Religionen gegenüber.

Hat die Wissenschaft danach mit der Bildung der Religion als fremde Kraft nichts zu tun, so ist dabei doch eins nicht zu übersehen. Niemals wird der Mensch imstande sein, dem leichten Flügelschlage der Phantasie frei zu folgen. Die andere Kraft des Geistes heftet sich ihm an die Sohlen; selbst auf das herrischste unterdrückt, trotz der strengsten Askese und Selbstkasteiung bleibt ihre latente Schwere bestehen. Der innere Grund liegt darin, daß diese beiden Ströme, wenn

auch verschieden, doch ihren Ursprung haben in demselben Quell, in dem menschlichen Geiste. Wie in der Außenwelt ein freieres oder gehemmteres Fließen des einen Flußarms auf die Wassermassen des anderen eine unausbleibliche Nebenwirkung ausübt, so auch in dem Innern des Menschen: auch hier steht alles in Wechselwirkung. Die Phantasie wird stets beeinflußt sein von dem Verstande, und ihr Flug in das hohe Reich der Religion ist beschwert mit dem Ballast der praktischen Grundsätze, Theorien und Regeln, dem Erwerb seiner (wenn auch noch so geringfügigen) verstandesmäßigen, logischen, berechnenden Tätigkeit. Ein „religiöses Genie" werden wir demnach den Mann nennen, dessen reine Seele bei der innigen Berührung mit dem Hohen, Unerforschlichen von dem Einflusse der anderen, fremden Kraft am wenigsten ernüchtert worden ist.

Aus diesen Vordersätzen ergeben sich zwei Schlüsse.

Erstens werden wir unfähig sein, die Religion eines Volkes nachzuempfinden, dessen Gemütsleben dem unserigen ungleich ist. Stimmungen der Seele erwecken nur in gleichgestimmten Seelen Anklang, und darum spricht der Lyriker wie der Possenschreiber, der Schöpfer der tiefsten Musik wie der Operettenkomponist nur immer zu dem Herzen, das aus demselben Stoffe geformt ist wie er selbst. Die anders gearteten Naturen geben kein wahrhaftes Echo zurück, und nichts bleibt übrig als das mehr oder minder lebhafte Gefühl eines Gegensatzes. Der Verstand nimmt jetzt das Gefühl unter die Lupe der Beobachtung und erhöht den Gegensatz zum intellektuellen Bewußtsein; mehr jedoch als eine klärend registrierende Feststellung lediglich dessen, was das Gefühl empfindet, ist er unfähig zu bewirken. Das Gefühl nun, parteiisch und despotisch, dem nur das Wahlverwandte existenzberechtigt gilt, ist seiner Natur nach bedingungslos dazu geneigt, das Wesensungleiche einfach zu verdammen. Jetzt aber kommt der „große Wäger im Menschen", die Reaktion aus Gemüt und Verstand — auch hier wieder die Wechselwirkung! —, die Vernunft, und belehrt uns, daß das seelisch unfaßbare Fremde nicht schon deswegen zu verwerfen, sondern lediglich als fremd und unfaßbar zu betrachten sei, daß ein Urteil über seine Güte daher notwendig an einer kläglichen Unvollkommenheit, an einer ausgesprochenen Subjektivität leide. Voller Bescheidenheit werden wir daher eine fremde Religion nicht etwa als objektiv unmoralisch, schlecht und gottlos ansehen, sondern uns auf das Urteil beschränken, daß sie uns im Verhältnis zu der Religion unseres eigenen Volkes geringer erscheine. Dieselbe Bescheidenheit werden wir walten lassen, wenn wir innerhalb unseres eigenen Volkes die Religion eines Stammesbruders betrachten. Zwar unterschätzen wir nicht die Bedeutung der Bluts- und der daraus entspringenden Geistesgemeinschaft, aber wir geben doch den tausend geistigen und äußeren Einflüssen, den verborgenen Imponderabilien, den anonymen Kräften ihr Recht, die nur auf ihn, nicht auch auf uns eingewirkt haben, und wir werden daher auch bei ihm in seinem Verhältnis zu uns über jenen zweifelnden und nur relativen Schluß nicht hinauskommen. So führt uns schließlich die Erkenntnis unserer seelischen Vielseitigkeit und doch wieder geistigen Unzulänglichkeit am letzten Ende dazu, unsere Untersuchung nur bis auf die Feststellung des Gegensatzes zu erstrecken, ohne ein Urteil über die „Güte" der fremden Religion überhaupt abzugeben. Die

Frucht dieser Einsicht ist eine Duldsamkeit und eine Geistesfreiheit, die denn doch von etwas göttlicherer Abkunft zu sein scheint als die blöde Engherzigkeit der Konfessionen.

Vielleicht dient es zur Erleichterung des Verständnisses, wenn wir in das abstrakte Gebilde dieser Folgerungen die lebenswarmen Worte gießen, die Heinrich von Treitschke über die Unterschiedlichkeit der Nationen gesprochen hat.

„Von allen Aufgaben des Historikers ist das Entscheiden über die Reinheit der sittlichen Begriffe anderer Völker die allerschwierigste und undankbarste. Seltener als andere Nationen wird das deutsche Volk durch die Erregung des Augenblicks zu schnöder, verlogener Ungerechtigkeit hingerissen, wie sie oftmals von den Engländern gegen uns geübt wird. Doch leider zeigen die in Deutschland landläufigen Urteile über den sittlichen Wert fremder Nationen nur allzuhäufig jene sonderbare Mischung von Demut und Dünkel, die dem Charakter politisch machtloser Völker [geschrieben im Jahre 1863!] eigentümlich ist. Jeder Narr unter uns meint sich berechtigt, geläufig und zuversichtlich den Franzosen das Gemüt, den Italienern die Wahrhaftigkeit kurzweg abzusprechen — bis plötzlich eine große Bewegung wie die jüngste italienische Revolution uns beschämend lehrt, daß ein Volk einen von dem unseren grundverschiedenen Sittenkodex besitzen und sich dennoch einer hohen sittlichen Bildung erfreuen kann. Keine Nation der Welt, deren Charakter nicht häßliche Widersprüche aufwiese, welche, von dem Fremden mit seinem Maße gemessen, zu schonungsloser Verdammung führen müßten. Wie denken wir selber zu bestehen, wollte ein Fremder sein Urteil über die deutsche Sittlichkeit auf die leider unzweifelhafte Tatsache gründen, daß ein frivoles Spielen mit dem politischen Eide, ein feiges Verleugnen der eigenen Überzeugung in Deutschland den Ehrenmann noch keineswegs notwendig des guten Rufes beraubt? Das sind traurige Folgen einer Zeit öffentlicher Kämpfe und noch unvollendeter politischer Bildung, wird man einwenden. Sehr wahr; aber gleiche und bessere Entschuldigungen hat der Engländer zur Hand, wenn wir von englischer Heuchelei und Prüderie reden; der Italiener, wenn wir das Schlagwort von welscher Arglist ausspielen. Bedeutende Menschen lassen wir bescheiden gewähren, wenn sie ihr Recht bewiesen haben, ihren eigenen Weg zu gehen, und nur Kinder fragen: Wer ist der Größere? Über die großen Kulturvölker aber, deren Dasein schon das Recht des Daseins ist, sitzen wir zu Gericht und messen ihnen Lob und Tadel zu, statt ihren Charakter als ein Gegebenes hinzunehmen und in seiner Notwendigkeit zu verstehen. Solches Verständnis wird gemeinhin finden, daß die sogenannten Nationaltugenden und Nationalfehler nur verschiedene Seiten eines und desselben Charakterzuges sind. Wir sind also weit davon entfernt, einzustimmen in den üblichen selbstgefälligen Tadel der englischen ‚Heuchelei', wenn wir einfach aussprechen, was uns Deutsche an dem englischen Wesen am meisten befremdet: daß nämlich die religiösen und sittlichen Begriffe sich in England nicht gleichmäßig entwickelt haben. Wir finden dort eine nahezu jüdische Starrheit des Festhaltens an der dogmatischen Überlieferung und daneben eine volkstümliche, längst in der kühnen praktischen Eigensucht der Nation großartig verkörperte Sittenlehre, die zwar seit Bacon und Locke bis zu den schottischen Philosophen ihren wissenschaftlichen

Ausdruck mannigfach geändert, aber im Grunde jederzeit alle moralischen Dinge an dem Maßstabe des Nutzens gemessen hat."

Der zweite Schluß aber, den wir ziehen: Wir erkennen klar, daß wir in einer anderen Beziehung über die Religion eines Volkes ein durchgreifendes Urteil zu fällen sehr wohl imstande sind. Wo die Religion nicht mehr das alleinige Werk des Gemütes ist, sondern die fremden Zutaten des Verstandes aufweist, da treten wir mit Vertrauen an die Kritik heran. Diesem Bastarde von Gemüt und Verstand begegnen wir mit der untrüglichen Waffe des Verstandes, mit den zwingenden Schlußfolgerungen der Logik. Hier steht nicht das eine Gemütsleben dem andern Gemütsleben in seiner Ganzheit gegenüber, was zur bedingungslosen Urteilsenthaltung führen würde, sondern hier werden einzelne Satzungen und Gebote auf ihre geistige Quelle zurückgeführt. Und sofort erkennen wir mit der leisen Sicherheit, die wir dem eigenen Inneren gegenüber besitzen: Hier hört das freischöpferische, rein innerliche Gemütsleben auf, hier fängt der berechnende Verstandesmensch an. Schon sehen wir in den fremden Zutaten Absicht, Zweck und Bewußtheit. Schon eröffnen sich uns die geheimen Motive, politische Rücksichten enthüllen ihren verstohlenen Einfluß, die krasse Eigensucht verliert den Schleier, und wir gewinnen ein Urteil, so zuversichtlich und klar, wie es einem Menschen überhaupt möglich ist.

Also wir werden, um es kurz zusammenzufassen, den einzelnen Religionen, soweit sie aus dem reinen Gemütsleben geboren sind, da sie uns unfaßbar bleiben müssen, mit Geistesfreiheit eine bedingungslose Toleranz entgegenbringen, andererseits aber ihren Kern von den fremden Zutaten des unberufenen Verstandes schonungslos säubern. Ein negatives Ergebnis, das der Urteilsenthaltung, und ein positives, das der Kritik. Zu beiden aber sind wir nur gelangt auf Grund der strengsten wissenschaftlichen Betrachtung. Nunmehr erkennen wir klar die Stellung der Wissenschaft zur Religion: Bei der Religionsbildung ist Wissenschaft — als falsche Quelle — vom Übel, bei der Religionsbetrachtung aber — als alleiniges Mittel der Kritik — unerläßlich.

Und jetzt wollen wir aus den luftleeren Höhen der „Abstraktionen" in das atmende Leben hinabsteigen.

Wir Kinder der Gegenwart schauen auf eine Kultur zurück, die nach Jahrtausenden zählt. Durch eine erprobte erzieherische Methode wird uns diese Kultur in den Jahren der leichtesten Beeinflussung, in der Kindheit und der Jugend, derart eingeimpft, daß uns die Unbefangenheit sowohl wie die Individualität des geistigen Lebens verloren geht. Wir werden in eine ganz bestimmte Gestalt hineingeformt, und so gern wir auch glauben möchten, daß unser Empfinden echt persönlich und ursprünglich, unser eigenstes Werk sei, so bald müssen wir gestehen, daß wir nicht empfinden, sondern nachempfinden, nicht produzieren, sondern reproduzieren. Diese Wahrheit gilt nicht nur für das Gebiet des reflektierenden Verstandes, sondern auch für das Leben der Seele. Ja für das Leben dieser zarten Kraft noch viel mehr. Wenn wir in der Wissenschaft, so sehr sie auf den Schultern der Vergangenheit steht, doch täglich unverkennbare spontane Fortschritte bemerken, so ist es in den Ausstrahlungen des Gemütslebens, z. B. in Dichtung, Musik

Im Winterhafen



Hans Hartig

und Plastik, nur wenigen Erleuchteten beschieden, einen Schritt weiter zu tun; ein Shakespeare, Goethe und Schiller, ein Beethoven und Wagner gehören zu der Zahl der „seltenen“ Männer. Und nun erst das Reich der Religion! Zarter als alles andere, reiner und göttlicher, scheint sie zu ihrer Entstehung und Fortbildung vor allem der Einsamkeit, der Weltabgeschiedenheit, der Unberührtheit zu bedürfen:

„Das Ohr geht auf, es öffnet sich das Auge,
Das Licht in meinem Herzen wird lebendig,
Der Geist in weite Fernen suchend ziehet:
Was soll ich sagen und was soll ich dichten?“

sagt der alte Indo-Arier in einem religiösen Hymnus aus dem Rigweda. Ein Sohn des Hirtenvolks, das durch die Gewalt seiner religiösen Instinkte dem Leben entfremdet und der erdentrückten Beschaulichkeit zugeführt worden war. Wir dagegen stehen mitten in einem Hasten und Jagen, und, leider, selbst für die Besten von uns bildet der Kampf ums Leben den Inhalt seines Daseins. Wie sollten wir da den ruhigen Quell für die Bildung oder auch nur Fortbildung der Religion darbieten? Der wahre Quell ist jetzt für die Mehrzahl, die überwältigende Überzahl unserer Zeitgenossen nicht eine Lehre, sondern ein Leben, ein vorbildliches Beispiel — Buddha und Christus haben sich zu ihren Jüngern zwei Drittel der gesamten Menschheit gewonnen. Bei dem Lebensdruck aber, unter dem wir schmachten, ist uns das Entstehen eines neuen gleichartigen Genies undenkbar. Um so stärker erwacht in uns die Sehnsucht, das, was wir besitzen, das Leben Jesu, auch rein zu besitzen, ohne die Zutaten, die syrischer Mystizismus, jüdische religiöse Eigenart, ägyptische Askese, hellenische Metaphysik, römische Staats- und Pontifikaltraditionen und der Aberglaube der Barbaren dazugetan. Schon in dem glänzenden dreizehnten Jahrhundert und noch früher brach sich diese Sehnsucht in einer Zahl von Geisteshelden Bahn. Aber sie wurde von der römischen Kirche mit Feuer und Schwert, mit Inquisition und Jesuitismus, kurz mit dem Dogma unterdrückt, das auch die Religion der Liebe predigt. Und gerade jetzt tritt wieder ein Bigottismus, Dogmatismus und Ultramontanismus auf, daß man sich staunend fragt, in welchem Jahrhundert man lebe. Hier heißt es für einen jeden heilige Pflicht, sich zu seiner religiösen und damit auch anderweiten Klärung die segensreichen Forschungen der Wissenschaft anzueignen. Keineswegs sind wir beschränkt oder in erster Linie angewiesen auf die Fachschriften der Theologen; die theosophischen Schlüsse eines Galilei, Kopernikus und Kepler sind uns wertvoller als die dogmatischen Theorien des edlen Augustinus. All unser Wissen ist Stückwerk, und der Einseitigste von allen ist vielleicht der Theologe von Profession. Nein, uns steht die ganze große Fülle der Spezialwissenschaften zu Gebote und unter ihnen vornehmlich das weite Gebiet der Naturwissenschaft, die mit ihren untrüglichen Ergebnissen ein festes Postament bildet zu einem Ausblick nach oben. Allerdings, da werden wir vor eine gewaltige Arbeit gestellt. „Die Spezialisation macht täglich Fortschritte, das muß auch so sein, die strengste Beschränkung ist jetzt das eiserne Gesetz aller exakten Wissenschaft.“ „Aber“, so fährt Houston Stewart Chamberlain fort, „wer sieht nicht ein, daß Wissen immer erst an den Grenzscheiden lebendi-

ges Interesse gewinnt? Jedes Fachwissen ist an und für sich vollkommen gleichgültig; erst durch die Beziehung auf anderes erhält es Bedeutung. Was sollten uns die zehntausend Tatsachen der Histologie, wenn sie nicht zu einer gedankenvollen Auffassung der Anatomie und der Physiologie, zu einer klareren Erkenntnis mancher Krankheitserscheinungen, zu psychologischen Beobachtungen und im letzten Grunde zu einer philosophischen Betrachtung allgemeiner Naturphänomene führten? Das trifft überall zu. Nie z. B. erwächst die Philologie zu einer so hohen Bedeutung für unser ganzes Denken und Tun, als wenn sie auf Probleme der Anthropologie und Ethnographie Anwendung findet und in unmittelbare Beziehung zur Prähistorie des Menschengeschlechtes, zur Rassenfrage, zur Psychologie der Sprache usw. tritt; nirgends kann reine Naturwissenschaft in das Leben der Menschen eingreifen, außer wo sie zu philosophischer Würde emporwächst, und da muß doch offenbar entweder der Philosoph nebenbei ein Naturforscher sein oder der Naturforscher philosophieren. Und so sehen wir denn die Fachmänner, obwohl sie es nach ihrer eigenen Lehre nicht dürften, ... überall ihre Grenzen überschreiten ... Die Reaktion gegen die enge Knechtschaft der Wissenschaft bricht sich gerade bei den Gelehrten Bahn; nur die Mittelmäßigen halten es dauernd in der Kerkerluft aus; die Begabten sehnen sich nach dem Leben und fühlen, daß jegliches Wissen erst durch die Berührung mit einem andern Wissen Gestalt und Sinn gewinnt ..." In der Tat, so ist es; uns Ärmeren im Geiste, denen dadurch das Studium erleichtert wird, zum Heile. Und dies Hinausfliegen über die Grenzen des Faches tritt besonders häufig auf bei dem, was dem tiefgründigen Germanen am meisten das Herz bewegt: der ernste, strenge Forscher, wenn er durchdringend und weitschauend ist, wird zum Schlusse gern die klaren Ergebnisse seiner Spezialwissenschaft in kritische Beziehung bringen zu dem Dogma der Konfessionen; wird, was er so mühevoll erbaut, aus einem wunderbaren inneren Drange heraus zu einem letzten Ausblick auf das Hohe und Unerforschliche benutzen, auf die reine und unverfälschte Religion, wie wir sie uns alle ersehnen. Und weiter: nicht bloß der Spezialforscher wird von diesem Drange getrieben, — viel mehr noch, bei uns Germanen wenigstens, der Philosoph. Mag die Philosophie der anderen Völker sich reinlich scheiden von dem begriffsmäßig, rein kritisch betrachtet, sehr wohl verschiedenen Gebiete der Religion — bei uns jedenfalls stoßen Philosophie und Religion zusammen, bei uns ist Philosophie ohne Religion eine Unmöglichkeit, bei uns ist die Philosophie stets die Läuterungsstufe zur echten Religion. Wie gänzlich hat doch die Philosophie das Weltbild, die Weltanschauung verändert, zumal seit sie sich nicht mehr in öden Spekulationen ergeht, sondern sich dessen bewußt geworden ist, daß sie ebenfalls eine strenge Wissenschaft ist, vor allem gegründet auf den sicheren Boden der Naturforschung. Jetzt ist die Philosophie ihrem Wesen nach die „Wissenschaft der Wissenschaften": sie faßt alle Einzelforschungen zusammen und betrachtet das bunte Gemisch aus höchster Höhe mit einem langen, vollen, großen Blick; und ihrer Bestimmung nach — hier das Endziel der Religion! — ist sie Lebensführung: sie erforscht und würdigt die höchsten sittlichen Werte, als die Vorahnungen eines höheren Lebens. Und mag sich die Philosophie auch mit wehmütigem

Lächeln gestehen müssen, daß sie nach der Unzulänglichkeit aller menschlichen Dinge doch unfähig bleiben muß, zu den schwindelnden Höhen einer allumfassenden Betrachtung emporzuklimmen, mag auch die „Wissenschaft der Wissenschaften“ im letzten Ende nur ein Traum und eine Hoffnung bleiben, so sind, wie ihre Priester die glänzendsten Geister der Welt, ihre Ergebnisse, ihre streng wissenschaftlichen Wahrheiten für uns Minderbegabte von ungeheurer, maßgebender Bedeutung. Gemißbraucht zu haltlosen Spekulationen, fiel sie der Verachtung anheim; aber jetzt erblüht sie auf dem Mutterboden der Wissenschaft zu neuer Kraft und Schönheit:

„Und doch, Verstoßne durch Verblendung,
Wie bist du reich trotz Zeit und Zorn,
Du leerst in göttlicher Verschwendung
Tagtäglich noch dein Wunderhorn!“

Ja, die Wissenschaft und ihre Blüte, die Philosophie, sie soll zu unserer religiösen Klärung unser Führer sein. Den Männern der Wissenschaft und besonders den Priestern der Philosophie, ihnen wollen wir folgen. In unserem Herzen ruht ein untrüglicher Sinn für Wahrheit, und es beginnt warm zu schlagen, wenn die Wahrhaftigkeit eines ernsten wissenschaftlichen Denkers zu uns spricht. Überall sind wir erst am Anfange, immer noch; aber die neuesten gewaltigen Entdeckungen und Erfindungen rufen uns hoffnungsfreudig zu: Was können wir jetzt bald alles erwarten!



Abrechnung

Von

Karl Schmidt

Ein Buch lag vor mir aufgeschlagen —
Es war im Traum. „Dein Lebensbuch“! —
So hört' ich eine Stimme sagen —
„Nun lies und fälle selbst den Spruch!“

Ich las, und meine Augen flogen,
Die heiße Wange wurde blaß,
Und Schauer meine Brust durchzogen,
Die Blätter wurden tränennaß.

Vor Ängsten wollt das Herz mir brechen,
Ich schrie: Herr Gott, der Spruch sei dein!
Ich muß gerechtes Urteil sprechen,
Du aber darfst barmherzig sein.



dert, Minderwertiges rasch hingewühlt, nur um schneller zu Geld zu kommen — für sie und den Buben!

Sein Bub! Ja, was täte er nicht für den — alles, alles. Um seinetwillen schleppt er sich an dieser Ehe weiter, um seinetwillen muß er verdienen, damit der nichts entbehrt. Aber all der Wille zum Guten hätt' ihm am Ende nichts genützt, wenn nicht Lene gewesen wäre! Lene und immer wieder Lene, die ihn ermutigt, die an ihn glaubt, die ihm restlos alles gab und noch geben möchte, was sie besitzt...

Der Bildhauer bleibt vor einem Porträt-Relief stehen, das die zarten, reinen Züge eines Mädchens trägt, verschwommen ineinanderfließend im zunehmenden Schatten der Dämmerung. Aber Wolf Eckart kennt dies Gesicht zu gut, um es nicht deutlich zu sehen. Dies stille Gesicht mit den fragenden Augen, der gradlinigen Nase und dem in dieser keuschen Umgebung fast fremdartig wirkenden üppigen Munde, der nur von Küssen zu träumen schien.

Ja, das war die Lene. So sah sie aus, als sie damals, vor sieben Jahren, eine junge Waise, in sein Leben trat. Stunden wollte sie nehmen, seiner Kunst einige Fertigkeit ablauschen, nur um ihrem Dasein einen besseren Inhalt zu geben — nichts weiter. Aber es kam anders. Sie war es, die ihm Anregung gab, die mit ihrem angeborenen und durch emsige Studien verfeinerten Kunstgefühl seine rohe Kraft in Bahnen der Schönheit lenkte. Sein helfender Kamerad, sein guter Genius ist sie gewesen, hat das Kind geliebt, Anne-Marie mit freundlicher Duldung ertragen und einmal, als eine drohende Krise über ihn hereinbrach, hat sie gar einen Teil ihres Vermögens geopfert, um ihn zu retten.

Was hat er Lene nicht alles zu danken! Und er — was hat er ihr im Grunde gegeben? Nichts als die Illusion einer Leidenschaft, die Erinnerung an eine heiße Stunde seligen Rausches, da er sie in jäh aufflammender Begierde ans Herz gerissen und das Weib in ihr wachgeküßt hat... Gewiß, er hat sie damals geliebt, — wie sollte er nicht, er mit seinen lebendigen Sinnen und seinem vereinsamten Herzen; es war so süß, sich von diesem reinen jungen Geschöpfe angebetet zu wissen, und sie war so selig in seinen Armen, — aber es war doch wohl nicht die Liebe, die sie verdient hätte. Es war mehr das aufflammende, rasch verknisternde Entzücken des Mannes, des Künstlers, als tiefe, anhaltende Neigung. Und so empfand er es fast wie eine Erlösung, als Lene damals jäh abreiste und lange fern blieb. In ihren Briefen verzitterte allmählich die Erinnerung an jene Stunde, und als sie — von seiner leisen Sehnsucht und Pauls bettelnden Kinderbriefen gerührt — wiederkehrte, empfand sie sich, wie es schien, halb als Sünderin vor Anne-Marie und ließ alle Gefühle in Freundschaft ausklingen.

Er ist so froh, innerlich froh darüber, daß sie da ist. Sie leitet unfühlbar das Haus, lernt mit dem Buben, man kann sich das gar nicht anders vorstellen! Und er braucht sie auch für sich, er bespricht alles mit ihr, hört ihren Rat. Gerade jetzt braucht er sie so, das Gefühl ihrer Anwesenheit regt ihn an, gibt ihm Schaffenslust...

Wolf Eckart hat seine Zigarre zu Ende geraucht. Es ist ganz dunkel geworden; er schlägt den Teppich zurück, der das Atelier von dem behaglich getäfelten Empfangsraum trennt, und dreht das elektrische Licht auf. Auch hier ist es jetzt

viel heimlicher, schöner, denn Lene schmückt den Tisch immer mit frischen Blumen, rückt alles in die rechte Lage, sorgt dafür, daß ein helles Feuer im grünen Ofen brennt. Heut' abend — Anne-Marie geht ja wieder zu irgendeiner Festkomiteesitzung — wird er mit Lene die uralten Stiche durchsehen, die er neulich in einer Kiste fand, ganz großartige Sachen sind drunter, — er freut sich darauf, es wird wieder eine Stunde des Verstehens, des lauteren Friedens sein . . .

Jetzt wird die Türe aufgeklinkt, und Anne-Marie, in full dress, steckt den Kopf mit dem möwengeschmückten Riesenhut herein. „Du gehst also wieder nicht mit, Wolf?"

„Nein, was soll ich dort?"

Sie trat nun ein, siegessicher in ihrem tiefvioletten, neuen Homespun-Kostüm.

„Aber nächste Woche müssen wir doch unsre Besuchstour machen, — Hofrat Wild, Professor Berger, Exzellenz Watzdorff — ich hab' mir alle notiert, man kann sich doch nicht ganz abschließen, die Leute fangen an, pikiert zu sein . . ."

„Laß sie sein, was sie wollen."

„Na ja," sagte sie seufzend, „das sollte ich ja gewöhnt sein von dir, — ich wollte dir auch nur die Rechnung geben . . ."

„Schon wieder?"

„Aber ich bitt' dich — ich muß doch was anhaben, — die Schneiderrechnung krieg' ich erst später, das ist so nur die von der Modistin."

„Für d e n Hut?"

„Ja, ein Modell . . . doch schön, was?"

„Wenn der tote Vogel nicht drauf wär' —"

Sie schürzte verächtlich den Mund. „Bei Sempers gestern fand man ihn reizend!"

„Glaub' ich!" lachte Wolf Eckart mit leisem Ingrimm. „Wo ist denn Paul?"

„Bei Lene, sie lesen zusammen. Er soll aber früh zu Bett, er sieht schlecht aus."

Jetzt kam Wolf Eckart an seine Frau heran. „Ist dir das auch aufgefallen, Anne-Marie? Das freut mich. Ich sorge mich schon ein paar Tage lang um den Buben, — was ist ihm denn, glaubst du?"

„Ach — er wächst halt stark. Doktor Kröner sagt, das gibt sich, nur soll er viel schlafen."

„So, meint das der Kröner — das ist ja tröstlich — aber er hüstelt zuweilen, der Bub', — wir sind doch beide gesunde Menschen; Eltern, Großeltern lauter feste Kerle bei mir. Bei dir doch auch?"

„Soviel ich weiß, ja. Meiner Mutter Schwester war, glaub' ich, krank, ist früh gestorben. — Aber nun muß ich fort, Wolf; wir haben eine wichtige Besprechung über das Fest zugunsten des Tuberkulosenheims, — also adieu!"

Ihre kleine, behandschuhte Hand lag einen Augenblick in seiner nackten, großen Arbeitshand, dann raffte sie mit der gewohnten, nachlässig-anmutigen Gebärde ihr Kleid über dem leise knisternden Seidenjupon und verließ das Atelier. Wolf Eckart sah ihr nach. Jeden Tag hatte sie was vor, für andre, mit andern. Und alles an ihr und in ihr war leicht und wechselte nur so nach außen hin. Aber daß der Bub schlecht aussah, — ja, das hatte sie doch gesehen, das doch. Das war doch immer-



Die Quelle

Von

Sophie von Khuenberg

Leise Dämmerung kroch durch die hohen Fenster des Ateliers und legte unsichtbar feine Schleier auf die Plastiken, die es füllten. Sie kam früher als sonst angeschlichen, denn draußen über dem kleinen, kahlen Garten, der das Haus umgab, hing ein schneeschwerer Himmel, von dem jeden Augenblick zu erwarten war, daß er sich in weichen, weißen Flocken niedersenken würde.

„Sie können gehen, Enders," sagte der Bildhauer zu dem jungen Gehilfen, „ich weiß, Sie haben ja was vor heut' — eine Unterhaltung oder so was?"

„Zu einer Tanzerei mit Tombola will ich die Tilly führen — 's ist ihr Geburtstag."

„So, so — also seid nur recht lustig ... und vor elf brauch' ich Sie morgen nicht, können sich ausschlafen — verstanden?"

„Dank' schön, Herr Professor! Guten Abend wünsch' ich ..."

„Servus."

Der lange Mensch mit dem unmodernen Simsongelock warf rasch seinen grauen Kittel ab, nahm Überrock und Schlapphut und schob eilig zur Türe hinaus. Der Bildhauer sah ihm einen Augenblick lächelnd nach, dann strich er sich mit der ihm eigenen nachdenklichen Gebärde über das gelichtete Haar und den weichgepflegten, kurzen braunen Bart, der einen rötlichen Unterton hatte und von dem blassen, gutmodellierten Gesichte seltsam abstach.

Wer's noch so gut hätte, an so was mit Lust zu denken! Du lieber Gott, wie viele köstliche Dummheiten und angenehme kleine Schlechtigkeiten hat man einstmals erlebt und begangen!

Ein erinnerndes sinnliches Lächeln kommt und schwindet. Jetzt tritt er von dem begonnenen Tonmodell, an dem er gearbeitet hat, ein paar Schritte zurück, betrachtet es scharf unter den halbzugedrückten Lidern. Noch ist es nicht viel mehr als eine rohgeknetete Masse mit schwach andeutenden Konturen, aber es wird — es ist schon Bewegung in diesem Frauenleib, es m u ß auch gut werden. Zu lange

schon hat er nichts Größeres, nichts Selbständiges geschaffen, nicht ausgestellt, man erwartet etwas von ihm. Sie sollen nicht enttäuscht werden ... nein, sie sollen nicht denken, er sei schon kraftlos geworden, diese verwegenen Jungen, die sich für die einzig Kommenden halten!

Er legt ein nasses Tuch über das Modell, wäscht sich die Hände, zieht seinen leinenen Atelierrock aus, dann zündet er sich eine Zigarre an und geht mit langsamen, sinnenden Schritten durch den großen Raum, da und dort einen Augenblick verweilend.

Teufel noch einmal — daß er sich in den letzten Jahren so zersplittert hat, so ins Nichtige verloren und nur den Schulmeister gespielt! Ein paar Büsten unbedeutender Menschen, eine Grabfigur auf Bestellung, Kunstgewerbliches für eine große Firma, — alles ganz flotte Sachen, aber doch mehr spielerisch gedacht, nichts aus dem Großen, Vollen heraus, wie er doch eigentlich fühlt, daß es in ihm noch ruht ...

Aber das kommt davon, weil er sich von Anne-Marie allzulange in dies Gesellschaftsleben hat einspinnen lassen; nicht in das mutwillig-dreiste Leben des Künstlers, das er in jungen Jahren so voll genossen, und das ihn doch mächtig gefördert hat, — nein, in den wohlerzogenen, ermüdenden Rummel und Taumel ungezählter Jours, Wohltätigkeitsfeste und Familiensoupers. Man gibt sich nur aus dabei und gewinnt nichts, kommt ohne Anregung und Stimmung heim, leerer, als man hingegangen. Das war's vor allem, was ihn künstlerisch geschädigt hat — er spürt es deutlich. Sie freilich, sie ist daran gewöhnt. Von Generationen her liegt ihr diese seichte Lebensführung im Blut, und er hat sich im Anfang nicht genügend gesträubt dagegen, — vielleicht auch, weil in seiner Natur ein gewisser leiser Hang zur Trägheit sitzt, so daß es ihm zuweilen gar nicht unwillkommen war, sich sagen zu müssen: Heut' kannst du nicht arbeiten — also morgen oder ein andermal!

Ja, so ist das mit ihm. Aber manchmal, da kommt ein jäher Umschwung in seine Stimmung, da fühlt er plötzlich eine sehnsüchtige Hast, das Versäumte nachzuholen, den Drang, sich freizumachen von alledem. Dann wacht der Künstler in ihm auf und verspottet den Menschen, der so unfrei und schwach geworden in der Ehe, — in einer Ehe, die ihn nicht einmal beglückt.

Anne-Marie ist ja eine sehr hübsche Frau — zum mindesten hat er sie damals um ihrer weichen Formen, um ihrer frischen Jugend willen geheiratet — aber sie hätte besser zu einem Fabrikanten oder einem Bankbeamten getaugt als zu ihm. Denn gerade das, was an ihm besser ist, die feinen Besonderheiten seiner Natur, die schätzt sie nicht, merkt sie kaum, geht dran vorbei, stumm und unbewegt, wie mancher Mensch an einem blühenden Feld vorbeigeht und sieht es nicht.

Sie sieht auch nicht, wenn das Feld dorrt im Sonnenbrand, wenn ein Unwetter die Halme peitscht. Nein, sie merkt nichts von all den Stürmen, die zuweilen in ihm wühlen, von den Steinen der Sorge, die er mühsam wegzuwälzen versucht, und an denen sein Stolz, sein Ehrgeiz sich oftmals wundgerissen haben. Ihre Bedürfnisse wachsen mit jedem Tag, eilen immer voraus, sie fragt nicht, ob seine gestaltende Kraft nach kann. Wie oft hat er irgendein gutes Werk verschleu-

hin was Mütterliches, daß sie darüber ein bißchen nachdachte und mit dem Doktor gesprochen hatte ...

Er legte die Rechnung der Modistin zu andern unbezahlten Rechnungen in die Lade und schloß sie seufzend. Dann ging er hinüber, nach Lene und dem Buben zu sehen.

* * *

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott zu sagen, was er leidet!" las Paul mit starkem, feierlichem Ausdruck. Dann hob er den lockigen Kopf mit den glänzenden Augen und sah über den Tisch hinweg zu Lene, die ihm gegenüber saß auf dem kleinen Ecksofa und nun auch ihrerseits das Buch fallen ließ. So blickten sie einander an, das reife Mädchen und der Fünfzehnjährige, beide innerlich gehoben von dem reinen Geist der Dichtung und dabei unbewußt Tassos tiefen Schmerz der Entsagung herüberpflanzend in die eigene Seele. Bei Paul freilich war dies Gefühl fast noch ohne jede greifbare Form, setzte sich aus unklaren Wünschen und einem leisen, angebornen Hang von Schwermut und Schwärmerei zusammen, den er für gewöhnlich selbst verspottete, der aber, wenn ein großer Dichter zu ihm sprach, und wenn er so mit Lene allein war, immer von neuem wiederkehrte.

„Weißt du, Lene," sagte er, „das wär' auch für mich ein Glück, wenn ich das könnte, — ich hab's schon versucht, aber das ist nicht das Richtige, glaub' ich, — es muß wohl ganz plötzlich kommen, wie ein Sturm, ohne daß man sich's vornimmt!"

„Wirklich — du hast Verse gemacht? Die mußt du mir zeigen, Paul!"

„Nein, ich hab' sie verbrannt."

„Oh — aber vielleicht hast du Talent, das wäre ja leicht möglich, deines Vaters Kunst in andrer Form —"

Paul schüttelte den Kopf.

„Mir wenigstens hättest du sie zeigen sollen. Du weißt doch, Paul, Tante Lene kann man alles vertrauen!"

Ein stilles, weiches Lächeln glitt über das feine Gesicht, und mit einem Blick sorgender Zärtlichkeit umfing sie die hochaufgeschossene Gestalt des Knaben, der jäh aufsprang und das Buch zuklappte.

„Nein, auch dir nicht, Tante Lene, dir grade nicht, — es war verrücktes Zeug. Ich glaub' sogar, wenn einer das wüßte, — aus dem Gymnasium hätten sie mich 'rausgeschmissen ..."

„Paul?!"

„Ja, weißt du, manchmal, wenn ich nicht einschlafe, dann lieg' ich wie im Fieber, und da kommen mir so merkwürdige Einfälle und Träume ..."

„Du bist nicht ganz gesund, fürcht' ich, überreizt vom Studieren, auch erkältet ... vielleicht kriegt man dich auf ein paar Tage frei, dann begleitest du mich auf den Semmering."

„Du willst wieder fort, Tante Lene?" Ein erschreckter Blick traf sie.

„Ja — ich glaube, Wien tut mir nicht mehr sehr gut ..."

„Aber dann bin ich ja ganz verlassen!" sagte der Knabe, und ein schmerzlicher Zug kam in sein blasses Gesicht.

„Das darfst du doch nicht sagen, Paul, du bist ja bei Vater und Mutter ...“

„Ja, das schon, aber Papa behandelt mich immer noch als kleinen Buben, und Mama — die hat ja nie Zeit für mich, versteht mich auch nicht. Und weißt du, Lene, — ich glaube, sie zeigt sich gar nicht gern mit mir, weil ich schon so groß bin!“ Er lächelte jetzt spöttisch, überlegen, wie ein Erwachsener.

Lene saß da und faltete einen Augenblick in unwillkürlichem Entsetzen die Hände im Schoß. So sah es also aus in dieses Kindes Seele, — auch da schon Leid, Mißtrauen, Enttäuschung. Aber freilich — er war ja kein Kind mehr. Auch sie hatte noch immer in dem Wahn gelebt, Wolf Eckarts kleinen Buben vor sich zu haben, und nun war es mit einemmal Wolf Eckarts heranreifender Sohn, der zu ihr sprach. Sie stand auf, trat auf ihn zu, legte ihm ihre schlanken Hände auf die Schultern.

„Paul,“ sagte sie in weichem Ton, „du bist in dem Alter, wo das Gute oft zu gut, das Schlimme zu schlimm scheint, — ich weiß das, man mißt die ganze Welt nach seiner eigenen Empfindung und man tut ihr nicht selten unrecht. Aber siehst du, Paul, man kann dagegen ankämpfen, man muß es einfach tun, — in jedem von uns steckt, glaub' ich, etwas von Antonio und Tasso, — ein Stück ruhevoller Überlegung, der die Leidenschaft sich beugen sollte ...“

Sie sah an ihm vorbei bei diesen letzten Worten, als spräche sie zu sich selbst. Und so sah sie auch nicht, wie die aufmerksamen Augen des Knaben forschend auf ihrem Gesichte ruhten, als wollten sie hinter dieser schöngebildeten Stirne unter den gewellten Haaren ein Geheimnis ergründen. Jetzt faßte Paul nach den schlanken Händen und drückte sie heftig.

„Ich werd's versuchen, weil du es willst, Lene. Aber sag niemand was von unsrem Gespräch, auch Papa nicht ... versprich es mir.“ Er hüstelte leicht.

„Ich versprech' es dir, Paul. Aber du mußt auf deine Gesundheit sehr achten, mußt dich nicht aufregen — wir sorgen uns alle um dich!“

„Ach, ich möcht' gar nicht alt werden,“ sagte der Knabe mit halb scherzhaftem Pathos, „wen die Götter lieben, der stirbt jung! Du weißt ja — ich hab' doch erst neulich in meinem Aufsatz das so fein motivieren müssen!“

Lene wollte erwidern, da trat Wolf Eckart ein. Groß, breit, mit seinem jovial lächelnden Ausdruck im Gesicht, gab Lene die Hand, drückte Paul an sich.

„Also was ist's mit dir, mein Herzensbub, — wieder ein bissel marod, gelt? Ja, das kommt davon, wenn man nicht rasch genug seinem Papa über den Kopf wachsen kann!“

Mit der zärtlichen, etwas derben Gebärde des Riesen liebkoste er den Widerstrebenden.

„Na, was hast du denn, Kind? Sei doch nicht so, komm, jetzt wollen wir alle drei gemütlich zu Abend essen und dabei beraten, wie wir dir wieder dein Apfelgesicht zurückzaubern ...“

„Nein, Papa — ich möchte lieber auf meinem Zimmer essen, dabei ein bissel was nachsehen — ich muß noch was wiederholen, — bitte, Tante Lene, richt es so ein ...“

„Geh, beim Essen lernt man doch nicht!“ sagte der Vater halb unwillig. Aber Lene kommt dem Bedrängten zu Hilfe.

„Vielleicht wird ihm das Lernen leichter, wenn er dabei schmaust," sagt sie lächelnd, „wir wollen ihm recht was Gutes heraufschicken, das die bittere Weisheit versüßt, gelt, — und spätestens um zehn wird sie verabschiedet, und der Gelehrte muß ins Nest kriechen ... Wir sehen uns ja wohl noch vorher!"

„Danke, Tante Lene, — gute Nacht, Papa!" Ein flüchtiger Händedruck, und draußen ist er. Langsam, wie sinnend, steigt er die paar Stufen hinauf, betritt sein Zimmerchen, dreht das Licht auf über seinem etwas kunterbunten Arbeitstisch, legt sich die Bücher und Hefte zurecht, und indessen er dies alles mechanisch tut, sieht er sich als Tasso zwischen grünen Lorbeerbüschen träumend schreiten und nach Lenorens schimmerndem Gewande ausspähen. Und plötzlich steht er vor ihr, und sie sieht ihn an mit einem schönen, milden Lächeln, das er kennt, und legt ihm ihre feinen, schlanken Hände auf die Schultern ...

* * *

Sie hatten still miteinander getafelt in dem traulichen Speisezimmer, das zu ebener Erde, unweit des Ateliers lag. Immer wenn Anne-Marie aus war und Paul zu lernen hatte oder bei einem Kollegen geladen war, saßen sie so still beisammen. Nun deckte das Stubenmädchen den Tisch ab und erzählte, daß Paul recht tüchtig gegessen habe, und daß er nun deklamiere.

„Er lernt wohl!" sagte der Vater. Er dichtet! dachte Lene.

Dann bat Wolf Eckart Lene, die alten Stiche mit ihm durchzusehen, und so gingen sie hinüber in sein Arbeitszimmer, wo er die Mappen schon aufgelegt hatte. Über den Tisch gebeugt, Seit' an Seite, betrachteten sie Blatt um Blatt. Es waren seltene Stiche und wertvolle Radierungen alter Meister darunter, und Wolf Eckart erzählte, wie er ganz unversehens zu diesen Schätzen gekommen sei. Ein alter Herr, ein Sammler, den er seinerzeit öfters im Kaffeehaus getroffen, sei gestorben und habe sie ihm vermacht.

„Famos von dem Alten, was, Lene? Denn ein paar Dinger sind drunter, um die ich mich beneiden lassen kann. Da, diese Aktstudie — was das für eine wundervoll weiche Rückenlinie ist an dem Weib ... Herrgott, die haben schon was gekonnt, die Alten, und es ist im Grunde genommen ein Frevel von uns Modernen, wenn wir meinen, wir hätten sie überwunden ... Aber du sagst ja gar nichts, Lene?"

Lene war wirklich nicht ganz bei der Sache, hörte kaum, was Wolf Eckart sprach. Sie stand und blickte starr auf das lächelnde Weib nieder, das sich seiner eigenen Schönheit zu freuen schien. Und sie dachte einer fernen Stunde, da auch sie sich ihrer Weibesschönheit bewußt geworden, in der plötzlich eine seltsame, jauchzende Freude zu sein sie durchzittert hatte ... Sie wollte das alles vergessen, aber sie konnte es nicht, es war stärker als sie selbst. Mit aller Kraft ihrer reinen Seele hatte sie lange, lange gegen diese Erinnerung angekämpft, hatte alle Sehnsucht ihrer Liebe niedergerungen — aber es war vergebens.

Vielleicht hätte sie nie mehr wiederkehren sollen in dieses Haus, — aber Wolf Eckart rief nach ihr, Anne-Marie bat sie darum, Paul sehnte sich krank, — so kam sie und blieb. Und gab ihnen, was ihr Herz, ihr Geist, ihre helfende Hand zu geben vermochten. Und indem sie all das über den geliebten Mann und sein Haus ausströmte, hoffte sie dem Einzelgefühl zu entrinnen, das sie sengend quälte.

Auch das versagte. Und darum muß sie nun wieder fort — diesmal für immer. Und heute noch will sie's ihm sagen, jetzt, in dieser stillen Stunde des Alleinseins ...

„Lene!“ rief er noch einmal und legte seinen Arm scherzend um die schlanke Gestalt, „an was denkst du denn, Lene? Du träumst ja mit offenen Augen!“

Sie zuckte zusammen unter seiner Berührung und sah ihn gleichsam erwachend an.

„Das will ich dir gleich sagen, Wolf,“ sagte sie ruhig, obgleich ihr Herz pochte, „ich wollte eigentlich schon früher davon sprechen, aber es ist gerade recht heute, da wir beide so viel Zeit haben ...“

„Na, da bin ich aber neugierig, — komm, Lene, wir setzen uns da gemütlich in die alten Sorgenstühle und zünden uns eins an.“

Er schob die beiden tiefen ledernen Klubsessel einander zu und bot ihr von seinen Shepheards an.

„Siehst du, Lene,“ sagte er, indem er sie über dem kleinen Flämmchen, das die Zigaretten in Brand steckte, betrachtete, „so mit dir da zu sitzen und zu plaudern, das ist immer eine Art Feierstunde für mich, du kannst mir's glauben!“

Sie lächelte. Es war ein Lächeln, das von Schmerzen erzählte. „Das wirst du dir abgewöhnen müssen, Wolf!“

„So — warum denn? Du denkst doch nicht, daß Anne-Marie ... nein, keine Spur, die weiß überhaupt nicht, was Eifersucht ist, im Gegenteil, du siehst ja, wie froh sie ist, wie sie ihr Leben zehnfach genießt, seit sie weiß, daß du da bist als Helferin und Wächterin, — und dann überhaupt, Lene, zwei Kameraden, wie wir —“

„Ja, — das ist es eben, Wolf. Ihr täuscht euch beide; ich habe euch getäuscht, euch und mich selbst ... Und deshalb — deshalb muß ich dies Haus wieder verlassen, und für immer.“

„Lene!“ Wolf Eckart sprang auf und warf seine Zigarette mit einer heftigen Gebärde in den Aschenbecher. „Ja um alles in der Welt, Mädel, was fällt dir denn ein? Dies Haus verlassen, das ohne dich einfach verloren ist, in das du hineingehörst wie ein Baum in sein besonderes Erdreich ... Aber das ist ja verrückt, Lene, ich begreife dich gar nicht —“

„Es ist aber dennoch fremdes Erdreich, Wolf — und das spürt der Baum endlich an allen Wurzeln und Fasern ...“

„Fremd? Du hier fremd, Lene?“

Wolf Eckart blieb vor ihr stehen und sah sie an, wie sie in ihrem weißen Hauskleid von dem tiefroten Sessel sich abhob. Sie hatte die Beine gekreuzt, den Kopf erhoben, die Augen waren mit einem seltsamen, anklagenden Blick auf ihn gerichtet. In der schlanken Hand hielt sie die glimmende Shepheard, von der ein dünnes, zierliches Rauchsäulchen aufstieg.

„Ja, fremd,“ wiederholte sie, „wenn auch in anderm Sinne, als du meinst. Wir kennen einander lange, das ist wahr, ihr seid mir gut, ich bin euch unentbehrlich geworden in vielem, das fühl' ich wohl — besonders Paul hängt an mir, der arme, liebe Bub, — aber siehst du, Wolf, ich kann doch nicht bleiben, kann nicht — denn alles das ist nur ein elendes Almosen für ein Herz, das nach mehr schreit ...“

„Wie meinst du das?" sagte er unsicher, obgleich er wußte, wie es gemeint war, und strich in nervöser Unruhe über seinen Bart.

„Ich will es dir sagen, Wolf. In solch einer letzten Stunde des Abschieds soll man alle Schleier sinken lassen und wahr sein, ganz wahr. Ich kann nicht dein Kamerad bleiben, Wolf, — ich kann und will es nicht bleiben, denn ich liebe dich noch immer!"

„Lene!!"

„Ja, Wolf, — wie damals lieb' ich dich, wie damals möcht' ich von dir geliebt sein ... Du hast diese Sehnsucht nach dem Leben, nach dem Glück in mir geweckt, und nun schweigt sie nimmer, schweigt nicht, ich mag beginnen, was ich will. Und mit diesem Gefühl im Herzen kann ich hier nicht bleiben ..."

„Lene — bei Gott — ich wollte dich nicht unglücklich machen, ich hab's auch nicht vergessen, wie süß du warst — nichts, nichts hab' ich vergessen. Als Künstler hab' ich deine ganze junge Schönheit in mich getrunken damals, ich hab' nur geglaubt, du wollest selbst nicht mehr daran erinnert werden, — deine Briefe klangen so ..."

„Ja, Briefe — man lügt sich unbewußt so viel vor in Briefen!"

„Siehst du, Lene — gerade jetzt hab' ich ein neues Werk in Arbeit, ein Weib, — das wirst du, — — komm, sieh dir's an ..."

Er zog sie mit sich ins Atelier, drehte das elektrische Licht auf, riß das Tuch von dem begonnenen Modell. „In der Erinnerung an dich kam mir dieser Gedanke, — ein Weib, das den Dürstenden aus ihren schlanken Händen trinken läßt. Das bist du, du, aus deren Hand so viel lauterer Frieden in mein Leben geflossen ist! Und jetzt willst du diesen Frieden verdorren lassen, willst fort von mir? Nein, bleib, Lene, — ich bin ein trauriger Mann, wenn du gehst!"

Seine flehenden Worte klopften an Lenes Herz wie schwere Blütenzweige an ein halboffenes Fenster. Aber ihr Entschluß war gefaßt.

„Soll ich hier bleiben, Wolf, dann gibt es nur einen Weg: ich will dein Weib sein vor Gott und den Menschen!"

„Und Anne-Marie?"

„Du bist nicht glücklich gewesen an ihrer Seite, und sie — was weiß sie überhaupt von einer rechten Ehe!"

„Aber sie wird niemals in eine Scheidung willigen, Lene, niemals, das weiß ich. Nicht aus Liebe für mich, oder um Pauls willen, aber weil ihr das Urteil der Welt und die Stellung, die ich ihr gegeben, zu viel gelten. Und kann ich sie zwingen zu gehen — die Mutter meines Buben, die eigentlich nichts verbrochen hat?"

„Nein," sagte Lene mit einem harten Lächeln, „das kannst du freilich nicht, Seichtigkeit ist kein Scheidungsgrund, und deshalb — ich wußt' es ja — bin ich es, die gehen muß!"

In hilfloser Erregung und Zerrissenheit umschlang Wolf Eckart das Mädchen und bedeckte ihr erblaßtes Gesicht mit Küssen. Sie wehrte ihm nicht. Sie trank seine Liebkosungen in sich wie sonnenversengtes Erdreich den warmen Sommerregen, wie ein zum Tode Verurteilter den letzten Becher Weins.

„Lene," flüsterte er mit heißem Atem wie in plötzlich wiederkehrender Sehn-

sucht, „Lene, du bist süß, einzig lieb und süß bist du — ich werde leiden, wenn du gehst!“

„Das sollst du auch, Wolf — ich hab' auch gelitten um dich, nun sollst du um mich leiden“, sagte das Mädchen mit einem leisen, triumphierenden, prophetischen Lächeln. „Das sollst du — schon um deiner Kunst willen, Wolf, denn nur in Schmerzen wird man groß!“

Klang da nicht irgendwo ein halber Aufschrei, fiel nicht nebenan die Türe zu? Wolf Eckart hatte nichts gehört, aber durch Lenes Herz fliegt ein jähes Erschrecken. Wenn Paul am Ende ...? Weiter kommt sie nicht in ihren Gedanken. Sie löst sich hastig aus Wolf Eckarts Armen, fühlt plötzlich, daß zwischen ihm und ihr alles aus ist, aus sein muß für allezeit. Sie schiebt den Teppich zurück, horcht hinaus mit angstvoll aufgerissenen Augen ...

„Was hast du, Lene?“

„Ich weiß nicht — mir war, als hätt' ich Paul gehört ...“ sagt sie tonlos.

„Keine Spur, der sitzt doch bei seinen Büchern —“

„Wer weiß ... vielleicht wollt' er gute Nacht sagen ... ich gehe hinauf zu ihm ... Leb wohl, Wolf ...“

Er wollte ihr nach, aber sie erhob abwehrend, bittend die Hände. „Nein, laß mich allein jetzt ... wir beide haben schon Abschied genommen, Wolf, — Gott schütze dich!“

Atemlos rannte sie über die Treppe, pochte an Pauls Tür. Keine Antwort. Da drückte sie die Klinke auf und trat ein. Der Knabe saß wirklich bei seinem Tisch vor den Büchern. Aber als er den Kopf hob, sah Lene in ein verstörtes Gesicht, in Augen, die flackernd brannten vor innerster Erregung. Da wußte sie, daß ihre Angst sie nicht getäuscht hatte, und daß die vertrauende Reinheit einer jungen Menschenseele im Sterben lag.

Demütig fast, mit zitternden Lippen stand sie vor dem Knaben, der, wie vorher sie selbst getan hatte, zu bittender Abwehr die Hände hob.

„Paul,“ sagte sie leise, „du sollst mich nicht verdammen, sollst nicht glauben, daß Tante Lene schlecht ist. Nur unglücklich, Paul, nicht schlecht, — das wirst du später besser begreifen, bis du ein Dichter geworden bist. Ich habe Abschied genommen von deinem Vater, — Abschied für immer, — das war es. Nun wollt' ich auch dich noch sehen, dann bin ich fertig, und alles ist vorüber. Glaub mir, Paul, was jetzt noch hier bleibt von meiner Liebe, das gehört dir allein, nur dir, — alles andre hab' ich in dieser Stunde begraben. Nur wir beide wollen aneinander denken, oft, recht oft, und vielleicht sehen wir uns auch wieder, Paul, bis wir beide ruhiger geworden sind. Versprich mir, nicht traurig zu sein, Paul, — für dich hat die Welt noch so viel zu geben, und du wirst in dir selbst noch das reichste, reinste Glück finden, das weiß ich!“

Sie neigte sich vor und küßte ihn mit einem sanften, innigen Kuß auf das lockige Haar, wie sie dies getan, als er noch ein Kind war. Paul regte sich nicht, sagte kein Wort. Aber als Lene gegangen war, löste sich das starre, trotzige Weh, das ihm Herz und Kehle zuschnürte, und er brach in Tränen aus. Es war wie eine reinigende Sturzwelle, die alle dunklen Schlacken dieser bösen Stunde hinweg-

spülte und ihn tief am Grunde dieses ersten Schmerzes einen Streifen tröstenden blauen Himmels erkennen ließ.

* * *

Als Lene später reisefertig die Treppe hinabstieg, traf sie mit Anne-Marie zusammen, die erhitzt und gesprächig aus der Gesellschaft kam.

„Nein, hab' ich mich verspätet, — gräßlich. Ihr habt hoffentlich schon soupiert — ich natürlich auch mit Willners bei Sacher; sie haben mich nicht fortgelassen. Famos war der Abend, sag' ich dir, denk dir, sogar die Fürstin Trautmannsdorf war dabei, in einem hochschicken Kostüm mit Zobel — und einen Hut hat sie — s o, sag' ich dir, großartig!"

„Und habt ihr gute Beschlüsse gefaßt — ich meine für die Kranken?" sagte Lene, fast mühsam, nur um etwas zu sagen.

„Ja, natürlich, — eine feine Redoute im Sophiensaal und ein Basar im Rathaus ... ah, eine ganze Menge!"

Über Lenes blasses Gesicht glitt ein verachtendes Lächeln. „Du wirst dich aber nun ein wenig mehr Mann und Kind widmen müssen, Anne-Marie!"

„Aha — Wolf hat wohl gebrummt?"

„Nein, — aber ich reise ab."

„Hörst du, was du für Geschichten machst, — richtig, du bist ja im Reisekleid — und der Wagen draußen?"

„Ist für mich."

„Aber weißt du, Lene, so eins zwei geht man doch nicht fort — jetzt, zur Weihnachtszeit, — das ist mir wirklich sehr ekelhaft", sagte Anne-Marie und schürzte verdrießlich den eigenwilligen Mund.

„Ich muß. Wolf kann dir ja einmal erklären, wieso das kam, — heut' ist nicht mehr Zeit dazu."

„Wohin gehst du denn überhaupt?"

„Vorläufig in die Berge —"

„Und dann?"

„Ich weiß noch nicht — vielleicht in ein neues Leben hinaus, vielleicht auch — na, gute Nacht, Anne-Marie — und betreue dein Kind, hörst du? Gerade jetzt, in dem Alter, mußt du Paul sehr liebhaben, sehr auf ihn achten, mußt ihn verstehen lernen ... es steckt ein Dichter in ihm!"

Flüchtig drückten sie einander die Hand, dann eilte Lene zum Wagen. Anne-Marie sah ihr nach mit runden, erstaunten Augen und schüttelte den Kopf mit dem möwenbedeckten Riesenhut. Dann gähnte sie ein bißchen — ach, man wird so müd von dem vielen Amüsement! Sie wird morgen lang schlafen, — aber wer weiß, ob alles klappt, wenn Lene nicht da ist. Nein — es ist doch zu verrückt von dem Mädel, so Knall und Fall abzureisen, — ob sie sich am Ende mit Wolf gezankt hat? Ah — sie vertragen sich doch ganz gut, es ist sicher nur so eine Marotte von ihr. Jetzt, vor Weihnachten, — man war so gewöhnt dran, daß sie alles überwacht und ordnet, — dann kommt der Fasching, die vielen, vielen Einladungen in Sicht — Kegelabende, Kränzchen, Jours —, von den ganz großen Festen abgesehen, da hat man ja reichlich viel mit seinen Toiletten zu tun und soll sich dann gar noch

ums Haus kümmern — nein, danke für das Vergnügen! Aber wenn Lene nicht da ist . . . ach, zu ärgerlich ist das . . . morgen muß ihr Wolf das erklären, heut' will sie lieber nicht mehr mit ihm sprechen, sie ist schon so müde, so müde . . . also rasch zu Bett.

Nur zu Paul guckt sie noch hinein, aber er scheint zu schlafen, rührt sich nicht. Also geht sie in ihr Zimmer, läßt sich von dem verschlafenen Mädchen noch ein bißchen helfen, schickt es dann fort, löst ihre vielen Puffen und Löckchen, legt all ihre Ringe und Kettchen ab, reckt sich wohlig in ihren spitzenrieselnden Dessous . . .

Mit Paul soll sie lieb sein — Gott ja, natürlich, er ist ja ihr Bub! Wenn er nur noch klein wäre, — da ist er ihr so gut gestanden in seinem weißen Matrosenanzug, alle Leute haben gesagt: Das reizende Kind! Aber jetzt wird er so lang und dünn wie ein Spargel. Zwar die Trautmannsdorf läßt sich häufig mit ihrem Buben sehen, und der ist sogar älter und größer als Paul. Und sie gilt doch für sehr fesch, — am Ende wirkt das sogar ganz pikant, wenn man einen großen Sohn hat und noch jung ist! Und wenn wirklich ein Dichter in ihm steckt, wie Lene sagt, dann wird er vielleicht einmal berühmt und sie durch ihn. Und die Leute werden sagen: Sehen Sie die schöne Frau dort (denn sie wird noch immer schön sein), ist die Mutter von dem berühmten Paul Eckart . . . Ja, sie wird das nun machen wie die Trautmannsdorf! Und solch ein Kostüm mit Zobel muß sie auch haben, vielleicht kann sie das Wolf deutlich machen . . . zum Christkindl . . . er soll halt rasch was verkaufen! — Unter solchen Gedanken schlüpft Anne-Marie ins Bett und schmiegt ihr müdes, ach so leeres Köpfchen in die vollen, weichen Kissen.

* * *

Langsam, im genießenden Anblick der herrlichen Winterlandschaft, geht Lene über die verschneite Hochstraße. Drei Wochen ist sie nun hier auf dem Semmering, und von Tag zu Tag wird die weiße Pracht um sie her reicher, schöner, märchenhafter. Die starke, reine Bergluft hat ihre Wangen gerötet, und in ihrem wunden Herzen bereitet sich sachte, ganz sachte die Heilung vor. Wie eine weiche, kühle Schneedecke fühlt sie es an den Stellen, wo die Erinnerung an Wolf Eckart brennt, wo der sorgende Gedanke um Paul noch schmerzlich zittert. Die große, feierliche Natur, die sie hier umgibt, hüllt auch sie selbst und ihr innerstes Leben allmählich in ausgleichenden, tiefen Frieden.

Den Stätten, wo der laute Wintersport jubelt, bleibt Lene meistens fern, und so biegt sie auch heute von der Straße bald ab und geht abseits davon auf stillen, weißen Wegen in die schimmernde Einsamkeit der Wiesen und Wälder, die so voll sind von leuchtendem Glanz und klingenden Stimmen der Schönheit. Über allen Baumkronen wölbt sich die sonnenglitzernde Last, an allen Zweigen und Zweiglein sitzen die kristallnen Tropfen, die gleißenden Diademe; auf den weitgedehnten Matten blitzt es blendend, als wär' ein ganzer Sternenhimmel niedergesunken auf dies schwellende Lager von Schnee . . . und ringsum stehen die alten Bergriesen in ihren köstlichen weißen Pelzen und bewachen mit felsigem Schild den Märchentraum zu ihren Füßen . . .

Lene bleibt stehen, hackt ihren Stock in den schneetiefen Boden, blickt hinaus in die strahlende Bergwelt, lange, lange. Sonderbar — als sie hierherfuhr, tat

sie es mit dem brennenden Wunsche, zu sterben. Sie wollte auslöschen, was geschehen war, vergessen, was sie gelitten hatte — um jeden Preis. Für Wolf Eckart war sie tot, mußte sie nun tot sein — wozu also weiterleben?!

Aber sie verschob das Gräßliche von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag. Und jeden Morgen, wenn sie in die sonnige Winterstille hinaustrat, fiel der Gedanke an den Tod von ihr ab wie ein welkes Blatt, und der weiße Schnee wölbte sich drüber und begrub es. Und jedesmal, wenn sie an den großen Lärchen und Fichten vorbeikam, flog ein winterfroher Vogel auf in das leuchtende Blau, und der Vogel sang: Dürüdüh, düriduh!, was gewiß heißen sollte: Mut, Mut — es wird wieder Frühling!

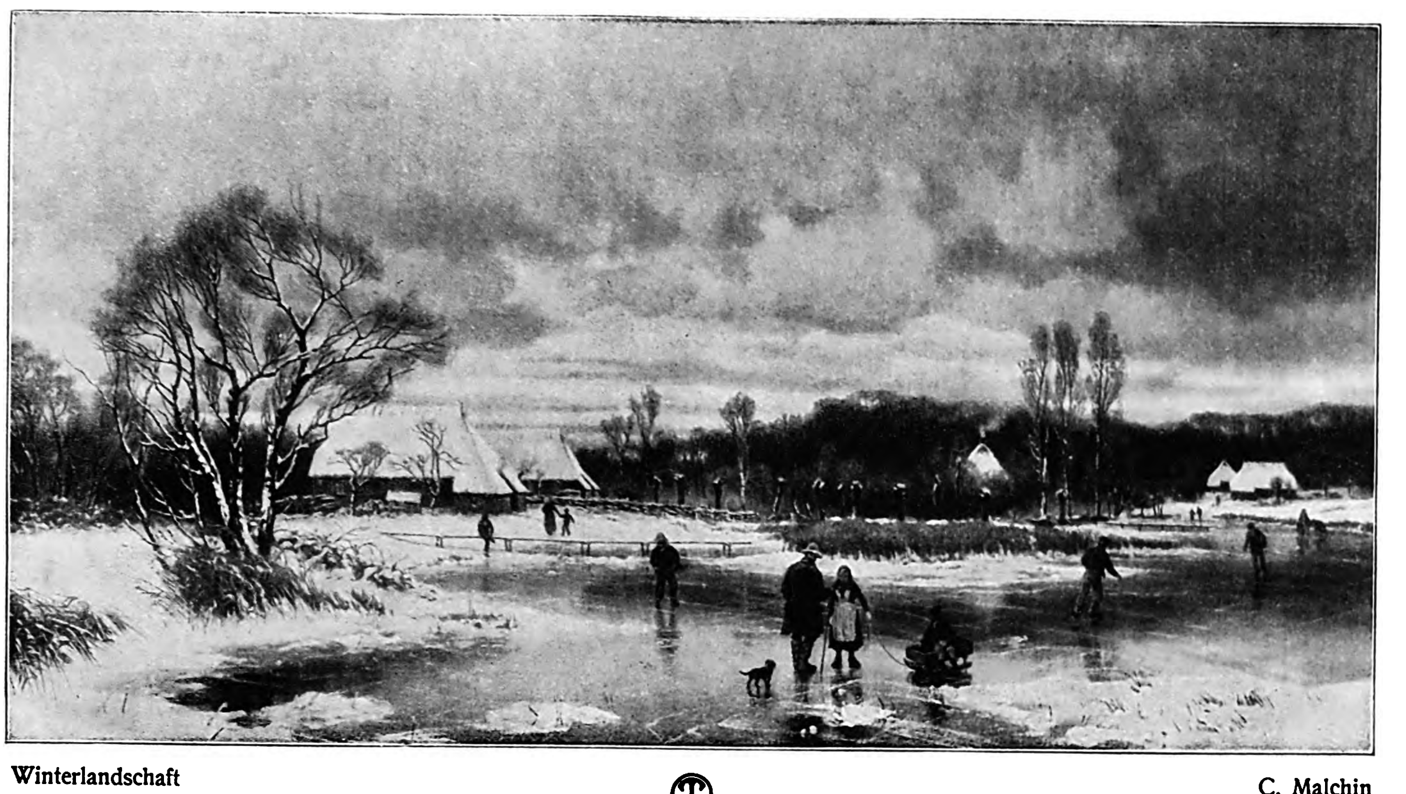
Ganz seltsam war das. Und dann kam sie zuweilen an winzigen Bäumchen vorbei, die so vom Schnee gebeugt waren, daß man meinen konnte, sie würden darunter zusammenbrechen. Aber sie trugen ihre Last ganz munter, steckten keck ihre grünen Spitzen da und dort hervor, als wüßten sie genau, daß ihnen Kraft gegeben werde durch diese feuchte Frische, und daß die Sonne ja dennoch Siegerin bleibt ... Und der Mensch sollte verzagen?!

So kam ein Gefühl des Friedens über ihr ausgestürmtes Herz. Eine wohlige Frische, die alle schwülen Erinnerungen verschlang, eine reinigende Kraft, die ihre innerste Natur stählte und läuterte. Und so faßte Lene einen andern Entschluß, — sie wollte leben und Gutes tun.

Von dem Rest ihres Vermögens bestimmte sie die Hälfte als Schenkung für Paul, mit der ausdrücklichen, rechtskräftigen Weisung, seine Gesundheit mit allen Mitteln zu kräftigen und ihm völlig freie Wahl des Berufes zu sichern. Sie selbst wollte sich ein Feld der Arbeit suchen. Ein Feld, das ihrem liebreichen, verwaisten Herzen den reinsten, sichersten Ersatz für ein zerstörtes Glück bieten konnte. Die Saat des Mitgefühls wollte sie ausstreuen, ein verheißungsvolles Grün aufsprießen sehen. Vielleicht würde sie Pflegerin werden, über schutzlosen Kindern wachen, vielleicht auch junge suchende Seelen den Weg zur Trösterin Kunst leiten, — sie weiß es noch nicht. Sie fühlt nur, daß ein neuer, fester Wille zum Leben sich in ihr sammelt, wie Keime unter verschneitem Erdreich. Und es ist ihr, als habe sie niemals den heiligen Frieden der Weihnachtstage mit reinerem Gefühl genossen als diesmal, in der freigewählten weißen Schneestille der heimatlichen Berge, mit dem seligen Bewußtsein erkämpften Sieges im Herzen.

* * *

Seit Lene aus Wolf Eckarts Leben geschwunden war, liebte er sie. Liebte sie mit der sehnsuchtsvollen Reue, mit der man um ewig Verlorenes trauert. All ihre Worte klangen in ihm fort, ihr Blick, ihre Bewegungen waren fast fühlbar um ihn, wenn er an die letzte Stunde ihres Beisammenseins dachte. Mehr noch als früher schloß er sich von dem lauten Außenleben ab, das Anne-Marie nach kurzer Pause wieder mächtig anzog, warf sich ganz auf die Arbeit und widmete sich Paul in freien Stunden. Ohne daß sie über ihren Schmerz gesprochen hätten, ahnte einer vom andern, daß er litt; das brachte sie einander unbewußt näher. Wolf Eckart fühlte, daß Paul ein denkender junger Mensch geworden sei, und Paul sah voll Mitgefühl, daß in seines Vaters Haar und Bart weiße Fäden schim-



Winterlandschaft — C. Malchin

Aus „Deutsche Lande — Deutsche Maler" von E. W. Bredt. Verlag von Theod. Thomas in Leipzig (Preis 10 Mk.)

merken, und daß ein schmerzlicher Zug in seinem Gesichte war. Da hielten sie fest zusammen, sahen einander ohne Scheu und Zweifel in die Augen, wurden Freunde. Es war, als ob Lenes Geist aus der Ferne ihre Herzen einander zuführe.

Und an dem Tage der stillen Weihnachtswoche, als sie die Kunde erhielten von der großmütigen Schenkung, blieben Vater und Sohn, nachdem Anne-Marie mit der großen Neuigkeit und einem neuen Pelzjackett zu Bekannten gesegelt war, lange beisammen unter dem Tannenbaum, der in Wolf Eckarts Zimmer stand, und sprachen von Lene. Von Lene, an die sie beide noch mit wundem Herzen dachten, von Lene, deren verzichtende, großmütige Liebe wie ein rinnend Wässerlein war, das aus stolzer, reiner Bergeshöhe kam und die Menschen des Tales erquickte ...

In der nächsten Frühjahrsausstellung des Künstlerhauses erregte Wolf Eckarts neue Plastik „Die Quelle" freudige Überraschung. Ein schlankes junges Weib neigt sich liebreich einem dürstenden Manne zu und läßt ihn aus ihren schönen Händen den Labetrunk schlürfen.



An Graf Zeppelin

Von

Otto Haendler

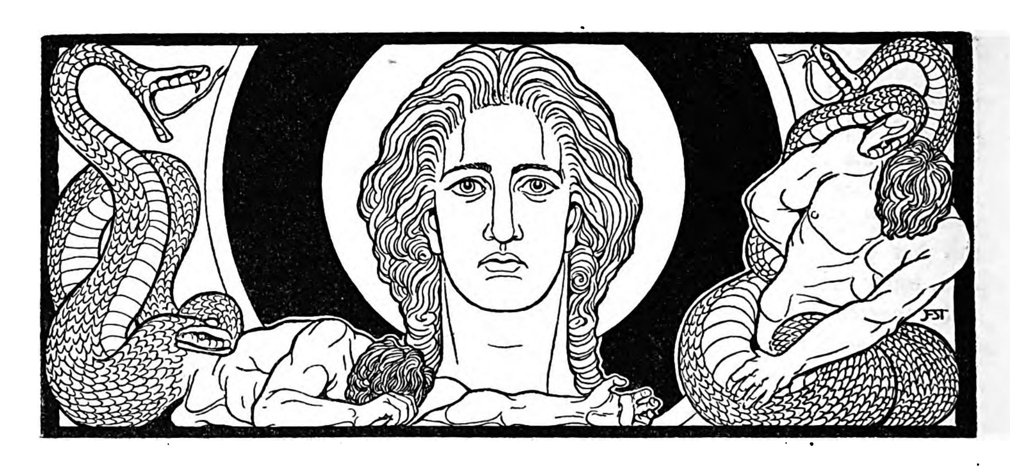
Die Sehnsucht jagt auf goldnem Wolkenwagen
Hoch über Land und Meer in fernste Zonen —
Wo andre Menschen, andre Götter wohnen —
Vom fessellosen Element getragen.

Wovon uns fabeln grauer Vorzeit Sagen,
Der Traum geträumt in Kerkern und auf Thronen,
Des bleichen Denkers heiße Visionen —
Dies alles ward zur Tat in unsern Tagen

Durch dich, erlauchter Greis, der, unbeirrt
Von Schlägen, die uns Sterbliche zerschmettern,
Noch jüngst vom Hohn des Krähenschwarms umschwirrt,
Wie Wotan selbst nun fährt in Sturm und Wettern,

Sein Schiff gelassen steuernd durch die Wogen
Des Luftmeers, nur von Adlern noch umflogen.





Staatliche Beamte für die Schutzlosen

Von

Prof. Dr. Paul Förster

Der Vortrag über den „Verein zum Schutze der Kinder“ von Marie Sprengel in Heft 3 des „Türmers“ legt einen allgemeinen Gedanken nahe, dessen Ausführung auf die Dauer nicht wird unterbleiben können.

Hoch anzuerkennen ist alles, was jene Vereine zum Schutze der Schwachen tun. Aber auf die freiwillige Liebestätigkeit, auf die Gebelaune darf die wichtige soziale und rechtliche Aufgabe, denen, die sich selbst nicht helfen können, Schutz zu gewähren und aufzuhelfen, nicht gestellt sein. Und anderseits gehen die Befugnisse der Verwaltungsbehörden und der Polizei gerade in dieser Richtung nicht weit genug. Im Rahmen der jetzigen Gesetzgebung und Staatsordnung kann des Unwürdigen und Schmachvollen noch überreichlich geschehen, ohne geahndet zu werden. Was geschieht, ist tatsächlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein; und man geht seitens des Staates um die Verpflichtung herum wie die Katze um den heißen Brei.

Wir bedürfen staatlicher Beamter, die nicht nur das Recht, nein die Pflicht haben, überall sich umzusehen, wo solche leiden, die selbst sich nicht schützen können: Frauen, Kinder. Selbst zum Schutze der Tiere gibt es ja in manchen Städten Aufseher, denen die Polizei vorkommenden Falles zur Hand gehen muß.

Solche öffentlichen Anwalte der Hilflosen sind zum Zwecke raschen Eingreifens mit weitgehenden Rechten und Mitteln auszustatten; und sie haben auch das Anklagerecht, sie selbst oder durch die Vermittelung der Staatsanwaltschaft. So verbindet sich mit der ritterlichen und schwesterlichen Liebestätigkeit der Vereine die starke Gewalt des Staates. Zu ihrer besseren Beratung und Sicherung ist ihnen ein Fürsorge-Rat, ein Wohlfahrtsausschuß aus dem Volke zur Seite zu stellen.

An diese Beamten kann jeder mit einer Anzeige herantreten, nicht nur die unmittelbar Betroffenen und Bedrohten. Diese hält wohl ein letzter Rest früherer Liebe, die Furcht, die Scheu vor dem ungewissen Schicksale, das ihnen drohen

könnte, von der Anzeige und Klage ab; und so bleiben zahllose empörende Frevel unentdeckt, unbestraft.

Es ist nicht nötig, hier auf einzelne Beispiele einzugehen; alle Tage melden dergleichen die Zeitungen, die Gerichtsverhandlungen, was unglückliche Frauen und Kinder unter Trinkern, liederlichen Ausbeutern, lieblosen Eltern, Sadisten zu leiden haben. Dieser Tage wurde im Westen ein Mann verurteilt, der sein Weib, mit dem er den „Liebes“-Bund geschlossen hatte, durch viehische, nicht wiederzugebende Behandlung zum Selbstmorde getrieben hatte. Und welch eine Anklage sind nicht allein die kleinen, noch schulpflichtigen Kinder, die nachts auf den Straßen, mitten im Strome des prassenden, geilen Überflusses, ihre Zündhölzer u. a. dgl. anbieten, ja vielleicht sich selbst, aus Angst, nach Hause zu gehen, ehe sie ein Bestimmtes „verdient“ haben!

Ins Arbeitshaus mit den Ausbeutern der Arbeit, mit den Vernichtern des Glückes ihrer nächsten Verwandten, die sie nur deshalb so frech mißhandeln, weil sie stärker sind, weil jene keinen anderen Rückhalt haben! Zur Roheit und Grausamkeit gesellt sich die Feigheit.

Und in rettende Fürsorge, in Besserungsanstalten u. a. mit den jugendlichen Opfern solcher grauenvollen Entartung unserer gepriesenen „Kultur“. Darauf verwende man reichliche Mittel, um nicht höhere auf Gefängnisse, Krankenhäuser, Irrenhäuser verwenden zu müssen. Ja, man baue lieber weniger Kirchen und verwende das Geld für Anstalten „praktischen Christentums“, werktätiger Nächstenliebe!

Wer aber, so fragen wir, wäre mehr unser Nächster, wer sollte auch in einem wahrhaft christlichen Staate mehr staatliches Anrecht auf Schutz und Hilfe haben als die Ärmsten der Armen, die für sich selbst wenig oder nichts tun können? Und obendrein wird sich die auf sie verwendete soziale Hilfe auch volkswirtschaftlich reichlich lohnen.

Vielleicht könnte solchen Beamten und den Wohlfahrtsausschüssen für die Schutzlosen auch die Aufsicht über das Schund-Schrifttum übertragen werden, das die Köpfe und Herzen unserer Jugend zerrüttet und verdirbt.



Mutterliebe

Von

Ernst Ludwig Schellenberg

Das sind der Mutterliebe heilige Wunder,
Sie wirken unbegehrt, geheim und sacht,
Und sind wie Duft von blühendem Holunder
In unbewegter weißer Sommernacht.

Du fühlst vertrauensinnig seine Nähe,
Leicht atmet dein verängstigtes Gemüt; —
Und wenn dein Aug' nur blindes Düster sähe,
Du wüßtest dennoch, wo ein Trost dir blüht!





Die Bibel

Habent sua fata libelli“, die Bücher haben ihre eigenen Geschicke, dies Wort gilt auch von der Bibel.

Während des ganzen Mittelalters stand sie im Hintergrund, nicht daß es ihr an Ansehen gefehlt hätte, aber sie war das Priesterbuch, das, dem Priester allein zugänglich, dessen Einfluß und Herrschaft durch seine Autorität und Heiligkeit zu stützen berufen war. Im letzten Grund aber stand der Priester, erst recht der oberste Priester, der Papst, *vor* der Bibel und *über* der Bibel, hatte er doch souverän zu bestimmen, was die Bibel meine.

Das ist in der Reformation für die evangelische Kirche anders geworden. Die ganze Autorität der Kirche und des Papstes wurde nun auf die Bibel übertragen, sie wird die oberste und absolute Herrin.

Luther freilich hat zu Zeiten in der Wucht seines lebendigen Glaubens eine freie Stellung zur Bibel gehabt. Er hält nichts vom Buche Esther, die alten Propheten haben in ihren Weissagungen über die Zukunft vielfach geirrt, er nennt den Jakobusbrief eine „recht lederne Epistel“, die Offenbarung des Johannes ist ihm ein apokryphes Buch.

Allein in der Folge wird das strenge Inspirationsdogma ausgebildet, und zwar von Kalvin: Die Bibel ist in allen Teilen Gottes Wort, auf ganz andere Weise entstanden als andere Bücher, die Verfasser haben unter innerer Nötigung, oft widerwillig das geschrieben, was Gott ihnen Wort für Wort eingab (suggerierte). Darum ist die Bibel in allen ihren Teilen gleichwertig, unfehlbar, irrtumlos, unbedingt bindend.

Das blieb so bis ungefähr zu den Zeiten eines Reimarus. Langsam und unaufhaltsam setzte dann die historisch-kritische Bibelforschung ein, ein Riesenwerk an Fleiß, Hingabe und Erfolg, an dem gerade unsere Zeit den größten Anteil hat.

Wer nun zu behaupten unternimmt, daß durch diese Arbeit die Bibel entwertet worden sei, den will ich von vornherein darauf aufmerksam machen, daß an kein einziges Buch der gesamten Weltliteratur irgendwie so viel Mühe gewandt worden ist wie an die Bibel. Also schon darin dokumentiert sich ihre einzigartige Stellung und alles überragende Bedeutung, und sie ist vor aller Augen als das Buch aller Bücher erwiesen. Wäre sie das, wenn sie irgendwie das Licht der Geschichtsforschung zu scheuen hätte?

Freilich das Inspirationsdogma ist gefallen. Ich wenigstens kenne keinen wissenschaftlichen Theologen, der es in der alten Form vertritt, auch auf der äußersten Rechten nicht. Denn alle theologischen Richtungen haben an der kritischen Bibelforschung Anteil, und über die Methode der Arbeit herrscht gar kein Zwiespalt. Man scheidet Quellen, fragt nach dem oder den Verfassern, betrachtet sein Werk im Rahmen der Zeit, zieht die Profanliteratur, Inschriften,

fremde Religionen zum Vergleich heran. Man stellt fest, wie der Kanon entstand, daß lange Zeiten hindurch biblische Bücher Antilegomena waren, d. h. Bücher, denen widersprochen wurde, und daß andererseits Bücher, die heute nicht zur Bibel gehören, einst als „heilige Schriften“ galten.

Das tut man rechts, das tut man links, nur in der Konsequenz der Arbeit ist ein Unterschied zwischen beiden Richtungen.

Das Inspirationsdogma ist gefallen, aber dafür ist ein Zustand denkbarster Verwirrung und Ängstlichkeit eingetreten. Man wagt dem Tatbestand nicht in die Augen zu schauen. Man webt verhüllende Schleier um den Ort, wo einst das Dogma stand. Man bemißt „Glauben“ oder „Unglauben“ danach, ob einer einen Psalm David zu- oder abspricht, oder wie er sich in der Frage der Johanneischen Verfasserschaft des vierten Evangeliums stellt. Und wenn heute Luther das Verdikt „stroherne Epistel“ fällte, so würde er, der Vater unseres Glaubens, in die Reihen der „ungläubigen“ Theologen eingereiht werden. Ja, das ist eins der betrübendsten Zeichen der Glaubensarmut und Zagheit, daß man weithin nach äußeren Stützen für den Glauben ausschaut, daß man in kritischen Ergebnissen (oft sind es nur sogenannte Ergebnisse) eine Gefahr für das Christentum erkennt, und meint, durch gewaltsame Abwehr der historischen Forschung die Heilige Schrift schützen zu müssen.

Dieser Schwierigkeit unserer Lage wollen drei Schriften begegnen, die ich recht angelegentlich zur Durcharbeitung empfehle. „Offenbarung und Inspiration“ von D. R. Seeberg (Bibl. Zeit- und Streitfragen, Runges Verlag Lichterfelde, 1 ℳ, 77 S.). F. Niebergall in den „Lebensfragen“, herausgegeben von H. Weinel, „Was ist uns heute die Bibel?“ (Mohr, Tübingen, geh. 1.20 ℳ, geb. 2 ℳ, 95 S.) und „Unser Verständnis der Bibel“, ein Vortrag, den W. Bornemann mit anderen zusammen (Obertitel: Die religiösen Ideale der modernen Theologie) bei Diesterweg in Frankfurt a. M. veröffentlicht hat. (Alle Vorträge 104 S., 1.60 ℳ geh.)

Am schärfsten und ausgebreitetsten weist Seeberg die Unhaltbarkeit des Dogmas von der Verbalinspiration nach, das die Christenheit von der Synagoge übernahm und danach auf das neutestamentliche Schrifttum ausdehnte. Dann aber stellt Seeberg eine neue Inspirationslehre auf. Er versteht unter Inspiration „gewisse von Gottes Geist gewirkte Vorgänge in der Seele der Propheten und ersten Zeugen Christi, durch die sie befähigt wurden, die Offenbarung, — ihre Tatsachen wie ihre Worte — zu verstehen und verständlich zu machen“. Er statuiert den Beginn der Offenbarung, d. h. gottgewirkter Erlebnisse und Erkenntnisse, in die Anfänge der Religion Israels, ihr Ende mit dem Schluß der apostolischen Zeit. Schon das sind recht willkürliche und dehnbare Grenzen. Allein alles, was Seeberg von der Inspiration der Propheten und Apostel sagt, kann meines Erachtens ganz genau auch von Luther behauptet werden. Und wenn Seeberg S. 58 f. von der jüdischen Theologie und Philosophie der neutestamentlichen Zeugen redet, und daß diese Reste alter Wissenschaft natürlich nicht inspiriert, also auch für unsern Glauben nicht bindend seien, — so ist damit seine ganze Theorie als unhaltbar aufgelöst, denn die Ausmerzung dieser zeitgeschichtlichen Bestandteile kann nur der wissenschaftlich gebildete Theologe vornehmen. Was aber wird aus dem Laien? Nun, er scheidet sich gemäß seiner Inspiration eine Bibel in der Bibel aus, eine Bibel, die seiner Gotteserkenntnis und Gotteserfahrung entspricht, genau wie auch Luther es machte.

Nein, Bornemann hat recht, wenn er S. 37 sagt, „wir lehnen die Inspirationslehre rundweg ab, auch in jeder modernen Erneuerung und Erweichung, zumal dies Dogma nur in seiner alten, strengen Form wirklich in sich geschlossen und dasjenige zu leisten fähig war, was man erwartete und sichern wollte.“ Ich sage mit Bornemann und Niebergall, daß Offenbarung nicht die gottgewirkte Mitteilung von allerlei Gedankenreihen, Sätzen und Lehren über Gott und göttliche Dinge ist, sondern die Selbstmitteilung Gottes an das menschliche Herz. Die „rechte Offenbarung ist lebendiges Erleben und eigenes Erfahren“.

Mit Recht sagt Bornemann: „Nicht Bücher — und seien es die besten und edelsten — sind die unmittelbaren Träger der göttlichen Offenbarung, sondern Persönlichkeiten und Ereignisse, geistiges Leben und die von geistigen Kräften getragene Geschichte. Darum ist alle wahre göttliche Offenbarung eine unmittelbare, zusammenhängende, lebensvolle und lebenwirkende. Darum hat die älteste Christenheit die höchste und heiligste Offenbarung erlebt und geschaut, nicht im Alten Testament, das erst neu verstanden und umgedeutet werden mußte nach der wahren Offenbarung, auch nicht im Neuen Testament, das damals noch nicht geschrieben war, vielmehr allmählich erst aus der erlebten Offenbarung entstand, — sondern in der Person und Wirksamkeit Jesu Christi, oder — was nach urchristlichem Sprachgebrauch dasselbe ist — in dem Geiste Jesu, der seine Gemeinde erfüllte."

Darum ist uns Christus der Maßstab der Heiligen Schrift; vom Geist seiner Gottinnigkeit und Liebe, seiner Wahrhaftigkeit und Reinheit ist die Heilige Schrift erfüllt, nicht gleichmäßig — wir haben durch die historische Forschung ein Auge bekommen für die Stufen der religiösen Entwicklung, oder sagen wir besser der Erziehungswege, die Gott mit der Menschheit gegangen ist, — aber aufs Ganze gesehen in einzigartiger Weise. „Weil wir nirgends sonst in der Weltgeschichte eine solche zusammenhängende Reihe religiöser Persönlichkeiten kennen, die Gottes Stimme hörten, und so zusammenhängende Entwicklung von Ereignissen, die Gottes Wirken deutlich machen, wie in der Geschichte Israels; und weil in keiner anderen Person und in keinem anderen Leben der wahrhaftige Gott deutlicher und vollkommener zum Herzen und Gewissen redet als in der Person und dem Leben Jesu von Nazareth: darum nennen wir Jesum das vollkommene Wort Gottes, und die Bibel ist uns der Träger und Vermittler dieses göttlichen Wortes und ein Gefäß wahrhaftiger Offenbarung." (Bornemann S. 52/53.) Ich will noch das schöne Schlußwort Niebergalls hierhersetzen: „Die Schrift ist ein Wald: Alte Eichen, junge Buchen, Unterholz — nur alles zusammengewachsen und zu einem großen harmonischen Ganzen vereint. Aber wie ein besonderer Sinn für Schönheit und Gemüt dazu gehört, den frischen Hauch des Waldes im Walde zu empfinden, so bedarf es eines besonderen Sinnes, um aus der Bibel die Stimme Gottes zu vernehmen. Wer sie aber vernommen hat, dem wird das alte Buch so heilig, wie es den Vätern war. Er denkt dann nicht daran, daß auch hier manches abgestorben und dahingesunken ist, er spürt die Macht und Größe eines Geistes, dem kein anderer gleicht. Man wird erfüllt mit ehrfürchtigem Staunen und einem stillen, ernsten Glück in diesen Hallen, die sich immer höher vor einem auftun, je länger man darin weilt. Wir wollen die alte Bibel immer aufs neue durchziehen und Pfade hineinmachen, daß jeder, der draußen in der stets betrogenen Welt den Mut und die Kraft verloren hat, hier seiner Lust und Wehen andächtigen Aufenthalt mag finden, und

„Mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt."

Nein — die Bibel hat nichts von ihrem Werte eingebüßt. Aus ihrem Schoße sind je und je Kräfte des Lebens und der Erneuerung hervorgebrochen, wie auch andererseits in allen religiös lebenden Zeiten das Suchen in der Schrift rege gewesen ist.

Und das ist mir eins der hoffnungsfreudigsten Zeichen unserer Zeit, daß sich in den geistig führenden Schichten unsres Volkes ein Umschwung vollzieht in der Wertung der Heiligen Schrift. Verstaubt stand sie im Winkel in der „Kraft- und Stoff"-Zeit: die Stimmung des „Zehngebotehoffmanns", der heute uns als anachronistische Figur anmutet, war damals allgemein. Das ist anders geworden. Ich will gar nicht davon reden, daß eine Legion Bücher und Broschüren sich um die Person Jesu mühen, und unter den Verfassern sind sehr viele Laien, — in Kürze werde ich darüber eine Übersicht geben — nein, ich will eng beim Thema bleiben und auf drei Tatsachen hinweisen: 1. Rechts und links beginnt man die Fragen und Ergebnisse der Forschung

weiteren Kreisen zugänglich zu machen (die religionsgeschichtlichen Volksbücher und ihr Pendant, die biblischen Zeit- und Streitfragen sind hier zu erwähnen). 2. Es mehren sich die Textausgaben der Bibel oder einzelner Teile. 3. Es erscheinen und erleben rasch viele Auflagen Auslegungen der Heiligen Schrift, als deren Leser Laien gedacht sind.

Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, eine ausgebreitete, kritische Darlegung der hierher gehörenden Schriften zu geben; denn der „Türmer" ist keine Zeitschrift für Theologie; meine Aufgabe ist es, orientierende Fingerzeige zu geben für die Leser, die diesen großen Fragen Interesse entgegenbringen.

Zur ersten Gruppe gehören drei Schriften, die man zusammen nennen muß: W. Wrede†, „Die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments", J. C. B. Mohr, Tübingen, 112 S., geh. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.30; Hans Lietzmann, „Wie wurden die Bücher des Neuen Testamentes Heilige Schrift?" 118 S., geh. ℳ 1.80, geb. ℳ 2.60, ebenfalls bei Mohr erschienen; D. Georg Heinrici, „Der literarische Charakter der neutestamentlichen Schriften" 127 S., geh. ℳ 2.40, geb. ℳ 3.—, Leipzig, Dürr. Gemeinsam ist den drei Büchern, daß sie aus Vorträgen erwachsen sind, die vor einem gebildeten Zuhörerkreis gehalten wurden. Wrede behandelt die Fragen, die der Theologe „Einleitungsfragen" im engeren Sinn nennt, er zieht die einzelnen Bücher des Neuen Testaments in den Bereich seiner Betrachtung, prüft sie auf ihre Echtheit, charakterisiert sie nach ihrer Eigenart. Im großen und ganzen gibt er den Stand der heutigen Wissenschaft gut wieder.

Hans Lietzmann hat sich eine andere Aufgabe gestellt. Er zeigt, wie zunächst nur das Alte Testament „Heilige Schrift" war, er gibt einen Überblick über das ganze Schrifttum der apostolischen und nachapostolischen Zeit und führt uns in gedrängter Kürze und doch vollständig und anschaulich den Ausleseprozeß vor Augen, der unser Neues Testament als „Heilige Schrift" neben das Alte stellte.

Die Schrift von D. Heinrici gibt mehr als der Titel sagt: er stellt das neutestamentliche Schrifttum in die geistige Umgebung seiner Entstehungszeit; aus dem umfassenden Wissen heraus, das ihm eignet, zeichnet er den Höhenstand des Spätjudentums und des Hellenismus und kommt zu dem Ergebnis, daß die Eigenart der neutestamentlichen Schriften aus beiden nicht abzuleiten und zu erklären ist, sondern nur von Jesus selbst her. „Klar und licht erhebt sich die christliche Religion über die Bedingtheit durch die geschichtliche Umwelt. Eine neue Quelle ist erschlossen, aus der Ströme lebendigen Wassers fließen. Gefaßt ist sie in die Anschauungen der Zeit, in der sie ans Licht trat. Ihr Gehalt ist ebenso unvergänglich wie die Sehnsucht der Menschenseele nach Gott."

So ergänzen sich die drei Bücher und sind geeignet, dem Laien einen guten Überblick über die schwebenden Fragen und Probleme zu geben.

Vergessen will ich übrigens nicht, denn es wäre unrecht, hier noch auf ein ganz ausgezeichnetes Buch des Mohrschen Verlages aufmerksam zu machen, „Hilfsbuch zum Verständnis der Schrift" von E. Kühn (Band I, Die Bibel als Ganzes, Band II, Das Alte Testament, Band III, Das Neue Testament; die drei Bände ℳ 2.60, unglaublich billig), das in denkbarer Kürze unendlich viel bringt. Ebenso muß ich noch erwähnen das ganz vortreffliche Büchlein von A. Pott, Der Text des Neuen Testamentes nach seiner geschichtlichen Entwicklung (Teubner), das über diesen Gegenstand sachgemäß unterrichtet.

Wichtiger aber als das Studium der Bücher über die Bibel bleibt doch allezeit, daß wir die Bibel selbst in die Hand nehmen. Und in einer ganzen Anzahl guter Neuausgaben liegt sie vor. Ich will nur nebenher erwähnen, daß unter den „Büchern der Weisheit und Schönheit" (Greiner & Pfeiffer) zwei sind, „Die Heilige Schrift" und „Was sagt Jesus?", die eine Auswahl darstellen, von mir hergestellt.

Von der bekannten und vorzüglichen „Übersetzung des Alten Testamentes“, herausgegeben von E. Kautzsch in Verbindung mit den namhaftesten Vertretern dieses Faches, erscheint jetzt bei Mohr in Tübingen eine neue, völlig umgearbeitete dritte Auflage. Sie unterscheidet sich von den früheren dadurch, daß kurze historisch-kritische und erläuternde Bemerkungen den einzelnen Büchern wie den einzelnen Abschnitten vorgestellt sind. Die Ausgabe erscheint in Lieferungen, der Bogen (großes Format) zu 20 ₰; das Gesamtwerk wird ungefähr 80 Bogen umfassen. Sobald es abgeschlossen ist, werden wir noch einmal darauf zurückkommen. Dr. Fr. Resa bringt uns „Erlesene Worte aus den Propheten“ in den besten Übersetzungen (Mohr, Tübingen, ℳ 1.20, geh., 116 S.); sehr empfehlenswert. In schöner Ausstattung und guter Anordnung legt uns die Buchhandlung des Waisenhauses Halle a. S., ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—, „Die Gleichnisse Jesu“ vor. „Das Neue Testament“ hat neu übersetzt D. Heinrich Wiese, Berlin, Martin Warneck, geb. 3 ℳ, Lederb. 4.50 ℳ. Die Übersetzung ist wissenschaftlich durchaus gut, doch schließt sie sich enger an Luther an als Weizsäcker.

Endlich aber habe ich eine Bibelausgabe zu erwähnen, von der der erste Band vorliegt, der mich wahrhaft entzückt. „Die Bücher der Bibel“, herausgegeben von F. Rahlwes, Zeichnungen von E. M. Lilien, Verlag von Georg Westermann, Braunschweig. Hier ist die Bibel von einem Gesichtspunkt aus betrachtet und herausgegeben, der manchem zunächst fremdartig erscheinen mag, — als klassisches Werk der Weltliteratur. Und doch bin ich gewiß, daß jeder, je mehr er sich in das Buch vertieft, zuletzt meine Freude an dieser eigenartigen Ausgabe teilen wird. Als Übersetzung ist die von Ed. Reuß gewählt, die dem Verständnis und allen Schönheiten des Urtextes durchaus gerecht wird. Die Einleitungen des Herausgebers, unaufdringlich und knapp, führen gut in das historische und religiöse Verständnis der einzelnen Bücher ein. Die Ausstattung aber ist typographisch ein Meisterwerk allerersten Ranges, und die Krone von allem sind die Bilder von Lilien. Welch ein Reichtum von Illustrationen begleiten „das Fünfbuch und das Buch Josua“, und welch ein Reichtum in jedem Bild! Was soll ich mehr bewundern, die Treue gegen Ort und Zeit, oder wiederum das, daß uns doch nichts fremd und fern erscheint, die seelische Tiefe der Auffassung oder die wunderbare knappe Kunst der Darstellung, kein Strich zu viel. Manche Bilder wirken unmittelbar wie eine Offenbarung. Wahrlich, hier hat ein großer Künstler sein großes Können in den Dienst eines großen Unternehmens gestellt. Denn zehn Bände soll das ganze Werk umfassen, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen, und dessen weiteres Erscheinen unsere regste Teilnahme begleiten wird.

Diesem Unternehmen stelle ich als ebenbürtig an die Seite „Das Neue Testament“, übersetzt von Hermann Menge, mit 40 Vollbildern und Buchschmuck von Franz Stassen. Verlag von E. Appelhans & Ko., Braunschweig. — Es liegen mir zwei Lieferungen (zu je 1,25 ℳ. vor, Matthäus, Markus und ein Teil von Lukas, so daß nach meiner Schätzung das vollständige Werk auf 10 Hefte kommen wird. Die Übersetzung ist sehr sorgfältig und gibt beides, Treue gegen den Urtext und gutes, modernes Deutsch. — In den Bildern aber hat der den Türmerlesern wohlbekannte Meister Franz Stassen uns etwas geschenkt, wofür wir ihm nicht genug danken können. Wir erwarten von der heutigen Kunst einen neuen Christustypus. Der Christus in der Darstellung vergangener Zeiten befriedigt uns wohl in der Leidensgestalt, als der Gekreuzigte. Da haben wir Bilder von elementarer Wucht und Größe. Allein Jesus in seinem Leben — ich lasse alle uns heute ganz unerträglichen Weichheiten und Sentimentalitäten völlig außer Betracht — ist fast immer aufgefaßt in seiner übermenschlichen, göttlichen Hoheit. Unsere Zeit aber hat — ich möchte sagen — als Schatzgräberin den Reichtum der Seele des Menschensohnes entdeckt. Nach Worten wie „er ward wie ein andrer Mesnch“, „er ist versucht worden allenthalben gleichwie wir“ wollen wir einen Jesus schauen, der in den Kämpfen und Anfechtungen, Nöten und Trübsalen nicht über uns

steht, sondern neben uns geht als einer, der uns verstehen kann, als trostvolles Vorbild. Diesen Jesus uns nahegebracht zu haben, ist die Größe der Meisterbilder Staffens. „Mensch sein, heißt Kämpfer sein", an dies Wort mahnen uns die besten seiner Bilder. „Die Versuchung Jesu", um nur eins herauszugreifen, einmal gesehen, wirst du dies Bild nie vergessen: die Welt in ihrer lockenden Fülle, „dies alles will ich dir geben", ihr gegenüber die Gestalt Jesu auf einer Felsklippe; der Sturmwind braust, als wolle er ihn hinabstoßen in die Arme der Welt. Wir aber schauen in das durchgeistigte Heldenantlitz Jesu, der Mann wird feststehen. — Herber sind die Bilder, als wir es sonst von Staffen gewohnt sind; allein das ist gerade ein Vorzug. — Wir werden später, wenn das ganze Werk vorliegt, noch einmal darauf zurückkommen.

Die dritte Reihe Bücher endlich, die für ein erwachtes Interesse an der Bibel, vielmehr am Neuen Testament, denn darauf kommt's heute zunächst an, sprechen, sind die Auslegungen, die erschienen sind oder noch erscheinen.

An der Spitze aller dieser Laienkommentare steht ein Buch, auf das ich schon im Türmerjahrbuch 1907 empfehlend hingewiesen habe, „Die Schriften des Neuen Testaments", neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Baumgarten, Bousset, Gunkel, Heitmüller, Hollmann, Jülicher, Knopf, Köhler, Lueken, Joh. Weiß. In 10 Lieferungen zu je 1 M bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen. Was das Werk auszeichnet, ist die wissenschaftliche Gründlichkeit und ernste Wahrhaftigkeit. Keinem Problem wird aus dem Wege gegangen, und wenn mir auch hie und da das kritische Messer zu scharf ist, so entschädigt dafür reichlich, daß der ewige Gehalt, der bleibende religiöse Kern in der zeitgeschichtlichen Form allenthalben voll warmer Überzeugung aufgewiesen ist. Eine Fülle feiner Gedanken und Betrachtungen gibt dem Laien tiefe Anregung, ist dem Pfarrer eine wirkungsvolle Hilfe bei der Predigtarbeit. Ich halte das Werk für wohl geeignet, diejenigen unserer Gebildeten, die durch eine oberflächliche Berührung mit den kritischen Fragen und Problemen in Zweifel geraten sind, für das Christentum Jesu Christi wiederzugewinnen. Und daß das Werk innerhalb von 4 Jahren 10 Auflagen erleben konnte, ist sehr erfreulich.

Ebenfalls an Gebildete wendet sich „Das Neue Testament in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis", herausgegeben von Lic. theol. Dr. Gottlob Mayer (Gütersloh, Bertelsmann). Bis jetzt liegt das Matthäusevangelium in 6 Heften (zu je 1 M) vom Herausgeber vor. Als Übersetzung ist die von Kurt Stage gewählt, die, bei Reklam erschienen, von allen neueren am weitesten in der freien Verdeutschung geht. Der Ausleger läßt keine kritische Frage unberührt, doch geht er nie tiefer darauf ein. Sein Hauptinteresse ist es, die religiösen Gedanken des Textes für die Gegenwart eindringlich zu machen. Hier bietet er viel, manchmal freilich zu viel, indem er einlegt, statt auszulegen. So, wenn er die Frauenfrage an die vier Frauennamen des Geschlechtsregisters (Thamar, Rahab, Ruth, Bathseba) anheftet, oder wenn er aus der Weigerung Jesu, Steine in Brot zu verwandeln, eine Verurteilung der Selbsthilfe in sozialen Nöten herausliest. Übrigens spricht gerade aus diesen beiden Einlegungen eine mich sehr abstoßende soziale Rückständigkeit. Ein Pfarrer sollte keine Steine werfen auf die Frauen, die in der Erkenntnis der harten Not für die Rechte ihrer Geschlechtsgenossinnen in der Öffentlichkeit eintreten. Auch stört mich hie und da ein wenig gewähltes Deutsch („Das Christentum deckt den Bedarf der Seele"). Doch steht diesen Entgleisungen eine solche Fülle tiefgründiger, eindrucksicherer Auslegung entgegen, daß ich nicht anstehe, das Buch eine erfreuliche Erscheinung zu nennen.

An einen ganz anderen Kreis wendet sich „Das Wort des Heils", eine volkstümliche Auslegung der Bücher des Neuen Testaments, Verlag des Rauhen Hauses, Hamburg. Vor mir liegen Matthäus (Studemund), Lukas (Ulbrich), Petrusbriefe (Busch), Johannesbriefe (Blau), erster Korintherbrief (Balke), Apostelgeschichte (Haborn). Herausgeber ist Pastor H. Josephson-Klein, Oschersleben. Der Einzelpreis der Hefte schwankt zwischen 50 und 90 ₰, ist also äußerst billig. Die theologische Wissenschaft bleibt ganz dahinten bei dieser Auslegung,

das sind, wie der Prospekt sagt, „gelehrte Spitzfindigkeiten“. Dabei kann's aber vorkommen, daß man sich Spitzfindigkeiten der Tradition zu eigen macht, so, wenn Pastor Martin Ulbrich in der Auslegung des Lukasevangeliums die rabbinische Zeitrechnung einfach hinnimmt. Die Ausleger sind „gläubige“ Theologen, wie angekündigt wird. Ich meine, man sollte doch endlich einmal den abscheulichen, pharisäischen Mißbrauch mit dem Wort „Glauben“ unterlassen. Denn hier ist der „Glaube“ einfach rationalistisch gefaßt; glauben aber heißt in seiner rechten Bedeutung sich an Gott geloben. Es hätte meiner Ansicht nach genügt, wenn die Ankündigung betont hätte, daß diese Auslegung nur einen einzigen Zweck verfolgt, die Erbauung schlichter Christenleute, die keine Theologie und Kritik, sondern religiöse und sittliche Vertiefung und Bereicherung aus der Schrift suchen und wollen. (Übrigens ist man ja rechts und links doch darin wenigstens einig, daß in die rein religiöse Erbauung Theologie und Kritik nicht hineingehört. Es muß für jeden Prediger eine Selbstverständlichkeit sein, auf der Kanzel nichts zu sagen, was sich nicht mit der persönlichen Wahrhaftigkeit verträgt, ebenso aber auch nichts, was, statt den Ankergrund des Glaubens zu vertiefen, ihn lockert.) Und Erbauung geben diese Auslegungen, — freilich nicht alle in gleicher Weise; als die markigsten Werke erscheinen mir die zwei Briefe des Petrus von Pastor Dr. Busch-Frankfurt a. M. und die drei Briefe des Johannes von Hofprediger P. Blau-Wernigerode. Bei allen aber finde ich außerordentlich praktisch die ganze Anlage, — jedes Buch ist in sinngemäße Abschnitte zerlegt, jeder Abschnitt trägt eine meist packende Überschrift, und seine Auslegung ist am Schlusse eindringlich zusammengefaßt. Das erhöht die Brauchbarkeit für Bibelstundenvorbereitung wie für persönliche Andachtszwecke.

Überschauen wir zum Schluß noch einmal die große Arbeit, die heute für das Verständnis der Bibel geleistet wird, und das erwachende Interesse, das diese Arbeit begleitet, hervorruft und trägt, so wird unsere Zuversicht fest, daß die Bibel bleiben wird in der religiösen Entwicklung der Zukunft, was sie in der Vergangenheit war. Denn das Wort Goethes erweist sich ja gerade heute wieder als Wahrheit: „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht.“ · Erwin Gros



Hellenische Rätsel

Für uns sind Rätsel Gegenstand heiterer, geselliger Unterhaltung. Aber nicht jederzeit hatten sie dieses unschuldige Gepräge. So mißt sich Odin nach der deutschen Göttersage mit dem Riesen Heidrecker in der Rätselweisheit und tötet seinen Gegner, der ihm die letzte, unlösbare Frage nicht beantworten kann. Auch der Zwerg Alwis (Allweise) wird von Thor durch Rätselfragen hingehalten, bis ihn die aufgehende Sonne versteinert.

Auch die hellenische Sage kennt derlei Kämpfe. Als der berühmte Seher Kalchas nach Klaros kam und dort den Mopsos, einen Sohn des Apollon, antraf, fragte er ihn:

> Wunderbar deucht es mir, traun, wie viele Feigen der Baum da
> Trägt, obgleich er so klein ist. Wie wär's, wenn die Zahl du mir sagtest?

und Mopsos erwidert, indem er die Antwort durch seine Seherkraft errät:

> Tausend sind es an Zahl und ihr Maß ist gerade ein Scheffel.
> Eine ist überzählig. Die wird der Scheffel nicht fassen.

Jetzt kommt die Reihe an Mopsos. Er deutet auf eine trächtige Sau hin und will wissen, wie viele Ferkel sie werfen wird und wann. Kalchas weiß das nicht zu sagen, Mopsos aber erklärt, daß es neun männliche und ein weibliches Ferkel sein werden und daß der Wurf in drei Tagen zur Welt kommen wird. Dies bestätigt sich, und Kalchas stirbt aus Kummer, der Besiegte zu sein.



Ähnlich endet Homeros. Zwar hat ihn das Orakel in Delphi gewarnt, er möge sich vor „den jungen Jägersleuten und ihrem Rätsel“ hüten. Er aber vergißt sich und richtet an etliche Knaben, die von der Jagd mit leeren Netzen zurückkehren, spöttisch die Frage: „Ihr Jägersleute aus Arkadien, was haben wir erbeutet?“ Und sie antworten: „Was wir sahen, griffen wir und ließen es dort; was wir nicht sahen, griffen wir auch nicht, sondern bringen es mit.“ Das konnte der greise Sängerfürst nicht erraten und er starb, wie Kalchas, vor tiefem Kummer. Aber schon der Philosoph Herakleitos von Ephesos erging sich in schonungslosem Spotte darüber, daß den Homer, „der doch weiser war als die Hellenen allesamt“, Jungen foppen konnten, die der Läusejagd obgelegen hatten.

Solch Rätselraten war also kein Spaß. Ehedem pflegte man auch Verbrechern die Todesstrafe zu erlassen, wenn sie entweder ein ihnen aufgegebenes Rätsel raten oder selber den Richtern eines vorlegen konnten, das jene nicht zu lösen vermochten. Diese „Halslöserätsel“ waren namentlich bei den Germanen im Schwange. Aber auch die Hellenen haben dergleichen besessen. So fragte die Sphinx den Ödipus:

Zweibein lebt auf Erden und Dreibein — sie reden verschieden —;
Vierbein ist auch noch da. So ändert von allem Getreuche
Auf der Erde, im Meer, in der Luft, seinen Wuchs nur eines!
Schreitet es aber dahin, auf die meisten Beine sich stützend:
Siehe, dann ist die Kraft seiner Glieder die allergeringste.

Hätte Ödipus nicht zu antworten gewußt, dann hätte ihn die Sphinx, wie schon so viele Wanderer vor ihm, vom Felsen herabgestürzt. So aber stürzte sie sich selber hinab, aus Kummer, besiegt zu sein.

Ein dem Halslöserätsel verwandter Zug kommt auch bei der Orakelgebung zur Geltung. Das Orakel, das Homeros in Delphi zur Warnung erhalten hatte, war ja im Grunde selber ein Rätsel. Hätte er es im richtigen Augenblicke verstanden — er hätte sich gehütet und seinen Hals gelöst! Auch der Lyderkönig Kroisos verstand die rätselhaften Andeutungen des Orakels mit nichten. Der Gott in Delphi hatte ihm verkündet, Lydien werde untergehen, sobald ein Maulesel König der Meder sei. Da freute sich Kroisos und meinte, nie könne dergleichen in Medien sich ereignen. Aber der Maulesel, den das Orakel gemeint hatte, war Kyros; denn seine Mutter war eine Mederin aus königlichem Geblüte, sein Vater jedoch ein geringerer Mann aus dem von den Medern unterworfenen Volke der Perser. Ebensowenig verstand Philippos von Makedonien die Gottheit. Er hatte gefragt, ob er Asien erobern werde, und den Spruch erhalten:

Kränzegeschmückter Stier! Dein Ende ist da und dein Opfer.

Das verstand Philippos so, als wäre Asien der Stier und bestimmt zum Opfer. Daher veranstaltete er ein großes Fest und wurde dabei lorbeerbekränzt von einem Meuchelmörder gefällt. Denn er war selber der Stier.

Dem Perserkönige Dareios wieder kam es zugute, daß ein anderer für ihn ein Rätsel zu lösen verstand. Er hatte sich mit seinem Heere zu tief in das Gebiet der Skythen vorgewagt und durch die Ungunst der Gegend schon arge Verluste erlitten. Da sandten ihm die Skythen einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile ins Lager — Geschenke, deren Bedeutung der Bote, welcher sie überbrachte, nicht angab. Der König meinte, daß die Feinde ihm damit Luft, Erde, Wasser und Waffen übergeben wollten. Aber einer seiner Berater, Gobryas mit Namen, wagte die andere Deutung:

Wenn ihr euch nicht in Vögel verwandelt — und emporflüchtet zum Himmel,
Wenn ihr euch nicht in Mäuse verwandelt — und hinabschlüpfet unter die Erde,
Wenn ihr euch nicht in Frösche verwandelt — und hineinhüpfet in die Sümpfe,
Kehret ihr nie wieder zurück — zu Tode getroffen von diesen Pfeilen!

Und während noch derart über die Bedeutung der Geschenke beraten wurde, erhob sich draußen Lärm. Die Perser hatten den Skythen in voller Schlachtordnung gegenübergestanden. Da



lief ein Hase zwischen beiden Heeren hindurch, und die Skythen machten sich unter großem Geschrei an seine Verfolgung, ohne ihrer Gegner zu achten. Daraus erkannte Dareios, daß Gobryas recht hatte, konnte aber nur mehr durch eine Kriegslist den Rückzug bewerkstelligen.

Wenn beim Gelage Rätsel aufgegeben wurden, war es minder gefährlich, die Lösung zu verfehlen. Da ließ der Hausherr einen Becher Meerwasser hereinbringen, und der arme Sünder mußte ihn, die Hände auf den Rücken haltend, ohne Atemholen auf einmal aus der Hand des anderen leeren. Wer da also in der alten Spruchweisheit nicht völlig zu Hause war, dem ging es immerhin schlecht genug. Auf die Frage: „Was lehren wir alle, ohne es selber zu wissen?“ mußte man z. B. antworten: „Daß wir eine Seele haben“; oder auf die andere: „Was ist dasselbe nirgends und überall?“ hatte man zu entgegnen: „Die Zeit.“

Von Kleobulos, einem der sieben Weisen, soll folgendes Rätsel über das Jahr stammen:

S'ist ein Vater; der hat zwölf Söhne und jeder von ihnen
Dreißig Töchter; die sind zwiespältig ihrer Gestalt nach.
Weiß sind die einen, die anderen schwarz; und obgleich unsterblich,
Schwinden sie alle zusammen dahin und gehen zugrunde.

Ein anderes Rätsel bezieht sich auf ein Kinderspiel, das auch bei uns noch geübt wird:

Weißt du, wer als Junger zwar schwer ist, aber als Alter
Leicht durch die Luft entschwebt und als Wolke die Erde beschattet?
(Der Distelkopf.)

Zwei hellenische Rätsel hat auch Goethe (Cottas Jubiläumsausgabe III, 277) verdeutscht:

Nicht sterblich, nicht unsterblich, aber von Natur
Gebildet also, daß es nicht nach Menschenart
Noch Götterweise lebt, sondern stets aufs neu'
Geboren werde, wechselweis zum Untergang;
Gesehn von keinem, allen aber doch bekannt,
Vorzüglich Kindern, die es sich besonders liebt.
(Der Traum.)

(Der letzte Vers ist Goethes Erfindung.)

Es gibt ein weiblich Wesen,
Im Busen trägt es Kinder,
Geboren stumm, doch schwatzhaft,
Die über Erd' und Meere
Nach Lust sich unterhalten,
Und aller Welt verständlich,
Nur nicht dem nahen Hörer
Im mindesten vernehmlich.
(Die Epistel und ihre Buchstaben.)

Wir fügen noch folgende Rätsel hinzu, die uns besonders anmutig dünken:

Wunderlich Wesen! Von irdischer Frucht stammt nicht seine Nahrung,
Und sein Wachstum ist nicht dem sterblicher Glieder vergleichbar.
Sondern sobald die Saat aufkeimt zu seiner Entstehung,
Ist es am größten; und blüht's, ist es klein; und altert's, so ist es
Wieder so groß wie zuvor und größer als alles andre.
(Der Schatten.)

Zwar lebt' ich, als ich lebte; doch jeder Vernunft bar.
Kaum aber war ich tot, stellte die Weisheit sich ein.
(Das Pergament.)

Ein Tier, das gehend schwimmt, das ward befunden
Beseelt, doch unbeseelt, mit Füßen fußlos,
Schreitend Getreuch, der Flügel sich bedienend.
Vernimm's und wundre dich und gib die Lösung.
(Das Schiff.)

Lichtes halber verlor ich mein Licht; doch ein Mann kam zu Hilfe,
Schuf mir mein liebes Licht seinen Füßen zu lieb.
(Die Lampe.)

Siehst du mich, sehe ich dich; doch, siehst du mich mit deinen Augen,
Seh' ich dich augenlos: Augen hab' ich ja nicht.
Willst du, so sprech' ich zu dir; doch ohne Stimme: die hast du!
Aber bei mir sind nur lautlos die Lippen bewegt.
(Das Bild im Spiegel.)

Freilich waren von den letzterwähnten Rätseln nur wenige volkstümlich. Aber sie zeugen von mannigfachem Witz und scharfer, geistvoller Beobachtung. Dafür hatten aber auch die Hellenen einen ganz außerordentlich hohen Begriff von ihren Rätseln, und einer ihrer späteren Schriftsteller, der ein Buch über Rätsel verfaßt hatte, sagte: „Das Nachsinnen über Rätsel ist von der Philosophie nicht verschieden, und die Alten legten ihre Bildung in Rätselsprüchen an den Tag."

Dr. Wolfgang Schultz

*

Von dem Verfasser dieses Aufsatzes wird demnächst in der bei J. C. Hinrichs von der Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung in Berlin herausgegebenen Mythologischen Bibliothek (III. Jahrg. 1909) ein Buch über „Rätsel des hellenischen Kulturkreises" erscheinen, worin er sämtliche hellenische Rätsel zusammenstellt und in ihrer Beziehung zum Mythos erörtert.



Der Lehmpastor

Audiatur et altera pars. Nachdem der Prozeß des Pastors Felke nun hinter uns liegt und wir nachgerade genug Stimmen gegen ihn gehört haben, geziemt es sich wohl, auch eine Stimme für ihn wenigstens anzuhören. Es wird ja niemand dadurch in seinem selbständigen Urteil vergewaltigt.

Wohl seit Jahren, so zeugt ein ungenannter Freund des Vielberufenen für diesen im „Reichsboten", sind in einem Gerichtssaale die Leidenschaften nicht so aneinandergeraten, wie vor der Krefelder Strafkammer. Man wußte in juristischen Kreisen bereits seit Wochen, was bevorstand. Es war nicht leicht gewesen, einen geeigneten Vorsitzenden zu finden. Zwei Richter hatten diesen Posten wegen Befangenheit abgelehnt. Sie hatten mit der Felkemethode die besten Erfahrungen gemacht, und da ihnen auch die Person des Pastors in ihrer Schlichtheit, Selbstlosigkeit und unbegrenzten Liebenswürdigkeit im höchsten Grade sympathisch war, so erklärten sie sich außerstande, ihm gegenüber das Recht zu finden. So sprang denn Dr. Kratz ein, und man darf von ihm rühmen, daß seine Ruhe, Sachlichkeit und verbindliche Art stürmische Szenen nach Möglichkeit verhindert hat.

Es ist ein eigenartiges Spiel des Schicksals, daß die Hauptperson in diesem gerichtlichen Drama ihrem ganzen Wesen nach alles andere ist als eine Person der Öffentlichkeit und des aktiven Handelns. Mir gegenüber hat Felke sich oft als ein „Passivum" bezeichnet, „das ganz ohne Zutun und Willen der Mittelpunkt einer großen Bewegung geworden ist und unter der Last der Anerkennungen nicht minder zu seufzen hat als unter den vielen Verfolgungen und Verdächtigungen". Einesteils ein eifriger Stubengelehrter und Theologe, hat er das Bedürfnis, zu seiner Erholung und Zerstreuung unter gleichgestimmten Freunden zu sein. In der lauten Welt fühlt er sich nicht wohl; für ihre Ehrungen hat er so wenig Verständnis wie für

ihre goldenen Schätze. Felke könnte längst mehrfacher Millionär sein. Das zu einem blühenden Kurort gewordene einfache Dorf Repelen hat er wohlhabend gemacht; für Konsultationen im In- und Ausland bietet man ihm die Honorare der berühmtesten Kapazitäten. Aber er weiß nichts von Geld und Geldeswert. Er gibt von dem Wenigen, solange er hat, und es ist vorgekommen, daß er Gelder, die gute Freunde ihm zu einer Erholungsreise aufgezwungen hatten, so weit an Bedürftige verteilte, daß er mit magerem Geldbeutel auf Reisen ging. Dabei ist er, der immer gibt, von Sorge erfüllt, wenn andere für ihn Auslagen machen, und man sieht ihn deshalb nur als Gast in solchen Häusern, die vom Überfluß nehmen. Und von ihm erbittet er nur sein bescheiden Teil.

Felke ist ein Mensch, eine Persönlichkeit! Wo er erscheint, ordnet sich ihm ohne weiteres alles unter. Es geht eine faszinierende Wirkung von ihm aus. Man kann nicht sagen, daß er blendet; aber es gehen Ströme von ihm aus. Er begeistert! Tausenden hat er einen neuen Lebensinhalt gegeben. Wer zu ihm in Beziehung tritt, bleibt nicht gleichgültig. Er muß zu ihm Stellung nehmen. Und dieser Mann geht stets den untersten Weg. Er geht sehr gebückt durch dieses Leben. „Es hat Gott dem Herrn gefallen, mich zu jedermanns Fußwisch zu machen. Ich weiß wohl, manche Freunde möchten gern, daß ich mich mehr der großen Welt anpaßte, um in ihr einen großen Namen zu haben. Das kitzelt wohl jeden Menschen etwas; aber ich achte das nicht, seit ich weiß, daß mein Name im Himmel angeschrieben ist. Für diese Welt werde ich ein unregelmäßiges Verbum bleiben. Den einen bin ich zu fromm, den anderen zu gottlos. Ich stelle es aber alles meinem Gott anheim, dem ich diene, und dessen Wort ich predige."

Man versteht den Menschen und den Arzt Felke nicht, wenn man sein Bild nicht im Lichte seiner Theologie betrachtet. Wie mancher Kurgast und Patient hat mir förmlich im Tone der Enttäuschung geklagt: „In seinen Lebensgewohnheiten ist Felke ein durchaus moderner und liberaler Mann, aber seine Theologie — du lieber Himmel! Das ist etwas für Bauern! Ein gebildeter, aufgeklärter Mensch weiß mit seinen Predigten nichts anzufangen. Sie sind geistreich, dazu originell und derb, wie die Predigt eines Volksredners nur sein kann; aber der Inhalt — das ist ja das reine Mittelalter!" Dieses Urteil charakterisiert in der Tat die Theologie des Pastors. Die moderne Bibelkritik hat ihn in keiner Weise beeinflußt; er steht auf dem Boden der altlutherischen und altreformierten Kirche. Felkes liebster Umgang ist Luther. In Walchs Ausgabe der Lutherwerke, die bekanntlich den Umfang eines großen Konversationslexikons aufweist, ist der Pastor zu Hause, und sein riesenhaftes Gedächtnis hat einen nicht geringen Teil der Abhandlungen und Betrachtungen des Reformators fast wörtlich aufgenommen. Felke ist ein ausgezeichneter Kenner der Reformationsgeschichte. In Brandenburg geboren, kam er später in die Rheinlande und gewann dadurch Fühlung mit der reformierten Kirche. Calvin und andere hervorragende Theologen derselben wurden der Gegenstand eifrigsten Studiums. Die Lehrunterschiede beider Kirchen hinderten den Pastor nicht, die gemeinsame große und hehre Wahrheit der vollen Rechtfertigung aus dem Glauben sowohl hüben wie drüben zu finden. In dem Elberfelder D. Kohlbrügge fand der Pastor einen Lehrer, der ihn tiefer und tiefer in die biblische Wahrheit hineinführte. Wie Pastor Horn, ein naher Freund des Pastors, als Zeuge in dem Krefelder Prozeß aussagte, hält Felke unerschütterlich fest an der Verbalinspiration, und er gerät in Harnisch, wenn ihm einer diese Anschauung als veraltet hinstellt. Felke ist, wie er selbst sagt, in seiner Theologie bockbeinig und steifnackig und zu keinerlei Konzessionen geneigt. Das ist vielen seiner Anhänger unverständlich.

Felke hat seinen Glauben als das Rückgrat seines Lebens und Handelns bezeichnet, und so kann es nicht wundernehmen, daß diese Theologie auch einen bestimmenden Einfluß auf seine ärztliche Tätigkeit ausgeübt hat, wenn der Pastor auch weit davon entfernt ist, beide Gebiete miteinander zu verquicken. Er ist kein „Naturapostel", der seinen Anhängern eine „Naturreligion" predigt, aber er betont, daß er in Licht, Luft, Erde und Wasser Elemente eines Vaters und Schöpfers sieht, uns gegeben zu Heil und Frommen. Deshalb verordnet er das

Lichtbad, das Luft- und Sonnenbad, das kalte oder kühle Sitzbad, die Waschungen, das Schlafen auf der Erde, den Lehmumschlag. Er betont, wir würden nicht so früh in der Erde schlafen, wenn wir mehr a u f der Erde schliefen, und da der Mensch von Erde gemacht ist, so heilt er auch mit Erde. Er hört es gern, daß man ihn den „Lehmpastor" nennt. Und was Felkes Anschauungen über das Wesen der Krankheiten angeht, so sind sie von Moses stark beeinflußt worden. Von diesem „Medizinalrat", so scherzt er selbst, hat er für seine Medizin am allermeisten gelernt. Es ist von höchstem Interesse, Felke darüber plaudern zu hören. Ohne Zweifel neigt die neueste medizinische Richtung mit ihren Anklängen an die alte Humoralpathologie wieder den Ansichten der Bibel zu, die im Blut nicht nur das Leben, sondern auch die Krankheit sucht. Dazu kommt für Felke der Vegetarismus, den er nicht aus Prinzip vertritt, sondern lediglich zu Heilzwecken anwendet. Schließlich sei noch bemerkt, daß der Pastor ein eifriger Verfechter der Hahnemannschen Homöopathie ist, die er in ganz eigenartiger Weise anwendet.

Aber die Leser werden ungeduldig; sie wollen meine Ansicht über die Felkesche Augendiagnose hören. Es ist nicht vonnöten, daß ich besonders auseinandersetze, wie die Augendiagnose die Lehre darstellt, nach der es möglich ist, aus den Zeichen in bestimmten Partien der Iris auf die Beschaffenheit bestimmter Organe und Körperteile zu schließen. Ist diese Irisdiagnose „eine große Wahrheit"? Ist „etwas dran"? Ist sie gar „Unsinn"? Letzteres wird von Augenärzten behauptet, was andere veranlaßt, zu bemerken, es sei eben schon mancher Arzt auf der Universität erblindet. Solche, die abwarten, sind nicht abgeneigt zu gestehen, es sei etwas daran, oder mit anderen Worten, die Sache habe „einen guten Kern". Ungezählte Tausende, die sie in der Hand Felkes oder seiner Vertreter an sich selbst erprobt sahen, preisen sie als unumstößliche Wahrheit. Sie sehen in ihr nicht etwa einen Glaubensartikel, der nicht zu beweisen sei, sondern eine Tatsache, die feststeht, und die sie gesehen und erfahren haben. Jedenfalls hat der Krefelder Prozeß erwiesen, daß der Verstand der Sachverständigen für die Beurteilung der Irisdiagnose nicht ohne weiteres kompetent ist, schon deshalb nicht, weil die Urteile einander diametral gegenüberstehen. Ernst und eindringlich wies der Verteidiger Dr. Abitz-Schultze in seiner großen Schlußrede auf die „faustdicken Irrtümer und unglaublichen Verblendungen hin, deren sich die Wissenschaft zu allen Zeiten habe anklagen müssen", besonders die medizinische. Und wenn der Verteidiger dann anfügte, dasselbe Schicksal teile jetzt Pastor Felke mit seiner Augendiagnose, dann war auch der Ungläubige nicht abgeneigt, unter die Abwartenden zu gehen.

Aber dem Leser brennt die Frage aufs Herz: „Wie war es denn im Krefelder Krankenhause, wo nach den Zeitungsberichten keine exakte Diagnose des Pastors herauskam?" Der Wahrheit zur Ehre muß ich auf diese Frage näher eingehen. Als Felke an dem denkwürdigen Dienstag auf dem Wege zum Krankenhause war, klopfte ihm ein mitfühlender, sonst nach Methode und Diagnose aber fernstehender Arzt auf die Schulter und sagte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang, dergleichen weder ich noch ein anderer Arzt je auch in der ernstesten Prüfung nie getan haben! Seien Sie gewarnt!" Der Pastor aber war voller Zuversicht. Er hatte in seiner Sprechstunde zu Repelen ungezählte Male Diagnosen gestellt, deren Exaktheit von nachprüfenden Ärzten hatte anerkannt werden müssen. Wer hunderttausend Patienten untersucht hat, schreckt vor zwanzig nicht zurück. Das war auch der Gedanke, der die Verteidiger leitete, als sie den Antrag stellten, das Gericht möchte dem Pastor Gelegenheit geben, praktische Proben seiner Kunst vorzuführen. Der Pastor hatte den felsenfesten Glauben an sein Können. Aber wie bald sollte er enttäuscht werden. Trotz aller Proteste seitens der Verteidigung und seitens des Pastors wurde ihm jede Fragestellung an die Patienten, also jedes für den untersuchenden Arzt unentbehrliche Krankenexamen verboten, und zwar besonders auf die eindringlichen Vorstellungen des Chefarztes hin, der erklärte, durch die Fragen des Pastors würden seine Kranken „beunruhigt". Derselbe Felke, der immer wieder vor Gericht betont hatte, die Zeichen in der Iris seien ihm deshalb so bedeutungsvoll, weil sie ihm der An-

laß seien zu näheren orientierenden Fragen — nur in dem Sinne ist der Ausspruch: „Ich kann mich auf meine Augendiagnose verlassen", zu verstehen —, derselbe Felke sollte jetzt, ohne ein Wort zu sprechen, den Kranken in die Augen schauen und dann aufschreiben, was ihnen fehle. Oder nein, das sollte er nicht! Er sollte angeben, weshalb sie augenblicklich im Krankenhaus seien. Man hatte das Krankenhaus in ein Hexenkabinett verwandelt, in dem der Pastor als Hexenmeister seine Hexenkunststückchen vorführen sollte! Dazu kam die Abspannung durch die fünf hinter ihm liegenden Gerichtstage, die ungewohnte Umgebung, die Aufregung, das völlig fremde Krankenmaterial — fremd insofern, als der Pastor hier Krankheitsbilder zu Gesicht bekam, die zu beobachten er in Repelen nur sehr selten Gelegenheit hatte. — Ein Arzt meinte voller Entrüstung, das sei ein Experiment so unerhörter Art gewesen, wie er noch keins erlebt habe. Felke selbst äußerte am Abend desselben Tages im Kreise seiner Intimen und Getreuen ungefähr folgendes: „Wenn ich sagen soll, was mich während der Prozeßtage und besonders im Krankenhause bewegt hat, so kann ich nur betonen, das Gefühl des Zorns und der Empörung ist in allen den Tagen auch nicht einen Augenblick über mich gekommen. Nur ein einziges Mal! Und das war im Krankenhause, als man mir jede Frage an die Kranken verbot. Ich traute meinen Ohren nicht, und auch die mich begleitenden Herren blickten verdutzt drein. Ich willigte schließlich ein, um die Verteidigung nicht sitzen zu lassen. Wie ich mir nie bewußt bin, daß ich etwas vor der Öffentlichkeit tue, und wie ich deshalb die Wirkung auf die Öffentlichkeit nicht in Betracht ziehe, so kam mir auch hier bei der Untersuchung der Gedanke, es sei für mich selbst interessant, einmal zu wissen, was ich unter diesen Umständen schaffen könnte. Es war ein Experiment, das ich für mich machte. Beim ersten Patienten traf ich die Diagnose auf Tuberkulose denn auch sofort. Aber dann kam der zweite Kranke. Er zeigte ein sehr unklares Irisbild. Von da an wußte ich, woran ich war. Das Gefühl der Empörung drängte alles andere zurück. Am liebsten hätte ich — — —, aber so etwas sagt man nicht laut. Ich dachte bei mir: Macht, was ihr wollt! Ohne den Willen meines Vaters im Himmel fällt doch kein Haar von meinem Haupt! Ich sollte auf einen Turm klettern, aber die Leiter hatte man mir fortgenommen! Ich sollte schwimmen, aber Hände und Füße hatte man mir zusammengebunden! Das tollste Zeug sollte ich diagnostizieren! So z. B. ein gesundes Herz, das auf der rechten Seite saß, eine frisch eingespritzte Quecksilberdosis, einen vor etwa fünfzehn Jahren erfolgten Sturz auf den Hinterkopf, einen Stahlsplitter im Auge, einen herausgenommenen Blinddarm usw. Ich habe bis zum elften Fall mechanisch untersucht. Wer da weiß, wie sehr ich es gewohnt bin, und wie sehr es mir ein Bedürfnis ist, zu meinen Kranken durch ein freundliches Wort in einen wohltuenden Konnex zu treten, der bekommt eine kleine Vorstellung davon, wie greulich und langweilig meine Situation war. Wenn ich Kranke sehe, habe ich nur den einen Gedanken, zu helfen und zu heilen. Alles andere überlasse ich den Ärzten, die dazu da sind. Nach einem längeren Frühstück, an dem ich mich kaum beteiligt habe, ging das grausame Spiel weiter. Vom fünfzehnten Fall ab habe ich nur noch mechanischer nachgesehen, als vorher. Ich nannte die Zeichen im Auge und antwortete auf die Frage: ‚Aber, Herr Pastor, was fehlt denn dem Kranken?' mit der Bemerkung: ‚Das geht mich gar nichts an.' Einer meinte: ‚Herr Pastor, wenn nun keine einzige Diagnose zuträfe?' Ich sagte: ‚Dann war das hier keine redliche Sache.' Nun, vier meiner Diagnosen hat sogar der Staatsanwalt gelten lassen müssen. In einem anderen Dutzend von Fällen befand ich mich auf dem richtigen Wege. Einige wenige Fragen, und die Krankenhausdiagnose war da, und noch manches andere dazu, was die Herren bei der Behandlung gar nicht beachtet hatten. Unsere Anschauungen über das, was Gesund- und Kranksein eigentlich ist, gehen ja gewaltig auseinander." So viel über die Vorgänge im Krankenhause. Nachforschungen werden da noch manches an den Tag bringen. Übrigens bekannte ein Mediziner unter dem Eindruck des Vorgangs: „Der Pastor scheint über die feinen Beziehungen der Organe zutreffende Anschauungen zu hegen, wie sie uns Ärzten noch völlig fremd sind. Ich werde die Augendiagnose sehr eingehend studieren."



Schloss im Schnee | Hermann Frobenius

Aus „Deutsche Lande — Deutsche Maler" von E. W. Bredt. Verlag von Theod. Thomas in Leipzig (Preis 10 Mk.)

Pastor Felke geht wieder ruhig seinen Weg weiter, als ob nichts geschehen sei. Ich habe versucht, seine Person den Lesern näher zu bringen, ihnen wenigstens den Schattenriß dieses merkwürdigen Mannes zu zeichnen. Hinzufügen darf ich noch, wie er uns gegenüber selbst sich äußerte, als ihm gesagt wurde, die Gegner wüßten nichts mit ihm anzufangen. „Das ist auch nicht gut anders möglich! Wer nicht in Gottes Wort steht, der faßt mich nicht! Den einen bin ich ein Ärgernis und eine Torheit, den anderen ein psychologisches Rätsel; wieder andere sehen in mir einen Fanatiker oder einen Rückschrittler; noch andere halten mich für pathologisch. Und da hat man mir denn auch im Prozeß einen sonderbaren Anzug angemessen, und als er fertig war, da zog man mir die Jackenärmel an die Beine und die Hosenpfeifen an die Arme, und alle Flickschneider quälten sich nun ab, den sonderbaren Anzug passend zu machen. Dabei wurde die Weisheit zur Narrheit." Ich glaube, wer so sich selbst erkennt und so seine Gegner durchschaut, der gibt sich auch genaue Rechenschaft über sein Tun und Handeln. Des bin ich besonders bei Felke gewiß. Sehr oft durfte ich meine Füße unter den Tisch seines gastlichen Studierzimmers stellen, von dem er zu scherzen pflegt, es sei das einzige Zimmer im großen Pfarrhause, in dem er etwas zu sagen habe. Hier versammelt er gleichgesinnte Freunde um sich, und bei Zigarre und Bier entspinnt sich bald eine lebhafte Unterhaltung. Man betrachtet Gottes Wort, spricht von diesem und jenem — nur nicht von Krankheiten — und hat das Gefühl, daß der Mann, der stundenlang auf und ab wandert, ohne sich hinzusetzen, ein ganz besonderes Geschenk der Vorsehung ist. Was er spricht, bleibt nicht in den Ohren hängen, sondern es dringt tief ins Herz hinein. Dieser Pastor Felke ist kein Rätsel, um so weniger, als er den Mut und das Bedürfnis hat, das zu sein, was er ist. Dadurch gerät er nicht nur mit der Welt der landläufigen Moral, sondern auch mit der Wissenschaft in Konflikt, die nur zu leicht geneigt ist, aus kleinen Lügen große Wahrheiten zu machen.

K. A. M.



Klatsch und Tratsch

Wie sind Sie eigentlich zu der schweren Beleidigung gekommen? Woher haben Sie den Mut dazu genommen?" fragte streng der Vorsitzende. Die Angeklagte, erzählt der „Vorwärts", ein sogenanntes spätes Mädchen, das in Ermangelung eigenen Liebeszaubers in den Herzen der Mitschwestern herumstochert, senkt beschämt den Blick und bleibt die Antwort schuldig. Irgendwoher hatte sie aufgeschnappt, daß Fräulein Soundso einen unmoralischen Lebenswandel führe, und nun das Gerücht in hundertfacher Vergrößerung eifrigst weiterkolportiert. Sie kannte die Klägerin kaum. Doch es ist ihrer Natur zur zweiten Gewohnheit geworden, die Nase in fremde Angelegenheiten zu stecken. Merkwürdig — daß solche Menschen immer nur Schlechtes wittern und Böses verbreiten, selten Gutes. Förmlich eine Krankheit ist es, eine Seuche, die Mitwelt zu begeifern und mit Schmutz zu bewerfen. „Sie dürfen doch gewiß noch stolz sein auf Ihre eigene Frauenehre," fährt mit scharfer Betonung jedes einzelnen Wortes der Vorsitzende fort. „Wenn nun jemand an dieser Ehre zweifelte und Sie selbst ungerecht bloßstellte, was würden Sie da wohl tun?" Die Angeklagte hebt mit energischem Ruck den Kopf, als empfinde sie schon die Möglichkeit solchen schlimmen Verdachts wie einen Peitschenhieb. Dann zuckt sie schuldbewußt zusammen und — schweigt. Die Klägerin versichert treuherzig, wie sie noch jedem in die Augen sehen könne. Ihr liege nichts an einer harten Bestrafung der Klatschbase, sie wolle nur vor Gericht festgestellt haben, daß ihre Ehre unantastbar rein sei. Goldene Unschuld! Gläubig nickt der Vorsitzende. Nach drei Minuten ist die Beratung des Gerichtshofes zu Ende ... Hundert Mark Geldstrafe! Nur ihrer bisherigen Unbescholtenheit und der warmen Fürsprache der Beleidigten hat die Angeklagte das milde Urteil

zu danken. „Aber nehmen Sie Ihre lose Zunge in acht. Das nächstemal ...!" Den Nachsatz, daß das Gefängnis droht, verschluckt der Richter.

Ein anderes Bild, noch weit häßlicher. Frau N., die nicht Witwe ist und doch allein lebt, kümmerte sich um niemanden im Hause. Still holte sie ihre Arbeit vom Konfektionsschneider, still lieferte sie die Arbeit ab, sagte jedem freundlich „Guten Tag" und hielt sich scheu von jeder überflüssigen Zwiesprache zurück. So 'ne Stolze, so 'ne Hochnäsige! Das reizt die Neugier der lieben Nachbarn, bald auch ihre Skandalsucht, ihr Klatschbedürfnis. Bei dem ironischen Titel „gnädige Frau", aus sicherer Entfernung hohnvoll nachgerufen, bleibt es nicht. Es beginnt das gemeine, gefährliche Spiel der anonymen Briefe. Da wimmelt's von Unflätigkeiten. Und als Frau N., erhaben über solche Wische, noch immer den Fehdehandschuh nicht aufnimmt, fliegen die Briefe in die Wohnungen der Nachbarn. Jetzt wispert's im ganzen Hause: „Die N. hat eine böse Vergangenheit. Sie saß schon im Kittchen. Soll ja drei uneheliche Göhren in Pflege haben. Na, det Jeld, wat det kost' ... wird wohl nich koscher sein!" Und als Frau N. zufällig mal mitten in der Nacht, von einer Familienfeier, nach Hause kommt, heißt's wie im Lauffeuer: „Sie jeht auf die Leine!" In ihrer Not und Herzensangst übergibt die gequälte Frau endlich die anonymen Briefe der Staatsanwaltschaft. Die ermittelt in der Urheberin eine ältliche Dame, die im selben Hause von ihren Renten lebt. Ob wohl die Arbeitsfreudigkeit der anderen ihren Ärger gestachelt hatte? Oder war es nur der Ausfluß ihrer eigenen Nichtstuerei und Genußsucht, jenes nicht auszurottenden Gefühls, das hämische Freude hat an der Kränkung der Mitmenschen? Die Ermittelung fiel nicht allzu schwer. Die wohlhabende Rentnerin war wegen desselben „Spaßes" schon mehrmals vorbestraft, immer mit Geld, das sie aus dem großen Kasten nahm. Diesmal kommt sie an den unrechten Richter. Ihr Weimern und Barmen hilft nichts. Der Staatsanwaltsvertreter beantragt zwar wieder nur Geldstrafe, aber der Gerichtshof geht in richtiger Erkenntnis der Gemeingefährlichkeit des Treibens weit über das Antragsmaß hinaus ... ein halbes Jahr Gefängnis! Recht so! Hat's verdient, dieses Schandmaul!

Wieder ein neues Gesicht zeigt die dritte, für gewisse Zustände von heute ebenfalls typische Verhandlung. Damit das Ewigweibliche nicht alle Schuld auf den Pelz bekommt, sind zur Abwechslung Männer die Kampfhähne. Man würde nicht recht tun, sie als männliche Klatschweiber anzusprechen. In der Hitze des politischen Gefechts hat ihnen leidenschaftliche Gesinnung den Blick und die Vernunft getrübt. Man verläßt den Boden ehrlicher Kampfesart Mann gegen Mann, Auge in Auge, und wühlt mit sattem Behagen, mit brutaler Gehässigkeit in privaten Dingen, die keinen Dritten etwas angehen, mit der Sache selbst nicht das geringste zu tun haben und die politische Würde empfindlich bloßstellen. Ach, wenn man in die Privatdunkelkammer jedes einzelnen Politikers hineinleuchten wollte — was würde da alles zum Vorschein kommen! „Meine Herren, wollen Sie sich nicht vergleichen?" Der Richter fühlt's selbst, daß hier nichts Gutes herausschaut, wenn die dumme Sache noch breiter getreten wird. Beleidigung hin, Beleidigung her ... man vergleicht sich. Aber in der Öffentlichkeit ist etwas hängen geblieben, nicht zum Nutzen der Partei.

Wie sagte doch eben der Schöffenrichter? „Woher haben Sie den Mut dazu genommen?" Nein, ihr tapferen Klopffechter, es ist kein Mut. Es ist grenzenlose Feigheit. Und so hat's der Richter auch gemeint. Tretet eurem Gegener, wer es auch sei, mit offenem Visier entgegen. Aber spickt nicht sein Leben mit giftigen Pfeilen aus dem Hinterhalt....





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Mülhausen und Weißenburg

Stahlblau liegt der Himmel über der alten Elsaßstadt. Dort hinten über den Vogesenbergen versinkt der Sonne Feuerball. Und ihre goldenen Strahlen durchleuchten den alten, so schlank nach oben steigenden Münsterturm, dessen luftiger Steinbau heute sich in der tiefblauen Luft abhebt wie leicht durchbrochenes Spitzengewebe, oder ein auf dem Himmelsgrund gemalter Schatten. — Geschäftige Menschen eilen durch die engen Münsterstraßen mit den altverbauten Häusern und den kleinen, modern sein wollenden Läden. — Ein leichtes Sonnenzittern liegt auf dem grünbemoosten Dach des alten Franzosenschlosses am Markt. — Französische Akzente klingen an mein Ohr und der singende Ton der Süddeutschen. Ich gehe in die alte Weinstube am Münsterplatz. Das Haus, mit wunderbar-eigenartigen Holzschnitzereien über und über verziert, mutet so bodenständig, urkräftig deutsch uns an. Stammt gewiß noch aus jener Zeit, da das Elsaß noch nicht französisch war. — Durch die bunten Butzenscheiben schaue ich auf den roten Münsterturm und den weiten Platz. Es liegt ein Eigentümliches in der Luft. Der alte Franzose dort mit dem weißen Knebelbärtchen, der seit vierzig Jahren Deutscher ist und doch immer ein Welscher bleibt, sieht uns heute so merkwürdig an. Mir ist, als ob in seinen kleinen, lebhaft blinzelnden Augen ein gewisser versteckter und doch siegessicherer Triumph liege. — Eben kam die Nachricht von der Geschichte unten in Mülhausen in dem Café. Verworren nur. Wahres und Erfundenes bunt gemischt. Aber eine Blamage der Deutschen. So viel ist sicher. — Vielleicht eine große, — zu große. Wir alle fühlen's: Man hat etwas niedertreten wollen in uns; — nein, nicht nur gewollt — man hat niedergetreten. — Und in den Augen der Franzosen dort an den schweren, altdeutschen Holztischen liegt unausgesprochen die Phrase aller französischen Blätter der letzten Tage: „Das Elsaß ist noch immer gut französisch.“ Und wie sie jetzt sich des Skandals von Mülhausen freuen, so vor Tagen des Triumphs von Weißenburg. Es ist kein Zufall, daß Norden und Süden der Provinz so still verstehend die Hände sich reichen und zu gleicher Zeit an beiden Orten so mächtig es aufflammte. Dort der Deutschenhaß durch demonstratives Lärmen, hier die Franzosenliebe durch praktisch handelnde Tat. Der Skandal von Mülhausen ist die logische Folge des Freudentaumels von Weißenburg. Und unsere Regierung trägt die Verantwortung. Noch wenige solcher Fälle nur, — und die mühvoll-schwere Arbeit von vierzig Jahren bricht jämmerlich in ein Nichts zusammen. Und wir stehen schlimmer im Elsaß als 1871. — Sysiphusschaffen alles!

Während so wir Deutsche in der alten Weinstube uns bereden, treten mehrere Franzosen ein; alte und junge. Auch in ihren Augen wieder der versteckte Triumph. Fast demonstrativ halten sie in ihren Händen den „Matin“, den „Figaro“ und verschiedene kleine fran-

zösische Blätter. Lachend werden die Franzosen aus der hintern Ecke des Gastzimmers begrüßt. Da ruft einer von ihnen, ein junger, schneidiger Kerl, — Handlungskommis mit keckaufgezwirbeltem Schnurrbart — den Kumpanen hinten lustig zu: „Allons enfants!“ Ein laut-helles Lachen vom Tisch her und auch von dort ein Rufen: „Allons enfants, Allons enfants!“ — Sonst nichts. Kein Wort mehr. Kein Singen. Nur der kecke Ruf. Und jeder versteht. In uns Deutschen steigt, nur mühsam unterdrückt, eine stille Wut auf. Unwillkürlich wollen wir uns erheben. Es gärt in uns. Zum Donnerwetter, Teufel, — soll es hier jetzt ein zweites Mülhausen geben?! Einer von uns beginnt schon leise die Nationalhymne zu pfeifen. Da aber tritt der Wirt, dick und behäbig, auf die Burschen zu: „Bitte, meine Herren, in Ihrem und meinem Interesse, — nichts weiter!“ Sie lachen, witzeln ein wenig, fürchten aber selbst wohl die Konsequenzen, schweigen und setzen ruhig sich an den Tisch zu ihren Genossen. Aber wir alle fühlen's: Die Luft ist geladen. — Explosivstoffe rings. — In dem Erzählen an den deutschen Tischen schwirrt das Gespenst von Mülhausen. Ein Gerücht ja alles nur. Haltlos, nicht zu packen, aber fast dämonisch in dieser Unbestimmtheit. Keiner weiß Sicheres, aber jeder Schlimmes. Man soll die Deutschen mit Gläsern und Tassen beworfen, sogar das Messer gezogen und den Sänger der Nationalhymne verwundet haben. Und französische Zeitungen gehen herum mit den Berichten über die Denkmalsweihe. Überschwengliche Schilderungen des Freudentaumels der Weißenburger Bevölkerung und versteckt deutliche Hoffnungen auf das noch immer franzosentreue Elsaß. — Und das Gespenst wächst.

Wird zu einem dunkel-schweren. — Vielleicht, — wenn gar — aus allem, ein Aufstand — man kann nie wissen! Ein Aufstand der Elsässer! Wie oft schon ist aus so Kleinem wie dort in Mülhausen Schreckliches geworden. Die Macht der Priester ist groß. — So weit geht ihr Einfluß. — Oder in Frankreich wird doch der alte, nie tote Revanchegedanke wieder zur Macht. Gar zur Tat? — Und knüpfen drüben sie ihre Fäden an die Geschichten von Mülhausen und Weißenburg? Über uns Deutschen allen liegt es schwer-drückend. Fast hat man das Gefühl, als ob in Feindes Land man sei. Denn hier wirkt alles das viel verzerrter, unheimlicher, gefahrdrohend größer als draußen im Reich bei nüchterner Zeitungslektüre. Und sehnsuchtsvoll gehen unsere Gedanken nach dem Osten, — zur Reichshauptstadt. Von dort muß Hilfe kommen. Von dort muß anders vorgegangen werden. Es muß, — es muß! — Das sichere Wissen ist uns allen. Jetzt, sofort, ehe viel, viel zu spät es geworden. — Wenn's nicht zu spät schon ist! —

Durch leichtes Hügelland, an kleinen Forsten und weiten Stoppelfeldern vorbei saust der Zug. Ortschaften mit niedrigen Kirchtürmen in den Gründen versteckt. — Fern am Horizont die blauen Schatten der Vogesen und drüben, jenseits des Rheins, des Schwarzwalds dunkle Höhenzüge. — Immer, wenn durch diese anspruchslose, still-friedliche Landschaft ich fahre, denke ich der schweren Zeiten von damals, wo „unser Fritz“ mit seinen süddeutschen Truppen so verzweifelt für Deutschlands Freiheit gerungen. Man sieht's dem Boden mit seinen Wiesen und Äckern, seinen Wäldchen und friedlichen Häusern gar nicht an, wie „blutdurchtränkt“ er ist. — An einem niedrigen engen Bahnhof hält der Zug. — „Weißenburg!“ Ein Name, den kaum im Elsaß man überall kennen würde — der Ort ist ja so klein —, wenn der eine Augusttag nicht gewesen. Durch das unscheinbare Dorf, das ziemlich weit vom Bahnhof entfernt liegt, gehe ich dem Geisberg zu. — Ein klar-blauer Novembertag ist's. Weit dehnt sich der Blick über die friedliche Landschaft hin bis zu den Berghöhen fern am Horizont; — alles ist vergessen, was einst hier getobt. — Da — eine Wegbiegung, schon seh ich's vor mir, — hochragend, — mein Herz krampft sich zusammen, — eine wilde Wut schlägt auf in mir. — Verwünscht! — Das, — das müssen wir uns gefallen lassen! — Nein, müssen es nicht, — lassen es uns gefallen! — Brav und still wie deutsche Michels eben. Da oben, verfl . . ., ich beiße die Zähne aufeinander, da oben steht ja, auf hohem Obelisk, stolz und kühn, — der gallische Hahn! — Und schaut trotzend gar in deutsche Lande hinein! Das ist ja zum — — —! Auf deutschem Boden! Unsere Soldaten sind hier gefallen; für unsere Freiheit liegen als tote Sieger sie da

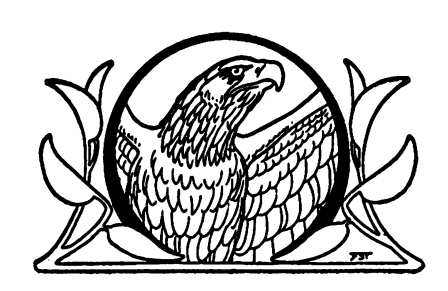
unten — und über ihnen kräht, mutig seine Flügel schlagend, das welsche Tier. Das Siegeszeichen der Besiegten als Totenmal für unsere mutigen Streiter! — Das habt ihr euch auch nicht träumen lassen, ihr Helden von Weißenburg, als sterbend euer Ohr noch die glückliche Kunde traf: „Sieg! Sieg! Die Franzosen sind geschlagen!" — daß einst zum Dank für euer schweres Sterben über euren Gräbern der gallische Hahn frech und fordernd nach Deutschland wird blicken. Daß die Feinde ein trotziges Siegesmal aufpflanzen würden auf dem deutschen Schlachtfeld. Eine tiefe Beschämung kommt über mich. Ja, wenn wir die Besiegten wären, dann müßten wohl zähneknirschend wir es uns gefallen lassen, daß das Tier da oben über bisher deutsche Lande seine Flügel schlage, statt, daß der deutsche Adler spähend hinüberblickte in der Franken Lande. Aber das ist's ja eben nicht! Wir sind die Sieger und lassen den Feind triumphieren, so triumphieren! — Nein, nein, das durfte nicht sein, — soweit durfte Deutschland nie sich vergessen. Gerade im Elsaß müssen so stolz wir unser Deutschtum behaupten gegenüber all den römisch-welschen Einflüssen. Wie konnten nur hiervor so weit wir zurückweichen? —

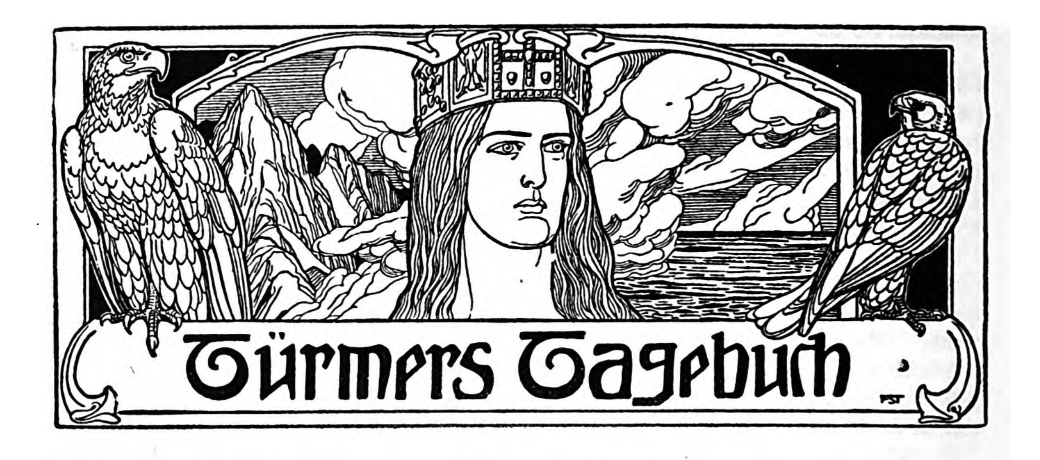
Mit einem bitteren Ärger im Herzen gehe ich zum Dorf zurück. Will nichts mehr sehen vom Denkmal, nicht die französische Inschrift und die idealisierte Frauengestalt. — In den Gesichtern der Dorfleute liegt dasselbe Merkwürdige wie bei den Franzosen in der Straßburger Weinstube. Sie erkennen mich als einen Deutschen. Wieder sehe ich den versteckten Triumph in den blinzelnden Augen: Wir haben's erreicht und erreichen noch mehr! Auch in diesen Blicken liegt das sicher-frohe Wissen: Das Elsaß bleibt immer französisch! — Mir war fast, als hätte ich mich schämen müssen, ein Deutscher zu sein; denn nimmer konnt' das Gefühl ich los werden: in Feindesland! Und ist doch deutsches Land seit nahezu vierzig Jahren! — Deutsches Reich! — —

Mülhausen und Weißenburg, Süden und Norden des Elsaß, sie verstehen sich so gut. Sind ja so eins in ihrem Wollen. Ja, deutsche Regierung, Mülhausen ist nur die logische Konsequenz von Weißenburg. —

Denn „das Elsaß bleibt immer gut französisch".

Otto Thomas





Auch ein Gedenktag — Immer rückwärts voran! — Der Geist

Vor 60 Jahren erlebte Berlin ein Schauspiel, das, wie die „Volksztg." erinnert, die ganze Stadt, ja das ganze Land bis in seine tiefsten Tiefen erschütterte. Am 28. November 1849 begann vor dem Schwurgericht der Prozeß Waldeck, am 3. Dezember endete er mit der vom Staatsanwalt selbst beantragten Freisprechung des Angeklagten, des Geheimen Obertribunalrates Waldeck. In ihm, als dem Führer der freiheitlichen Bewegungen sollte diese selbst von der Reaktion meuchlings getroffen werden. Aber es gab noch Richter in Berlin.

Sonst wäre ihm, wenn nicht das Schafott, das Zuchthaus sicher gewesen. „Durch einen gefälschten Brief des nach der Schweiz geflüchteten revolutionär gesinnten rheinischen Abgeordneten D'Ester an Waldeck wollte man diesen rechtschaffenen Mann des Hochverrats ‚überführen'. Als Mittelsmann dienten der Mitarbeiter der ‚Kreuz-Zeitung' Gödsche und ein stellungsloser Ladendiener Ohm, der sich als Empfänger des kompromittierenden Briefes hergab, und in dessen Schlafrocktasche die Polizei bei einer eigens zu dem Zwecke veranstalteten Haussuchung den Brief ‚fand'.

Um ungesetzlich gegen Waldeck vorgehen zu können, verschärfte man am 15. Mai den über Berlin verhängten Belagerungszustand, und setzte ein Kriegsgericht ein, das Waldeck aburteilen sollte. Aber als man nun den vom Kreuz-Zeitungs-Gödsche angeworbenen ‚Mitverschworenen' Ohm verhaftete, sah man, daß man diesen Kronzeugen unmöglich einem Waldeck gegenüberstellen konnte. Daher erhielt Herr Ohm Gelegenheit, aus der Wohnung des ‚zufällig abgerufenen' Polizeipräsidenten v. Hinkeldey zu entfliehen! Nun wurde bei Waldeck gehaussucht. Natürlich fand man nicht ein Atom Belastungsmaterial. Also mußte Ohm als Belastungszeuge wieder herbeigeschafft werden. Auf Bestellung verriet er seinen Aufenthalt an Gödsche und wurde wieder verhaftet. Dann schritt man zur Verhaftung Waldecks, den man aber vor das Schwurgericht stellen mußte, und der nun wenigstens sieben volle Monate in Untersuchungshaft gehalten wurde. Es kennzeichnet die ganze Schamlosigkeit der Reaktion, die mit allen Mitteln den König in Schrecken

halten wollte, daß sie die Erhebung der Anklage auf Grund der elenden Fälschung des Schurkenpaares Gödsche-Ohm durchzusetzen wußte. Das Ergebnis des Treibens gegen Waldeck war eine beispiellose Erbitterung im Volke. Zu Tausenden wurde sein Porträt, das den Volksmann hinter Gefängnisgittern zeigte, allem Aufpassen der Polizei zum Trotze, verkauft, und sein Geburtstag am 31. Juli war ein Volksfest.

Endlich kam der große Tag der Vergeltung. Eine riesige Menschenmenge harrte auf den Ausgang des Prozesses vom 28. November an Tag für Tag auf dem Molkenmarkt, wo im alten Polizeipräsidium das Schwurgericht tagte. Schon mehrere Tage vorher hatten die Zeitungen die Anklageschrift veröffentlicht, woraus hervorging, daß die Staatsanwaltschaft selbst an die Echtheit des angeblichen D'Ester-Briefes nimmermehr glaubte. Und doch die Anklage? — Als Waldecks stattliche, imponierende Gestalt in dem Anklageraum erschien, sah man mit Zorn und Kummer, daß sein Haar in der Haft schneeweiß geworden war. Wie belastet das Gewissen der Reaktionäre und ihres Beauftragten Hinkeldey war, erkannte man aus dessen brüskem Auftreten vor Gericht, das der Vorsitzende Taddel scharf rügte. Aber es half alles nichts; am Ende des Prozesses mußte der Staatsanwalt selbst die Anklage für ‚ein Bubenstück, ersonnen, um einen Mann zu verderben', erklären, und Waldeck wurde glänzend freigesprochen.

Wer den stenographischen Bericht dieses Prozesses liest, dem steigt der Ekel würgend in die Kehle über diesen Wust von elendester Niedertracht und Verworfenheit, der hier zutage gefördert wurde. Im Volke brach sich die lange zurückgehaltene Spannung jetzt mit elementarer Gewalt Bahn: als der Freigesprochene am 3. Dezember nachmittags 2½ Uhr vor dem Gerichtsgebäude erschien, um in einem Wagen nach seiner in der Dessauerstraße belegenen Wohnung zu fahren, da brauste ein Jubelsturm zum winterlichen Himmel empor. Man spannte die Pferde des Wagens aus, und die begeisterte Menge führte den Befreiten im Triumph am königlichen Schlosse vorbei, in dessen Gemächern der Volksjubel sehr unliebsam empfunden wurde. Am Abend aber war ein großer Teil Berlins illuminiert.

Natürlich schäumte die Reaktion vor Wut. Man stellte die Volksszenen, wie noch heute die Straßendemonstrationen gegen das preußische Wahlunrecht, als ‚bestellten Tumult' hin, als Aufstandsversuch, und natürlich wurden diese neuen Verhetzungen der ‚Kreuz-Zeitung' sofort dem König hinterbracht. Herr v. Gerlach, der ... ‚Rundschauer' der ‚Kreuz-Ztg.', wies in einer Broschüre nach, daß nur die äußerst schlechte Leitung des Prozesses an dem höchst ‚parteiischen' Ausgange schuld sei. Alle Entlastungszeugen hätten als Gesinnungsgenossen Waldecks auf die Anklagebank gehört. Die Geschworenen seien vom Volke terrorisiert worden. Das Königtum bedürfe zu seiner Sicherheit anderer Gerichtshöfe! Und diese neue Teufelei erzielte ihre Wirkung. Friedrich Wilhelm IV. schrieb in diesen Tagen an seinen teueren Otto v. Manteuffel: ‚Lieber Otto, ich muß einen Gerichtshof haben, der verurteilt, wo die anderen freisprechen!' Solchergestalt äußerte sich infolge des Treibens der Kamarilla die Wirkung des Prozesses Waldeck im Berliner Schlosse!

Die Reaktion, die nun Waldeck nicht mehr treffen konnte, nahm Rache an den Richtern. Der Vorsitzende Taddel, ein wahrer und gerechter Richter, wurde als ‚unzuverlässig' mit politischen Prozessen nicht mehr betraut; der Oberstaatsanwalt v. Sethe mußte seinen Platz gefügigeren Werkzeugen der Kamarilla einräumen. Der Direktor der Stadtvogtei v. Rohr, der Waldeck während der Untersuchungshaft allzu menschlich behandelt hatte, war noch vor dem Abschlusse des Prozesses entlassen worden. Waldecks Verteidiger, Rechtsanwalt Dorn, sollte allen Ernstes aus den Reihen der Landwehroffiziere gestrichen werden! Aber auf diesem Wege elendester, erbärmlichster Rache blieb man nicht stehen. Man sorgte für Gerichtshöfe, die prompt verurteilten. Die Veröffentlichung einer Anklageschrift vor Abschluß eines Prozesses wurde verboten. Es wurde eine zielbewußte Aktion eingeleitet, um durch Gesetze zu verhindern, daß in Zukunft die politischen Prozesse einen Ausgang nahmen, wie ihn der Prozeß Waldeck genommen hatte. Man beugte das Recht mit einer Schamlosigkeit sondergleichen. Man entzog die politischen Prozesse dem Schwurgericht; man beschränkte die Rechte der Verteidigung. Und die Krönung des Werkes bildete eine an die Kammern gerichtete Botschaft, wonach ein Staatsgerichtshof für verfassungsmäßig erklärt wurde! Das war das Ergebnis des Prozesses Waldeck! ..."

Das Wort von der „kochenden Volksseele" war damals noch keine bloße Redensart. Welche Erregung zittert uns aus den zeitgenössischen Tagebüchern Varnhagen von Enses über das freilich unerhörte Bubenstück entgegen. Unter dem 28. November 1849 schreibt er:

„Schon um 4 Uhr aufgewacht und auch nicht wieder einschlafen können, weil ich immer an Waldeck denken mußte, der heute vor dem Schwurgericht steht. Und was alles dacht' ich und fühlt' ich bei diesem Anlaß! Wird ein Gerichtsmord ausgeübt werden aus Parteihaß? Unmöglich ist es nicht bei diesen Anstrengungen der Reaktion, bei diesen niederträchtigen Einflüsterungen der Kreuz-Zeitung. Der arme Waldeck! Aber der Volkssache wird auch seine Verurteilung nutzen, wohl gar mehr als seine Freisprechung. Aber wer, der, wie wir alle, von seiner Unschuld überzeugt ist, wünscht nicht heiß und tief, daß diese anerkannt werde?

Donnerstag, den 29. November 1849.

Der Waldecksche Prozeß wirft ein helles Licht auf die Scheußlichkeit der Reaktionspartei, auf die Entsittlichung der Behörden. Nur für so dumm hätte man sie nicht gehalten, dies alles an den Tag kommen zu lassen! Was für ein Mensch der Polizeipräsident v. Hinckeldey ist, liegt nun vor Augen. Sein Verhör als Zeuge stellt ihn völlig in seiner Blöße hin. Ein Genosse von Ohm und Gödsche! Keine Spitzbüberei, keine Gewalttat, die sich die Polizei nicht erlaubt hielte. Die ganze Welt lernt nun dies Schandgetriebe kennen. Das rohe, flegelhafte Benehmen Hinckeldeys vor Gericht ist das größte Ärgernis, die größte Dummheit! Und noch sind einige Geschworenen auf seiten dieser nichtswürdigen Partei, möchten Waldeck schuldig finden, ihn verurteilen! — Dieser Prozeß wird seinen furchtbaren Nachhall haben, wird weit wirken, den wird man künftig wünschen, nicht versucht zu haben! Die Kluft zwischen Regierung und Volk wird durch ihn gewaltig erweitert. Man verliert alle Achtung vor den Behörden, alles Zutrauen. Die im Zuchthaus

sein sollten, sind im Amte, die im Amte sein sollten, werden von jenen ins Zuchthaus gesetzt! Wir haben dergleichen in der französischen Revolution gesehen, in der Restauration von 1814 bis 1830, aber so schändlich wie hier kaum. Was läßt sich davon erwarten? Die Folgen solcher unsittlichen Wirtschaft in Frankreich haben wir gesehen, sie werden hier nicht ausbleiben....

Die Abscheulichkeiten der Kreuz-Zeitung, die verräterischen Bübereien gegen Waldeck und andere Nichtswürdigkeiten kommen täglich mehr an den Tag. Und welch ein Licht fällt auf den Oberstaatsanwalt Sethe, auf den Justizminister Simons, auf Manteuffel, auf die ganze Regierung, die dergleichen Bübereien nicht nur duldet, sondern begünstigt, einen unschuldigen Ehrenmann wissentlich in solchen Schlingen sechs Monate festhält! Der König liest doch gewiß die Berichte von dieser großen Gerichtsverhandlung, sollte er, dessen Herz edel, dessen Geist scharf ist, nicht empört sein durch die Schändlichkeiten, mit denen man seine Regierungszeit in der Geschichte besudelt, sollte er nicht die ganze Sippschaft zum Teufel jagen? Die Gottlosigkeit, die er verabscheut, der Verrat, über den er klagt, alles Böse und Schlechte, das er unterdrücken möchte, sitzt in hohen Ehren ihm ganz nah; die Redlichkeit, Wahrheit und Treue im Gefängnis!

In Wien lacht man der preußischen Deutschheit und hat die Zuversicht, daß alles in ein Possenspiel, in beschämendes Aufgeben enden wird. Der Fürst von Schwarzenberg hat gesagt, der König solle nur wieder zu Pferde steigen und in einem Umritt durch die Stadt bekannt machen, daß es nichts sei mit Preußens Deutschheit. Den neuen Umritt sei er zur Buße des ersten der Welt schuldig.

Hier sagt man, wie damals von Karbe, Urban usw. könne er sich jetzt von Gödsche, Piersig begleiten lassen, damit die Parallele vollständig sei! Die Altpreußen, das heißt die Leute der ‚Neuen Preußischen Zeitung‘ hassen nichts mit solchem Grimm und Eifer als jenes Reiten. Sie verzeihen es dem Könige nimmermehr!

Sonnabend, den 1. Dezember 1849.

Besuch von Weiher; zum Waldeckschen Prozeß hatte er eine Zuhörerkarte, war aber zu unwohl, um sie zu gebrauchen; Bericht von Augenzeugen über den Eindruck, den das Betragen Ohms, Hinckeldeys, Gödsches usw. gemacht; das ungeschliffene Wesen des Polizeipräsidenten, die Jungenhaftigkeit Ohms waren den Volksfreunden das größte Gaudium, ihnen hätte kein größerer Gefallen geschehen können.

Alle Welt ist voll des Prozesses Waldeck. Die Partei der Kreuz-Zeitung erlebt die fürchterlichste Niederlage, man sieht mit Entsetzen, welcher Unflat und Giftmoder von dort in der Regierung aufstieg, und diese sinkt in tiefe Verachtung. Mit jedem Tage werden die Enthüllungen ärger. Gott hat die Ruchlosen mit Blindheit geschlagen, daß sie es zu diesem Prozeß kommen ließen! Die Dummheit ist übergroß.

Die ‚Kreuz-Zeitung‘ hat die Aussage der Schriftverständigen in offenbarer Fälschung wiedergegeben und viele Umstände ausgelassen. Sie rechnet auf den ersten Eindruck bei solchen Lesern und Leserinnen, denen die unausbleibliche Lügenstrafung nicht zu Gesicht kommt.

Die ganze Wucht der Regierung lag — das sieht man jetzt — eine Zeitlang auf dem Stützpunkte Ohm, diesem niedrigsten Auswurf der Betrügerei, auf seinen Lügen ruhte das Ansehen, das Manteuffel in den Kammern sich gab, die Erklärungen, mit denen er das Land schreckte und hinhielt. Die Staatsretterei erscheint jetzt im wahren Lichte. Gödsche und Ohm verdienen die höchsten Orden!

Sonntag, den 2. Dezember 1849.

Überall steht uns Rückzug, Schande bevor! Über den Prozeß Waldeck und alle diese Bübereien, eine unermeßliche Niederlage für die Reaktion! Wie muß sie es bereuen, dies angezettelt zu haben, so niederträchtig nicht nur, sondern auch so plump, so dumm! Schon machen die Halunken sich Vorwürfe untereinander, schon heißt es, Hinckeldey müsse springen! und warum nicht Manteuffel? ist der besser?

Der Prozeß Waldeck ist in aller Leute Mund. Die Jungen auf der Straße schreien: ‚Waldeck wird frei, Berlin wird erleuchtet!' Die Demokraten aber wollen, daß alles ganz stille bleibe. Die Leute sagen auch, Ohm habe sich erhängt. Obgleich alle Zeitungen ausführlich über den Prozeß berichten, will doch alle Welt die bei Hempel erscheinenden stenographischen Berichte haben, die Pressen haben in diesen Tagen gegen dreißigtausend Abdrücke geliefert, aber immer drängen neue Käufer heran, der Drucker hat Polizei zu seinem Schutze begehrt; an die Besteller die Bogen auszuschicken, läßt man ihm keine Zeit, ich zum Beispiel habe noch nichts erhalten.

Montag, den 3. Dezember 1849.

Waldeck frei! Der Waldecksche Prozeß ist ein Sieg, den alle Bajonette und Kanonen nicht verhindern konnten, ein Sieg, den die Reaktion dem Volke aufgezwungen hat, sie arbeitet betört für unsere Sache. Und so wird es weiter gehen! Alles wendet sich uns zum Vorteil. Einer schlechten Sache dagegen wird alles zum Nachteil, das Ja wie das Nein, der Sieg wie die Niederlage.

Weiher kommt und berichtet, daß der Staatsanwalt Sethe seine Anklage gegen Waldeck hat fallen lassen. Aber noch hegen wir ängstliche Zweifel, ob Waldeck, wenn auch freigesprochen, wirklich frei wird!

Endlich Nachmittag kommt Dr. Hermann Franck und erzählt den ganzen Vorgang, Waldeck einstimmig freigesprochen, Ohm angeklagt und in Vorhaft, Dorns Vorwürfe gegen Sethe. Waldecks Nachhausefahren, vom Volke gezogen, tausendfacher Jubel, alle Welt in Bewegung, die Straßen schwarz vom Menschengedränge. Ludmilla (Varnhagens Frau) kommt nach Hause, sie hat viel von der Bewegung miterlebt; erzählt.

Eine Schlacht von Jena für die Reaktion, dieser Prozeß. Nun geht erst die Sache recht los, sie widerhallt durch ganz Europa.... Und was kann noch an den Tag kommen! Die Folgen sind unabsehbar! — In der Dessauerstraße wurden die Häuser erleuchtet, Konstabler untersagten es. Sperrung des Potsdamer Tores, der nächsten Straßen durch Hunderte von Konstablern, die sich sehr brutal benehmen.

Alle Zeitungen voll von Umständen des Prozesses, der Volksfreude. Noch zuletzt hat die Reaktion auf die Geschworenen durch eine Zuschrift einwirken wollen,

die ihnen vorstellt, auch unschuldig müsse Waldeck verurteilt werden! Die Zuschrift wurde dem Gericht von den Geschworenen eingereicht und öffentlich vorgelesen.

Nach sieben Monaten stellt sich die Waldecksche Sache genau so dar, wie sie der elende Meusebach gleich in den ersten Tagen der Frau Bettina v. Arnim gestanden hat! (Ihr Name ist auch vor Gericht genannt worden durch den Buchhändler Schneider.) Es ist nur zu klar, daß die ganze Regierung den wahren Verhalt gewußt, die Büberei begünstigt, ja betrieben hat!

Donnerstag, den 6. Dezember 1849.

Die Untaten und Greuel der Polizei werden immer gräßlicher; ich kann die Schilderungen nicht ohne Herzpochen lesen! Die ‚Kreuz-Zeitung' erhebt sich wieder in aller Unverschämtheit, und die anderen knechtischen Zeitungen, die Vossische, die Spenersche nehmen Ausfälle gegen Taddel, den Gerichtspräsidenten, gegen Sethe, gegen Waldeck und für Hinckeldey auf. Es ist die größte Entsittlichung, die ich noch erlebt habe, die Franzosenzeit war Kinderspiel gegen das, was heute vorgeht. Und keine Hilfe abzusehen, auf lange Zeit! — Wenn nicht ein Deus ex machina plötzlich auftritt...."

* * *

Ob heute wohl noch dergleichen möglich wäre? In den selben Formen — schwerlich. Auch nicht mit jener ausgewachsenen Skrupellosigkeit und Brutalität. Dazu sind wir doch alle ein feiner organisiertes Geschlecht. Zwar trennen uns nur 60 Jahre von jenen Vorgängen, aber in diesen 60 Jahren hat sich eine Entwicklung vollzogen, die entscheidend war, die innerlich nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Und doch ist die Erinnerung — zeitgemäß. Denn je unaufhaltsamer und sieghafter das Werdende, das Neugewordene an den Pforten des nur historisch noch zu Recht Bestehenden rüttelt, um so hartnäckiger und verzweifelter verschanzt sich dieses hinter seinem vermeintlichen, aber eben nur „historischen Recht", gebraucht es die ihm noch verbliebene Macht zu deren nur immer noch möglichen Befestigung und — Erweiterung. Denn Machtbefestigung bedeutet in gewissen Stadien, auf die Dauer immer, Machterweiterung. Das liegt im Gesetze jeglichen Wettbewerbs, des politischen wie des wirtschaftlichen.

In der Tat sehen wir die retardierenden Kräfte überall an solchem Werke. Keine noch so zeitgemäße, gesunde Reform, in die sie nicht ihre Haken einzuschlagen versuchten. Und manchmal zielt die ganze, große, schöne Reform am letzten Ende nur darauf ab, den Herrschaftsbereich der „historisch Berechtigten" ins Unabsehbare auszudehnen, statt ihn, wie der löbliche Vorsatz lautet, in die Grenzen der zeitgemäßen Billigkeit und Vernunft zurückzudrängen.

Welche schöne, große Reform ist uns doch mit der inneren Verwaltung Preußens verheißen worden! Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Nächst der Reform des preußischen „Wahlrechts" kein populärerer Gedanke in Preußen! „Man sprach davon," schildert ihn Grethen in der „Christlichen Welt", „es werde zuviel von oben regiert, es müsse eine Dezentralisation stattfinden, und das könne nur in der Weise geschehen, daß die Kreise mehr als bisher beteiligt würden. Personal- und Sachkenntnis sei in dem kleinsten Verwaltungsbezirk am ersten zu finden; hier

sei auch der Gefahr der Bureaukratisierung am besten vorgebeugt. Das sah so aus, als solle die Selbstverwaltung, die ja in den Kreisen immerhin noch eine Stätte hat, reformerisch gestärkt werden.

Die jetzt veröffentlichten Grundzüge geben allerdings ein anderes Bild. Neben der Finanzabteilung für direkte Steuern, Domänen und Forsten soll die Kirchen- und Schulabteilung als kollegiale Behörde bei den Regierungen eingehen. Ein Teil der von diesen Abteilungen bisher besorgten Geschäfte wird vom Regierungspräsidenten unter der Beihilfe technischer Räte bearbeitet; ein anderer Teil geht auf die Landratsämter über. In diesem Sinne ist die Dezentralisation gemeint. Das preußische Landratsamt erhält eine Reihe von Regierungsfunktionen, die es bisher nicht besaß. Seine Arbeit, seine Machtsphäre wird bedeutend erweitert. Aus dem alten Landratsamte wird eine Präfektur....

Kein Geringerer als Bismarck hat in seinen Gedanken und Erinnerungen einmal das Loblied des alten preußischen Landrates gesungen. Man wird Bismarck wohl nicht die Tendenz zutrauen, daß er mit dem Lobe der älteren Zeit einer Minderung des Staatsgedankens oder der staatlichen Autorität habe das Wort reden wollen. Sondern er gehörte in einer kurzen Periode seines Lebens zu der Gattung von Leuten, die mit offenem Verständnis als Kreiseinwohner die ersprießliche Arbeit der alten Verwaltungsbeamten kennen gelernt hatten. Schon bei seinen Lebzeiten bedauerte er die Wandlung, welche dieses Amt immer mehr nach der rein staatlich-bureaukratischen Seite hin machte. Der Landrat ist ja immer Staatsbeamter gewesen, gleichsam die unterste Stufe der großen Stiege, die aus dem regierenden Stockwerk zum Volke herabführt. Aber gerade diese unterste Stufe der höheren Verwaltung war ursprünglich so gedacht, daß ihr Inhaber ein Zwischenglied darstelle zwischen den kleinen zur Selbstverwaltung bestimmten Bezirken und Instanzen und der mehr bureaukratisch organisierten Regierung. Der Landrat war zugleich Vertrauensmann der Regierung und des Kreises. Mit dem letzteren aber so verbunden, daß es als selbstverständlich galt, wenn er in der Regel während der ganzen Dauer seiner Dienstzeit auf diesem Posten verblieb und seinen Ehrgeiz nicht durch eine sogenannte Karriere, sondern durch immer engere persönliche Berührung mit der Bevölkerung befriedigt fand. Wie selten wurde ein alter Amtmann oder Landrat versetzt! Wie oft hatten sie sich so eingelebt, daß sie im Umgang den Dialekt der Bevölkerung sprachen! Wie zahlreich waren die Fälle, in denen statt der schriftlichen Verfügungen die mündliche Verhandlung mit den Kreiseingesessenen gewählt wurde! Wer mit seinen Erinnerungen noch in jene Zeit zurückreicht, wird auch wissen, daß dabei die obrigkeitliche Autorität durchaus gewahrt wurde, daß jene alten Beamten mit viel Klugheit und Weisheit die oft verzwickten ländlichen Verhältnisse ordneten und grade dadurch viel erreichten, daß sie auch Meister in der Beschränkung waren und nur die Dinge angriffen, die unmittelbar ihres Amtes waren. Das in den alt- und neupreußischen Provinzen so tief eingewurzelte Vertrauen in die Rechtlichkeit der Obrigkeit ist eine Frucht der Arbeit jener Beamten. Gab es auch manchmal recht patriarchalische oder autokratische Naturen unter ihnen, so waren sie es doch vor allem im Interesse

ihres Kreises. Sie suchten die Kraft zur Selbstverwaltung zu heben, und wer in irgend einer kleinen dem Landkreis eingegliederten Stadt gelebt hat, wird auch wissen, wie die Selbstverwaltung dieser kleinen städtischen Gemeinwesen unangetastet blieb, so lange nicht Torheiten begangen wurden, die kein Regiment unbeachtet lassen kann. Wir dürfen uns die landrätliche Tätigkeit von damals auch nicht etwa als sehr behaglich und gemütlich vorstellen. Es waren vor etwa fünfzig Jahren in den Landkreisen noch oft Widerstände vorhanden, die heute längst überwunden sind. Sie wurden durch Klugheit und Weisheit und durch die Tatsache überwunden, daß der Beamte gleichsam mit beiden Füßen, mit Kopf und Herzen im Kreise stand.

In die Mitte der siebziger Jahre fällt die Verwaltungsreform des Grafen Eulenburg, die im wesentlichen jetzt noch gilt. Diese Reform knüpfte mit Recht an die Doppelstellung des Landrats an, machte sogar — dem liberalen Zuge jener Zeit entsprechend — der Selbstverwaltung der Kreise weitere Zugeständnisse. Nominell wird der Kreis durch den Kreistag und dessen Ausschuß mit verwaltet. Der Kreistag wählt sogar den Landrat, kann ihn unter Umständen aus den Grundbesitzern des Kreises wählen, nur daß der Gewählte der Bestätigung bedarf. Man weiß aber, wie selten solche Wahlen aus dem eigenen Entschlusse der Kreistage zustande kommen. Tatsächlich sind die meisten Landräte Verwaltungsbeamte nach Beruf und Vorbildung, und das bureaukratische Moment ist — aus verschiedenen Gründen — so gewachsen, daß der Landrat trotz seiner Wahl lediglich als Regierungsvertreter in seinem Kreise gilt und mit denjenigen Mitteln arbeitet, die jede bureaukratisch organisierte Behörde anzuwenden pflegt. Indem außerdem noch zwischen Landrat und Gemeinden in den meisten Provinzen die sogenannten Amtsvorsteher (in Schleswig-Holstein Landvögte, Hardesvögte, Kirchspielsvögte) eingeschoben sind, hat das Schreibwerk — insbesondere die polizeilichen und die aus der sozialen Gesetzgebung resultierenden Sachen — so zugenommen, daß die Ehrenämter der Selbstverwaltung fast gemieden werden. Auch die Ehrgeizigen, die sich Zeit zu solchem Amte lassen, werden wegen ihrer mangelhaften Geschäftsroutine immer mehr von der Zentralstelle des Landratsamtes abhängig. Größere, zahlungskräftige Gemeinden verfallen immer mehr auf den Ausweg, das Amt des Ortsvorstehers einem verabschiedeten Subalternbeamten oder Offizier im Hauptamte zu übertragen. In vielen Kreisen hat sich somit schon eine ganz bureaukratische Verwaltungshierarchie (Landrat, Amtsvorsteher, Ortsvorsteher im Hauptamt) gebildet. Die Selbstverwaltung besteht, wie mancher bitter klagt, nur noch in einem: die Eingesessenen müssen den ihnen zukommenden Teil der Kosten dieser Verwaltung selbst bezahlen. Das ist aber doch die *Karikatur der Selbstverwaltung*. Die Vorbildung jener unteren Organe macht es aber verständlich, daß sie weniger die Selbstverwaltung fördern, als dem landrätlichen Winke zu gehorchen gewillt sind.

In *dieser* Richtung ist die Entwicklung weiter gegangen. Die Landräte sind nicht mehr mit ihren Gedanken auf den Kreis allein konzentriert. Sie werden daraufhin beobachtet, zu welchen höheren Stellungen sie sich besonders eignen. Stehen sie doch nach heutigen Begriffen lediglich auf der untersten Stufe der

höheren Bureaukratie. Der Kreis ist gleichsam das praktische Versuchsfeld für den höheren Verwaltungsdienst, und des Landrats Tätigkeit eine Prüfung daraufhin, ob er später als Polizeidirektor, Dezernent bei einer Regierung, als Hilfsarbeiter in einem Ministerium oder als Konsistorialrat verwendbar ist. Es mag immer noch einige geben, die aus freiem Willen mit ihrem Kreise leben und sterben wollen; aber im ganzen kann man wohl sagen, daß ein Landrat, wenn er länger als zehn Jahre auf seiner Stelle gesessen hat, als ausrangiert angesehen wird von irgendeiner Seite. Er macht nicht Karriere, also wird auch nichts Rechtes mit ihm sein. Gewöhnlich hört man dann schon die Reden seiner Freunde, die das lange Verbleiben an einem Orte mit irgend einem Vorzuge des Betreffenden erklären: er sei gerade auf diesem Posten sehr nötig, der Oberpräsident schätze ihn sehr und suche ihn in seinem Bezirke zu halten, er habe auch schon einen ehrenvollen Ruf abgelehnt, oder wie die Formeln sonst lauten. Es ist bekannt, wie gern der Landrat sich um ein Mandat zum preußischen Landtage, oder wenigstens zum Provinziallandtage bewirbt, um aus der Enge seines Berufskreises herauszukommen und die für das Fortkommen nötigen Beziehungen anzuknüpfen. Natürlich wird er auch über eine lobende Anerkennung seines Wirkens aus dem Kreise heraus dankend quittieren; aber er weiß: solche Anerkennung macht es nicht. Wie er zu den höheren Instanzen steht, das ist für seine Zukunft das Entscheidende. Er wird deshalb auch vermeiden, sich in seinem Kreise allzusehr festzusetzen. Muß er doch jeden Augenblick bereit sein, dem Rufe in eine ‚höhere' Stellung zu folgen. Aus dem ‚Land'-Rat ist der Regierungs-Rat geworden. Zwar ist es noch üblich, mit starken Tönen von der Liebe zu den Kreis-Eingesessenen zu sprechen. Aber diese Redeweise ist nicht höher einzuschätzen, als die mancher Geistlichen, die gern von ihrer lieben Gemeinde reden, und wie unendlich schwer ihnen der Abschied werde, während sie schon seit Jahren nach der höheren oder besseren Stelle ausgeschaut haben. Immer mehr werden unsere öffentlichen Ämter nur Stufen zu sogenannten höheren Stellungen.

Natürlich ist das Verwaltungsamt dadurch immer mehr ein politisches geworden. Es ist merkwürdig, wie blind die liberalen Parteien diesem Grundzuge der Eulenburgischen Reform gegenüber waren. Es läßt sich nur so erklären, daß bei der damaligen liberalen Strömung im Lande die Liberalen eine politische Stärkung des Landratspostens deshalb nicht ungern sahen, weil sie die Hoffnung hegten, es werde bald nur liberale Landräte geben, wenn auch gemäßigter Observanz. So half man das Amt stärken und band sich selbst damit die Rute. Denn man wird heute und auf lange Jahrzehnte hinaus das Landratsamt als ein wesentlich konservatives ansprechen dürfen. Der zunehmende Einfluß des Amtes hat sich aber insbesondere in folgenden Richtungen vollzogen:

1. Der Geschäftsumfang ist in den letzten dreißig Jahren bedeutend gewachsen. Es sei nur an die soziale Gesetzgebung und an den Ausbau der Verkehrswege erinnert. Mit neuen Aufgaben ist neue Macht gekommen.

2. Es gibt kaum ein finanzielles Unternehmen der Einzelgemeinde, zu dem die Regierung nicht ‚Beihilfen' bereitstellt. Um sie zu erlangen, ist der Bericht des

Landrates nötig; um sie zu behalten, wird man der Regierung in der Person des Landrates einen Einfluß auf die Sache selbst zugestehen müssen. Wer mit zahlt, hat auch etwas mitzusagen.

3. Es ist Ordnung geworden, über jede im Kreise ansässige Persönlichkeit, die von ihrer Behörde zu einem anderen Amte oder Titel in Aussicht genommen ist, zuvor amtlich oder unter der Hand das Gutachten des Landrates zu hören. Abgesehen von wenigen innerlich freien Persönlichkeiten ist eine Abhängigkeit vom Landrate die notwendige Folge. Diese Abhängigkeit greift auch in das *Kirchen- und Schulwesen* ein, auf welchem Gebiete der Landrat eigentlich nur die sogenannten Externa zu erledigen hat.

4. Durch die Häufung der schriftlichen Korrespondenz mit den Gemeinden wird die Beherrschung der Verwaltungstechnik für die Ortsgemeinden und deren Leiter immer schwieriger, und die Abhängigkeit von der Zentralstelle des Kreises immer größer.

5. Das ganze System der ‚Genehmigungen' und ‚Bestätigungen' von Wahlen, Statuten, Unternehmungen der Gemeinden, kirchlichen und Schulkörperschaften erhält dadurch ein anderes Gesicht, wenn der Landrat nicht mehr in erster Linie Vertrauensmann des Kreises, sondern Repräsentant der Regierung ist; auch wenn diese Stellung nicht im Sinne politischer Beeinflussung ausgenutzt wird, wie es tatsächlich vieler Orten geschieht.

Was will nun die Reform der inneren Verwaltung? Einmal will sie *den* Zustand, der sich tatsächlich herausgebildet hat, bestätigen: der Landrat ist nicht nur die erste Persönlichkeit des Kreises, sondern in seine Hand laufen alle die Fäden zusammen, welche das öffentliche Leben des Kreises umspannen. Sodann: das Amt erhält durch die Übertragung einer Reihe von Regierungsfunktionen eine Erhöhung und Stärkung, bei der alle anderen öffentlichen Ämter ganz von selbst auf eine niedere Stufe herabsinken. Ob man es nun ‚Verwaltung' oder ‚Regierung' nennt — der Landrat wird mehr als zuvor *der Herr des Kreises.*

In kommunalpolitischer Hinsicht wird ganz von selbst die Stellung der Gemeindevorsteher, Amtsvorsteher und Bürgermeister der kleinen Landstädte subalterner werden. Der Landrat wird und kann nach seiner gehobenen Stellung verlangen, daß seinen Verfügungen und Anregungen in einer der Unterordnung der niederen Instanzen entsprechenden Weise stattgegeben wird. Heute schon gibt es nur sehr wenige Gemeindevorsteher in Preußen, die von den Rechten der Selbstverwaltung noch etwas wissen; die meisten sehen ihr Amt doch schon als eine landrätliche Expositur an. *Ernstlichen Widerspruch wagt niemand.* Auch die Kreistage und Kreisausschüsse werden selten in die Lage kommen, ihrem Vorsitzenden in Form eines Beschlusses zu widersprechen. Jegliche Art der Autonomie wird ein *Scheinwesen* sein.

Die Reform spricht außerdem immer von einer ‚Regelung, welche der führenden Stellung des Landrats in vollkommenerer Weise gerecht wird'. Das soll heißen: die übrigen Beamten des Kreises, der Superintendent, der Kreisschulinspektor, der Kreisarzt, der Kreisbauinspektor, ganz zu schweigen vom Kreistierarzt, dem Spezialkommissar und dem Katasterkontrolleur, haben dem Landrat dienstlich nicht zu

widersprechen, haben diensthöflichst seinen Wünschen Rechnung zu tragen. Schücking würde sagen: in Konfliktsfällen bekommt der Landrat immer recht. Nur der Amtsrichter steht noch außerhalb dieses Kreises; aber ein kluger Vertreter der Justiz wird sich auch vor Reibungen hüten.

Natürlich kann man einwenden, es werde der Landrat die nötige Umgangsform besitzen, um die anderen, und vor allem auch die Öffentlichkeit, seine führende Rolle nicht in verletzender Weise merken zu lassen. Wer aber weiß, daß unsere höheren Verwaltungsbeamten sich für das halten, was man früher ‚Klerus‘ nannte, wird leicht ermessen können, wie der Betrieb später tatsächlich sich gestalten wird. Ein großer Teil unserer akademischen Beamten muß später seine Amtszeit in dieser beständigen Unterordnung unter die landrätliche Willensmeinung zubringen. Wie viel Selbständigkeit geht dabei verloren! Wir sind in Gefahr, in den Landkreisen ein dem Charakter nach minderwertiges Beamtenmaterial sich entwickeln zu sehen, wenn alles eingestellt wird auf die Wünsche des wesentlich politisch interessierten ersten Beamten.

Der Reformplan beschäftigt sich besonders eingehend mit der Neuregelung des Volksschulwesens in den Landkreisen. Er sieht die Schaffung einer sogenannten ‚Kreisschulbehörde‘ vor. Dabei dürfen wir aber nicht an eine kollegiale oder gar repräsentative Neubildung denken; sondern die Sache ist so geplant, daß auch die Volksschulangelegenheiten wesentlich in der Hand des Landrates liegen, während Kreisschulinspektor, Kreisarzt, Kreisbauinspektor seine technischen Beiräte sind. Grade hier wird das Landratsamt mehr als je ‚Regierung‘, und wenn heute schon die genannten Beamtenkategorien dem Votum des Landrates dienstlich eine besondere Beachtung schenken, so werden sie später auf Grund des neuen Reglements dazu verpflichtet sein. Auch die erweiterten Befugnisse des Kreisausschusses sind für den, der den tatsächlichen Verlauf kennt, nicht Erweiterung der Selbstverwaltung, sondern eine Hebung der landrätlichen Kompetenzen. Langsam gleitet die Volksschule aus den Händen der geistlichen Schulinspektoren in die des ersten Verwaltungsbeamten, nicht in die des pädagogisch-technisch vorgebildeten Schulinspektors. Die tatsächliche disziplinare Aufsicht über die Volksschule und ihre Lehrer wird der Landrat haben, so wie bisher bei den Königlichen Regierungen der Wille des Regierungspräsidenten oder des Oberregierungsrates den des Bezirksschulrates überstimmte. Das ist die so oft gerühmte Dezentralisation: in dem leichter übersehbaren Kreise wird der Landrat öfter und leichter in die Lage kommen, seinen Willen durchzuführen. Um so mehr, wenn die Oberaufsicht der Schulen nicht mehr in der Hand des Superintendenten liegt. Die ‚Säkularisation‘ des Volksschulwesens wird dann sich schnell vollziehen. Was die liberalen Zeitungen heute noch von der Reaktion in der Schulverwaltung schreiben, hat eine etwas durchsichtige Tendenz. Die Volksschule wird verstaatlicht, kameralisiert. Ob sie dadurch selbständiger wird, ihre Kulturaufgaben in größerer Freiheit erfüllen kann, wird die Zukunft lehren müssen. Ich erlaube mir einige Zweifel zu hegen.

Am freiesten wird noch die evangelische Kirche sich bewegen können, wenn wir einmal von der katholischen absehen wollen. Aber die Gefahr ist vorhanden,

Winterlandschaft

Georg Müller-Breslau

Aus „Deutsche Lande — Deutsche Maler“ von E. W. Bredt. Verlag von Theod. Thomas in Leipzig (Preis 10 Mk.)

daß Geistliche, wenn sie auch dem Landrat nicht unterstellt sind und am meisten aus der Schablone der bureaukratischen Hierarchie herausfallen, doch dem Drucke nachgeben müssen, der von der obersten Stelle des Kreises ausgeht! Es gehört mit zu den schmerzlichsten Erfahrungen vaterlandstreuer Geistlicher, wenn durch die üblichen von oben geförderten Feste, die zumeist auf reichlichen Verbrauch von Alkohol und noch reichlichere Produktion der allerflachsten patriotischen Phrasen hinauslaufen, gute Sitte und Ordnung in den Landgemeinden gestört wird. Wie schwer ist es da manchem schon geworden, den immer mehr üblich werdenden ‚Feldgottesdienst' zwischen all dem Lärm abzulehnen! Und wie viel schwerer wird das später werden, wenn die gehobene Stellung des Landrates eine Ablehnung fast unmöglich macht! Und doch ist das nur ein Beispiel für viele.

Vielleicht haben wir den landrätlichen Typus nach einiger Meinung zu bureaukratisch, um nicht zu sagen zu äußerlich, zu herrschsüchtig hingestellt, haben vergessen, wie oft auch in diesen Persönlichkeiten wahres Wohlwollen, ernste christliche Gesinnung zu finden ist. Irren wir uns nicht! Die Entwicklung geht nicht nach dieser Richtung hin. Sie würde erhofft werden können, wenn der Landrat lebenslang bliebe, was er ist. Aber wer in den Verhältnissen Bescheid weiß, wird auch wissen, wie die allermeisten Landräte auch später ihr Amt nur als einen Durchgangsposten ansehen werden. Und solche Posten füllt man am besten aus durch möglichst energische Durchführung des Staatsgedankens, in der Bevölkerung Autoritätsgefühl, Gehorsam und Unterordnung zu stärken.

Die Eulenburgsche Verwaltungsreform hatte zweifellos durch starke Betonung der Selbstverwaltung liberale Konzessionen machen wollen. Der damalige Liberalismus hat dies Geschenk angenommen, ohne es praktisch zu verwerten. Bei seiner einseitigen Vorliebe für städtische und industrielle Verhältnisse hat er nichts oder wenig getan, um in den letzten dreißig Jahren die ländliche Bevölkerung zur Selbstverwaltung in den ihr gegebenen Kompetenzen zu erziehen. Wäre das geschehen, hätten wir eine in der Selbstverwaltung groß gewordene Generation, so würde der neue Reformplan nicht so viele Überraschungen wecken. Aber nun steht das Landvolk hilflos dem allen gegenüber, und seine Führer werden schwerlich jetzt noch das Versäumte gutmachen können.

Eigentlich sollte das katholische Zentrum bei seiner starken Abneigung gegen die Überspannung des Staatsbegriffes und der Bureaukratie das Wort nehmen. Das Wort nehmen wird es ja wohl; aber ernstlich der Reform widerstreben wird es kaum. Denn einmal hat es größere Pläne, die nicht zerstört werden dürfen. Sodann aber glaubt es in seinem eigenen Herrschaftsgebiete genügend Gegengewichte gegen das staatliche Präfekturwesen zu haben. Der eigentliche ‚Präfekt' ist bei ihnen doch der Dechant oder der Bischof. Unsere Staatsbeamten wissen in solchen Fällen sich schon zu fügen."

So also sieht die große „Reform" der inneren Verwaltung Preußens in ihren „Grundzügen" aus: — wie sie ja Schückings ahnungsvolles Gemüt theoretisch und praktisch vorempfunden hat. Werden die Warnungsrufe was nützen??

Wir haben uns soeben an den „Ersparnissen" der Kieler Werft erbauen dürfen;

kaum ein Tag, an dem nicht von herausfordernd standesgemäßen Kosten für Beamtenpaläste u. dgl. berichtet wird; in die Millionen und Abermillionen gehende Aufwendungen mit einwandsfreien Gründen als schmerzlos entbehrlich nachgewiesen werden, — hier aber gibt's nichts zu sparen. Auch nicht an den ebenso grotesken wie offenkundigen Steuerhinterziehungen, deren Ertrag allein jede weitere Steuer unnötig machen würde. Gespart soll und muß ja freilich werden, aber nicht am Überfluß, sondern am Bedürfnis, und da das Verkehrsbedürfnis das wichtigste in unserem ganzen Wirtschaftsleben ist, so muß eben an den Verkehrseinrichtungen gespart werden! Immer rückwärts voran!

Als eine erstklassige Kraft auf diesem Gebiete, dem Gebiete zielbewußten und unerschrockenen Rückschritts, hat sich Herr Reinhold Kraetke erprobt. Ihm, der seit dem 6. Mai 1901 an der Spitze des Reichspostamts steht, widmet denn auch das „Berl. Tagebl." eine Preis- und Lobhymne, die allen dankbaren Nutznießern des „Systems" aus der Seele geschrieben sein wird. „Auch jetzt ist Herr Kraetke wieder darauf bedacht, seinem Ruhmeskranze frische Blätter einzufügen, aufs neue trachtet er mit heißem Bemühen, dem Verkehr, dessen kräftige Entfaltung ihn offenbar mit schwerer Sorge erfüllt, engere Banden und stärkere Fesseln anzulegen. Das beweisen deutlich die Gesetzesvorlagen, die in diesen Tagen aus seinem Ressort an den Reichstag gelangt sind.

Da ist vor allem der Entwurf einer Fernsprechgebührenordnung aus der Versenkung aufgetaucht, in der das greuliche Monstrum schon zweimal versunken war. Leider ist diese Vorlage inzwischen nicht um einen Deut besser geworden. Noch immer ist ihre Tendenz: Einengung des Verkehrs, abermals wird in ihrer Begründung verkündet, daß unter der geplanten ‚Herrschaft der Grund- und Gesprächsgebühren mit einer Einschränkung des Sprachsverkehrs gegenüber dem jetzigen Zustand gerechnet werden müsse', und daß ‚das Reichspostamt den Rückgang nach den bei anderer Gelegenheit gemachten Erfahrungen zu 40 Prozent der jetzigen Zahl schätze'. Mit solchen Argumenten sucht Herr Kraetke seine sogenannte Reform zu rechtfertigen. Ein blühender Verkehr soll dem Bequemlichkeitsdrang einer Behörde zuliebe in der Entwicklung gehemmt werden — ganz gleichgültig, ob dadurch die Interessen von Handel und Industrie aufs schlimmste geschädigt werden, und ganz unbekümmert darum, daß gegen die Beseitigung des Pauschgebührensystems und gegen den ganzen verkehrs- und städtefeindlichen Entwurf Kaufleute und Fabrikanten, Ärzte und Anwälte sowie weite Kreise des Mittelstandes mit allem Nachdruck und aller Entschiedenheit Protest erhoben haben.

Und ein würdiges Seitenstück zum Entwurf einer Fernsprechgebührenordnung bildet der ‚Etat der Reichspost- und Telegraphenverwaltung für das Rechnungsjahr 1910'. Freilich bei flüchtiger Durchsicht mag der Voranschlag des Herrn Kraetke vielleicht Bewunderung erwecken; denn wir stoßen darin — ein ungewohnter Anblick im Reichshaushaltsetat! — an zahlreichen Stellen auf stattliche Ersparnisse. Ein tieferer Einblick aber zeigt, daß vielfach am falschen Platze gespart werden soll, daß Herr Kraetke bei der Aufstellung des Etats von der verhängnisvollen Ansicht ausgegangen zu sein scheint: es sei wichtiger, die Reichspost zu einer Erwerbsanstalt des Staates als zu einem erstklassigen Verkehrsinstitut auszugestalten.

Bei einem Vergleiche des Etats für 1910 mit dem für 1909 fallen zunächst die ganz ungewöhnlich großen Ersparnisse bei den persönlichen Ausgaben auf. Dort auf allen Seiten der Vermerk: ‚Zugang von Stellen zur Befriedigung des Dienstbedürfnisses‘, hier wieder und wieder die Notiz: ‚Abgang. Die Stellen sind entbehrlich‘. So sollen bei der Zentralverwaltung eingezogen werden: zwei Stellen für Geheime Registratoren, zwei Stellen für Oberpostpraktikanten, je eine Stelle für Bureau- und Rechnungsbeamte I. Klasse und für Bureaubeamte, zwei Stellen für Geheime Kanzleisekretäre und je eine Stelle für Kastellane und Kanzleidiener. Da muß man denn doch fragen: Hat es bisher wirklich so viele Sinekuren im Reichspostamte gegeben? Oder treibt jetzt mit einem Male die Sucht, zu sparen, gefährliche Auswüchse? Bei den persönlichen Ausgaben in der Betriebsverwaltung erstrecken sich die Ersparnisse weniger auf die eigentlichen Beamten als auf die Personen, die außerhalb des Beamtenverhältnisses stehen oder gestanden haben. Im Etat von 1909 waren für diese Personen 12,1 Millionen Mark bewilligt. Für das Rechnungsjahr 1910 sind dagegen hierfür nur 11 Millionen Mark ausgesetzt. Die Ersparnisse an diesem einen Titel betragen mithin weit mehr als eine Million Mark. Wir fürchten, diese Ersparnis wird uns teuer zu stehen kommen. Die Summe wird mit manchen Verkehrserschwerungen und Verkehrshindernissen bezahlt werden müssen.

Weit beträchtlicher noch sind die Ersparnisse bei den Betriebskosten. Gleich beim ersten Titel, der die Aufwendungen ‚für den Bau und die Erhaltung der Bahnpostwagen sowie für Hergabe und Beförderung der von Eisenbahnverwaltungen gestellten Wagen und Wagenabteile‘ umfaßt, ist eine Minderausgabe von 900 000 *M* vorgesehen. Mit einem bedeutenden Minderbedarf wird bei den Ausgaben für den Bau und die Unterhaltung der Postwagen und für die Beförderung der Posten gerechnet, und der Ausgabeposten für ‚Materialien zum Bau und zur Unterhaltung der Telegraphenlinien‘ ist gar von 18,6 auf 16,2 Millionen Mark gesunken! Muß es einem nicht angst und bange werden, wenn man hört, daß an Verkehrseinrichtungen, deren Ausbau, Ausdehnung und stetige Verbesserung dringend notwendig ist, Millionen erspart werden sollen? Muß man sich nicht auf die unliebsamsten Überraschungen gefaßt machen? Muß man nicht befürchten, daß auch hier eine durchgreifende ‚Reform nach rückwärts‘ inauguriert werden soll? Der Sparrekord aber wird erreicht beim Außerordentlichen Etat. Hier sind ‚für Fernsprechzwecke‘ nur 25 Millionen Mark vorgesehen, während der Etat für das Jahr 1909 die Summe von 45 Millionen Mark aufweist. Bei der Umwandlung oberirdischer Fernsprechlinien in unterirdische — deren Notwendigkeit bei dem letzten Schneefall erst wieder deutlich genug zutage getreten ist —, bei der Beschaffung von Fernsprechkabeln zur Herstellung weiterer Anschlüsse in Ortsfernsprechnetzen, bei der Einführung des Vielfachbetriebs bei größeren Vermittelungsanstalten, bei der Herstellung von Fernsprechverbindungsleitungen und der so wünschenswerten Einführung des Doppelleitungsbetriebs sollen 20 Millionen erspart werden. Fürwahr, diese Ersparnis an den für die gesunde Entwickelung des Fernsprechverkehrs nötigsten Ausgaben macht dem Herrn Staatssekretär alle Ehre. Sie stellt sich der Fernsprechgebührenreform durchaus ebenbürtig an die Seite!

Indessen, wir wollen nicht ungerecht sein. Einen lichten Ausblick bietet das Wirken und Wollen der Reichspostverwaltung denn doch: Es ist begründete Aussicht vorhanden, daß Herr Kraetke seine Anordnung, wonach der Ankunftsstempel auf Briefen in Wegfall gekommen ist, sehr bald aufheben wird. Wir haben diese letzte Neuerung des Reichspostamts hier nach Gebühr gewürdigt, haben nachgewiesen, daß diese von Grund aus verfehlte Maßnahme dem Bequemlichkeitsbedürfnisse der Postverwaltung entsprungen ist und die Interessen des Publikums, in erster Linie der Geschäftswelt aufs gröbste verletzt. Allerdings bilden wir uns nicht ein, daß unsere Ausführungen den Herrn Staatssekretär des Reichspostamtes umgestimmt hätten. Das haben nicht einmal die lauten Proteste der deutschen Handelskammern vermocht. Nein, die Erkenntnis ist hier Herrn Kraetke ganz wo anders hergekommen. Die preußischen Landwirtschaftskammern haben gefunden, daß der Fortfall des Ankunftsstempels eine schädliche Anordnung sei. Und wenn den Agrariern etwas nicht paßt, dann kann Herr Kraetke auch anders, dann mit einem Male bietet die gar nicht leichte Kunst, umzulernen, auch ihm, wie manchem unserer hohen und höchsten Beamten, nicht mehr die leiseste Schwierigkeit."

„Jeden Tag Kraetke-Beschwerden!" liest man in der „B. V.". „Es kann wirklich nicht mehr so weitergehen wie bisher! Kein Tag vergeht, ohne daß uns aus unserem Leserkreise die ungeheuerlichsten Verzögerungen in der Postsachenbestellung gemeldet werden. Das Fehlen des Ankunftsstempels zeigt seine verhängnisvollen Wirkungen immer wieder von neuem. Doch ist dies allein nicht die Quelle der Verspätungen, unter denen vor allen Dingen Postkarten und Drucksachen zu leiden haben....

Eine Postkarte, die in Waidmannsluft, zwei Meilen nördlich von Berlin, an einen Leser unseres Blattes gerichtet war, der in der Stralsunderstraße wohnt, hat, um ihr Ziel zu erreichen, die Zeit vom 25. November bis zum 8. Dezember gebraucht.

Ein Dortmunder Rechtsanwalt schreibt uns vom 7. d. M.: ‚Heute erhielt ich eine Drucksache, abgestempelt Berlin NW. 23, 4. 12. 09, 6—7 N.' (Also drei Tage von Berlin nach Dortmund!)

Ein Geschäftsmann in Rudolstadt schreibt uns vom 7. d. M.: Einliegende Drucksache (München, 8. Nov. 09, 6—7 N.) wurde in Rudolstadt (D-Zug-Station der direkten Linie München—Berlin) am Sonnabend, 13. 11., abends ca. 7 Uhr bestellt. Da ich nicht zu Haus war, konnte ich erst Sonntag, 14. 11. Kenntnis von dem für mich außerordentlich wichtigen Inhalt nehmen. Der Inhalt besagt nämlich, daß ich vom 15. 11., also vom folgenden Tage ab, für die zu bestellenden Waren 10% mehr zahlen müsse. Die unerklärliche Verzögerung — 5 Tage München bis Rudolstadt! — hätte mir also um ein Haar einen Schaden von mehreren hundert Mark verursacht" usw.

Derartige Klagen liest und hört man heute immer wieder. Von „Ausnahmen" kann da also kaum noch die Rede sein. So wird auch der Weltruf unserer deutschen Reichspost, dieser ehemalige Stolz jedes Deutschen, allmählich zur Legende. Wie die „altpreußische Sparsamkeit" und so manches, manches andere Stück alter Herrlichkeit. Wo sind sie hin, die schönen Zeiten des Generalpostmeisters

Stephan! Wo man seinen Brief mit der absoluten Sicherheit, daß er auch nicht eine Stunde nach der berechneten Zeit eintreffen werde, in den Kasten steckte? Auch noch unter Herrn von Podbielski konnte man über Vertrödelung und Verschleppung nicht klagen. Erst die Ära Kraetke hat's erreicht. Wer zweifelt an den besten Absichten, der peinlichsten Gewissenhaftigkeit des Mannes? Vielleicht arbeitet er sich in seinem Berufe sogar auf. Aber was kann uns das nützen? Solche reinen, abstrakten Rechner- und Bureaukratenseelen mögen als Arbeitskräfte und an ihrem Platze unschätzbar sein, — an die Spitzen gehören sie nicht. Da ist uns ein „Dilettant" aber Könner, wie der feuchtfröhliche „Pod", hundertmal lieber.

* * *

Was für sich betrachtet ohne ernstere Sorge auf das Unkostenkonto der Unzulänglichkeit alles Irdischen gebucht werden könnte, das muß als einer von vielen ähnlichen Posten in der selben Zahlenreihe zuerst stutzig machen, dann aber zu einer gründlichen Revision der ganzen Geschäftsgebahrung führen. Es handelt sich dann nicht mehr darum, die verfügbaren Mittel in das Geschäft zu geben, sondern vor allem, weiteren Verlusten vorzubeugen und die verlorenen Posten nach Möglichkeit wieder einzubringen. Unsere bürgerliche „Sammlungspolitik", zu der nun auch der Herr Major d. L. von Bethmann-Hollweg geblasen hat, sucht aber durch bloße Einlage des vorhandenen Kapitals an bürgerlichen Wahlstimmen die Löcher zu verstopfen, ohne den Betrieb selbst zu reformieren und die Ursachen der dauernden Geschäftsverluste zu beseitigen. Was wäre heute nach einer Reichstagsauflösung von dem bürgerlichen Kontingent der Wahlen von 1907 noch übrig? „Die Sozialdemokratie hat wieder Oberwasser", klagt händeringend die „Tägl. Rundschau", „und die rote Sturmflut fordert Opfer auf Opfer. Auf Sachsen und Baden ist Halle gefolgt. Und gleichzeitig ist überall in den Städten ein derartiges Anwachsen der sozialdemokratischen Mandate zu beobachten, wie es diese Partei, die dem Verfall geweiht schien, in ihren kühnsten Träumen selbst kaum erhofft haben wird. Ein hiesiges demokratisches Blatt macht sich frohlockend das Vergnügen, die sozialdemokratischen Erfolge der letzten Wochen zusammenzustellen. Da ergibt sich: Vermehrung der Mandate und starker Stimmenzuwachs in Mittweida, Ölsnitz, Wörth, Salischweiler, Haynau, Forst, Wittenberge, Elbing, Kiel, Solingen, Spremberg, Schonnebeck, Kamenz, Gellershausen, Weißenfels, Gera, Fürstenwalde, Koswig, Hohenstein-Ernstthal, Löbejun, Bitterfeld, Kelbra, Dortmund und einer großen Zahl kleinerer Gemeinden. Zum ersten Male sind die Sozialdemokraten in die Stadtverordnetenversammlungen eingedrungen in Löbejun, Bitterfeld, Hohscheid, Schonnebeck, Weißenfels, Mittweida, Haynau, Wörth, Salischweiler, Radeberg und vielen anderen Orten. Dazu kommt, daß die ‚Genossen' nunmehr in einer ganzen Reihe deutscher Gemeinden bereits über die Mehrheit verfügen.

Der Fall von Halle gibt nach der jetzt feststehenden Stimmenverteilung in besonders ernstem Maße zu denken. Nach dem vorläufigen amtlichen Ergebnis erhielt der ‚Genosse' Kunert, dem das Mandat 1907 entrissen wurde, 26 020, Stadtv. Reimann von der Freisinnigen Volkspartei 21 549 Stimmen. Das Reichstagsmandat ist also mit der überwältigenden Mehrheit von 4500 Stimmen von der Sozialdemokratie zurückerobert worden, während man

glaubte, daß die Entscheidung sich zuletzt nur um wenige Stimmen drehen würde. Die Mehrheit, die 1907 den bürgerlichen Sieg entschied, war fast ebenso groß: der Freisinn erhielt damals 25 249, die Sozialdemokratie 21 941. Sonach ist die bürgerliche Stimmenzahl um 37000 zurückgegangen, die sozialdemokratische um 5079 gewachsen! Eine Niederlage, die alles Bisherige in den Schatten stellt und die ganz allein dadurch zu erklären ist, daß die Partei der Indifferenten, welche der nationale Elan 1907 für die bürgerliche Sache mit fortriß, diesmal Mann für Mann in das sozialdemokratische Lager marschiert ist, weil sie das Vertrauen zu den bürgerlichen Parteien verloren haben..."

O ahnungsvoller Engel du! Das ist's in der Tat: die Wähler haben „das Vertrauen zu den bürgerlichen Parteien verloren". Warum aber haben sie's verloren? Das ist die Frage!

Mit bloßen tagespolitischen Räsonnements, parteitaktischen Kalküls kommt man hier nie auf den Grund. Die Imponderabilien, die niemand höher einzuschätzen wußte als der „Realpolitiker" Bismarck, die sind's, die auf die Dauer des Kampfes den Ausschlag geben. Der Geist macht's, die „ganze Richtung" paßt dem Volke nicht, schon lange nicht. Wo sieht es denn die bürgerlichen Parteien als die selbstbewußten, rückgratfesten Vertreter seines Willens? Der Reichstag ist innerhalb der Verfassung eine genau so souveräne Macht wie der Bundesrat und das Kaisertum. Aber zu diesem Bewußtsein hat er es, wie „Lynkeus" im „B. T." beschämend darlegt, kaum je gebracht. „Er fühlt sich als Versammlung von Fraktionen und betätigt sich zumeist als Abstimmungsmaschine. In den Novemberdebatten des vorigen Jahres war der Reichstag, mit eingeholter gütiger Erlaubnis des Herrn Reichskanzlers, auf dem Wege, seinen Korpsgeist zu entdecken. Er erschrak aber bald vor seinem eigenen Heldenmute, ließ Korpsgeist Korpsgeist sein und war ordentlich froh, als der liebe alte Kantönligeist der fraktionellen Eifersüchtelei wieder das Zepter führte. Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, daß der Präsident des Reichstages selten viel von der imponierenden Würde herausgekehrt hat, die dem Repräsentanten der Vertretung des souveränen Volkswillens eigentlich anhaften sollte? ...

Als Herr von Levetzow 1883, bei der Enthüllung des Denkmals auf dem Niederwalde, neben dem Kaisertum auch den Reichstag vertreten sollte, hatte er einen kuriosen Einfall. Er holte seine Landwehruniform aus der Mottenkiste und erschien als simpler Major in der glänzendsten militärischen Versammlung, die man sich denken kann. Daß der Repräsentant des Reichstags da nicht gerade die beste Figur machte, braucht nicht erst versichert zu werden. Der Vorgang ist aber typisch, und man darf bezweifeln, ob Wilhelm I. oder Wilhelm II. jemals wieder ein Reichstagspräsidium nur im Frack zu sehen bekommen haben. ...

Daß Bismarck gern in Uniform ging, hatte Sinn; der Mann hatte zwei Feldzüge mitgeritten. Und es hatte auch Stil; die Uniform kleidete den Mann. Wenn irgendein Mitglied des Reichstages, mag es nun im Präsidium sitzen oder nicht, zum Hofball geladen wird und zu dem Zwecke seine Uniform anlegt, so ist das ganz in Ordnung. Daß aber die amtliche Vertretung des souveränen Reichstags vor dem Kaiser in Uniform antritt,

sofern sie eine zu tragen berechtigt ist, also in dem Kleide, in dem Order parieren die oberste Tugend ist, das mag zwar der Stellung entsprechen, in die der deutsche Reichstag sich, dank seinem Mangel an Korpsgeist, nach und nach hat hineinmanövrieren lassen. Der Stellung aber, die die Verfassung dem Reichstage zugedacht hat, entspricht es nicht. Und wenn dem Kaiser, der die offiziellen Repräsentanten des souveränen Volkes vor sich stramm stehen sieht wie Unteroffiziere, ob solchem Anblick allerlei ironische Gedanken durch den Sinn flögen — verargen könnte man's ihm nicht."

Mehr vielleicht als von politischen Haupt- und Staatsaktionen wird die Volksstimmung von gewissen charakteristischen Erscheinungen und Episoden beeinflußt und beherrscht. Nicht ohne Grund hat man die Volksseele mit der Kindesseele verglichen. Auch aus an sich geringfügigen Anlässen macht sie sich instinktiv ihren Vers. Ich greife da als ein Beispiel die Bonner Borussenaffäre heraus. An sich eine Lappalie. „Der Jugend ihr Recht und dem Jux seine Duldung", meint auch Hans Leuß in der „Welt am Montag". „Ohne Mißgunst hören wir sogar, daß der Staatsanwalt blind und taub ist, wenn bezechte Korpsburschen nach dem Bierbock in Mehlem Lärm machen und dem ‚Polypen' ‚Widerstand' leisten. Zu anderer Empfindung reizt uns aber der Vergleich, der sich ewig und immer wieder aufdrängende empörende Vergleich! Wenn ein im Verdacht sozialdemokratischer Verseuchung stehender Turnverein eine Streife durchs Land macht, sich an Bockbier gütlich tut und etwa ein Lied singt, dann läuft er schon Gefahr, wegen groben Unfugs in corpore auf die Polizei geschleppt zu werden. Leistet er gar ‚Widerstand', dann folgt gewiß eine schwere Anklage; die gefährlichen Leute können von Glück sagen, wenn sie über den Landfriedensbruch wegkommen und nicht Jahr und Tag hinter Schloß und Riegel zubringen müssen. Ja, dieselben Leute, die vielleicht in ihren Studententagen Polizisten verhöhnt haben, sehen die entsprechenden Äußerungen jugendlichen Übermutes bei einem Turnverein von Arbeitern als gefährliche Äußerungen staatsverachtenden Pöbelsinnes an! Man muß an der Hand so vieler Erfahrungen diesen Gedanken nur fortspinnen, um zu erkennen, woher in Wahrheit dem Staate Gefährdung droht, wo der Unverstand zu Hause ist, der die Nation in zwei feindliche Lager teilt — die Armen und die Reichen; woher der Klassenstaat sein ihm selbst gefährliches Wesen nimmt, — nicht von den Arbeitern, die den Klassenkampf verkünden, sondern weit mehr von jenen, die uns täglich den Klassengegensatz nicht nur, sondern auch den Charakter des Staates, als einer Anstalt für die Privilegierten und zur Bändigung und Bedrückung der Plebs, der Menge, aufreizend vor Augen führen!

Unsere Empfindung verstärkt sich, unser Gedankengang drängt zu noch schärferer Kritik, wenn wir die Behandlung des Falles Feith ins Auge fassen. ... Der Vergleich, der empörende Vergleich! Tausende von unglücklichen Soldaten haben jahrelang im Zuchthause zubringen müssen, die nicht mehr und nicht weniger verbrochen hatten, als die einjährig-freiwilligen Husaren, die mit Studenten vom Korps der Preußen, höchstwahrscheinlich selbst Mitglieder dieses Korps, in die Stube eines Vorgesetzten eindrin-

gen, um diesen zu beleidigen! Militärischer Aufruhr nennt sich das sonst! Die Aufrührer vom Korps Borussia sind mit einer lächerlichen Strafe davongekommen. Auch die militärische Autorität, sonst der Augapfel Preußens, fühlt sich nicht verletzt, wenn die zukünftigen Subjekte aller Autorität, die geborenen Gesetzgeber, Minister, Hofstarten, sich an einem ‚Stellvertreter Gottes', dem Unteroffizier, vergreifen!

Die zukünftigen Subjekte aller Autorität! Jene, die nach einem frechen Ausspruch eines von ihnen den Proletarier nur als ‚Objekt der Gesetzgebung' anerkennen! ...

Der Ulk der Bonner Preußen wächst bei näherem Zusehen dennoch zu einer Staatsaffäre! Diese Verbindung von Studenten ist die Pflanzschule der Zukunft des Landes. ‚Werden uns die einmal ein Geld kosten!' — so rief in meiner Gegenwart jemand laut vor einem Gruppenbilde des Korps der ‚Preußen'! Adlige Familien sparen sich das Geld ab, um den Sohn in diesem teuren Korps unterzubringen, — sie wissen, es ist die beste Kapitalsanlage; das Land wird's einmal bezahlen, denn die Laufbahn eines Bonner Preußen ist todsicher. Und als Vorschule der zukünftigen Vorrechte genießen sie in ihrer goldenen Jugend das Privileg der ‚Extremen', der vom gewöhnlichen, gemeinen Rechte Ausgenommenen, wie sie in Pommern und anderswo offiziell hießen! ..."

Nicht der einzelne Fall, die einzelne Erscheinung macht's, sondern die vielen, die unzähligen. Auch der winzige Tropfen höhlt ja den Stein. Leider werden die Blätter der äußersten Linken von unseren Politikern, Staatsmännern, höheren Beamten usw. viel zu wenig gelesen. Es scheint wenigstens so. Denn sonst müßten sie wissen, welch ein ungeheures Anklagematerial Jahr für Jahr sich dort aufspeichert, ein Material, das ausschließlich von staatlichen Autoritäten und Vertretern der „herrschenden Klassen" geliefert wird. Menschen müßten ja keine Menschen sein, wenn solche, fast immer unwiderlegt, ja unwidersprochen bleibende Anklagen auf die Dauer nicht aufpeitschend wirken sollten. Nimmt man dazu, daß diese „Fälle" sich auf einfache Formeln zurückführen lassen, daß sie, jeder in seiner Art, immer in die selbe Kerbe schlagen, daß sie also mit nur einigem politischen Instinkt und guten Willen sich zum größten Teile vermeiden ließen, dann begreift man die Talent- und Hilflosigkeit nicht, die solches Jahr für Jahr ruhig geschehen läßt, ohne sich zu einer anderen „Tat" aufzuraffen, als etwa zu dem Ruf nach Polizei und Staatsanwalt. Wodurch dann der Rotkohl erst recht fett gemacht wird. Wenn doch den hier Maßgebenden nur das dürftigste Talglicht darüber aufgehen möchte, welche kannibalische Freude sie den Führern und leitenden Organen der von ihnen so heiß „bekämpften" „Roten" durch jede solche „Aktion" bereiten!!

Kommt noch die mit naiver Selbstverständlichkeit sich gebärdende, darum aber doppelt aufreizende Parteinahme der staatlichen Gewalten in den wirtschaftlichen Kämpfen, wie jetzt wieder mit den Zwangsarbeitsnachweisen: — ja, wie sollte da die „rote Flut" nicht steigen? Es muß doch weit gekommen sein, wenn selbst der Führer der christlich (also antisozialdemokratisch!) organisierten Bergleute im Ruhrrevier, Effert, in der „Germania" offenen Krieg ankündigt. Wörtlich schreibt er:

„Wird der Arbeitsnachweis eingeführt, so ist der Kampf, wenn auch nicht im Augenblicke, aber bei günstiger Konjunktur sicher. Durch erhöhte Löhne wird es den Unternehmern diesmal nicht gelingen, die Bergarbeiter wieder einzuschläfern. Das ist und soll keine Drohung sein, sondern der Kampf, der kommt, ist ein Produkt der Selbsterhaltung der Bergarbeiter. Kohle und Eisen mag man nach Belieben auf dem Markte herumwerfen, ebenso Börsenpapiere. Die Preise für die Produkte mag man monopolisieren, aber die Bergarbeiter werden niemals sich ruhig als ein solches Objekt behandeln lassen. Wird der Rubikon dieses Mal von den Werksbesitzern überschritten, so wird — das soll und muß mit Vorbedacht und kalten Blutes ausgesprochen werden — ein Kampf beginnen, wie ihn Deutschland bisher nicht gesehen hat. Nicht am 1. Januar, wie es vielleicht die Grubenbesitzer wünschen, sondern, meiner persönlichen Ansicht nach, sobald die nächste Hochkonjunktur sich zeigt. Es wird den Herren dieses Mal nicht gelingen, durch Erhöhung der Löhne die Bergarbeiter einzuschläfern, und in dem für die Bergarbeiter günstigen Momente wird und muß zum Angriff übergegangen werden. Der Kampf wird dann von einer Bergarbeiterschaft geführt werden, die sich bewußt ist: Es gilt die höchsten Güter, die es gibt: die Ehre und die Freiheit. Die Bergarbeiterschaft ist sich heute schon dieser Tragweite bewußt, sie ist sich aber auch bewußt, daß, falls sie in diesem Kampfe unterliegt, es auf Jahrzehnte um jede persönliche, gewerkschaftliche und politische Freiheit und Unabhängigkeit geschehen ist, wenn nicht auf immer.

Mag man den Einsatz der Bergarbeiter auch noch so hoch einschätzen, er ist gering im Vergleiche zu dem Wertobjekt, um welches dann gekämpft wird. Man wird uns dann wohl entgegenhalten: Jetzt, wo die gute Konjunktur ist, wollt ihr das ganze Wirtschaftsleben zum Stillstand bringen, Handel und Wandel unermeßlichen Schaden zufügen? Das alles muß die Bergarbeiterschaft kalt lassen, denn es gibt höhere Dinge als eine vorübergehende Schädigung des Wirtschaftslebens ..."

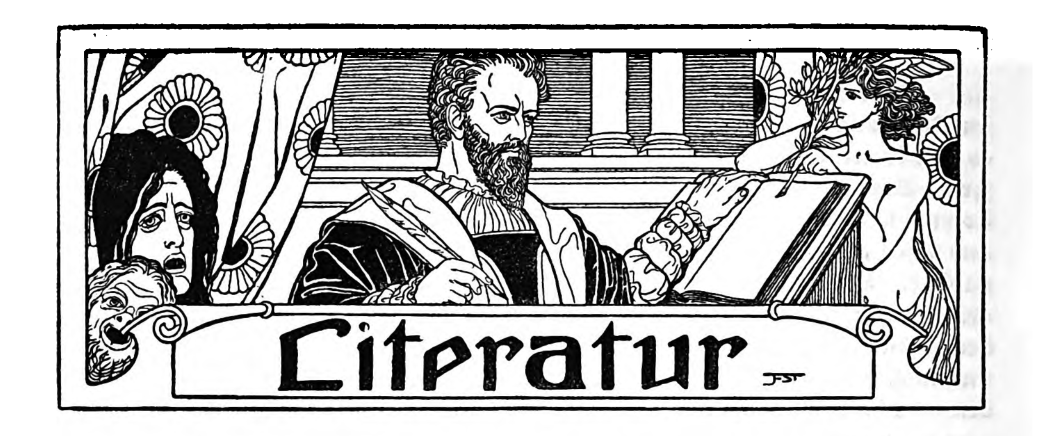
Die Arbeiter, heißt es zum Schluß, könnten nicht warten, bis „im Ruhrrevier nochmals hundert- oder zweihunderttausend fremde und undisziplinierte Massen hierher geworfen sind und mit Hilfe des Arbeitsnachweises eine gelbe Organisation in der Lage ist, dem Rade in die Speichen zu fallen."

So spricht der Führer der christlichen und königstreuen Bergleute des Ruhrreviers. Der Vorwand, als ob es sich um „sozialdemokratische Umsturzbestrebungen" handelt, zieht also nicht. Kommt es aber überhaupt auf die *Partei* an oder auf das *Recht*? Auf *den*, *der* eine Sache vertritt, oder auf *das*, *was* vertreten *wird*?

Die Aufgabe der Staatsgewalt kann in solchen Kämpfen nur strengste Neutralität und Gerechtigkeit sein. Nur so kann sie die Gegensätze mildern, statt sie zu verschärfen ...

Was helfen aber alle Staatskünste und parteipolitische Konstellationen ohne den rechten Geist? Es kommt ja im Grunde auf die äußeren Einrichtungen so wenig an. Sie sind an sich doch nur Gefäße. Nach dem, was wir in sie hineingießen, sind sie. Haben wir erst den rechten Geist, dann haben wir auch die rechten Einrichtungen. Nicht umgekehrt. Es ist der Geist, der sich den Körper baut.





Künstler und Laie

Von

Karl Steinacker

Laie ist ursprünglich ein Begriff der mittelalterlichen Kirche und bedeutet da die christliche Menge im Gegensatze zum Priesterstande, der eine notwendige Mittlerstellung zwischen ihr und der Gottheit einnahm. Dieser Gegensatz kam in der frühzeitigen ausschließlichen Reservierung des Abendmahlskelches für die Priester zu charakteristischem Ausdruck. Im Sinne uralter Götterkulte bildeten damit auch die christlichen Priester einen Bund wissender Hüter und Mitgenießer göttlicher Geheimnisse gegenüber dem profanen, ungeweihten Volk, den Laien, die nach Bildung und Herkunft nicht berufen sein konnten, die göttlichen Äußerungen und Symbole völlig zu verstehen. Ein mit durchaus anschaulichen göttlichen Vorstellungen genährter und völlig entwickelter kirchlicher Kultus kann in der Tat einen solchen Gegensatz nicht entbehren; er ist sein Lebenselement. Dieser Gegensatz wurde nun aber mit steigender Kultur auch auf andere Gebiete übertragen. Es gibt gegenwärtig keine geistige Tätigkeit, die nicht zwischen Wissenden und Laien unterschiede. Wo nun der Gegensatz in solchen Beziehungen abgeblaßt ist zu einem einfachen Können oder Nichtkönnen, ist nichts dagegen zu erinnern. Anders aber ist es auf ästhetischem Gebiet: Theater, Literatur, Musik und Kunst. Da ist der Begriff Laie der kirchlichen Auffassung scheinbar eng verwandt geblieben. Denn es handelt sich in ästhetischen Dingen nicht so sehr um Können oder Nichtkönnen, als im feineren Sinne um Verstehen oder Nichtverstehen, das heißt um das Vorhandensein oder Fehlen künstlerischer Empfänglichkeit.

Aber wir sind mit diesen Folgerungen schon tief in unser Problem hineingeraten und werden erst noch des näheren zu deuten haben, was wir eben feststellen zu dürfen glaubten. Dies aber hängt aufs innigste zusammen mit der Frage: Ist in der Kunst der Gegensatz von Künstler und Laie überhaupt erlaubt? Bejaht man das — und der Sprachgebrauch lehrt, daß die Gegenwart geneigt ist, es anzuerkennen —, so gibt man damit zu, daß eine unüberbrückbare Kluft Künstler

und Laien, den Schöpfer des Werkes und dessen Genießer, also den, an den es sich wendet, trennt. Eine solche Folgerung wird schwerlich jemand unbedingt zugeben. Betont man den Schöpfer in diesem Gegensatze, so kann er allerdings gelten; und dies ist es wahrscheinlich auch, was ihn dem Publikum begreiflich und brauchbar gemacht hat. Denn zwischen dem Schöpfer, das heißt dem Verfertiger, und dem, für den seine Arbeit gemacht worden ist, dem Abnehmer, besteht auch in der Kunst neben vielen anderen Beziehungen der Gegensatz des Könnens und Nichtkönnens. Der Künstler ist der Könner, der Wissende im Verhältnis zum technisch ungelehrten, dem Entstehen des Werkes gegenüber verständnislosen „Laien". In diesem Sinne mag daher der Gegensatz auch auf ästhetischem Gebiete Geltung haben und ist wohl auch auf diesem Wege eingedrungen. Aber gebraucht wird er tatsächlich in der viel allgemeineren Bedeutung, daß dem Künstler und seinem Werke gegenüber unter allen Umständen jeder andere ein Laie ist, ausgenommen den Fall, wo besondere Rücksichten, meist recht materieller Art, vorliegen, den „Kenner" von dieser Laienschaft loszusprechen. Jedoch bestätigt diese Ausnahme in ihrer gegenwärtigen Auffassung nur jenen allgemeinen Gegensatz. Sie bedeutet die feierliche und ausdrückliche Rezeption eines Laien, zwar nicht im kirchlichen Sinne in geweihte, immerhin aber in eingeweihte Kreise. Die Kennerschaft verleiht dem Laien nicht nur den Rang eines Mitwissers kunsttechnischer Arbeitsgeheimnisse (dagegen wäre nichts einzuwenden), sondern auch eine Art von Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung neben dem Künstler. Es hat sich also, das ist keine Frage, auf jeglichem Felde künstlerischer Leistungen die Vorstellung einer wissenden Künstlerschaft festgesetzt gegenüber einem Laienelement, das als unfähig gilt, jene im Innersten zu verstehen, und das daher nicht nur in jeder Beziehung der Leitung, des Unterrichts und der Anregung bedarf, sondern in gewissem Grade sogar schon von den Künstlern als ein unerträgliches Hindernis oder wenigstens als gänzlich bedeutungslose Menge behandelt wird. Der vor mehr als einem Menschenalter in gewissen Künstlerkreisen aufgekommene Schlachtruf „L'art pour l'art!" drückt diese Überzeugung des Für-sich-seins der Künstler gegenüber den Laien in ihrer äußersten Konsequenz aus.

Ist nun in der Tat die Kunst ein Element der Bildung und des innerlichen Fortschrittes, das nur in so exklusiver Pflege gedeiht, und dem gegenüber alle Nichteingeweihten nicht nur eine rein passive, sondern sogar eine völlig uninteressierte, eine laienhafte Rolle spielen? Die heutigen Begriffe Kunst und Kunstwerk haben sich wie alle anderen verstandesmäßigen Vorstellungen von Gefühlsäußerungen sehr spät gebildet. Aus der handwerklichen Geschicklichkeit, aus der zunftmäßigen Abgeschlossenheit des Mittelalters wuchs für das gegenwärtige Europa erst vor vier- bis fünfhundert Jahren innerhalb zweier Generationen jener Begriff von Kunst hervor, der in scharfen Gegensatz sich stellt zu aller handwerklichen Leistung. Das Wort Kunst, selbst von Können abgeleitet, tat seitdem zu der mit Können im wesentlichen verbundenen Vorstellung eingelernter mechanischer Geschicklichkeit eine neue Erfahrungstatsache hinzu, die das Können zu einer bloßen Begleiterscheinung jener viel charakteristischeren Eigenschaft macht, durch die sich die Kunst als solche legitimiert: den persönlichen Gefühlsinhalt. Alle zunftmäßig ge-

bundene Leistung, so virtuos und kunstmäßig sie sein mag, beschränkt sich bestenfalls auf formale Schönheit und konventionellen Inhalt; ein Kunstwerk im eigentlichen Sinne kann sie nie werden. Erst als die Schranke gefallen war, die den Meister des Handwerks an seine Werkstatt und an die geistige und soziale Gebundenheit seines Standes fesselte, wurde aus ihm der Künstler, der Gläubiger und Schuldner der Gesamtheit seiner Zeitgenossen ist. Aber im Flusse des Lebens gibt es keinen Bestand. Die köstlichsten seiner Gaben sind immer rasch vorübergehende Geschenke, die keine Klugheit festzuhalten vermag; am wenigsten die Zustände edelster geistiger Freiheit. Der Mensch erträgt sie nicht. Kaum hatte daher der zum Künstler gewordene Handwerker sich in seiner neuen Stellung entdeckt, so mißbrauchte er sie. Er wurde eitel, stolz, und schloß sich alsbald als etwas Besonderes und Vornehmes in einem neuen Sinne abermals von der Welt um sich her ab. Der Mensch bedarf nun einmal der Einschränkung. Wird sie ihm nicht von außen aufgenötigt, so schafft er sie sich selbst durch den Mißbrauch seiner Freiheit. Denn die neue, bewußte Absonderung, in die der unbedachte Künstler so leicht gerät, ist nichts anderes als eine Einhegung seiner selbst, durch die er sich trennt von seinen Mitmenschen und damit die Quelle seines Wachsens und Gedeihens verstopft. Statt der handwerklichen Ausschließlichkeit, die zugleich eine bedingungslose Ein- und Unterordnung in den sozialen Organismus war, nun eine Emanzipation des Künstlers, die ihn auch innerlich nicht weniger als äußerlich vom Laien völlig scheidet. Nun erst hören wir die sentimentalen Klagen über Nichtverstandensein, Empfindungen, welche die größten Künstler in diesem Sinne unverdienter Kränkung niemals haben aufkommen lassen. Für solche noch gesunde Persönlichkeiten ist die Kränkung und das Mißverstehen durch ihre Zeitgenossen etwas Selbstverständliches, in der Natur des Daseins Begründetes, ja sogar ein Lebenselement. Sie sehen darin nicht den blöden Widerstand verständnisloser Laien, sondern die tief im Wesen alles Lebendigen wurzelnde Äußerung allgemein menschlicher Unvollkommenheit und Schwäche. Die besten Genies sind sich bis heute bewußt geblieben, daß sie selbst in irgendeiner Weise Mitschuldige dieser Widerstände sind.

Hier nun nähern wir uns dem gemeinsamen Boden, auf dem Künstler und Publikum sich verbunden fühlen müssen. Denn das Denken und Empfinden des Künstlers ist zwar dem Grade und dem Umfange nach von dem anderer Menschen verschieden; er sieht weiter, er sieht tiefer und namentlich auch mehr; aber anders sieht er nicht. Was ihn spezifisch von allen Minderbegabten unterscheidet, ist die Fähigkeit des Ausdrucks, die Gestaltungskraft seiner Gefühle. Aber diese selbst sind nicht verschieden von denen seiner Mitmenschen, sondern nur umfangreicher. Dem widerspricht nicht, daß so oft gerade die besten Leistungen das wenigste Verständnis finden. Denn die Menge weiß nie, was sie im Innersten liebt und schätzt. Ihr Empfinden ist von Konventionen ringsum eingeengt; es ist unfrei und seiner selbst nicht mächtig. Aber bei alledem ist es da, und in einer guten Stunde fällt die Schranke, und dieselbe Menge, die eben noch das „Kreuziget ihn!" dem verkannten Genie entgegenschrie, trägt es heute auf Händen. Ist das Publikum darum verächtlich, weil sein Urteil befangen ist? Mitnichten! Es ist nicht einmal laienhaft vom Mitgenuß und vollen Verständnis ohne Unterweisung ausgeschlossen. Alle

wahrhaft schöpferischen Menschen sehen in weit größerem Umfange als ihre minder begabten Genossen das Allgemeine im Besonderen. Ihr inneres Schauen ist so offen und hell, daß sie, bedacht oder unwillkürlich, die Synthese aller lebendigen Erscheinung zu machen verstehen, wo der gewöhnliche Sterbliche vom einzelnen sich zerstreuen und gefangennehmen läßt, so daß er über ein dumpfes Ahnen des großen allgemeinen Zusammenhanges nicht hinauskommt. Aber diese Ahnung, das Verlangen nach solchen Verknüpfungen erfüllt jedes menschliche Herz. Der wahre Künstler befreit dieses dunkle Wollen aller und zeigt ihnen in vollendeten Schöpfungen seiner Gestaltungskraft die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Der unechte Künstler aber, der das Bewußtsein nicht besitzt, das gestaltende Organ der Gefühle seiner Mitmenschen zu sein, sucht in der Mannigfaltigkeit des Weltganzen nicht den verbindenden Sinn, sondern er möchte gerade umgekehrt aus dem Allgemeinen etwas Besonderes herauslösen. Statt der zusammenfassenden Synthese, die auf einem völlig intuitiven Anschauungsvermögen beruht, führt ihn sein Absonderungsbedürfnis zur verstandesmäßigen Unterscheidung, zur Analyse. Ein solcher Künstler — gesetzt, daß er unter diesen Umständen noch diese Bezeichnung verdiente — steht natürlich im schroffsten Gegensatz zu allem, was ihn Menschliches umgibt. Er fühlt sich als den Hüter nur ihm und wenigen zufälligen Gesinnungsgenossen erkennbarer Geheimnisse, die aber der Allgemeinheit, den Laien, ewig verschlossen bleiben müssen. Hier beginnt nun die Losung „L'art pour l'art!" laut zu werden. Die Kunst um ihrer selbst willen. Wenn man's zuerst hört, möcht's noch leidlich scheinen. Denn wenn es nur heißen sollte, daß die Kunst nur ihren eigenen Formgesetzen gehorcht, so wäre wohl nichts daran zu erinnern. Aber es soll leider bedeuten, daß die Kunst nur mit sich selbst zu tun habe, daß sie eine Welt für sich sei, — ihre Impulse nur aus sich selbst bekomme, und daß ihr einziger Zweck auch nur sie selbst sei. Dies ist nichts anderes als Selbstmord. Die folgenstrenge Durchführung einer solchen These endigt in völliger innerer Verödung und Auszehrung der Kunst und läßt sie äußerlich, hinsichtlich ihrer Ausdrucksmittel, im Virtuosentum erstarren. Dann aber wäre in der Tat wirklich geworden, was der Gegensatz von Künstler und Laie im Grunde bedeutet: dem Virtuosen und dem Kenner auf der einen Seite stände mit Recht eine völlig unwissende, verständnislose Laienschaft gegenüber.

Der Künstler verleiht dem stummen, gestaltlosen Sehnen seiner Mitmenschen Sprache und Anschauung. In seinen Schöpfungen erkennen sie, früher oder später, ihren eigenen besten Kern. Das Kunstwerk zeigt allgemein verständlich das, was uns alle im Innersten erfüllt und uns in unserem edelsten Streben zu gemeinsamer Arbeit verbindet. Darum darf von Laien auf ästhetischem Gebiete niemals die Rede sein. Denn auf diesem ist der Gegensatz, den der kirchlich-mittelalterliche Laienbegriff voraussetzt, durchaus nicht vorhanden. Hat doch die protestantische Bewegung, begreiflicherweise nicht mit vollem praktischen Erfolg, versucht, ihn auch in der Kirche zu vernichten. Hier, wo es sich um eine selbst im Protestantismus noch recht komplizierte irdische Einrichtung handelt, ist eben der Gegensatz nicht zu überwinden, weil er gar nicht zu entbehren ist. Aber so gut wie ihn das unbefangene religiöse Gefühl völlig selbstverständlicherweise ablehnt, ist er nicht weniger in

Sachen der Kunst verabscheuenswert. Der Künstler, der Dichter, der einsichtige Monarch sind das Organ der Gesamtheit ihrer Mitmenschen; sie sind, im besten Sinne des Wortes, ihre Diener und nicht ihre Herren. Bleiben sie sich dessen bewußt, so sehen sie in alle Herzen und können es entbehren, daß nicht in ihr Herz auch alle anderen zu schauen vermögen. Sie fühlen in sich das Herz der ganzen Welt schlagen, und nichts anderes gestalten sie, als wozu dies sie drängt.

Alles das ist nun am leichtesten in bezug auf den Dichter zu erkennen, weil in der Dichtung das künstlerische Ausdrucksmittel in seiner unmittelbaren Form ganz besonders einfach ist und bis zu einem gewissen Grade, allerdings nicht zu dichterischen Zwecken, von jedem Gebildeten gemeistert wird. Daher ist in der Literatur am seltensten von einem Gegensatze zwischen Dichter und Laien die Rede, ist aber natürlich auch hier nur, soweit es sich um technisches Können, um das sprachliche Handwerk handelt, erlaubt. Daß z. B. zur Anfertigung eines Dramas eine recht große Summe praktischer Erfahrung und Anpassung gehört, wird niemand bezweifeln. Hier ist das Erfordernis einer formalen, auch dem Begabtesten nicht ohne Lehrzeit zugänglichen besonderen Meisterschaft jedermann sofort einleuchtend.

Viel mehr unmittelbares technisches Können erfordern bildende Kunst und Musik, wo eine lange Vorbereitung zur Erlangung der formalen Ausdrucksmittel, der Technik, selbst für nur bescheidene Leistungen nicht zu umgehen ist. Es ist daher auch hier das Unterscheidungsbedürfnis zwischen dem, der diese Techniken beherrscht, und dem, der keine Ahnung von ihnen hat, ein ziemlich dringendes. Der Gegensatz zwischen dem sein Handwerk verstehenden Meister und dem unwissenden Laien ist in der Musik in der größten Schärfe gegeben. Aber es ist auch nur der abgeblaßte, auf technisches Können oder Nichtkönnen beschränkte Gegensatz, wie er alle mehr oder weniger mechanischen Tätigkeiten kennzeichnet. Er ist streng beschränkt auf die formale Seite, wie sie dem Handwerk, der Wissenschaft und der Kunst gemeinsam sind. Nicht erstreckt er sich auf das nicht Lehrbare, der Kunst im höchsten Maße Eigentümliche, aber auch auf das für wissenschaftliche Entdeckungen Notwendige und sogar im Handwerk noch Nachweisbare. Denn es ist als erfindende Kraft in jeder menschlichen Tätigkeit vorhanden und tritt nur in der Kunst in seine sichtbarste, verständlichste Erscheinung. Um aber die Gefahr eines Überspringens dieses rein technischen Gegensatzes auf den allgemeinen Inhalt der Kunst zu vermeiden und ihn nicht auf Künstler und Publikum zu übertragen, ist es geraten, in der Kunst überhaupt nicht von Laien zu sprechen. Denn im Grunde ist diese ganze Übertragung der kirchlichen Ausdrucksweise auf profane Beschäftigungen nur aus der Schwäche des Menschen entsprungen, sein Können mit dem Nimbus des Geheimnisvollen, Unergründlichen zu umgeben. Diese Schwachheit ist schuld am Übermaß des Jargons der Werkstatt und der Gelehrtenstube, und sie verführt auch den Künstler dazu, mit der Einführung jenes kirchlichen Begriffs der Laien vom Publikum verderblich sich abzusondern.

Blüht doch dieser Absonderung, falls sie nicht allzulange dauert, noch ein ganz besonderer, den schwachen Künstler völlig berauschender Scheinerfolg im Virtuosentum. Dies ist das letzte Extrem, wozu die äußerliche Form künstlerischer

Leistungen im Gegensatz zum staunenden Laientum gesteigert werden kann. Virtuosität ist die höchste Entfaltung technischer Geschicklichkeit; und zwar begreift das Wort in Dichtung und bildender Kunst nur diesen äußerlich formalen Höhepunkt. Nicht so eng ist dagegen der Begriff bei musikalischen Reproduktionen. Sehen wir aber von diesen ab, so ist Virtuosität zwar immer auch da vorhanden, wo ein bedeutender Inhalt vollkommen zum Ausdruck gebracht ist, indes pflegt man das Wort doch, um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, vornehmlich dann zu gebrauchen, wenn ein Mißverhältnis zwischen Form und Inhalt in dem Sinne vorliegt, daß jene diesen übertrifft, besonders aber dann, wenn die schöne Form, die glänzende Technik überhaupt dem Künstler die Hauptsache seiner Arbeit war. Es hat sich dann die künstlerische Tätigkeit so verschoben, daß die Form nicht mehr bloßes Mittel ist, sondern Zweck. Da erst feiert der Virtuose seine höchsten Triumphe. So verhängnisvoll diese für ihn als erfindenden Künstler sind, so sind sie allerdings der technischen Meisterschaft zu gönnen. Technisches Verständnis und beharrlicher Eifer sind die Voraussetzungen solcher Erfolge, und das Ergebnis bedeutet genau und ausschließlich jenes äußerliche Können, zu welchem im Gegensatz es eine erlaubte Gewohnheit geworden ist, von den Nichtkönnern als von Laien zu sprechen. Dieses Können nur um des Könnens willen führt aber alsbald, im engsten Bunde mit jener besprochenen Überspannung des künstlerischen Selbstgefühls, eben zu dem modernen „L'art pour l'art", wo denn schließlich das künstlerische Unvermögen bei völlig ausdrucksloser Formenwillkür zum Unsinn führt.

Laienhafte Unkenntnis gegenüber jeglichem, auch künstlerischem K ö n n e n liegt daher auf seiten des Publikums sicherlich vor, und sie steigert sich, je virtuoser die Leistung ist. Aber dieser Gegensatz ist gänzlich unerheblich gegenüber dem, was Künstler und Publikum verbindet und geradezu aufeinander anweist. Ein vollkommener Nichtkönner ist wohl ein krasser Laie gegenüber jeder kunsttechnischen Geschicklichkeit, und doch kann er eine ungemeine, bis zur Kennerschaft ausgebildete künstlerische Empfänglichkeit besitzen. In diesem höheren Sinne wäre er also wieder kein Laie zu nennen. Die Kennerschaft aber ist selbst gar nicht berufen, zwischen Künstler und Publikum die Brücke zu schlagen. Denn wie wir schon sahen, ist die Voraussetzung einer solchen Zwischenstufe auch der Weg, auf dem der kirchliche Gegensatz von Priestern und Laien, von Geweihten und Ungeweihten auf das ästhetische Gebiet sich einschleicht. Wer die künstlerische Empfänglichkeit besitzt, der ist auch berufen zur Kennerschaft, und nur von ihm und zufälligen Umständen hängt es ab, bis zu welchem Grade er sich diese entwickelt. Wer aber die Empfänglichkeit nicht besitzt, hat überhaupt keine Beziehung zur Kunst. Sein Mißverstehen ist erst recht nicht das des Laien gegenüber der Priesterschaft, sondern viel eher das des Heiden gegenüber dem Gläubigen.

So müssen wir denn gestehen: im allgemeinen Sinne ist in der Welt der Kunst der Gegensatz von Künstler und Laie durchaus verderblich. Er zerreißt die innige seelische Verbindung zwischen dem Künstler und seinen Mitmenschen; er macht jenen unfruchtbar und diesen teilnahmlos. Zum Kunstgenuß ist jedermann berufen, und das Kunstwerk wendet sich an alle. Die besten Kunstwerke sind auch die gemeinverständlichsten. Daß die Zeitgenossen nicht immer willig sind, sie anzuerken-

nen, widerspricht dem nicht. Das liegt nicht an zu großer Einfalt und Unkultur des Publikums, sondern gerade am Mangel an Einfalt und an Verbildung. Je einfacher und voraussetzungsloser das Kunstwerk ist, desto größer ist es und desto unmittelbarer wirkt es. Was heißt das anders, als daß Kunstwerk und Publikum keiner Vermittlung bedürfen, je wahrer und schlichter sich auch dieses gibt? Daß die Menschen gerade gegenüber den besten Schöpfungen ihrer Zeit einer solchen Aufgeschlossenheit nicht immer sogleich fähig sind, liegt an unzähligen von außen anerzogenen Beschränkungen ihrer naiven, durch nichts beeinflußten Äußerungsfähigkeit. Verletzte Eitelkeit, Mißtrauen, Abhängigkeit von tausend Äußerlichkeiten des Lebens hindern sie daran, sich so zu geben, wie sie sind. Nichtsdestoweniger kann der gute Kern in ihnen nicht völlig zu grunde gehen. Und unter den Schöpfungen der edelsten Geister sind es die Kunstwerke nicht am wenigsten, die gleich einem Magneten diesem Besten in uns durch allen Wust des alltäglichen Daseins hindurch immer wieder an die Oberfläche verhelfen. Jedes wahre Kunstwerk wird schließlich alle diese Schranken und Widerstände durchbrechen und über kurz oder lang die Herzen finden, für die es entstanden ist. Darum ist freilich die Rolle des Publikums gegenüber dem Künstler nur eine passive. Soll die Vorstellung seiner Laienschaft nicht gelten, so heißt das noch nicht, daß ihm irgend ein willkürlicher, bestimmender Einfluß auf die künstlerischen Schöpfungen gebühre. Der Einfluß des Publikums liegt einzig in seiner Bedürftigkeit. Diese, schwesterlich verbunden mit ästhetischer Empfänglichkeit, ist die schönste Rechtfertigung künstlerischen Schaffens. Darum ist es gerade umgekehrt, als man uns weismachen möchte. Nicht als ein wissender Begnadeter steht der Künstler armseligen Laien gegenüber, sondern als mitleidender, zu selbstloser Hingabe verpflichteter Schicksalsgenosse.



Frenssens Aufstieg und Niedergang

„Du mußt was Ordentliches schreiben! Nicht so einen windigen Sang! Etwas Ernstes! Das man mit Händen anfassen kann, ohne daß es zerbricht. Von Sünde und Sorge, Heimat und Vaterland, treuer Liebe und ehrlicher Arbeit. So recht Deutsches und Einfaches, wie Reuter und Freytag geschrieben, so etwas für das große ganze Volk, was der Gebildete gern liest und auch der einfache Mann.“

Getreu dieser Mahnung der Frau Eva an ihren Gatten Heim Heiderieter schrieb Frenssen, dessen erster Roman „Die Sandgräfin“ unter dem mühseligen Suchen nach Verständnis des eigenen und fremden Lebens, vor allem unter den „bitterbösen Geldsorgen“, noch verschüchtert und unselbständig geblieben war, „Die drei Getreuen“, die bis zur Stunde nächst dem „Jörn Uhl“ sein bester Roman geblieben sind, schon aus Eigenem, wenn auch nicht mit großem Mute, wie er mir einmal brieflich bekannte. Das tiefe und gewichtige, das faustische Problem von Heimat und Land beschäftigte ihn: die Heimat ist dem Menschen „ein Stück von seinem Leben und von seiner Seele“; wer sie aufgibt, frevelt an sich selbst, sofern ihn nicht die bittere Not treibt.

Und dann kam gleich die Vollendung, der Höhepunkt: „Jörn Uhl“, dieses Volksbuch im stolzesten Sinne des Wortes, dies durch und durch gesunde, echt deutsche Werk eines reichen

Verglühen H. B. Wieland

Aus „Deutsche Lande — Deutsche Maler" von E. W. Bredt. Verlag von Theod. Thomas in Leipzig (Preis 10 Mk.)

Dichters und Menschen. Was den „Jörn Uhl“ so hoch erhebt, das ist, wie ich früher einmal bemerkt habe (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1902, Nr. 240), der große ethische Gehalt, der schier unerschöpfliche Reichtum an goldener Lebensweisheit, die Gemütstiefe, der schalkhafte, ungezwungene Humor, dem die Bitterkeit Raabes abgeht, das ist der wunderbare Zauber der Schilderung, die Schönheit und Anmut, der volltönende, hohe Schwung der Sprache, die Zartheit der uns bestrickenden Dämmerstimmungen, des Traum- und Märchenwebens, die wunderbare Kunst, alles farbig und lebendig zu sehen, die Lebenswahrheit der Handlung und der Personen, auch der Nebenfiguren.

Der in der deutschen Literaturgeschichte einzig dastehende Erfolg ermöglichte Frenssen die Erfüllung seines Herzenswunsches: „Ich möchte“, schrieb er mir einmal, „den schwarzen Rock ausziehen, nicht mein Christentum, und in meiner Heimat bescheiden und beschaulich weitergrübeln.“ Von der abgelegenen, strohgedeckten Pfarre in Hemme zog er weg, nach Hamburg. Aus dem schuldengeplagten Dorfpastor wurde ein Millionär (die erste Auflage seines jüngsten Romans, der in wenigen Tagen die 60 000 überschritt, nannte als Auflagenziffern: „Sandgräfin“ 57. Tausend, „Drei Getreue“ 96., „Jörn Uhl“ 213., „Hilligenlei“ 130., „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ 144. Tausend). Doch zum Vorteile seiner Kunst? Die engere Heimat, die er selbst in den „Drei Getreuen“ als die starke Wurzel der Kraft des Menschen gefeiert, hat er verlassen und versucht, in anderem Boden Wurzel zu schlagen, und es auch getan. Aber was die neue Wurzel trägt, bleibt immer mehr hinter dem zurück, was er in der Weltabgeschiedenheit zu Hemme geschaffen. „Alle Poesie kommt aus Not und Sehnsucht“, sagte er vor langen Jahren. Sollte es ihm jetzt zu gut gehen? Sollte ihm die Not, die materielle wie auch die psychische, als Ansporn zum Großen fehlen?

Schon „Hilligenlei“ erreichte in vielem den „Jörn Uhl“ nicht. Ich erinnere an die Geschichte der Dusenschöns, an die gekünstelte Romantik, wie der junge Lehrer von Freestedt auf die Brautschau geht und Hella Andersen kennen lernt, an die Selbstschilderung des Matrosen auf dem Feuerschiff, die zu ihren Ungunsten den Vergleich mit der Rückschau des sterbenden Schulmeisters in Raabes „Hungerpastor“ herausforderte. Im großen und ganzen aber, wie auch in der überwiegenden Menge der Einzelzüge, zeigte uns „Hilligenlei“ noch Frenssen in seiner bodenständigen Größe, vor allem den Schlüssel zu dem Geheimnis seines großen Erfolges: Frenssen weiß die Menschen in ihrem Schönsten, Besten und Stärksten zu fassen: er sieht in jedem, auch in dem zerlumpten Taugenichts, seine feine und sympathische Eigenart. So macht er uns mit einer alles umfassenden, wahrhaft christlichen Menschenliebe alle Menschen lieb. Er ist auch nicht einseitig in seiner Charakterisierung. Er verschließt sich den Schattenseiten nicht. Er läßt nur als ein gerechter und milder Richter die Lichtseiten erstrahlen, die wir im allgemeinen gar zu leicht übersehen. Diese Liebe gewinnt ihm die Herzen der Leser. Es ist, als ob jeder in der großen Menge sich verkannt wähne und nun glaube, daß dem Lichten und Schönen in ihm Frenssen Anerkennung verschaffe. Dazu tritt nun noch Frenssens besondere Gabe, von den handelnden Personen, ja von den nur vorüberhuschenden, in wenigen Sätzen ihr ganzes großes oder kleines Menschenschicksal, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zu berichten.

In „Hilligenlei“ trat aber auch ein neuer Zug in die Erscheinung: die schönheitsfreudige, ungeschminkte und unbekümmerte Sinnlichkeit, für die Frenssen in Anna Boje eine strahlend sichere und verführerische Verkörperung fand. Wegen dieses Freimutes in geschlechtlichen Dingen ist Frenssen schon damals schwer angegriffen worden; jedoch zu Unrecht. Kein Lebenskundiger wird leugnen, daß es derart antik glückhafte Frauen gibt, und dem Dichter versagen wollen, auch sie zu preisen. So natürliche und holde Frauengestalten wie Anna Boje verdienen auch in einem Volksbuch einen Platz. Daß aber alle Frauen von einer so frisch zulangenden Begehrlichkeit wären, hat Frenssen in „Hilligenlei“ nicht behauptet. — Ganz anders in seinem jüngsten Roman.

Wie alle Werke Frenssens gibt auch „Klaus Hinrich Baas“ ein Stück aus der Entwicklung des Dichters. Nahm in „Hilligenlei“ der Werdegang des Theologen Frenssen einen weiten Raum ein, so spiegelt „Klaus Hinrich Baas“ in mehr als einer Beziehung die Entwicklung des Menschen Frenssen, im menschlichsten Sinne.

Der vom Lande in die Weltstadt abgewanderte Dichter schildert den Lebensgang eines Jungen aus altem Bauerngeschlecht, der schon als Knabe nach Hamburg verpflanzt wird. Die Kindheit des Helden, seine Träumereien, seine Abenteuer in Dorf und Flur sind unverkennbar Frenssens eigene Jugend. Auch der immer heitere, hoffnungsvolle und tüchtige Vater und die barsche und zornig zufahrende, im Grunde aber liebebedürftige, treue Mutter haben manches von den Tischlereheleuten, von denen Frenssen erzählt: „Mutter war immer in Sorgen, Vater war immer voll Hoffnung.“ Wie weit die Ähnlichkeit sonst geht, läßt sich für uns nicht nachprüfen, z. B. nicht, ob auch Frenssens Mutter mit der Feuerzange als liebstem Erziehungsmittel so schnell bei der Hand war wie Antje Baas. Erfreulich nur, daß Frenssens Vater den vollen Ruhm des Sohnes miterleben durfte, während Klaus Baas schon als Knabe den Vater verlor.

Klaus Baas war als Kind ein Träumer, ein Phantast, ein „edler Hochhinaus“, wie er später von sich sagt. Mit einer Leidenschaft, die im Grunde doch nur Lebenshunger war, las er das Beste, was sich unsere geistigen Führer über Gott und Welt gedacht haben, und machte sich seine Gedanken darüber Doch er ward nicht, wie man nach seinen kindischen Träumereien, nach seinen Spielen im Wind und auf dem Kirchhof, nach seinen erdichteten Erzählungen erwartet, ein Dichter. Der Tod des Vaters ruft die Not vor die Tür. Da geht schon der noch schulpflichtige Junge aus, Geld zu verdienen.

Der Roman schildert nun in breiter, wohlbegründeter Ausmalung, wie der Sohn des Handarbeiters sich Schritt für Schritt durchs Leben und emporarbeitet, wie er sich als Kind bei einer Malerin durch Handreichungen im Haushalt und Besorgungen, dann bei dem Bootsführer Peter Sööt sein Brot erwirbt, wie der verschüchterte Knabe als Lehrling bei P. C. Trimborn eintritt und in der Lehre wächst und reift, wie er mit Karl Eschen nach Indien geht, wo Eschen den Tod findet, wie er zurückkehrt und äußerlich fertig, im Innern aber, an Lebenserfahrungen, noch unreif, in einem jähen Auflodern der ihn schon lange erfüllenden und treibenden Sinnlichkeit sich bei dem Besuch einer kleinen Landstadt mit der zierlichen und scheuen Martje Ruhland verlobt und verheiratet. Die Ruhlands aber sind degenerierte Menschen, die ohne Kraft in einer wirklichkeitsfeindlichen und jede Neuerung, jeden Fortschritt, jedes Streben als eine Gefahr hassenden Daseinsseligkeit dahinvegetieren. Das Kind, das diese Frau gebiert, ist wie die Mutter. Es hat dieselbe schleppende, gleichmütige Stimme, keinen frohen Stolz, keinen hellen Mut. So ist Klaus, der vorwärtsbegehrende, phantasievoll schaffensfreudige, in seiner Ehe unbefriedigt, und auch Martje fühlt sich, so sehr sie ihn liebt, an seiner Seite beengt und bedrückt. Da bringt der Schwager sie auseinander, damit es nicht „zwei verriebene, wunde, zerfetzte, unfertige Menschenleben gebe, sondern zwei freie, ganze, runde, und wären sie auch so klein wie eine Haselnuß.“

Klaus Baas kehrt nach Hamburg zurück, gerade zur rechten Zeit, um H. C. Eschen vor dem Zusammenbruch zu retten. Dann gewinnt er sich die jüngste Schwester seines toten Freundes, Sanna Eschen, zur Frau, und damit die Teilhaberschaft an der alten Firma. Der Mitinhaber Artur Eschen aber ist kein Mann nach dem Geschmack des unermüdlich tätigen und Geld schaffenden Baas. Er läßt die Arbeit gern dem Schwager, um mit seiner Frau ein vergnügtes und kostspieliges Leben zu führen. Als Artur Eschen auch noch durch törichte Spekulationen sich ruiniert, verläßt Baas das sinkende Schiff und erringt seinen größten Erfolg: der Bauernjunge ohne Familie wird Teilhaber einer der ersten Hamburger Weltfirmen.

Baas' zweite Ehe ist eine glückliche. Er hat ein Weib, das zu ihm paßt (das sich an Shakespeares Königsdramen wegen des vielen Großartigen und Schrecklichen darin für ihr Wochen-

bett Mut anlieſt), eine große, friſche, lebenerfüllte, ſtrebſame, ſchöne und — ſinnliche Frau, ein Weib nach dem Herzen Frenſſens. Denn in dieſem Roman verkündet Frenſſen die überraſchende und befremdende Theorie, daß jedes rechte Weib auch ſtark ſinnlich ſei. Was er in „Hilligenlei“ nur für eine einzelne vorgebracht, behauptet er jetzt als die Regel. Martje Ruhland, die nicht nach dem ſexuellen Genuß verlangte, iſt dekadent, entartet. Frenſſen kennt anſcheinend gar kein geſundes und lebenskräftiges Weib mehr, deſſen höchſte Sehnſucht und ſtärkſtes Verlangen nicht die Hingabe an den Mann wäre. „Eine rechte Frau ſoll ſein: ſinnlich, reinlich, gütig“, verkündet er als Quinteſſenz ſeiner Frauenweisheit.

Am Abend vor ſeiner Hochzeit lobt Klaus Baas ſeine Schwiegermutter, die greiſe Frau Eſchen, und ſeine Braut wie folgt:

„Er ſagte: ‚Du biſt ein rechtes Weib geweſen, Mutter, und biſt es noch. Und Sanna iſt gerade ſo wie du: und darum bin ich unſagbar glücklich! ... Du wirſt häufig hinauskommen und dich an Sanna und den Kindern freuen.‘

Dann kam Sanna hinein, und die Mutter ging hinaus. ‚Was weinte Mutter?‘ ſagte ſie bedrückt.

Er ſagte es ihr: ‚Es kränkt ſie, daß du nun eines Mannes Weib wirſt und Kinder an der Bruſt haben wirſt, was für ſie dahinten liegt.‘

Sie ſtellte ſich in ihrer ſteilen Weiſe in ſeinen Arm und ſagte: ‚Du wunderſt dich nun über mich ... Sieh mal, ſo eine Mutter habe ich! Ich kann es ganz und gar verſtehen, und ... paß mal auf, mir wird es ebenſo gehn!‘ Dann hob ſie ſich ein wenig und legte beide Arme um ihn und ſagte in ihrer geraden, geſunden Hamburger Art, ihm froh ins Geſicht ſehend: ‚Es iſt man gut, daß es nun endlich ſo weit iſt!‘“

Ob die Hamburger Damen Frenſſen als Sachverſtändigen gelten laſſen werden?

Dieſer neue Roman zeigt uns, das iſt das bittere Ergebnis, daß Frenſſen die Frauen nur noch vom Standpunkte des Heldentenors aus wertet. Gewiß, es iſt für kein Mädchen eine Schande, wenn es das heiße Blut hat, das nach Frenſſens Anſicht jedes erfüllen ſoll. Aber es iſt nicht wahr, daß alle ſo ſind, und es iſt keine Heuchelei, wenn die große Mehrzahl der deutſchen Mädchen und Frauen Frenſſens Theorie mit der Röte der Scham und Empörung von ſich weiſt. Und es iſt auch nur gut, daß dem ſo iſt. Die Frauenärzte beſtätigen ſogar, daß noch ein großer Teil der Ehefrauen jenes Verlangen kaum kennt, daß ſie, wie die Ärzte ſagen, frigid ſind.

Frenſſen ſchildert ſeinen Typus Weib mit einer ſolchen Selbſtverſtändlichkeit als Vorbild, daß der moderne Verführer ſich nicht mehr in Sören Kierkegaards „Tagebuch des Verführers“ zu unterrichten braucht, ſondern ſich, um den Boden für ſeine Pläne aufs beſte vorzubereiten, damit begnügen kann, dem Mädchen, dem ſeine Bemühungen gelten, möglichſt harmlos das „Volksbuch“ „Klaus Hinrich Baas“ in die Hand zu drücken. Denn Frenſſen redet im letzten Grunde den Mädchen ein, daß ſie ſinnlich, begierig ſein müſſen.

So ſchwere Vorwürfe verlangen eine ſorgfältigere Begründung:

Frenſſens Mädchen- und Frauenideal ſind Doris Rotermund und Sanna Eſchen.

Klaus Baas ſieht, als er die geiſteskranke Schweſter Martje Ruhlands nach Schleswig in die Irrenanſtalt ſchafft und unterwegs, um Mitternacht, in einem Dorfgaſthaus einkehrt, zum erſten Male das große, ſchöne Mädchen mit dem regelmäßigen, vollen Geſicht, mit „dem ſtarken natürlichen Behagen in den Bewegungen und den Augen“. Die Wirtin, die da meint, es wäre ſicher nicht verkehrt, wenn mancher Mann zwei Frauen hätte und mancher andre gar keine, und ebenſo ſei es mit den Frauen, nennt Doris Rotermund mit Ernſt im Scherz „mannstoll“, „ein bißchen treu und ein bißchen gottlos“.

Charakteriſtiſch für den neuen Frenſſen iſt nun die Schilderung des Aufbruches: „Als Klaus Baas ſich nach dem ſchönen Mädchen umſah, ſah ſie ihn mit großen fragenden Augen an und ſagte leiſe: ‚Es iſt doch nicht Ihre Frau?‘ ‚Nein‘, ſagte er. ‚Gott ſei Dank!‘ ſagte ſie und

sah ihn mit offener Freude an. ‚Sie haben eine gesunde Frau?‘ ‚O ja‘, sagte er. ‚Das freut mich‘, sagte sie wieder ganz ohne Scheu, mit derselben frischen und starken Natürlichkeit. Er sah ihr, die im engen Gang dicht vor ihm stand, gerade in die blühenden Augen und sagte mit einiger Erregung: ‚Sie haben so viel Interesse an mir?‘ Sie hielt seinen Augen tapfer stand, während ihre Wangen sich leicht röteten. ‚O, ich meine nur ... Sie sollten wohl eine gesunde und starke Frau haben ... sonst ...‘ ‚Was denn sonst?‘ sagte er. Sie trat ein wenig zurück gegen die Wand und sagte übermütig, in ihrer ganzen Evaschönheit prangend: ‚Sonst würde ich Sie Ihrer Frau abspenstig machen.‘“

Dieses Mädchen trifft nun Klaus Baas, als er sich von Martje Ruhland getrennt hat und zu Fuß nach Hamburg wandert, wieder. Voll Freimut spricht sie ihm von ihren Liebschaften, und die Tante erzählt von den Briefen des noch in Ostasien weilenden Verlobten: „Zum Schluß in den Briefen heißt es immer: ‚Ich möchte Dich schrecklich gern mal wieder küssen! Ich habe Dich nur fünfmal geküßt! Weißt Du noch? ... Einmal am Schlehdorn. Einmal in der Au. Und dreimal in Deiner Stube.‘“ Und Frenssen fährt fort: „Klaus Baas sah auf seine Weggefährtin in der Sofaecke und dachte: ‚Das sind also die fünf Sünden! So!‘ und sah sie übermütig an und dachte: ‚Es waren nicht Küsse, du Schelm, es war mehr!‘ Sie sah ihn mit ihren ruhigen, ernsten Augen an, als wollte sie sagen: ‚Du hättest es auch getan!‘“

Schon am nächsten Abend fällt die schöne Künstlerin Klaus Baas zu. Am andern Morgen wandert Klaus weiter, um sich vierzehn Jahre lang nicht um sie zu kümmern.

Doris Rotermund ist aber nicht etwa wie Anna Boje eine Ausnahmeerscheinung. Sie ist, wie immer wieder betont werden muß, Typus und Vorbild. Jedes „rechte Weib“ ist nach Frenssens Ansicht genau so. Auch das Verhältnis zwischen Klaus Baas und Sanna Eschen ist voll des gleichen Geistes, und von der Ehe der beiden kann Frenssen mit Genugtuung feststellen, daß das „starke sinnliche Begehren“ des „frischen Mannes“ „von einem gesunden, gütigen Weib befriedigt wurde“.

Auch sonst zeigt der Roman, unbeschadet aller Gediegenheit der Ausführung, einen Rückschritt gegen Frenssens ältere Werke. — Zunächst liegt eine gewisse Kühle über der ganzen Darstellung. Es fehlt, was früher mit am stärksten Frenssens Zauber ausmachte: der sonnige Glanz, der Schmelz, die leuchtende, aber fest in der Wirklichkeit fußende Romantik, das Märchensüße, das unsere Herzen bestrickte und berauschte. Die nüchterne Sachlichkeit mag vorwiegend im Stoff begründet sein, allein der Gegenstand erklärt sie doch nicht ganz. So vermissen wir auch den Bilderreichtum Frenssens, der ihn früher mühelos Bilder von einer Anschaulichkeit und Schlagkraft finden ließ, daß wir entzückt aufjubelten und sie für immer bewahrten. Endlich fehlt auch die Freude an dem Großen und Wilden, jene titanenhafte Kraft, die im „Jörn Uhl“ die Schlacht bei Gravelotte und in „Hilligenlei“ den furchtbaren Sturm am Kap Horn zu schildern wußte, daß wir mit angehaltenem Atem dem Dichter durch alle Schrecken folgten.

Nur nach einer Richtung hin ist ein Fortschritt zu rühmen: die Neigung zur Zersplitterung, zur Einführung von Novellen und Episoden, die den Fluß der Ezählung teilten und sprengten, hat einer strafferen Zügelführung, einer schärferen Zusammenfassung, einer energischen Weiterleitung des Lebenslaufes des Helden Platz gemacht. — —

Alles in allem kann man am Ende von „Klaus Hinrich Baas“ dem Dichter nichts Besseres sagen, als daß man ihn mahnend erinnert, wie hoch er einst seine Ziele gesteckt:

„Man müßte etwas schreiben, das müßte stark sein und so recht fröhlich und gesund —. Wenn man es gelesen hätte, müßte man aufatmen als im Westwind: ‚Das war frisch und schön!‘ Es müßt' einem sein, als käme man aus einem Dom ... aus dem Dom, und man hätte da nicht schwächliche, frömmelnde Menschen gesehen mit weichen, losen Händen und demütigen Augen, sondern den Siegfried mit der hohen Gestalt, dem mächtigen Gang und den reinen Augen und Frau Kriemhild an seiner Seite. Gegen Gott demütig! Das bleibt richtig, solange die Welt steht. Aber gegen Menschen stolz, das heißt: rein und frei.“

„Wenn einer es kann und hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen von dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Sausen wir schon hören, von Gottes großer, stiller Arbeit, die ringsum anhebt. Er muß seine Seele mit Glauben füllen und seine Feder in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durchs Land geht. Er muß aus dem Volke fürs Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude. Wie aufgerichtete Feuerzeichen muß dastehen, was er schreibt, daß die Leute es weit sehen und sich vielleicht danach richten, und eher den Weg finden, der hineinführt in eine neue Zeit.“ **Dr. Fritz Böckel-Jena**



Literarische Geschenkbücher

Eine Nachlese vom weihnachtlichen Büchertisch

Nachdem sich die große literarische Sturmflut, die alljährlich um die Weihnachtszeit den deutschen Büchermarkt und die Redaktionen der deutschen Zeitschriften überschwemmt, verlaufen hat, nimmt der Berichterstatter über unser literarisches Leben nochmals eine Durchsicht der glücklicherweise etwas zusammengesunkenen Bücherstöße vor. So vieles mußte ja zurückbleiben, weil es auch zu anderen Zeiten einem gleichwertigen Käuferinteresse begegnet; anderes auch, weil es zu eingehenderer Begutachtung zwingt, als sie gerade eine weihnachtliche Bücherschau zu geben vermag. Auf der anderen Seite aber gibt es wieder zahlreiche Bücher, die, wenn auch noch so wertvoll, doch weniger die Kritik als die Anzeige herausfordern. Über Werke der letzteren Art, die sich jetzt noch angefunden haben, soll hier im Zusammenhange noch kurz berichtet werden.

Mit einer ganz neuen Zusammenstellung aus deutscher Lyrik wartet Rudolf Presber auf. „Freut Euch des Lebens“ heißt dieser Blütenstrauß deutscher Lyrik (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 3 M). „Dies Buch soll ein Buch der Lebensfreude sein. Es soll weder den Winter noch die Sorgen leugnen; soll weder das Alter noch den Tod wegdisputieren. Aber es soll den Genußfähigen zurufen, daß der Frühling, die Gesundheit, die Jugend und das Leben gar köstliche Dinge sind. Soll die roten Fahnen der Liebe hissen und das Triumphlied des Frohsinns und des Mutes singen mit den Zungen deutscher Dichter ...“ Es ist hier nicht eine Sammlung komischer Gedichte versucht. Der Humor im tieferen Sinne des Wortes führt die Herrschaft. Die Freude an der Welt, am Leben ist der Leitgedanke, von dem sich Presber bei der Auswahl aus den ungeheuren Beständen unseres Literaturschatzes führen läßt. Von Jugendlust, Liebe und Wein, von Heimat, Natur und Wanderschaft, von der Häuslichkeit redet das Buch, das in einem anderen Abschnitte den Menschen zeigt „im Sturm“, als bejahenden Kämpfer gegen des Lebens Nöte, und dann auch „in der Stille“ als Meister der Lebenskunst: denn es ist ja wohl das Höchste, aus der Enge und Dürftigkeit noch Schönheit zu gewinnen. Daß Presber ein guter Kenner unserer Literatur ist, hat er oft bewiesen, und man wird ihm dafür dankbar sein, daß er nicht wieder die klassische Periode, für die hinlänglich in unseren Anthologien gesorgt ist, einbezogen hat, zumal auf diese Weise sich deutlich zeigt, daß auch in unserem „Nörgelzeitalter“ der Frohsinn und die heitere Weltauffassung nicht ganz verloren gegangen sind. Das kurze Geleitwort, das Presber der aus mehreren hundert Bänden geschöpften Sammlung vorausschickt, ist nicht so glücklich, wie man von ihm als glänzendem Vertreter einer sinnlichen Lebensfreudigkeit erwarten dürfte. Vor allem stört mich ein Absatz: „Eine Blumenlese bleibt immer eine Sache des individuellen Geschmacks. Muß es bleiben. Nur der Herrgott des Neuen Testaments ist objektiv. Nicht die Götter des Alten rühmten sich, das zu sein usw.“ Das alttestamentliche Verbot der eitlen Nennung des Namens Gottes muß nach

meinem Empfinden zu einer Anstandsregel werden. Was soll dieses Ausspielen von Gott und Göttern im Vorwort einer Anthologie? Diese Art von Feuilletonismus wollen wir doch glücklich überwunden haben. — Ich fühlte mich verpflichtet, das hier zu sagen, um nicht der Zustimmung verdächtig zu werden. Um so rückhaltloser kann ich die Sammlung als solche empfehlen.

In neubearbeiteter Ausgabe, vor allem nach der neuesten Zeit hin vielfach ergänzt, bietet dann Maximilian Bern seine „Deutsche Lyrik seit Goethes Tode bis auf unsere Tage" (Köln, Hoursch & Bechstedt, geh. ℳ 1,80, geb. ℳ 2,50), nach der Versicherung des Vorwortes die verbreitetste deutsche Anthologie. Für den billigen Preis wird Erstaunliches geboten. 1406 Gedichte von 357 Dichtern sind zusammengestellt. Für mein Gefühl wäre weniger mehr gewesen, da ja doch systematische Vollständigkeit nicht angestrebt werden kann. Auch so dürften Namen wie Lienhard, Grotthuß u. a. nicht fehlen. — Der umfangreichste unter den neueren Versuchen, den aufgespeicherten Schatz der deutschen Lyrik in gangbarer Weise auszumünzen, ist „Der deutsche Spielmann", herausgegeben von Ernst Weber, verlegt von Georg D. W. Callwey, München. Das Kinder- und Volkstümliche ist hier in Einzelbänden, deren jeder ein für sich geschlossenes Ganzes bildet und von einem Künstler illustriert ist, zusammengefaßt; doch erfüllt erst die vollständige Sammlung den vorgesehenen Zweck. Es sind bereits 36 Bände, jeder für 1 ℳ, erschienen. Das letzte halbe Dutzend liegt mir vor. „Fremde Zonen" bringt Gedichte aus dem wilden Westen, aus der Wüste, dem Morgenlande. Zu den Prachtstücken von Ferd. Freiligrath, Geibel und Strachwitz kommt vieles Schöne, weniger Bekannte von neueren Dichtern. Den Schluß bildet „Urians Reise um die Welt". Die Bilder von Hans Volkert haben etwas Altdeutsches, Holzschnittmäßiges. Ein anderer Band feiert „Italia, das Land der deutschen Sehnsucht", darin zumeist das schöne Venedig. Auch manche Gestalt der Geschichte wird heraufbeschworen. Derselbe Hans Volkert hat in diesem Bande vor allem in den farbigen Bildern recht Stimmungsvolles geschaffen. Sehr schön sind Karl Bauers Bilder zu dem Bande „Hellas, Griechisches Leben und altklassischer Geist in deutscher Wiedergeburt". Aus der Fremde führt uns der nächste Band „Vaterland" in unser „neues Deutsches Reich, wie es geworden ist und was es uns sein und bleiben soll". Von Walter von der Vogelweide bis auf die jüngsten Dichter der Gegenwart reicht diese Auswahl, in der die Freude an deutscher Landschaft und Art ebenso zu Wort kommt wie der kriegerische Klang der Kampfesfreude. Deutscher Art stand immer nahe die „Tierwelt". Katzen und Mäuse leben hier in bestem Frieden nebeneinander. Der Hund steht behaglich daneben und der Maulwurf ist ein begehrter Gegenstand. Freilich, der Gockelhahn ist ihnen wesentlich über. Daneben kommt noch eine Fülle des anderen Getiers und vor allem unserer geflügelten Musikanten hier zu fröhlichem Stelldichein zusammen. Wilhelm Roegge und Ludwig Werner haben diese beiden Bände geschmückt. Der letzte in der Reihe bringt unter dem Titel „Menschenherzen" ein Buch „von der Liebe, was sie edlen Dichtern war und reinen Menschen sein kann". Ich freue mich, daß in dieser vorzugsweise für die Jugend berechneten Sammlung eine Reihe Liebeslieder gebracht wird, und wünsche gerade ihr weite Verbreitung als ein Gegengewicht gegen die noch immer vielfach verbreitete Art, unserer heranwachsenden Jugend gerade die Liebeslyrik fernzuhalten. Kann es doch keinen besseren Schutz fürs Leben geben, als wenn in die heranwachsende Brust ein möglichst edles Bild der Liebe gesenkt wird. Rudolf Schiestl hat diesem Bande einen ebenso treuherzigen wie sinnigen Schmuck verliehen. Die ganze Sammlung verdient warme Empfehlung.

Eine für die Weihnachtszeit besonders zum Vorlesen willkommene Gedichtsammlung ist unter dem Schutze der „Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins" im Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, erschienen: „Deutsches Weihnachtsbuch, eine Sammlung der wertvollsten poetischen Weihnachtsdichtungen für die deutsche Jugend". Der Sammler,

Max Necke, hat 76 Gedichte meist lebender Dichter hier zusammengestellt, in denen alle Töne dieser so klangreichen Zeit angeschlagen werden, vom innigen Gebet bis zum wohligen Humor. — Nach rückwärts schließt sich an dieses hübsche Büchlein an: „Deutsche Weihnacht, Spiel und Lied aus alter Zeit“, mit einer Einführung von Artur Bonus, als 13. Band der Sammlung „Die Fruchtschale“ bei R. Piper & Ko., München, erschienen (geh. ℳ 1,80, geb. ℳ 2,80). Die Weihnachtsspiele haben sich von unserer alten Volksdramatik am längsten lebendig erhalten. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts waren sie noch sehr häufig. In abgeschwächter Form werden sie sich heute noch in abgelegeneren Gegenden finden. Leider sind heute die Geistlichen — es handelt sich hauptsächlich um katholische Gegenden — sehr selten, die die Verbindung des Humors mit religiösen Stoffen vertragen, und ich kann mich darüber nicht allzusehr wundern, wenn ich sehe, wie auch Artur Bonus als Freund dieser Dichtungsweise überhaupt auf den Gedanken kommen kann, daß hier auch nur an einer einzigen Stelle Spott mit dem Heiligen getrieben werde. Ist doch all das ungefüge Reden, das Klugschnacken und dergleichen mehr, was hier mit unterläuft, lediglich die denkbar lustigste Art der Selbstverspottung des Volkes. Man muß bedenken, daß diesen Stoffen gegenüber die Zuschauer und Hörer genau in derselben Lage waren, wie die alten Griechen bei ihrem Drama. Jeder kennt ganz genau den Stoff, ist gläubig für dessen heilige Bedeutung, und es spricht sich das glückliche Überlegenheitsgefühl aus, wenn man sich von den Mitwirkenden droben beschränkte oder falsche Auffassungen vortragen läßt. Mitgeteilt sind das St. Oswalder Weihnachtsspiel aus Oberösterreich, ein anderes Krippenspiel aus Obersteiermark, dann eins aus Hessen und zwei Hirtenspiele, das Seebrucker und eins aus dem Salzkammergut. Daran schließen sich dann in einem zweiten Teile eine beträchtliche Zahl von Sternsinger- und Krippenliedern und viele alte Weihnachtslieder. Dreizehn Bilder nach alten deutschen Meistern schmücken den fast 300 Seiten starken Band. Warum hat man, da man die bildende Kunst zu Hilfe nahm, nicht auch die Melodien der Lieder beigegeben? Das hätte die außerordentlich preiswerte Gabe noch wertvoller gemacht.

Der alte deutsche Humor! Wildenbruch klagte einmal: „Deutschland war einstmals ein fröhliches Land. Es hat lachen können, herzhaft wie irgendein Volk, ja mächtiger als alle. Wo ist das alles hingekommen? Über dem Gewieher der Großstädte, die importiertem Überbrettlwitz zujauchzen, hört man das Lachen des deutschen Landes nicht mehr.“ Dieses Lachen aber ist, wie Wilhelm Raabe, der es wissen muß, feststellt, „eine der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit“. Jeder, dem unser Volkstum lieb ist, muß darum bemüht sein, daß das Lachen wieder auflebe und der Sinn für Humor, der ja reichlich vorhanden ist, wieder Nahrung erhalte. Auf einige von dieser Absicht belebte Bücher kann ich hier verweisen. „Der Narrenbaum“ nennt Heinrich Mohr seine „Sammlung deutscher Schwänke aus vier Jahrhunderten“ (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, geh. 2 ℳ, geb. ℳ 2,50). Ja, ich kann nur jedermann raten, sich häufiger unter einen solchen Baum zu begeben und kräftig daran zu schütteln, damit ihm einige dieser zwar zuweilen etwas sauer und herb, aber immer kräftig und gesund mundenden Früchte in den Schoß fallen. — Gerade daß die Kunst des kurz erzählten Schwankes zurückgegangen ist, bedauere ich. Mit breiter ausgeführten Stücken sind diese kleinen Schnacken und Schnurren nicht zu ersetzen, da sie für die Wiedererzählung viel zu viel Kunst voraussetzen. Natürlich sind uns darum doch humoristische Erzählungen vornehmer Art immer herzlich willkommen, zumal wenn sie in einer so guten Auswahl dargeboten werden, wie es Johannes Henningsen in zwei Bänden „Humoristische Erzählungen deutscher und fremder Dichter“ tut (Leipzig, Otto Spamer, je geh. 2 ℳ, geb. ℳ 2,50). Helene Böhlau, Timm Kröger, Karl Söhle, Reinhold Werner, Hermine Villinger und andere sind hier vertreten und zeigen, daß die heilsame Arzneipflanze des Humors auch im heutigen Dichterwald noch geheiht. Der beste Hort eines wenn auch derben, aber immer gesunden Humors ist das Bauerntum. In den Städten, in den Industriekreisen zumal, gedeiht eher der scharfe



Witz oder die Karikatur. „Das deutsche Bauerntum als Urborn unserer Volkskraft“ führt uns Theodor Krausbauer in einer umfangreichen Sammlung von Gedichten und Erzählungen aus dem deutschen Bauernleben vor. Anzengruber, Diederichs, Fraungruber, Gotthelf, Jensen, Rosegger, Sohnrey, Philippi, Zahn und viele andere sind mit beredten Schilderungen hier vertreten. Der Band ist auch mit Bildern geschmückt. (Wreschen, Wilh. Schenke, geb. 4 *M*.)

Von der bereits in der Weihnachtsrundschau empfohlenen „Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen“, herausgegeben von O. Hellinghaus, sind zwei neue Bände erschienen (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, geb. je *M* 2,50). Hier werden nur längst anerkannte Meisterstücke unserer älteren Erzählungskunst geboten von E. T. A. Hoffmann, Eichendorff, der Droste, Mörike, Kleist, Gotthelf, Hermann Kurz u. a. Einleitungen und Anmerkungen erleichtern dem Leser die literarische Einstellung. — Auch die bereits empfohlene Neuausgabe der „Gesammelten Märchen und Geschichten von H. C. Andersen“, die bei Eugen Diederichs in Jena erscheint, ist mit dem dritten und vierten Bande jetzt vollständig geworden (je 3 *M*). Damit ist überhaupt die vollständigste Sammlung dieser kleinen Erzählungen des großen Dänen in deutscher Sprache zustandegekommen. Druck und Ausstattung sind des höchsten Lobes wert. Übrigens ist auch zu den vier bereits besprochenen Ausgaben von Andersens „Märchen“ noch eine fünfte gekommen, die freilich nur eine kleine Auswahl bietet und wohl hauptsächlich veranstaltet wurde, um die mit köstlicher Phantastik in einer an Goyas Federzeichnungen geschulten Technik geschaffenen Bilder von Walo von May weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Erwachsene Leser werden an dieser geistvollen Illustration, die wirkt, als ob sie während des Lesens als Randkritzelei entstanden wäre, viel Vergnügen finden. Das Buch ist im Hyperion-Verlag Hans v. Weber zu München erschienen (geh. *M* 4,50, geb. *M* 6). — Der gleiche Verlag bringt auch in prächtigen Ausgaben Neudrucke zweier nicht genug gekannter älterer Erzählungswerke. Claude Tilliers in seiner Mischung von Ausgelassenheit, Derbheit und Sentimentalität deutsch anmutender humoristischer Roman „Mein Onkel Benjamin“ ist von Karl Wolfskehl künstlerisch übersetzt worden. Emil Preetorius hat eine lange Reihe ausgezeichneter Silhouetten dazu gezeichnet. — Ganz überrascht wurde ich durch den Gedankenreichtum und die poetische Schönheit, auch die Feinheit der Satire von Friedrich von Sallets Lebensgeschichte, „Kontraste und Paradoxen“, für die Alphons Wölfle das bildnerische Gewand geschaffen hat. Jedes der Bücher kostet geh. *M* 4,50, geb. 6 *M*.

Ich konnte kürzlich eine schöne Sammlung der ältesten Denkmale unserer deutschen Literatur empfehlen. Jetzt kann ich eine sehr schöne Anthologie von Übertragungen aus den deutschen Minnesängern des 12. und 14. Jahrhunderts anschließen, die Friedrich Wolters unter dem Titel „Minnelieder und Sprüche“ herausgegeben hat (Berlin, Otto v. Holten). Vom Kürenberger an über Dietmar von Eyst, Meinloh von Sevelingen, Friedrich von Hausen und die anderen älteren Sänger kommen wir zu den Großen: Heinrich von Mohrungen, Reinmar der Alte, Walter von der Vogelweide und Wolfram, die alle ausgiebig vertreten sind. Dagegen sind von den späteren manche gar zu kurz weggekommen. Neithart von Reuenthal ist nur mit einem einzigen Gedichte vertreten; der Wolkensteiner fehlt ganz. Die Übertragung ist sehr geschmeidig, dabei vor allem im Rhythmus von peinlicher Treue. So ist die Sammlung wohl geeignet, die Liebe zum deutschen Minnesang zu nähren. Der Neudichter scheint dem Kreise derer um Stephan George zu entstammen, welch letzterer seine glänzende Verskunst an einer neuen Übertragung von Shakespeares Sonetten erprobt hat (Berlin, Georg Bondi, geh. 3 *M*, geb. *M* 4,50), womit wir also jetzt gleichzeitig zwei, hohe Anforderungen befriedigende Übertragungen dieser Gedichte erhalten haben. Die andere von Gänger ist an dieser Stelle bereits empfohlen worden.

Für Freunde alter Novellistik und gerade auch jene, die an der modernen Erzählungs-

literatur sich etwas übersättigt haben, eine hochwillkommene Gabe ist die im Inselverlag erschienene zweibändige Sammlung altfranzösischer Novellen (geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ). Paul Ernst hat die Auswahl der von Paul Hansmann sehr gut übertragenen Stücke besorgt. Sie belegt die ganze französische Novellistik vom 13. Jahrhundert bis um 1800 in charakteristisch gewählten Proben. Unter den älteren Stücken ist die wundervolle Geschichte von Aucasin und Nicolete besonders hübsch übertragen. Es braucht nicht erst betont zu werden, daß die Sammlung reife Leser voraussetzt. Das gleiche gilt von den „Novellen der italienischen Renaissance", die Luigi Redaelli und Georg Jakob Wolf bei Bischoff & Höfle in München herausgeben. Es sind hier auch weniger bekannte Stücke aufgenommen. Die Bearbeitung ist ziemlich frei, gibt aber dafür nur um so besser den Charakter dieser älteren Erzählungskunst wieder. Da man so in der Art der Übertragung auf den heutigen Geschmack Rücksicht genommen hat, sollte man es auch bei der Auswahl als solcher tun, und Stücke wie „das Schelmenstück des Spaßmachers Gonella" sollten in den folgenden Bänden, die uns in Aussicht gestellt sind, wegbleiben. Wir halten's da mit dem Marchese in dieser Geschichte: „Gonella, Gonella, das war wieder mal so ein Streich von dir; aber ich will für die Zukunft keinen mehr, der so übel riecht."

Mit Nachdruck verweise ich dann auf die Volksausgabe, die von Paul Pochhammers freier Bearbeitung der Göttlichen Komödie Dantes erschienen ist (Leipzig, B. G. Teubner, geb. 3 ℳ). Es ist unstreitig, daß durch diese Umdichtung in Stanzen der Weg geebnet ist, der zu Dante hinaufführt. Die hohe Begeisterung, mit der Pochhammer seit Jahren an dem Ziele arbeitet, Dantes Weltgedicht neben Goethes „Faust" zu einem Hausbuch des gebildeten Deutschen zu machen, verdiente den Lohn, den er in dieser durch Preis und Ausstattung erfreulichen buchhändlerischen Leistung sehen darf.

Zum Schlusse noch eine Gabe aus dem fernen Osten. Dr. Julius Kurth, bekannt durch eine treffliche Arbeit über den großen japanischen Holzschneider Utamaro, bietet in der „Fruchtschale" eine Sammlung „Japanische Lyrik aus vierzehn Jahrhunderten" (München, R. Piper & Ko., geh. ℳ 1,80, geb. ℳ 2,80). Der Verfasser führt den Leser zunächst in die Art dieser Lyrik ein, gibt eine möglichst wortgetreue Übertragung und hilft sich durch Anmerkungen, die aber nirgendwo als lästiger Ballast wirken, Anekdoten und sonstige Mittel, um uns in die rechte Stimmung für den Genuß dieser köstlichen kleinen Gebilde zu versetzen. Außerdem ist das Büchlein mit 23 Abbildungen nach japanischen Holzschnitten geschmückt, so daß das Ganze nach Form und Inhalt gleich erfreulich zusammenstimmt.



Kalender

Das Bestreben verschiedener Verleger, von ihrer Tätigkeit eine genauere Kenntnis zu geben, als es die einfache Buchanzeige zu tun vermag, hat eine Neubelebung des früher so beliebten Almanachs herbeigeführt. Der „Insel-Almanach" (50 ₰) vom Leipziger Insel-Verlag ist uns schon seit mehreren Jahren bekannt. Der Jahrgang 1910 bringt außer dem Kalendarium umfangreichere Proben aus den neuen Verlagswerken; Gedichte und Prosastücke bunt gemischt, dazwischen mehrere Bilder. Ich hebe aus dem Inhalt besonders hervor: Fichtes Abhandlung „Martin Luther und die deutsche Nation", Briefe des jungen Schiller, Schiller im Urteil Goethes, Stücke von Boccaccio und „Aus Tausend und ein Tag" u. a. m. Den Schluß bildet der Katalog des Verlages.

„Janssens Jahrbuch" (Hamburg, Alfred Janssen, 25 ₰) bringt in größerer Zahl Originalbeiträge. Hermann Anders Krüger sucht die „literarische Signatur unserer Zeit" zu umreißen. Timm Kröger behandelt die sehr wichtige Dialektfrage bei der Darstellung des

in der Wirklichkeit mundartig sprechenden Volkes in der Kunsterzählung. Selbstanzeigen einiger neuer Werke von Krüger, Timm Kröger, Scharrelmann und anderen schließen sich an. Was Scharrelmann über instruktiven Gelegenheitsunterricht sagt, verdient die Beachtung aller Lehrer und vor allem auch der Eltern. Auch hier schließt sich der Verlagskatalog an. —

Glänzend ist der „Hyperion-Almanach“ ausgefallen, mit dem der Hyperion-Verlag Hans von Weber in München zum erstenmal seine Aufwartung macht (geb. 3 M). Wie seinerzeit der Insel-Verlag aus der Zeitschrift „Die Insel“ hervorgegangen ist, so scheint sich hier aus der sehr exklusiv sich gebärdenden Hyperion-Zeitschrift von Franz Blei eine glücklicherweise wesentlich freiere und breitere Verlagstätigkeit herauszubilden, in der der junge Verlag neben fesselnden Neuheiten aller Art auch sehr geschickte Ausgrabungen anstellt. Der vorliegende Almanach bringt einen Auszug aus den bisherigen Hyperionbänden, den auch jener Literaturfreund willkommen heißen wird, der sonst dieser Art literarischen Schaffens nicht zugetan ist. Aber man bekommt auf diese Weise einen lehrreichen Überblick über diese Literatengruppe. Auch dieser Kalender ist mit vielen Bildproben geschmückt. (Dazu trifft als vierter eben noch der Weihnachts-Almanach der Herderschen Verlagsbuchhandlung zu Freiburg i. Br. ein, der wie immer außer einem Kalendarium mit der Aufzählung der vielen gediegenen, stetig vermehrten Verlagswerke Bild- und Textproben daraus bringt.)

Von den eigentlichen Kalendern erscheinen die bei Theodor Weicher in Leipzig herausgegebenen Goethe- und Fritz Reuter-Kalender jetzt zum viertenmal. Ich bin überrascht, aus dem reichlich plauderhaften Vorworte des Herausgebers Otto Julius Bierbaum zu vernehmen, daß der „Goethe-Kalender“ noch immer nicht den Absatz gefunden hat, der sein ferneres Bestehen gewährleistet. Das wirft doch ein eigentümliches Licht auf die heute überall zur Schau getragene Goethebegeisterung. Die Beleuchtung wird noch schärfer, wenn wir sehen, daß die Herausgeber eine Besserung davon erwarten, wenn sie einen großen Teil des Inhalts nicht von Goethe sein lassen, sondern über Goethe, indem eine große Zahl unserer Zeitgenossen sich über ihr Verhältnis zu Goethe aussprechen. Darüber kann ich mich nun gar nicht freuen, so gern ich zugebe, daß manches schöne Wort hier gesprochen wird. Aber wir bekommen ja überhaupt viel zu viel über unsere Dichter und dadurch zu wenig von ihnen. So wollen wir hoffen, daß im nächsten Jahrgang der Goethe-Kalender wieder den großen Weimarer selber als einzigen Kalenderheiligen reden läßt. Im übrigen ist der Kalender schön ausgestattet wie seine Vorgänger und bei einem Preise von M 1.80 für das gebundene Exemplar sehr billig. — Im „Fritz Reuter-Kalender“ (geh. 1 M, geb. 2 M) hält der Herausgeber Karl Theodor Gaedertz an der bewährten Art fest. Unbekanntes von Reuter selber hat sich auch diesmal wieder angefunden, dazu kommt allerlei aus Reuters Leben, seine Beziehungen zu Freunden in Hamburg und Bremen. Auch sonst bringt der Kalender in Wort und Bild viel des Interessanten und Unterhaltsamen.

Andere Kalender tragen landschaftlichen Charakter. So der „Altnassauische Kalender“ (Wiesbaden, L. Schellenbergsche Hofbuchdruckerei, 75 ₰). Dieser trägt ein sehr schönes Gewand, obwohl der Umschlag besser in einer dunkleren Farbe gehalten wäre; denn von dem jetzigen schönen Crêmeton dürfte nach halbjährlichem täglichen Gebrauch in einer hessischen Bauernstube nicht mehr allzuviel zu sehen sein. Ludwig Knaus, selber ein Nassauer Kind, erfährt zum achtzigsten Geburtstage die die Gratulanten am meisten erfreuende Huldigung, daß einige seiner Werke abgebildet werden. Außerdem geben gute Landschaftsstudien aus dem malerischen Dillenburg von L. Herrmann den Bildschmuck; der Text bringt Erzählungen und Abhandlungen von Fritz Philippi, Dietz, Dieffenbach und anderen. Der Kalender ist wohl geeignet, die Freude an der Heimat zu stärken und zu bereichern. — Eine sehr gediegene, weit über die gewöhnliche Kalenderarbeit hinausreichende Leistung ist auch in diesem Jahre wieder der „Schweizer Heimkalender“ (Zürich, Arnold Bopp, 1 M). Er verdient den Untertitel „Volkstümliches Jahrbuch“. Die besten Schriftstellernamen der Schweiz finden sich hier zusammen. Zu reichlicher Unterhaltung kommen gediegene Aufsätze, die das

„populär“ durchaus nicht in der Oberflächlichkeit sehen. Diese Leute wissen, daß das Volk durchaus nicht so einfältig ist, wie es gewöhnlich angesehen wird, daß auch der einfache Mann leicht zum Nachdenken zu bringen ist, wenn man ihm nur richtig kommt. Auch der reiche Bildschmuck, der das Heft ziert, zeigt eine gesunde, wirklich erzieherische Kraft, indem er den Sinn für die neuen Bestrebungen einer bodenständigen Architektur zu wecken sucht. Der Kalender ist auch außerhalb der Grenzen der Schweiz als ein reiches Bild schweizerischen Denkens und Schaffens zu empfehlen. Ähnlich gedacht ist der von Paul Sohr herausgegebene „Ost- und Westpreußen-Almanach“ (Königsberg, Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt, 80 ₰), der sich als eine reichhaltige Anthologie ost- und westpreußischer Dichter darstellt, der längst weithin bekannten wie auch zahlreicher neuer Talente. Die Bildnisse des Ostpreußen Karl Bulcke und des Westpreußen Johannes Trojan zieren den Almanach, dessen sonstiger ansprechender Buchschmuck von Prof. Peter Behrens herrührt. Lyrik und Prosa sind ziemlich gleichmäßig vertreten und lassen einen interessanten Vergleich zwischen den dichterischen Individualitäten der beiden Schwesternprovinzen anstellen.

Der Verlag von Neufeld & Henius, Berlin, bringt dann einen guten Kalender für die Kleinen unter dem Titel „Strasburgers Kinderkalender“. Der bewährte Jugendschriftsteller Egon Hugo Strasburger hat unter Schriftstellern und Zeichnern sich gediegene Mitarbeiter gewonnen: Viktor Blüthgen, Johannes Trojan haben Beiträge beigesteuert, worin sich die Gediegenheit des Unternehmens bereits ausspricht. Der Inhalt ist mannigfach, aber überall echt kindlich, nirgendwo kindisch.

In diesem Zusammenhange verweise ich auf das bei Joseph Scholz in Mainz erscheinende „Deutsche Jugendbuch“, das Wilh. Kotzde herausgibt und das, wie es scheint, auch als ein Jahrbuch gedacht ist (3 ℳ). Verlag und Herausgeber haben sich durch ihre Arbeiten auf diesem Gebiete bereits einen guten Namen gewonnen und dieses Jahrbuch ist eine ihrer glücklichen Leistungen. Außer neuen Arbeiten sind gute Stücke älterer Dichter wieder belebt, zahlreiche Zeichnungen und farbige Bilder kommen hinzu. Rätsel, Gedichte, Spiele — es ist alles beisammen, was Kindern Freude machen, Regentage und Plauderabende beleben kann.

Den Frauen zumal recht willkommen dürfte der „Almanach der Liebhaberkünste“ sein, der bei Fr. Wilh. Thaden in Hamburg zum Preise von 1 ℳ erschienen ist. In Wort und Bild wird hier eine Einführung und Anleitung für die meisten Liebhaberkünste gegeben. Das Buch will mehr Anregung sein und weist deshalb auf die weiteren Mittel hin, aus denen die eingehendere Belehrung zu schöpfen ist. Was aber hier ist, reicht aus, um dem einzelnen klarzumachen, was sich wohl für ihn am besten eignen würde. — Auf einem der meist angebauten Gebiete der Liebhaberkunst, der Photographie, stellt sich dann als hochwillkommene Gabe wiederum ein der „Photographische Abreißkalender“ aus dem Verlage von Wilh. Knapp zu Halle (2 ℳ). Jedes Kalenderblatt bringt Reproduktionen nach guten photographischen Aufnahmen, außerdem aber auch im Text eine Fülle wertvoller Ratschläge, in denen Fälle behandelt werden, die jedem Liebhaber der Photographie zustoßen, in denen er aber auch in großen Kompendien kaum ein Wort der Hilfe findet. So dient der Kalender nicht nur durch seine Bilder jeder Wohnstube zum Schmuck, sondern kann an seinem Teile wesentlich dazu beitragen, das Photographieren aus dem blinden Dilettantismus, dem es so leicht verfällt, zu einer bewußten Kunstübung zu steigern. — Ein weiterer schöner Abreißkalender, der ebenfalls Reproduktionen nach besten photographischen Aufnahmen bringt, zu den Naturaufnahmen von Landschaften, Städte-Ansichten, Denkmälern und Bildnissen bedeutender Persönlichkeiten aber auch recht gute Wiedergaben von Gemälden alter und neuer Meister, ist der im Verlage von Holland & Josenhans, Stuttgart, von der Vereinigung deutscher Pestalozzi-Vereine nun zum dritten Male herausgegebene, der den bezeichnenden Titel „Natur und Kunst“ führt (Preis 2 ℳ). St.





Böcklin, der Flieger

Von

Dr. Karl Storck

„Ich möchte probieren, ob ich ein wenig von dieser langweiligen Erde loskommen kann.“ Es ist alemannische und schwäbische Art, in der eigenen Lebensführung den feierlichen Anstrich zu vermeiden. Ein leichtes Scherzwort oder ein Anflug von Selbstironie muß der Welt verheimlichen helfen, daß man sein Herzblut opfert oder Stunden durchmacht, die einem weltbedeutend sind. Als Böcklin die zu Eingang angeführten Worte im Juni 1884 an Georg von Marées, den Bruder des Malers, schrieb, stand er zum anderen Male vor dem Versuche, die deutsche Militärverwaltung von der Durchführbarkeit seiner Flugmaschine zu überzeugen. Er war ein hoher Fünfziger, und seit einem Menschenalter hatte ihn das Problem dauernd gefesselt; ausgedehnte Versuche lagen hinter ihm, es in die Wirklichkeit umzusetzen. Es war ihm also sicherlich nicht so leicht zumute, wie es jener Satz zu verraten scheint, der dabei noch das am meisten die eigene Person berührende Briefwort Böcklins in der Flugangelegenheit darstellt.

An den Selbstbildnissen des Künstlers, an dem Bilde, das sein Sohn Carlo von ihm gemacht hat, aber auch an den Photographien ist der charakteristischste Zug im Gesicht das eigentümliche Hinaus- und Hinaufschauen. In diesem reckenhaften, stahlharten Körper, an dem so gar nichts den Phantasiekünstler verriet, stehen unter buschigen Brauen zwei Träumeraugen. Aber sie blicken nicht verschwommen oder verloren in sich gekehrt, sondern als sähen sie scharf in weite Ferne. Es ist, als sei jene Gesichtshaltung fest geworden, in der man etwa den Flugbewegungen der Vögel hoch im Ätherblau folgt. Das war für Böcklin zeitlebens eine so liebe Beschäftigung, daß sie ihm zur gewohnten Haltung geworden ist. Ein beispiellos scharfes Auge, mit dem er die Planeten ohne Strahlenglanz als Scheibe sah, wie es sonst nur das Fernrohr gestattet, unterstützte ihn bei dieser hingebungsvollen Betrachtung der hohen Flieger. Sein wunderbares Gedächtnis gab ihm, wie für seine Kunst, auch für diese Vogelflugstudien die Tafel, auf der sich jeder Eindruck wie auf einer photographischen Platte dauernd abbildete. Wie er bei seinen Bil-

dern ohne die Benutzung irgend eines Modells einfach aus dem Vorrat seiner rein geistigen Naturstudien schöpfen konnte, so hier aus der Fülle der gesehenen Bewegungen. Es ist die gleiche wunderbare Weise des Künstlers, der Natur gegenüberzutreten, wie wir sie auch bei Goethe finden: nicht tausend Einzelheiten aneinanderzureihen zu einem Ganzen, sondern immer von diesem Ganzen auszugehen und es eigentlich in jeder Einzelheit wieder zu entdecken.

Es war schon immer bekannt, daß auch Böcklin sich mit dem Flugproblem beschäftigt hatte. Aber war man früher schon überhaupt geneigt, derlei Arbeiten für phantastische und unnütze Spekulation zu erklären, so erschien sie erst recht bei einem Künstler als Schrulle. Heute, wo der Traum von Jahrtausenden zur Wirklichkeit geworden ist, haben wir auch für die Vorarbeiter der glücklichen Vollbringer eine andere Einstellung zur Beurteilung gewonnen. Böcklin aber wird in Zukunft als einer der glänzendsten Namen in der Vorgeschichte der menschlichen Flugkunst dastehen. Er wird vor dem Berliner Techniker Lilienthal als Weiser des rechten Weges zum Erfolge gewertet werden, und wahrscheinlich sind noch gar nicht alle Anregungen erschöpft, die er gegeben hat. Für die Beurteilung des Menschen Böcklin aber ist es bedeutsam, daß es sich hier nicht um eine Laune des alten Künstlers handelt, sondern um eine Forschertat, die er durch vierzig und mehr Jahre mit der zähen Energie des Gebirglers verfolgte. Das Verdienst, diese Tatsache ins rechte Licht gestellt zu haben, gebührt einem Buche „Neben meiner Kunst. Flugstudien, Briefe und Persönliches von und über Arnold Böcklin“, herausgegeben von Ferdinand Runkel und Carlo Böcklin (Berlin, Deutsches Verlagshaus Vita, geb. 10 M). Das Buch tritt in sehr würdiger Form vor uns. 125 zum Teil farbige Bilder schmücken es. Zu einer großen Zahl von Karikaturen und Bildnissen der Böcklin nahestehenden Personen kommen die in Faksimile wiedergegebenen Zeichnungen und Schriftstücke über Böcklins Flugforschungen und zahlreiche in der Handschrift wiedergegebene Briefe.

Die große Bedeutung, die Böcklin in der langen Geschichte der Flugversuche zukommt, liegt darin, daß er als erster von allen das Mittel zur Lösung des menschlichen Flugproblems mit „Schwerer-als-die-Luft“-Apparaten in der Fläche und damit im kastenartigen Drachen sah — daß er also als erster den Weg gewiesen hat, auf dem wir heute zum Ziele gelangt sind. Auf diesen wichtigsten Gedanken, eine mit Leinwand bespannte starre Fläche (Rahmen) von Bambusstäben für seine Maschine zu verwenden, kam Böcklin durch die Beobachtung der Tatsache, daß die großen Flieger wie Störche, Fischreiher, Möven ohne jeden Flügelschlag weite Strecken durchfliegen und auch in Kreisen auf und nieder schweben können. Der Vogel bildet dann mit seinen ausgespannten Fittichen eine einzige Fläche, die durch die Ausnützung des Windes in der Luft gehalten und fortbewegt wird. Infolgedessen studierte Böcklin vor allem die Eigenschaften der Fläche und die Gesetze ihres Falles in der freien Luft. Ein Blatt Papier genügte ihm, eine Fülle von Beobachtungen zu machen, deren logische Ausnutzung der zunächst mißtrauische Helmholtz ehrlich bewunderte. Ohne besondere mathematische Kenntnisse hatte der Maler mit überzeugender Klarheit dem Gelehrten seine Formeln dargelegt. Die Beobachtungen Böcklins sind aber bis heute noch nicht alle ausgenutzt; vor allem gilt

das von der Steuerung der Flieger, die Böcklin auch den Vögeln nachgemacht wissen wollte. Der Vogel benutzt danach als Steuer seinen Schwanz, den er beim Geradeausfliegen horizontal mit der Flügelfläche hält, und die Wendungen nach den Seiten durch eine Winkelstellung des Schwanzes zur übrigen Fläche bewirkt. Dagegen ahmen die bisherigen Flugapparate die vertikale Schiffssteuerung nach und haben deshalb immer mit dem Abdrängen durch den Wind zu kämpfen. Es ist leicht möglich, daß hier des Künstlers Beobachtungen in der Zukunft für die Technik richtunggebend wirken.

Aber Böcklin war viel zu sehr Tatmensch, als daß er es bei theoretischen Spekulationen und Zeichnungen hätte bewenden lassen. Man mag im Buche nachlesen, wie er schon in der Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit einer Art Fallschirm über einen Festungsgraben setzte; wie zwanzig Jahre später sein Sohn mit einer um den Leib gespannten Fläche gegen den Wind rennen und sich von diesem zu großen Sprüngen helfen lassen mußte. Anfangs der achtziger Jahre baut er dann seine erste Maschine. Es ist voll dramatischen Lebens, wie er mit den um ihn gescharten jungen Künstlern an dem großen Drachenflieger arbeitet, wie unter schweren Entbehrungen in tagelangen Mühen der Apparat zustandekommt, den dann ein heftiges Gewitter in wenigen Minuten vernichtet. Einer zweiten Maschine geht es nicht besser. Alles das entmutigte Böcklin nicht, der nun mit der Berliner Luftschifferabteilung des deutschen Heeres Fühlung suchte und fand. Man wird der deutschen Heeresverwaltung den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie ihr Entgegenkommen in gar zu platonischen Grenzen hielt und dem kühnen Künstler so gut wie gar keine praktische Unterstützung lieh. Die Fachleute glaubten eben nicht an die Gangbarkeit dieses Weges, während Böcklin selbst sprungweise vorwärts kam vom Dreidecker zum Zweidecker und vor dem mit Motor getriebenen Eindecker und damit wohl auch sehr nahe der Erfüllung seiner Wünsche stand, — als der Schlaganfall von 1894 ihm auf diesem Wege ein vorzeitiges Ziel setzte.

So sehen wir auch im Leben Böcklins ein typisches Erfinderschicksal, dem glücklicherweise in diesem Falle der bittere Stachel des Tragischen ausgebrochen ist, weil der Künstler Böcklin unter der Tätigkeit des Erfinders nie zu leiden brauchte, und der Künstler ja auch den Erfolg erlebte. —

Von diesem Künstler und Menschen redet der übrige Inhalt des Buches. Dieses ist zwar etwas bunt geraten, aber, wo man auch hineingreift, ist es interessant, und manchem werden diese persönlichen Mitteilungen über den Künstler und Menschen willkommener sein, als die für den Laien nicht immer leicht verständlichen Darlegungen über das Flugproblem.

Wenig glücklich finde ich die Einleitung, in der eine vielfach falsch gedeutete Charaktereigentümlichkeit Böcklins erklärt werden soll. Böcklin war jedem Besucher gegenüber, war überhaupt im Verkehr sehr freundlich und liebenswürdig, auch mit jenen Menschen, die er gering achtete und über die er im engeren Kreise recht weidlich schimpfte. Man hat ihm das wohl als Mangel an Offenheit oder wohl gar als unlautere Art ausgelegt. Ich finde, daß sich hier in ausgesprochen alemannischer Form ein Zug offenbart, dessen Verstehen zur Psycho-

gie fast jedes großen Künstlers gehört. Ich will deshalb am Einzelfall Böcklin diese allgemeine Erscheinung etwas näher beleuchten.

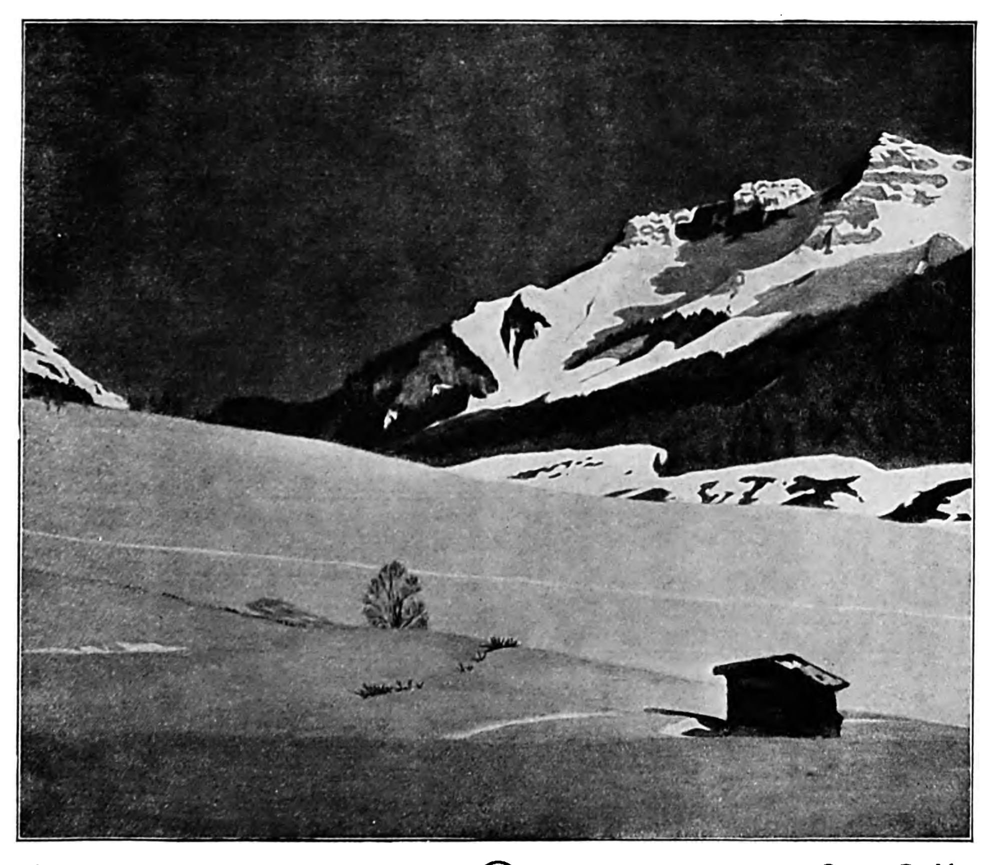
Der große Künstler steht fast immer in einem Verhältnis der Notwehr zur Welt. Diese Welt zerfällt für ihn im wesentlichen in drei Gruppen. Erstens die anderen Künstler; zweitens die Nichtkünstler, die irgendwie seiner Kunst wegen zu ihm kommen; drittens jene wenigen Menschen, denen gegenüber er nicht Künstler, sondern nur Mensch und Bürger ist. Das Verhältnis von Künstler zu Künstler ist in allen Fällen ungemein schwierig. Wir wissen, daß es selbst der unvergleichlich universalen Natur Goethes, der obendrein durch sein ganzes Leben eine fast beispiellose Aufnahmefähigkeit besaß, in mehreren Fällen geschah, daß er bedeutende Künstler ablehnte oder nicht erkannte. Und zwar auf dem ihm ureigensten Gebiete der Poesie. Ich erinnere an den einen Heinrich von Kleist. Konnte der Olympier in diesem Falle leicht und offenbar auch, ohne daß er sich menschlich über die Folgen seines Urteils Bedenken hingab, seine Meinung aussprechen, so zeigt doch der Verkehr mit den verschiedenen Dichtern in Weimar auch bei ihm ein beträchtliches Maß von Diplomatie. Das ist ein Glück, denn ohne diese Bemühung, Gegensätze zu verschweigen und zu überbrücken, wäre ein erträgliches Verhältnis bei uns Menschen überhaupt unmöglich.

Schwieriger noch und schroffer, als unter Vertretern der Literatur, ist dieses Nebeneinander bei den bildenden Künstlern. Hier gehen die Meinungen über Können und Nichtkönnen noch mehr auseinander. Dann aber kommt hinzu, daß hier in viel stärkerem Maße sich die materielle Abhängigkeit des einzelnen Künstlers vom Verkaufe des einzelnen Werkes zeigt. Ferner tritt hier der Wert des technischen Könnens in ungleich höherem Maße zutage. Man kann einen um seines technischen Könnens willen hochstellen und doch von ihm behaupten, was er schaffe, sei keine Kunst. In diesem Fall hat sich Böcklin vielen Künstlern gegenüber gesehen. Er selber war Künstler in jenem höchsten Sinne des Schöpfers, des Neugestalters, des in Formen Zwingers von Wallungen und Stimmungen eines chaotischen Phantasiezustandes. Wie gering mußten ihm alle jene erscheinen, die nur das wiedergaben, was ihnen die Natur zeigte. Auf der anderen Seite war Böcklin eine beneidenswerte Kraftnatur gerade als Künstler. Er saß mit seinen Genossen, die alle jünger waren als er, am Kneiptisch bis in die tiefsten Nachtstunden hinein, zechte mehr als alle anderen, rauchte die betäubenden Toskanas, wie andere leichte Zigaretten; lachte und sang, während sich die anderen von Bacchus in dunstreiche kunsttheoretische Gespräche hineintreiben ließen. Aber am nächsten Morgen stand er in der Frühe vor seiner Staffelei und malte, während die anderen ihre schweren Köpfe im Café von den nächtlichen Dünsten zu befreien strebten und allenfalls zu neuem Theoretisieren über Kunstfragen kamen. Das war es wohl vor allem, was ihn gegen die meisten der Künstler, die um ihn herum lebten, einnahm oder doch wenigstens in eine Sonderstellung trieb. Und es ist ja nun doch einmal so, vor allem, wenn der Wein so gut und billig ist, wie es in Toskana der Fall ist, und die Luft so weich und das ganze Leben so reich, daß das Arbeiten, das wirkliche Arbeiten einem schwerfällt. Ein Mann, der so aus ursprünglichem, überquellendem Reichtum heraus schuf wie Böcklin, dem aus seinem Innern in überquellen-

der Fülle die Gesichte aufstiegen, die es nun zu gestalten galt, dem konnte das ganze Kunstproblem sich überhaupt nur in die Worte zusammendrängen: „Arbeite mit den Mitteln deiner Kunst, daß du das zustandebringst, was du innerlich siehst." Da mußte ihm freilich das Künstlertum eines Hans von Marées merkwürdig erscheinen, eines Mannes, der nächtelang außerordentlich geistvoll sprach und in seinen Reden alle Probleme löste, schwierige Fragen in wenige Worte zuzuspitzen verstand, aber nachher nichts zustande brachte. Und Marées war nicht der einzige dieser Art. Auf der anderen Seite war ein Hildebrand, der ihm durch seinen Fleiß und sein technisches Können Achtung abzwang, der ihm aber künstlerisch nichts Eigenes zu geben schien, für sein Gefühl entweder die „Antike in der Renaissancesauce" auffrischte oder eben allenfalls nach Naturvorlagen arbeiten konnte im Porträt. Auch das war nichts, was Böcklin als groß erschien.

Nun leben solche Menschen an einem Ort zusammen. Viele Talente und ein Genie. Als Landsleute an fremdem Orte kneipen und verkehren sie miteinander. Sie zeigen sich wechselseitig ihre Arbeiten. Die jüngeren wollen auch von dem anerkannten Meister lernen. Aber Böcklin konnte seiner ganzen Art nach überhaupt kein Lehrer sein. Er konnte Ratschläge geben für Farbenmischung, Farbenauftrag und dergleichen mehr. Im übrigen konnte er nur durch sein Beispiel wirken, indem er in gelegentlichen Bemerkungen sagte, warum er das so und so gemacht hatte, weshalb er etwa diesen Farbenton, den er im unteren rechten Winkel seines Bildes verwendet hatte, im oberen linken wieder anbrachte. Im übrigen aber war sein Rat: Arbeite, stelle dich mal hin und male etwas! Da er selber in dem Sinn nicht „suchte", konnte er denen, die erst suchen mußten, nicht helfen.

Aber hätte er nun durch rücksichtsloseste Offenheit alle diese Künstler zurückstoßen oder gar unglücklich machen sollen? Liegt es überhaupt in der Art einer solchen Künstlernatur, sein Empfinden über andere Menschen zu einem kritischen Gesamturteil zusammenzubringen? Ich glaube nicht. Einzelne sympathische Beziehungen zum Menschen oder zum Künstler im anderen halten den Verkehr aufrecht. Auch genügen dazu schon die äußeren Verhältnisse. Dieser Verkehr bringt es mit sich, daß man sich Gefälligkeiten erweist. Aber er kann niemals zur Wertschätzung eines anderen gerade als künstlerische Gesamtpersönlichkeit führen. Ich kann mir deshalb den Fall, der auch in diesem Buche wieder vorgetragen wird, nachdem er bereits früher vielfach Kopfschütteln erregt hat, sehr gut erklären, daß Böcklin nur mit großem Widerstreben Hildebrand zu seiner Büste gesessen hat, daß er zu Hause darüber schimpfte und Hildebrand gegenüber doch freundlich war. Schließlich schimpft doch jeder von uns einmal im Familienkreise über solche „Freundschaftsverpflichtungen", die er auf sich genommen hat, und läßt sich an dritter Stelle nichts davon merken. Ich möchte einmal sehen, wie die meisten Gesichter unserer im Frack verbindlichst scharwenzelnden Herren und der in ausgeschnittenen Gesellschaftstoiletten huldvollst lächelnden Damen bei gesellschaftlichen Veranstaltungen aller Art aussehen würden, wenn die Leute zum Ausdruck bringen müßten, was sie zu Hause empfunden und ausgesprochen haben, als es sich für diese Veranstaltung vorzubereiten galt. Daß Böcklin seine Büste nicht gefallen hat, finde ich auch begreiflich. Dieser bis ans Ende lebenskräftige und tatendurstige Mann konnte



Märzensonne — Gustav Bechler

Aus „Deutsche Lande — Deutsche Maler" von E. W. Bredt. Verlag von Theod. Thomas in Leipzig (Preis 10 Mk.)

sich nicht darüber freuen, wenn er als Verfallerscheinung sich sah. Er konnte an sein Greisentum überhaupt nicht glauben.

Kommt die Gruppe derer, die um der Kunst willen zu einem Künstler kommen. Es sind die Leute, von denen im allgemeinen die materielle und soziale Stellung eines Künstlers abhängt. Es läßt sich unendlich viel gegen den Absolutismus sagen. Unter dem Wenigen, was für ihn geltend gemacht werden kann, ist sein Verhältnis zur Kunst. Es gibt für die bildende Kunst tatsächlich in der Praxis kein günstigeres Verhältnis, als wenn Herrschende die Auftraggeber sind. Auch für die viel gerühmte „Freiheit des Kunstschaffens“ ist dadurch zumeist die beste Gewähr geleistet. Zu allererst kommt der fürstliche Kunstmäcen dazu, einem Künstler, den er schätzt, freie Hand zu lassen, ihm überhaupt Raum zu schaffen, daß er sich nach seinem Sinne betätige. Es wäre ein leichtes, Hunderte von Beispielen aus der Geschichte der Kunst hier anzuführen. Und noch viel leichter wäre es, Tausende von Beispielen anzuführen für die Tatsache, daß das sogenannte Publikum, daß sogar alle demokratischen konstitutionellen Regierungsformen dem Künstler sein Schaffen ungeheuer erschweren, daß sie die ärgsten Tyrannen für den Künstler sind. Es gibt keine schlimmere Abhängigkeit, als die des Künstlers vom Publikum. Und es sind verschwindende Ausnahmefälle, daß sich unter den Nichtherrschern Käufer und Auftraggeber großen Stils finden. Die wenigen Käufer großen Stils kommen fast nur der Kunst der Vergangenheit zugute. Sie kaufen anerkannte alte Werke. Auch ohne die Hunderte von Erfahrungen, die jeder Künstler mit der Dummheit, Urteilslosigkeit und Anmaßung des Publikums macht, wäre es rein aus dem Verhältnis, in dem der Künstler als Verkäufer eines Wertes, der sich aus den gewohnten materiellen Maßstäben nicht abschätzen läßt, zum Publikum steht, erklärlich, daß er dieses Publikum fast immer als eine Art von Feind ansieht.

Am schlimmsten muß sich dieses Gefühl bei zwei Gruppen in diesem Publikum einstellen: bei den Kunsthändlern und den Kunstkritikern. Denn der Kunsthändler will naturgemäß vor allem selber verdienen. Es liegt also in seinem Interesse, dem Künstler für seine Ware wenig zu bezahlen, vom Publikum dafür aber viel zu verlangen. Darauf läuft im Grunde der ganze Kunsthandel hinaus. Man kann sich vorstellen, daß der Künstler für diese Leute in der Regel keine hohe menschliche Achtung aufbringt, daß er sie im Grunde seines Herzens haßt, um so mehr, weil er sie nicht entbehren kann. Andererseits wird er es mit ihnen nicht verderben dürfen, solange er seine Anforderungen ans Leben nicht auf die bescheidene Stufe des Diogenes stellt. Er wird also dem Kunsthändler ins Gesicht immer freundlich sein, aber kaum jemals daran glauben, von ihm nicht übervorteilt und geschädigt zu werden. (Ich will zugeben, daß ich an die Möglichkeit des Falles glaube, daß in dieser Stimmung des Künstlers eine Ungerechtigkeit liegt.)

Am unerquicklichsten aber ist in der Regel das Verhältnis des Künstlers zum Kritiker. Zunächst geht dem Künstler das Verständnis für die tiefste Art der Kritik notwendigerweise ab. Der Kritiker ist der gewissermaßen reproduzierende Künstler. Er muß die Fähigkeit besitzen, Kunst derart in sich aufzunehmen, derart leidenschaftlich zu empfinden, daß er sein eigenes Erleben von Kunst

anderen so mitteilen kann, daß er sie dadurch zu dieser Kunst hinführt. Ich meine, das ist die höchste Form der Kunstkritik, gewissermaßen also ein enthusiastischer Kunstgenuß, und eigentlich recht wenig von dem, was wir unwillkürlich mit dem Worte Kritik verbinden, das für manchen fast gleichbedeutend ist mit Tadel. Freilich gehört ja auch zur Reproduktion die Fähigkeit, zu werten, festzustellen, weshalb es mir in dem und dem Fall nicht gelingt, freudig zu reproduzieren. Ich weiß aus Erfahrung, in wie rührender, oft für den Kritiker beschämender Weise Künstler Dank empfinden, wenn eine Kritik an ihr Innerstes rührt, wenn sie aus dieser Kritik erkennen: der Mann hat mich verstanden und sagt der Welt mit Worten, was ich mit meinen Taten will. Diese Dankbarkeit der Künstler wäre nicht so groß, wenn sie nicht so selten dazu Anlaß hätten. Im allgemeinen lernen sie die Kritik vielmehr als hemmend, beleidigend, als unverständig, hochmütig, verletzend kennen. Vielfach können die Kunstschaffenden es auch gar nicht verstehen, daß auch produktive Naturen sich zur Kritik gedrängt fühlen können und eben in dieser Kritik produzieren. Daher bei den Künstlern so häufig die Gewohnheit, im Kritiker einen gescheiterten Künstler zu sehen. Jedenfalls aber ist es leicht begreiflich, daß der Künstler im allgemeinen dem Kritiker gespannt gegenübersteht. Die Geschichte der Kritik ist ja auch gar nicht dazu angetan, Achtung für sie zu erwerben; denn es liegt in der Natur des Verhältnisses zwischen Kritik und Kunst, daß die Kritik sehr leicht sich irren kann, neuen Erscheinungen gegenüber fast irren muß. Sieht dann einer, wie Böcklin, dem es nach jahrelanger Verhöhnung endlich gelungen ist, sich durchzusetzen, die Leute sich an ihn herandrängen, um den Stoff für ein Feuilleton zu gewinnen, so kann ich es ihm leicht nachfühlen, daß er am liebsten alle zum Haus hinauswerfen würde. Aber — das wäre eine Art von Selbstmord. Und so ist man den Leuten gegenüber höflich und macht hinterdrein in seinen sicheren vier Wänden dem gepreßten Herzen Luft.

Mit diesem „sich Luft machen“ komme ich zur dritten Gruppe in der Umwelt des Künstlers. Das künstlerische Schaffen ist eine Art Krampfzustand, erheischt ein Sich-losmachen von den gewöhnlichen Bedingnissen des Lebens. Es ist uns von vielen Künstlern glaubwürdig überliefert, daß sie „nach getaner Arbeit“ die Kunst geradezu gewaltsam abschüttelten (z. B. Beethoven), weil sie fühlten, daß sie dadurch vor den profanen Augen der Welt etwas Geheimnisvolles preisgaben. Es ist natürlich, daß der Künstler im engsten Familienkreise vor allem Alltagsmensch ist und sein will; ganz abgesehen davon, daß gerade in diesem Familienkreise die pekuniäre Verwertung seiner Kunst ein sehr naheliegender Gesprächsstoff ist, daß hier alle die Kleinlichkeiten des Lebens, soweit sie sich an die Kunst herandrängen, zur Besprechung kommen. Man muß also vorsichtig sein in der Bewertung der Mitteilungen von Familienmitgliedern über Äußerungen eines Künstlers, am allermeisten, wenn diesem jegliche Feierlichkeit, alles Priesterhafte im äußeren Gehaben abging, wie das bei unserem Böcklin der Fall war, der gerade durch die feierliche Aufmachung des äußeren Lebens bei einem Manne wie Richard Wagner abgestoßen wurde. Man soll also vor allem wegwerfende, scharf urteilende Bemerkungen, die im Familien- und Bekanntenkreise fallen, nicht allzu schwer nehmen. Das weiß doch jeder, der mit Künstlern eng verkehrt, daß es schlimm um alle

Kunst bestellt wäre, wenn jedes wegwerfende Wort, das der Künstler für seine eigene Arbeit, für die Kunst überhaupt hat, tiefste Wahrheit wäre. Es ist aber vielmehr nur eine Art Notwehr des gewöhnlichen Menschen gegen die Kunst, die als verzehrende Macht in ihm schaltet.

Ich wollte mit diesen Ausführungen darlegen, daß man vor allem bei der menschlichen Bewertung von Künstlern dauernd bedenken soll, daß der Künstler, weil die Kunst eine Sonderstellung im sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben einnimmt, sich in einer gewissen Notlage gegenüber der Allgemeinheit befindet; daß er eigentlich dauernd seine Welt gegen die wirkliche Welt verteidigen muß. Die Waffen, mit denen er das tun kann, sind verschieden. Ich nannte die Art Böcklins zu Beginn dieser Ausführungen als ausgesprochen alemannisch und schwäbisch, frei von aller feierlichen Pose, frei von aller Geheimratswürde. Eine gewisse leichte Auffassung des wirklichen Lebens kommt hinzu: die vom fruchtbaren und reicheren Süden genährte Art, die Dinge nicht allzu wichtig und schwer zu nehmen. Die von alter Kultur genährte Lebensform führt hier nicht zu einer gemessenen Höflichkeit, sondern zu lachender Freundlichkeit. Oder die „Form" fehlt ganz, und wir haben den abweisenden Künstler in den verschiedenen Abstufungen vom allen Verkehr fliehenden Einsiedler bis zum kratzbürstigen Rauhbein. Gerade der gewandten Umgangsform gegenüber aber sind alle diese Künstler wehrlos. Wer die Urteile norddeutscher über süddeutsche Künstler daraufhin vergleicht, wird durchweg merkwürdige Erfahrungen machen.

Aus alledem ergibt sich auch hier wieder als erste Pflicht eines jeden, der über einen Künstler urteilen will, die Beobachtung der allgemein menschlichen Pflicht, vorsichtig im Urteil zu sein, auf daß man nicht selber verurteilt werde. Und alles Urteil sei auf Liebe gegründet, insofern diese Liebe sich offenbart in wirklich sorgfältigem und vorurteilsfreiem Studium der fremden Persönlichkeit.



Vom deutschen Winter

Die Sonne ist in solchem Maße Lebens- und Kraftspenderin, daß die Sehnsucht nach ihr eine der ursprünglichsten und dauerndsten Empfindungen des Menschenherzens sein muß. So brachte der Mensch der Sonne göttliche Verehrung entgegen, von den heißesten Zonen der Erde an bis in die dunklen Tiefen des Nordens, wo der Kampf zwischen Licht- und Nachtgöttern den Hauptinhalt der Mythen bildet. Nehmen wir hinzu, daß bis zu der Zeit, wo der Weltverkehr die Ausgleichsmöglichkeit zwischen den verschiedenen Ländern und den Erdteilen brachte, aber für manche Gegenden doch auch heute noch der Winter die wirtschaftlichen Bedingungen des Daseins ungeheuer erschwerte, so darf man sich nicht wundern, wenn die Liebe zu ihm nur gering ist, wenn vor allen Dingen auch der Menschheit erst spät die Augen aufgingen für die Schönheit der winterlichen Natur. Schließlich hat die Menschheit ja überhaupt erst sehr spät, sicher nicht vor dem Zeitalter Rousseaus, Geschmack an jenen Teilen der Natur gefunden, die unwirtlich waren, die sich auch nicht als nützlich für den Menschen erwiesen. Die Winterlandschaft selber hat freilich wesentlich früher den Künstlern Reize offenbart, als etwa das Hochgebirge. Nach der einen Richtung nämlich, als sie den Rahmen bildet für gesellschaftliche Unterhaltung. So zeigt die Kunst der Niederländer eine große Zahl von Bildern,

die das Vergnügen des Eislaufes und der Schlittenfahrt verherrlichen. Doch kam es diesen Künstlern eben viel mehr darauf an, diese menschliche Unterhaltung darzustellen, als die Schönheit der Landschaft. Diese Gelegenheit zu geselligen Vergnügungen vor allen Dingen sportlicher Art hat sich nun auch neuerdings als starke Macht für die Erkenntnis und damit die Bewunderung der Schönheit der Winterlandschaft erwiesen. Die Menschheit gibt sich um so eher diesem Zauber hin, als dabei nicht nur die Vergnügungssucht, sondern auch alle wirtschaftlichen Interessen auf ihre Rechnung kommen. Ist es doch heute so weit, daß, während früher im alpinen Hochgebirge während des Winters jeglicher Verkehr und damit alle Erwerbsmöglichkeit stockte, jetzt die „Wintersaison" oft für das verregnete Sommergeschäft Ersatz bieten muß. Zu Tausenden ziehen sie heute aus den Städten hinaus in die verschneiten Gebirge, und wenn ich auch gern zugebe, daß die Sportliebhaberei eine der schlimmsten Moden ist, indem sie leicht den ganzen Menschen für sich verbraucht, so ist es doch ganz sicher, daß auf jedes empfängliche Gemüt die ungeheure Größe und Weite der eingeschneiten Hochgebirgslandschaft einen unauslöschlichen Eindruck machen muß. Gerade der Eindruck für das Große, für die Gewalt der riesigen Fläche, die Monumentalität der Linienführung, wird von der Winterlandschaft in weit höherem Maße genährt, als es das sommerliche und herbstliche Naturbild vermag, wo die Fülle der Einzeleindrücke, die Masse der Farben, das tausendfältige Leben es einem oft schwer macht, das Ganze zu sehen.

So hat auch unverkennbar in unserer Landschaftsmalerei die Zahl der Winterbilder in den letzten Jahren dauernd zugenommen. Unser vorliegendes Türmerheft zeigt eine eindrucksvolle Reihe solcher neuerer Winterlandschaften. Der größere Teil ist dem Werke „Deutsche Lande — Deutsche Maler" von E. W. Bredt (Leipzig, Theodor Thomas) entnommen, das an anderer Stelle seine kritische Würdigung findet. Aber schon die Möglichkeit, eine solche Bilderreihe dem reichen Bildschmuck des Werkes zu entnehmen, bezeugt, wie mannigfach die künstlerischen Anregungen sind, die es dem Besitzer zu bieten vermag. Am nächsten steht der altholländischen, noch mit dem Genre verwandten Art Karl Wilhelm Christian Malchins (geb. 1838) „Winterlandschaft", die der Künstler wohl seiner mecklenburgischen Heimat abgewonnen hat. Jedenfalls zeigt der Naturausschnitt die charakteristischen Merkmale der norddeutschen Tiefebene. Den größten Teil des Vordergrundes nimmt das Flachwasser eines Sees ein. Verschneite Wiesen schließen sich an; ein Wald schließt den Horizont ab. Große Gehöfte stehen vereinzelt; nach links ahnt man, ohne es zu sehen, das Dorf. Eine schwere Luft, schneegefüllte Wolken hängen über dem Ganzen, so daß auch der Eislauf, dem Vereinzelte sich hingeben, nichts Lustiges an sich hat.

Hans Hartig (geb. 1873), dessen Gesamtschaffen unter Mitteilung weiterer seiner Bilder in einem der nächsten Türmerhefte gewürdigt werden wird, schildert in seinen zwei Bildern den Winter der Stadt. Der „vereiste Hafen" löst zunächst eine düstere Stimmung aus. Alle Arbeit stockt, schwer lastet die Tatlosigkeit über dem Ganzen. Aber wenn man in das Gewirr der Hausgiebel hineinsieht, sich die Gäßchen vorstellt, die sich da ineinanderschieben, an die vom wohligen Feuer durchwärmten Stübchen denkt, so weicht die kalte Stimmung, die der wuchtige Turmbau links im Vordergrunde noch beschwerte, doch etwas dem Gefühl des behaglicheren Winterlebens, bei dem der Mensch den Zwang zur Ruhe gern hinnimmt, sich zu Hause mit allerlei Bastelei zu schaffen macht und eben geduldig und zuversichtlich, wie die ganze Natur, auf die Erlösung harrt. — Viel wohliger ist von vornherein die Stimmung auf dem Blick, den das farbig wiedergegebene Bild „Die alte Stadtbrücke" in uns auslöst. Denn diese kleinen Nestchen haben auch im Sommer nicht allzuviel Leben. Sie sind als Ganzes immer so halb verträumt und verschlafen und tragen ihre Lebenskraft in Tätigkeit und Beweglichkeit des einzelnen. Von denen kennt aber auch keiner allzuviel Eile oder Hetze des Lebens. So wird's schon ein kleines Ereignis sein, wenn der hochverpackte Planwagen vor dem Wirtshaus „Zum roten Ochsen" Halt machen wird. Da legen Gevatter Schuster und Schneider die Arbeit zur

Seite, treten vor ihre Haustüre, und der Herr Rentner drückt den Schlafrock fester zusammen, um auch einmal ein paar Schritte vor die Tür zu wagen. Die Unternehmungslustigsten aber finden einen Grund, selber in den „Roten Ochsen“ zu stiefeln, um sich einige Nachrichten von draußen aus der Welt zu verschaffen.

Die ganze Öde des Winters, das Erstorbensein des Lebens in der Natur bringt die Winterlandschaft von Georg Müller-Breslau (geb. 1856). Weithin ziehen sich die verschneiten Felder. Leblos, eintönig, gleichgültig. Der Waldrand aber und das vor ihm hingelagerte Gestrüpp sind zerzaust von Wind und Sturm und lassen die Kämpfe ahnen, die die Naturgewalten ausgefochten haben, bevor ein fruchtbares Gelände und ein im bunten Blätterschmuck stolzer Wald sich so völlig der Starrheit und Öde ergaben. — Öde, schauerliche Einsamkeit schaut uns auch aus dem Bilde „Schloß im Schnee“ von Hermann Frobenius (geb. 1871) entgegen. Aber hier empfinden wir doch auch schon das Großartige der Wintereinsamkeit. Vielleicht ist es das sichere Gefühl, das uns der massige Schloßbau gibt, dessen Mauern schon Jahrhunderte überdauern, und der vom Baumeister geradezu dafür erdacht scheint, Winterstürmen Trotz zu bieten. Und ich wette, daß drinnen ganz behagliche Kammern sind, in denen man sich um so wohliger fühlt, je wilder die Stürme um die Mauern heulen und gegen die kleinen Fenster antosen. Über die Bergriesen aber, die im Hintergrunde hervorstarren, wird bald der Föhn daniederbrechen, und dann kommt der Frühling ins Land, auch mit gewaltsamem Jauchzen und gewalttätiger Fröhlichkeit, wie man sie in der Ebene nicht ahnt. Dann werden wieder die Stürme heulen um dieses stolze Schloß. Ihr Ruf aber bedeutet Befreiung. Und die jetzt wie abgeschnitten sind vom Leben, genießen dann in schier unbegrenztem Ausblick eine Überfülle lebendiger Eindrücke.

An eines freilich denkt der Bewohner der Ebene auch nicht, wenn er vom Winter in den Bergen hört. Daran nämlich, daß die Wintersonne nirgendwo heller glüht, daß der Winterhimmel sich nirgendwo klarer wölbt als hoch droben im Bergland. Er muß schon an die Kurorte wie Davos und Arosa denken, um sich diese Tatsache ins Gedächtnis zu rufen. Hier liegt ja auch der letzte Grund für den gewaltigen Aufschwung des Wintersports. Es waren zumeist Münchener Künstler, die es ja auch nahe haben ins Gebirge und schöne trockene Tage leicht zu einem Ausflug ausnutzen können, die in den letzten Jahren mit Bildern dieser Winterherrlichkeit uns erfreut haben. Die Darstellungsart der Mitglieder der Scholle, die sonst leicht etwas Plakatmäßiges hat, erwies sich sehr geeignet für diese weiten Schneeflächen, die nur durch die jetzt in schmalen Linien sich äußernden Geländeschiebungen unterbrochen werden und als wuchtigen Gegensatz die emporstarrenden Massen der Bergstöcke erhalten. So ist Gustav Bechlers (geb. 1871) „Märzensonne“. — Zum Schluß noch ein Bild aus dem Bereich des ewigen Schnees. Der Schweizer Hans Beatus Wieland (geb. 1867), der überzeugendste Darsteller des Heroischen in der Alpenwelt, läßt uns in seinem „Verglühen“ einen Naturgottesdienst mitfeiern, den wohl jeder Bergwanderer schon tief erschauernd erlebte. Die beiden jungen Männer sind auf eine Vorhalde gestiegen, die schon fast ganz schneefrei ist. Die gewaltigen Bergstöcke dahinter aber glänzen im unversehrten Kleide der neugehäuften Schneelasten. Das Feuer haben sich die beiden wohl aus rein körperlichem Bedürfen angezündet. Aber sie haben es längst vergessen, und in tiefer Andacht befangen schauen sie auf der ungeheuren Wand gegenüber das gewaltige Bild, in dem die Sonne all die Farbenherrlichkeit ihres Lichtes in den weiten Flächen des Schnees spielen und spiegeln läßt. Nie fühlt man so das Licht als ungeheure Lebensmacht, wie hoch droben in der Bergherrlichkeit, wenn die Sonne ihr Licht dorthin ausstreut, wo es gar nicht das Leben in unserem kleinen menschlichen Sinne wecken soll, wo sie für unser Gefühl ihre Schätze vergeudet zum Spiel, zur Schönheit, wie ein Künstler. Mit den Gefühlen der beiden in Andacht versunkenen Menschen aber steigt der Rauch ihres Feuerleins empor zum Himmel, eine Huldigung für den Urquell aller Schönheit und Größe.



Neue Bücher

Ein außerordentlich glücklicher Gedanke ist in dem Buche „Deutsche Lande — Deutsche Maler" von E. W. Bredt in Erfüllung gegangen, das im Verlage von Theod. Thomas zu Leipzig zum Preise von 10 *M* gebunden erschienen ist. Ein Prachtband im besten Sinne des Wortes, insofern die schöne Aufmachung nur das dem Inhalt entsprechende Kleid ist und nicht äußerliche Zutat die Schönheit gibt, sondern eben dieser Inhalt. 152 Darstellungen deutscher Landschaften sind hier vereinigt, davon 79 als ganzseitige Vollbilder, 12 als besonders eingelegte Tafeln in Farbendruck. Das Buch „will uns Art und Schönheit deutscher Landschaft zeigen, mit Augen und Werken der Künstler". Wie alle Landschaftsmalerei geboren ist aus höchster Freude an der Natur, so soll auch dieses Buch uns wieder hinführen zur Natur, unsere Augen schärfen für eine genußreiche Betrachtung der Natur, unser Empfinden steigern für ihre mannigfaltigen und überall eigenartigen Reize. Aber auch von der Natur zur Kunst soll es uns führen. Wir erkennen, daß das Wort, die Kunst sei die Meisterin der Natur, auch für uns noch seine Wahrheit behält, wenn auch in einem etwas veränderten Sinne, als es vor hundert Jahren verstanden wurde. Die Tätigkeit des Künstlers der Natur gegenüber schließt in sich die höchste Form der Kritik dieser Natur. Das Aussondern des den einen stärksten Eindruck Schädigenden, das Zusammenstimmen aller Teile zum einen gewaltigen, nie wieder aus unserem Gehör verklingenden Akkorde.

Die Sammlung der Bilder aus dem ungeheuren Vorrat ist sehr geschickt. Es ließe sich natürlich sofort noch ein zweites, noch viele andere gleichartige Bücher danebenstellen, aber die hier vorgelegte Sammlung hält stand. Wer selber weit in deutschen Landen herumgekommen und vor allen Dingen viel gewandert ist, wird das Empfinden haben, daß die besten Erinnerungen, die er mit heimgebracht, hier neue Nahrung erhalten. Die Sammlung ist in sechs Abschnitte gebracht: Die Alpenlandschaften; das Land vor den Alpen; des schlechten Wetters Schönheit; Waldbilder; das Land vor der See; Ströme und Berge, Täler und Wege. Bredt versteht es, jede dieser Welten gut zu charakterisieren, ihre besonderen Werte für den Künstler aufzudecken. Über hundert Künstler sind mit ihren besten Arbeiten vertreten. Die Bilder sind sehr gut reproduziert. In einer Einführung erörtert der Verfasser das Problem: „Die reiche Natur und die arme Kunst". Dann läßt er uns an der geschichtlichen Entwicklung den Kampf um die Landschaft in der Kunst miterleben und führt uns zunächst in das Künstlerland selber, indem er die Ideale des Künstlers beleuchtet. Dies geschieht ohne viel Gerede in einer eindringlichen, warmherzigen Weise. So bildet das Wort eine vorzügliche Ergänzung zu den prächtigen Bilderreihen, und das ganze Buch ist wohl dazu angetan, reiche Freude und dauernde Anregung zu bringen.





Vom Elend im Musikunterricht

Von

Dr. Karl Storck

Mein im Oktoberheft veröffentlichter Aufsatz „Musikalische Herzenswünsche" ist vielfach nachgedruckt worden und hat mir eine Fülle von Zuschriften eingetragen. Während in der Presse zumeist auf die das öffentliche Konzertleben betreffenden Bemerkungen das Hauptgewicht verlegt wurde, knüpfen die Zuschriften ausschließlich an die Darlegungen über unsere Musikunterrichtsverhältnisse an. Meist stammen sie von besorgten Eltern. Nehme ich zu diesen Briefen die Erfahrungen aus Gesprächen hinzu, so ergibt sich als tatsächliches Verhältnis folgendes: die Eltern haben im allgemeinen gar keine Ahnung von der Bedeutung des Musikunterrichts.

Im Mittelstande, wozu wir auch den gesamten Stand der akademisch Gebildeten rechnen wollen, sind die musikausübenden Väter heute verhältnismäßig selten. Männer, die imstande sind, eine wirklich künstlerische Hausmusik zu treiben, gibt es, wenn man von den Berufsmusikern absieht, für Blasinstrumente kaum mehr, für Streichinstrumente nur sehr selten und auch für Klavierspiel in viel geringerer Zahl, als man aus der Tatsache schließen könnte, daß fast in jedem Hause ein Klavier steht. Gerade unter den akademisch gebildeten Männern sind gute Musiker sehr selten. Vergleicht man damit die vorhandene Liebe zu guter Musik und nimmt dazu die keineswegs seltene natürliche Anlage zur Musik; vergleicht man vor allen Dingen den heutigen Stand mit dem früheren, so darf man ruhig sagen, daß die Hauptschuld an diesem Rückgang der musikalischen Kultur des gebildeten männlichen Mittelstandes die höhere Schule trägt, d. h. die Art des Musik-, genauer genommen Gesangunterrichts an ihr. Gewiß nehmen heute allerlei Sportübungen den größten Teil der freien Zeit hinweg, die den Schülern höherer Lehranstalten nach Erledigung der Schulaufgaben übrig bleibt. Ich bin der letzte, der diese Ausbildung körperlicher Fähigkeiten tadelt. Aber das eine braucht das andere nicht auszuschließen. Bei einem wirklich musi-

kalisch veranlagten Menschen nimmt die musikalische Erziehung, wenn früh begonnen, nicht mehr Zeit in Anspruch, als jeder aufbringen kann, und sie bietet der Jugend eine Erholung, in späteren Jahren aber einen beglückenden und bereichernden Schmuck des Lebens. Aber der Gesangsunterricht wird an den meisten höheren Schulen eben in einer Art erteilt, daß er als Abschreckungsmittel wirkt. Auch müßte man nicht Junge sein, wenn man nicht die leichte Gelegenheit, von diesen Unterrichtsstunden freizukommen, benutzen würde. Den besten Beweis, daß es mit diesem Unterrichtsgegenstande ganz anders stände, wenn die Unterrichtsverhältnisse geändert würden, bieten jene Gymnasien, an denen der Direktor oder ein einflußreicher Lehrer ein so starkes Interesse für den Gesangunterricht aufbringt, daß er selber die musikalische Ausbildung in die Hand nimmt. Da haben wir nicht nur schöne Leistungen im Gesang, sondern auch ganz gute Schülerorchester zu verzeichnen, und man wird bei Männern, die in der Jugend einen guten Musikunterricht genossen haben, in späteren Jahren große Liebe und eifrige Betätigung für Musik fast ausnahmslos finden.

Doch ich wollte hier nicht die Frage untersuchen, wie diesem Zustand abzuhelfen ist, sondern führe nur die Tatsache zur Erklärung dafür an, daß heute die Pflege der häuslichen Musikkultur hauptsächlich in den Händen der Frauen liegt. Ich müßte vielleicht sagen: der Mädchen; denn es ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, daß jene Damen, die als Mädchen täglich mehrere Stunden am Instrument verbrachten, als verheiratete Frauen in auffallend zahlreichen Fällen sehr bald diese Kunstbegeisterung ganz einbüßen. Natürlich sind zum Teil wir schlechten Männer daran schuld, indem wir mit dem besten Willen nicht mehr fertigbekommen, beim hundertsten Vortrag desselben Stückes die gleiche Beglückung zu zeigen, die der Bräutigam immer aufbrachte, wenn er „seine Laura“ am Klavier sah. Und dann „hat man so viel zu tun, die vielerlei gesellschaftlichen Verpflichtungen, die Kinder usw. usw.“ Seltsamerweise haben dieselben Frauen für die überflüssigsten Handarbeiten und zahlreiche nicht weniger überflüssige gesellschaftliche Verpflichtungen eine Masse Zeit übrig. Nein, nein. In schier allen Fällen ist der einzige Grund, weshalb sie jetzt die Musikübung so leichten Herzens preisgeben, einfach die Tatsache, daß sie musikalisch nichts können. Selbst wenn sie es technisch ziemlich weit gebracht haben, wenn sie ganz schwierige Salonstücke vorspielen und bei irgendeiner Soiree eine Lisztsche Rhapsodie herunterhämmern können, wissen sie in Wirklichkeit von richtiger Musik eigentlich nichts. Sie sind im schlimmsten Sinne des Wortes „halbgebildet“ und können infolgedessen auch keine rechte Befriedigung an der Musikübung mehr finden, wenn sie diese nun lediglich der Sache wegen, aus wahrer Liebe zur Kunst betätigen sollen und nicht mehr aus äußerlichen Gründen des Glänzens in Gesellschaft oder, wenn man dem alten Ovid glauben will, gar des Männerfangs. Es ist die Auflehnung des ernsten und gesunden Kerns in diesen Frauen, die jetzt den Ernst des Lebens und wirkliche Pflichten kennen lernten, daß ihnen die Klimperei zuwider wird. Denn dieses äußerliche Musizieren kann natürlich keine Befriedigung gewähren.

Äußerlich aber muß ein Musizieren bleiben, das nicht auf eine gründliche musikalische Bildung gestellt ist. Ohne daß er es begründen kann, empfindet jeder



Musikliebhaber, der selber gar keine Note lesen kann und nur wirklich für musikalischen Genuß feiner organisiert ist, ob derjenige, der ihm etwas vorspielt, das vorgetragene Werk wirklich künstlerisch beherrscht. Selbst das Musik g e f ü h l kann da beim Spieler nicht das V e r s t e h e n ersetzen. Man denke an einen Vorleser, der ohne Beobachtung der Interpunktion, ohne richtiges Verständnis des Inhalts ein Drama unserer Dichter vorlesen würde. Genau auf der gleichen Stufe steht fast alle Vorspielerei. Solange der Lehrer dahinterstand und ein Stück mit seinen Schülern einpaukte, kam schließlich ein einigermaßen ausreichender Vortrag zustande. Sich selbst aus eigenen Kräften ein musikalisches Werk zu eigen zu machen, vermögen diese schlimmen Dilettanten auch dann nicht, wenn sie sich schließlich die Noten in die Finger bringen.

Diese Zustände wären nicht möglich, wenn der Unterricht seine Aufgabe erfüllt, wenn man wirklich Musik gelernt hätte, und nicht Klimperei. Jeder, der den Lehrstoff der Volksschule sich zu eigen gemacht hat, kann als erwachsener Mensch nicht nur die Buchstaben und Worte lesen, sondern kann s i n n g e m ä ß lesen. Und das Lesen ist ihm ein Mittel, sich nicht nur Folgen von Wörtern und Sätzen, sondern auch den geistigen Inhalt des darin Ausgesprochenen zu eigen zu machen. Dagegen bekommt es ein unglaublich großer Teil derer, die jahrelang Musikunterricht genossen haben, allenfalls fertig, sich Klavierstücke technisch zu eigen zu machen. Aber vom Bau dieser Musikwerke, von ihren harmonischen oder formalen Eigenschaften haben sie keine Ahnung. Ich hebe noch einmal hervor: wenn nicht seit Jahrzehnten in unseren Schulen, den höheren wie in der Volksschule, der Musikunterricht so ganz äußerlich erteilt würde; wenn nicht tatsächlich dieser Gesangsunterricht lediglich den Zweck verfolgte, den Schülern wie Papageien einige Lieder einzupauken, so würde ein derartiges äußerliches Verhältnis, eine so ganz äußerliche Auffassung dessen, was musizieren heißt, niemals haben Platz greifen können. Für die meisten Leute besteht das mehr oder weniger Musikkönnen, etwa beim Klavierspieler, in der größeren oder kleineren Geläufigkeit des Vortrags einzelner Stücke. Und ein beschämend großer Teil der Eltern läßt den Kindern nur Musikunterricht geben, damit diese vor andern Leuten etwas vortragen können, damit eben ihre Kinder hinter denen anderer nicht zurückstehen müssen. Mit derselben Oberflächlichkeit beurteilen sie den Erfolg des Unterrichts nach der Zahl der Stücke, nach der Raschheit, mit der ihre Kinder etwas vorspielen können. Eltern, die es ganz selbstverständlich finden, denen es überhaupt nicht auffällt, daß ihre Kinder monate-, jahrelang Unterricht in einer Sprache erhalten, ohne daß sie mit Reden in dieser Sprache aufwarten, sind darüber erstaunt, wenn der musikalische Abc-Schütze nicht nach wenigen Wochen wenigstens ein Tänzlein vorspielen kann. Und wird dieses Ziel erreicht — es ist bei Gewissenlosigkeit des Lehrers sehr leicht —, so kommen sie gar nicht auf den Gedanken, daß hier lediglich eine Papageiendressur vorliegt.

Nur wenn man sich diese Tatsachen des ganz äußerlichen Verhältnisses fast aller Erwachsenen zur Musikpflege unverhüllt vor Augen hält, kann man verstehen, daß so jämmerliche Verhältnisse im Musikunterrichtswesen sich einstellen konnten, wie wir sie heute haben. Musikunterricht möchten am liebsten alle Eltern allen

ihren Kindern geben lassen. Es ist ja so nett, wenn die Kinder spielen. Da sich nicht leicht von vornherein mit aller Bestimmtheit sagen läßt, ob jemand kein Talent hat, so schadet das ja auch nichts, wenn nur nach gründlicher Erprobung der Unterricht eingestellt wird, sobald ein gewissenhafter Lehrer sagen muß, daß er keine Begabung beim Schüler findet. Denn dann wird ja der Unterricht zur Quälerei.

Aber seltsam, während so alle Eltern für Musikunterricht sind, soll er möglichst billig sein. Sie, denen sonst für ihre Kinder das Beste nur gut genug ist, finden in der Musik alles gut genug. „Wenigstens für den Anfang ist das lange gut genug. Später, ja später, wenn sich zeigen sollte, daß großes Talent da ist, dann werden wir natürlich auch vor größeren Opfern nicht zurückscheuen. Aber jetzt — es kostet ja sonst schon so viel." Welche Kurzsichtigkeit! Als ob nicht gerade der Anfangsunterricht das Fundament für das ganze spätere Gebäude geben müßte! Als ob nicht ein schlechter Unterricht die vorhandenen Keime gesunder Begabung fast immer für alle Zeiten erstickte! Als ob überhaupt ein schlechter Unterricht, von unfähigen Lehrern erteilt, imstande wäre, wirklich etwas zu erzielen! Wie soll denn einer unterrichten können, was er selber nicht kann? Wir sehen ja die Tatsache alle Tage, daß, wer erst zu Beginn diesem oberflächlichen Musikunterricht verfällt, auch nie wieder herauskommt.

Die einzige berechtigte Verteidigung, die die Eltern hier anführen können, ist die, daß sie sagen: „Wie soll ich nun wissen, daß dieser Unterricht nicht gut ist? Ich habe darüber kein Urteil, ich bin selbst nicht musikausübend. Ich schicke doch meine Kinder ins Konservatorium." Oder, „der Lehrer, dem ich sie anvertraut habe, gibt eine Unmasse Unterricht und spielt selbst, nach meinem Gefühl, ganz ausgezeichnet." Da haben die Eltern vollkommen recht. Sie können das *nicht beurteilen. Daraus folgt, daß Einrichtungen getroffen werden müssen, durch die die Öffentlichkeit, durch die die Eltern wie die Kinder gegen diese Gefahr geschützt werden.* Wir dürfen unsere Kinder ohne Besorgnis in jede staatliche, ja auch in jede private Schule schicken. Gewiß sind die Befähigungen der Lehrer verschieden, und es gibt Pädagogen, die unfähig sind, trotzdem sie gute Zeugnisse in der Tasche haben. Aber das sind Ausnahmeerscheinungen. Alles in allem bietet die Tatsache, daß einer überhaupt Lehrer werden konnte, die Gewähr dafür, daß er die Fähigkeit besitzt, Unterricht zu erteilen. Der *Musikunterricht ist dagegen vogelfrei.* Alle Reformbestrebungen, in denen sich seit Jahren alle um eine gesunde musikalische Kultur, vor allen Dingen um eine gute musikalische Erziehung besorgten Kreise bemühen, lassen sich deshalb in den Satz zusammenfassen: Man sorge für einen *guten Musiklehrerstand* und schaffe Mittel, durch die das Pfuschertum und das unreine Spekulantentum vom Musikunterricht ferngehalten werden. Das heißt, man schaffe der Öffentlichkeit die Gewähr, daß nur derjenige öffentlichen Musikunterricht erteilen darf, der seine Befähigung dazu einwandfrei nachgewiesen hat. Also man verlange vom Musiklehrer dasselbe, was von jedem anderen Lehrer verlangt wird. Hermann Kretzschmar, heute Direktor der Königlichen Musikschule in Berlin und des Kgl. Akademischen Instituts für Kirchenmusik, Professor an der Berliner Universität, hat in seinen „Musikali-

schen Zeitfragen" diese Forderung in die Sätze zusammengefaßt: „Es ist eine Existenzfrage für die Musik, daß der Staat den Stand mit seiner Autorität, mit seiner Polizeigewalt unterstützt, daß er die Berufsmusiker erst in einem wirklich organisierten Stand sammelt, sei es gütlich oder zwangsweise. Es ist dann Sache der Vertretung dieses Standes, die Angelegenheiten, welche die Musiker und Musikfreunde nicht allein erledigen können, ordnungsmäßig den Regierungsorganen zu unterbreiten. In der Hauptsache werden sie sich auf das Bildungswesen beschränken. ... Der ungeheure Einfluß, den die Musik auf den Charakter des Volkes ausübt, rechtfertigt, ja er nötigt dazu, daß der Staat ihre Pflege nicht bloß beachtet, sondern daß er die Kontrolle und Verantwortung übernimmt."

Es war ja naheliegend, daß also jene, die erkannt hatten, daß die heutigen Verhältnisse des Musikunterrichts zu den gröbsten Mißständen führen müssen, daran dachten, daß der Staat, der das ganze übrige Unterrichtswesen unter seine Aufsicht gestellt hat, dies auch mit dem Musikunterricht tue. Der „Musikpädagogische Verband", von dessen Bestrebungen ich schon im obengenannten Aufsatze gesprochen habe, hat denn auch bei Gelegenheit seiner letzten Generalversammlung zur öffentlichen Behandlung das Thema aufgestellt: „Was dürfen wir in der Frage des Befähigungsnachweises der Musiklehrer von der Regierung verlangen?" Der Reichstagsabgeordnete und Amtsrichter Wilhelm Lattmann hat in einem eindringlichen Vortrage diese Frage beantwortet. Bei der allgemeinen Bedeutung, die die Angelegenheit für die weiteste Öffentlichkeit hat, will ich auch an dieser Stelle den Vortrag, dessen wortgetreuen Abdruck der „Klavierlehrer" bringen wird, in seinen Grundzügen wiedergeben.

Die Erkenntnis der Schäden des Musiklehrerwesens und der Notwendigkeit, ihnen entgegenzuarbeiten, ist nicht ganz neu, und es ist bezeichnend, daß man von Anfang an als das Wichtigste die geistige Hebung des Lehrerstandes erkannte. So hat bereits vor dreiundzwanzig Jahren der berühmte Berliner Pädagoge Emil Breslaur eine Petition um Staatsprüfung der Musiklehrer an das Kultusministerium veranlaßt. Die Begründung des Gesuches gipfelte in dem Satze: „Eine allgemeine, gründlichere wissenschaftliche Bildung aller unterrichtenden Elemente wird naturgemäß eine vertiefte, der Wichtigkeit der Tonkunst entsprechende Erziehung der Jugend im Gefolge haben und dadurch der Musik als einem der vorzüglichsten bildenden und ethischen Faktoren einen höheren Platz im Kulturleben unseres Volkes gewinnen." Der Berliner Musiklehrerverein, der im Jahre 1886 dieses Gesuch dem Kultusministerium übermittelte, berief sich dabei darauf, daß die Regierung in Köln um dieselbe Zeit eine für den dortigen Regierungsbezirk 1854 erlassene Verordnung aus der Vergessenheit hervorgeholt hatte, die das Erteilen von Musikunterricht an das Einholen eines Erlaubnisscheines bindet und von den Leitern der Musikinstitute und den Privatlehrern das Beibringen zuverlässiger Zeugnisse oder die Ablegung einer Prüfung vor einer besonderen Kommission verlangt. Das Kultusministerium hüllte sich in Schweigen. Und als zwei Jahre später die Leiter von vierundzwanzig Berliner Musikschulen an das Polizeipräsidium sich mit einer ähnlichen Eingabe wandten, erfolgte eine

abschlägige Antwort. Man könnte dieses Verhalten der Regierungskreise allenfalls begreifen, wenn es sich dabei um ein ganz unerhört neues Verlangen gehandelt hätte, obwohl es ja sonst nicht die Gewohnheit der preußischen Behörden ist, mit Verordnungen zu sparen. Aber hier stehen wir vor dem besonderen Fall, daß eine wirklich segensreiche Verordnung bei allen Beteiligten und vor allem auch bei der Regierung völlig in Vergessenheit geraten war.

Durch den zweimaligen Mißerfolg entmutigt, hatten die Musiklehrerkreise ihre Versuche, die Regierung aufzurütteln, aufgegeben. Inzwischen wurde es fortwährend schlechter, so daß im Jahre 1900 die Musiksektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins als Hauptziel ihrer Tätigkeit eine Staatsprüfung der Musiklehrerinnen ins Auge faßte. In der Reihe der zahlreichen Aufsätze, die damals im Anschluß an diesen Beschluß im „Klavierlehrer" erschienen, wurde von Max Arend dargetan, daß die gewünschten Verordnungen längst erlassen seien und noch zu Recht beständen. Es handelt sich hier um eine preußische Kabinettsorder vom 10. Juni 1834. In dieser wird ausdrücklich von Personen, die gewerbsmäßig in solchen Lehrgegenständen, die zum Kreise der öffentlichen Schulen gehören, Privatunterricht in Familien oder in Privatanstalten erteilen, verlangt: Anzeige bei der Ortsschulbehörde, Zeugnis über wissenschaftliche Befähigung, Ausweis über sittliche Tüchtigkeit. Ausgenommen davon sind nur die an öffentlichen Schulanstalten beschäftigten Sprach-, Gesang-, Musik- und Zeichenlehrer, weil für deren amtliche Tätigkeit ja bereits die Ablegung einer Prüfung verlangt war. Trotzdem die Ende 1901 von der Musiksektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins abgelassene, mit zweitausend Unterschriften bedeckte Petition an das Kultusministerium sich auf diese alte Kabinettsorder berief, erfolgte auch jetzt *keine* Antwort. Wohl aber verlangten seither einige Regierungspräsidenten, z. B. von Merseburg und Düsseldorf, unter Berufung auf diese alte Kabinettsorder von den Inhabern der Konservatorien und ihren Lehrern das Einholen der Erlaubnisscheine. Diese Regierungsvertreter mußten also der Ansicht sein, daß eine so ausgeübte Aufsicht des Staates über den Musikunterricht ihr Recht oder wohl auch ihre Pflicht sei.

Die merkwürdig berührende Zurückhaltung der Behörden diesen doch gewiß verdienstvollen und auch rechtlich begründeten Gesuchen gegenüber brachte den beteiligten Kreisen die Erkenntnis, daß sie zur *Selbsthilfe* schreiten müßten. Und so wurde 1903 der „Musikpädagogische Verband" gegründet, dessen Ziel es vom ersten Tage ab war, diese staatliche Prüfung zu erreichen und jene Beharrlichkeit aufzubringen, die dem Sprichwort gemäß auch zum Erfolge führen soll. Da man sich aber nun der Erkenntnis nicht mehr verschließen konnte, daß auch die Wege der Behörden manchmal sehr lang sind, führte man selber freiwillige Prüfungskommissionen ein. Eine Fülle von Mühe und Arbeit ist hier aufgewendet worden, aber es wurden schöne Erfolge erzielt und reiche Erfahrungen gesammelt. So konnte man 1907 sich wiederum an die Behörden wenden mit dem Ersuchen, eine Kommission aus Regierungsbeamten und Fachmännern berufen zu wollen, die die Organisation dieses Musikpädagogischen Verbandes, seine Prüfungsordnung, die Protokolle über die stattgefundenen Prüfungen usw. einer Prüfung

unterziehe und diese Prüfungskommission unter staatliche Oberaufsicht stelle. Auch darauf ist noch keine Antwort erfolgt. Immerhin sind ja „erst“ zwei Jahre seither verflossen! Dagegen gelang es, durch eine im März 1906 an den Königlichen Polizeipräsidenten gerichtete Eingabe, ob jene alte Verfügung noch zu Recht bestände und demgemäß eine Handhabe gegen die furchtbaren Mißstände in Musikschulen und sogenannten Konservatorien biete, eine Antwort herauszulocken. Diese ist ein Musterstück von Verklausulierungen durch „Jedochs“, „Vielmehrs“ und „Immerhins“, darüber hinaus in ihrer Auslegung der alten Gesetze höchst anfechtbar, da sie diese Überwachungstätigkeit in das freie Ermessen der Behörden stellt, in der Prüfung ein Recht, aber keine Pflicht sieht. Das heißt der Willkür und Schikane Tür und Tor öffnen.

Was mag wohl der Grund sein, daß die Behörden sich der so klar ausgesprochenen Verpflichtung nicht unterziehen mögen? Wahrscheinlich liegt er nahe bei jener anderen Tatsache, daß auch für die Schulen, wo doch nun seit einigen Jahren der Zeichenunterricht in die richtigen pädagogischen Bahnen gelenkt ist, das gleiche mit der Musik noch nicht geschehen ist. Man fühlt nicht so recht, worauf es eigentlich ankommt, sieht zu sehr das Ergebnis des Musikunterrichts in der Fähigkeit, einzelne Musikstücke singen oder spielen zu können. Dann aber wird man sich in der Auffassung nicht recht klar sein, ob der Musikunterricht als Gewerbe oder als Kunst zu gelten hat. Hier liegt ja auch der Punkt, weshalb so manche anerkannte Musiker gegen diese Bestrebungen sind. Ich erinnere mich, daß bei der Gründungsversammlung des Musikpädagogischen Verbandes von einer Seite darauf hingewiesen wurde, daß etwa ein Meister wie Franz Liszt, der sich nach einer glänzenden Künstlerlaufbahn zum Unterricht entschlossen, sich doch nicht erst dazu hergeben könnte, noch eine Prüfung abzulegen. Als ob es überhaupt einen Menschen gäbe, der so etwas verlangte! als ob nicht auch für die strengste Behörde der bloße Hinweis auf diese vorangehende Künstlerkarriere vollauf genügte! Außerdem aber kommt es ja gar nicht auf diese höchste Tätigkeit des Musikunterrichts an, sondern auf die Erziehung der Jugend. Sowenig jemand kontrollieren wird, wenn ein Böcklin oder Liebermann in seinem Atelier einzelnen Kunstjüngern einigen Unterricht gibt, dagegen sehr wohl alle Akademien und Zeichenschulen dieser behördlichen Aufsicht unterstellt sind, so wenig wird man sich darum kümmern dürfen, wenn ein Eugen d'Albert oder ein anderer Meister irgendeines Instrumentes vorgeschrittenen Künstlern noch die letzten Geheimnisse seines Könnens offenbart; dagegen sehr wohl die Art überwachen müssen, wie die Hunderttausende von Kindern ihren Unterricht erhalten. Auch sind die Prüfungen keineswegs für jene Musiker bestimmt, die sich der künstlerischen Laufbahn widmen wollen. Diese haben ja nachher viel schlimmere Prüfungen zu bestehen vor der öffentlichen Kritik. Sondern nur derjenige, der sich dem Musiklehrerberufe widmet, soll seine Befähigung dazu vor berufenen Stellen nachweisen. Es ist das etwas Grundverschiedenes, über das aber nur bei rein theoretischer Betrachtung Zweifel aufkommen können, in der Praxis nicht.

Diese Tatsache haben die Erfahrungen, die nun in der sechsjährigen Tätigkeit des Musikpädagogischen Verbandes reichlich gesammelt worden sind, unwider-

lediglich dargetan. Aber ebenso klar ist hervorgegangen, daß auch die angesehenste private Vereinigung ohne wenigstens die moralische Stütze der Behörden auf die Dauer ohnmächtig ist. Ja man kann in zahllosen Fällen sogar von einem Mißbrauch des Musikpädagogischen Verbandes sprechen. Wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, Gelegenheit hatte, seit Beginn die Geschichte dieses Verbandes mitzuerleben, der mußte erkennen, daß die Auslieferung des Musikunterrichts an die private Spekulation, ja man darf im Hinblick auf die großen Konservatorien geradezu sagen an das Kapitalistentum jede gesunde Reform unmöglich macht, wenn nicht der Staat mit der ganzen Wucht seiner Rechte hier eingreift. Zahllose Musikschulen — von den einzelnen Lehrern wollen wir absehen — machten sich sofort das Ansehen, das der Musikpädagogische Verband sehr rasch gewann, zunutze. Sie kündigten die Einrichtung von Lehrerseminaren und Prüfungen in der Art des Musikpädagogischen Verbandes an, erfüllten aber auch nicht in einem einzigen Falle die von diesem vorgeschriebenen Bedingungen. Andere, sehr berühmte Konservatorien gehörten dem Verbande so lange an, bis ihre privaten Interessen einmal mit dem öffentlichen oder sachlichen, das doch eben der Verband zu wahren suchte, in Widerspruch gerieten. Dann aber siegte jedesmal die Rücksicht auf den eigenen Geldbeutel, um das Ding beim richtigen Namen zu nennen. Und so wird das natürlich weitergehen, trotz des hingebenden Idealismus, mit dem zahlreiche Lehrer und Schulen arbeiten, trotzdem der rege Andrang der Jugend beweist, daß die wirklich strebsamen Elemente sich mit Freuden diesen Prüfungen unterziehen.

Um nicht bloß in diesen allgemeinen Erörterungen stecken zu bleiben, seien zum Schluß aus der Überfülle des vorliegenden Materials einige wenige Beispiele von Ankündigungen von Berliner Musikschulen herausgegriffen, die die auf diesem Gebiete wuchernden Mißstände klar beleuchten.

Das „Hermannsche Konservatorium für Musik, verbunden mit einem Lehrerseminar, Gesang- und Opernschule“, Berlin C., enthält in seinem Prospekt u. a. folgende Sätze: „Es wird höflichst gebeten, genau auf obige Firma und Adresse zu achten, da hier in der Nähe sich mehrere Konservatorium befinden ...“ „Das Institut hat sich von Monat zu Monat bedeutend vergrößert und zählt heute zu eins der besten erstklassigen Einzelunterrichts-Konservatoriums. Allerdings trägt auch das äußerst peinlich gewählte Lehrpersonal (welches aus 10 erstklassigen Lehrern, Lehrerinnen besteht) viel dazu bei. Hier wird nicht wie nachweislich in vielen anderen Konservatorien jeder, der nur spielen kann, als Hilfslehrer angestellt, sondern nur geprüften Lehrkräften“ ... „Die Güte des Unterrichts kann gewiß nicht übertroffen werden, denn hier das leitende Motiv des Direktors, der Lehrer — Liebe zur Musik, Ehre im Aufwachsen eines Musikinstituts.“ — Bei den Honoraren ergibt sich in der „Konservatoriumsklasse“ ein Preis bei einer Stunde wöchentlich, monatlich 4,50 *M*, nimmt man 4 Stunden wöchentlich, hat man es billiger, dann kostet es nur 15 *M* monatlich. In der „Ausbildungs-Hochschulklasse“, die den Untervermerk trägt „Musikstudieren den und angehen de Künstler“, kostet eine Stunde wöchentlich schon 6 *M* monatlich, 4 Stun-

den wöchentlich im Monat 20 M. Eine Schlußbemerkung sagt: „Alle Honorare begreifen jeden gewünschten Theorienunterricht in sich. Der Unterricht ist streng ungeniert. Der Ruf des Direktors garantiert, daß kein Pfuschunterricht hier möglich ist.“ —

Ein anderer Prospekt beginnt: „Sehr wichtig! Abgeben! Gehört den Eltern! Man höre! Groß und klein — jung und alt — arm und reich — kommt nach wie vor nach dem ‚Hugo Wenzel Konservatorium‘ zum Musikunterricht. — Dort wird nach eigenen und neuen, schnellstens fördernden Methoden unterrichtet, und wenn man da unter Umständen sein Ziel weit eher erreicht, spart man eben unbedingt Geld und das ist doch die Hauptsache. Dabei sind auch noch die Honorare im Verhältnis dazu äußerst gering. Klassen-Einzelunterricht schon von monatlich nur M 3 an!“

Im „Mozart-Konservatorium“ in der Waldemarstraße bekommt man den „leichtfaßlichsten und methodisch besten Unterricht in allen Fächern der Musik, Theorie und Musikgeschichte einbegriffen, bei Einzelunterricht, eine Stunde wöchentlich, schon von 3 M monatlich an, bei zwei Stunden 4,50 M, Klavierüben außerdem frei.“ Im „Musiklehrer- und Lehrerinnen-Seminar“ stellt sich der Preis auf 6 M monatlich, in der „Hochschule“, die bis zur Künstlerschaft ausbildet, auf 72 M das Wintersemester. Das Konservatorium, Januar 1901 gegründet, rühmt sich heut', von 725 Schülern besucht zu sein, „34 Lehrkräfte sind genau instruiert“, für ihr Fach „wohlerprobt und geübt“, „da dieselben ausschließlich und den ganzen Tag über, sich nur mit Unterrichten an unserem Konservatorium zu beschäftigen haben“. — Über die Honorare, die das Konservatorium seinen Lehrkräften zahlt, sind wir zufällig von zwei Seiten unterrichtet. Eine Lehrerin der oberen Klavierklassen erhielt bei täglich achtstündigem Unterricht, nachmittags von 2 bis 10 Uhr, monatlich 60 M, eine Elementarlehrerin bei gleicher Arbeitsdauer 30 M. Letztere hat schriftlich vor Zeugen bekundet, daß sie selbst erst seit einem Jahre Klavierunterricht erhält und die Wagnersche „Kinder-Klavierschule“ noch nicht absolviert hat! Das Konservatorium besitzt aber auch einen eigenen Musikalienverlag, es sandte den Musikalienhandlungen und Musikinstituten Prospekte mit „Ausnahme-Offerten“ zu, danach erhielt man „die prachtvollsten, unvergleichlichsten Stücke“, „Repräsentations-Ausgaben“, „Sensations-Nummern“ für 4 bis 8 ₰ pro Nummer, 22 Klavierstücke für M 1,11, 6 Violinstücke für M 0, 26, 5 vierhändige Klavierstücke für M 0,83!

Doch es kommt noch netter; man staune:

„Mozart Schüler-Orchester Abteilung: Berlin SO. Direktion A. Gubdat. In Vorbereitung: Der Ring der Niebelungen. Großes Musikdrama in 3 Aufzügen von Richard Wagner. Vorabend: Rheingold. 1. Abend: Die Walküre. 2. Abend: Siegfried. 3. Abend: Götterdämmerung.

Dasselbe wurde im Januar mit großem Beifall im Königl. Opernhause ausgeführt. [Ah!]

Violinschüler im Alter von 12—18 Jahren, welche die erste Lage beherrschen und bei den nächstfolgenden Konzerten mitwirken wollen, werden täglich im Violin-

chor aufgenommen. Schüler sowie Erwachsene anderer Streich- und Blasinstrumente finden Aufnahme im Orchester. — Übungsstunden sind jeden Mittwochabend in einem geräumigen Übungszimmer. Monatlicher Beitrag 50 ₰, wofür jeder Schüler die Noten gratis erhält. Jeder Musikschüler versäume nicht, in nächster Zeit dem Orchester oder Violinchor beizutreten. Da jedem Gelegenheit gegeben wird, sich durch die großen Musikaufführungen an ein sicheres und korrektes Spielen seines Instrumentes zu gewöhnen. Der Violinchor (4stimmig) zählt bis jetzt zirka 20 Violinen, derselbe muß sich in der nächsten Zeit um das Doppelte vergrößern, da nämlich eine starke Besetzung des Chores zur Aufführung des Musikdramas: ‚Der Ring der Niebelungen‘ erforderlich ist.“ Usw. usw.

Darüber könnte man von Herzen lachen, wenn es nicht so traurig wäre.

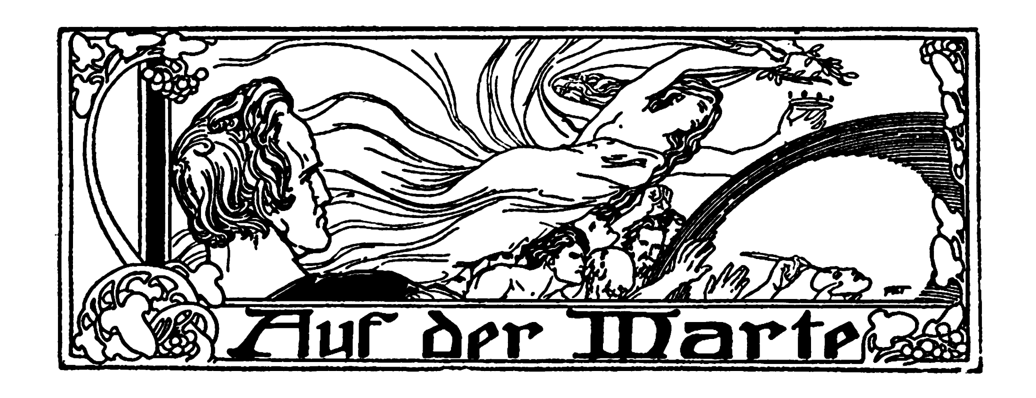


Neue Bücher

Dr. Max Burkhardt veröffentlicht im Globus-Verlag zu Berlin zwei Bücher, von denen vor allem das eine wirklich einem Bedürfnis abzuhelfen berufen ist. Es heißt: „Führer durch die Konzertmusik“ und bringt volkstümliche, allgemein verständliche Ausführungen über etwa 1500 Werke von 114 Komponisten mit 260 Musikbeispielen. Das Büchlein hat sich zum Ziel gesetzt, den nicht fachmännisch vorgebildeten Musikfreund über die ganze ungeheure Masse des in unseren Konzertsälen mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrenden Musikgutes in einer Weise zu unterrichten, die einen erhöhten Genuß ermöglicht. Im ersten Abschnitt werden die musikalischen Formen erläutert, das Wichtigste mitgeteilt über die innere Architektur der musikalischen Kunstwerke. Dann beleuchtet der Verfasser an Hand der geschichtlichen Entwicklung alle bedeutenden Musiker und ihr Schaffen. Wer also das handliche Bändchen durchstudiert, erhält eine lebendige Geschichte der Musik aus ihren Tonformen. Außerdem gibt es, da es ein gut gearbeitetes Register hat, Antwort auf die durch jedes Konzertprogramm geweckten Fragen. Ich empfehle den Band, der mit seinen mehr als zweieinhalbhundert Seiten gebunden nur 1 ℳ kostet, aufs beste. — Auch mit seinem „Führer durch Richard Wagners Musikdramen“ gibt der Verfasser manches, was die ja bereits in großer Zahl vorhandenen derartigen Führer durch Richard Wagners Tonwerke nicht enthalten. So ist hier nicht nur des Komponisten Leben und Entwicklung ausführlich behandelt, sondern auch seine Kunstlehre durch Inhaltsangaben der literarischen Werke erörtert.

Dann folgt die literarische und musikalische Analyse der Werke. Nur gegen einen Punkt ist hier scharf Widerspruch zu erheben. Wagners Bühnenweihfestspiel heißt hier „Parzival“, und eine Anmerkung erläutert das dahin: „Wagner schreibt Parsifal. Wegen gleichmäßiger Durchführung der neuen Rechtschreibung hat der Verleger aber hier ‚Parzival‘ drucken lassen.“ Selbst wenn ein Verleger im Hauptamt Besitzer eines großen Warenhauses ist, hat er zu solchem Eingriff kein Recht. Wenn er aber sich schon eine derartige „Freiheit“ herausnimmt, so soll er sie wenigstens nicht so dumm begründen. Was hat denn die neue Orthographie mit den Namen Parsifal oder Parzival zu tun? Abgesehen davon, daß Werktitel und Namen den orthographischen Bestimmungen nicht unterliegen, ist die Deutung des Namens Parsifal nach Görres Vorgang als „reiner Tor“ von inhaltlicher Bedeutung. — Auch dieser Band, der einen Bildschmuck von sechzehn Szenenaufnahmen hat, kostet gebunden nur 1 ℳ.





Arbeiterkunst

Der Begriff „Bauernkunst“ ist uns seit langem geläufig. Zwar haben wir erst in den letzten Jahren häufiger Ausstellungen von bäuerlicher Hausindustrie gesehen, mit denen der Beweis erbracht wurde, daß die Veranlagung zu einer gewissen künstlerischen Betätigung im Bauernvolke so verbreitet ist, daß sie sich sogar industriell ausnutzen läßt. Ja das Bauernkunstgewerbe, das auf ein ehrwürdiges Alter zurücksieht, ist für die moderne kunstgewerbliche Bewegung vielfach von wesentlicher Bedeutung geworden. Aber nicht nur in der Form „angewandter Kunst“, bei der es sich doch oft nur um die Betätigung der geschickten Hand an altüberlieferten Formen handelt, erweist sich die Kunstfähigkeit und der Kunsttrieb des Bauerntums. Auch das freie Kunstschaffen ist keineswegs so selten, wie man gemeinhin denkt. Ich gebe zu, daß es in den letzten Jahrzehnten abgenommen hat.

Bauern**dichter** sind freilich zu allen Zeiten selten gewesen, überhaupt verhältnismäßig selten die Bauern, die zur Feder greifen, um einem künstlerischen Empfinden Ausdruck zu verleihen. Man muß eben bedenken, daß im allgemeinen der Bauer, vor allem früher, nur sehr wenig gelesen hat, daß ihm also die Technik des Wortes nicht nahegebracht ist. Viel weiter ist das Gebiet der **Bauernmusik**, vor allem in den kulturell lebendigeren Teilen unseres Vaterlandes. Im Westen, in Süddeutschland, in der Schweiz, im Österreichischen ist die Fähigkeit eines auch nicht ganz bescheidene künstlerische Ansprüche befriedigenden Chorgesanges weit verbreitet. Daneben sind oder waren doch noch vor kurzer Zeit Bauersleute, die ein Instrument zu spielen wußten, gar nicht selten. In der Schweiz kenne ich z. B. eine ganz beträchtliche Zahl von Bauernorganisten. Immerhin eigentlich schöpferische Musikbetätigung dürfte doch nur selten vorhanden sein. Auch hier liegt das technische Rüstzeug zu weit ab; man kann wohl eine Melodie erfinden, aber von da bis zu ihrer künstlerischen Verarbeitung ist noch ein weiter Schritt, der nur durch technisches Können ermöglicht wird. So liegt dem ungeschulten Volkskinde die **bildende Kunst** am nächsten. Für diese bildende Kunst ist die ganze umgebende Natur Vorbild. Andererseits kann man sich am täglichen Gerät und mit den jedem zur Verfügung stehenden Handwerksmitteln betätigen. So zeigen uns ja auch die ältesten Fundstellen menschlicher Besiedelung bereits künstlerische Betätigungen nach dieser Richtung. Und die Naturvölker sind auch auf keinem anderen Gebiete so weit gekommen wie in der bildenden Kunst. Ihre Art, Naturerscheinungen auf das Wesentlichste zurückzuführen und in wenigen Linien zu charakteristischen Formen zu stilisieren, begegnet sich oft mit den letzten Versuchen höchsten Kunstraffinements. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten war es allgemeine Sitte, daß man im Bauernhause während des Winters, der die Landarbeit nicht zuließ, Haus- und Arbeitsgerät selber zu verfertigen strebte. Es kann keine Arbeit geben, die so zu künstlerischer Betätigung reizt. Und wer Hobel und Schneidmesser in der Nähe hat, greift auch zum Schnitz-

messer. Wenn das Holz durch Anstrich dauerhafter gemacht werden soll, ist es auch zum bunten Farbtopf nicht weit. So dürfte es nur wenige ältere Bauernhäuser geben, in denen nicht, sei es am Haus selbst, sei es an den Gerät- und Möbelstücken, die Hand der Altvorderen sich gelegentlich künstlerisch betätigt hätte. Ich habe einmal bei einem Sammler mehr als hundert Holzellen gesehen, die er sich aus Bauernhäusern zusammengebracht hatte, und die die bunteste Mannigfaltigkeit von künstlerischer Verzierung aufwiesen. Beim Durchwandern der Gegenden mit Holzarchitektur bleibt das Erforschen der Verzierungsarbeit an Hausstreben, Gesimsen, Fensterkreuzen, Türpfosten und dergleichen eines der erfreulichsten und rührendsten Betrachtungsgebiete.

Ich sage damit jedem, der das Volk einigermaßen kennt, der überhaupt die Fähigkeit zu s e h e n hat, nichts Neues. So ist es eigentlich ein traurig beredtes Zeichen dafür, wie schlecht es um diese Kenntnis des Volkes, wie jämmerlich um die Beobachtungsgabe bestellt ist, wenn man immer wieder das große Erstaunen und die sprachlose Überraschung sieht, mit der systematische Vorführungen von Bauernkunst aufgenommen und begutachtet werden.

Bei der Aufgeregtheit unseres großstädtischen Kunstlebens und Kunstschreibens kann es einen dann freilich nicht wundern, wenn viel zu weit gehende Schlüsse aus diesen Erscheinungen gezogen werden. So steht wohl noch in allgemeiner Erinnerung die Art, wie vor wenigen Jahren die Werke sogenannter „Naturdichter“ herausgegeben und aufgenommen wurden. Manche dieser Bücher haben buchhändlerische Erfolge gehabt, wie sie den besten Lyrikbänden unserer Literatur kaum beschieden gewesen sind. Man übersah dabei völlig, daß es heute kein so abgelegenes Dörfchen mehr gibt, in das nicht durch Zeitung, Zeitschrift und Lesebuch eine Masse literarischer Anregung getragen wird. Man sprach von N a t u r dichtern, wo gerade in der Form die Anregung durch sogar oft recht minderwertige Kunstdichtung offen zutage lag. Dabei soll natürlich keinen Augenblick der Wert dieser Erscheinung an sich bestritten werden; nur liegt er auf anderem, mehr e t h i s c h e m Gebiete. Solche Bücher erbrachten den Beweis, daß das Leben niemals so armselig zu sein braucht, wie es nach den Bedingungen der äußeren Existenz erscheint. Sie bewiesen, daß, wie das Gebet dem gehetztesten Menschen Stunden innerer Sammlung und Erhebung bringt, so auch die Kunst als Trösterin und Beglückerin den Weg in die elendeste Kammer der Armut findet.

Vom rein künstlerischen Standpunkte dagegen dürfte man tiefere Kunstwerke erst dort erkennen, wo die eigenartigen Lebensverhältnisse der hier sich aussprechenden Menschen zu einem besonders charakteristischen Ausdruck kämen oder die bäuerliche Umwelt der künstlerischen Phantasie eine besondere Richtung gegeben, sie in einer neuartigen Weise befruchtet hätte. Dieser Fall wird nur sehr selten eintreten. Denn der Wege sind heute viele, auf denen ein Mensch mit der starken künstlerischen Begabung, die der oben geschilderte Fall voraussetzt, aus der Lebenslage, in die er durch Geburt und Erziehung hineingestellt ist, hinausdringen kann; und die Bildungsmittel, die dazu nötig sind, sind heute leichter zu erwerben bzw. nachzuholen als in früheren Zeiten. Einen außerordentlichen Wert behalten diese Erscheinungen freilich immer: sie sind die unverfälschtesten und beredtesten Zeugnisse für die geistige Stimmung, die Art zu empfinden dieser Volksklassen. Diese Bevölkerungsschichten werden dann weder aus der Vogel- noch aus der Froschperspektive betrachtet, sondern erscheinen ohne jede künstliche Beleuchtung in wahrhaftiger Sachlichkeit.

Beträchtlich anders, als beim Bauern und beim Landbewohner überhaupt, liegt der Fall beim I n d u s t r i e a r b e i t e r. Auf der einen Seite steht dieser mit dem gesamten zeitgenössischen Bildungsleben und auch mit der zeitgenössischen Kunst in viel engerem Zusammenhange als der Bauer. Alle Industrie ist an das Stadtleben gebunden oder drängt nach ihm hin. Mit dieser Stadt aber hängt aufs engste zusammen die Darbietung einer Masse von Kunst. Die Literatur spielt durch die Verbreitung der Presse, durch die Leichtigkeit, mit der sich Schriftwerke aller Art an den einzelnen heranfinden, eine ganz andere Rolle als im Leben des Land-



bewohners. Auch an bildender Kunst bekommt der Bewohner der Stadt eine Masse zu sehen. Man braucht ja nur über die Straßen und Plätze zu gehen, die Schaufensterauslagen und die doch fast überall vorhandenen größeren Bauwerke und den an ihnen angebrachten bildnerischen Schmuck zu bedenken. Auch die städtischen Elementarschulen bringen den Kindern eine ganz andere Masse von Anschauungsmaterial nahe, als es selbst gut ausgestattete Landschulen zu tun vermögen. Schulausflüge, Schulbesuche von Sammlungen und bemerkenswerten architektonischen Denkmälern sind an der Tagesordnung. Das ist auch der Fall gewesen, bevor die neuzeitlichen sozialen Bestrebungen den Arbeiterkreisen systematisch Kunstgenüsse zuführten. Seither vollends ist die Berührung mit Kunst beim Arbeiterstande so häufig geworden, daß man sich wundern müßte, wenn nicht vorhandene Begabung Anregung zum eigenen Schaffen vielfach empfinge.

Auf der anderen Seite stehen nun freilich viele künstlerische Hemmungen. Die eine liegt in der Industriearbeit selber. Es muß ungeheuer lähmend wirken, wenn der Mensch zum Teil einer Maschine wird. Dann hat der Großbetrieb eine Arbeitsweise eingeführt, die die Freudigkeit des einzelnen ertötet. Die abgelegensten Naturvölker erleichtern sich ihre Arbeit durch musikalische Rhythmisierung derselben. In den meisten unserer Fabriken ist dagegen jeglicher Gesang verboten. Dann fehlt dem städtischen Arbeiter das Zusammenleben mit der Natur. Tagsüber ist er eingeschlossen in nüchterne Mauern; die tausendfältigen Anregungen und Befruchtungen durch das Naturleben um ihn herum fehlen. Die Welt wird für ihn stumm und tot. Auf der anderen Seite bringt das Zusammensein mit den vielen ein Überwiegen aller sozialen Interessen. Der einzelne wird ein Teil der Masse, fühlt sich als solchen und entwickelt in sich also auch eine Art von Massenempfinden und Massenanschauung. Die Kunst aber, so groß ihre soziale Fähigkeit ist, entsteht nur als Werk des einzelnen; fast darf man sagen: als Schöpfung des sich allein und einsam Fühlenden. Hinzu kommt, daß der städtische Arbeiter keine Wohnungsfreude hat. Es fehlt ihm das eigene Heim, das auch der arme Bauer besitzt. Es fehlt daher die Anregung, an einem solchen Heime verschönernd zu arbeiten. Und sollte sie trotzdem entstehen, so wird sie im Keim erdrückt durch das ungeheure Warenangebot, mit dem jedes Bedürfnis sich augenblicklich (allerdings schlecht und in fabrikmäßiger Herstellung) befriedigen läßt.

Wägt man die Vorbedingungen für künstlerisches Schaffen beim Bauern und beim Industriearbeiter gegeneinander ab, so werden sie sich ziemlich gleich bleiben. Was sie beim Bauern günstiger für ein eigenartiges Schaffen und persönlichen Charakter sind, wird beim Industriearbeiter wettgemacht für die Bewältigung des Technischen. Jener wird eher den Zusammenhang mit der Natur wahren, dieser wird reichere Anregung aus der künstlerischen Kultur empfangen. Dem Bauer wird es also leichter sein, eine gewisse Ursprünglichkeit zu behaupten, während der Industriearbeiter in höherem Maße von den Stimmungen und Leistungen der Zeit abhängig ist. Am Bauern gemessen besitzt der Industriearbeiter meistens die leichtere Hand. Es gibt eine Masse von Arbeitszweigen, die man geradezu als Vorbereitungsschule für bildende Kunst bezeichnen kann, z. B.: Maler, Anstreicher, Lithographen; auch die Beschäftigung mit kunstvollen Maschinen ist als Anregungsmittel in der Richtung der bildenden Kunst nicht zu unterschätzen. Dafür hat der Bauer mehr freie Zeit. Er hat einmal den Winter, und dann fehlt ihm die Ablenkung durch den geselligen Verkehr. Dem Arbeiter von heute erscheint dagegen das Zusammengehen und Zusammenhalten mit seinen Genossen außerhalb der Arbeitsstunden als eine der wichtigsten Pflichten seines sozialen Lebens.

Ich habe einen großen Teil meiner Jugend in einem Dorfe in der Nähe der elsässischen Industriestadt Mülhausen zugebracht. Mehrere hundert Einwohner dieses Dorfes gingen jeden Morgen um fünf Uhr nach Mülhausen und kamen abends um halb acht Uhr zurück. Sie schienen mir trotzdem immer beneidenswert im Verhältnis zu den in der Stadt wohnenden Arbeitern. Sie alle hatten ihr Stückchen Land, und wenn sie daheim waren, so waren sie frei. Es

waren knappe Stunden, Viertelstunden, aber sie waren doch vorhanden. Die in der Stadt, die ja die Zeit mehr arbeitsfrei waren, die die anderen zur Heimfahrt verbrauchten, saßen am Abend in ihren Vereinen, Gewerkschaften und dergleichen. Sie sind dadurch sicher vielfach angeregt worden und mögen auch in ihrer Befähigung zu politisch tätigen Staatsbürgern gesteigert worden sein. Aber unsere Arbeiter auf dem Dorfe behielten mehr für ein persönliches Menschentum übrig, und ich erinnere mich an eine sehr große Zahl von ihnen, die allerlei Liebhabereien pflegten, darunter auch künstlerische.

So glaube ich, daß diese künstlerischen Fähigkeiten von Industriearbeitern sich häufiger entwickeln und betätigen werden, wenn die Ansprüche ihrer politischen Parteizugehörigkeit geringer werden, wenn sie häufiger sich selbst überlassen bleiben, als das heute bei der in ihrer Art gewiß glänzenden Organisation der Fall ist.

Es liegt bis jetzt nicht allzu viel Material vor, und ich möchte aus diesem auch keine weitgehenden Schlüsse ziehen. Aber auffällig ist es doch, daß sowohl in der Sammlung von Gedichten aus Arbeiterkreisen, die Adolf Levenstein herausgegeben hat („Arbeiter-Philosophen und -Dichter“, vgl. Türmer-Dezemberheft), wie jetzt in einer Ausstellung bildender Kunst von Arbeiterdilettanten, die derselbe Levenstein zurzeit in Berlin vorführt, unter den Schaffenden Bewohner kleinerer Orte überwiegen, daß dagegen z. B. Berliner Arbeiter trotz der außerordentlich zahlreichen Anregungen, die sie erfahren, nur wenig vertreten sind, trotzdem doch sicher auch der Sammler das hier vorhandene Material leichter gefunden hat als das an anderen Orten zerstreute. Der Berliner Arbeiter hat eben zu viele Abhaltungen.

Es liegt in der Natur einer solchen Ausstellung, daß die Beobachtungen allgemeiner Art das Wichtigste geben, daß das Ergebnis weniger die Entdeckung eigenartiger Persönlichkeiten sein kann. Es verlohnt sich darum auch nicht, Namen zu nennen, und es war wohl auch überflüssig, daß die Ausstellungsleiter die Beschauer auf besonderen Zetteln über die Familienverhältnisse der einzelnen Arbeiter unterrichteten.

Überraschend durch die Kühnheit seiner Phantasie und die Neuartigkeit des Stoffes wirkt ein Bergarbeiter. Es ist dieselbe in der tiefsten Seele des Volkstums schlummernde Kraft, aus der heraus die mythologischen Vorstellungen entstanden sind, aus der man Berge und Felsen vermenschlichend benannte, mit der man dann wieder aus solchen eigentümlichen Naturerscheinungen heraus Sagen schuf, wenn diesem Manne die eigentümlichen Schiebungen des Kohlengesteins tief unter der Erde seltsame Phantasiegebilde zeigen, wenn er in dem Liniengemengsel des Gesteins Gesichter seiner Angehörigen sieht, aber auch wundersame Gestalten schaut. In einer eigentümlichen Tuschmanier hat er ein gutes Ausdrucksmittel für seine Welt gefunden, und man wird schon zu Justinus Kerners Klexographie zurückgreifen müssen, um ein Seitenstück zu diesen Blättern zu finden.

Wie schon bei den früher besprochenen Gedichten, offenbart sich auch hier oft mit ergreifender Gewalt die Sehnsucht nach der Natur in zahlreichen Landschaftsbildern. In der Art des Farbenauftrags fallen die vielen Berührungspunkte mit sezessionistischen Techniken auf, bis zum ausgesprochenen Pointillismus. Das wird ja wohl in sehr vielen Fällen auf der unmittelbaren Anregung durch gesehene Bilder beruhen, wird manchmal aber auch, wie bei den ursprünglichsten impressionistischen Künstlern, in dem mühsamen Ringen entstanden sein, einen bestimmten Eindruck möglichst getreu wiederzugeben. Da erweist sich dann das Fehlen der Schulung als Segen. Charakteristisch für den Großstadtarbeiter ist die große Zahl der Karikaturen. Manche Blätter erinnern an ganz bestimmte Vorbilder aus Simplizissimus und Jugend. Im ganzen aber ist es doch eine auffällige und höchst erfreuliche Erscheinung, daß in diesen Karikaturen nur selten der Haß zum Ausdruck kommt. Da ich nicht glaube, daß etwa aus Schonungsbedürfnis allerlei ausgeschieden worden ist, wäre es als besonders charakteristisch festzuhalten, daß der z. B. im Simplizissimus eine so große Rolle spielende Haß gegen die anderen Stände in dieser Arbeiterkunst nicht hervorbricht. Hier spricht mehr der Humor und die behag-

liche Ulkstimmung. Besonders ergötzlich ist eine große Zahl von Blättern, auf denen ein Setzer die typischen Gestalten der Druckerei und des Setzersaales festhält, mit jenen gutmütig spottenden Bemerkungen, wie sie unter Kameraden den einzelnen angehängt werden. Groß ist auch die Vorliebe für architektonische Merkwürdigkeiten, die zumeist in äußerst sauberer Zeichnung vorgeführt werden. Nur ganz selten sind Phantasiekompositionen, die vereinzelt Träume vom Zukunftsstaat zu gestalten streben. Sehr nachdenklich stimmend ist die Tatsache, daß das religiöse Bild ganz fehlt. Ich habe nur zwei durchaus von Vorlagen abhängige Zeichnungen gesehen, die offenbar kleinen kirchlichen Bildern nachgestaltet waren. Eher reizen die Erscheinungen der Natur unsere Arbeiter zu andächtiger Versenkung. Es sind Zeichnungen hier von Vogelflügeln, Schmetterlingen und Blumen, die mit einer Genauigkeit gearbeitet sind, daß man sie für Steindruck hält.

Der „Vorwärts“ schreibt, daß er die Ausstellung „mit blutendem Herzen“ gesehen habe. Ich vermag den Grund zu einer solchen Stimmung nicht zu finden. Die Ausstellung ist vielmehr eine der erfreulichsten Erscheinungen, die ich mir denken kann. Ergreifend gewiß, aber durch ihre Schönheit. Daß zeichnerisches und künstlerisches Talent überhaupt in Hunderten von Volkskindern schlummert, sollte niemand überraschen. Das Gegenteil wäre merkwürdig. Daß viele Talente nicht zur Ausbildung kommen, ist Tatsache; aber wohl in gleichem Maße für alle Gesellschaftskreise. Es gibt ja so tausenderlei Hemmungen. Aber letzterdings kommt es ja auch gar nicht darauf an, ob diese Bilder und Blätter technisch etwas vollkommener sind oder nicht. Den größten Segen von dieser Art von Kunstübung empfängt immer derjenige, der sie ausübt. Dieser Segen liegt in dem Bemühen, etwas auszudrücken, was er empfangen hat; das Glück liegt in der Empfängnis. Und hier zeigt sich uns auch der soziale Wert. Denn von diesem Glückempfinden, das der einzelne bei dieser Tätigkeit hat, wird ein Schein ausstrahlen auf seine nächste Umgebung und wohl auch weiter. So wollen wir hoffen und wünschen, daß diese Ausstellung vielen Standesgenossen dieser Arbeiterkünstler Lust und Mut machen wird, es auch zu versuchen, sich auf diese Weise in der Kunst eine liebe Hausgenossin zu gewinnen, zum Segen für sich selbst und für die Gesamtheit.

Karl Storck



Das Wiener Burgtheater

Wien, im Dezember 1909.

Man braucht weder ein gewohnheitsmäßiger Laudator temporis acti, noch ein Feind des jetzigen Direktors zu sein, um zu finden, daß das Burgtheater von seiner einstigen stolzen Höhe bedenklich herabgesunken ist. Wenn man vollends, wie Schreiber dieser Zeilen, den zweifelhaften Vorzug genießt, noch die Glanztage dieser Bühne unter Laube, Dingelstedt und teilweise auch unter Wilbrandt miterlebt zu haben, dann wird der Unterschied der Zeiten doppelt fühlbar und man muß erklären, daß das Theater den ihm einst widerspruchslos zuerkannten Anspruch, als „erste deutsche Schauspielbühne“ zu gelten, längst eingebüßt hat. Jene niedergleitende Bewegung datiert nämlich keineswegs erst von heute, und man tut unrecht, alle Schuld daran auf das Haupt des jetzigen Burgtheaterdirektors Dr. Schlenther zu wälzen. Ihr Beginn läßt sich eigentlich schon auf den Zeitpunkt der Übersiedlung der Bühne aus ihrem trauten alten Heim in der Hofburg in ihre jetzigen Prachträume (1888) zurückführen. Das wunderbare Ensemble von Künstlern wie: Anschütz, Fichtner, La Roche, Löwe, Wagner, Beckmann, Baumeister, Sonnenthal u. a. und von Künstlerinnen wie: Rettich, Wolter, Goßmann, Gabillon, Haizinger, Bognar, Baudius, Hartmann u. a., das trotz der glanzvollen Einzelleistungen erst in dem fein abgetönten Zusammenspiel zur vollsten, unübertroffenen Wirkung kam und so einen eigenen Stil, den „Burgtheaterstil“ schuf, hing eng

mit dem unscheinbaren, aber so zweckentsprechenden Hause zusammen, in dem es von der kundigen Hand des großen Dramaturgen Laube gebildet worden war. Mit dem Einzug in den riesigen Palast am Franzensring, der sich ebensosehr durch glanzvolle Ausstattung wie durch mangelhafte Akustik auszeichnet, war es mit der intimen Wirkung, auf die das Konversationsstück, der gerechte Stolz des alten Burgtheaters, berechnet war, ein für allemal vorbei. Das Auge war durch den Glanz des Hauses geblendet und konnte nur unvollkommen dem Gebärde- und Mienenspiel der Künstler folgen, das Ohr vermochte nur unvollkommen das auf der Bühne gesprochene Wort zu erhaschen, die Schauspieler mußten die Lungenkraft erhöhen, zu gröberen Effekten ihre Zuflucht nehmen, um sich verständlich zu machen — kurz, jener enge Rapport, der in dem alten Hause zwischen den Darstellern und Zuschauern geherrscht und so glückliche Erfolge gezeitigt hatte, war in den neuen Räumen gänzlich verloren gegangen. Aber das war nicht die einzige Änderung in der Entwicklung der Dinge geblieben. Auch das Publikum und sein Geschmack hatte eine gründliche Wandlung durchgemacht. In dem alten Burgtheater war neben der Jugend wirklich die Elite, der Adel des Geistes und der Geburt von Wien vertreten. Der Spielplan umfaßte alles, was auf geistige Bedeutung Anspruch machen konnte: die Klassiker wurden ebenso liebevoll und vollendet dargestellt, wie neue Schöpfungen; Werke französischer Herkunft fanden ebenso bereitwillig Eingang wie andere fremdländische Arbeiten unter der Voraussetzung, daß sie wirklich irgend einen literarischen Wert besaßen; dem Lustspiel, dem feinen Konversationsstücke wurde nicht minder sorgfältige Pflege zuteil, als der ernsten Tragödie — mit einem Worte: das Burgtheater war eine wirkliche Bildungsstätte und ein Sitz im Burgtheater das Kennzeichen eines jeden, der auf geistigen oder gesellschaftlichen Rang Anspruch erheben konnte. Das ist alles gründlich anders geworden. Durch den Dualismus sowie die nationalen Bestrebungen hat Wien die Stellung als Hauptstadt des ganzen Reiches eingebüßt und hat einen Teil seiner Anziehungskraft als Kulturzentrum an Budapest und Prag abgeben müssen. Andererseits ist in Wien bei seiner immer stärkeren Entwicklung zur Weltstadt die Macht der finanziellen und Börsenkreise stets höher angewachsen. Diese Kreise wollen sich natürlich, da sie es ja tun können, auch gesellschaftlich möglichst zur Geltung bringen und sich den Anschein der Bildung und Bildungsbeflissenheit geben. Sie sind es, die alle Konzert- und Theatersäle füllen und jene einstigen verständnisvollen, mit Herz und Kopf an der Sache beteiligten, aber minder kaufkräftigen Besucher daraus verdrängt haben. Sie sind es auch, die, unterstützt von einer ihnen nahestehenden und gefälligen Journalistik den Spielplänen der Theater den Stempel ihres Geschmackes aufgedrückt haben. Ein Rundblick im Burgtheater genügt, um uns zu überzeugen, daß sie nun auch von diesem, unserem vornehmsten Schauspielhause vollständig Besitz ergriffen haben. Daß aber der Geschmack dieser Kreise ein ganz anders gearteter als der jener ursprünglichen Burgtheaterbesucher ist, läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen. Leute dieses Schlages pflegen nicht in das Theater zu gehen, um, dem Getriebe des Alltags entrückt, im Reiche der Phantasie einige weihevolle Stunden zu verbringen, sondern sie suchen darin grobkörnigere Freuden und möchten sich am liebsten ihre müden Nerven durch aufregende Bilder und Vorgänge aufpeitschen lassen. Fast unwillkürlich ist nun dieser Geschmack in den beiden letzten Jahrzehnten zur Richtschnur für die Leiter der Hofbühne geworden. Und so sehr man es beklagen muß, so erscheint es doch dem in die Verhältnisse Eingeweihten als eine ganz natürliche Sache. Denn man darf nicht vergessen, daß das Burgtheater Eigentum des Hofärars ist, und daß dieses die Leistungen der Direktoren ausschließlich vom Gesichtspunkte der finanziellen Erfolge beurteilt. So ist es gekommen, daß in den beiden letzten Jahrzehnten das Niveau dieses Theaters allmählich immer tiefer gesunken ist, indem sich die Bühnenleitung immer mehr der Richtung und Neigung seines Stammpublikums anzupassen suchte. Um dieses zu befriedigen, gibt man ganz wertlose Stücke von Autoren, die aus irgend welchen Gründen diesem Publikum nahestehen oder dessen Tendenzen verfolgen, oder man gibt Stücke marktschreierischen, sensationellen Inhalts, die ein besserer literarischer Geschmack mit Entrüstung von



sich weisen würde, oder endlich pikante, die Grenzen des Zulässigen oftmals überschreitende Stücke in einer keineswegs immer burgtheatermäßigen Sprache. Nicht vergeblich haben die journalistischen Verfechter dieser Tendenzen sich jahrelang über das „Komtessen-Theater“ lustig gemacht, als ob es nur Komtessen gäbe, die nicht gerne in Gegenwart ihrer Töchter erröten möchten. Niemals sind diese Verhältnisse zu deutlicherer und betrübenderer Erscheinung gekommen als unter der gegenwärtigen Direktion. Herrn Dr. Schlenther ging von Berlin aus der Ruf eines sehr sachkundigen Literaten voraus, der freilich nach der Zugehörigkeit zu dem Blatte, bei dem er seine Haupttätigkeit als Kritiker entfaltete, durch etwas einseitige Tendenzen und durch besondere Vorliebe für die Moderne hervorstach. Als Dramaturg hat er die auf ihn gesetzten Erwartungen keineswegs befriedigt. Er ließ, mit Ausnahme etwa von Gerhart Hauptmann und Sudermann, Literatur Literatur sein; vernachlässigte die Klassiker derart, daß Grillparzer, Kleist, Hebbel fast ganz vom Spielplan ausgeschlossen sind, Shakespeare ein seltener Gast wurde; ließ es auch dahin kommen, daß der von ihm einst so hochgeschätzte Ibsen den Wienern erst von den Berliner Künstlern zum Verständnis gebracht und interessant gemacht wurde; gab dafür umso häufiger unmögliche Stücke von Journalisten oder andern der für ihn maßgebenden Kritik nahestehenden Persönlichkeiten; beging auch in der Behandlung der Schauspieler und Zuteilung der Rollen arge Fehler und führte endlich das für jedes nicht bloß von heute auf morgen bestehende Theaterunternehmen verderbliche Starsystem ein. Die Wiener sind von jeher mehr der Schauspieler als des Stückes wegen ins Theater gegangen, und heute ist es dahin gekommen, daß das Burgtheater nur dann auf guten Besuch rechnen kann, wenn Josef Kainz als Mitwirkender angekündigt ist. Nun ist es aber eine recht gewagte Sache, ein großes Theater von dem Können und dem guten Willen eines einzelnen Künstlers abhängig zu machen, zumal wenn dieser Künstler Josef Kainz heißt, der sich seines Wertes in hohem Grade bewußt ist und die Direktion gezwungen hat, ihn, um sich seine Mitwirkung wenigstens für einige Monate zu sichern, einen großen Teil der Spielzeit im Auslande gastieren zu lassen. Schließlich sind die Wirkungen aller dieser Fehler während einer über ein Jahrzehnt sich erstreckenden Direktionszeit nicht ausgeblieben. Es ereignet sich nun der merkwürdige Fall, daß dieselben Leute, denen zu Gefallen der Direktor so viele Mißgriffe in der Annahme von Neuheiten und in der Anordnung des Spielplans beging, sich von ihm abwenden und gegen ihn eine förmliche Verschwörung angezettelt haben, die nicht nur durch papierene Kundgebungen, sondern auch durch Veranstaltung regelmäßiger Skandale bei den Premieren zu einem der Kunststätte, die ihnen zum Schauplatze dient, höchst unwürdigen Ausdrucke gelangt. Hofrat Schlenther hat sich's eben mit allen verdorben. Jenen Leuten kann er's nicht mehr recht machen, weil er ja doch nicht nur lauter aus der Klique stammende oder ihnen genehme Stücke aufführen kann, und weil sie schon lange auf den Moment harren, einen ihnen womöglich noch gefügigeren Mann an seine Stelle zu setzen. Den wirklichen Freunden des Burgtheaters, die das immer tiefere Sinken des künstlerischen Niveaus der einst so mustergültigen Kunstanstalt nur mit Schmerzen wahrnehmen, konnte die dramaturgische Tätigkeit des jetzigen Direktors aus den oben entwickelten Gründen von allem Anfang an nur Mißtrauen einflößen. Und nun scheint er auch bei den für ihn in erster Linie maßgebenden höheren Behörden mißliebig geworden zu sein. Denn die Kassenerfolge sind seit Wiederbeginn der Saison während der kainzlosen, schrecklichen Zeit auf der Höhe der künstlerischen, also sehr schlechte gewesen.

In der Tat hat die Direktion bei der Wahl ihrer Neuheiten in der jetzigen Spielzeit eine besonders große Zahl von Mißgriffen begangen. Sie schreitet von Niederlage zu Niederlage, und jedes dieser Stücke, an das die noch immer vortreffliche Künstlerschar so viel Mühe und Fleiß vergeblich aufgewendet hat, versinkt nach wenigen Vorstellungen auf Nimmerwiedersehen in den Abgrund der Vergessenheit. Schlenther hat es nacheinander mit einem schwedischen, zwei dänischen, einem Wiener und einem Tiroler Dichter versucht, und sie alle haben nur Mißerfolge gebracht. Das anderwärts, insbesondere in Berlin schon längst bekannte Schauspiel

Didrings: „Hohes Spiel“ konnte mit seiner durch drei Akte in qualvoller Ungewißheit belassenen Rätselfrage: „War's ein Elch oder war's ein Mensch?“ beim Mangel aller psychologischen Vertiefung in den Zuschauern keinen erfreulichen Eindruck hinterlassen. — Larsen und Rostrups lustiges Stück „Per Bunkes Vorgeschichten“ hätte im ganzen ein besseres Schicksal verdient. Es enthält eine Virtuosenrolle, die in den Händen eines Künstlers von der Eigenart Thimigs einer starken Wirkung sicher ist. Per Bunke ist ein merkwürdiges Gemisch von Herzenseinfalt und Schlauheit, von Unbildung und Lebensklugheit, von Zartgefühl und Derbheit. Seines Zeichens Antiquitätenhändler, interessiert er sich nicht bloß für die Vorgeschichte seiner Handelsobjekte, sondern auch für die der Menschen, mit denen er in Berührung kommt. Es ist nun recht lustig geschildert, wie er die Vorgeschichte eines jungen Mannes, des sog. Mamsellen-Alfred auskundschaftet, der von zwei älteren Schwestern wie das eigene Kind auferzogen wurde. Per Bunke hat selbst einmal eine derselben, Juliane, zur Frau nehmen wollen; sie wollte sich aber des Kindes wegen von der Schwester Sophie nicht trennen. Nun ist es ihm gelungen, festzustellen, daß der Kammerherr, der Gewaltige der ganzen Gegend, Alfreds Vater und Sophie dessen Mutter ist. Per Bunke setzt jetzt alle Künste der Überredung und Einschüchterung in Bewegung und bringt den Kammerherrn auf geschickte Weise dazu, für Alfred und dessen Mutter all das zu tun, was er (Bunke) für nötig findet. Schließlich führt er, überglücklich, daß nicht seine noch immer geliebte Juliane, sondern deren Schwester die Mutter Alfreds war, jene als Frau heim. Der behagliche, nur manchmal durch etwas triviale Ausdrucksweise beeinträchtigte Humor, der das ganze Stück durchzieht, würde noch sicherer wirken, hätten die Verfasser es nicht für passend erachtet, ab und zu auch Rührszenen ziemlich banaler Art einzustreuen. Immerhin gehört das Stück zur besseren Mittelware der heutigen Theaterproduktion und hätte es, schon der Leistung Thimigs wegen, verdient, nicht so schnell wieder vom Spielplane zu verschwinden. Aber der Gaumen des heutigen Burgtheaterpublikums ist eben schon an allzu scharfgewürzte Kost gewöhnt und vermag der leichten Nahrung harmloser Stücke keinen Geschmack mehr abzugewinnen. — Die dritte Neuheit, Hans Müllers „Hargudl am Bache“, bedeutet für Direktor Schlenther eine wahre Katastrophe: sie hat die schon seit langem latente Direktionskrise eigentlich zum Ausbruche gebracht. An sich ist das verfehlte Stück wirklich nicht so gewichtigen oder aufreizenden Inhalts, daß dadurch die in den Räumen unseres Hoftheaters unerhörten Skandalszenen erklärt oder gar gerechtfertigt wären, die sich während der ersten Aufführung daselbst abgespielt haben. Es ist eine Satire gegen die Auswüchse der hypermodernen Richtung im künstlerischen und sozialen Getriebe unserer Zeit — ein Vorwurf, der ja schon viele andere (und weit geschicktere) Federn in Bewegung gesetzt hat. Der Verfasser hat von allem Anfang an den Fehler begangen, sein Stück als Lustspiel zu bezeichnen, während es doch seiner ganzen Mache nach nur als eine, freilich mißratene und ungebürlich in die Länge gezogene Posse gelten kann. „Hargudl am Bache“ ist der Name einer Kolonie, die von Clarisse, der von revolutionären gesellschaftlichen Ideen und von Abscheu gegen ihre philiströse Umgebung erfüllten Tochter eines biederen Schraubenfabrikanten, gegründet wird. Das Geld dazu rührt, ohne daß sie es weiß, von dem eigenen Vater her, der den Verlauf der Dinge voraussieht und auf homöopathischem Wege die Tochter heilen will. In „Hargudl am Bache“ lassen sich Clarisse und ihre geistesverwandten Gesinnungsgenossen nieder, um sich, frei von allem gesellschaftlichen Zwange, ausleben und ihre Persönlichkeiten zu voller Entfaltung bringen zu können. Der wesentliche Inhalt des Stücks besteht nun in der Schilderung des hirnverbrannten Treibens dieser „wandernden Zirkustruppe ohne Pferdematerial“ (wie sie im Stücke genannt wird), was auf die Schaffung von Karikaturen unmöglicher Menschen hinausläuft und schon der Ausdrucksweise nach nicht an diese bevorzugte Stätte, sondern weit eher in Schwankform auf die Bühne irgend eines Vorstadttheaters gehört. Die Ablehnung des verunglückten Machwerks war also sicher nicht unbegründet. Keineswegs aber erschiene der ganz ungewöhnliche Aufwand von Entrüstung erklärt, wenn man nicht wüßte, daß die

Snobs aller Art zu dem Premierenpublikum unsrer Theater und namentlich auch des Burgtheaters ein großes Kontingent stellen, und daher die in dem Stücke gegen den Snobism gerichteten Angriffe wie eine persönliche Sache empfanden. Seit dieser entschiedenen Niederlage hat sich gegen Schlenther ein förmlicher Chor der Rache gebildet, und täglich kann man in dem Blätterwalde Stimmen vernehmen, die ihm das baldige Ende prophezeien und aus denen ein geübtes Ohr zugleich auch manchmal den mehr oder minder verblümten Ruf: „Ote-toi, que je m'y mette!" herauszuhören vermag.

Während uns die bisher angeführten Mißerfolge der heurigen Saison ziemlich kühl gelassen haben, geht uns die letzte, vor kurzem gezogene Niete des Burgtheaters wegen der Person des Dichters, den sie betrifft, ernstlich zu Herzen. Karl Schönherr gehört zu den eigenartigsten und ursprünglichsten Talenten, die die zeitgenössische Literatur aufzuweisen hat. Er hat schon auf allen Gebieten vollgültige Proben seiner echten, wenn auch, wie bei fast allen tiroler Schriftstellern, stark mit Schrullenhaftem durchsetzten Begabung geliefert, und besonders auf dem Gebiete des Dramas war man berechtigt, der weiteren Entwicklung des Dichters der „Erde" mit großen Hoffnungen entgegenzusehen. Diesen Erwartungen hat nun Schönherr mit seiner jüngsten Komödie „Über die Brücke", deren Uraufführung am 27. November im Burgtheater stattfand, vorläufig eine arge Enttäuschung bereitet. Das vieraktige Stück hat um zwei Akte zuviel und es ist langweilig — damit ist wohl sein Urteil gesprochen. Zur Begründung sei angeführt, daß der erste Akt mit der Handlung des Stückes in fast gar keinem organischen Zusammenhange steht, sondern sich auf die recht matte, farblose und dürftige Milieuschilderung einer Provinzstadt beschränkt. Die darin vorgeführten Typen, wenn ihnen auch manches gute Witzwort in den Mund gelegt wird, sind ziemlich schablonenhaft geraten und können ebenso gut auch in der Großstadt zu finden sein. Die übrigen Akte drehen sich ausschließlich um eine Ehescheidungsangelegenheit, die endlos ins Breite gezogen wird. Der Schauspieler Reising hat sich in jungen Jahren mit einer Schlosserstochter aus dem Arbeitsviertel „über der Brücke" verheiratet, und diese Verbindung von „Komödiantenschmier und Schlosserruß", wie es in der drastischen Sprache des Stückes heißt, hat sich für beide Teile als recht unglücklich erwiesen. Denn sie bilden allzu unvereinbare Gegensätze. Er: ein großsprecherischer Faullenzer, der sich in der kleinen Stadt als gefesselten Prometheus betrachtet, durch Liederlichkeit schon stark herabgekommen ist und auf seine Frau als einen „Arbeitsstier", „Küchendragoner" — das sind die Koseworte, mit denen er sie benennt — verächtlich herabsieht. Sie: ein arbeitskräftiges und arbeitsfreudiges Weib aus dem Volke, der das Verständnis für das Wesen ihres Mannes fehlt und die seine ganze Beschäftigung als einen Schwindel betrachtet. Sie stehen sich mit glühendem Hasse gegenüber und wären schon längst auseinandergegangen, wenn nicht eine Tochter, Lotte, da wäre, die kein Teil dem andern gönnen will und die Mutter und Vater mit gleich stark erwiderter Liebe umfängt. Da sie sich nun darüber nicht zu einigen vermögen, bei wem das 17jährige Mädchen — das merkwürdigerweise noch immer keine Ahnung von den langandauernden elterlichen Zwistigkeiten hat — verbleiben soll, so schlägt der Advokat vor, sie mögen der Tochter selbst die Entscheidung darüber überlassen. Das geschieht am Schlusse des dritten Aktes, und die Eltern brauchten die Tochter nur aus dem Nebenzimmer hereinzurufen, damit sie die Entscheidung treffe, und das Stück wäre zu Ende. Aber der Verfasser hat es — wohl um den üblichen Theaterabend auszufüllen — für gut befunden, die magere Handlung noch weiter in die Länge zu ziehen und die entscheidende Szene in einen eigenen vierten Akt zu verlegen. Lotte hat inzwischen den jungen Studenten Fritz kennen gelernt, der mit seinem auf der Osterreise begriffenen Onkel, dem Theaterdirektor und einstigen Studiengenossen Reisings Namens Seibold, aus Wien in die Provinzstadt gekommen war, und in den Herzen der beiden jungen Leute hat sich die Liebesflamme entzündet. Wie nun Lotte vor die folgenschwere Entscheidung zwischen den Eltern gestellt wird, will sie sich anfänglich dem von Seibold für Wien engagierten Vater zuwenden, dann aber, als sie zufällig vernimmt,

Fritz werde an die Forstakademie in das Provinzstädtchen kommen, entscheidet sie sich für die Mutter und will mit ihr in deren Heimat „über die Brücke" ziehen. „Brauchst mich nit zu führ'n, Mutter! Ich geh' schon allein ... über die Brücke" ... Das sind die letzten Worte des Mädchens und zugleich die Schlußworte des Stückes, mit denen angedeutet werden soll, daß die Tochter eigentlich weder dem Vater noch der Mutter mehr gehört, sondern schon im Begriffe steht, auf eigenen Füßen in das Leben zu schreiten. Also nach all dem Wechsel von Burleske, Volks- und Familienstück zuletzt auch noch eine symbolische Wendung. Wenn noch der Gegensatz zwischen den beiden Ehegatten tiefer gefaßt und bei verschiedenen bedeutenden Lebensphasen zur Erscheinung gebracht würde! Oder wenn die in Reising auftauchende Idee, daß seine Tochter ihn verstehe und auch von hohen künstlerischen Aspirationen erfüllt sei, weiter entwickelt worden wäre! So aber beschränkt sich der Konflikt fast nur auf ein wüstes Schimpfduett, und von dem Eingehen Lottes auf des Vaters Künstlerehrgeiz und ihren eigenen künstlerischen Idealen ist weiter nichts zu bemerken. Die Sprache des Stückes stößt vielfach durch ihre im Burgtheater doch noch immer nicht übliche Derbheit ab und enthält zugleich Proben jener Schrullenhaftigkeit, von der oben die Rede war. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn Fritz den Namen Lotte's, die vom Vater Lotte, von der Mutter Lottl genannt wird, in „Lottedl" umwandelt und uns fortwährend zugemutet wird, diese Umwandlung als Witz zu betrachten? Oder wenn Reising seiner Freude über die vermeinte Kongenialität der Tochter keinen geschmackvolleren Ausdruck zu geben weiß, als indem er ausruft: „Siehst, Lotte! Jetzt möcht' ich dich am liebsten so wie du bist auf ein Butterbrot streichen und aufessen!" Und doch gibt es auch in dem mißlungenen Stücke genug Stellen, die den echten Dichter und dessen besondere Gabe, mit wenigen Strichen Menschen und Situationen treffsicher zu zeichnen, verraten. Die Aufnahme des Stückes war mit Ausnahme des zweiten Aktes, in dem frischeres dramatisches Leben pulsiert, eine über Gebühr ungünstige, da auch die organisierte Zischgesellschaft wieder an der Arbeit war und die eigentlich gegen die Direktion gemünzten Demonstrationen auch den Dichter trafen. Hoffen wir, daß der tiroler Dichter auf seinen ureigenen Boden, von dem er sich in den letzten Arbeiten mit Unrecht entfernt hat, zurückkehren und uns bald wieder mit ausgereifteren, seiner großen Begabung würdigeren Geistesfrüchten beschenken werde!

Carl Seefeld



Berliner Theater-Chronik

Die Theater hetzen in der Verlegenheit der dürren Zeit die Favoriten zu Tode. In diesem Monat legten sie sich auf Shaw. Die Kammerspiele führten „Major Barbara" auf, das Kleine Theater die „Heuchler".

„Heuchler" ist Shaws Erstling, und wie schon der dick unterstrichene Proklamationstitel vermuten läßt, weit entfernt von der schillernden Vieldeutigkeit späterer Lebensspiegelungen. Hier wird direkt auch für die Minderbegabten deutlich, daß die doppelte Moral der Angriffspunkt ist, die äußere Korrektheit auf recht unsauberem Untergrund. Und kein ironisches Lächeln schaut hier zu, sondern ein bitterer pessimistischer Hohn spricht, und die Moral ist: Cosi fan tutte, so machen es alle.

Das Stück müßte eigentlich Mr. Sartorius' Gewerbe heißen, im Anklang an „Mrs. Warren's profession", nur daß es sich hier nicht um erträgnisreiche Freudenhäuser, sondern um Jammerhäuser, um Mietsspelunken für die Allerärmsten in East end und an der Themse handelt. Der Häuserwucherer preßt aus ihnen den letzten Penny heraus, ist aber offiziell ein tadellos korrekter Gentleman, der seiner Tochter eine Mustererziehung gibt und sie in die gute Gesellschaft bringen will. Die Handlung ist nun, daß ein Jüngling voll eingebildetem Idealismus dieser von ihm geliebten Tochter entsagt, als er von der trüben Quelle der reichen Partie



erfährt. Dieser selbe Jüngling aber, das tagt dann, hat seine eigene Einnahme aus Hypothekenzinsen von ganz ebensolchen Grundstücken. Und als er sich vor die Wahl gestellt sieht, sein Geld sauberer und weniger nutzbringend anzulegen, da versagt sein Idealismus, und im Schoß der Familie Sartorius sind nun alle ein Herz und eine Seele.

Dies Stück ist recht dürr, es hat keine Einfallsfülle; es wirkt mühsam auf Draht gezogen.

Stärkerer Pulsschlag geht durch „Major Barbara". Shaw verkündet hier im Gegensatz zu seinen vielen Negationen ein Positives, eine Lehre von der Macht und der Pflicht, wirtschaftlich stark zu sein. Reichtum als Tugend, Armut als Verbrechen, das sind die Antithesen.

Shaw verkörpert das in der Gestalt des Millionärs und Kanonenkönigs Undershaft. Und er meint damit nicht faulgenießerisches Drohnentum, sondern ein Handeln und Wirken in der Fülle des Lebens und der Mittel. Und er meint auch nicht die reichen Erben, die mit dem Besitz auf die Welt kommen, sondern die, die sich in der Zuchtwahl durchsetzen. Undershaft ist Selfmademan, und eine alte Tradition der Familie ist, daß kein Sohn Nachfolger in dem gewaltigen Industriereich wird, sondern daß der Herrschende sich seinen Sukzedenten adoptiert.

Der Undershaftswelt mit ihren energischen Diesseitstendenzen, in der durch gesunden egoistischen Wettbewerb, reguliert durch die Interessengegenseitigkeit, die Tüchtigen eine lebenswerte Existenz sich schaffen, steht gegenüber ein dumpfes Entsagungsklima der Morschen und Bankerotten, dargestellt durch die Heilsarmee. Und zur Verschärfung des Gegensatzes hat Shaw Undershafts Tochter Barbara zu einer Parteigängerin der Armee gemacht. Sie ist Major Barbara.

Und die Führung begibt sich nun so, daß der Vater die Tochter zu seiner Lehre bekehrt.

In einem großen Räsonnement macht er ihr klar, daß es wenig bedeutet, hungernde Menschen zu bekehren mit der Bibel in der einen und einem Stück Brot in der andern Hand.

Und in Barbara erwacht ein neuer Geist, und sie erkennt die höhere Aufgabe, an satten, streitbaren und hochmütigen Seelen zu arbeiten. Und in solchem Sinne vereinigt sie sich mit dem Mann, den sie liebt, und der von Undershaft als Prätendent und Thronfolger erkannt ist.

Über diese Figur des entgleisten Lehrers des Griechischen, Heilsarmeesoldaten und praktischen Philosophen für die Welt, der seine Sach' auf nichts und auf sich gestellt hat, schlangenklug, voll Lebensinstinkt und voll humoristischer Weisheit, hat Shaw seine üppigste Einfallslaune ausgegossen.

Und wenn man „das Evangelium von St. Andrew Undershaft" auch nicht so welterschütternd und umwertend finden kann, wie es der sehr vorredeselige Shaw in seinem langen Eingangstraktat zu Trebitz' Übersetzung (im S. Fischerschen Verlag) verlangt, so bleibt hier in jedem Fall eine Belustigung des Verstandes und des Witzes voll selbstherrlicher Dämonie.

Felix Poppenberg



Von schleswig-holsteinischer Art und Kunst

Es gelang Karl R. Reiner, eine sehr bedeutungsvolle und charakteristische Sammlung künstlerischer Altertümer der Provinz Schleswig-Holstein zu erwerben. Diese Schätze, die in ihrem Zusammenhang eine historische Entwicklungsschau der Heimatskunst aus dem Vaterland der Kaiserin bilden, sind jetzt, vereinigt mit ergänzenden Leihgaben aus Museums- und Privatbesitz, in den neuen Salons von Reiner & Lewinsky ausgestellt. Das ganze Gebiet des Kunstgewerbes ist hier vertreten. Hervorragend aber stellen sich die drei Zweige handwerklicher Tätigkeit dar, die Schleswig-Holsteins stolze Besonderheit sind: die Holzarbeit, die Töpferei, die Weberei.

Die Schreinerkunst betätigt sich vor allem im Mobiliar, und dies Mobiliar ist eigentlich immer Innenarchitektur, Wandgetäfel mit fest angebrachten Schränken, Truhen und rundumgeführten Sitzbänken. Die freien Wandteile sind mit Kacheln ausgekleidet.

Einen vollkommenen Eindruck davon bekommt man in den Interieuren, die hier gezeigt werden. Diese Raum-Ensembles entsprechen ganz unserem gegenwärtigen Geschmack, der ja auch die Geschlossenheit des Rahmens und die Möbel darin als Architekturglieder festgebunden liebt. Eine Freude ist's, wie in dem Paneel die Tür mit ihren blanken schweifigen Angeln und dem Handgriff aus Messing sitzt, ein Nutzteil als Schmuckfüllung. Und über der Tür das verglaste Wandkästchen mit Porzellan und Gläsern, das nach beiden Räumen sichtbar sich öffnet, ist gleichzeitig Gebrauchsgerät und dabei ornamental, eine lebendige Supraporte.

Schnitzkunst ziert die Seiten der Truhen. In frühen Zeiten bleibt die ganze Vorderfläche ungegliedert, dann kommt die Vierteilung mit Rundbogennischen auf, und ihnen werden im Relief biblische und allegorische Darstellungen eingeschrieben.

Lieblingsmotive dieser hölzernen Bilderbibeln sind die Genesisgeschichten, Paradies und Sündenfall; dann der verlorene Sohn und die Jugendstücke der Evangelien. Mit sicherem Takt wird das Relief auch farbig erhöht, z. B. mit stumpfem Grün zu wirkungsvoller polychromer Holzskulptur.

Viel Reiz haben auch die Kleinkünste, die sich liebevoll und sinnvoll schmückend den Hausutensilien widmen. Ihr bevorzugter Gegenstand ist das Mangelbrett mit dem Handgriff, das Brautgeschenk der jungen Männer an die Versprochene, weshalb auch die glatte Unterseite farbig eingelegt ein Herz zeigt.

Die obere Fläche und der Griff prangt in reicher Schnitzerei, üppigem Laub- und Rollwerk. Die Griffe sind oft figürlich gestaltet, so als fischschwänziges Meerweib. Stellt man solch ein wagerecht liegendes Langbrett aufrecht, so entdeckt man eine große Familienähnlichkeit mit dem Türklopfer.

Reiner sind eigentlich die älteren und schlichten Mangelleisten, die oft von den Burschen selber am stillen Herd zur Winterszeit mit primitiven Kerbmusterungen versehen wurden, einem sachlich anspruchslosen Flächendekor.

Sehr eingehend läßt sich an der vielseitigen Fülle der Sammlung die schleswig-holsteinische Keramik studieren.

Erst im Porzellanzeitalter, in der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt die rege Produktion auf diesem Gebiet. Vorher gab es hier, wie Brinkmann, der Direktor des Hamburger Kunstgewerbemuseums, im Vorwort des Kataloges ausführt, als bodenständige Erzeugnisse nur die primitivste Töpferei, mit den Hilfsmitteln der Bleiglasur auf irdenen Scherben, dazu noch der weißen Schlempenmalerei auf dunklem Grunde, der Ritzung des hellen Angußgrundes und der Betonung von Einzelheiten durch Kupfergrün. Anspruchsvollere Bedürfnisse wurden durch Importen befriedigt, durch braune Raerener oder Kölner, weiße Siegburger, blaugraue Westerwälder Poterien, durch blau-weiße Delftvasen in Sätzen für den Bord der mächtigen Schränke und durch ostasiatische Porzellane.

Das ward nun mit einem Male anders, und allerorten regten sich in den Herzogtümern keramische Heimatskünste.

Von dem Siebengestirn der schleswig-holsteinischen Manufakturen ist Kiel führend. Speiseservice in Meißner Dekor, auch mit Chinoiserien, Tintenzeuge, Gitterkörbe, Potpourrivasen, Terrinen mit lebendig modellierten und farbig behandelten Kohltöpfen als Deckelgriffen, Tafelaufsätze, Jardinieren sieht man hier als Probestücke.

Eine besondere rare Spezialität bilden die Bischofsbowlen.

> Ein Bischof ist, wie ich mir denke,
> Ein sehr angenehmes Getränke —

heißt's in der Jobsiade im hochnotpeinlichen Kandidatenexamen. Und für diesen sehr beliebten warmen Würzwein schuf ein gutgelaunter Einfall passende Gefäße, deren Deckel genau einer zweitürmigen spitzbogigen Bischofsmütze entsprach.



Sehr selten sind diese Stücke. Ein Prunkexemplar ist die aus dem Hamburger Museum entliehene. Sie ist besonders groß, mit hochgeschwungenen Dreieckswangen der Deckelmütze und reich bemalt. An der Terrine ist die Darstellung einer pokulierenden Gesellschaft, natürlich im Bischofsstoff; auf der andern Seite ein Reitergefecht, Kampf von Husaren gegen Dragoner. Am Deckel wiederholen sich die Motive. Den Deckelknopf zwischen der Seitenwandung der Mütze bildet ein Kreuz.

Außerdem findet sich hier noch ein kleineres Muster, unbemalt, cremegelb mit einem traubenartigen Gebilde als Knopf.

Bemerkenswert ist dann noch als Kapitalstück der Wandbrunnen in Rocailleform. Die bewegten schweifigen Profile sind farbig betont, und über die Körperwandung breiten sich Blumensträuße. Ein Delphin ist der Auslauf, eine kleine Muschel der Deckel und eine große, bunt bemalt, die Wasserschale. Und weiter das große Teeservierbrett mit hoch aufgeschwungenem Rand, der die Platte eines Kredenztisches bildet, ein zweckvolles Serviermöbel, das eine Erneuerung und Wiederbelebung verdiente.

Nun zu den Künsten des Wirkens und Webens.

Aus dem westlichen Schleswig stammen Teppiche aus Leinengrund mit eingeknüpften Wollfäden, die entweder geschoren werden oder großknotig dastehen. Blumensträuße, meist blau und rot, mit Vögeln dazwischen geben die Motive, bei den ungeschorenen überwiegen geometrische Formen. Zu Pferdedecken, Wagen-, Stuhl- und Bankkissen wurden diese Teppichstücke verwandt.

Die Haupteigentümlichkeit, die sich in allen ihren Spielarten hier vollständig übersehen läßt, ist aber die Beiderwand-Weberei. Beiderwand bezeichnet die Technik dieser Arbeit im doppelschichtigen, zweiseitigen Material, in Leinen und Wolle. Die Muster stehen gegenständig auf der Vorderseite, naturfarbig leinen im eingefärbten Wollgrund, auf der Rückseite umgekehrt.

Ihrer Bestimmung nach sind es Vorhänge aus zwei Seitenschals und einem horizontalen Abschlußfriesstreifen, die vor den offenen Kasten des Wandbettes angemacht werden.

Drei Motivkreise werden für die Musterung unterschieden. Geometrische Formen, vegetabilische: Palmetten, Ranken, Kranzwerk, Streublumen mit heraldischen Stilisierungen der Doppeladler, Löwen, Hirsche, Pfauen, Einhörner untermischt, drittens Figürlich-Darstellerisches, aus der biblischen Geschichte: Abrahams Opfer, Christi Einzug in Jerusalem, Christus und die Samariterin, der verlorene Sohn; ferner Pyramus und Thisbe und eine naive Allegorie der vier Weltteile voll Vergnügen an exotischen Tieren.

Die Schönheit der Gewebe liegt in ihren harmonisch schwingenden Farbenharmonien aus blau, rot, schwarz, braun, grün und gelb.

Anhangsweise läßt sich ein Gebiet hier anschließen, die Metallarbeit mit Kannen aus Kupfer und Messing, mit reich durchbrochenen Kohlenpfannen und Wärmbecken, Ofenstulpen, Feuerkieken aus Messing. Sie sind materialgerecht und aus einem richtigen Gefühl für Zweck und Stoff gestaltet. Aber doch ohne hervorstechende partikularistische Eigenart.

Als Besonderheit aber wurden in Edelschmiedearbeit Riechdosen ausgebildet, als Nippsachen für den Tisch und als Miniaturtabatieren für die Taschen. Sie bargen ein parfümgetränktes Schwämmchen.

Eine reichhaltige Kollektion gestattet einen Überblick über diese Bibelots. Die Standdosen haben lebhaft bewegte Rokoko-Umrisse, sie zeigen Herzformen mit Kronen als Deckelknopf. Der Körper ist Silber, die Ornamente, Kruzifixe, Tauben, Umfassungsreifen vergoldet, gleichfalls vergoldet auch die durchbrochenen Füße. Eine besonders schöne Vase in Herzform überragt die anderen um Haupteslänge, und auf dem wölbigen Deckel ist ein von zwei wilden Wappenmännern flankiertes und gekröntes Medaillon mit der Jahreszahl 1792 aufgebaut. Dann erscheint die doppelhenklige Empire-Urnenform mit eingelassenen Steinen im Deckel. Und die Taschenflacons werden durch die auf ostasiatischen Geschicklichkeitseinfluß zurückgehenden Hülsen in Fischformen mit beweglich schlängelnden Scharnierklappengliedern vertreten

und durch ein kostbares Medaillon mit reichem Blattwerkdekor aus vielfarbigem Gold als Kranz auf dem Deckelrand um eine blaß amethystfarbig und gelbrosa leuchtende Kamee und zierlichem Filigrangegitter als Verschlußkappe des Innenraums. — —

Wertvolle Kunstschau eines schönen Landes: Schleswig-Holstein, meerumschlungen ...

Felix Poppenberg

Die Bode-Hetze

Um eine Wachsbüste. Nein, wegen einer Wachsbüste. Auch nicht. (Weit entfernt!) Also, sagen wir: anläßlich einer Wachsbüste. Denn die Wachsbüste ist das Allernebensächlichste bei der Sache. Daß man sich irren kann, weiß man; daß es wohl keinen Gelehrten gibt, der sich nicht schon einige Male in seinem Leben geirrt hat, weiß man auch; daß in allen Museen der Welt Kunstwerke unter falschen Bezeichnungen vorhanden sind, weiß man ebenfalls; daß ein Galeriedirektor einmal für einen Gegenstand einen zu hohen Preis zahlt, weiß man wiederum, — also die Geschichte von der Wachsbüste ist wirklich Nebensache.

Parteihader, Revanchelust ... Bode soll nun mit aller Kraft totgehetzt werden. Dazu scheint jedes Mittel erlaubt zu sein, selbst eine Bloßstellung der gesamten deutschen Kunstwissenschaft vor dem Ausland. Bediente man sich doch skrupellos der englischen Presse (!), um die „Sensation" einzuleiten. Solche Machenschaften sind verächtlich. Der Nimbus eines Gekränkten verblaßt, sobald er sich mit unwürdigen Mitteln zu rächen sucht.

Aber was nun an dem ganzen Handel wieder einmal recht peinlich berührt, das ist die Haltung der Presse. Die deutsche Presse weiß nie, wo eine Sensation ihre Grenzen hat. Im Schweigen gefällig, wo es gälte, Charakter zu zeigen; aber im Klatschen maßlos, wenn nur nichts zu riskieren ist. Der Bildungspöbel hat seine Wonne daran. Je breiter und je saftiger und je taktloser das Gewäsch, desto besser gefällt es. Über die Neuerwerbung eines echten Lionardo würde man achtlos hinwegblättern; aber Enthüllungen über eine mutmaßliche Unechtheit verschlingt man mit Gier. Das weiß die Presse, und diesen Instinkten schmeichelt sie. Einer höheren Aufgabe ist sie sich bis heute noch nicht bewußt.

Vor fünfzig Jahren gab es eine ganze Masse „echte" Lionardos, die allmählich lautlos aus der Kunstgeschichte verschwunden sind. Wenn man wegen jedem einen solchen Lärm hätte machen wollen! Wieder bis in fünfzig Jahren wird, dank vorschreitender Erkenntnis, manches gestrichen werden, was uns heute als unumstößlich echt gilt. Das ist nicht zu ändern, die Wissenschaft müßte denn stehen bleiben.

Das Publikum, systematisch zur Taktlosigkeit erzogen, macht naturgemäß das Holdrio der Schadenfreude lieber mit, als sich zu bemühen, klar zu sehen. Das ist bedauerlich. Solche Hetzen erschüttern weit weniger das Vertrauen zur Wissenschaft als das Vertrauen zu einem Volk, das seine Gelehrten nicht schützt. Wenn man bedenkt, wie jung die Kunstwissenschaft im Kreise der übrigen Wissenschaften ist und welche enormen Fortschritte sie in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat, kommen einzelne Irrtümer als völlig bedeutungslos kaum in Frage. Und ebensowenig kommt es in Frage, ob sich ein so verdienter Forscher wie Bode, dem die deutsche Wissenschaft so unendlich viel verdankt, einmal geirrt hat oder nicht. Und ebensowenig kommt es in Frage, ob man sich in Berlin einmal an einem Stück „bekauft" hat oder nicht. Man vergleiche doch, für wie viele Erwerbungen unter dem Preis man sich in Berlin bei Bode zu bedanken hat! Das alles sind Dinge, die das große Publikum ganz übersieht, die aber für den vorurteilsfreien Beobachter sehr ins Gewicht fallen. Man wird sich noch erinnern, wie taktvoll vor einigen Jahren in Paris die vielbesprochene Affäre der „Krone des Saitaphernes" gelöst wurde. Solche Lösungen sind überall und immer möglich, wenn man

nur will. Aber es ist ein eigentümlicher Zug unsrer modernen Kultur, daß sie stets in Übereilungen verfällt, wo es gar keine Eile hat. In nichts steigen und fallen die Kurse so rasch als in Sachen der öffentlichen Meinung. Bode, gestern der Große, wird heute über die Achsel angesehen. Weshalb? Nun, anläßlich, anläßlich — was war es doch gleich? Richtig, die Wachsbüste! Aber das ist ja Nebensache. Die Partei hat gesiegt, und alles klatscht angenehm belustigt Beifall, daß es gelang, mit einer kleinen Sache einen großen Mann zu stürzen. Bravo! Bravo!

Und die persönlichen Verdienste? Ach so! Ja! Schließlich wird man doch verlegen. Bode hat wirklich viel geleistet. Kein Mensch kann das leugnen. Gerade in Berlin, selbst Tschudis Tätigkeit noch so hoch angerechnet, wo wäre man ohne Bode hingekommen? Tschudi ist ersetzt. Für Bode ist kein Ersatz da. Und vor dem Ausland wäre der Sturz Bodes zweifellos die größere Blamage. Wie unerfreulich, daß es nur überhaupt zu solchen Erwägungen kommen muß! Wie unnatürlich, daß die Menge es vorzieht, gegen statt mit den führenden Persönlichkeiten zu gehen! Aber darin liegt vielleicht die größte Schwäche unsrer Kultur: man weiß den Wert der Persönlichkeit nicht zu schätzen. Man schätzt die Stelle, aber nicht genug die Person, von der sie ausgefüllt wird. Wenn man eine Ahnung davon hätte, die Persönlichkeit zu schätzen, die geschmacklose Treibjagd hinter Bode her wäre unterblieben oder zum mindesten, sie hätte statt barbarischen Beifalls nur ein kühles Befremden erweckt. Civis



Französische Scherze

Im Jahre 1882 stand Léon Gambetta, der Organisator der Levée en masse im Kriege gegen Deutschland, bei den Franzosen auf der Höhe seines Ruhmes. Kein Tag verging, an dem sich nicht die sämtlichen Pariser Blätter mit ihm und dem „Grand Ministère“ beschäftigten, das er damals entweder schon gebildet hatte oder eben bilden wollte. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris kehrte ich im Herbst jenes Jahres nach Deutschland zurück. Wie bisher täglich, so kaufte ich mir auch am Abend vor meiner Abreise die neueste Nummer des „Figaro“, der damals noch mehr als heute gelesen wurde. Sie brachte die überraschende Nachricht, daß sich Léon Gambetta nun doch entschlossen habe, dem Zölibat zu entsagen. Mit großer Umständlichkeit wurde die Hochzeit geschildert. Es fehlte hierbei nichts. Nicht nur der Name der Braut wurde angegeben, sondern auch die Form, unter der sich die Trauung vollzogen hatte, die Namen der zur Hochzeit Geladenen und sogar der Wortlaut der an der Festtafel gehaltenen Reden. Auf dem Nordbahnhof stieg mit mir in den Abteil „Paris—Berlin“ ein deutscher Kaufmann, der seit einem Jahrzehnt in Paris wohnte und sich, wie sich sehr bald herausstellte, wirklich nicht zu viel mit der Behauptung anmaßte, die Franzosen ziemlich genau zu kennen. Nicht lange währte es, und wir waren bei der Politik angelangt.

„Was sagen Sie dazu, daß sich Gambetta nun doch verheiratet hat?“ fragte ich meinen unterrichteten Landsmann.

„Aber wie denn?“ gab er zurück. „Er hat ja gar nicht geheiratet.“

„Doch, ich habe es mit allen Einzelheiten gestern abend im ‚Figaro‘ gelesen. Die Hochzeit hat in dem und dem Hotel stattgefunden.“

„Es ist trotzdem nicht wahr.“

„Dann ist also die ganze Sache von A bis Z erlogen?“

„Erlogen nicht, aber erdichtet.“

„Dennoch ein starkes Stück. Und was wird Gambetta selber, seine angebliche Braut und sein angeblicher Schwiegervater dazu sagen, wenn sie die Schilderung der Hochzeit im ‚Figaro‘ lesen?“

„Ich versichere Sie, sie werden sämtlich über diesen Scherz herzlich lachen.“

„Nun, für solche Scherze geht mir das Verständnis ab.“

„Das glaube ich wohl. Um sie zu verstehen, ist eine sehr genaue Kenntnis der französischen Art, zu denken und zu empfinden, erforderlich.“ —

An Gambettas vom „Figaro“ im Jahre 1882 „erdichtete“ Hochzeit wurde ich unwillkürlich erinnert, als ich aus deutschen Zeitungen von dem unlängst veröffentlichten Proteste erfuhr, den verschiedene ernste deutsche Männer an den Fürsten Henckel von Donnersmarck gerichtet haben. Sie warfen ihm in recht beweglichen Worten vor, er habe die französische Schauspielerin Jeanne Granier nach Schloß Neudeck zu derselben Zeit geladen, wo dort als sein Gast Kaiser Wilhelm weilen sollte, und der berühmten Künstlerin Gelegenheit gegeben, vor dem Monarchen mit einer Conférence über die Liebe aufzutreten, in der die gewagtesten Wendungen vorgekommen wären. Damit hätte der Angegriffene bei allen noch sittlich empfindenden deutschen Frauen und Männern großen Anstoß erregt, außerdem aber der preußischen Dynastie, über die erst vor einem Jahre die bösen Novemberstürme hinweggegangen seien, wahrhaftig keinen Dienst geleistet. Die Wissenschaft der protestierenden Herren stammte aber vom „Gil Blas“, einem französischen Blatte, her, das sich einer besonders großen Leserzahl erfreut, und das von der Conférence der Mademoiselle Jeanne Granier über die Liebe vor dem deutschen Kaiser auf Schloß Neudeck in Schlesien eine in die kleinsten Einzelheiten gehende Schilderung gegeben hatte.

Anfangs befand sich der größere Teil der deutschen Presse dem Proteste der sittlich Entrüsteten gegenüber in großer Verlegenheit. Sie wußte nicht, ob sie sich ihm anschließen oder ihn verurteilen sollte. Als aber festzustehen schien, daß der „Gil Blas“ die Schilderung der Conférence der Mademoiselle Jeanne Granier „erdichtet“ hatte, da erscholl auf der Seite der ganz Klugen ein gewaltiges Hohngelächter, das von Rechts wegen die Protestierenden hätte töten müssen. Und doch! Wenn es sich bei der Veröffentlichung des „Gil Blas“ in der Tat nur um einen französischen Scherz gehandelt haben sollte, wäre es denn wirklich so überaus töricht gewesen, das ernst zu nehmen, was nur ein Spaß hatte sein sollen? Ermöglicht uns Deutschen erst ein langjähriger Aufenthalt in Frankreich, französische Scherze und Späße richtig zu bewerten, in denen im ernstesten Tone Gebilde der Phantasie vorgeführt und ehrbare Menschen völlig glaubhaft in ein sie schwer kompromittierendes Licht gestellt werden, nun dann sollte es wohl verzeihlich sein, daß in Deutschland selbst Männer von gesundem Urteil sich durch solche überaus fragwürdigen Scherze und Späße aufs Glatteis führen lassen. Warum erhob sich denn das Hohngelächter der ganz Klugen nicht sogleich? Natürlich nur deshalb nicht, weil auch sie den Scherz des „Gil Blas“ für Ernst gehalten haben. Wer ist bei uns überhaupt auf dergleichen zugeschnitten? Wenn irgend etwas, so zeugen der Scherz des „Figaro“, dem ich im Jahre 1882 in Paris zum Opfer fiel, und der des „Gil Blas“, durch den jetzt deutsche ehrliche Männer hinters Licht geführt worden sind, und ihre Würdigung durch die Franzosen von der großen Kluft, die zwischen französischer und deutscher Art, zu denken und zu empfinden, besteht.

Carl von Wartenberg

*

Schon recht. Aber sollte man nicht von vornherein das Hineinzerren des Privatlebens des Kaisers in die breite Öffentlichkeit grundsätzlich vermeiden? Wenn schon dem Märchen des Gil Blas irgend etwas Tatsächliches zugrunde gelegen, d. h. wenn schon wirklich die französische Schauspielerin dem Kaiser allerlei dummes Zeug vorgeschwätzt hätte, — wen ginge es etwas an? War es so dumm, daß es den Kaiser verletzen mußte, so dürfen wir versichert sein, daß er sich das Weiterschwätzen verbeten haben würde. War es Gleichgültiges, — so oder so war's eine ganz private gesellige Zusammenkunft, über deren Einzelheiten überhaupt öffentlich sich zu verbreiten schon der einfachste gesellschaftliche Takt verbieten sollte.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.


Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



HERMANN KAULBACH — PUPPENTHEATER



XII. Jahrg. Februar 1910 Heft 5

Die religiöse Persönlichkeit

Von

A. König

I.

Wir leben im Zeitalter des Sozialismus, der großen Massenbewegungen, der Organisationen, der Parteibildungen, der Presse, des Vereinswesens. Auf allen Gebieten des Lebens schließen sich die Individuen zusammen zu gemeinsamer Interessenvertretung, zu gemeinsamem Angriff und gemeinsamer Abwehr, zu gemeinsamem Machtgewinn. Neben das alte wuchtige Massenganze der römischen Kirche mit ihrer einzig dastehenden geschichtlichen Kontinuität, aber auch erschrecklichen geschichtlichen Belastung mit Irrtum und Menschensatzung hat sich in neuerer Zeit als starkes politisches Gefüge die Sozialdemokratie und als ihr grimmigster Gegner der Bund der Landwirte gestellt. Überall wird zur Sammlung, zur Organisation geblasen, überall werden die Truppen zusammengezogen, und dann wird jährlich Heerschau, Kontrollversammlung gehalten: da werden die Kriegsartikel vorgelesen, das Parteiprogramm ins Gedächtnis gerufen und die Kampfesparole ausgegeben.

Solcher Zusammenschluß, solche Parteibildung mag ja nun gewiß notwendig sein, auch Interesse, Leben und Verständnis wecken, aber eine große Gefahr birgt der Sozialismus in sich, daß die Einzelpersönlichkeit an innerem Gehalt, an Eigenleben verliert, mag sie auch äußerlich mit der Partei gewinnen und gehoben wer-

den. Von der Gemeinschaft kann auf den einzelnen eine lebenweckende, aber auch lebentötende Wirkung ausgehen. Ein Reformator des äußeren Lebens ist der Sozialismus nur gar zu oft ein Totschläger des inneren Lebens. Wie mit einem Schwamm fährt der große Gleichmacher über die Tafel der Seele, löscht alle ihr eigentümliche Inschrift aus und läßt nur seinen Buchstaben gelten. Jede Abweichung davon wird als Abfall betrachtet. Ketzergerichte finden statt. Wer nicht pariert, fliegt hinaus. Sich löblich zu unterwerfen, gilt als heilige Pflicht. Es ist, als habe man beim Buddhismus Studien gemacht, welcher den Glauben an das eigene Ich als die „Ketzerei der Individualität" auf das schärfste brandmarkt. Die Gesellschaft, die Mode, die Partei, die Presse, der Verein, die Kirche, die Schule spricht, und der Gläubige betet an. Der Sozialismus hat uns viel Rom, viel unfehlbaren Papst, viele Bullen, viele Dogmen, viel Zwang und Terrorismus gebracht. Mancher sozialdemokratische Parteitag hat das bewiesen. Wie ist gerade von der Partei, die theoretisch das Recht der freien Überzeugung, der freien Persönlichkeit vertritt, die Persönlichkeit mißhandelt und ihr freies Recht mit Füßen getreten worden! Wieviel individuelles Leben ist schon untergegangen im Strom der Gesellschaft, wieviel Ich schon versunken im Ozean des Man. Tolstoi läßt in seiner „Auferstehung" den Helden des Romans sich aus einem Jüngling mit hohen Idealen zu einem Lebemann entwickeln. Und wodurch vollzieht sich diese Entwickelung und Wesensveränderung? Tolstoi gibt folgende Antwort: „Dadurch, daß er aufgehört hatte, sich selbst zu glauben, und anderen zu glauben begann. Er hatte aber daher aufgehört, sich selbst zu glauben, und anderen zu glauben begonnen, weil es zu schwer war zu leben, wenn man sich selbst glaubte. Wenn man sich selbst glaubte, mußte man jede Frage nicht zugunsten, sondern fast immer zuungunsten seines animalischen, nach leichten Freuden lechzenden Ichs entscheiden. Glaubte man aber anderen, so brauchte man nichts mehr zu entscheiden. Alles war schon entschieden und entschieden immer zuungunsten des geistigen und zugunsten des animalischen Ichs. Und nicht genug: glaubte er sich selbst, so setzte er sich immer der Verurteilung von seiten der anderen Leute aus; glaubte er aber anderen, so hatte er den Beifall seiner Umgebung ... Anfangs kämpfte Nechljudov, aber der Kampf war zu schwer, denn alles, was er nach seinem eigenen Gewissen für gut hielt, hielten die anderen für schlecht und umgekehrt ..."

Wer mag sie zählen, die auf ähnliche Weise um das Beste ihres Seins gekommen sind! Wie viele Menschen sind politisch, künstlerisch, religiös entartet, zu Nullen, zu Herdentieren geworden, weil sie ihr Ich an die Umwelt, an die Partei, an die Presse, an die Masse oder sonst einen sozialistischen Götzen hingegeben, verkauft haben. Es kann einem in der Seele weh tun, wenn man z. B. daran denkt, daß der stolze, imponierende Bau der römischen Kirche sich nur auftürmen kann auf einem Massengrab persönlicher Überzeugung und selbständigen individuellen religiösen Geisteslebens.

* * *

Doch die Ketzerei der Individualität ist nun einmal unausrottbar; Persönlichkeiten mit starkem Geist und innerem Gehalt ertragen keine Lebenshemmung und -bedrückung, sie lassen sich nicht wie Lichter ausblasen und wie Rohre zerbrechen.

Sie sind die kräftigen Pfeiler, an denen sich die so viel persönliches Leben hinwegschwemmende sozialistische Hochflut schließlich wieder bricht. Wider den Sozialismus steht auf der Individualismus. Das Ich erhebt sich wider das Man auf allen Gebieten des Lebens; es macht Front gegen die Reglementierung, Schablonisierung, Uniformierung der Welt- und Lebensauffassung. Der kleine David wagt es, dem Riesen Goliath gegenüberzutreten, und seine Schleuder trifft noch immer gut. Daß sich in Nietzsche das Ich bis zum Übermenschen emporbäumt und in titanenhaftem Ansturm an den Grundlagen der ganzen sittlichen Kultur rüttelt, ist's nicht als wilde, leidenschaftliche Reaktion zu erklären wider die geschichtliche Belastung des Lebens, wider das Dogma, den Kanon des Herkommens, die päpstliche Bevormundung der Majoritäten? Freilich in Nietzsche überschlug sich der Individualismus und tat einen jähen Fall. Aber hat nicht sein Dynamit alte Festungen sprengen helfen, und war es nicht dem Christentum heilsam, daß es wieder einmal vor die Klinge gefordert wurde von einem Gegner, der sich aufs Fechten wohl verstand? Und die Kirche? Ach, nirgends wird so gut und mit Andacht geschlafen als in ihrem Schoße! Nur Stöße können sie wach und lebendig erhalten, und es ist keine Blasphemie, wenn wir sagen: Gottlob! an Stößen fehlt's ihr heute nicht. Und siehe, da regt sich auch in ihr frisches Leben, und die munteren Geister des Individualismus zeigen sich auf dem Plan gegen römische Neigungen und katholisierende Strebungen.

Im Norden schwang ein Ibsen die Geißel wider die Schäden und konventionellen Lügen, wider die Sklaverei, das Zuchthaus der modernen Gesellschaft, in dem das Ich mit Fesseln gebunden am Boden liege, Tolstoi, gleichsam ein Kierkegaard der russischen Kirche, deckte mit bitterer Satire die Blößen des Staatschristentums auf und zeigte den schrecklichen Abfall vom Urchristentum. In Kirche und Schule, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Gesellschaft, wo gäbe es heute keine Los-von-Rom-Bewegungen, Sezessionen, Befreiungen der Geister vom Herkommen, vom Alten, von der Gewohnheit! Der Mensch ward wieder das Maß aller Dinge. Der Subjektivismus blitzte mit fröhlich-keckem Auge die Welt an, und aus diesem Auge leuchtete die Eigenpersönlichkeit, eine Seele, die nicht mehr gewillt war, sich fremder Autorität blindlings zu beugen, sondern selbst von innen heraus die Welt zu gestalten. Das Ich erkannte sein Recht auf Leben und in der Selbstbehauptung eine Lebenspflicht.

* * *

So geht denn ein Sehnen nach persönlichem Leben durch unsere Zeit, und es ist Freude unter uns, wenn wir einem Menschen begegnen, von dem man sagen darf: Siehe da, ein Mann, eine Persönlichkeit, ein Charakter, kein Abdruck, keine Kopie der Masse, sondern ein Ich.

Mit der Sehnsucht nach Persönl chkeit ist auch das Interesse an den großen Persönlichkeiten, an den großen Männern der Vergangenheit und Gegenwart erwacht, und man lernt es immer mehr würdigen, was das Leben der Menschheit ihnen verdankt. Es ist kein Zufall, daß Carlyles Buch „Helden und Heldenverehrung" gerade in unserer Zeit solche Beachtung findet, ein Buch, das darauf hinweist, was für Ströme des Lebens von den großen Persönlichkeiten ins Herz der Menschheit

fließen, und wie die Heldenverehrung, das Eintauchen unserer Seele in die Seele dieser Großen von lebenweckender Wirkung für uns selbst wird. Es ist kein Zufall, daß gerade in unserer Zeit ein Gelehrter wie Eugen Kühnemann den fundamentalen Unterschied feststellt zwischen denen, die nur von den Gedanken anderer leben und sie fortbilden, und denen, die eine ursprüngliche Gedankenwelt haben: „Was sie an köstlichen und vielleicht ewigen Werken hinstellen, ist noch das Wenigste, wodurch wir von ihnen lernen sollen. Aber wenn wir begreifen, für welche Aufgaben sie sich eingesetzt, wenn wir verstehen, wie sie kämpften und litten, weil sie nur Eins sein wollten, nicht leben konnten, wenn sie das Eine nicht waren, das Eine, das mit ihnen geboren ist, dann werden wir der Unwürdigkeit und Kleinheit unseres Lebens inne, und es kommt von ihnen auf uns ein Hauch der Kraft zu leben, wie des Menschen würdig ist, und wie er allein zum Menschen wird." Die großen Persönlichkeiten sind eine Großmacht in der Geschichte, sie sind die eigentlichen Träger des Fortschritts auf allen Gebieten des Lebens. Ihnen gegenüber offenbart sich so recht die grobe Einseitigkeit der materialistischen Geschichtsbetrachtung. Diese hat die Tendenz, den einzelnen und die Wirkung des einzelnen, die Persönlichkeit und ihre schöpferische Kraft möglichst auf ein Minimum herabzudrücken. Die Verhältnisse, die geistigen und sozialen Strömungen, die wirtschaftlichen Evolutionen, die Umstände, das Milieu, das alles wird zum allmächtigen Schöpfer auch der sogenannten großen Persönlichkeiten. So bleibt denn schließlich gar nichts Wunderbares und Bewunderungswürdiges mehr übrig. Nun liegt ja im materialistischen sozialistischen Geschichtsdogma, wenn auch nicht alle, so doch einige Wahrheit: denn auch die größten Persönlichkeiten sind Kinder ihrer Zeit und haben Anregung und Geistesnahrung empfangen aus ihrer Umgebung — aber sind sie damit nun auch restlos erklärt? Warum sind andere, wiewohl sie dieselbe Luft wie jene Großen geatmet, so klein geblieben? Warum sind die Knaben, die einst mit einem Luther oder einem Kant zur Schule gingen, nicht auch ein Luther oder Kant geworden? Gewiß, der Boden für die großen Persönlichkeiten ist immer irgendwie vorbereitet. Jesus, Luther, Bismarck, sie kamen alle, „als die Zeit erfüllet war", sie liegen sozusagen in der Luft, aber daß sie dann kommen, so wie sie kommen, mit solchem Geist, mit solcher Kraft, mit solcher Genialität, woher dieses? Hier stehen wir vor einem Geheimnis und ahnen ehrfurchtsvoll das schöpferische Walten des Gottes, in dem wir leben, weben und sind.

Ist schon jede Persönlichkeit ein Geheimnis, so bedeuten die großen Persönlichkeiten eine Steigerung dieses Geheimnisses, ein Weltenrätsel, das aller materialistischen Erklärungsversuche spottet. Ein jeder Mensch tritt als eine noch nie dagewesene Individualität in die Welt der Erscheinungen, er ist ein Produkt seines Milieus und doch zugleich ein fleischgewordener Schöpfergedanke Gottes, er empfängt von seiner Natur- und Menschenumgebung, aber er empfängt nicht nur, sondern er gibt auch, er wird nicht nur gelebt, sondern lebt auch, lebt sich seiner Umwelt ein und sucht den Menschen wie den stofflichen Dingen seinen Geist, sein Wesen und seinen Willen aufzuprägen. Die großen einzelnen aber, in denen das Ewig-Göttliche im besonderen Glanze aufleuchtet, sind vollends doch etwas mehr als nur ein geistiges und seelisches, sozial-kulturelles Sammelsurium und Bilder-

album ihrer Zeit und ergeben sich durchaus nicht als eine Selbstverständlichkeit aus dem Modejournal ihrer Umgebung, sondern wirken mit der schöpferischen Kraft ihrer Persönlichkeit ein Neues hinein in die Welt. Der Genius ist ein Gottessohn, vom Vater in Ewigkeit geboren, und doch auch ein Erdensohn, vom Weibe geboren, in der Hülle, im Fleisch und Blut seiner Zeit. Er drückt seiner Umgebung das Siegel seines Geistes auf, gestaltet seine Umwelt, haucht ihr sein Leben ein und wird so zur Seele neuer Bewegung und Daseinsgestaltung.

„Jeder große Geist ist auch ein schöpferischer Geist, sein Wesen enthält innere Notwendigkeiten, die als Axiome der eigenen geistigen Existenz aller bewußten Arbeit vorangehen und ihm allererst eine bestimmte Richtung geben; ja die ganze Arbeit dient hier vornehmlich der Entwicklung und Durchsetzung solcher Notwendigkeiten. Die Sache bekommt dadurch eine gewaltige Bewegung und dramatische Spannung, daß die Forderungen des großen Mannes durch den vorgefundenen Stand des Geisteslebens weitaus nicht befriedigt werden, ja daß sie mit ihm unversöhnlich zusammenstoßen; um daher sich selbst treu zu bleiben, sich selbst voll zu gewinnen, muß der Held den Kampf mit seiner Umgebung unverzagt aufnehmen, muß er die vorgefundenen Größen und Maße verwandeln, darf er es selbst nicht scheuen, die ganze Welt einzureißen, um Platz für den Aufbau einer neuen, wahreren und wesenhafteren zu gewinnen. Das macht den Anblick des Lebenswerkes eines solchen Mannes so erfreulich und so erhebend, daß sich die geistige Notwendigkeit durch alle Hemmungen hindurch sicher und freudig ihren Weg bahnt, daß sie in Überwindung auch der härtesten Widerstände schließlich das Leben auf eine neue Grundlage stellt und damit uns alle verwandelt." Das sind Worte, die Rudolf Eucken bei Gelegenheit des Kantjubiläums vor einigen Jahren im „Türmer" schrieb, und sie treffen nicht nur auf den großen Königsberger, sondern auf jeden König im Reiche des Geistes, nicht zum wenigsten auch auf den großen Nazarener zu.

Der Genius beleuchtet recht grell die dem Wesen des Geistes nicht gerecht werdende Einseitigkeit des Satzes: der Mensch sei das Produkt seines Milieus, und kehrt die andere von der Stoffanbetung vergessene Wahrheit an das Licht: Das Milieu ist ein Produkt des Menschen.

Gäbe es wohl ein Kreuz, gäbe es ein Martyrium, wenn es nur Kinder der Umwelt gäbe? Die Umwelt läßt die ihr konformen Geister doch gewiß in Frieden, aber wenn Geister kommen, die sie wecken, umgestalten wollen, die auf innere und äußere Lebensveränderung drängen, da steht sie auf zum Kampf, bereitet Hemmnisse und Schwierigkeiten, errichtet Kreuze und Scheiterhaufen.

Erst die materialistische = sozialistische und die individualistische Betrachtung zusammen ergeben die Wahrheit. Darum ist es auch bei der Geschichtsbetrachtung Pflicht, der Persönlichkeit, den großen Männern zu geben, was ihnen gebührt. Das Christentum ohne Christus, die Reformation ohne Luther, die Gründung des Deutschen Reiches ohne Bismarck erklären zu wollen, wäre eine brutale Geschichtsmißhandlung. Jeder vorurteilslose Blick in die Geschichte belehrt uns, wie die Masse von den großen einzelnen vorwärts geschoben wird.

Überdenken wir unser eigen Leben: Wie wurden wir das, was wir heute sind? Da treten Menschen, Persönlichkeiten vor unser Auge, die bestimmend auf

unsere äußere und innere Lebensgeschichte eingewirkt. Was können die Eltern den Kindern, der Mann dem Weibe, das Weib dem Manne, der Freund dem Freund, der Lehrer dem Schüler sein! Ein Mensch kann dem anderen Himmel, aber auch Hölle, Engel aber auch Teufel, Leben aber auch Tod sein. Es kann die Begegnung mit einem Menschen zum Wendepunkt unseres Daseins werden. Unter all den sekundären Kausalitäten, durch die Gott in ein Menschenleben hineingreift, sind Menschen die vornehmsten. Ein Tholuk und ein Wichern empfingen im persönlichen Umgang mit dem innerlich tief frommen Baron von Kottwitz in Berlin befruchtende und erhebende Eindrücke für ihr ganzes Leben. Wichern schrieb damals in sein Tagebuch: „O du unvergleichlicher Mann, so demütig, daß du mich beschämst mit jedem Wort, so voll Gottesfreude, deren heilige Schauer mich durchbeben. Herr, laß mich so werden, so ergeben und so dir geweiht!"

Von einem einzelnen aus können sich Ströme des Segens, aber auch des Verderbens ergießen über ganze Massen; es gibt Propheten Gottes, aber auch Propheten des Teufels; es treten Persönlichkeiten auf, bei denen man den Eindruck hat: sie kommen vom Himmel hoch, vom Vater des Lichtes, aber es gibt auch solche, die wie Ausgeburten der Hölle erscheinen. Hier Offenbarer des Ewig-Guten, dort dämonische Aufblitze des Bösen, neben den Pionieren Gottes die Pioniere der Sünde, neben den lebenweckenden Persönlichkeiten solche, von denen ein Geruch des Todes ausgeht, solche, die Pest und Seuchen verbreiten.

Auch wo ein Mensch nicht mehr leiblich unter uns wandelt, kann er uns doch noch etwas sein, können noch immer lebenweckende Wirkungen von ihm ausgehn. Es gibt Lebensbeziehungen, die über Tod und Grab hinausreichen. Es gibt ein verborgenes Leben der Seele mit den längst Entschlafenen; nicht nur ihr Blut rollt fort in unseren Adern, auch ihr Geist durchströmt unser Innenleben, wir zehren noch immer von ihnen, unsere Seele begegnet auf ihren Wanderungen oft ihrem Bild und empfängt von ihm heilsame Eindrücke. Ihre Gedanken können noch immer unsere Speise, ihre Worte noch immer Wegweiser für unser Verhalten, ihr Beispiel noch immer ein Trieb zur Nachahmung für uns sein.

Leben wir nicht alle in nationaler, sozialer, künstlerischer, wissenschaftlicher, religiöser Beziehung mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt von den großen einzelnen, vom Genius, von den überragenden Geistern, den epochemachenden Persönlichkeiten? Der Heros der Religion aber, der schöpferische religiöse Genius überstrahlt alle anderen, er ist der eigentliche Sohn des Himmels. Die Revolutionäre, Geburtshelfer, Reformatoren und Reorganisatoren des Innersten im Menschen, der Religion, der Frömmigkeit, sie sind die eigentlichen Führer und Erzieher der Menschheit. Ihr Lebensgeist ist wie ein elektrischer Strom, der von einem Herzen zum andern, vom kleinsten Jüngerkreis zu immer größeren Gemeinschaftskreisen zittert. So werden einzelne religiöse Persönlichkeiten Lebenswecker ganzer Massen.

Luther sagt an einer Stelle: „Es liegt nicht an Büchern noch Vernunft. Es liegt daran, daß Gott Leute auf Erden schickt. Wenn Gott einem Volke hat wollen helfen, hat er's nicht mit Büchern getan, sondern nicht anders, denn daß er einen Mann oder zween hat aufgeworfen; der regieret besser denn alle Schrift und Ge-

setze." Nun, Luther, von dem eine so große, mächtige Lebensbewegung ausgegangen, ist selbst der beste Beweis für die Wahrheit dieses seines Wortes. Wenn Gott ein Volk innerlich segnen will, schenkt er ihm einen Propheten, einen großen Mann. Wie hat er unser deutsches Volk gesegnet, da er ihm einen Luther, Spener, Franke, Wichern gab! Das waren Lebensquellen, wir hören noch heute ihr heilig Rauschen und trinken noch immer aus ihnen.

Wie aber weckt nun die religiöse Persönlichkeit das Leben in anderen Seelen? Wir antworten: indem sie sich, ihr Leben in Gott, den Heiligen Geist hineinlebt in das Herz ihrer Umgebung, indem sie zur lebendigen Predigt, zum lebendigen Gotteswort wird. Denn wenn auf irgendeinem, so gilt's auf religiösem Gebiet: „Grau, lieber Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum!" Wir können nur unterschreiben, was Dreyer in seinem Buche „Undogmatisches Christentum" schreibt: „Wie verbreitet sich nun die Religion? Gewiß auch durch die Lehre, aber wirksam doch nur dann, wenn die Persönlichkeit des Lehrers von der Wahrheit seiner Lehre durchdrungen ist und die letztere nur als der begriffsmäßige Ausdruck inneren Lebens erscheint. Die Religionslehre muß glühendes, flüssiges Metall sein. Sie verträgt es viel weniger als jede andere Lehre, kühlen Herzens im festen Zustande überliefert zu werden. Meine doch kein innerlich Unbeteiligter, er könne Religion lehren! Und wenn er über die gründlichste Kenntnis der Kirchenlehre zugleich mit dem größten Lehrgeschick verfügte, er würde dennoch mehr schaden als nützen. Möglich ist es zwar, daß auch durch die Lehre allein, die von Erfahrungen anderer berichtet und religiöse Persönlichkeiten vorführt, hie und da in einem besonders empfänglichen Gemüt der Lebensfunke angefacht oder doch das Material gehäuft wird, welches später im wechselnden Luftzuge der Schicksale oder durch einen Blitzschlag von oben zu heiliger Flamme entbrennen kann. Aber der Schaden trifft ein viel weiteres Gebiet. Auf die meisten pflanzt die Gleichgültigkeit des Lehrers sich fort, und die am innigsten nach göttlichem Leben sich sehnen, wenden sich am entschiedensten von einer Lehre ab, die sie nur als Leichnam gesehen haben. Es gibt wenige so reine und himmlische Freuden auf Erden, als wenn ein Lehrer aus voller Überzeugung und mit brennendem Herzen von göttlichen Dingen redet und nun erfährt, wie in persönlicher Berührung der Seelen das göttliche Leben in den Hörern erwacht, freudige Zustimmung, gottsuchendes, heilsbegieriges Verlangen ihnen aus den Augen leuchtet. Aber es gibt auch wenige so öde, trostlose, das Gewissen belastende Beschäftigungen, wie die eines Religionslehrers, in welchem die Religion kein Leben ist. Treffe ich solche, so ergrimmt meine Seele in mir, denn ich finde, daß sie den Garten Gottes verwüsten, anstatt ihn zu bauen. Wäre ich aber selbst ein solcher, so würde ich sprechen: Heute lieber als morgen hinweg mit der unerträglichen Last! Lieber als Tagelöhner Steine karren, als solche Bürde noch weiter schleppen!"

Erst am persönlichen Leben entzündet sich persönliches Leben. Denn erst wenn das Prinzip, die Idee, der Gedanke, die Lehre vor unseren Augen anfängt zu atmen, zu leben, Fleisch und Blut, persönliche Gestalt anzunehmen und sich als wirkliche Lebensmacht offenbart, erst dann tritt die volle Wirkung ein. Das gemalte, gedachte, beschriebene Leben kann die Wirklichkeit, die Tat des Lebens, an der sich

erst die Kraft der Idee erprobt, nicht ersetzen. Am besten werden religiöse Gedanken und Ideen wirksam, wenn sie Ausstrahlungen lebendiger Persönlichkeiten sind. Wer möchte nicht unterschreiben, was Carlyle sagt: „Frömmigkeit gegen Gott, der Edelsinn, welcher eine menschliche Seele dazu begeistert, himmelan zu streben, kann durch keine auserlesensten Katechismen, durch kein noch so emsiges Predigen und Drillen ‚gelehrt' werden ... Wie unendlich eindringlicher als ganze Bibliotheken orthodoxer Theologie ist nicht zuweilen die stumme Tat, der unbewußte Blick eines Vaters, einer Mutter, welche ‚Gottesfurcht, frommen Edelsinn' besaßen?" —

* * *

Auch Jesus kam als ein Lehrer seines Volkes, aber das war das Große und Ewig-Vorbildliche an ihm: er lehrte, was er lebte, und er lebte, was er lehrte. Was er einst gewirkt hat und noch heute wirkt, er wirkt es durch die religiös-sittliche Kraft seiner Persönlichkeit, seines Lebens. Sein Leben gibt uns den besten Anschauungsunterricht der Religion der Gotteskindschaft. Er hat keine Dogmatik und Ethik geschrieben, aber er hat das Leben des rechten Gotteskindes in die Welt hineingelebt und damit mehr gewirkt als alle Dogmatiker und Ethiker zusammengenommen. Sein Leben brachte täglich neue Beweise seines Gottesglaubens und seiner Bruderliebe. Da wurde mancher Zöllner und Sünder, den die pharisäische Gesellschaft längst aufgegeben hatte, wieder für Gott gewonnen; mancher verlorene Sohn, manche verlorene Tochter kehrte an der Hand Jesu heim ins Vaterhaus. Zachäus hatte die Sünde nicht mehr lieb, seitdem ihn die Liebe Jesu überwunden. So zieht auch heute noch der Sohn gar manchen zum Vater und schenkt ihm neues Leben, Frieden und Kraft. Was der Bremenser Kalthoff in seiner früheren Periode in seinem „Der historische und ideale Christus" einmal ausgeführt hat, das gilt uns heute noch als zutreffend: Ohne die geschichtliche Erscheinung Jesu von Nazareth würden wir nimmermehr weder das religiöse Menschheitsideal noch den Gottesbegriff so auffassen, wie wir es tun. Jesus hat durch sein Leben Züge in dies Ideal hineingezeichnet, die von demselben für immer unzertrennlich sind, jene Züge der selbstverleugnenden Liebe, der Treue bis in den Tod, des Gehorsams gegen den göttlichen Willen. Wo die Menschen zu diesem Ideale aufblicken, da werden sie auch sagen zu Jesu Gedächtnis, was er getan hat.

Und beide gehören für uns auch noch vornehmlich in der Weise zusammen, daß das Ideal durch die persönliche, wenn auch nicht absolute Darstellung erst Leben gewinnt. Setzt den Menschen ein Tugendideal, so hoch ihr wollt, ihr werdet sie erst dafür begeistern, wenn ihr auch Menschen zu zeigen vermöget, die sich ganz in dessen Dienst gestellt haben. Die abstrakte Wahrheit vermag die Herzen nicht zu erfassen. Dazu bedarf es der Menschen, die dieser Wahrheit nachgestrebt, in denen die abstrakte Wahrheit als Wahrhaftigkeit und Lauterkeit des Charakters konkrete Gestalt angenommen hat. Und wer wollte uns einen Menschen zeigen, der kraftvoller und reiner dem sittlichen Ideale nachgestrebt hat als Jesus? Wer wollte uns einen Ersatz bieten, mit dem wir auch nur in ähnlicher Weise die Menschen für alles Göttliche und Große entflammen könnten, wenn uns das Lebensbild Jesu genommen würde? Wenn ein Mensch uns fragt: „Wer oder was ist gut?" so antworten wir freilich: „Niemand ist gut im absoluten Sinn als der

einige Gott." Kommt aber ein armes Menschenkind zu uns mit bekümmertem Herzen, weil es seinen Gott zu verlieren und im Kampf für das Gute zu unterliegen droht, dann führen wir es hin zu dem Manne, der in stärkerem Kampfe gesiegt, in größerer Versuchung seinen Gott festgehalten hat.

Auf wen die Gottinnigkeit, Wahrhaftigkeit und Reinheit, auf wen die Liebe, die Jesus im Leben, Leiden und Sterben offenbart, keinen Eindruck macht, auf den macht überhaupt nichts Höheres Eindruck. Seitdem das Kreuz auf Golgatha ragt, kann es nicht mehr zweifelhaft sein, welches die höchsten lebenweckenden Kräfte sind. Sie heißen: Selbstverleugnung, dienende Liebe, Aufopferung. Sie machen erst die religiöse Persönlichkeit, und wo wir sie finden, finden wir die höchste Verkörperung des Göttlichen.

„Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für die Brüder." Diese Liebe wirkt Gegenliebe, sie wirkt den Glauben an die Liebe, den Glauben an Gott den Vater. Von dieser Liebe wird der eine Schächer am Kreuz überwunden, und von ihrem Strahl ins Herz getroffen bekennt der römische Hauptmann, der unter dem Kreuz stand: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch", „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!" Dieses Bekenntnis kam nicht aus dem Katechismus, es kam aus dem Herzen, ebenso aus dem Herzen, aus dem inneren Erlebnis der Persönlichkeit Jesu wie damals bei den Jüngern, als Simon auf die Frage des Herrn: „Was saget denn nun ihr, daß ich sei?" antwortete: „Du bist Christus."

Eine barmherzige Schwester kann durch ihren selbstverleugnenden Dienst am Krankenlager mehr religiöses Leben in der Seele des Kranken wecken als ein ganzer Jahrgang Predigten. Der aus dem Glauben geborenen Liebe, welcher der Apostel Paulus 1 Kor. 13 ein so herrliches Denkmal gesetzt hat — wir können wohl sagen: es ist ein Denkmal der Liebe, die im Leben und Sterben Jesu aufgeleuchtet —, dieser Liebe kann ein Menschenherz auf die Dauer nur schwer widerstehen.

Es gäbe mehr Christenglauben, mehr Christenleben in der Welt, wenn mehr Liebe Jesu, mehr Leben Jesu in der Welt und jeder Christ wirklich ein Kanal wäre, durch den die Liebe Jesu ins Leben des Nächsten strömte.

Muß nicht ein jeder, mag er nun theologisch und kirchlich mehr rechts oder links stehen, mit einer gewissen inneren Beschämung folgende Auslegung der Zueignung des Verdienstes Christi hören, wie sie Johannes Falk einmal in den Worten gibt: „Soll das Blut Christi uns von Sünden rein waschen, so müssen wir es uns zueignen, d. h. wir müssen selbst wie ein weinendes Mutterherz unser Blut für die Brüder verwandeln, also eine Mutterbrust werden, die nicht mit ledernen Worten des Pergaments, sondern mit der lauteren Milch des Evangeliums die Kinder nährt und tränkt. In diesem Falle aber — dem einzigen, unter dem eine Zurechnung des Verdienstes Jesu Christi, d. h. des grundlosen Erbarmens Gottes mit uns stattfinden kann— predigen wir nicht bloß Christum, den Gekreuzigten, mit Worten, sondern wir sind die Kreuzigung selbst, denn seine Liebe in Taten darzutun, ist eine Aufgabe, die schnurstracks wider das Fleisch ist." Wir wissen, Falks Leben war eine solche Kreuzigung, eine Lebenshingabe an die verwahrloste, hilfsbedürftige Jugend, und es ist bekannt, wieviel Leben der persönlich in seiner Familie

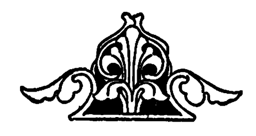
schwer heimgesuchte Mann in den Herzen seiner Pflegebefohlenen geweckt hat. Als das praktische Christentum ihm als sein neues Lebensideal offenbar geworden, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich war ein Lump mit tausend anderen Lumpen in der deutschen Literatur, die dachten, wenn sie an ihrem Schreibtisch säßen, so sei der Welt geholfen. Es war noch eine große Gnade Gottes, daß er, anstatt wie die anderen mich zu Schreibpapier zu verarbeiten, mich als Scharpie benutzte und in die offene Wunde der Zeit legte."

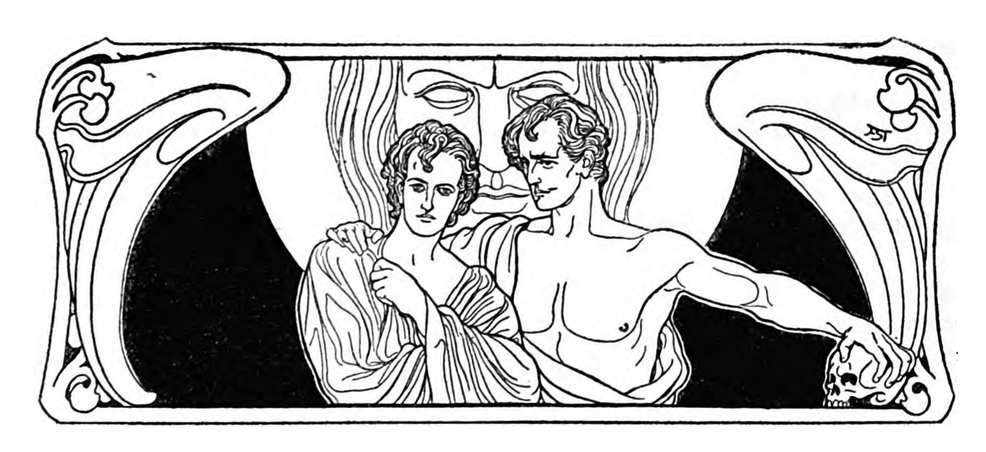
Aber auch die religiöseste Persönlichkeit könnte in anderen Seelen kein Leben wecken, wenn nicht die Menschenseele die Anlage zur Religion in sich trüge. Die Menschenseele ist eine Gottsucherin, sie strebt wie die Pflanze dem Sonnenlicht zu, sie ist wie ein Altar mit der Inschrift: „Dem unbekannten Gott."

Wenn die religiöse Persönlichkeit nicht dem oft dunklen inneren Drang des Herzens mit ihrer Verkündigung und Lebensoffenbarung entgegenkäme, könnte sie auch nimmermehr Leben wecken. So aber gilt auch von der Wirkung ihrer Lebensoffenbarung, was der Sänger von der Wirkung des Liedes sagt:

„Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Wenn wir nicht an das Göttliche in der Menschenseele glaubten, hätte es keinen Zweck mehr, das Evangelium zu verkünden und Mission zu treiben. Die Zusammengehörigkeit Gottes und der Menschenseele ist die innere Voraussetzung der ganzen Predigt und Wirksamkeit Jesu und noch heute jeder Reichgottesarbeit. Wer freilich Augustins Bekenntnis: „Gott, du hast uns zu dir geschaffen und unser Herz ist unruhig in uns, bis es Ruhe gefunden hat in dir", wer das Sehnen des Psalmisten: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott", wer diese echten Töne einer tief innerlichen Religiosität für ein Symptom krankhaften Seelenlebens erklärt, bei dem wird auch die religiöseste Persönlichkeit kein Leben wecken. Man muß in seiner Seele schon ein Sehnen nach Licht empfunden haben, um die Erscheinung Jesu recht zu würdigen. Man muß ein Mindestmaß von musikalischem Verständnis besitzen, um einem Sebastian Bach gerecht zu werden, man muß etwas Tiefe, etwas Geheimnis, etwas Mystik in seiner Seele haben, um einen Böcklin bewundern zu können. Der Genius kann sich nur verwandten, ihm Sehnsucht und liebevolles Verständnis entgegenbringenden Seelen in seiner ganzen Herrlichkeit und Tiefe erschließen. Eine gewisse Kongenialität ist die unentbehrliche Voraussetzung für die Würdigung großer Persönlichkeiten, ihrer Eigenart, ihres schöpferischen Geistes und seiner Werke.





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Die Mahlzeit begann. Diener liefen hin und her; das Geräusch der Teller und Gläser, das Geschwirr der Stimmen ward allgemein; und allgemein wuchs bei gutem Tischtrank der Enthusiasmus für das Abenteuer der Revolution. Man sprach von der neuen Bürgerwehr, der Nationalgarde; jeder Elsässer war ergriffen vom Drang des Soldatenspiels und des Mitredens in öffentlichen Angelegenheiten; Jüngling, Mann und Greis zogen den blauen Rock an und bezogen die Wachen, exerzierten an Feiertagen und marschierten mit Lust in Kompanien und Bataillonen, zur Eifersucht der stehenden Regimenter. Man sprach von den französischen Truppen insgesamt.

„Seht euch die berittenen Karabiniers an — was für eine prächtige Truppe!" rief der ältere der beiden Brüder, der ehemalige Kavallerist. „Ich sah daneben ein Schweizerregiment in seiner hellroten Uniform — gewiß, derbe Kerle, tapfer, aber neben den schlanken Kürassieren die reinen Wollsäcke! Das Regiment Hessen-Darmstadt hat die beste Musikkapelle — gebt acht, die Nationalgardisten werden auch in der Musik mit den Regimentskapellen wetteifern. Was schadet's? Wir vom Publikum haben den Profit davon."

„Siehst du, Papa, das ist das liberale Prinzip des freien Wettbewerbs!" fiel der junge Dietrich ein. „Willst du leugnen, daß es den Ehrgeiz anspornt und die Kräfte beflügelt?"

„Und die liebe Eitelkeit!" ergänzte der Alte.

„Was sagt denn wohl Herr Pfarrer Oberlin zu dem Feuer, das jetzt unser Vaterland belebt?" wandte sich der jüngere Dietrich plötzlich an den Pfarrer des Steintals. „Erlauben Sie mir, auf Ihre Gesundheit zu trinken, werter Herr Pfarrer!"

Oberlin, der bei Frau von Birkheim saß, hatte sich über den blinden Pfeffel unterhalten. Dann war man im zwanglosen Gespräch auf Praktisches gekommen,

auf die schlechte Ernte des Jahres, auf das mannigfach gestörte Verhältnis zwischen Bauer und Grundherr, auf Jagd- und Waldfrevel, auf die wachsende sittliche Verwilderung.

Nun erhob er dankend sein Glas, nippte und erwiderte ein wenig ausweichend. Es widerstrebte ihm offenbar, angesichts der stiller gewordenen und auf seine Antwort lauschenden Tischgesellschaft eine Erörterung fortzuspinnen, die soeben zwischen Vater und Sohn ergebnislos verlaufen war. Neben dem anmutigen und weltmännischen Baron wirkte die abgeklärte Ruhe des stillen Landgeistlichen nahezu nüchtern, schlicht und etwas unbeholfen.

„Sagen Sie meinem Mann nur tüchtig Ihre Ansicht, Herr Pfarrer!“ ermutigte Frau Luise lächelnd. „Sie haben ja gehört, mein Schwiegervater ist nicht mit ihm fertig geworden.“

Oberlin entschuldigte sich in ungesuchter Einfachheit abermals mit der Bemerkung, daß dies alles der staatlichen Ordnung der Dinge angehöre und also sein Arbeitsgebiet nur mittelbar berühre.

„Und was nennen Sie Ihr Arbeitsgebiet?“ beharrte Dietrich. „Wollen Sie sich von der übrigen Gattung der Menschheit ausschließen?“

Wieder lauschte man auf Oberlins Antwort. Es schien sich nun doch ein neuer Waffengang vorzubereiten.

„Es geht durch die Welt eine wunderbare und beachtungswürdige Zweiheit“, holte der Hochlandspfarrer langsam und nachdenklich aus. „Es wird das wohl so in Gottes großem Schöpfungsplan vorbestimmt sein. Die einen — und das sind die meisten — betrachten die Geschehnisse von außen und wirken mit den Mitteln der Welt, als da sind Gewalt, Rechtspflege, Verhandlungen, Verträge und dergleichen mehr. Sie wirken durch staatliche Gesetze und wenden sich an die Vernunft, an den Ehrgeiz, an den Vorteil, an die Furcht vor Strafe und andres mehr. Es ist jene Region, welche in der Schrift „die Welt“ genannt wird. Solche weltliche Ordnung ist wichtig; und man darf solches Regiment nicht unterschätzen. Aber dies ist noch kein Christentum; denn schon die alten Römer waren darin berühmte Meister. Nun gibt es andre Menschen — und zwar in der Minderzahl —, die von innen bauen. Diese wenden sich mit seelischen Mitteln an die Seelen der einzelnen. Sie versuchen den Menschen in seinem Kernpunkt anzufassen: an seiner unsterblichen Seele; sie kommen ihm besonders in solchen Fällen nahe, wo der leicht zerstreute und durch Glück verwöhnte Mensch durch Leid, Krankheit, Unglück auf sich selbst zurückgeführt wird und sich auf seine innere Welt zu besinnen anfängt. Ihre Arbeit ist demnach eine Arbeit der Stille. Sie versuchen den Menschen in Stunden der Empfänglichkeit zu läutern und zu allem guten Werk geschickt zu machen. Dennoch dienen auch sie der Gesamtheit; denn je mehr gute und von Leidenschaften gereinigte Menschen in einem Volke sind, um so besser steht es mit einem solchen Gemeinwesen. Auf dieser innerlichen Seite stehen der Geistliche, der Philosoph, der Erzieher. Und da stehe auch ich.“

Oberlins Worte breiteten in ihrem schlichten Ernst eine feine Stille über das Geräusch der Versammlung aus. Die Kirchen des Steintals sind klein; man braucht von ihren Kanzeln nicht laut zu sprechen. So war auch diese Rede Ober-



lins ein ruhiges Sprechen von verinnerlichter Tonart. Zumal die Frauen atmeten auf unter dieser Stimme des Friedens, die einem Glockenklang aus tiefem Walde vergleichbar war.

„In Deutschland scheint man in diesem schönen Versuche, den Menschen von innen heraus zu erneuern, gegenwärtig mehr zu tun als in Frankreich“, sprach Frau von Türckheim. „Wenigstens hat mein Schwager, der Deputierte in Paris, bereits erwogen, ob er nicht aus dem revolutionären Frankreich ins philosophische Deutschland auswandern solle, etwa nach Baden; so sehr betrübt ihn das dortige Treiben.“

„Ob es nicht empfehlenswerter sein mag, wir Straßburger geben den Parisern ein Vorbild, wie man ohne Blutvergießen und Roheiten dennoch tatkräftig reformiert?“ erwiderte Dietrich der Jüngere. „Und wohin denn flüchten, verehrte Frau? Sind nicht sogar in der Kirche Leidenschaften, Herr Pfarrer? Sind nicht auch in der Philosophie und Literatur Pamphlete an der Tagesordnung?“

„Ja, so ist es leider“, bestätigte Oberlin. „Sie können sogar weitergehen, Herr Baron, und hinzufügen: auch in uns selber ist Streit und Leidenschaft. So geht jener Zwiespalt durch alles Irdische — und wohl noch durch die Geisterwelt, die sich in Engel und Dämonen spaltet. Aber irgendwo ist ein Land, da ist Ruhe. Augustin hat seine Konfessionen mit den Worten begonnen: ‚Cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te‘ — unser Herz ist unruhig, bis es in dir ruht! In wem? In Gott, in dem, was göttlich ist: in reiner Liebe, nicht im Chaos der Leidenschaften.“

Oberlins Worte wirkten durch die Wärme der Überzeugung auch dann noch wohltuend, wenn man den Anschauungen dieser Persönlichkeit im einzelnen zu widersprechen verpflichtet war, aus einer gegenteiligen Anschauungsweise heraus. Der Arzt murmelte längst zwischen Geflügel und Tischwein; aber Dietrich nickte freundlich, wenn auch mit einem reservierten Lächeln.

„Ich bin Philosoph“, sprach er. „Wenn Sie wollen, ein wenig Freigeist. Wollen Sie mir die Philosophie absprechen, wenn ich mich politisch betätige? Darf ich überhaupt fragen, wie Sie sich zur Philosophie stellen, mein werter Herr Pfarrer?“

„Alle Achtung vor ihren Geistesschätzen!“ rief der belesene Geistliche. „Gleichwohl stehe ich nicht an, zu behaupten, daß es noch ein unmittelbareres Lebensverhältnis gibt als die Philosophie. Nämlich das direkte Sprechen mit Gott, ohne den Umweg der Systeme. Dies Sprechen mit Gott erhebt sich über die Systeme der Philosophie, wie sich das Genie über die mühsame Arbeit des Talentes erhebt. Dies Geniale des Herzens und Wunder des Geistes heißt — das G e b e t.“

„Wie wunderschön sprechen Sie mir aus dem Herzen!“ rief Frau von Birkheim. Octavie schaute mit Begeisterung zu Oberlin herüber, und die Augen des seelenvollen jungen Mädchens waren feucht. Hier wurde bestätigt, mit einer ansteckenden Sicherheit, was sie von Pfeffel in anderem Ton und Rahmen vernommen hatte. Oberlins Worte fielen ruhig und selbstverständlich. In diesem Manne gab es keine Zweifel und Zwistigkeiten mehr; hier gab es nur Erlebnis und durch Erlebnis Gewißheit.

Dietrich gab die freundschaftliche Debatte taktvoll auf.

„Es ist nun einmal nicht anders“, sprach er, „Sie und ich, Herr Pfarrer Oberlin, wirken trotz unsrer menschlichen Sympathien in getrennten Zimmern. Sie in der Bureauabteilung, die mit der Seele zu schaffen hat, ich im Aktenzimmer der Politik. Nach Ihrer Ansicht darf wohl der Christ überhaupt kein Politiker sein?“

„Jedenfalls würde ich, wenn ich zu raten hätte, allen vom Volke Gottes den Rat geben, sich in den kommenden schweren Zeiten der Leidenschaften über den Parteien zu halten — wie es Ihr verehrenswerter Herr Vater gleichfalls empfohlen hat. Aber ich brauche diesen Rat nicht auszusprechen; die innere Stimme rät Ihnen das von selbst.“

Man hob die Tafel auf. Die Gesellschaft zerstreute sich in die benachbarten Räume. ...

Viktor Hartmann hatte mit wachsender, ja leidenschaftlicher Anteilnahme diesen Erörterungen gelauscht. Der junge Zuhörer fühlte sich zwischen Dietrich und Oberlin stehend, angezogen von beiden, begeistert von Dietrichs energischem Optimismus, bewundernd die reife Ruhe und Geschlossenheit des milden, klaren und festen Hochlandspfarrers. Dort Staatlichkeit, hier Innerlichkeit; dort Politik, hier Seele; dort Parlaments- und Kopfdebatte, hier Sprache des Herzens und der einsam-großen Natur.

Wohin?

Die „Frau mit der guten Stimme“, wie er sie innerlich nannte, verabschiedete sich eben in seiner Nähe und kam bei ihm vorüber. Man hatte sie ihm inzwischen als eine bürgerliche Frau Frank sehr achtungsvoll genannt, „nicht zu verwechseln mit Frau von Franck-Türckheim, deren Salon weltberühmt ist“, während diese Witwe mit ihren beiden Kindern gänzlich in der Stille lebe, im Sommer zu Barr, im Winter zu Straßburg.

„Ich muß Ihnen doch noch danken,“ sagte Frau Frank im Vorübergehen, „daß Sie mich vorhin so schön herausgehauen haben. Sie sind ja übrigens, wie ich höre, au'e Stroßburjer? Könnten Sie mir nicht en passant einen guten Rat geben? Ich suche nämlich schon so lange eine neue, möglichst stille Wohnung.“

„Die Langstraße ist ein bißchen laut“, erwiderte Hartmann. „Sonst würde ich sagen: Gehen Sie zu meinem Vater. Das zweite Stockwerk unsres Hauses steht leer. Er selbst wohnt mit meiner alten Tante, seiner Schwester, im ersten. Und im Erdgeschoß der Bäcker Hitzinger. Es ist nicht weit vom Rebstöckl. Aber wie gesagt, die Langstraße ist ein wenig laut.“

„Ach, das stört uns wenig, nicht wahr, Leonie, wenn nur im Hause selbst ruhige Leute wohnen“, entgegnete die Witwe.

Man besprach noch einiges, und sie merkte sich die Adresse. Dann gab sie mit der ihr eigenen stillen Freundlichkeit dem Hauslehrer die Hand, das hochaufgeschossene Töchterchen mit den Kornblumenaugen und den hübsch gewölbten, meist erstaunt halbgeöffneten Lippen machte einen Knix — und die beiden gingen geräuschlos davon. Was für gute Augen hat das Kind! dachte Viktor; und was für eine gute Stimme die Mutter! Beide Frauen waren von einer angenehm gesunden, schönen, bräunlichen Gesichtsfarbe und hatten dunkelbraunes Haar; die

Tochter trug es nach damaliger deutscher Art in verschlungenem Zopfwerk hochgebunden. Es waren etwas eckige und herbe alemannische Gesichter, mit einem keltischen Einschlag, nicht eigentlich schön, außer wenn sie lächelten; die Haltung war fast streng; aber sie waren von einem geheimen Wärmevorrat durchglüht und schienen überaus ruhig, glücklich und gesund. Und doch war alles dies noch nicht ausreichend, die magnetische Anziehung zu erklären, die von ihrer stillen Art ausging. Sie schienen ihm seit Jahren wohlbekannt. Es war ihm in ihrer Nähe eigentümlich mild und wohl zumute, auch wenn er abgewandt nur die Musik ihrer Stimme vernahm. Er war erstaunt, dies trauliche Heimgefühl an sich zu beobachten; denn — — mit fast zuckender, schmerzender Plötzlichkeit ward er sich unmittelbar nach ihrer Entfernung wieder seiner Wunde bewußt.

Viktor trat in den Park hinaus und ließ die frische Luft um die heißen Wangen spielen. Er hatte ziemlich Wein getrunken. Die freie Natur wirkte nach all dem Geräusch und der Schwüle des vollen Saales wohltätig. In der Ferne bildeten steile, weißgeränderte Wolken eine himmlische Landschaft. Die Nähe war in ein durchsichtig weißes Mittagslicht eingehüllt. Im Tal, an der Breusch entlang, fuhren die beiden Straßburger Damen davon, die in Schirmeck oder sonstwo zu Besuch sein mochten. Und in Viktor, der trüben Mutes in diese verhaltene Naturstimmung schaute, war ein Heimweh.

Hier geschah es nun, daß der alte Postillon und Bote des Orts, unter vielen Selbstverwünschungen, es mög' ihn der und jener holen wegen der verdammten Vergeßlichkeit, sich aus einem Torwinkel heranmachte und dem erschrockenen Hauslehrer ein wohlverpacktes Buch übergab. Was ist das? Die Buchstaben der Adresse ließen ihn erblassen. Von ihr?! Er entlohnte den Überbringer, der die Sendung schon gestern hätte bestellen sollen, eilte hinter schirmende Tannen den Park hinan und riß das mehrfach versiegelte Paket stürmisch auf. „Werthers Leiden!" Nichts weiter als „Werthers Leiden". Richtig, er hatte das Buch einmal in Villa Mably liegen lassen. Er blätterte, suchte — kein Brief darin! Er durchforschte den inneren Umschlag, die Innenseite des Deckels — nichts. Endlich sah er im Text einen Strich am Rand: es waren die Worte, die er einst in ihrem Hause laut und heftig gelesen hatte. „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen" ... Und gleich dahinter, in dem Abschnitt, der „am 21. August" datiert ist, waren weitere Druckzeilen mit Rotstift unterstrichen. „Ein Strom von Tränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstren Zukunft entgegen." Er durchblätterte fieberhaft das ganze Buch. Nichts! Weiter nichts!

Noch einmal besah er die Verpackung. War es denn wirklich von ihr abgesandt? Es war ihr Wappen auf dem Siegel, es war ihre Schrift — und keine Zeile weiter!

Wut und Schmerz kochten in Viktor auf. Er war versucht, Buch und Verpackung zu zerstampfen in einem seiner seltenen Anfälle — und zu zerstampfen dieses ganze wildsüße, falsche Narrenspiel einer Sommerleidenschaft. Das Buch in der krampfenden Hand und die freie Faust geballt, schritt er mit langen, fliegenden Rockschößen wie ein Wahnsinniger zornschnaubend hin und her. Wenn sie wirklich „einer finstren Zukunft entgegenweint", wenn dies hier angestrichene Wort mehr ist als eine sentimentale Phrase und tragische Pose, so mußte sie doch den

Freund einer Aussprache würdigen! So mußte sie doch den Geliebten mit einem ernsten, meinetwegen bittren Abschiedswort oder irgendeiner Begründung ehren! „Aber so brutal hat sie wohl ihre früheren Liebhaber entlassen," knirschte es in ihm, „so brutal wirft sie nun auch mich zum Kehricht!" Sein Herz weinte vor Wut und Qual. Aber es kam kein Wort über seine blassen Lippen, und keine Träne rollte an den zitternden Nüstern herab. Es war ein geradezu körperlicher Schmerz, ein Brand geradezu, der seine Rippen zu sprengen drohte. Wuchtiger und sinnenhafter als je zuvor flammte das Bewußtsein seines Zustandes grade heute, nach diesem anregenden Mittagessen, nach diesen Gesprächen, nach diesen Begegnungen in dem Einsamen auf.

In diesem Augenblick fiel der Schatten der „Zeder" auf Viktors Weg.

Pfarrer Oberlin stand vor ihm.

„Ich will eben durch die obere Pforte den Park verlassen und über die Perhöhe nach Waldersbach heimkehren. Hätten Sie vielleicht Lust, mich ein Stückchen zu begleiten, Herr Kandidat?"

Viktor hatte während der Mittagsstunden nur nebenbei einmal mit Oberlin gesprochen. Aber Octavie, die zarte und schwärmende Verehrerin alles Edlen, hatte sich mit der „Zeder" über vieles unterhalten; so auch über den oft grillenhaften, verschlossenen, freundlosen Hofmeister, den sie angelegentlich dem Seelsorger empfahl.

Nur einen Augenblick zögerte Viktor. Dann hatte er sein Gleichgewicht wieder hergestellt und bemerkte höflich, er wolle nur das Buch hinauftragen und den Hut holen; es würde ihm dann eine ganz besondre Ehre sein. Er flog mit langen Sprüngen den Garten hinunter, hinauf in sein Zimmer und wieder herab: — und sein Entschluß war gefaßt, dem Pfarrer von Waldersbach sein bis zum Bersten volles Herz auszuschütten.

Er suchte, mit der ihm eigenen Entschiedenheit, sobald einmal ein Entschluß fest war, sofort nach einer Einleitung. Und er fand sie rasch. Hitzinger fiel ihm ein: so wie damals der junge Priester stürmisch und explosiv i h m gebeichtet, so stand jetzt er selber vor einem größeren Lebensmeister. Er erzählte daher ganz einfach dem Hochlandspfarrer die Seelengeschichte zweier junger Theologen, eines katholischen und eines evangelischen, ohne seinen oder Hitzingers Namen zu nennen. Er ging aus von jener grotesken Begegnung mit den Betrunkenen an der Straße von Kolmar; er endete mit der Darlegung seiner eigenen Erlebnisse. Er nannte nicht Orte noch Namen. Er legte nur geschickt und energisch den seelischen Fall dar. „Und nun? Was wäre diesen beiden Unglücklichen zu raten?"

Die beiden Spaziergänger hatten den Wald verlassen und traten in den freien Bergwind hinaus. Der Fuß glitt lautlos über das Gras; Ginster streifte das Kleid. Einmal waren sie an beerensuchenden Kindern vorübergekommen; eine steinalte Frau, die am Wegrand saß, erhob sich mühsam und grüßte mit einem höflichen „Bonjour, monsieur le pasteur"; Oberlin nötigte sie wieder zum Sitzen und wechselte mit ihr einige leutselige Worte. Manchmal auch blieben sie stehen, und der ruhig zuhörende Pfarrer machte auf eine Pflanze oder auf einen reizvollen Blick ins Tal aufmerksam. So wurde das anfangs leidenschaftliche Ungestüm des jungen

Bekenners unter dem Einfluß des älteren Gefährten unvermerkt in eine ruhigere Gangart übergeleitet.

Es eilte auch jetzt dem Seelsorger ganz und gar nicht, sich dieses interessanten Doppelfalles zu bemächtigen und etwa eine moralische Betrachtung über sein Beichtkind auszuschütten.

In zwanglosem Geplauder an den Umstand anknüpfend, daß hier von zwei Theologen die Rede war, kam Oberlin zunächst auf etliche Straßburger Professoren zu sprechen: auf seinen Bruder Jakob Jeremias Oberlin, auf den Hellenisten Schweighäußer, auf den Pfarrer Blessig. Straßburger Jugenderinnerungen wurden in ihm wach. Er selbst war Sohn eines dortigen Gymnasialprofessors.

„Was für eine glückliche Jugend hab' ich erlebt!" rief er aus. „Wie rein, kräftig und offen war unser Verhältnis zu den Eltern! Meine Mutter angenehm im Äußeren und von angenehmem Herzensinnern, fromm, geistig lebendig. Wir wurden mit spartanischer Einfachheit zum Sparen erzogen und nicht in Genüssen verwöhnt, denn meines Vaters Besoldung war nicht glänzend. Doch wurde man dabei kein sauertöpfisches Wesen gewahr. Stellen Sie sich meinen Vater vor, wie er sich auf unsrem kleinen Landgut in Schiltigheim die Trommel umhängt und mit seinen sieben Knaben nach dem Takt marschiert und exerziert, so genügt Ihnen wohl dieser eine Zug, um Ihnen seine lebensheitre und dabei feste und fromme Art zu kennzeichnen. Meine Neigung war bis in erwachsene Jahre hinein auf den Soldatenstand gerichtet; wär' ich nicht Pfarrer geworden, ich wäre Soldat. Nicht wegen des äußeren Tandes; vielmehr ging meines Vaters Erziehung vor allen Dingen dahin, den Willen zu stählen. Erziehung zur Selbstüberwindung und zu straffer Pflichterfüllung — dies spartanische Element habe ich meinen Eltern zu verdanken. Daneben wurde mein Sinn für die Natur gebildet; ich habe mir ein Naturalienkabinett angelegt, das ich ständig vermehre. Und Sie sehen hier wohl kein Kräutchen und keinen Stein, die mir nicht bekannt wären. So war alles in einem gesunden Wechselverhältnis. An Störungen fehlte es natürlich auch nicht, zumal ich von Natur heftig und jähzornig bin. Aber das innige Einsgefühl mit Dem, der uns über alle Maßen liebhat, half immer wieder darüber hinweg. Wenn dies Gefühl festsitzt, so schnellt der Mensch immer wieder ganz von selbst in seine natürliche Lage zurück, wie ein Ast, der von seiner Schneelast befreit ist."

So plauderte Friedrich Oberlin, zwanglos und allgemein, angeregt durch Viktors Erzählung. Dann blieb er stehen und schaute in die Berglandschaft des Steintals hinaus, die sich in gedämpftem Lichte weithin vor ihnen auftat.

„Sehen Sie nur, Herr Hartmann, wie zart sich jene weiße Luftschicht vom Rande des dunkleren Gebirges abhebt! Grade bei einer etwas trüben und bedrückten Landschaftsstimmung liebe ich es, mit dem Auge jenen glitzernden Himmelsrand zu suchen oder die silberne Umrahmung der Wolken festzuhalten: denn es ist eine Andeutung der Lichtfülle, die dahinter wohnt, auch wenn wir sie einmal nicht in ganzer Klarheit schauen. So wandeln, sag' ich mir dann, wie jetzt mein Auge wandert, die Himmlischen leicht und sicher in ihren ätherischen Gefilden über den Mühsalen und Irrungen der Erde dahin. Nicht in bequemem Ausruhen, denn auch in der Seligkeit sind sie unablässig in lebensvoller Bewegung und Nutzwirkung:

sie stärken durch gute Gedanken von dorther das Gute, sie scheuchen warnend das Böse in seine Grenzen zurück. Sie haben Ihnen, lieber Hartmann, vielleicht den Gedanken eingeflößt, mit mir über jene beiden Theologen zu sprechen; sie haben vielleicht überhaupt Viktor Hartmann und Friedrich Oberlin zu diesem Spaziergang zusammengeführt. So sind wir immer in einem großen Gespinst unsichtbarer Leitungen, die sich der stilleren Seele oft enthüllen, so daß zur rechten Stunde das rechte Wort fällt. Mit diesem großen, festen Vertrauen würde ich in Ihrem Falle auch Ihre beiden Verirrten anzustecken versuchen. Laßt einmal — so etwa würde ich raten — die Einschau in euren allerdings beklagenswerten Zustand ein Weilchen bleiben, übt euch statt dessen mit ganzer Energie in der Aufschau zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt. Ihr seid in eine Sackgasse geraten. Wohlan, nun verzehrt euch nicht in Rückschau auf begangene Versehen, sondern gebt diesen Abschnitt eures Lebens als eine verlorene Sache mutig auf! Sie ist nicht verloren, sondern ein Gewinn, sobald ihr mit ganzer Kraft der Reue und Buße an einem neuen Ende reinere Taten zu leisten entschlossen seid. Die Ewigkeit ist lang, gute Arbeit harrt aller Enden; die kleinste Arbeit, zum Wohl des Ganzen tapfer und treu vollbracht, entzündet Kräfte guter Art in uns, veredelt und reinigt den Menschen. Nie ist es zu spät, denn Gottes Gnade ist ewig und unermeßlich wie das Universum!"

Und nun faßte der Hochlandspfarrer das Besondre der vorliegenden Fälle schärfer ins Auge.

„Dieser Katholik scheint mir in seinem elementaren Sündigen und Bereuen dem Reiche Gottes näher zu stehen als der evangelische Kandidat. Denn der letztere ist, wenn ich Ihren Bericht genügend verstehe und richtig deute, noch gar sehr in Hochmut, Trotz, Egoismus und übelnehmender Eitelkeit befangen. Er ist ein schwerer Verbrecher wider das sechste Gebot: und doch denkt er nur immer daran, wie man i h n beleidigt habe — nicht aber, was er etwa im Herzen der beiden Frauen und was er wider das göttliche Gebot überhaupt angerichtet hat. Wäre sein Herz schon zur Güte hindurchgedrungen, so hätte er alles andre nicht beachtet und nicht empfunden außer der einen Angst und Sorge: Wie mach' ich das wieder gut? wie kann ich jenen beiden Frauen helfen? wie kann ich Wohltat und reine Liebe geben, wo ich bisher nur trübe Leidenschaft gegeben habe? Er steckt im Subjektivismus, dieser unfertige Gottesgelehrte, der von Gottesweisheit so blutwenig besitzt. Jene Frau aber scheint zwar von hitzigem und sündigem Naturell, aber nicht unedel. Vielleicht kann sie sich nur durch ihr grausam scheinendes Gewaltmittel des Schweigens von ihrer Leidenschaft losreißen. Wie fällt doch einer Frau das Entsagen schwer! Wie verehrenswürdig ist eine leidenschaftliche Frau, die solchen Sieg über sich selbst erringt! Nein, diese Frau scheint mir nicht unedel zu sein. Der junge Mann, dem sie ihre verbotene Liebe geschenkt hatte, würde vielleicht Tag und Nacht weinen, wenn er mit ungetrübten Augen in das Herz einer solchen Frau Einblick hätte. Sie hat nur dies eine Kind? Und sie hängt leidenschaftlich an dem kränkelnden Mädchen? Mehr brauchten Sie eigentlich einem Vater nicht zu sagen. Die arme Frau!"

Es klang ein tiefes Mitleid aus Oberlins Stimme, als er dies alles still und weich in einer Art von Selbstgespräch vor sich hinsagte. Der stumme Begleiter

atmete heftig; und plötzlich schossen ihm die Tränen in die Augen. Er verbiß es zwar; er würgte das Angestaute, das empor wollte, noch einmal gewaltsam hinunter. Aber er spürte, daß die Erstarrung zu Ende ging. Oberlins Wort und Wesen hatte all die vereisten Wasserläufe seines Inneren in klingende, rauschende Bewegung gebracht. Er lernte mit neuen Augen auf seinen verworrenen Zustand schauen; was an Edelsinn und guter Liebe in ihm war, bemächtigte sich der Führung. Mühsam hielt er die Tränen zurück, die von allen Seiten seines erschütterten Organismus zusammenströmten und empordrängten.

„Glauben Sie mir, mein lieber Herr Hartmann," fuhr Oberlin in schlichter Erhabenheit fort, ohne den erregten Zustand seines Begleiters zu beachten, „nichts ist heiliger und größer auf Erden und im Himmel als die w a h r e L i e b e. Das haben Sie vielleicht oft gehört; aber wenige erleben dies hehre Geheimnis. Mein großer Swedenborg hat recht: nichts ist seltener. Es fehlt hienieden gewiß nicht an edlen Freundschaften, guten bürgerlichen Ehen, an zärtlichen oder noch mehr an sinnlichen Regungen und Leidenschaften. Aber die wahre eheliche Liebe ist von Urbeginn her im Himmel beschlossen und stellt alles andre in Schatten. Wer nicht von ihr berührt und geweiht worden — verstehen Sie mich wohl: ich meine den seelischen Vorgang, nicht die bürgerliche Ehe an und für sich — der behält in allem scheinbaren Glück ein Suchen in sich sein Leben lang. Bedenken Sie, was das liebende Weib dem ebenbürtig liebenden Gatten gibt: auf Tod und Leben den ganzen Körper und die ganze Seele! Welch ein Bund! Und da sie aus der rechten Liebe sind, so lieben beide mit vereinten Kräften Gott und ihre Mitmenschen, denen Gutes zu tun ihre größte Wonne ist. Und so berühren sich Himmel und Erde in einem wahrhaft bis in die tiefste Seele liebenden Ehepaar; und es zittert ein Strahl von ihrer Liebe durch das ganze Universum hindurch bis mitten in das Herz Gottes, der solcher Liebe Ursprung ist. So heilig und groß ist es, wenn diejenigen sich finden, die von Uranfang an zusammengehören. O ihr beiden Unglücklichen, von denen Sie mir da erzählen, suchet, bis ihr gefunden, aber suchet das Reine! Entsaget, wenn ihr nich findet, aber werdet nicht irre am Reinen! ... Darf ich wieder von meiner eigenen Erfahrung sprechen? Ich habe durch etwa fünfzehn arbeitsvolle Jahre das unaussprechliche Glück einer gesegneten Ehe erleben dürfen. Dabei standen wir beide recht fest auf der Erde. Meine Frau war eine entfernt mit uns verwandte Jungfer Witter aus Straßburg, Tochter eines Universitätsprofessors, und hielt sich in Mädchenjahren krankheitshalber bei uns im Steintal auf. Mutter oder Schwester führten mir den Haushalt. ‚Du mußt heiraten,' meinte meine Mutter, ‚nimm dir doch die Jungfer Witter.' Aber ich war noch blind; ihr Straßburger Kleiderputz in unsrem einfachen Tal, in dem ich so schwer zu arbeiten hatte, verdroß mich. Noch am Sonntag meiner Werbung predigte ich in Belmont wider den Kleiderprunk; sie saß in der Kirche und errötete nicht wenig. Aber die Worte: ‚Nimm dir die Jungfer Witter' verfolgten mich Tag und Nacht. Gebet verhalf zur Klärung. In der Gartenlaube trug ich ihr meine Hand an, und mit abgewandtem Gesicht, noch mehr errötend als in der Kirche, reichte sie mir die ihrige. Ich führte sie als meine liebe Braut an den Mittagstisch in die Arme meiner Schwester ... Und wie genial ist dieses Weib

aufgeblüht! Wie haben wir miteinander gearbeitet, so daß wir uns oft nur im raschen Vorübergehen die Fingerspitzen reichten und uns lächelnd und schweigend zunickten. Zweimal sieben Jahre! Und sieben Kinder hat sie mir hinterlassen. Nun ist sie seit sechs Jahren hinüber, weil es so zu unserer Entwicklung notwendig ist. Aber sie ist nicht von mir geschieden; wir verkehren oft miteinander. Und wenn ich mein Werk in diesem Tal vollendet habe, werde ich mich wieder mit ihr vereinigen, und wir werden miteinander durch die Sphären der Ewigkeit emporwandern bis in den Ursprung des Lichtes und der Liebe ... Und darum, mein Guter, weil ich weiß, was wahre Liebe ist, so können Sie ermessen, wie weh mich jene beiden Unglücklichen berühren, die ihre feinsten und vornehmsten Nerven derart mißbrauchen und aufregen, und die noch in der Hölle der Leidenschaften sind, nicht im Himmelreich der Liebe. Besonders aber jene stürmisch suchende Frau tut mir leid; sie hat vielleicht bei jenem Jüngling Reinheit gesucht — und statt dessen hat sie den schwachen jungen Menschen in ihre eigenen Wirbel mitgerissen. Die arme Frau!"

Die tiefgefühlten Worte „Die arme Frau", mit denen Oberlin abermals schloß, hallten wie ein wehvoll Glockenspiel durch die Seele des Jünglings. Er hielt nicht länger an sich. Mit einem Ruck blieb er stehen, wischte heftig über die Augen und sprach schwer atmend:

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer. Sie pflegen, hat man mir erzählt, die Namen derjenigen, deren Sie im Gebet gedenken, mit Kreide an die Tür Ihres Schlafzimmers zu schreiben, um sie stets vor Augen zu haben. Schreiben Sie, bitte, auch den Namen des evangelischen Theologen hinzu, von dem ich Ihnen hier erzählt habe. Er heißt Viktor Hartmann."

Und er wandte sich um und schritt rasch zurück, obwohl er vor nunmehr heiß herausbrechenden Tränen keinen Weg mehr sah.

Siebentes Kapitel

Humboldt

Am Sigolsheimer Wäldchen erging sich die Marquise von Mably, Arm in Arm mit ihrem Töchterchen Adelaïde.

Die Damen gingen langsam. Die Luft des Spätsommers war mild und müde; die Farbe des Himmels herbstlich bleich; Stengel und Gräser, Stauden und Büsche am Rain neigten sich versengt und zerknittert. Wandervögel zogen nach Süden. Hinter den Bergen warteten die herbstlichen Stürme.

Beide Damen liebten es, sich in freundliche Farben zu kleiden. Die Marquise zumal hatte eine Vorliebe für stattliche Hüte mit Bändern, Straußenfedern und großen, glänzenden Agraffen; auch schätzte sie blumenbestickte, kostspielige Kleiderstoffe. Sie wußte ihr anmutiges Persönchen zu einem geschmackvollen Kunstwerkchen zu gestalten. Addy hingegen war einfacher; das Mädchen liebte perlgrau oder meergrün schimmernde Stoffe von lichtem Gewebe und ließ sich gern von feinen Gazeschleiern umfliegen. Mit ihren taubenfrommen Augen, die das ovale Gesichtchen bedeutungsvoll zierten, wandelte sie wie eine ätherische Gestalt neben der eleganten, geschmückten und parfümierten Mutter einher.

Gemächlich folgte der große Bernhardiner. Und in ziemlicher Entfernung schritt der bejahrte, gemessene, schweigsame Diener, der Tücher oder Kleider auf dem Arm trug. Auf der Landstraße aber hielt die Kutsche. Es war ein Pastellbildchen aus dem ancien régime, wie diese drei Personen am sonnenstillen Herbsthügel dahinwandelten: ruhig, vornehm und dem Tode geweiht.

Ihnen begegneten auf dem hellen Feldweg zwischen vergoldeten Reben und ziehenden Sommerfäden vier schwarze Gestalten. Es waren vier katholische Geistliche. Sie hatten sich heute zu einer Besprechung über den Ernst der Zeit zusammengetan und befanden sich nun auf dem Rückweg. Voran gingen die beiden älteren Herren, die Rektoren Pougnet aus Rappoltsweiler und Dupont aus Bennweier; ihnen folgten die beiden Abbés Liechtenberger und Hitzinger.

Erst als sie ziemlich nahe waren, bemerkten sie die Marquise und ihre Tochter. In demselben Augenblick wurden vier Hüte gezogen; und die Geistlichen standen mit entblößten Häuptern ehrfürchtig vor der vornehmen Katholikin. Rektor Pougnet, der die Marquise persönlich kannte, stellte seine Amtsbrüder vor. Leichtes Neigen des Federhutes und ein Nicken der angeschmiegten Addy. Dann deutete der weltgewandte Dupont, der im Hause Birkheim ein beliebter Gast war, den Inhalt ihrer Gespräche an. Wenn das französische Parlament von der Geistlichkeit den Eid auf die Verfassung verlange, wenn man sich dort Ernennungsrechte und dergleichen anmaßen werde, die seither nur dem Bischof und dem Heiligen Vater in Rom zugestanden — was wäre da wohl zu tun?

„Nicht gehorchen!" sagte die kleine Aristokratin kurz und bestimmt, ja mit einem Ausdruck von Fanatismus. „In der Pöbelherrschaft, der wir entgegengehen, ist die Kirche der einzig feste Felsen. Halten Sie aus, meine Herren! Oder ist es eine Schande, Märtyrer zu sein?"

Sie kamen in ein Gespräch, das sie ein Viertelstündchen festhielt. Die andren drei Geistlichen hatten die Hüte auf einen Wink der Marquise längst wieder aufgesetzt; nur Hitzinger stand abseits, hielt den Hut in der Hand, vergaß Zeit und Raum und schaute Addy an. Das Kind wirkte mit einem unbeschreiblichen Zauber auf ihn ein. Es war in ihm nicht der Schatten eines unreinen Gedankens; der große und kräftige junge Priester mit den sinnlichen Lippen und den feurigen schwarzen Augen stand wie in Kontemplation versunken, wie in Anschauung des Heiligen, gleich jenem vergeisterten Mönch, dem sich wenige Augenblicke zu einem Jahrhundert ausdehnten.

Dann lösten sich die beiden hellen Frauengewänder aus der dunklen Gruppe; und auch die vier schwarzen Gestalten setzten ihren Weg fort. Jetzt erst, angestoßen vom Vikar Liechtenberger, erwachte Leo Hitzinger und drückte seinen Hut wieder auf das mächtige Haupt. Auf seinem knochigen und kühnen, von Leidenschaften zerrissenen Gesicht, das von fern an seinen Landsmann Kleber oder an den wilden Parlamentarier Danton erinnerte, lag ein zartes Leuchten.

Der Dämon in ihm hatte seinen Engel gesehen.

* * *

Wenige Wochen danach erhoben sich aus dem Atlantischen Ozean die herbstlichen Regentage und wandelten in schweren, schleppenden Gewändern über die europäische Erde.

Das Schlößchen Birkenweier stand eingeregnet. Der Park der Freundschaft lag verlassen; der Sommer der Leidenschaft war verraucht wie die Feuer auf den verödeten Kartoffelfeldern. Und der lustigste Tag des Spätsommers, der Pfeiffertag von Rappoltsweiler, war in diesem Jahre ohne viel Wirkung verhallt.

Hartmann, von Rothau zurückgekehrt, stand am Fenster und dachte durch den Trommelmarsch des Regens hindurch an das ferne Steintal.

Der Gedanke an das stille und hohe Land dort hinter den Bergen war für ihn fortan ein Lebenshalt. Dort wuchs die Zeder. In jenem Hochland war der ruhige Freund zu finden, wenn das Flachland Schuld und Verwirrung schuf.

Im Geiste sah er, irgendwo hinter den Gipfeln des Tännchel oder des Brézouard, das eng eingenebelte Tal, durchtost von gelben, rauschenden, stürzenden Herbstwassern. Die ärmlichen Leute saßen in ihren umwetterten Häuschen an Webstühlen und Strickstrümpfen. Aber der unermüdliche Seelsorger war auch jetzt, in den frühen Dämmerungen und langen Nächten, die geistige Leuchte jener glücklichen Dörfchen.

Und Viktor sann weiterhin dem Gedanken nach, wie er in den Waldungen der mittleren Vogesen hier und da Holzschlitter bewundert hatte. Diese Männer müssen mit Kraft und Gewandtheit ihre wuchtig und rasch dahingleitenden Lasten zu Tale führen, wenn sie nicht niedergerissen und überfahren werden wollen. Die Bahn besteht in festgerammten Querhölzern, über die der schwerbeladene Holzschlitten bergab saust; der Schlitter steht vorn zwischen den hochgebogenen Läufen seines Fahrzeugs, die er wie Hörner mit beiden Fäusten rechts und links gepackt hält; und nun springt er, seiner hochragenden Last voran, mit Sicherheit von Holz zu Holz, immer die Ferse an den Querbalken der Schlittenbahn einstemmend und mit dem ganzen Körper zurückwuchtend. So lenkt und beherrscht er die hinter ihm folgende Holzlast. Würde er eins dieser Querhölzer verfehlen und ausgleiten oder hinstürzen, so ginge die wuchtig dahingleitende Ladung über den gefallenen Führer hinweg.

Dies bedachte der unfertige Lebenskünstler, auf seine sommerliche Ausfahrt zurückblickend. Und er träumte durch die nassen Scheiben nach dem Landhause der Marquise hinüber ...

Das weiße Landhaus auf den Hügeln von Rappoltsweiler stand mit fest geschlossenen Läden. Der Garten war verwaschen und verwelkt. Frau von Mably hatte Viktors Rückkehr nicht mehr abgewartet. Wenige Tage zuvor war sie mit ihrer Tochter nach Paris abgereist.

Aber er besaß von ihr einen letzten Brief.

Noch in Rothau, unter dem bedeutenden Eindruck jener Unterredung mit Oberlin, hatte Viktor mit leidenschaftlicher Herzlichkeit an die Marquise geschrieben. Was an Dank und Güte, an Zerknirschung und Sorge in ihm war, strömte nun in dies Schreiben eines nur noch liebenden, nicht mehr begierigen Herzens aus. Und es gelang dieser unwiderstehlichen Beredsamkeit, eine Antwort aus der rätselhaften Frau herauszulocken. Zwar begann sie mit einem gemessenen „Je vous remercie, monsieur"; aber die kühne kleine Frau enthüllte nun in flinken, festen Sätzen, die wie geschliffener Stahl blitzten, ihre wahrhaft verzweifelte Lage:

daß „der Marquis“ bedenklich krank sei, infolge von Mißhandlungen, die ihm der Pariser Pöbel zugefügt; daß er sich in Paris verborgen halte und nun, da ihn seine Kreaturen verlassen, keinen Menschen habe, der ihn pflege; daß die Besitzung in der Provence gefährdet oder bereits verwüstet sei; daß für Abdy ein fachmännischer Arzt ersten Ranges besorgt werden müsse, weil des Kindes Herz zu Besorgnissen Anlaß gebe — daß mithin Energie notwendig sei, um solchen Unfällen zu begegnen. Sie gedenke das zu übernehmen. Daher reise sie heut' abend nach Paris ab. Und sie schloß den Brief mit den Worten: „Ich verkenne nicht, was Sie mir in diesem Sommer gewesen sind. Es ist jetzt nicht die Stunde, darüber zu sprechen. Ich schreibe zwischen Kisten und Koffern, und draußen wartet der Kutscher. Dies aber will ich Ihnen sagen, mein Freund, und will Sie mit dem Höchsten ehren, was ich noch zu geben habe: sollte ich erliegen, sollte mein Liebstes hienieden, mein Kind Abdy, schutzlos zurückbleiben — dann — ich bitte und beschwöre Sie — seien Sie meiner Abdy ein väterlicher Freund und Beschützer! Sie werden einer Frau, die vor allen Dingen Mutter ist und nichts auf Erden so rein geliebt hat wie ihr Kind, diese letzte Bitte nicht versagen. Und vergessen Sie nicht über all denen, die Sie künftig lieben werden, den Sommer von 1789 und Elinor von Mably.“

Viktor zerfloß in Tränen, als er diesen Brief las. Die Reste von Selbstsucht und Empfindlichkeit, die seine unreife Natur verunziert hatten, verbrannten auf diesen Altären der Energie und Opfergröße. Ja, sie war die Stärkere! Ja, diese Frau war genial, war großzügig. Niemand kannte sie, wie er sie kannte. Er sah sich von dieser echten Aristokratin, in der altfranzösische Tugenden aufblitzten, gedemütigt und erhoben zugleich, weil geehrt. Neben solchem elastischen Heldenmut einer opferfähigen Mutter war er in der Tat ein „Parvenü“, ein Emporkömmling. Der junge Deutsche sah nicht mehr die sinnlichen Flachheiten der Französin; er sah verklärend nur noch ihre Vorzüge und faltete die Hände in Gebeten der Fürbitte.

Viktor zitterte, wenn er bedachte, daß sich die Rücksichtslose nun den Stürmen der Revolution aussetze. Ein solches Naturell war nicht darauf angelegt, Worte zu wägen. Es liefen in jenen Tagen Einzelheiten über die neuesten Pariser Ereignisse um: man sprach vom Weiberzug nach Versailles, von wüsten Vorgängen im Schloß und Beleidigungen des Königspaares durch die Canaille; vom triumphierenden Herüberholen der königlichen Familie in die Tuilerien. Der Pöbel begann dort mitzuregieren. Im ruhigeren Elsaß aber schien sich die Neuordnung der Dinge friedlich zu vollziehen.

„Ich darf diesen qualvollen Gedanken nicht länger nachhängen“, sprach Viktor endlich zu sich selber. „Sonst wird mir dies alles zur Lebenshemmung. Ich muß mit alledem abbrechen! Ich muß fort, muß hinaus! Diese erste Ausfahrt ins Leben ist mißglückt, — also fort zu neuem Versuch! Es ist nie zu spät, Oberlin hat's gesagt. Ich habe nur meinem Vater zuliebe Theologie studiert und bin nur aus Verlegenheit Hofmeister geworden — wohlan, ich gehe wieder zur Universität und vervollkommne mich in meinen Lieblingsfächern Botanik, Naturforschung, Heilkunde, Lebensphilosophie überhaupt. Dieser Sommer war phantastisch, sündig und unnatürlich — Gott verzeihe mir und gebe mir Gelegenheit, gut zu machen, was ich nicht bereue und doch mit schwerem Herzen durchdenke. Kleine gute Abdy!

Ach, du gute Abby, ich will dir ein Freund sein, wie es nie einen treueren gegeben hat! Denn deine Mutter, ich ahne das, deine süße, hinreißend süße Mammy geht in den Tod!"

Sie hatten ihm „Paul und Virginie" mitgeschickt, ein soeben erschienenes idyllisches Buch, das in jener unidyllischen Zeit Aufsehen erregte. Beide, Mutter und Tochter, hatten vorn ihren Namen nebeneinander eingetragen: „ihrem Freunde Viktor Hartmann, Herbst 1789." Er las das Buch und bezog vieles daraus auf seinen eigenen Zustand. „Alle empfindsamen und leidenden Wesen fühlen den Drang, sich in die wildesten Einöden zu flüchten, gleich als ob Felsen Wälle wären gegen das Unglück, als ob die Stille der Natur die leidigen Stürme im Innern beruhigen könnte. Allein die Vorsehung hatte der Frau de la Tour eines aufbewahrt, welches weder Reichtum noch Größe gewähren: eine Freundin" — ein lebendiges, liebendes, verstehendes Menschenherz, ja es ist das Heiligste der Erde! „Tiefe Stille herrscht in ihrem Umkreise; hier ist alles friedlich, die Luft, die Gewässer und das Licht. Kaum führt das Echo das Rauschen der Palmen an unser Ohr." ... Alles Empfindsame, das in Viktor lebte, entlud sich noch einmal in wehmutvollen Tränen. „O Elinor, o Abby, meine Freundinnen, die ich so liebe und die ich wieder verloren! Wenn ich wieder einmal auf die Erde kommen sollte, wie die Indier lehren, dann will ich mit euch auf das fernste Eiland Isle de France ziehen und dort am Busen der Natur schuldlos glücklich sein!"

Eine Adresse hatte Frau Elinor nicht hinterlassen; sie hatte sogar gebeten, sie nicht durch Zuschriften in ihrer Aufgabe zu stören. „Das will allein getan sein."

Der Sommer war in jedem Sinne zu Ende ...

Viktor wusch sich die Augen und ging hinüber, um in der Kutscherwohnung nach dem kranken François zu sehen.

Seit der Weinlese bei Jebsheim lag der Kutscher im Fieber. Der Hauslehrer setzte sich zu ihm, schickte den Gärtner fort und versprach, ein Stündchen zu wachen. Es machte ihm Freude, Unglücklichen gut zu sein, auch wenn sie nicht viel taugten, wie dieser arme Bursch, der in nicht immer schönen Ausdrücken von verlorener Liebe phantasierte. Denn Katharinas Pfirsichwangen waren aus Birkenweier verschwunden und nach dem Hanauer Ländchen heimgekehrt; das heitre Mädchen hatte sich in aller Form mit dem Kutscher Hans der Frau von Mably „versprochen"; ihr Verlobter jedoch, einer wanderkühnen Sippe entstammend, war vorerst noch mit seiner Herrin nach Paris gezogen, um sich die Revolution aus der Nähe zu betrachten.

Viktor saß mit seltsam verwandten Gefühlen am Lager des Fieberkranken. Die Nußbäume rieben ihr Astwerk am Moosdach der Kutscherwohnung; der Regen rieselte am Fenster und sang um die alten Wasgauburgen sein wuchtig Lied. Nun fehlte bloß noch, dachte der Krankenpfleger, daß Leo Hitzinger naß und müde hier hereintrete und sich dort an die andre Seite der schmalen Bettstelle setze, um schweigend mit mir auf unsern Leidensgenossen herniederzuschauen.

Aber der Abbé war nach einem Dorf im Ried versetzt worden und trug seine Seelenstimmung an den Ufern des herbstlich brausenden, randvoll dahinschäumenden Rheinstroms entlang.

* * *

An einem Novembertage saß in Pfeffels Besuchszimmer ein vornehmer, schlanker und in seinen gesellschaftlichen Formen trotz aller Jugend sehr gehaltener und beherrschter Gast. Die Gesprächsleitung, ursprünglich von dem anregenden und liebenswürdigen Hausherrn ausgehend, wurde immer mehr von diesem Jüngling übernommen, dessen gehaltvolle Bildung im Bunde mit einer feinen Wärme des Empfindens zugleich fesselte und erhob.

Dieser durchreisende Gast zeichnete sich nachher als ein Herr Wilhelm von Humboldt, aus Tegel bei Berlin, in Pfeffels Fremdenbuch ein.

Hartmann hatte aus einem unliebsamen Anlaß in Kolmar zu tun. Sigismund, ein guter Junge, der seinen ehemaligen Erzieher Viktor liebte, gab in der Militärschule denn doch zu mancherlei Klagen Anlaß und saß gegenwärtig in Arrest. Der Hofmeister, vom Fieber des Sommers befreit, betrachtete die Wirklichkeit der Dinge nun ruhiger und schlichter, aber zugleich auch milder; konnte doch er selber ein Lied davon singen, wie leicht der Mensch in Schuld und Irrsal gerät, während er doch nur reine Liebe und ruhige Freundschaft gesucht hatte. Er sprach mit dem Baron über den Luxus in der Juristenstadt Kolmar, über den Hochmut der sogenannten „Conseillers", der Gerichtsherren vom Appellationshof; er glaubte zu bemerken, daß etwas von diesem üppigen Auftreten auf die Bürgerschaft abfärbe; er vernahm Pfeffels bekümmerte Geständnisse, daß ihm die Erziehung grade von Söhnen befreundeter Familien oft schlecht gelinge; er entsann sich, daß ihm ein befreundeter Hofmeister, der eines Generaladvokaten Sohn erzog, geklagt hatte: „Hier behandelt man mich wie einen Lakaien, und ich bin doch als Sohn eines deutschen Hofrats Besseres gewöhnt." Und diese Tänze, Redouten, Konzerte, Festessen, Komödien mit all dem umständlichen Kleiderprunk!

Viktor faßte die Revolution sachlicher ins Auge. In dieser großen Bewegung ereignete sich Elementares, herauswachsend aus natürlichen Bedingungen. Ein Mord, der im vorigen Winter die Stadt entsetzt hatte, tauchte wieder in seiner Erinnerung auf: der achtzehnjährige Sohn eines hohen Beamten war von einem anderen jungen Menschen erstochen worden. „Was Wunder!" sagte der Baron, der ein gesundes Urteil hatte, wenn er auch selber mit den Seinen den Ton der Welt mitmachte. „Diese jungen Leute laufen mit dem Hausschlüssel herum, ohne daß sich die Eltern um ihre nächtlichen Abenteuer bekümmern. Da gründet man denn eine Saufgesellschaft, die sie selber ‚Lumpengesellschaft' benamsen — na, und in einer solchen durchgeschwärmten Nacht ist das Unglück passiert."

Unter solchen ernsten Gedanken, bedrückt von der nüchternen und harten Wirklichkeit und voll von einer aufgewirbelten und unbefriedigten Sehnsucht, betrat der gute Junge in seiner gewohnten unauffälligen Stille das Pfeffelsche Haus. Und hier kam er nun mitten in ein gehaltvolles Gespräch, das seinen ermatteten Geist wunderbar beflügelte. Die Stimme dieses Herrn von Humboldt war von einer eigentümlichen Überzeugungskraft; sie setzte den Gegenstand, dem sich sein Geist zuwandte, in ein zugleich warmes und klares Licht. Auch erinnerte sie ihn an jene beiden Stimmen, die den Suchenden bisher am reinsten berührt hatten, so daß der übliche Spannungszustand, in dem er sich gegen die Menschheit befand, einem wohligen Vertrauen Platz machte: an Oberlin und jene Frau Frank, mit der er dort in Rothau einige Worte gewechselt hatte.

„Mit meinem ehemaligen Hofmeister Campe, dem Pädagogen," erzählte Herr von Humboldt, „habe ich die französische Revolution in ihrem eigenen Lager beobachtet. Ich komme auf Umwegen von Paris. In Mainz haben wir uns getrennt; von dort bin ich über Heidelberg und Stuttgart nach Zürich gereist und habe Lavater besucht."

„Nun, da bin ich neugierig," rief Pfeffel mit horchend emporgezogenen Brauen. „Sie pflegen, soweit ich mich bis jetzt in Sie hineingefühlt habe, Menschen und Dinge gewissenhaft zu beobachten. Und was für Eindrücke und Erkenntnisse haben Sie mitgebracht?"

„Es ist eine weite Reise von der Berliner Aufklärung bis zum Mystiker Lavater", versetzte der Besucher lächelnd. „Mich hat schon der Philosoph Jacobi in Pempelfort von den Einseitigkeiten der Aufklärer befreit, nicht minder Freund Forster in Mainz. Aber darum möchte ich doch, wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten, nicht in die entgegengesetzte Einseitigkeit übergehen; möchte mich überhaupt von Dogmen und Parteien freihalten und mein Wesen rein und treu entwickeln. Da sind mir denn im leidenschaftlichen Paris wertvolle Erkenntnisse aufgegangen. Die Revolution wird für die europäischen Staaten sehr bedeutsam werden, das ist mir gewiß. Und Campe, ein wirklich gutmütiger, sanfter, verträglicher Mann, dabei heiter und aufgeräumt, hat denn auch in Rousseaus Sterbezimmer zu Ermenonville Tränen der Rührung geweint, hat im Gewimmel des Palais Royal mitgeschwärmt, hat auch in den Volksversammlungen und im Gebaren der Straßenbevölkerung überall die Segnungen der Revolution entdeckt. Ich aber habe immer mehr eine andre Vorstellungsart in mir wachsen gefühlt. All diese Dinge da drüben in Paris erscheinen mir belanglos gegenüber dem, was sich mir immer deutlicher als die Kardinalfrage der Menschheit offenbart hat."

„Und diese Kardinalfrage wäre —?"

„Die Arbeit an der eigenen Persönlichkeit."

Pfeffel klatschte in die Hände.

„Herrlich, mein junger Freund! Haben Sie das Lavater erzählt?"

„Ich blieb vierzehn Tage an des ‚schimmernden Sees Traubengestaden', wie Klopstock in seiner schönen Ode singt," erwiderte der Besucher. „Ich habe den Herrn Diakonus am Petersplätzchen häufig aufgesucht. Grade von ihm, dem Gegner der flachen Aufklärung, habe ich mir ein gerechtes Bild zu machen gesucht. Aber wie ich Ihnen schon angedeutet habe: es ist doch wohl nicht ganz die Weise, die ich für mich selber brauche. Herr Lavater ist sehr moralisch, sehr enthusiastisch, sehr wohltätig; indessen kann ich mir Naturen denken, die noch etwas anderes brauchen. Wie soll ich dies andre nennen? Vielleicht Freude an der Plastik. Vielleicht Bedürfnis nach Maß und Gehaltenheit im Sinne der griechischen Kunst, wobei ich dann an Winckelmanns Schönheitslehre denke, an die edlen Formen eines Apollo von Belvedere, eines Zeus, einer Hera und Aphrodite."

Pfeffel wiegte besinnlich den Kopf.

„Das ist mir überaus interessant. Ich spüre ordentlich, wie es in Ihnen nach etwas Neuem und Selbständigem ringt. Das würde in etlicher Beziehung über den Kreis hinausweisen, in dem ich mich selbst zu bewegen pflege, etwa zu Basel, Zürich oder Freiburg."

Und der blinde Dichter verbreitete sich unwillkürlich und mit dem gemütlichen Behagen des Alters über seinen badischen Freundeskreis.

„Wir haben da in Heitersheim bei Freiburg einen idyllischen Garten, worin wir Freunde einen besonders lauschigen Platz den Poetenwinkel getauft haben. Er gehört meinem Freund Ittner, dem Kanzler des dortigen Malteserordens. Nichts Schöneres als ein Gespräch mit geist- und gemütvollen Freunden! Es ist das Paradies auf Erden!"

„Ja, so ist es", stimmte Humboldt mit Wärme bei. „So wandelte Plato mit seinen Schülern am Ilissos — Plato, den ich ganz besonders liebhabe. Aber Frauen müssen dabei sein. Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel Gutes ich der Teilnahme edler Frauen verdanke."

„Sehr wahr," rief der Dichter, „was wären wir ohne die Teilnahme feiner Frauenherzen! Und da begreife ich nun in der Tat Ihr Bedenken wider die französische Revolution: ob nicht bei so viel zerstörendem Haß die Taten und Worte der L i e b e außer Übung kommen und verkümmern? Wie anders da drüben in unsrem Badener Ländle! Da plaudern wir mit Ittner über griechische und römische Literatur; Ittners Tochter serviert den Damen Milch und Kaffee und den Männern etliche Flaschen aus dem Schloßkeller; da liest mir etwa der junge Dichter Hebel aus Jacobis ‚Iris' vor; der Rat Schnetzler, Laßberg und andre unterhalten sich über irgendein gelehrtes Thema. Der Garten selbst wetteifert durch seine Gewächse mit dem Reichtum an Gedanken und Empfindungen, die in den Gesprächen blühen. Er ist voll von in- und ausländischen Pflanzen, von Feigen, Mandeln, Pfirsichen, Pflaumen und schweren Weintrauben. Der Poetenwinkel — Sie müssen sich das deutlich vorstellen — liegt am Abhang eines mit Bäumen besetzten Hügels; es ist da eine kleine Felspartie, aus natürlichem Gestein; über den Thronsitz breitet ein Holderbaum seinen undurchdringlichen Fächer aus; eine kanadische Pappel steht in der Nähe und winkt wie eine Fahnenstange weit über die Rheinebene hin. Rechter Hand befindet sich eine Pyramide aus Tuffstein, die ist mit Efeu bewachsen. Auch ein wilder Ölbaum steht daneben, dessen gelbe Blüten in silberschuppigem Kelch die ganze Umgebung mit Wohlgeruch erfüllen. Sie sehen da ferner die rote virginische Zeder, den Lebensbaum, eine karolinische breitblättrige Linde — —"

Hier unterbrach sich der Blinde lächelnd.

„Allein ich sehe, daß ich in beschreibende Kleinmalerei ausschweife. Halten wir die großen Ideen fest, zu denen Sie, Herr von Humboldt, besondere Neigung zu haben scheinen. Ich wollte nur bemerken: Gesegnet sei unsere sonnige Rheinebene! Doppelt gesegnet sei das Land, das gute und große Herzen sein eigen nennt! ... Und nun, wo standen wir denn gleich?"

„Wir sprachen", antwortete Herr von Humboldt, „von der plastischen und geschmackvollen Bildhauerarbeit am inneren Menschen. Ich wollte etwa dieses bemerken: so leuchtend weiß und planvoll und ebenmäßig schön wie die griechischen Marmorbilder müßte nun der innere Mensch gestaltet werden und formend in den äußeren überstrahlen. Etwas von dieser marmornen Ruhe und feinen, klaren Plastik fehlt mir in Lavaters Naturell, Diktion und Gedankenwelt. Dies

sage ich jedoch von meinem persönlichen Bedürfnis aus; ich möchte nicht ungerecht erscheinen, denn ich habe z. B. Lavaters Physiognomik viel zu verdanken in Ansehung der Menschenbeobachtung. Aber ich glaube, daß ich für meine Natur eine gedrängtere Lebensform herausmeißeln muß. Verargen Sie mir diese Worte über Ihren edlen Freund, Herr Hofrat?"

„Keineswegs, mein Verehrtester! Sie sprechen da lichtvoll ein Lebensideal aus. Ich möchte sagen: es ist mein eigenes Erziehungsprogramm — und doch ist darin eine neue Nuance, ein Etwas, das von Pädagogik und Moral allein nicht gegeben werden kann, etwas, das Sie ganz richtig mit der hellenischen Kunst, mit der Plastik der Griechen in Verbindung bringen. Der Plastik stehe ich naturgemäß ein wenig ferner, da sie ganz und gar auf das Auge eingestellt ist."

„Und dabei wissen Sie so anschaulich zu beschreiben?" versetzte Humboldt verbindlich. „War nicht auch Homer blind?"

„Ja, Homer!" entgegnete der Fabeldichter aufseufzend. „Das Geheimnis liegt leider tiefer. Homer war ein großer Dichter, Pfeffel ist ein kleiner Schriftsteller, der viele Fabeln und Epigramme zusammenreimt, Dramatisches aus dem Französischen übersetzt oder auch selber ohne Glück einiges Dramatische versucht hat, der sich in Erzählungen und andrer Prosa übt — und alles in allem für die Weltgeschichte nicht weiter von Bedeutung ist. Was ich an meinen lieben Zöglingen tun konnte, nun, das wurde mit dem Herzen getan und ist in Gottes große Chronik eingeschrieben. Aber alles bei mir und in dieser trauten elsässischen Ecke ist ein bißchen eng, mein wertester Herr. Edel, seelenvoll, gut sind diese Menschen, vornehm sind unsre Herzensfreundschaften, möge die Nachwelt uns nicht unterschätzen! Wir haben mitgewoben am Zeitgeist guter Art. Aber Neues will sich nun herausgestalten, Größeres, Weitwirkendes, was den kommenden Umwälzungen standhält als ein Bildungsideal ersten Ranges. Etwas Derartiges scheint man überall zu ahnen. Allein was Sie mir da sagen, scheint mir vorerst noch — verzeihen Sie mir diese Bemerkung — ein zu sehr aristokratisches Bildungsziel, erreichbar nur solchen Menschen, die schon durch ihre finanzielle Unabhängigkeit die Welt mit ihren Bildungsmitteln offen um sich ausgebreitet sehen. Paßt es aber auch für den schwer arbeitenden Durchschnitt?"

Humboldt schwieg achtungsvoll und erwog diesen Einwand. Und Hartmann, der gefesselt lauschte, dachte hier an seinen immer tätigen Oberlin, dessen Charakterbild gleichwohl so plastisch und ruhevoll heraustrat, an Oberlin, der bei mannigfaltiger persönlicher Bildung dennoch seine Arbeitskraft jenen geringen Wasgaudörfern widmete und bis ins kleinste hinein aufmerksam und sorgfältig seinem Tagewerk nachging.

„Erwägen Sie wohl," fuhr Pfeffel fort, „wieviel Rauhes und Häßliches Tag für Tag loshackt auf dies arme sogenannte Marmorbild, das leider nicht in einem heiligen Hain steht, sondern fronen und schaffen muß in den herben Wirklichkeiten des Lebens! Da geht es nicht ohne Schmutzflecken, Unebenheiten und Temperamentsfehler in Wort und Werken ab. Und hier setzt nun für mich eine Kraft ein, mein lieber Herr, die unsrer verwundeten Seele nicht vom Griechentum allein gespendet werden kann. Hier steht für mich die größere und geistigere Plastik des

göttlichen Heilandes, dessen Gestalt von universaler, von kosmischer Bedeutung ist. Alle Bildungsideale gehen auf ihn zurück, der weit über das heiter oberflächliche Griechentum hinausweist, wennschon auch dort ein Plato und Pindar ernste und tiefe Weisheit geprägt haben. Aber die Augen des Madonnenkindes scheinen mir tiefer zu sein als die Augen des Zeus von Olympia."

„Es möchte in Wahrheit das Höchste sein, wenn eine zukünftige Menschheit Olympia und Golgatha vereinigen könnte", versetzte Humboldt in tiefen Gedanken. „Aber das Ideal wird darum doch das gleiche bleiben, wie es Ihr schweizerischer Nachbar Pestalozzi in seinen ‚Abendstunden eines Einsiedlers' geprägt hat: allgemeine Emporbildung der inneren Kräfte zu reiner Menschenweisheit. Dem einen mögen hierbei Philosophie, Kunst und Ethik helfen, dem andren Kirche und Religion; das Ziel wird in Ansehung des Ergebnisses das gleiche sein müssen: harmonische Menschlichkeit. Darum beginnt die französische Revolution mir zu widerstreben: vor lauter Reformeifer verzerren diese Tribünenrhetoriker sich selbst, vernachlässigen ihr persönliches Menschentum und erfüllen sich und die Welt mit Geräusch, Chaos und widrigen Dissonanzen. Das ist keine Bildung."

Viktor badete sich mit Wonne in dieser großgeistigen Luft. Das Gespräch wandte sich auf Winckelmanns Kunstgeschichte, in demselben Jahre 1764 erschienen wie Glucks „Orpheus", dann auf den Wiener Musikus Haydn und die beruhigende Wirkung der Musik; man streifte die Kantsche Philosophie, wobei Humboldt Bewunderung, Pfeffel Bedenken verriet, die er erst neulich — fügte er gegen Hartmann hinzu — „unsrer gemeinsamen Freundin Immortelle" auseinandergesetzt habe.

„Immortelle? Ein schöner Name!" warf Humboldt ein.

„Es ist ein Freundes- oder Bundesname für ein Fräulein von Rathsamhausen", erklärte Belisar.

Dies gab Veranlassung, eine niedliche Übereinstimmung festzustellen. Der Berliner Gast wußte von einem ähnlichen Bunde und Freundesbriefwechsel zu erzählen; auch einige Thüringer Damen gehörten diesem Freundschaftskreise an; die letzteren gedachte er nun vom Elsaß aus in Erfurt zu besuchen. Und indem er gleich danach im Fremdenbuch blätterte, stieß er mit einem Ausruf des Erstaunens auf die Namen Karoline und Charlotte von Lengefeld.

„Das ist ja ein anmutiges Zusammentreffen! Diese Damen sind hier durchgereist?! Eben diese sind es ja, die ich bei Fräulein von Dacheröden in Erfurt treffen werde."

„Diese Damen besuchten mich mit ihrer Mutter im Frühling 1784", bemerkte Pfeffel. „Sie kamen ebenso wie Sie aus Zürich von Lavater und, wenn ich nicht irre, vom Genfer See."

Humboldt, der spätere Gatte jener Karoline von Dacheröden, erzählte sogleich von ihren freundschaftlichen Beziehungen zum Dichter Schiller, der seit Mai dieses Jahres — in demselben Monat, als zu Paris der Revolutionssturm begann — zu Jena als Professor der Geschichte auf dem Katheder stand. Man sprach von den dortigen Professoren Reinhold, dem Dolmetscher Kants, von Schütz, Paulus, Griesbach, Hufeland; Humboldt gedachte der Anregungen, die er dem

Professor Heyne in Göttingen verdanke, und sprach wärmste Freundesworte von Forster in Mainz. Man berührte die Gedankenwelt Herders, die Dichtungen Schillers, besonders den „Don Carlos“, und hernach Goethes, dessen „Werther“ von Pfeffel mißbilligend abgelehnt wurde. Auch Hartmann griff nun ein und verteidigte den „Werther“, durchbebt von persönlichen Erinnerungen; man erwähnte mit Feuer Homer und Ossian und war wunderschön im Zuge.

Plötzlich jedoch wurde die Aufmerksamkeit wieder auf die Gegenwart gelenkt. Trommeln, Hörner und Marschgeräusch rückten durch den grauen Regentag heran.

„Kommt etwa die Militärschule von einem Ausmarsch zurück?“ fragte Humboldt.

„Es scheint mir eine Abteilung der neuen Bürgergarde zu sein“, entgegnete der aufhorchende Blinde. „Da ist mein Freund Lerse so recht in seinem Element. Sie haben ihn zum Major unserer Kolmarer Nationalgarde ernannt, und er hat's angenommen, was mich eigentlich freut, denn Lerses Gesundheit macht mir Sorgen, er überarbeitet sich leider. Ja, das Soldatentum gedeiht bei uns. Von den Mitgliedern des hohen Rates, der hier residiert, bis herab zum jüngsten Militärschüler bezieht nun jeder die Wache und sorgt für öffentliche Ordnung.“

Humboldt und Hartmann traten ans Fenster. In der Tat bog eine größere Abteilung der Kolmarer Nationalgarde, in nicht immer gleichmäßigen Uniformen, vermischt mit den schlanken blauen Kolonnen der Militärschüler, in die Gasse ein. Kommandoruf — die marschierende Masse hält an, die Trommeln schweigen; Major Lerse verabschiedet sich und gibt einem andren das Kommando über die Bürgergarde. Erneuter Trommelmarsch, die Bürger marschieren weiter: und der Subdirektor nebst seinen Jünglingen, mit bespritzten Gamaschen und tüchtig durchgeregnet, rücken in den Hof der Militärschule ein.

So sah man sich denn aus hochgeistigen Regionen wieder in die rauhe Gegenwart zurückversetzt. Neben Lerse war irgendein geschmeidiger, nerviger Mann von fremdartigem Typus einhermarschiert, unter seinem karierten Plaid mit Enthusiasmus ausschreitend, trotz grauer Haare einem großen Jungen vergleichbar. Mit gelassener Eleganz marschierte dahinter ein Offizier in französischer Uniform, der gleichfalls den Übungen beigewohnt hatte. Beide Herren wurden gleich darauf angemeldet, von Major Lerse in die stille Stube eingeführt und dem Direktor nebst den Anwesenden vorgestellt. Der erstere war ein schottischer Graf aus der Landschaft Argyll, der einen verwandten Militärschüler besuchte, der andre ein Oberst aus dem inneren Frankreich. Sie brachten frischen, derben Regengeruch mit herein. Und sofort wurde nun die Unterhaltung laut, flach und gegenständlich. Man erörterte die Leistungen der Nationalgarde, die Segnungen der Revolution; man sprach vom elsässischen Adel im allgemeinen und den Straßburger Geselligkeiten im besonderen. Franz Lerse, der etwas angegriffen aussah, zog sich vorerst zurück, um sich umzukleiden.

„Man amüsiert sich brillant in Straßburg“, versicherte der Offizier. „Eh, ich kannte sie ganz gut, die Tanzmeister Sauveur, Le Pi und Le Grand! Sie leiteten gelegentlich ganz exzellente Redouten und Maskenbälle. Haben Sie mal einen Maskenball im Komödienhause am Broglieplatz mitgemacht, meine Herren?

Nun, das Parterre wird in die Höhe geschraubt und mit der Bühne in gleiche Ebene gebracht: Sie sehen also da in einem Hui einen großen Festsaal, der durch Kronleuchter allerliebst beleuchtet ist. Die Damen von Stand sind natürlich maskiert, die Chapeaux mögen es nach Belieben halten. Eh bien, ich erinnere mich einer Frau von Reich, die als Zauberin kostümiert war und aller Welt sehr witzige Dinge zu sagen wußte. Es war da ein Fräulein von Waldner, jetzt Baronin Oberkirch — sehr viel Esprit — eine Frau von Sinklaire, von Rathsamhausen, von Klinglin — Sie sehen, ich habe die Straßburger Gesellschaft in ausgezeichneter Erinnerung. Drollig war es, als in der Mitte aus einer Versenkung eine Anzahl Zuckerhüte auftauchte; es waren Masken, müssen Sie wissen, die erst unter allerlei Neckereien im Saal herumspazierten, endlich die Hüte abwarfen und sich als Leute aus den besten Ständen entdeckten. Amüsant, nicht wahr?"

Humboldt war einem feinen Genuß keineswegs abhold; aber dies Gespräch ermüdete ihn, zumal der Schotte ein halsbrechend Französisch zum besten gab. Dieser keltische Sonderling sprach zunächst von einem dichterischen Genie, das in Schottland aufgetaucht sei, einem einfachen Pächter, aber melodienreich wie der Bergwind und in Edinburg der „Löwe der Saison". Den Namen hatte er wieder vergessen; doch glaubte er es dem Dichter Pfeffel schuldig zu sein, zunächst mit einem literarischen Gegenstande zu beginnen. Er verstand offenbar wenig von Literatur und freute sich, als dies erledigt war. Und doch war in ihm eine natürliche Poesie, ein phantastischer Zug. Er sprach wirr und ungeschult von seinen Reisen, von Stürmen der Nordsee, von Gasthöfen, Pferdewechsel, groben Postkutschern und immer wieder von Schottlands wilder Schönheit, wobei er nach jedem dritten Wort den französischen Freund nach dem Ausdruck fragte. Besonders die „highlands", seine schottischen Hochlande, besaßen sein Herz. Und hier sprach er plötzlich in allem sprachlichen Dilettantismus einen Gedanken aus, der auch Humboldt und Hartmann aufhorchen und Pfeffel beifällig nicken ließ. In den Hochlanden — dies etwa meinte der Schotte — wohnen die Gälen oder Kelten; die Kelten sind seelenvoll, phantastisch, musikalisch; sie lieben die Freiheit und die Natur; sie sind abenteuerlich, ritterlich und suchen das Unbekannte, wie einst die Ritter der Tafelrunde. In der feisten Ebene sitzen die Angelsachsen und gründen Staaten und haben fette Höfe. So ist es überall in Europa: in den Wäldern und Bergen sitzen die Idealisten, Dichter und Musikanten, auf den fetten Höfen und in den Städten voll Gier und Genuß und Luxus lassen sich's die Realisten wohl sein. Wehe, wenn eine Nation die wilden freien Wälder und die singenden raschen Gewässer vergißt! „Erlauben Sie mir, meine Herren, Sie aufzufordern, mit mir auf die freien, stolzen, dem Himmel benachbarten highlands ein Glas zu leeren!"

Man hatte bisher über all dem Geplauder den auf dem Tische stehenden Wein kaum berührt. Nun mußte man wohl dem Schotten den Gefallen tun. Hartmann, der mit seinen ältesten Schülerinnen eifrig Englisch trieb, freute sich über des Schotten Lieblingswort „highland", Hochland, dessen Aussprache ihn durch Lautklang an den Heiland und alles Heilende überhaupt erinnerte.

Die Unterhaltung mit dem schlecht Französisch, zur Hälfte Englisch und gar nicht Deutsch redenden Schotten war anstrengend. Und so verabschiedete sich Herr

von Humboldt auf das höflichste und mit ihm Hartmann. Auch die beiden andren Herren zogen sich zurück. Lerse, der als Zivilist wieder eingetreten war, brachte die Gesellschaft ans Tor. Und Humboldt, als er sich nun mit ihm und Hartmann, nach Entfernung der beiden Fremden, allein sah, lud mit der ihm eigenen formvollen Liebenswürdigkeit die beiden Elsässer zu einem stillen Glas Wein in seinem Gasthof ein.

Beide sagten zu. Und so wanderten sie in den Gasthof zum schwarzen Berg. Dort, unter dem Einfluß der bald wieder sehr lebensvollen Unterhaltung, entschloß sich Hartmann vollends, frischweg in die Weite hinauszuwandern, die sich in den heutigen Gesprächen so ermutigend aufgetan hatte.

„Ich gehe nach Deutschland, ich nehme meine Studien wieder auf!“ rief er entschieden. „Die Sache ist abgemacht! Ich tauge nicht zum Theologen und bin zu unfertig zum Erzieher. Ich fahre nach irgendeiner Universität, ich studiere Naturwissenschaft, Medizin und Philosophie.“

Lerse war eine sachliche Natur; er sammelte Münzen und ähnliche Gedenkzeichen der wechselnden Zeiten und Völker, spürte auch etwa alten Erdhügeln nach, wobei ihn Hartmann einmal durch Leitung der Ausgrabungen gewillig unterstützt hatte. Jetzt besah er den studentisch ausbrechenden jungen Kollegen lächelnd von der Seite.

„Wissen Sie,“ sprach er, „was mir Buchhändler Neukirch oder sonst jemand hier in Kolmar neulich hinterbracht hat? Eine Philisterin habe so recht unwillig ausgerufen: ‚Der Lerse arbeitet zuviel, ist immer wieder unpäßlich, hat's wahrscheinlich auf der Brust — der heiratet ja doch nicht mehr, da muß man halt dem Hofmeister der Birkheims einen Wink geben, daß er eine von Pfeffels Töchtern nimmt und hernach das Institut leitet!‘ Na, Hartmann, neidlos unterbreit' ich Ihnen den Vorschlag. Wie nun? Haben Sie inzwischen den Götz gelesen? Wissen Sie noch, was ich Ihnen in Birkenweier empfohlen habe, worauf Sie dann an die schöne Frau von Türckheim appellierten?“

Hartmann lachte in seiner herzlichen und etwas schüchternen Art.

„Töchter hat das Land genug, z. B. Pfarrer Pabst in Ostheim oder Pfarrer Erichson in Jebsheim, da könnte man sich ja wohl mit etlicher Anstrengung in eine gesegnete Pfründe hineinheiraten. Aber Sie kennen mich genügend, Herr Hofrat, um zu wissen, daß Behaglichkeit nicht mein Ziel ist.“

„Das glaub' ich Ihnen gern,“ nickte der arbeitsame Junggeselle Franz Lerse, „so wenig wie das meinige.“

„Und vor dem theologischen Spießbürgertum graut mir ganz besonders“, fuhr Viktor fort. „Ich habe in Pfarrhäusern neben mancher schöngestimmten Weihnachts-Winternacht der Liebe oft recht viel üble Laune und geistigen Stillstand gefunden. Ich sah manche Geistliche rennen und laufen, als ob Leben und Seligkeit von einer wohldotierten Pfarrstelle abhinge — — aber nach dem *einen* Kleinod, *sich selber* zu Menschen-Idealen zu erziehen, sah ich nur wenige trachten. Und grade danach steht mein sehnlich Verlangen!“

„Darf ich Sie beglückwünschen, mein werter Herr?“ fiel hier Wilhelm von Humboldt ein. „Ihrer hat sich Eros bemächtigt, der Gott der Liebe, den aber



Iphigenie   Heinrich Gärtner

Plato tiefsinnig deutet als den Drang nach Vollendung. Folgen Sie dieser Sehnsucht, wandern Sie! Gehen Sie nach Jena! Befriedigen Sie in Reinholds Vorlesungen über Kant dies Heimweh nach den ewigen Ideen! Lernen Sie Schiller lieben! Ich selbst werde mich vorerst zwar zum Staatsdienst nach Berlin bequemen und am Kammergericht Referendarius werden. Aber ich sehe schon den Zeitpunkt voraus, wo mir Thüringen gleichfalls wichtig werden dürfte, insofern ich mich nämlich ins Privatleben zurückzuziehen gedenke, um aller Lebensmoral erstes Gesetz zu befolgen: Bilde dich selbst! Und hernach erst das zweite: Wirke durch das, was du bist, auf andre ein!“

So entzündeten diese drei Söhne der Zeit gegenseitig ihr inneres Feuer. Die Welt ward ihnen warm und weit; machtlos rann über Kolmar der trübe Regen.

Humboldt glaubte den beiden Elsässern eine Verbindlichkeit äußern zu dürfen.

„Es ist in diesem aparten Lande“, sprach er wohlwollend und vorsichtig zugleich, „eine sehr hübsche Mischung von französischer und deutscher Art. Die Natur ist deutsch in Gegend und Menschen. Die Gesichter bieten deutsche Züge dar, und ebenso ist das Benehmen der Menschen von süddeutscher Wärme. Damit ist nun ein französisches Wesen verbunden und gleichsam darauf gepfropft. Das kann unter glücklichen Umständen — wie ich bemerkt zu haben glaube — eine sehr interessante und angenehme Mischung sein. Von einer anderen Seite betrachtet, könnte man auch vielleicht anders darüber urteilen und grade über die Vermischung das Verdammungsurteil aussprechen. Denn es ist nun leider in vielen Fällen weder echte Deutschheit noch wahres französisches Wesen. Das kann in Zukunft noch zu recht schwierigen Fragen Anlaß geben.“

Lerse wich der hier angeschnittenen Frage aus.

„Sie sollten, Herr von Humboldt,“ sprach er, „unser Hanauer Ländchen kennen lernen und überhaupt den Menschenschlag und die Gebräuche im ganzen unteren Elsaß. Sie würden vollends die Empfindung haben, in einem völlig deutschen Lande zu sein. Unsere schönen Bauerndörfer dort auf den Hügeln bei Buchsweiler, nicht wahr, Hartmann, eine Pracht! Oder gehen Sie nur ins württembergische Reichenweier hinüber, kaum zwei Stunden von hier, so sind Sie mitten im deutschen Reformationszeitalter. Überhaupt: kann es eine geflicktere Karte geben als unser jetziges Elsaß? Da sind, von der Ritterschaft und den Reichsstädten abgesehen, begütert das Haus Darmstadt, Pfalz-Zweibrücken, Württemberg, Baden, der Bischof von Straßburg, das Bistum Speier, auch Leiningen, Hohenlohe — ich weiß nicht, wer noch alles! Die Suzeränität Frankreichs spürten wir bisher kaum. Was jetzt allerdings anders wird. Warum, fragt' ich mich oft, sollte sich nicht ein reifes Europa zu einem ähnlichen europäischen Völkergebilde zusammentun? Dazu kommt noch, daß wir im Elsaß in Katholiken und Protestanten zerspalten sind, wozu nun wohl noch die Emanzipation der Juden kommen wird. Was für Kämpfe um Glaubens- und Gewissensfreiheit hat dieser Boden gesehen, von den Tagen der Augsburgischen Konfession bis zu den Schwedenkriegen unter Horn und Bernhard von Weimar und den Dragonaden des vierzehnten Ludwig!“

Franz Lerse verbreitete sich in kerniger Darstellung über die Geschichte der Reformation in Kolmar, die er vor kurzem in einer besondren Studie behandelt hatte. Er sprach markig und nervig; sein wenig schön gezeichnetes Gesicht verschönte sich unter dem Feuer von innen; er wußte die Belagerung Kolmars unter Gustav Horn, die Händel zwischen Evangelischen und Katholiken mit Anschauungskraft und nicht ohne Sarkasmus zu schildern.

„Seit Luther und Lessing“, schloß er, „arbeiten wir daran, das Wesen der Gewissensfreiheit und einer edlen Toleranz herauszugestalten. Welche Beispiele von Intoleranz beflecken die Religionsgeschichte! Bilden wir charaktervolle freie Seelen heraus, so ergibt sich eine edle Bildung von selbst. Denn der charaktervolle und doch weitsichtige Mann ist in seinen Überzeugungen ruhig und gefestigt, hat also keine Angst vor den Überzeugungen andrer. Die Konfessionen sind Systeme: er läßt die Systeme achtungsvoll auf sich beruhen und trachtet vor allem danach, das Gute, das sie lehren, zu t u n — auf das Tun legt er allen Nachdruck. Menschen der Leidenschaft und Erbitterung sind unfreier Pöbel; vom Mann und Christen verlang' ich Maß und Beherrschung. Ich selbst bin Protestant. Begegnet mir aber einer aus einem andren Lager und ich spüre aus seinem Wesen denselben Drang nach Emporläuterung der animalischen Menschheit zu einem humanen Menschentum — wohlan, so rufe ich diesem Mitwandrer nach der Gottesstadt Grüße zu.“

Humboldt war unter Friedrich dem Großen emporgewachsen und solchen Gedankengängen nicht fremd.

„Uns in der Mark Brandenburg“, sprach er, „ist ein freies Gewissen in Religionsdingen eine Selbstverständlichkeit. Unser großer Philosoph in Sanssouci ließ jeden nach seiner Fasson selig werden und verlangte nur eine allerdings peinliche Pflichterfüllung. Und doch scheint mir nun in Preußen auch der Pflichtbegriff eine Gefahr zu werden: schon droht nun dort der S t a a t eine Despotie auszubilden, wie sie hier im Süden Deutschlands und Europas von Absolutismus und Hierarchie zugleich ausgeübt ward. Ich fürchte, daß darunter die menschliche Persönlichkeit ebenso verkümmert wie unter jedem andren tyrannischen Mechanismus. Große Geister dieser letzten Jahrhunderte haben schwer um die innere Würde des Menschen gerungen — und immer wieder drohen Systeme und Methoden das Geniale in uns zu vergewaltigen. Hier, mein' ich nun, setzt Deutschlands welthistorische Mission ein; denn es ist bei uns in allen Ständen mehr Hinneigen zu Ideen und zu Idealen; und am reinsten und unmittelbarsten lebt man in den Idealen — ja, wenn es nicht zu fromm und mystisch klänge, würd' ich sagen: in Gott.“

So sprachen diese drei Männer von dem, was man damals die Ideale der Humanität nannte.

Spät erst ließ sich Hartmann sein Pferd vorführen, nahm eine Laterne unter den Reitermantel und jagte, großer Entschlüsse voll, umblitzt vom Licht und umblitzt von Gedanken, wie der wilde Jäger nach Birkenweier zurück.

* * *

Viktor Hartmann hatte sich entschieden. Hinweg von dem Abenteuer der französischen Revolution! Hinüber zu dem deutschen Abenteuer einer persönlichen Läuterung und harmonischen Steigerung aller guten Kräfte!

„Zwischen dem Steintal und dem Saaletal, das fühl' ich, wird sich fortan mein Lebensbezirk abgrenzen. Entringe dich dem Fieber der Zeit! Suche deine Seele! Bilde dich selbst!"

Dies etwa waren seine allgemeinen Erkenntnisse, mehr gefühlt als klar geschaut. Sie waren noch nicht das Tiefste, das ihm zu erleben beschieden war. Aber sie verdichteten sich zu dem Entschluß, willenskräftig an einem neuen Ende anzufangen.

Am andern Morgen, noch bevor der späte Tag durch die Gardine drang, saß der Hauslehrer bereits am Rokoko-Schreibtisch und verfertigte beim Lichte seines Lämpchens, in schlanker und fester Handschrift, ein Abschiedsgesuch an den Baron von Birkheim. Als dies mit liebevoller Sorgfalt und genauer Begründung erledigt war, schrieb er einen zweiten Brief an seinen Vater nach Straßburg. Hier wurde knapper motiviert. Der alte Herr Hartmann war ein herber und etwas trockener Charakterkopf, der als Gärtner zwischen seinen Pflanzen und Gemüsen schweigen gelernt hatte und eine wortknappe Gemütsart auch bei andren schätzte.

Birkheim, dem der Diener den Brief brachte, nahm die unangenehme Überraschung erst nicht ernst. Sein Hauslehrer, der „alte Hypochonder", hatte schon mehrmals bei pädagogischen Mißerfolgen mit Kündigung gedroht, hatte sich aber nach einer gemütlichen Aussprache jedesmal wieder besänftigen lassen. Diesmal aber traf der Baron auf eine heitre Entschiedenheit. Langsam zwar pflegten sich Hartmanns Erkenntnisse durchzuringen, aber sie saßen dann fest. Und seine Entschlüsse kamen meist spät, falls nicht mitunter im Jähzorn oder ähnlicher Aufwallung gefaßt, aber sie wurden dann mit zäher Beharrlichkeit durchgeführt.

Auch der Jugend ward über ihres Lehrers Absicht das Herz schwer. Sie hatten sich doch sehr an seine Art gewöhnt und wußten ihn zu schätzen, was sie nun durch allerlei rührende Abschiedsgeschenke zum Ausdruck brachten. Ihm selbst war Henriette in ihrer einfachen Natürlichkeit besonders lieb; zu Octavie fand er nicht immer das rechte Verhältnis; er hielt das hochgewachsene, schöne und von manchem Besucher verwöhnte Mädchen für standeshochmütig und sinnlichen Eitelkeiten zugänglich. Aber grade hier hatte er in den letzten Wochen eine angenehme Erfahrung gemacht, die ihm denn doch bewies, daß er bei seinem häufigen Subjektivismus seinen Schülerinnen nicht immer tief genug ins Herz schaute. Octavie hatte ihm ihren Entschluß mitgeteilt, von nun ab ein Tagebuch zu führen. Er hielt es für Mädchentändelei und achtete kaum darauf; aber aus der Wärme ihrer Worte entnahm er, daß sich das junge Mädchen ernstlich zu vertiefen bestrebt sei. Er traute zwar nicht der Dauer und Tiefe dieses Entschlusses, ging jedoch immerhin darauf ein und ermunterte sie in ihrem Vorhaben. Es war am Vorabend ihres Geburtstages.

„Wohlan, mein gnädiges Fräulein," sprach er zuletzt, „ich werde mir gestatten, Ihnen zum morgigen Tage ein von mir selber geheftetes und genähtes Journal von schönstem Papier zu überreichen. Mögen Sie gute Gedanken und freundliche Erlebnisse darin verzeichnen können!"

Säuberlich trennte er noch desselben Abends die wenigen beschriebenen Blätter heraus und legte sie zu den früheren Tagebuchheften. Er durchflog jenes zuletzt

Geschriebene mit schmerzlichem Lächeln. „Das fruchtbare Land, das sich zwischen Rhein und Wasichengebirge gleich einem wohlbebauten Garten erstreckt ... ich bin stolz darauf, Elsässer zu sein ... Es ist zu wenig Liebe in der Welt ... Es verkehrt in unsrem Schlosse eine Frau Marquise v. M., diese sagte mir, daß mir nicht die Bücher, sondern die Liebe die Augen öffnen würde.“ Und mit einem Seufzer des Dankes blieb sein Auge auf dem einen Satze haften, den dieser Sommer erfüllt hatte: „Ich sehne mich nach einem Freund und Führer, der mich stark und frei machen könnte.“

Das übrige Journal oder Tagebuch mit den unbeschriebenen Blättern legte er seiner Schülerin auf den Geburtstagstisch.

Und Octavie von Birkheim saß noch an demselben Abend an ihrem eleganten kleinen Schreibtisch und begann ihr Tagebuch mit folgenden Worten:

Birkenweier, 22. Oktober 1789.

„Ich bin heute achtzehn Jahre alt. Achtzehn Jahre bin ich auf der Welt, o Gott! Habe ich meine Zeit gut angewandt? Dieser Gedanke betrübt mich. Oh, wenn ich das immer bedacht hätte, ich wüßte heute mehr, als ich weiß, ich wäre besonnener, vielleicht tugendhafter.

„Höchstes Wesen, das in meiner Seele liest, vergib mir meine Sünden! Ich entsinne mich zwar keines bestimmten Verbrechens, aber vielleicht sehe ich die Dinge in zu schönem Lichte. Vielleicht nicht so, wie sie sein sollten. Ich habe recht oft gefehlt, recht oft zur Unzufriedenheit meiner Umgebung gehandelt. Gott, vergib mir!

„Ich bin kein Kind mehr, ich muß nun mit eigenem Denken anfangen; auch bemühe ich mich darum seit etlicher Zeit. Ich denke nach über alles, was ich vernehme, ich überlege, ob es wohl richtig sei. Aber dieses Aufmerken läßt mich mitunter in einen Fehler entgleiten, vor dem ich mich hüten muß, wenn ich bis zu hohem Grade wahre christliche Liebe besitzen will, wie es doch mein Wunsch ist; denn es ist sehr häßlich, seines Nächsten Fehler zu sehen. Es ist mir untröstlich, daß sie mir nicht entgehen, und ich bin manchmal grausam genug, auch noch andre darauf aufmerksam zu machen; ich gestehe sogar, daß mich das ein wenig amüsiert. Ich will sehr gern dieses boshafte Vergnügen opfern, um mich von diesem Fehler zu befreien; und lieber will ich, obschon es mir schwer fällt, dumm scheinen, als geistreich und bösartig.

„Ich gelobe, in diesem Tagebuch von meinen Fehlern zu sprechen. Das Geständnis, obwohl für mich allein, kostet mich etwas, aber das macht nichts; ich werde von Zeit zu Zeit mein Journal wieder durchlesen; und mein Drang, mich vervollkommnet und von Fehlern befreit zu sehen, wird mir Eifer und Mut geben, mein Besserungswerk fortzusetzen.“

So schrieb Octavie von Birkheim in ihr Tagebuch ...

Hartmanns Vater, ein Straßburger Gärtner von der alten reichsstädtischen Art und Gattung, war über seines Sohnes Entschluß noch mehr überrascht als die Schülerinnen zu Birkenweier. Er hatte gehofft, seinen einzigen Sohn demnächst in Amt und Würden zu sehen, und hatte sich auf den Augenblick gefreut, wo er durch eine Predigt seines Jungen in der Neuen Kirche oder in Sankt Thomas



recht kräftig erbaut würde. Nun entschloß sich sein Viktor, dieser wunderliche „Hans im Schnokeloch“ (der will, was er nicht hat, und hat, was er nicht will), von neuem anzufangen! Der alte Herr, sonst knapp und sachlich, raffte sich zu einem umständlichen Briefe auf, in den ein kleiner Gegenstand beigepackt war. Er sagte dem Sohne unverblümt die Meinung. Aber die beiden Hartmanns, an Eigensinn und Selbständigkeit einander ebenbürtig, hatten sich längst daran gewöhnt, sich gegenseitig Bewegungsfreiheit einzuräumen. Und so schloß Johann Philipp Hartmann diesen Teil seines Briefes mit einem kurzen: „Enfin, mach, was du willst!“

Dann aber verbreitete sich der Alte redsprächig über seine neuen Mieter. „In meinem Hause hier ist ebenfalls eine Veränderung zu gewärtigen, indem daß ich den zweiten Stock an eine achtbare Witwe nebst Sohn und Tochter vermietet habe. Und ist es doch eine wunderliche Schickung in der Welt, daß ich diesen drei Leuten oftmals begegnet bin, wenn ich durchs Judentor am Schießrain vorbei nach Schilke und Robertsau hinausspaziert bin, wo sie Verwandte und ich meinen Garten habe. Da ging dann die Dame in schwarzen Kleidern, mit einem Trauerflor den Rücken hinunter, und das Mädchen in Halbtrauer zu ihrer Rechten, und der Sohn zu ihrer Linken. Was für einen guten Eindruck machen doch diese drei stillen Menschen, hab' ich da jedesmal denken müssen. Einfach und vornehm — voilà! Und diese kommen jetzt zu mir und sagen, daß sie Dich in Rothau gesehen haben, und sind meine Mietsleute.“

Bei diesem Schreiben lag ein Goldring, aus dem ein Stückchen herausgeschnitten war.

„Meine neuen Mieter“, schrieb der alte Herr weiter, „sind grade zu einer wunderlichen Operation gekommen, nämlich der Goldschmied hat mir just meinen Verlobungsring vom kleinen Finger abgeschnitten, indem durch eine Wunde der Finger geschwollen war. Diesen Ring hat mir Deine Mutter am Weihnachtsabend vor vierzig Jahren angesteckt; wir haben uns damals verlobt, und ich bin noch auf zwei Jahre in die Fremde gegangen, hab' aber den Ring am Finger behalten und seither durch vierzig harte Arbeitsjahre getragen. Was denn jetzt mit dem Ring anfangen? sag' ich zur Frau Frank und mach' ein Späßel dazu. Schenken Sie ihn Ihrem Sohn, sagt sie, er kann einen Stein hineinsetzen lassen und ihn einmal seiner Braut schenken. Eh bien, und sie und das schlanke junge Ding, das so gute graue Augen hat, lachen dazu, und wir packen dann den Ring auch schön miteinander ein, wobei mir Frau Frank geholfen hat. Es sind gute Leute, ganz meine Art, kein welsches Gebabbel, kein Jästen und Hasten, aber herzlich und gern zum Helfen bereit. So nimm denn nun diesen Ring als ein Geburtstagsgeschenk, mein lieber Viktor! Halte ihn in Ehren, wie ich ihn in Ehren gehalten habe! Denn Deine Mutter ist eine brave Frau gewesen, verschafft wie ein Specht in der Haushaltung, von früh bis spät, und hat alle Sorgen, als es uns noch miserabel ging, rechtschaffen mit mir geteilt. Auf ihrem Todesbett hat sie mit schönen alten Gesangbuchversen den Pfarrer und uns alle dazu getröstet und gestärkt. Halte den Ring in Ehren, Viktor! Und was uns zwei anbelangt, so weißt Du, daß ich bin und bleibe Dein Dich liebender und auf Deine Ehrenhaftigkeit vertrauender Vater Johann Philipp Hartmann.“

Viktor betrachtete den Reif mit heiliger Rührung. Nun war der Sommer der adligen Leidenschaft dahin — und doch blieb ihm da nun ein Ring in der Hand: ein schlichter bürgerlicher Ring. Frau Frank hatte ihn eingepackt; die reinen Augen ihres Töchterchens Leonie hatten darauf geruht; seine verklärte Mutter hatte ihn an einem Weihnachtsabend dem Vater an die Hand gesteckt; der Vater hatte ihn durch vierzig schwere Arbeitsjahre getragen.

„Es ist eine Seele in diesem Ring", sprach Viktor leise. „Ich lasse ihm einen lichten Bergkristall einsetzen, den ich dahinten im Steintal gefunden habe. In seine Innenseite lass' ich ein Wort eingravieren, das mich fortan geleiten soll. Wenn ich mich einmal verloben sollte, so wird ihn meine Braut erhalten. Ist es mir hingegen nicht beschieden, jene von Urbeginn her im Himmel für mich bestimmte Seele zu finden, von der Oberlin so schön gesprochen hat — nun, mein Ring, so behalt' ich dich am Finger und nehme dich mit in mein Grab."

Ende des ersten Buches

(Fortsetzung folgt)



Am Abend

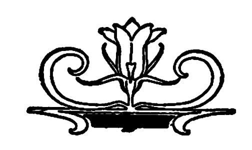
Von

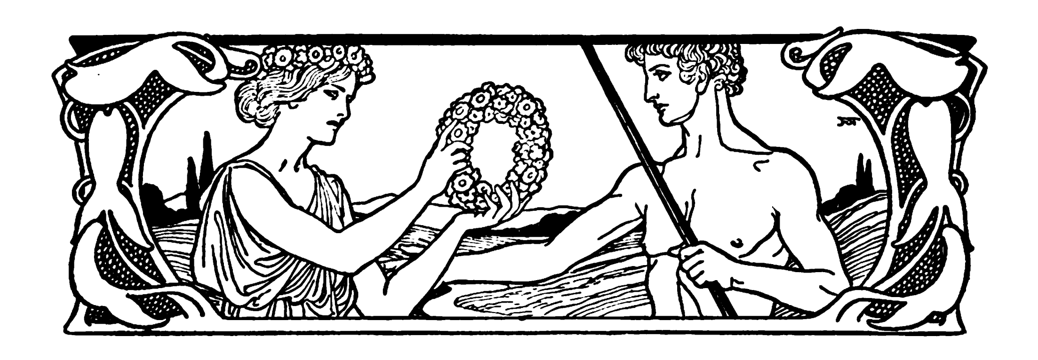
Karl Schmidt

Still geht ein müder Tag zu Ende,
Verklingend wie des Liedes Hauch,
Zerfließend wie im Meer der Lüfte
Des Herdes leichtgewölkter Rauch.

Es war ein Tag, wie viele waren —
Kein großes Weh, kein großes Glück.
Und doch zerrann von meinem Leben
Mit ihm — ich fühl's — ein großes Stück.

Es fiel ein Tropfen aus der Schale
Und leichter ward sie meiner Hand.
Bald glänzt die letzte helle Perle
Erzitternd an dem goldnen Rand.





Die schulentlassene Jugend

Von

Otto Corbach

Die Schule spielt heutzutage in der bildenden Welt nicht mehr eine allzu große Rolle. Für geniale Naturen hatte sie ja von jeher nicht viel zu bedeuten. Man denke an Männer wie Darwin und Alexander von Humboldt, die in der Schule keine hervorragenden Geistesgaben verrieten, ja für schlecht beanlagt galten und dazu wenig Lerneifer bewiesen, die aber doch hernach als Autodidakten eine wahrhaft unheimliche Menge von Wissen erwarben. Aber heute ist jeder strebsame Durchschnittsmensch außerhalb der Schule ein kleiner Darwin oder Humboldt, so sehr haben sich die freien Bildungsgelegenheiten vereinfacht und vervielfältigt. Was man auf der Schulbank außer Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt hat, wird in der Regel großenteils wieder vergessen, unvergleichlich viel größer ist der Wissensstoff, der in einem nur einigermaßen empfänglichen Kopfe von dem haften bleibt, was ihm durch Zeitungen, Zeitschriften und Bücher, durch Unterhaltungen, Vorträge, wissenschaftliche und volkserzieherische Veranstaltungen, durch Theater, Museen, Ausstellungen usw. zugeführt wird. Von einem gewissen Punkte ab können immerhin die besten freien Bildungsgelegenheiten eine mangelhafte Schulbildung im allgemeinen nicht ersetzen. Der Schule ist und bleibt die Aufgabe zugewiesen, den einzelnen aus dem engen Kreise der Familie in die große, weite freie Volksgemeinschaft überzuführen, mit andern Worten Familienangehörige in Staatsbürger zu verwandeln. Wo die Schule diesem ihrem Hauptzweck, den ihr schon Luther unmißverständlich bezeichnete, nicht genügt, da läuft die schulentlassene Jugend trotz aller Bildungsgelegenheiten Gefahr, tausend Versuchungen zu einem geisttötenden Genußleben zu erliegen. Dieser Fall liegt heute zum Teil in den großen Städten und Industriemittelpunkten vor. Weichlichkeit, Zuchtlosigkeit und Willensschwäche greifen hier um sich, Ausschweifungen und Trunksucht sind die Folgen. Bei einem immer größeren Teil der heranwachsenden Jünglinge zeigt sich eine unbefriedigende körperliche Entwicklung, die Zahl der zum Heeresdienst Untauglichen wird immer größer, die Mannessterblichkeit nimmt bedenklich zu, Geschlechtskrankheiten breiten sich aus, und die Erneuerungsfähigkeit des Volkes be-

ginnt bereits merkbar zu schwinden. Man mag die schädlichen Wirkungen des städtischen Lebens und der modernen Berufstätigkeit noch so groß finden, man wird aber nicht bestreiten können, daß eine bessere geistige und moralische Widerstandsfähigkeit die Jugend durchweg befähigen würde, alle daraus entspringenden Gefahren zu überwinden. Insofern bedeuten also jene Erscheinungen offenbar ein Fiasko unserer staatlichen Unterrichtsanstalten. Acht Jahre lang täglich, von Ferien abgesehen, fünf, sechs und mehr Stunden die Schulbank drücken und hernach noch zu Hause einige Stunden „ochsen“ zu müssen, das sollte für einen normalen Menschen in einem Lebensabschnitt, wo der Geist noch eindrucksfähig ist wie Wachs, doch ausreichen, um für das freie Leben erzogen und auch für das moderne Großstadtgetriebe hinreichend mit geistigem und moralischem Rüstzeug versehen werden zu können. Es ist jedoch männiglich bekannt, daß unsern Volksschulen nichts ferner liegt als das moderne Leben. Die Lehrer selbst werden nicht zu modernen Menschen herangebildet, es ist ihnen verboten, sich als solche zu geben, und erst recht, die Kinder zu solchen erziehen zu wollen. Kann z. B. das unausgesetzte Auswendiglernen von biblischen Geschichten, Gesangbuchversen usw., woraus sich großenteils der Religions- und Moralunterricht zusammensetzt, die Jugend irgendwie gegen die sittlichen Gefahren modernen Großstadtlebens gefeit machen? Gewiß nicht, und so ist fast nichts, was in der Schule auf Geist und Gemüt des Kindes einwirkt, geeignet, ihm die Aufgabe zu erleichtern, sich später in der Welt der Wirklichkeiten zu orientieren, zu behaupten und aus eigener Kraft vorwärts zu helfen.

Statt nun durch eine gründliche Reform des Volksschulunterrichts das Übel an der Wurzel zu fassen, sollen jetzt die maßgebenden Kreise bewogen werden, den Besuch von Fortbildungsschulen für die männliche Jugend nach der Entlassung aus der Elementarschule bis zum vollendeten 18. Jahre obligatorisch zu machen und jene Anstalten dem Kultusministerium zu unterstellen. Man will der schulentlassenen Jugend möglichst alle freie Zeit rauben, die ihr neben der Arbeits- und notwendigen Essens- und Schlafenszeit verbleibt, um ihr zwangsweise Patriotismus beizubringen und ihre Glieder durch Körperübungen zu ermüden, damit sie überhaupt nicht in die Lage kommt, dumme Streiche zu machen oder den Geist mit andern Dingen zu beschäftigen als solchen, die der Ruhe und der Sicherheit des Staates dienlich sind. Aus der Pflichtfortbildungsschule träte der Neunzehnjährige bald in die Obhut der Heeresverwaltung, wo er wieder für zwei Jahre gegen alle entsittlichenden Gefahren geschützt wäre. Und später? Wird ein Mensch, der bis zum 21., 22. Lebensjahre im gesellschaftlichen Leben kaum einen Schritt ohne strenge Überwachung getan, fast ganz ohne eigene Verantwortlichkeit gelebt hat, nicht dann erst recht zu zügellosen Ausschweifungen hinneigen? Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr; wer bis zum 14. Lebensjahre nicht gelernt hat, von der Freiheit rechten Gebrauch zu machen, wird es auch bis zum 22. nicht lernen. Die Bestrebungen für eine staatliche Zwangserziehung der schulentlassenen Jugend führen in einen Zuchthausstaat, in dem wahre Kultur nicht gedeihen kann.





Prinz Matthias

Von

Harry Nitsch

„Fange mich, Prinz Matthias!" rief Rita übermütig und lugte mit dem reizenden, von der Erregung geröteten Blondköpfchen hinter dem Stamme einer dicken Eiche hervor.

„Das will ich wohl", rief Prinz Matthias zurück und drohte dem losen Mädchen mit der Hand. „Aber was bekomme ich, wenn ich dich gefangen habe?"

Rita überlegte. „Die Schleife aus meinem Haar", sagte sie dann und lachte.

„Das ist mir viel zu wenig, Rita", erklärte Prinz Matthias. „Du mußt mehr bieten."

„Ich soll bieten, Prinz Matthias?" entgegnete Rita mit unnachahmlichem Ernst. „Wenn du dir eine Belohnung verdienen sollst!"

„Du mußt mir mehr schenken, reizende Rita", verbesserte sich der jugendliche Prinz und kam verstohlen näher.

„Nicht doch!" rief Rita ärgerlich und schlüpfte schnell hinter den Stamm einer entfernter stehenden Buche. „Du mußt auf deinem Platz bleiben, bis die Bedingungen des Kampfes festgestellt worden sind."

„Ich will bleiben, Rita", erklärte Prinz Matthias reumütig. „Aber du mußt mir einen Kuß schenken, wenn ich dich fange."

Rita wurde rot und hielt die kleine Hand ans Näschen: „Wenn du nicht wieder so stürmisch sein willst wie vorgestern, als du mir ungezogen den Kuß raubtest, und mir das Haar dabei zerzaustest, so mag es sein. Denn du fängst mich ja doch nicht."

„Wenn ich einen Kuß dafür bekomme, fange ich dich, süße kleine Rita", sagte Prinz Matthias ernst und klatschte in die Hände. „Wenn ich bis drei gezählt habe, komme ich, dann mußt du laufen."

„Zähle nur, Prinz Matthias," neckte die Kleine, „ich werde dich schon laufen lassen."

„Eins, zwei, drei!" rief Matthias. Wie ein Wirbelwind sauste das schlanke, blondköpfige Mädchen des Gärtners durch den herrlichen Park des Schlosses Monrepos. Rita durcheilte die breite Lindenallee und bog in die grünleuchtenden

Laubenhallen ein. Die waren wie ein Irrgarten und neckten den unkundigen Wanderer. Doch Rita kannte den Trug und ließ sich nicht blenden. Leichtfüßig schoß sie dahin; Prinz Matthias schon ein wenig keuchend, doch beharrlich hinter ihr her.

Nun kam sie an den stillen Weiher, und da verfehlte sie den Weg. In ihrer Lust am fröhlichen Jagen vergaß Rita, daß die kleine Brücke zum Neptuntempel, die sie jetzt überflog, auf die stille Insel führte, die keinen anderen Zugang hatte. Nun triumphierte Matthias und stieß einen leisen Pfiff aus. Das Mädchen hörte ihn und wurde verwirrt. Es rannte dreimal planlos um den Neptuntempel und ließ sich dann wie ein scheues, verschüchtertes Vöglein fangen.

Sie lag an Prinz Matthias' Brust, und beider Herzen klopften stürmisch aneinander. „Habe ich dich doch gefangen, kleine Rita!" sagte der Prinz und sah mit heißer Zärtlichkeit auf das reizende Köpfchen nieder. Das lag an seiner schmalen Brust wie ein Vöglein im sicheren Nest.

„Nun hast du mich doch gefangen, Prinz Matthias", wiederholte Rita leise. „Gib mir gnädige Strafe."

Prinz Matthias bog das kleine Köpfchen zurück, sah still in die hellen Augen des Mädchens und küßte den roten Mund heiß und lange.

„Du mein kleiner Waldvogel!" sagte er zärtlich, mit einem tiefen Atemholen. „Mein schneller Sonnenstrahl. Weißt du, was ich mir wünsche?"

„Möchtest mich noch einmal fangen, Prinz Matthias?" fragte Rita neckend und lächelte ein wenig verlegen.

„Ich möchte dich fürs Leben fangen, kleiner Waldvogel. Ich möchte dich in einen goldenen Käfig, nein, in ein großes Haus aus purem Golde setzen und immer bei dir sein. Ich möchte dich den ganzen Tag küssen, kleine Rita."

„Puh, das möchte fein langweilig werden!" rief Rita und schüttelte sich in komischem Entsetzen. „Der kleine Waldvogel in einem Käfig. Er würde sterben."

„Auch wenn ich bei ihm bleibe?" fragte Prinz Matthias und sah dem Mädchen eindringlich in die Augen.

Rita ließ die Lider sinken, so daß die langen, seidenweichen Wimpern die hellen Sterne beschatteten. Sie machte ein verlegenes rundes Mäulchen und hauchte verschämt: „Dann vielleicht nicht!" Doch gleich darauf rief sie übermütig: „Was reden wir für dummes Zeug, Prinz Matthias! Ich bin die kleine Gärtnerstochter und du der künftige Herr des Landes, der Herzog."

Rita richtete ihre zierliche Figur stramm auf, ging gravitätisch an dem lächelnden Prinzen vorüber und machte ihm einen steifen Hofknix, wie sie es von den fürstlich geschmückten Damen des Hofes gar oft gesehen hatte.

„Du bist die kleine Gärtnerstochter und die Schönste, Klügste und Lieblichste am Hofe, kleine Rita", sagte Prinz Matthias ernst und ließ sich vor dem erschrockenen Mädchen auf das Knie nieder.

„Prinz Matthias, was tust du? Bitte, nicht! Du machst mir Angst, Prinz Matthias. Lieber Prinz Matthias!"

„Ich habe dich lieb, süße kleine Rita, und ich sterbe, wenn du nicht mein wirst. Ich gebe meine Herzogskrone für dich."

Rita wurde bleich, und die roten Lippen bebten heftig. „Sprich nicht so etwas, Prinz Matthias, oder ich muß gehen. Und darf nie wiederkommen, um mit dir zu spielen. Wir sind doch beide noch halbe Kinder“, setzte sie leise und verlegen hinzu.

„Wenn ich mündig bin, werde ich dich mir erobern, kleine Rita“, sagte Prinz Matthias mehr zu sich selbst und kniff die blassen, fein geschwungenen Lippen zusammen. „Du wiegst eine Herzogskrone auf, Süße.“

Der Prinz legte seine Hand in den Arm Ritas und führte sie über die Brücke zurück in den Park. Er hörte von weitem hastige Schritte und eine energische Stimme:

„Prinz Matthias! Prinz Matthias!“

Über des Prinzen junges Gesicht huschte eine Wolke des Unmutes. Doch er bezwang sich und sagte bedauernd zu Rita:

„Sperber, mein Hofmeister, sucht mich. Wir müssen scheiden, kleine Rita. Komme morgen um dieselbe Zeit wieder in den Park. Ich bringe dir etwas Schönes mit. Willst du?“

Rita überlegte und erwiderte eilig: „Ich werde kommen, Prinz Matthias. Aber bringe mir nichts mit, ich will ja nur dich.“ Das Mädchen schwieg erschreckt, wurde glühend rot und zog seinen Arm aus dem des Prinzen. Lautlos war es plötzlich davongehuscht.

Prinz Matthias sah dem graziös schwebenden Mädchen mit glücklichen Augen nach. Indessen kam die rufende Stimme immer näher, und Hofmeister Sperber stand bald darauf vor dem Prinzen. Der geschmeidige Höfling war trotz des schnellen Laufes bleich, und seine Lippen zitterten.

„Finde ich Sie endlich, Prinz — —“ Er zögerte einen Augenblick, sah den Prinzen durchdringend an und wiederholte: „Finde ich Sie endlich, Durchlaucht!“

Prinz Matthias trat einen Schritt zurück und starrte den Hofmeister an. Seine feinen Nasenflügel bebten, und die Stimme versagte ihm den Dienst.

„Sperber,“ stammelte er endlich heiser, „was soll das? Sprechen Sie! So sprechen Sie doch, Mann!“

Der Hofmeister griff nach der herabhängenden Hand des Jünglings und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen:

„Ich bin der Erste, der seinem erlauchten Herzoge die Treue bis zum Tode gelobt. Heil Herzog Matthias!“

„Herzog Matthias?“ stammelte der Jüngling. „So ist mein Herr Vater — — er ist — — — Sperber!“ schrie er auf.

Der Hofmeister neigte das Haupt: „Ein schreckliches Unglück, Durchlaucht“, berichtete er mit zitternder Stimme. „Fassen Sie sich, mein hoher Herr! Herzog Sigismund, Euer Durchlaucht allergnädigster Herr Vater, wurden ermordet!“

„Ermordet!“ schrie Matthias auf und hob die Faust. „Hat man den Mörder? Sperber, redet, sprecht: Hat man den Hund, den Mörder?“ Die Lippen des Jünglings zitterten, und seine Zähne schlugen zusammen.

„Er liegt in festen Banden in der Vogtei, Durchlaucht“, berichtete Sperber.

Matthias hob die Schwurfinger: „Bei den Gebeinen meiner Ahnen schwöre ich: Er soll seine verruchte Tat mit dem Leben bezahlen, mögen seine Motive sein, welche sie wollen. Wie heißt der Mörder?“

„Eckard, Durchlaucht. Es ist der fremde Gärtner, der seit zwei Jahren im Dienste des Herzogs stand.“

„Eckard?“ stammelte Matthias und sah den Hofmeister mit entsetzten, vergeisterten Augen an. „Eckard!“ schrie er nochmals, griff mit den Händen in die Luft und wankte. Sperber stützte den Herzog und führte ihn ins Schloß.

* * *

Hofgärtner Eckard war der Mörder und hehlte seine Tat nicht. Er war vor zwei Jahren mit einer bildschönen Frau und einem reizenden Töchterchen von vierzehn Jahren, das Rita hieß, aus Franken herübergekommen und wurde vom Herzog als Gärtner bestellt. Es traf sich glücklich, denn der langjährige Hofgärtner sollte schon lange pensioniert werden. Eckard war ein stiller Mann, der nur seinen Blumen und seiner Familie lebte. Am Hofe wußte man wenig von ihm. Um so größeres Entsetzen verursachte seine blutige Tat. Nun stand er zum Verhör und Richterspruch vor dem jungen, bleichen Herzog.

„Was veranlaßte dich zu dem feigen Mord?“ fragte Herzog Matthias mit schmerzverzerrten Lippen. Er hörte aus einer fernen Ecke des Saales ein leises, trostloses Weinen. Es klang wie der Todesschrei eines kleinen Waldvogels.

„Es steht geschrieben: Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ erwiderte Eckard und sah dem jungen Fürsten frei in das Gesicht. „Der Herzog nahm mir und meinem Weibe die Ehre, ich nahm ihm sein Leben!“

Herzog Matthias ließ sich schwer in den Richterstuhl fallen. „Das lügst du, Eckard!“ schrie er heiser. „Beweise es!“

„Mein Weib ging ihm in derselben Stunde voraus in den Tod“, berichtete Eckard und sprach leise wie im Traum. „Draußen im stillen Waldteich ruht sie von allem Erdenjammer und Leid. Mich aber ließ sie zurück zur Rache!“ schrie der Mann auf.

Herzog Matthias barg den schmerzenden Kopf in die Hand und brütete stumm vor sich hin. Dann winkte er seinen beiden Räten und beriet lange mit ihnen. Endlich richtete er sich zu seiner vollen Höhe auf, zog den purpurnen Richtermantel um die schmächtigen Schultern und sprach mit abgewandtem Gesicht:

„Fürstenblut ist heilig, ist geweiht, Eckard. Wer es vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden!“

Aus der fernen Ecke klang ein markerschütternder Schrei. Ein feines, schlankes Mädchen mit einem goldenen Glorienschein um das Haupt brach sich gewaltsam durch die Wachen Bahn und stürzte am Richterstuhl des Herzogs nieder.

„Gnade für meinen Vater, Herzog Matthias!“ wimmerte das Mädchen. „Er ist mein einziger Beschützer. Sonst habe ich ja niemand mehr auf der Welt. Gnade, Herzog Matthias! Nimm mein Leben für das seine!“

Der Herzog schlug die Hände vor das Gesicht und versank in seinem Stuhle. Indessen lag das Mädchen zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie und schluchzte leise: „Gnade, Herzog Matthias!“

Nun hob Rita die einst so fröhlichen blauen Augen, die jetzt rot vom vielen Weinen waren, und sah den Herzog flehend an. Leise, wie ein schlafender Waldvogel im Traum, flüsterte sie: „Meine Mutter ist tot! Mein lieber Spielgefährte Prinz Matthias ist tot für mich. Nun will Herzog Matthias auch meinen Vater töten. Töte auch mich, Herzog Matthias, du Grausamer."

„Ich kann nicht, süße kleine Rita", flüsterte der Herzog wie abwesend. „Ich habe geschworen, daß der Mörder sterben soll."

„Erniedrige dich nicht vor ihm, dem Sohne des Mörders deiner Mutter, Mädchen!" rief der Vater finster.

Doch Rita hörte des Vaters Worte nicht: „Lieber Prinz Matthias," sagte sie mit ihrer weichen, süßen Stimme, „wir wollen in ein fernes, fernes Land ziehen, wo niemand uns kennt. Lieber Prinz Matthias, gib mir meinen Vater wieder!"

Der junge Herzog zuckte wie im Krampf zusammen. Er zog den Mantel um seine schmalen Schultern, als fröre ihn, trotzdem die Sonne warm in den Saal schien. Dann sagte er leise, und das Sprechen wurde ihm schwer:

„Du willst in ein fernes Land ziehen, Rita?"

Das Mädchen nickte und sah vertrauend zu ihm auf.

„Und ich soll dich nie, niemals wieder sehen?"

Rita nickte wieder, und die blauen Augen standen voll Tränen.

„Ich werde dich nie, niemals wieder sehen, süße kleine Rita!" wiederholte der Herzog, und ein neuer Krampf durchschauerte ihn. Dann richtete er sich majestätisch auf und hob den Arm:

„So spreche ich denn Recht nach meinem besten Wissen und Gewissen: Eckard, du bist verbannt aus meinen Landen! Wenn man dich binnen achtundvierzig Stunden noch innerhalb der Grenzen meines Herzogtums betrifft, sollst du dem Tode verfallen sein. Nun gehe und nimm deine Tochter mit dir!"

Rita lag am Boden und weinte und lachte. Sie küßte die Hände des Herzogs und seinen Mantel. Der aber stand auf den Stufen des Richterstuhles und blickte ins Leere. Es war, als sähe er in weite, weite Fernen. Seine Nasenflügel bebten, und seine Augen leuchteten in seltsamem Feuer.

So stand er und schaute, als man Eckard und seine junge Tochter hinausführte. An der Türe wandte Rita sich noch einmal um und warf Herzog Matthias einen langen, langen Blick inniger Dankbarkeit zu. Und wieder durchschauerte ein Krampf den schmächtigen Körper des Herzogs. Er tastete mit den Händen durch die Luft, und ehe die erschreckt zuspringenden Räte ihn halten konnten, sank Herzog Matthias vor seinem Richterstuhle ohnmächtig zusammen.





Moderner Geist in der deutschen Beamtenschaft

Von

A. S.

Der Wille, das Verwaltungswesen im Reiche und in Preußen zeitgemäß umzugestalten, ist ohne Zweifel augenblicklich vorhanden. Sowohl Fürst Bülow als auch der jetzige Reichskanzler sind eingetreten für die Schaffung neuzeitlicher Verwaltungsmethoden. Die Tendenz der oberen Behörden ist heute: sparsam arbeiten durch Vereinfachung der Betriebe, durch Einschränkung des Personals und durch Verbilligung des Personals. Wenn nur der augenblicklich in dieser Hinsicht vorhandene gute Wille nicht wieder erlahmt, dann könnte man sich mit der Reichsfinanzmisere fast aussöhnen. Aber gerade diese sogenannten Verwaltungsreformen muß man skeptisch betrachten. Es gehören eben zu solchen zeitgemäßen Umgestaltungen reformfähige Menschen. Nicht bloß in den Ministerien und allenfalls noch bei den Bezirksbehörden sind ausgesprochene Organisationskräfte unentbehrlich für solche Arbeit, sondern auch in den vielverzweigten Verwaltungsstellen im ganzen Lande. Und die kann man in so bedeutendem Umfange so bald nicht haben. Moderne Verwaltungsmenschen muß der Staat sich erst langsam heranbilden. Solange jedoch Bureaukratismus und Strebertum ihren verhängnisvollen Einfluß innerhalb der Verwaltungen behaupten, so lange können moderne Verwaltungsmenschen nicht wachsen.

Man spricht so viel von dem kaufmännischen Geist, der in die Verwaltungen eindringen soll. Aber wie viele Beamte kennen denn die Verwaltungs- und Organisationsmethode des deutschen Kaufmanns? Die meisten sind jung hineingekommen in einen nach engherzigen bureaukratischen Grundsätzen geleiteten Betrieb; sie sind natürlich selbst bald umständlich und unselbständig geworden; das liegt nicht am einzelnen Menschen, sondern es macht einfach das Naturgesetz der Anpassung seine Kraft geltend. Die Menschen, die der Staat in seine Betriebe einstellt, sind fast ohne Ausnahme sehr sorgfältig ausgewählt und durchweg persönlich tüchtig. Sie stammen aus guten Familien und haben gute Schulbildung. Man könnte den meisten schon gerne eine ziemliche Selbständigkeit gewähren und auch schwerere Aufgaben stellen. Daran aber hat es oft gefehlt, und deshalb konnten schlummernde Kräfte sich nicht voll entfalten, konnte die volle Arbeitsfreude nicht wach werden, konnten keine modernen Arbeitsmenschen sich entwickeln. Das System zog jedem bestimmte enge Grenzen, über die keine Tüchtigkeit, keine Zuverlässigkeit, keine Opferwilligkeit, keine Talente hinweghalfen.

Darum wuchs in solcher Luft die Schwerfälligkeit, Behäbigkeit, die Buchstabenkrämerhaftigkeit, die Kurzsichtigkeit und engherzige pedantische Genauigkeit. Eigene Gedanken konnten dem einzelnen nicht so den Weg fürs Fortkommen erleichtern wie strenge Vorschriftsmäßigkeit, die von Kritik und Gründlichkeit, von Ursache, Zweck und Wirkung nicht gerade allzuviel wußte. So hatte der Bureaukratismus den Streber zur notwendigen Folge.

Eine größere Respektierung der Persönlichkeit muß die Vorbedingung für eine Belebung der Staatsbetriebe mit modernem Geiste sein. Und das Hauptgewicht dieser Arbeit muß man von vornherein in die Zukunft verlegen. Es führt nur zu Enttäuschungen, wenn man sich von der Gegenwart zu viel verspricht. Die Macht der Tradition darf nicht unterschätzt werden. Aber in die Beamtenjugend pflanze man lebendiges Interesse, festes Selbstgefühl, freies persönlich-selbständiges Streben. In der Jugend liegt auch hier die Zukunft. Man darf das Geschick dieser Jugend nicht zu sehr vom Urteil lebensfeindlicher Bureaukraten abhängig machen. Geheimakten und Geheimberichte wirken oft geradezu verhängnisvoll. Durch den Mangel an Offenheit, durch die Versagung der Mittel zu genügender persönlicher Selbstwehr und Selbstbehauptung wird der Streber gezüchtet. Der Streber aber ist eine ganz gefährliche Erscheinung in allen Staatsverwaltungen. Der deutsche Beamte muß deutsch sein, wie nur einer von uns, nicht bloß äußerlich, sondern in seinem Fühlen und Denken, seinem Wollen und Handeln: frei, offen, bestimmt, wahr, treu, gewissenhaft, selbstbewußt, furchtlos, aufrecht muß er sein. Es wachsen aber leider viele Bedientennaturen, die äußerlich den Herrn zur Schau tragen, viele Nützlichkeitsmenschen, die persönliche Eigenart und Festigkeit schnell für ein Linsengericht aufgeben. Der Geist im Beamtenleben ist oft nicht der beste. Er muß zuerst gesunden, dann gesunden auch die Verwaltungen. Es ist überall der Geist, der sich den Körper baut.



Bangnis

Von

Ernst Ludwig Schellenberg

Blick auf von deinem Lesen! Sieh, der Wind
Stäubt große Flocken in den Fensterrahmen.
Die weiße Dämmerung schmiegt sich gelind
Um jedes Ding und nimmt ihm Wert und Namen . .
Dein Auge glänzt. Ich fühle: du bist weit,
Und eine namenlose Seligkeit
Erfuhrst du wie ein Wunder aus dem Buche.

Das Licht verliert sich in den blassen Scheiben
Und glitzert wieder, wie die Wolken treiben.
Du siehst nur Fernen — und ich bange . . suche
Nach einem Wort, das aus des Schweigens Tiefe
Zag flehend deine Seele zu mir riefe





Politisches Heidentum

Die Presse hat ihre Stellung im Rate der Völker in den letzten Jahrzehnten zu einer so starken Herrschaft über die Geister geführt, daß man sie als den bedeutsamsten Kulturfaktor, ja geradezu als die Trägerin des Kulturprinzips bezeichnen darf. Man nennt sie die „siebente Großmacht". Ob damit das Richtige getroffen ist, muß bezweifelt werden. Der erste Napoleon bezeichnete sie als die sechste. Ein anderer Franzose als die „vierte Gewalt im Staate", nämlich jene, die mit den drei anderen, der Krone, der Pairs- und der Abgeordnetenkammer das Regiment führt. Das Wort von der „siebenten Großmacht" ließe sich malitiös als Degradation betrachten. Wüchse Europa zu seinen sechs territorialen Großmächten noch eine siebente hinzu, müßte folgerichtig die Presse an achter Stelle rangieren. Man darf den Ausdruck aber wohl so auffassen, daß die Presse nach dem Staat überhaupt in zweiter Linie als Großmacht in Betracht kommt. In dieser Deduktion liegt durchaus keine captatio benevolentiae. Es hat seine Schwierigkeiten, neben der staatlichen Macht eine Gewalt im Staate zu finden, der die zweite Stellung mit mehr Recht gebührte, als der Presse. Wer heute, wie Brausewetter einst, erklären wollte, es gibt keine öffentliche Meinung, oder, wie der Franzose Girardin, die Bedeutung der modernen Presse leugnete, würde sich als Anachronist im schlimmsten Sinne lächerlich machen. Trotzdem läßt sich der Presse in ihrer Gesamtheit diese Bedeutung nicht zuerteilen. Nur einem Bruchteil der periodischen Literatur kommt sie zu. Zu ihr zählt in der Hauptsache die Parteipresse, zählen die tonangebenden, führenden Blätter und oft in noch höherem Maße unsere modernen von hoher Warte aus geleiteten Zeitschriften. Neben diesem Minimum von Elementen, die sich als wirkliche Kulturbringer klassifizieren, denen der Ernst an der Stirne geschrieben steht, für die geistige und kulturelle Befreiung des Volkes mit den besten Kräften zu wirken, marschiert das Gros jener Presse, der nichts ferner liegt, als kritische Beeinflussung nach der einen oder anderen Richtung hin, sondern die, vom rein finanziellen Standpunkt aus dirigiert, sich willig in die Gefolgschaft der Oberflächlichkeit und des wechselnden Geschmacks der Menge begibt, und die eine Einflußnahme auf die politische, künstlerische und literarische Denkweise nur nebenbei und obenhin betreibt.

Zwei Beispiele statt vieler. In der „Zukunft" beschwert sich Justizrat Dr. Sello in einem Aufsatze „Tribunal oder Szene" mit Recht über die Gepflogenheit der Berichterstattung, alle möglichen Äußerlichkeiten einer Gerichtsverhandlung wiederzugeben, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit namentlich Heiterkeitserfolge im Gerichtssaal zu registrieren und auf diese Weise das Ansehen der Justiz herabzudrücken. Im „Daheim" stellt ein alter „Europabummler" Betrachtungen an über das „Wesen der Nationen" und sagt dabei u. a.: „Ich lese soeben in meinem Leibblatt über den in ersten Höschen wandelnden jungen Zarewitsch, und als das



Im Schweisse ihres Angesichts — Heinrich Gärtner

offenbar Bemerkenswerteste wird erzählt, daß er bei seinem Regierungsantritt über ein ‚kolossales‘ Vermögen verfügen werde. Dahinter vertiefe ich mich in eine Weltstatistik der reichsten Erbinnen, und endlich folgen noch anderthalb Spalten über die Finanzverhältnisse des ‚glücklichen‘ Wilhelm Vogt, des von der Liebe seines Volkes getragenen ‚Hauptmanns von Köpenick‘.“ Und nun ein drittes. Ein Gegenstück zu den vorigen: Im „Kunstwart“ verbreitet sich Karl von Mangoldt über den Mangel an kleinen Freiheiten in Deutschland, den er auf das polizeiliche Bevormundungssystem zurückführt, und er schließt so: „Eine wie große Aufgabe auf diesem ganzen Gebiete der Presse zufällt, braucht kaum auseinandergesetzt zu werden. Sie sollte nicht nur die besonders krassen Fälle (des polizeilichen Bevormundungssystems) vor ihr Forum ziehen, sondern auch die ganze Frage in ihrer grundsätzlichen Bedeutung des öfteren behandeln.“

Damit kommen wir zu unserem Thema. Dort verliert sich die Presse in fabelhaften Kleinkram, um nicht zu sagen, in gewöhnlichen Klatsch, der mit Ernst und Würde der „siebenten Großmacht“ nicht mehr das Geringste zu tun hat, tischt Erzählungen auf, die das Niveau der Unterhaltung einer Kindsmagd kaum überschreiten. Hier wendet man sich eben so freudig wie naiv an dieselbe Presse, durch ihre gloriose Tätigkeit die Befreiung von dem inneren Feind, der polizeilichen Bevormundung, die so viele persönliche Querelen schafft, erwirken zu helfen. Ein so allgemein gehaltener Appell zeugt von gewaltiger Überschätzung der journalistischen Wirksamkeit unserer heutigen Tagespresse. Will man die Probe auf das Exempel wagen? Nur zu schnell dürfte der freudig auf die Wunderkraft der Presse Schwörende die bittere Erfahrung machen, daß die Majorität der sogenannten „siebenten Großmacht“ entweder spöttisch lächelnd oder zum mindesten mit einem mitleidigen Achselzucken über seinen Vorschlag zur Tagesordnung übergeht.

Diese Tagesordnung heißt für die Mehrzahl unserer täglichen Preßerzeugnisse: Sensation, dreimal unterstrichen: Sensation! Was für die alten Römer die Circenses waren, das bilden nach der Meinung des modernen Preßimpresarios für den Leser von heute katastrophale Meldungen, gleich auf der ersten Seite brühwarm serviert! Amerikanischer Zuschnitt aller Ereignisse von etwelcher Bedeutung! Liebevolle Behandlung jeder Wasser- und Windhose womöglich an leitender Stelle! Dahinter ein Grubenunglück und event. noch einen Eisenbahnzusammenstoß — dann ist man glücklich, und wähnt vom Leser die gleiche Empfindung. Die Erweiterung des mephistophelischen Rezepts: „Verlege dich auf Neuigkeiten, nur Neuigkeiten ziehen an.“ Neuigkeiten und Aufmachung, beides muß den Leser fesseln, muß ihn zur Lektüre reizen, ihn in Spannung halten. Und hat man es glücklich dahin gebracht, ihm eine Gänsehaut über den Rücken frieren zu lassen, dann schwelgt das Herz dieses neumerkantilen Journalisten in Seligkeit, und er betrachtet sein Tagewerk mit Schöpferblicken und siehet, daß alles gut ist! Raum für ernste politische Erörterungen? Kennt er nicht! Verlangt der Leser gar nicht! Das Gemüt dieses Lesers etwa durch eine Kritik politischer Mißstände alterieren? Man denkt gar nicht daran! Warum ihn durch einen temperamentvollen Leitartikel über Steuergesetzgebung, agrarische Anmaßung, über die Mißwirtschaft der Konservativen, über Mängel in unserer Rechtsprechung, über die Maschinengewehre im Mansfelder Streik und andere heroische Maßnahmen der Regierung in Unruhe versetzen? Man ist doch königs- und regierungstreu! Und nun gar gegen das polizeiliche Bevormundungssystem vom Leder zu ziehen? Da müßte man ja literweise Tinte getrunken haben! Soll er seine Leserschaft einbüßen, die er mit so viel Kniffen und Finessen in die politische Schlafrockatmosphäre eingelullt hat?! All seine Mühe durch „zersetzende Kritik“ wieder vernichten?! So dumm! Was anders war's denn, als das polizeiliche Gängelband, das den Leser willig zu dieser Lektüre führte, das ihn für diese geistige Kost erst fähig machte, reif werden ließ? Man müßte ja ganz und gar auf den Kopf gefallen sein, wollte man dagegen opponieren! So ungefähr spricht er oder denkt er.



Und von seinem — geschäftlichen! — Standpunkte aus hat er recht. Das polizeiliche Bevormundungssystem ist in Preußen-Deutschland traditionell geworden. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort". Und der junge Staatsbürger wächst in diese Erbschaft hinein, fühlt sich von seines Lebens erstem Gange an von ihr behütet und liebevoll warnend umgeben. Er wird es nicht anders gewöhnt, als jeden seiner Schritte und Tritte durch Ge- und Verbote — namentlich von den letzteren! — gelenkt zu sehen. Er kommt über gemeindliche oder berufliche Kirchturmsinteressen nicht hinaus, in der Großstadt noch weniger als im kleinen Kreis, da dort im Strudel lachender Vergnügungen sein bißchen Anteilnahme am öffentlichen Leben sich vollends verliert. Tausende und Zehntausende denken so. Die einfachsten Formen des politischen Lebens, die grundlegenden Bestimmungen der staatlichen Verfassung und Verwaltung bleiben ihnen für immer böhmische Dörfer. Selbst der Besitz auch nur oberflächlicher Kenntnis der wichtigsten Gesetze reizt sie nicht im geringsten. Stimmvieh bei den Wahlen, wenn sie nicht auch für diese Tätigkeit zu schwerfällig und indolent sind! Zu rechter Zeit fällt ihnen dann die parteilose Presse in die Hände! Siehe — darin erkennen sie sich wieder, wie in einem Spiegel! Das ist Geist von ihrem Geist und Fleisch von ihrem Fleisch. Und sie abonnieren! Das ist der politische Sündenfall so unheimlich vieler Durchschnittsdeutschen! Und damit sind sie gewöhnlich rettungslos ein für allemal für politische Wirksamkeit verloren, wenn sie nicht durch irgend ein persönliches Erlebnis polizeilicher Annäherung aus ihrer Lethargie aufgerüttelt werden. Die große Masse bleibt blind und unempfänglich und läßt sich ruhig von der Polizei hin und her schubsen. Zehn Millionen Polizeistrafen werden alljährlich in Deutschland verhängt (festgestellt auf der letzten Tagung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung!). Also jeder vierte straffähige Bürger erfährt die liebevolle Zartheit der polizeilichen Fürsorge am eigenen Leibe! Sollte nicht diese Tatsache allein schon eine durchgreifende Erweckung des politischen Gewissens zur Folge haben? Ja, mit dieser Frage mag derjenige leicht bei der Hand sein, der sich erkühnt, über dies und das seine eigene Meinung zu haben und der der Ansicht zuneigt, daß sich in den Regierungstaten auch nicht immer die Weisheit und Unfehlbarkeit rein kristallisiert! Aber wer will dem im patriarchalischen Polizeistaat zur Unmündigkeit Aufgesäugten das Augenfällige dieser Betrachtung beibringen? In seiner Presse liest er davon kein Sterbenswörtchen!

Und diese Presse soll nun mit dazu beitragen, dem Bevormundungssystem den Garaus zu machen! Das liest sich wahrhaftig wie ein guter Witz! Als ob nicht gerade in dieser Presse, dieser harm-, partei- und meinungslosen Presse, jene Beschwichtigungs- und Einschläferungspolitiker säßen, die die Geschäfte der polizeilichen Bevormundung vollenden! Ihre „Politik" ist es ja gerade, das Volk in seiner Abhängigkeit von jenem System, in seiner Denkträgheit, in dem Gefühl zu erhalten, daß der Staat in allen seinen Anordnungen und Instanzen alles brav und schön und untadelig macht! Nie ist der deutsche Michel so vermichelt gewesen, wie durch den unheilvollen Einfluß dieser Presse! Die Presse von heutzutage ist ein wunderschöner grüner Baum, den jeder offiziöse Windstoß so ziemlich all seiner Blätter beraubt!

Diese im offiziösen Winde wild umherflatternden Blätter — das ist zum überwiegenden Teil die „siebente Großmacht" der Masse! Und diese Masse umtanzt in bewundernden Freudentaumel die rasende Schnelligkeit der Berichterstattung ihrer Großmacht, wie Moses' Semiten das goldene Kalb! Mußten sich nicht Tausende von ihnen finden, die voll Empörung über die Wochenbettartikel aus den Niederlanden ihrem Leibblatt schrieben: „Verschonen Sie uns in drei Teufels Namen mit diesem Zeug"?! Nein, man schwieg, las und staunte, und trieb die Verschlagenheit des Reporters an, sich bei Kammerfrauen, Dienern und Nachtwächtern zu prostituieren. Und man las, verschlang, gierte danach, was d i e vom Dunkel des jungen Lebens enthüllen mochten. Man zetert bei uns über fremdländische Ereignisse, die der politischen Freiheit des Volkes Abbruch tun, regt sich über Ferrer auf und begeifert die von der Zensur geblendete Spanierpresse. Freut sich bei uns über den Deutschen, der dem Kaiser ins Auge blickt

und sofort bereit ist, alle Steuern bis auf den letzten Pfennig und darüber zu bewilligen. Und vergißt, daß dies die Reinkultur des Effekts dieser Art Presse ist!

Auf diesen Effekt aber arbeitet ein Teil der Leserschaft selber mit hin. Es gibt auch ehrliche Farmer in diesen Preßkulturen, die eine Mission zu erfüllen glauben in der vegetarischen oder meinetwegen homöopathischen Abfütterung der Massen. Er weiß, sie verlangen keine Kritik, sie wollen gar keine andere Kost, außer der saftigen Zubereitung von Sensationsnachrichten. Das Verlangen nach Aufklärung ist nach der Meinung einer Überzahl von Lesern nur Schreierei unbequemer Leute. So werden sie Tag für Tag mit Sensationen liebevoll aufgepäppelt und zur Gedankenlosigkeit aufgezogen, zu willigen Staatsbürgern, die ohne Murren ihre Steuern zahlen, wenn ihre Zeitung dafür stimmt, und die sich nicht mucksen, wenn in den Blättern der Linken und vielleicht auch der Rechten der tollste Lärm tobt. Sie gehen unbekümmert um alles, was Politik und staatliches Interesse heißt, durch die Welt, wenn sie nur rechtzeitig wissen, wo das jüngste Erdbeben stattgefunden hat, wann das Haupt des letzten Raubmörders fällt und wann in diesem oder jenem fürstlichen Hause wieder ein freudiges Ereignis bevorsteht. Man hat die Presse aufgerufen, für sexuelle Aufklärung zu wirken. Bei der Leserschaft dieser Presse würde man mit dem Beginnen schön ankommen! Sie verlangt diktatorisch, daß der Storchglaube als Dogma erklärt wird! Es gibt nikotinfreie Zigarren und coffeinfreien Kaffee und es gibt charakter — freie Zeitungen. Bloß daß die letzteren vergiftend wirken, während bei den ersteren die giftigen Wirkungen eliminiert worden sind. Die farblose Presse ist in ihrem ganzen Gehaben ein Rückschritt in die Kulturniederungen der Biedermeierzeit, und sie findet ihre Unterstützung in dem Heer der Kulturstutzigen, die ihre Zopfigkeit unter Michels Zipfelmütze verbergen zu können glauben. Es ist angesichts dieser Presse und ihrer Leserschaft wirklich nicht leicht, dem polizeilichen Bevormundungssystem erfolgreich zuleibe zu gehen. Die Gebildeten und Aufgeklärten haben ihre Presse, die lauter und voll Kampfesmut die Interessen der Kultur verficht. Aber bevor man jenes große Heer der Meinungslosen und freiwilligen Duckmäuser zu einer Attacke gegen das System der polizeilichen Mundschaft gewinnt, muß es erst heißen: Herunter mit der Nachtmütze! Herunter mit dem Zopf! Dann erst kann dieser Masse, diesen politischen Heiden, die Mission der Aufklärung gebracht werden. Die Presse, die wir mit Achtung „siebente Großmacht" nennen, dringt über den Kreis ihrer Leserschaft nur selten hinaus, da jeder Leser das Blatt hat, das er verdient. Der Kampf der Aufklärung muß von unten herauf begonnen werden. Die Schule muß den Grund legen zu politischem, zu staatswissenschaftlichem Denken, muß den Grund legen zur Liebe für die Beschäftigung mit bürgerlichen und staatlichen Interessen. So nur kann eine politische Erweckung der Geister erfolgen und die Teilnahmlosigkeit beseitigt werden. Die Schärfung des politischen Gewissens wird dann durch die ernste Presse schon vorgenommen werden. Und ganz von selber wird sich die Zahl jener verlieren, die Atzung suchen bei der Preßamme für politische Kinder.

Friedrich Beyer



Ludwig II., Richard Wagner und die bayrische Hofkamarilla

Soeben ist ein neuer Band der Briefe Richard Wagners erschienen, betitelt „Richard Wagner an Freunde und Zeitgenossen". (Herausgegeben von Erich Kloss. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.) Mit diesem Bande sind die Briefpublikationen aus dem Archiv des Hauses Wahnfried vorläufig abgeschlossen.

Aus dem sehr reichen Inhalt des über 600 Seiten starken Buches ragen zwei Briefe von außerordentlich bedeutsamem politischem Inhalt hervor, die für den Leser völlig neu sein dürften.

Wie es am Beginn der Regierung König Ludwigs II. in Bayern stand, ist im allgemeinen bekannt. In den letzten Jahren sind durch die hierauf bezüglichen Kapitel in Glasenapps Wagner-Biographie, sowie auch durch Sebastian Röckls Schrift über König Ludwig jene Zustände deutlich erhellt worden. Aus diesen und anderen Publikationen (so z. B. auch aus den Briefen Hans von Bülows und Peter Cornelius') ist überzeugend klar geworden, daß es Richard Wagner geflissentlich und mit ausgesprochener Absicht vermied, in die inneren und äußeren politischen Verhältnisse Bayerns einzugreifen.

Dennoch war der Hofpartei, dem Klerus und der ultramontanen Presse natürlich der intime Umgang des jungen, liberal gesinnten Königs mit Wagner, dem „Preußen" und „Protestanten" im höchsten Maße verdächtig und beunruhigend. Wie weit dieses Mißtrauen ging, ersah man auch besonders daraus, daß der vom König auf Wagners Wunsch lediglich als Direktor der Musikschule und Opernkapellmeister nach München berufene Hans von Bülow als — „verkappter Emissär Bismarcks" verdächtigt wurde. Diese leider meist wider jedes bessere Wissen, also mit bewußter Perfidie gepflegten Anschauungen wurden nun mit geflissentlichem Nachdruck dem bayerischen Volke aufoktroyiert! Anderseits suchte man natürlich zwischen dem König und Wagner unbedingte Zwietracht zu säen.

Das edle Freundschaftsverhältnis zwischen Fürst und Künstler dauernd zu stören, gelang nun der Kamarilla n i c h t. Wohl aber hatte man den jungen König durch die gänzlich falsche Vorspiegelung einer drohenden Revolution (falls Wagner München nicht verlasse) dahin gebracht, daß er schweren Herzens in die Entfernung seines Freundes aus der Hauptstadt willigen mußte — ein Schritt, den der ideal gesinnte junge Fürst mit den schönen und rührenden Worten motivierte: „Ich will meinem teuren Volke zeigen, daß sein Vertrauen, seine Liebe mir über alles geht." — Unbedingt fest steht heute, daß es nie zu jenem dem Könige in so perfider Weise vorgespiegelten „Ausbruche des Volksunwillens" gekommen wäre. Der Sinn des Volkes und besonders der Münchener war viel zu gesund, um die Treibereien der politischen und geistlichen Dunkelmänner nicht zu durchschauen: Die „schillernde Seifenblase des angeschürten Volkswillens" war bald zerplatzt. Völlig unberührt von den in München stattgehabten Verwirrungen war namentlich das Landvolk geblieben. Aber die Kamarilla hatte gesiegt. Sonntag den 10. Dezember 1865 verließ Wagner nach 1½jährigem Aufenthalte München, um nie wieder dauernd dorthin zurückzukehren. Er wandte sich nach der Schweiz. König und Künstler aber blieben, abgesehen von einigen späteren Mißverständnissen mehr künstlerischer Natur, in steter Freundschaft verbunden.

Diese kurze Zusammenfassung geschichtlicher Tatsachen muß vorausgeschickt werden, wenn man die nachfolgend hier abgedruckten Stellen aus den beiden „politischen" Briefen Wagners verstehen will.

Gerichtet sind die Briefe an Dr. Schanzenbach, der in der Münchener Epoche Wagners Hausarzt war und damals mit den maßgebenden politischen Faktoren, besonders mit dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe, enge Fühlung hatte. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß der Inhalt der Briefe hauptsächlich für Hohenlohe bestimmt war.

Der König hatte stets, auch während des ganzen Jahres 1866, auf Wagners Rückkehr nach München gerechnet und ihm sogar sein Haus in der Briennerstraße aufbewahrt. Nachdem Wagner ausgesprochen, daß er dem königlichen Wunsche nicht willfahren könne und möge, heißt es: „Die in bezug hierauf zu treffende Übereinkunft wird dazu dienen, mir einige nötige Ruhe und genügende Befriedigung zu geben, so daß mein Verhältnis zu dem Könige von Bayern einen für keinen Minister der Welt anstößigen und selbst die pöbelhaft verhetzte öffentliche Meinung wohl beschwichtigenden Anschein gewinnen soll. Und daß es eben nur diesen Anschein gewänne, kann mir, der ich durch jenes außerordentliche Verhältnis in einen Kreis von Beunruhigungen und Agitationen gezogen worden bin, d e n e n i c h d u r c h j e d e V o r k e h r u n g a u f d a s a n g e l e g e n t l i c h s t e a u s w i c h, und der ich dadurch auf eine Weise

gepeinigt worden bin, daß ich die gemeinste bürgerliche Not dem vorzuziehen gesonnen bin, nur erwünscht sein und einzig erstrebenswert dünken."

Nach dieser das Persönliche erörternden Einleitung spricht sich Wagner in sehr überzeugten und anfeuernden Worten für die feste Stabilierung des Königtums aus: „Die dem königlichen Ansehen und der monarchischen Würde jahrelang zugefügten schamlosen Verunglimpfungen und Preisgebungen müßten in der Art gerächt werden, daß vor allem die königliche Würde fest und ehrfurchtgebietend als einziges und letztes Palladium des so sehr bedrohten bayerischen Staates anerkannt werde!"

Der Hauptinhalt des Briefes ist die Tatsache, daß König Ludwig bereits nach dem unglücklichen Ausgange des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 abdanken wollte und daß nur Wagners ganz energischer Einspruch diesen Schritt verhindert hat! Bayern, d. h. das Ministerium von der Pfordten, hat damals ein frivoles Spiel gespielt: hatte es erst — durch den Kabinettssekretär (nachmaligen Minister) Lutz — eine „Übereinkunft mit Bismarck und der neuen preußischen Tradition" versucht, „da man sich auf Österreich nicht verlassen könne", — so hielt man später doch zu Österreich, als dieser Gedanke aussichtsvoller schien. Der Minister von der Pfordten ließ sich ein künstlich erreichtes „akklamierendes Votum" der Kammer abgeben, das seine österreich-freundliche Politik billigte. So ward der König getäuscht und in den Krieg verwickelt, „der dem Lande 60 Millionen kosten und Land- und Ehrenverlust einbringen sollte". Nun fährt Wagner fort: „Da teilt mir — nach dem Frieden — der König durch den Telegraphen — durch den Telegraphen! — seinen Entschluß mit, die Krone niederzulegen und — zu mir zu kommen! So weit hatten also diese Elenden den einzigen deutschen Monarchen gebracht, auf den jeder, der ihn näher kennt, noch die letzte Hoffnung auf Deutschland begründen muß!! Ich erklärte ihm, daß ich gänzlich vor ihm verschwinden würde, wenn er seinen Entschluß ausführte: in meiner Verzweiflung gab ich ihm den einzigen Rat, sofort dem Fürsten von Hohenlohe sich anzuvertrauen, ihm seine Lage zu entdecken, und seinen Rat über dieselbe, sowie über die Angelegenheiten des Landes einzuholen." —

Dem Könige war dieser Rat anfangs nicht recht; auf Wagners erneute und ernstliche Vorstellungen, daß nur „ein unabhängiger Mann, der wirklich eine Meinung und einen Willen habe", und zwar ein solcher aus „den Reihen der echten und wirklichen Aristokratie" helfen könne, fügte er sich aber.

Hiernach sind Wagners persönliche Verdienste um Bayern und damit auch um unser Vaterland unverkennbar; der Fürst Hohenlohe hat sich gerade in seiner Wirksamkeit als bayerischer Ministerpräsident bewährt. Es ist die erfreulichste Etappe seines Lebens und politisch seine glücklichste und erfolgreichste Zeit gewesen. Wenn man also überhaupt von einem „politischen" Einflusse Wagners auf König Ludwig spricht, so ist dieser, wie aus dem hochwichtigen Briefe hervorgeht, ein durchaus heilsamer, für Deutschland glücklicher gewesen.

Welche unglaublichen, fast an Unterschlagung grenzenden Verhältnisse damals am Hofe herrschten, darauf wirft der letzte Teil des zweiten, den ersten Brief ergänzenden Schreibens ein grelles Schlaglicht. Es heißt da: „Und nun noch eine Bitte um Aufklärung. Wie kommt es, daß Ihre (Dr. Schanzenbachs) Briefe und die des Königs an mich oder Fr. v. B. (Frau Cosima von Bülow) von der gleichen Hand kuvertiert und gesiegelt werden? Das ist ein höchst sonderbarer Fall. Noch dazu erhielt ich in dem beiliegenden Kuvert an Fr. v. B. einen bereits am 6. Februar geschriebenen Brief des Königs erst am 17. d. M. zugesandt. Der König teilte mir mit, daß jetzt Graf Holnstein seine Briefe an mich vermittle. Wie kommen Sie zu der gleichen Vermittlung? Bitte ein Wort!" — Diese Vorkommnisse erklären vieles, auch die Möglichkeit der hier erzählten historischen Tatsachen.



Der Rembrandtdeutsche

In den neunziger Jahren erregte ein Buch „Rembrandt als Erzieher" ungeheures Aufsehen. Niemand kannte den Verfasser, erst allmählich verbreitete sich die Kunde, daß es der am 26. März 1851 in Hadersleben geborene, am 30. April 1907 gestorbene Dr. August Julius Langbehn war. „Wer zuerst der Welt Langbehns Namen verriet," erzählt Cornelius Gurlitt in der „Zukunft", „weiß ich nicht. Nach einer Zeit des Herumratens wurde es ziemlich allgemein klar, wer der Autor sei. Nur kannten nicht eben viele den Mann selbst. Dieser wehrte sich, soweit es die Wahrheit zuließ, mit Ableugnen. Als ich kurz vor dem Erscheinen des Buches in einer Besprechung andeutete, daß ich den Verfasser kenne, warnte er mich durch ein Eingesandt an die Redaktion, frühere Beziehungen zum Bruch seines Geheimnisses zu benutzen. Als in den Zeitungen die Nachricht erschien, der Autor heiße Langbein, ließ er, die falsche Schreibung des Namens benutzend, diese Nachricht dementieren.

Dagegen entwickelte sich unter der Deckadresse der Leipziger Verlagsbuchhandlung oder postlagernd ein Briefwechsel mit seinen Verehrern, denen er aber nicht seinen Namen, nicht einmal seinen Wohnort nannte. Für seine alten Freunde verschwand er nun vollständig. Briefe, von denen er fürchtete, daß sie ihn verraten könnten, forderte er zurück. Der Kampf um die Anonymität mehrte seine Vereinsamung. Er behielt seine Wohnung am Seidnitzerplatz. Aber er hielt sich nachts nicht dort auf. Wo er schlief, wußte niemand. Er beschäftigte einen Schreiber, wechselte ihn aber oft, damit keiner Einblick in sein Tun erlange. Seine Wirtin mußte an ihn adressierte Briefe abweisen. Er sei verzogen. Die Wirtin sorgte sich seiner Nervosität und Hypochondrie wegen. Ja, er wurde ihr unheimlich. Aller Verkehr früherer Bekannter mit ihm hörte auf. Selbst der mit Hirschfelds Verlagsanstalt trübte sich bald. Schon 1900 war die Firma gezwungen, amtliche Recherchen bei allerlei Behörden anstellen zu lassen, da er jeden Verkehr abgebrochen hatte, auch amtliche Briefe ihn nicht erreichten, seine Adresse nicht zu finden war.

Noch einmal trat er 1890 hervor, als Nietzsche erkrankt war. Man kennt aus der Nietzscheliteratur sein eigenartiges Eingreifen in die Behandlung des Philosophen. Langbehn kannte Nietzsches Werke, hielt sich aber von einer Beeinflussung durch ihn fern, da er sich nicht als Schüler Nietzsches fühlte und nicht dafür gehalten werden wollte. Seine Berechtigung, in die Pflege des kranken Geistesgenossen einzugreifen, entnahm er aus seiner Erfahrung in diesen Dingen. War doch seine Mutter, wie mir berichtet wird, im Irrsinn gestorben. 1891 erschienen bei Glöß in Dresden seine ‚Vierzig Lieder von einem Deutschen', auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte. Er übergab dem Verlag eine Gedenktafel, die die Tatsache festhalten sollte, daß die Gedichte in ihrer Offizin gedruckt worden seien. Die geringe Notiz, die die Welt von den Gedichten nahm, hat ihn tief verstimmt. Nicht minder, daß die Staatsanwaltschaft eine Untersuchung wegen angeblicher Unsittlichkeit der Verse eröffnete. Später wurde das Verfahren eingestellt. Obgleich sonst die Verbindungen zwischen uns abgeschnitten waren, ließ Langbehn mir einen Abzug des Buches zugehen.

Nun beginnt eine unaufgeklärte Zeit der Reisen. Die Nachricht, daß Langbehn hier oder da gesehen worden sei, daß er aber einer Ansprache ausgewichen sei, tauchte unter seinen Freunden vielfach auf. Aus späterer Zeit sind mir Andeutungen zugegangen, als wenn die Reisen mehr zu Wallfahrten geworden seien. Dabei scheinen sie in weite Fernen gerichtet gewesen zu sein. Eine Spur weist auf die spanisch-französische Grenze (Lourdes?), die andere auf Jerusalem. Von dem Fortgang seiner geistigen Entwickelung werden vielleicht noch seine unter Deckadressen versandten Briefe an Verehrer zu erzählen haben. Der mystische Zug in seinem Wesen gewann unverkennbar immer stärkeren Einfluß auf sein Denken. Vor mir liegt einer dieser Briefe. ‚Ruhe ist die erste Geistespflicht', sagt er dort. ‚Der Mensch soll sich stets und überall in nächster Beziehung zum Weltgeist, dem Geist des Ganzen, fühlen'. Und dieser Weltgeist hat aus ihm gesprochen. Er zog sich zurück von der Welt, der er als Organ des Weltgeistes gedient hatte:

dieser Gedankengang wies auf die großen Mystiker des Mittelalters; er dürfte ihn zum Katholizismus hingelenkt haben. Es besteht kein Zweifel darüber, daß er in aller Form zum Katholizismus übergetreten ist. Das dürfte in den neunziger Jahren geschehen sein. Wäre er nicht Katholik gewesen, so hätte ihn der katholische Pfarrer von Fürstenfeldbruck nicht auf dem katholischen Kirchhof zu Puch begraben dürfen.

Ob Langbehn in irgend einer Richtung auch später produktiv tätig war, weiß ich nicht. Er hat nach meinen Nachrichten stets ‚fleißig studiert'. Daß es sich dabei lediglich um ein Aufnehmen gehandelt habe, ist schwer glaublich für den, der seinen inneren Drang zum Äußern des in ihm fertig Gewordenen kennen gelernt hat. Ich würde also keineswegs erstaunt sein, wenn stark mystisch gefärbte Arbeiten zum Vorschein kämen, in denen er seine in katholischem Sinn gewandelten Anschauungen niederlegte.

Im Juni 1900 lebte Langbehn in Würzburg, anscheinend in auskömmlichen Verhältnissen. Er bewohnte zwei schöne, große Zimmer und hielt ein drittes für einen zu erwartenden, jedoch nie eingetroffenen Freund frei. Der Wirtin machte er einen so unheimlichen Eindruck, daß sie sich um Rat und Hilfe an Verwandte wendete. Schon seine inständige Bitte, ihn nicht polizeilich anzumelden, machte sie stutzig. Andere Beobachtungen ließen sie zu der Ansicht kommen, daß sie nicht, wie sie anfangs glaubte, einen Verbrecher, wohl aber einen Irren beherberge. Er sah sich von Mördern verfolgt, von Teufeln bedroht. Eine Reihe von Beobachtungen, die seine Hausgenossen an ihm machten, lassen ihre Furcht, einen Kranken zu beherbergen, leider nicht unbegründet erscheinen. Im Sommer lebte er in Lohr am Main, dort allgemein für einen Irrsinnigen von ausgesprochen katholisch religiöser Färbung gehalten. Man wies scheu auf den Mann, der in einem weiten, orientalischen Beinkleid, mit stets aufgespanntem, den Blick Vorbeigehender abhaltenden Schirm auf der Straße erschien, vor jedem Madonnenbild im Gebet niedersank, den Rosenkranz nie aus den Händen kommen ließ. Man erfuhr von seinen Wirtsleuten, wie sonderbar er es zu Hause treibe, wie ängstlich er sich vor feindseligen Angriffen schütze, selbst den harmlosesten gegenüber, wie eigentümlich seine (wie es scheint, ganz vegetarische) Ernährung war, welchen Wert er auf die anderen bedeutungslos erscheinenden Dinge legte, die ihn im Haushalt umgaben. Den Lorcher und den Würzburger Wirtsleuten begann es zu grauen, so daß sie ihm kündigten. Ungern verließ er die Stadt mit ihren schönen Waldungen im Spessart. Man trieb den Scheuen weiter. Er zog nach Koblenz. Aber dort, wie sonst, habe ich keine Spur mehr von ihm auffinden können. Zuletzt wohnte er in einem kleinen Gasthofe in München.

Meine Nachrichten über diese Tage Langbehns habe ich von einwandfreien Leuten, die freilich damals nicht wußten, wer der sonderbare Fremde sei, die auch nur sein Treiben zu beobachten Gelegenheit hatten, nicht aber ihm geistig näher traten. Aber sie berichten auch, daß er zu jener Zeit noch in brieflichem Verkehr mit hervorragenden Männern stand, und zwar nicht bloß mit hohen katholischen Geistlichen, sondern zum Beispiel mit Theodor Mommsen. Dessen Briefwechsel ist jedoch für fünfzig Jahre gesperrt.

Der Direktor a. D. Roloff in Freiburg im Breisgau teilte in der Münchener Zeitschrift ‚Hochland' mit, daß Langbehn in dem bayerischen Städtchen Rosenheim im Gasthof ‚König Otto' an Magenkrebs plötzlich gestorben und auf seinen Wunsch in Puch bei Fürstenfeldbruck vom dortigen Pfarrer Grastl am 3. Mai 1907 begraben worden sei. Auf einer Reise nach Tirol war er am 20. April nach Rosenheim gekommen, krank, begleitet von dem Münchener Maler Momme Nissen. Dieser hielt ihn streng verborgen. Der Arzt wurde erst am 30. April vormittags gerufen. Er fand Langbehn bereits als Leiche.

Auf dem Kirchhof zu Puch steht eine alte hohle Linde, in der einst eine Heilige, Edigna, gehaust haben soll. Unter dieser Linde wollte Langbehn begraben sein. Ein einfaches Eisenkreuz bezeichnet das Grab, das die Zeichen trägt

J. A. L.
geb. 1851 † 1907.

Wozu diese Inschrift? Hunderttausende liegen in deutscher Erde begraben, ohne daß ein Zeichen an ihren Namen erinnert. Wollte Langbehn ein solcher Vergessener sein?

‚Wenn Ihr nur wüßtet, wer ich bin!' sagte er so oft. Dasselbe Rätselspiel noch im Tode. Hinter dem krankhaften Verstecken die stille Sehnsucht, durch alle die Geheimnisse hindurch doch entdeckt zu werden."

Der Verfasser bittet zum Schluß alle, die Langbehn kannten, ihm (unter der Adresse Dresden, Kaitzerstraße 2) Nachrichten zugehen zu lassen.



Ein Schandfleck

In einer „Silvesterbetrachtung für unsere Staaten und Völker" schreibt Dr. H. Christ-Socin, Vizepräsident der schweizerischen Liga für die Eingeborenen des Kongobeckens, in der „Christlichen Welt":

Seit 1891, wo der Unternehmer des blutigen Kautschukgeschäfts und spätere Souverän des sogenannten Kongofreistaats, Leopold II., die Handelsfreiheit aufhob, das Staatsmonopol einführte, die Eingeborenen allen Eigentums beraubte und sie zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte, haben die Erträgnisse aus dem Raube der Landesprodukte: Kautschuk, Elfenbein, Kopal usw. unerhörte Summen erreicht: nach Professor Cattier aus der Krondomäne Leopolds allein 71 Millionen Franken in zehn Jahren. Dafür ist die Entvölkerung des Landes und der Ruin des Volkes in den achtzehn Jahren seit Einführung dieses Systems nunmehr nahezu vollendet. Alle die unzähligen Berichte der fremden Konsuln, der im Kongo bestehenden katholischen sowohl als protestantischen Missionen, der Reisenden und der wenigen Kongobeamten, die den Mut zu Enthüllungen fanden, stimmen darin durchaus überein. Das belgische Kongobecken ist so groß als Europa ohne Rußland, und man schätzte zur Zeit seiner Besitznahme durch Leopold II. seine Bevölkerung auf 25 Millionen. Schon 1895 waren die einst dicht bewohnten Flußufer auf Tagereisen menschenleer, und heute wird die Volkszahl bald auf 4, bald auf 5, höchstens noch auf 9 Millionen geschätzt. Die letzte große Verheerung ist die des Kasai im Südwesten des Kongobeckens, wo eine Gesellschaft, die halbpart mit dem Staat Belgien die Ausbeutung betreibt, das schöne und hoffnungsvolle Volk der Bakuba zerstört hat, indem den Leuten verwehrt ist, ihren Lebensbedarf an Yams zu bauen, da sie alle ihre Zeit im Wald mit der Jagd nach Kautschuk zubringen müssen. Dabei wird die Liane abgeschnitten und selbst ausgegraben, so daß ganze Provinzen bereits des Kautschuknachwuchses und das Land seiner letzten Hilfsmittel beraubt ist. Heute ist der belgische Kongo ein zerstörtes, bis aufs Mark ausgeschlachtetes Land, und die Reste der einstigen Bevölkerung werden durch die Folgekrankheit des Elends, besonders die Schlafkrankheit, noch völlig aufgezehrt. Man irrt, wenn man sich besonders aufhält über die tausendfachen blutigen Greuel, die Einsperrung der Weiber als Geißeln für ihre Männer, d. h. für die sonst in den Urwald fliehenden Sklaven, über die Verbrennung der Dörfer. Es sind nicht diese einzelnen Grausamkeiten; es ist vielmehr das unerbittliche, förmlich wissenschaftlich durchgeführte System der rastlosen Zwangsarbeit unter dem Terrorismus bewaffneter Kannibalen, was das ganze Leben dieses Volkes geknickt hat. Ohne das mindeste Äquivalent, denn in den 24 Jahren der Herrschaft Leopolds hat er nichts für Schulunterricht, und nur Erbärmliches für sanitäre Hilfe getan. Eine große Saugmaschine am Körper des Volkes: das ist der Kongofreistaat gewesen und das ist die belgische Kongokolonie noch heute. An Kautschuk allein wurde 1908 wiederum für 40 Millionen Franken in Antwerpen eingeführt. Denn die Übergabe an Belgien im Oktober 1908 hat nicht Wandel geschaffen; wie konnte sie auch? Der Souverän des Frei-

staats regierte ja auch die Kolonie, er ernannte den Kolonialminister, denselben Herrn Renkin, der Administrator einer der berühmten Ausbeutungsgesellschaften, der Société des grands Laos war, und er ernannte die Majorität des Kolonialrats. Die belgischen Kammern haben lediglich das ihnen vorgelegte jährliche Budget zu — genehmigen.

Dies ist die Lage: ein gänzlich ruiniertes Land; der Kern und Hort und Ursitz der schwarzen Rasse, der unter einer weisen und humanen Verwaltung aufgeblüht wäre, zertreten und ruiniert!

Das ist aber lange nicht alles. Das Beispiel einer solchen glänzenden „Erschließung“ hat ansteckend gewirkt: Gold und Schmeichelei und die Macht des Beispiels hat auch Frankreich ermutigt, den französischen Kongo, das ungeheure Gebiet vom Ogowe bis zum Tschad, in genau gleicher Weise auszusaugen und es an nicht weniger als 40 Konzessionsgesellschaften auszuliefern, die nun nicht weniger als 66 Millionen Hektar „bearbeiten“ und genau die gleiche volksmörderische Tyrannei auf die Bevölkerung legen, wie dies der erlauchte Nachbar im belgischen Gebiet mit solchem Erfolg durchführte. Morden, Brennen, Schänden und Verhungernlassen der gefangenen Weiber, Zersprengen unliebsamer Leute mit Dynamitpatronen: alles das ist in diesem französischen Kongo auch in Übung. So entsetzlich wurde der Skandal, daß man sich endlich gezwungen sah, den Gründer der Kolonie, den edeln De Brazza, als Untersuchungskommissär nach dem Kongo zu senden. Er starb vor der Rückkehr am gebrochenen Herzen über das, was er sah: sein Bericht wurde unterschlagen, und nur durch seinen Begleiter, Professor F. Challaye, wissen wir, welche entsetzliche Dinge da geschehen. Auch hier ein gebrochenes, ruiniertes Volk. (Siehe F. Challaye, Le Congo français. Paris, Alcan 1909.)

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Wenn im belgischen Kongo der Nachbar die Schwarzen als Kulturdünger aufbraucht, warum sollen die Portugiesen an der Südgrenze nicht das gleiche Recht haben? Und so ziehen denn, natürlich unter dem gleißnerischen Schein humanster Anstellungskontrakte, die Sklavenrazzien ohne Unterlaß durch das ungeheure Hinterland des portugiesischen Angola an die Küste; bleichende Skelette und weggeworfene Fesseln bezeichnen ihren Weg; das überlebende Material wird auf die Inseln S. Tomé und Principe verteilt, wo, dank der stets erneuten Zufuhr, die schönsten Kakaopflanzungen der Welt betrieben werden, die ein Fünftel der ganzen Weltproduktion dieses Artikels liefern.

Das Fazit dieses Zustandes ist einfach, aber entsetzlich: das ganze Zentralafrika vom deutschen Südwest zum Tschad, von Gabun zum Tanganika, also die ganze Masse der Bantu-Rasse ist bereits ausgeraubt und zertrümmert, und auf weite Strecken sogar ganz entvölkert.

Lange hat das Preßbureau Leopolds alle Nachrichten über diese Zustände unterdrückt, Bestechungen mit vollen Händen ausstreuend; es haben sich auch große Herren, die den Kongo bereisten und denen nach Potemkinschem Muster nur der Kulturfirniß vorgewiesen wurde, in dieser feinern Weise bestechen lassen: aber im allgemeinen ist jetzt die Wahrheit doch an den Tag gekommen. Hundert Jahre, nachdem England unter namenlosen Kämpfen und mit einem Aufwand von zwanzig Millionen Pfund die Sklavenausfuhr aus Afrika nach seinen Kolonien abschaffte, fünfzig Jahre, nachdem Amerika es sich einen Bürgerkrieg kosten ließ, um seine Sklaven zu emanzipieren, haben drei europäische Mächte im Herzen Afrikas eine Raubwirtschaft mit Menschenleben eingeführt und schon Jahrzehnte fortgesetzt, gegen welche — nach Aussage der Kongoneger selbst — die Tyrannei der früheren arabischen Sklavenjäger nur ein ganz erträglicher, bescheidener Blutzoll war.

Wir wissen nun wohl, daß ein großer Teil der Presse diesen geschilderten Zustand als krasse Übertreibung bezeichnet: es sind die interessierten Kreise, es ist auch der brave Philister, der daran nicht glauben mag; denn was Menschen tun, mag der Mensch nicht hören, sobald es sein Gefühl von Anstand verletzt und seine Behaglichkeit gestört wird. Aber ich bin imstande, all das Gesagte und noch Entsetzlicheres im einzelnen zu belegen....

Und wer ist nun schuld an dieser neuen Barbarei?

Etwa nur Leopold II.? Ihm gebührt ja die Palme der Erfindung und Durchführung dieses Raubsystems, und er war sich auch — wie seine berühmte Rede in Antwerpen und andere Auslassungen zeigen — dessen mit Stolz bewußt. Aber nur ihm allein und seinen Helfershelfern? Leider nicht!

Sagen wir es offen: Schuld sind die Vertragsmächte samt und sonders, vorab England, Frankreich und Deutschland, welche am 26. Februar 1885 in Berlin jenen denkwürdigen aber nur zu sehr vergessenen Vertrag unterzeichneten, worin ausdrücklich im Artikel 6 bestimmt ist:

„Alle im Kongobecken beteiligten Mächte verpflichten sich, über die Erhaltung der eingeborenen Völkerschaften zu wachen, und über die Verbesserung ihrer moralischen und materiellen Existenz. Sie werden ohne Unterschied der Nationalität und des Kultus alle Einrichtungen und religiösen, wissenschaftlichen und wohltätigen Unternehmungen beschützen und begünstigen, welche ins Werk gesetzt werden, um die Eingeborenen zu bilden und ihnen Verständnis und Wertschätzung der Vorteile der Zivilisation nahe zu bringen."

Das ist nun doch die bündigste und bindendste Verpflichtung der Vertragsstaaten, wie man sie deutlicher nicht formulieren kann: zu wachen über die Erhaltung, das Wohlergehen und die Entwicklung des Kongovolks. Und wie haben nun die Mächte diese Pflicht verstanden und geübt? Es ist eine Schande für uns alle: sie haben sie ganz und gar vernachlässigt!

Zuerst England. Man wird uns einwenden, daß ja gerade England es ist, welches fort und fort mit Protesten, Noten, Beschwerden aller Art beim Souverän des Kongo und später bei Belgien vorstellig war und noch ist, um eine bessere Verwaltung durchzusetzen. Hat doch selbst König Eduard in seiner Thronrede vom 29. Januar 1908 die Unmenschlichkeit des Kongoregiments gebrandmarkt. Ja, der Worte viel und des Papiers noch mehr: aber kein Ernst, keine Taten!

Zwei Kreise Englands sind in dieser Sache scharf zu unterscheiden. Der eine setzt sich zusammen aus jener breiten Masse von Leuten, die, allen Klassen angehörend, von jeher feurig Partei nehmen für alles, was auf dem Erdball — den der Engländer ja im Grunde für den seinigen ansieht — irgendwo Unrecht leidet und bedrängt ist. Es sind die Leute, denen man 1807 die Abschaffung der Sklaverei verdankt, es sind die Quäker, die Independenten, kurz jene Männer, die wohl zuweilen große Irrtümer begehen, aber doch auch allen großen Gedanken zugeneigt und aller Opfer fähig sind. Wollte Gott, wir hätten auf dem Kontinent etwas mehr von solchen! Diesen gehörte ein Wilberforce, und heute ein Morel an; die leben und leiden für eine gute Sache. Diese Kreise sind es, welche in England das Feuer schüren und die Regierung förmlich zu ihrem Gerassel mit Depeschen und Noten an Belgien zwangen.

Die zweite Potenz in England ist nun aber die Regierung, und daß es dieser im Grunde gar wenig Ernst damit ist, im Kongo Wandel zu schaffen: das ist es ja eben, was die Engländer so sehr erzürnt und bekümmert. Ganz offen bietet man in England herum, der Grund, daß die Regierung, also Sir Edward Grey, matt geworden in der Kongosache, sei kein anderer, als daß er sich im stillen mit Belgien über eine sehr vorteilhafte Konzession von Terrain zum Durchgang der Kap-Kairobahn über belgisches Gebiet in Katanga geeinigt, ja sich glänzende Kupferminendistrikte daselbst habe abtreten lassen.

In der Tat man muß staunen, über die Vehemenz früherer Staatsschriften Englands gegenüber Belgien, und über die jetzige Abflauung. Denn daß einsichtige Leute wie die des auswärtigen Amts in London die neuesten Reformvorschläge des Herrn Renkin für etwas anderes als Blendwerk ansehen könnten, ist ja im Ernst nicht anzunehmen. Herr Renkin verspricht Freigabe des Handels zwischen den Eingeborenen und dritten und Aufhören der Zwangseinlieferung des Kautschuk in abgestuften Epochen bis zu drei Jahren. Natürlich würde in diesen

drei Jahren auch noch das letzte Mark aus den Knochen der Schwarzen und die letzte Liane aus den Wäldern herausgeschunden, und dann kann ja der freie Handel in der leeren Einöde einsetzen! Nach all den Ableugnungen, die sich in der belgischen Kammer der damalige Justizminister Renkin zuschulden kommen ließ (les abus sont sans pertinence), ist diese Vermutung eine nur allzu gerechtfertigte. Ferner hat er erklärt, daß die Zwangsarbeit für Werke des Staats künftig statt einer fünfjährigen (tatsächlich lebenslänglichen) nur eine dreijährige sein solle. Soll man das als einen Fortschritt zur Freiheit begrüßen oder als eine Fortdauer der Sklaverei betrachten? Aber das Schlimmste, das alle Vorschläge des Ministers rein illusorisch macht, ist der Umstand, daß die grausamen Konzessionsgesellschaften, die ein gutes Dritteil des Riesenreiches ausbeuten, nach wie vor fortbestehen und es also in diesem Gebiet in allem beim alten bleibt. Über diese schweigt Renkin sich aus — er muß es auch, denn in der Abtrennungsakte des Kongo vom Souverän Leopold an den Staat Belgien sind ja die Konzessionsrechte dieser Gesellschaften ausdrücklich diesen vorbehalten, obschon sie damals schon sich dermaßen mit Verbrechen belastet hatten, daß jede sich selbstachtende Regierung sie hinwegfegen mußte. Und einen solchen Reformplan, dem auch der Belgier G. Lorand, der beste Kenner der Kongoverwaltung, allen Ernst abspricht (siehe Express de Liège vom 10. Dezember 1908) erklärt nun das offizielle England für die Erfüllung seiner Wünsche und Erledigung der ganzen Kongofrage!

Nein, Englands Regierung kann der schwere Vorwurf nicht erspart werden, ihr Wächteramt nicht ausgeübt, sondern die Kongobevölkerung im Stich gelassen zu haben. Und wie leicht wäre es damals gewesen, da noch der abenteuernde Unternehmer Leopold als Privatmann Souverän des Kongofreistaats war! Ein einziger Panzer vor Boma, und die ganze Meute der blutigen Kautschukagenten wäre nach allen Winden zerstoben. Wie schwer ist es aber heute, wo das neutrale unantastbare Belgien den Kongo als Kolonie besitzt und auf seine Unverletzlichkeit trotzt!

Der psychologische Moment ist vorbei: c'est pire qu'un crime; c'est une faute. Das heißt, aus Talleyrands Diplomatenwelsch verdeutscht: Zu rechter Zeit nicht tun, was Pflicht ist, das ist ärger als ein Verbrechen!

Und nun F r a n k r e i c h. Wir haben schon geschildert, wie tief diese Republik und ihre mit jedem Winde wechselnden Machthaber in gleiche Schande wie der belgische Kongo sich in Afrika haben hineinlocken lassen: daher will man auch in Frankreich um keinen Preis vom Kongo hören. Wer da anklopft, findet alle Türen geschlossen, alle Ohren taub, nur flüsternd bekommt man etwa die Antwort, die den vierzig Konzessionsgesellschaften zu zahlenden Entschädigungen würden bei deren Aufhebung — und ohne diese sei ja eine Hilfe nicht möglich — mehr Millionen erfordern als alle afrikanischen Besitzungen wert sind. Und so bleiben die paar Stimmen wie die von P. Mille, Hyacinthe Loyson (dem Sohn des berühmten Konvertiten), F. Challaye wahre Stimmen in der Wüste.

Frankreich hat also direkte Mitschuld an den Kongoverbrechen, es ist Mittäter und Begünstiger zugleich.

Und D e u t s c h l a n d? Auch dieses Land hat sich zum gleichen Wächteramt verpflichtet und hat alles — t o t g e s c h w i e g e n. N i e i s t e i n S y s t e m d e s T o t s c h w e i g e n s k o n s e q u e n t e r d u r c h g e f ü h r t worden. Schon am 15. Januar 1895 hat ein Kongooffizier, Kommandant Lothaire, einen englischen Untertan Stokes, der vom deutschen Gebiet mit Eskorte deutscher Untertanen am oberen Kongo Handel zu treiben versuchte, wegen Bruch des Monopols in Lindi in sein Zelt locken und aufknüpfen lassen. England und Deutschland haben sich sofort mit runden Summen für diese unerhörte Frechheit abfinden lassen und haben, nachdem Lothaire von einem Kongogericht in Brüssel glänzend freigesprochen worden — geschwiegen. Und seither sind alle Eingaben, Beschwerden, Vorstellungen an dem Panzer des Schweigens, mit dem sich das Reichsamt in Berlin umgab, vollständig abgeprallt. N i c h t w e n i g e r a l s z e h n v e r s c h i e d e n e E i n g a b e n hat der Menschenfreund und Afrikakenner Ludwig

Deuß in Hamburg vom März 1904 bis Februar 1906 an diese Behörde und deren Beamte gerichtet, worin er die ihm zukommenden haarsträubenden Berichte der Augenzeugen von systematischen Verstümmelungen usw. mit beweglicher Bitte um Abhilfe vortrug: er hat nie auch nur eine Empfangsanzeige erhalten. Eine Broschüre vom November 1906 schließt er mit den wehmütigen Worten: „Die deutsche Regierung aber schweigt und läßt den vertragsbrüchigen Staat gewähren."

Und wahrlich, wenn irgend ein Staat, so hat Deutschland Ursache, im Kongobecken Ordnung zu schaffen. Mit seiner breiten Tanganikagrenze stößt es ja, sofort jenseits des Sees, an das belgische Katanga, und Konsul Vohsen hat einleuchtend gezeigt, daß die deutsche Tanganikabahn ihres Absatz- und Verkehrsziels gänzlich ermangelt, wenn sie nicht im belgischen Gebiet auf eine ansässige Bevölkerung trifft, die Handel zu treiben fähig ist. Das alles haben Bremische und andere Handelskammern längst wiederholt beim Reichsamt zur Vorstellung gebracht, wie wir hören, ohne Antwort zu erhalten.

Aber noch eine viel wichtigere Gefahr bedroht Deutschland von dieser Seite: die Stimmung, die infolge der infamen Behandlung im Kongo sich aller schwarzen Stämme bemächtigt hat. Die Erbitterung ist eine tiefe und — wir fürchten — unauslöschliche. Die Missionsleute wissen zu erzählen davon: sie beginnt schon in Südafrika, wo man vom Äthiopismus ja schon genug gehört hat. Aber sie ist heute allgemein und wird allen Schutzmächten vielleicht in Bälde viel mehr zu tun geben, als sie jetzt noch ahnen. Schon sind die Schwarzen so weit, daß sie ihre Stammesfehden vergessen und sich bereiten, ihren einzigen und schlimmsten Feind, den unbarmherzigen Weißen zu vertilgen, und der ganze Islam, all die mühsam unterdrückten Arabersultane werden diesmal ehrlich mithelfen.

Auch noch als im Reichstag auf eine Anfrage Herr von Schoen über das Verhältnis Deutschlands zum Kongo Auskunft gab, gestand er zwar die schlechten Zustände daselbst zu, hatte aber so wenig das Bewußtsein einer vertraglich eingegangenen Verantwortlichkeit für dieselben, daß er erklärte, Deutschland sei da ganz unbeteiligt und habe keinen Anlaß, die Anerkennung der Zession des Kongo an den Staat Belgien zu beanstanden. Noch weiter „rechts" ging damals ein, hoffentlich unoffiziöser, Herr Regierungsrat S., der seine Bewunderung für Leopold II. in den „Deutschen Kolonien" offen aussprach und Deutschland zu dem neuen Nachbar beglückwünschte.

Und doch mußte man ja im Reichsamt nicht erst durch Herrn Deuß, sondern längst durch die im Kongo wirkenden Konsuln und viele andere Quellen wissen, wie es stand, und da muß man eben offen und freimütig gestehen, auch Deutschland ist durch sein Schweigen mitschuldig. Oder irren wir uns? Sind Staatsverträge nur dazu da, um ignoriert zu werden und dadurch die, welche man darin zu schützen versprach, doppeltem Elend preiszugeben?

Und nun noch ein Wort über Belgien.

Während der letzten siebzehn Jahre hat man in diesem Lande mit Vergnügen die dem Kongo entnommenen Reichtümer entgegengenommen, aber — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — um die Art und Weise sich nie im mindesten gekümmert, wie sie erworben waren. Und doch war Belgien mit einem Darlehen von 25 Millionen an der Verwaltung des Kongostaats beteiligt. Erst am 21. November 1909 protestierten endlich 44 notable Herren aus Belgien öffentlich — wogegen? Etwa gegen die Greuel im Kongo? O nein: vielmehr gegen das Mißtrauen aller derer, die sich bei dem Reformplan des Herrn Renkin nicht völlig beruhigen wollen.

Herr G. Lorand, der alte und treue Kämpfer für die Befreiung des Kongovolkes in der belgischen Kammer, hat uns durch einen merkwürdigen Artikel im Genfer Journal vom 3. November 1909 über die wahre Stimmung Belgiens mit einer niederschlagenden Offenheit aufgeklärt. Die Kongokolonie ist der Masse des belgischen Volkes, namentlich allen ehrlichen und tüchtigen Leuten ein Greuel, ein Danaergeschenk ihres, den Belgiern ja nur zu bekannten Königs, von dem man nichts wissen will, und am allerwenigsten Arbeit und gar — Geld darauf

verwenden mag. Nur die direkt an der Krippe der Kolonie stehenden Leute und die Kongobeamtenschar haben dafür Interesse, und diesen bleibt also das unglückliche Land nach wie vor ausgeliefert. Nach Lorand hat England, indem es Leopold II. zwang, den Kongo an Belgien zu übergeben, geradezu das Gegenteil davon erreicht, was es wollte: statt die Eingeborenen zu erlösen, hat es deren Ketten für immer fest geschmiedet (a rivé ses fers). Darum seien die rechten Belgier geradezu erbittert auf England, dem sie diese unheilvolle Kolonie verdanken. Und sie haben recht: nach dem Kongorichter Lefranc (Le régime congolais 1908) wären Hunderte von Millionen nötig, um nur einen Teil des Unheils daselbst wieder gut zu machen.

Welch trostlose Lage! Belgien, dem die Sanierung des Elends zunächst obliegt, fehlt es dazu an Mitteln und noch mehr am Willen. Die Vertragsmächte, auf die der denkende Kongoschwarze (und es gibt deren auch!) seinen Blick als letzte Hilfe richtet, teils direkt (Frankreich, Portugal), teils durch Zögern und Schweigen (Deutschland) mitschuldig. Wer bleibt übrig? Niemand als die alten Sklavenvögte in neuer Uniform, die Leute, welche das Land ins Verderben gebracht haben und nun schwerlich von heute auf morgen aus Wölfen zu Lämmern werden können, welche vielmehr aussaugen werden, was noch vorhanden ist. Après moi le déluge.



Das Niederwald-Attentat

Vor rund fünfundzwanzig Jahren, um die Weihnachtszeit 1884, spielte sich vor dem Reichsgericht in Leipzig jener Prozeß gegen acht Anarchisten ab, deren Führer August Reinsdorf den Plan gefaßt hatte, den kaiserlichen Festzug bei der Einweihung des Niederwalddenkmals mit Dynamit in die Luft zu sprengen. Nur durch ein Wunder, erinnert die „B. Z. a. Mittag", ist das Entsetzliche verhindert worden. „Reinsdorf selbst, ein dämonischer Fanatiker, war am 8. September 1883 beim Überschreiten eines Eisenbahnstranges gestürzt und mußte ins Spital getragen werden, wo er bis zum 21. Okt. festlag. Er konnte also am 28. September das Attentat nicht selbst ausführen. Seine Genossen Küchler und Rupsch erboten sich, die Tat zu tun.

In der Nacht vom 27. zum 28. September legten sie da, wo die Niederwaldstraße hart am Rande des Waldes sich hinzieht, eine große Menge Dynamit in eine Drainageröhre unter dem Weg, befestigten daran eine Zündschnur, die sie in den Wald hineinleiteten. Die Zündschnur war gegen die Anordnung Reinsdorfs nicht wasserdicht, und da es regnete, mißlang der teuflische Anschlag. Durch hingeworfene Worte und aufgefangene Briefe kam die ganze Sache zur Kenntnis der Polizei, die schließlich Reinsdorf und seine Genossen in Elberfeld verhaftete und nach Leipzig transportierte, wo am 15. Dezember 1884 der Hochverratsprozeß begann.

Reinsdorf stand im 36. Lebensjahre; er war eine leidenschaftliche Natur und der erste deutsche Sozialist, der sich Bakunins revolutionäre Grundsätze zu eigen gemacht hatte und sie mit leidenschaftlichem Fanatismus vertrat. Wie eine wilde Zwangsvorstellung drängte sich ihm immer und immer wieder der Gedanke an die Propaganda der Tat auf. Rastlos hetzte ihn dieser Gedanke von Land zu Land, jeder Brief, den er schrieb — und er war ein fleißiger Schreiber — enthielt Anregungen und Ideen zu Attentaten. In Berlin, wo er im Sommer 1880 unter dem Namen Steller lebte, faßte er den Plan, den ganzen Reichstag in die Luft zu sprengen.

‚Ich habe mir jetzt diese Bedientenstube wiederholt angesehen', heißt es in einem Briefe an Most, ‚die ganze Baracke ist ja nur aus Fachwerk mit leichtem Glasdach. Das Parkett steht auf hölzernem Stützwerk; die Festigkeit des ‚hohen Hauses' ist also nicht weit her. Ebenso steht

es mit der Wachsamkeit. Die paar Diener, die da in den Ecken der Gänge umherlungern, gähnen und — schlafen, sind zivilversorgungsberechtigte Invaliden, die mit einem Blasebalg umgeweht werden können. Hätte man einen halben Zentner Dynamit, so könnte man das ganze Kasperltheater wie ein Kartenhaus zusammenklappen lassen, daß von dem ganzen Gesindel (inklusive Liebknecht usw.) kein Haar davon käme.‘

So war der Mann geartet, der am 15. Dezember 1884 vor dem Reichsgericht begann, Brandreden gegen die Gesellschaft zu halten, der mit dem Schafott vor Augen ruhig sein Brötchen aus der Tasche zog und frühstückte, als ob das Reichsgericht zu seiner Ehrung versammelt sei und nicht, um ihn zum Tode zu verurteilen. In seinem Schlußplädoyer finden sich folgende Worte: ‚Hätte ich noch zehn Köpfe, ich würde sie mit Freuden für dieselbe Sache aufs Schafott legen‘.

In diesem Sinne hat er auch den letzten Gang angetreten. Kurz vorher nahm er ein kräftiges Frühstück, zündete sich eine Zigarre an und sang ein lustiges Lied. Noch unter den Händen des Scharfrichters rief er: ‚Nieder mit der Barbarei! Hoch die Anarchie!‘ In der nächsten Sekunde rollte der Kopf dieses sicherlich paranoisch erkrankten Mannes in die Sägespäne.“



Kalenderstimmungen

In der „Frankf. Ztg.“ plaudert Josef Luitpold:

Es war einmal einer, der hatte sich schlafen gelegt. Da wurde ihm heimlich das Herz gestohlen. Damit aber der Mann den Verlust nicht merkte, legte ihm der schlaue Dieb an die Stelle des Herzens einen Kalender. Der Bestohlene wurde wieder munter, ging weiter durch das Leben und lachte und weinte. Und weil er lachen und weinen konnte, waren alle der Meinung, er habe ein Herz. Und nicht einmal er selber ahnte, daß er nur einen Kalender im Leibe trug.

Etliche und mehr noch laufen mit Kalendern im Leibe durch das Leben. Sie lachen und weinen, und man könnte daher in ihnen Herzen vermuten. Der scharfe Blick jedoch erschaut eine wunderliche Verknüpfung. Sie empfinden alles strenge nach dem Datum. Der Kalender wiegt und weckt ihre Stimmungen. Einmal im Jahre sehen sie erschauernd Kreuzigung und Auferstehung. Einmal im Jahre denken sie gerührt an ihre Toten. Einmal im Jahre entdecken sie friedfertig ihr Menschentum. Und alles hübsch zu seiner Zeit. Über ein Stündlein ist alles vorüber, denkt keiner mehr daran, daß alle Tage erfüllt sind von tausend Kreuzigungen und tausend Auferstehungen und daß eine Tat helleren Schein wirft als alle Wachslichtlein der Welt.

Einmal im Jahre bleibt man auch bis zur Mitternacht auf, spitzt das Ohr und lauscht vorschriftsmäßig auf den Schritt der Zeit. Es hat zwar jeder Tag seine Mitternacht, das steht aber nicht im Kalender. Am lustigsten freilich ist die Szene, die in Neujahrsnächten wiederkehrt: irgendwo an einer Straßenecke steht einer, der schon genügend auf den Schritt der Zeit gelauscht und auch nicht zu wenig getrunken hat, hält mit Inbrunst einen Laternenpfahl umarmt und wünscht dem braven Holz alles Gute und Schöne. Wer vorüberschreitet, staunt und lacht über den Kauz. Aber wer gerade im 32. Dezember eine Wende der Zeit wittert, ist doch auch kein übler Kauz. So oft mir einer nahetritt und ein glückliches neues Jahr wünscht, komme ich mir wie der gesegnete Laternenpfahl vor. Schade, daß die anderen noch nicht staunen und lachen.

Der Kalender ist ein praktischer Verkehrsbehelf. Ein Gemeinschaftsleben ist ohne ihn nicht denkbar. Wer Verpflichtungen eingeht, tut gut daran, sich genau an ihn zu halten. Aber wozu verpflichtet ihr euch ohne Zwang zu Stimmungen und Gefühlen? Gehört ihr zu den



etlichen? Der Kalender ist nicht das Herz. Verwechseln wir nicht Datum und Erlebnis. Für das Herz ist der 1. Januar nur da, damit es ganz das Große fühle, das einmal an einem andern Neujahrsmorgen Wilhelm v. Humboldt niederschrieb: Im Grunde fängt mit jedem Tage ein neues Jahr an.



Berlin

Gälte auch von den Städten, was von den Frauen behauptet wird, so müßte, meint die „Tägliche Rundschau", Berlin die verrottetste aller Menschenansiedlungen sein. Denn von keiner Stadt Europas, ja des Weltalls, werde seit Jahren und Jahrzehnten so viel gesprochen wie von Berlin. „Wir leben zwar nicht am Nordpol, sondern im Herzen des alten Festlandes, aber wir werden immerfort ‚entdeckt'. Jeder Fremdling, der Papier und Tinte besitzt und über die Möglichkeit verfügt, die Erzeugnisse seiner Feder in Druckerschwärze zu verwandeln, hält sich für verpflichtet, uns zum Abschied eine Zensur auszustellen. Mag er auch von Berlin nicht mehr gesehen haben, als sich dem flüchtigsten Blicke darbietet, und dieses Wenige noch mißverstanden haben. Indessen, nicht die harmlosen ‚Globetrotter', die das nur auf die Fremden berechnete Berliner Nachtleben und die Siegesallee für Merkmale Berliner Wesens halten, sind unsere schlimmsten Feinde. Viel gefährlicher sind die Gescheiterten, die in Berlin nicht festen Fuß zu fassen vermochten. Sie kommen mit der Überzeugung her, es müsse eine Ehre für Berlin sein, sich im Handumdrehen von ihnen erobern zu lassen, und sie sind sehr erstaunt, wenn sie merken, daß ihre angebliche Kultur und Erbweisheit den Berlinern gar nicht imponieren. Nur vor einem haben die Berliner des 20. Jahrhunderts Achtung: vor wirklichem Können, auch da, wo das Können sich, seiner Natur nach, nicht sofort in Goldstücke und Banknoten umsetzt. Der Fremdling, der nur mit schönen Worten aufzuwarten weiß, gerät, wie man zu sagen pflegt, schnell unter die Räder. Die Riesenmaschine Berlin wirbelt ihn durch die Luft und läßt ihn schwer zu Boden fallen. Hinkend geht er von dannen und schmäht die Brutalität, den gefühllosen Amerikanismus des Menschenstammes an beiden Ufern der Spree.

Die Frage ist nur: kann man von einem solchen — einheitlichen — Stamm überhaupt noch sprechen? Das alte Berlin wird, mit Ausnahme weniger Monumentalbauten, in naher Zeit vom Boden verschwunden sein, und an die Stelle des alten Berlinertums, in dem Schöngeistigkeit und derber Witz einträchtiglich beieinander wohnten, ist eine neue Mischlingsart getreten. Berlin zieht die Tüchtigsten aus dem ganzen Reich an sich und macht sie bei sich seßhaft. Wer ist denn noch unter den Männern, die unser öffentliches Leben beherrschen, ein ‚geborener' Berliner? Die Künstler und die Schriftsteller, die Minister und die Gelehrten, die Bankmagnaten und die Industriekapitäne, die, miteinander, den modernen Begriff „Berlin" ausmachen, sind fast alle erst als Jünglinge oder gereifte Männer nach der Hauptstadt Deutschlands gezogen. Einige, aber nicht viele, verdanken ihren Aufstieg wohl gutenteils dem Glück, der Protektion, dem Zufall, aber ganz ohne Können ist keiner von ihnen. Wer in Berlin etwas erreichen will, muß sich darüber klar sein, daß Berlin eine Stadt der Arbeit ist. Hier ist Zeit Geld, hier kann niemand die Hände in den Schoß legen, hier sitzen auch die millionenschweren Leiter der größten Betriebe vom frühen Morgen bis zum späten Abend am Schreibtisch."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die eheliche Mutter

(Zu dem Beitrag „Mütter", Heft 1, XII. Jahrg.)

Martha Silber hat in ihrem kurzen, aber inhaltreichen Artikel eine Frage berührt, die uns heute allen sehr nahegeht. Es mag mir daher erlaubt sein, sie von einem etwas anderen Standpunkt aus zu erörtern und ergänzend zu beantworten.

Was die Verfasserin über die unehelichen Eltern und Kinder sagt, stimmt ganz mit meinen Ansichten überein, oder wohl überhaupt mit den Ansichten, die ein vernünftig denkender, einigermaßen reifer Mensch über dieses schwierige Problem haben kann. Das von ihr entworfene Bild der ehelichen Eltern aber ist mir zu licht gemalt, so daß ich es für nötig halte, einige Korrekturen und Ergänzungen anzubringen.

Wer wollte daran zweifeln, daß diejenigen Frauen, die ihre Kinder oft unter Sorgen und Entbehrungen großziehen, die Zukunft unserer Nation bewahren und somit in stillem täglichen Wirken eine immense, oft sogar heldenhafte und rührende Kulturarbeit schaffen! Wenn man trotzdem von den edelgeborenen unehelichen Kindern sprechen hört, die man auch die Kinder der Liebe nennt, so ist das selbstverständlich phantastisch und paradox. Da es aber wirklich geschieht, so muß die Frage erlaubt sein, wie man zu diesem Paradoxon hat kommen können.

Nicht aus Sittenlosigkeit, die nicht in dem Maße vorhanden ist, wie es uns die Mucker und Dunkelmänner glauben machen wollen — die Macht der Tugend, die vorgeschriebene Wege geht, ist allerdings im Wanken, nicht aber die jener Tugend, die für den Menschen, der sie besitzt, Erlebnis geworden ist, die ihm nicht von außen herangetragen, sondern als ein aus dem Innern herauswachsender Bestandteil seiner Persönlichkeit erscheint.

Auch nicht aus Konventionslosigkeit, die wirklich vorhanden ist. Denn wir leben heute zwischen den Trümmern unzähliger Konventionen; wir möchten gerne neue lebenskräftige bauen, aber sooft wir es versuchen, nirgends finden wir festen Boden. Überall noch brodelt und gärt es.

Auch dieser Mangel an Konventionen ist nicht schuld, daß man zu einem derartigen Paradoxon hat kommen können, sondern die einfache, unwiderlegliche Tatsache, daß die in den Ehen geborenen Kinder in einer Anzahl von Fällen zwar keine Zufallskinder (manchmal sogar auch dies!), aber dennoch keine Kinder der Liebe sind, so wenig wie die unehelichen kleinen Unglücklichen. Die Art der Ehe, die wir heute so oft geschlossen sehen (ich sage nicht immer), ist mindestens ebenso unmoralisch wie das Verhältniswesen, wenigstens in den Augen dessen, der das Verhältniswesen für unmoralisch erachtet.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Martha Silber schildert in so lichten und erquickenden Farben die frohe Erwartung und treue Sorge der ehelichen Eltern. Gewiß — in einer großen Anzahl von Fällen ist es so, und wehe dem Schicksal unserer Nation, wenn es nicht wäre! Aber in einer ebenso großen Anzahl von Fällen passen die von der Verfasserin gewählten Farben nicht. Da werden die Kinder (eheliche Kinder!) nicht aus Liebe großgezogen, sondern aus „verdammter Pflicht und Schuldigkeit". Und in wieder anderen Fällen ist nicht auch der Vater, sondern allein die Mutter der Liebe schenkende Teil, also ein Zustand, der sich nur in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung von dem der unehelichen Kinder unterscheidet.

Es ist gut, daß die Frau sich jederzeit der kulturellen Hauptaufgabe ihres Lebens bewußt geblieben ist: Kinder zu hüten, zu erziehen und damit die Bewahrerin der Zukunft ihres Volkes zu sein. Aber die Frau vergaß — im Lauf jener dunklen Jahrhunderte, wo sie nach der kurzen Blüte der Mutterherrschaft ganz zurücktrat in das Dunkel der Familie, in die Dämmerung des Herdglückes — die Frau vergaß, daß für die Zukunft in wirksamer Weise nur der sorgen kann, der eine Gegenwart besitzt.

Die Frauen der vielen Jahrhunderte vor uns besaßen nur ausnahmsweise eine solche Gegenwart. Sie verzichteten zugunsten ihrer Kinder, die ihnen die Zukunft bedeuteten, auf das Recht der eigenen Persönlichkeit. Sie hatten nicht die Kraft, sich über das Milieu, über den engen Kreis ihrer Wirtschaft, über Krähwinkels Gassenklatsch zu erheben. Sie waren in ihrer Mehrheit zu indifferent, um von den großen geistigen Strömungen draußen in der Welt wirklich zu lernen. Das Wort „Meine Häuslichkeit — meine Welt", das in hundert Varianten und Ausstattungen noch heute in so vielen Küchen prangt, es wurde zum Motto, zum Fahnenspruch all dieser gegenwartslosen weiblichen Generationen.

Wie oft bekommen wir von den Frauen älteren Stiles zu hören: „Laßt uns in Frieden! Wir haben unsre Kinder, unsre Wirtschaft. Die nehmen unsre Kraft, und abends sind wir zu müde, um geistig tätig zu sein." Und das in einer Zeit, die Persönlichkeiten schaffen will, deren heißestes Ringen hierauf gerichtet ist, weil nur Persönlichkeiten neue, lebenstrotzende Konventionen zu gestalten vermögen! Und die sind uns bitter not, wenn unser Volk gesund und kräftig, wenn es auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet eine der führenden Nationen bleiben soll.

In dem Kampf um die Persönlichkeit verharrte die verheiratete Frau, namentlich die der gut bürgerlichen Stände, lange Zeit indifferent. Natürlicherweise — denn wie hätte sie in ein paar Jahrzehnten plötzlich umlernen, wie hätte sie so schnell das überwinden sollen, was ihr von ihren Müttern und Elternmüttern her im Blute lag! Einst hieß es: Die Frau braucht Liebe, aber keine Freiheit, jetzt heißt es: Die Frau braucht Liebe u n d Freiheit. Darum ist es Zeit zu handeln.

Und noch aus einem anderen Grunde. Woher stammt die Ehescheu der modernen jungen Männer? Nicht von der Sittenlosigkeit, nicht von der Dekadenz. Der heutige junge Mann, der in dem Alter ist, wo er an Ehe denken darf, und gerade der junge Mann, der geistig etwas in die Wagschale zu legen hat, fühlt klar oder instinktiv, daß von den Besten seines Geschlechts mehr an der Ehe als an liederlichen Weibern zugrunde gehen.

Dies ist neben den wirtschaftlichen Ursachen das tiefste und ausschlaggebende Moment unserer heutigen Ehescheu, eines der bedenklichsten Symptome einer bedenklichen Zeitkrankheit. Diese Zeitkrankheit wird nur zu heilen sein, wenn die ehelichen Mütter (vor allem die der gut bürgerlichen Stände, die noch am weitesten zurückstehen) sich darauf besinnen, daß auch sie eine Gegenwart zu leben haben, und daß die Männer diese Gegenwart von ihnen fordern dürfen. Weil dies so viele Mütter nicht können, weil sie sich ganz ihren Kindern opfern und darüber die berechtigten Forderungen des Mannes vergessen, stimmen so viele Ehen nicht. Ich spreche hier nicht von unglücklichen Ehen, sondern von jenen, wo, sobald Kinder da sind, in den Beziehungen der Eltern eine Abkühlung eintritt, jene Abkühlung, die aus ehelichen Vor-

rechten „eheliche Pflichten“ macht und gerade geistig regsamen Männern die Frau als Hemmschuh ihres Lebens erscheinen läßt.

Dies kann anders werden, wenn die Mehrheit der Frauen ihre geistige Indifferenz aufgibt, wenn sie über das Milieu sich erheben lernt. Dann werden die Ehen aufhören, eben Milieustücke mit mehr oder minder tragischem Ausgang zu sein.

Es gilt hier den Kampf um höchste, heiligste Güter. Andere Völker sind uns voraus, Skandinavien und Amerika haben uns überflügelt. Und in dem großen geistigen Wettstreit, der zwischen der Alten und Neuen Welt begonnen hat und der heftiger werden wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, muß das alte Europa beweisen, daß es ein an Haupt und Gliedern modernes Europa geworden ist. Welche Stellung die Frau in diesem Wettstreit einnehmen will, wird von ausschlaggebender Bedeutung sein. Hans Friedrich

* * *

Nicht Gegnerschaft, sondern Gerechtigkeitssinn ist es, der mich als verheiratete Frau zwingt, Martha Silber einiges auf ihren Artikel „Mütter“ zu erwidern.

Ich stehe abseits von den Heerlagern der kämpfenden Frauenparteien, aber voll Interesse bin ich ihnen gefolgt, und manches Frauenbuch, manche Frauenzeitschrift hat zu mir den Weg gefunden. Aber nie habe ich die „ehrbare Frau“ „rückständig, dumm, philiströs oder gar ein stumpfsinniges Lasttier, ein oberflächliches Geschöpf, das mit Leben, Haushalt und Kindern spielt“, nennen gehört. Ebensowenig wurde auch die uneheliche Mutter ihr gegenüber auf einen goldenen Schild gehoben und zur Mater dolorosa proklamiert.

Volle Gerechtigkeit ward der ehelichen guten Mutter zuteil und ihre Verdienste um das Wohl der Familie, das Wohl des Volkes wurden nicht im geringsten geschmälert. Im Gegenteil. Der Beruf als Gattin und Mutter erscheint den mir bekannten Frauenrechtlerinnen als der höchste und edelste, alles andre nur als Notbehelf. Nicht auf das reine Weib, das Gattin und Mutter wurde, blicken sie mit Verachtung herab, sondern auf die verheiratete Frau, die sich um äußerer Vorteile willen dem Mann zu eigen und Kindern ohne Liebe das Leben gibt. Und wahrlich, haben sie dazu nicht ein Recht? Steht im tiefsten Grunde die Frau, die sich und ihres Geschlechtes Ehre um der Liebe willen vergißt, niedriger da? Ein ehrlich denkender Mensch muß nein sagen. Aber während wir der verheirateten Frau trotz klar durchschauter Absichten jedwedes Vorrecht einräumen, überhäufen wir die uneheliche Mutter mit Schande und Vorurteilen und zwingen sie, ihr „Zufallskind“ unter Hintansetzung ihres und des Kindes Lebens zu verheimlichen, als letztes Mordgedanken zu hegen und vielleicht gar auszuführen. Daß unter solchen Umständen geborne, bei Zieheltern großgewordene Kinder keine Elitemenschen werden, das muß jeder einsehen und zugeben. Selbst Helene Stöcker, die wohl einer ziemlich radikalen Richtung angehört, gab in einem Vortrag zu bedenken, daß das Hauptkontingent der Verbrecherwelt sich aus Unehelichen rekrutiert.

Soviel ich aus allem Gelesenen und Gehörten verstehe, soll das Wort „unehelich“ nur aus der Welt geschafft werden, um diese armen Wesen, die doch wahrlich nichts für die Sünde der Eltern können, nicht von Anfang an zu brandmarken und sie dadurch dem Verbrechertum in die Arme zu treiben. Und die uneheliche Mutter will man schützen, damit sie nicht ganz fällt, nicht zur Prostituierten herabsinkt.

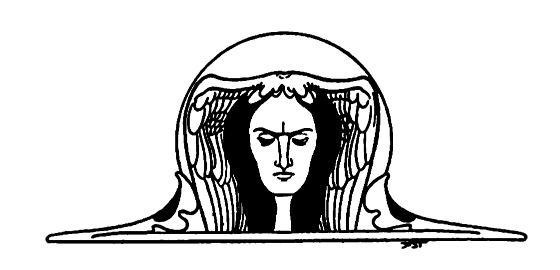
Vielleicht geht man in diesem Schutz etwas zu weit; doch lieber zu weit gehen, als sich gegen das oft himmelschreiende Elend dieser Ärmsten hartherzig verschließen, lieber sich einer Unverbesserlichen mit annehmen, als eine Verführte verstoßen. —

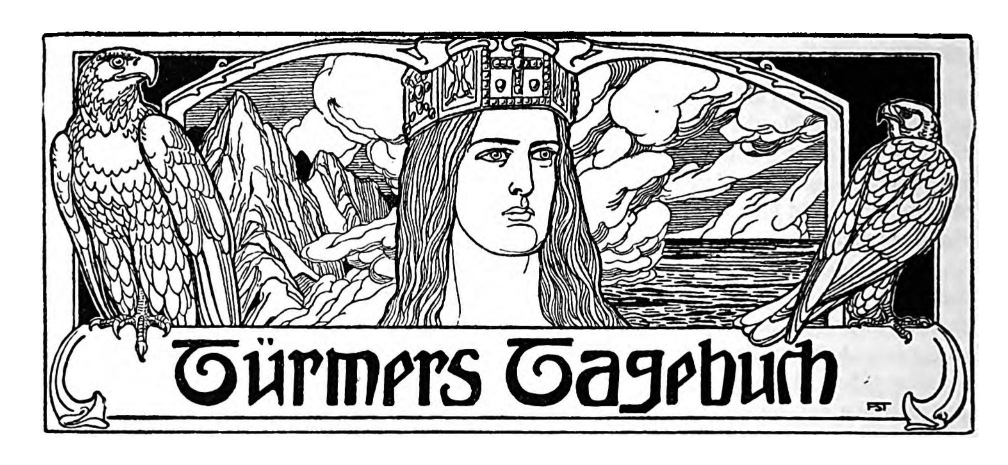
Die Verfasserin ist der Ansicht, daß man weder dem Staat noch der Gesellschaft die Verantwortung für diese Zustände aufbürden dürfe, sondern ganz allein den Eltern, die ihr uneheliches Kind von sich stoßen, seine Geburt verheimlichen, verwünschen und als Schande ansehen. Warum tun sie das aber? Weil die Gesellschaft die Sitte prägt, und die Sitte gebietet, daß

man solche räudigen Schafe ausstößt. Es würde der Gesellschaft gar nicht einfallen, von Schande zu reden, meint Martha Silber, wenn die Mütter wirklich Mütter wären und für ihr Kind sorgten wie jede andre Mutter. Bisher hat man selbst auf solche Mutter (und es gibt solche) noch immer mit Fingern gezeigt, und führte sie ihre Mutterschaft mit allen Konsequenzen durch, so war sie wohl nicht bloß eine Durchschnittsmutter, sondern ein Charakter. Ist aber jede Mutter ein Charakter?

Ich meine, auch die Gesellschaft, die Sitte müßten das Ihrige tun. Und der Staat? Den Eltern die Sorge für die Erziehung und Ernährung abnehmen? Nein, das soll er nicht, ebensowenig oder noch weniger, als „er vielköpfigen Familien die Last, ihr kleines Volk großzuziehen", abnimmt. Aber er kann Gesetze geben, wie Martha Silber richtig sagt, die Eltern zur Erfüllung ihrer Pflicht zu zwingen, vor allem auch den Vater, der ja unter allem ungleich weniger zu leiden hat, sowohl an seinem eigenen Leib, wie am Geldbeutel und auch in dem Urteil der Menge.

Jeder soll das Seine tun. Jeder einzelne soll sein Scherflein zur Besserung der Verhältnisse beitragen. Und geht doch einer andre Wege als wir, schießt über das Ziel hinaus, so sollten wir doch den guten Willen anerkennen und uns daran freuen, uns aber nicht in den Weg stellen, weil wir seine Absichten vielleicht nicht ganz durchschauen. Besonders uns verheirateten Frauen gilt das, die wir abseits stehen und glücklich in geordneten Verhältnissen leben. Wir sollten teilnehmen an allem, und können wir nicht selber wirken, mit Verständnis folgen, fördern, aber nicht hemmen.





Eine Anklagerede — Bürgerschutz gegen Beamtenwillkür! — Rückwärts im Recht — Preußische Wahlrechtsscherze — Heil sei dem Tag! — Nicht wie bisher! — Die Ouvertüre

Auf dem in der ersten Neujahrswoche zu Berlin abgehaltenen Parteitage der Sozialdemokratie Preußens hatte der durch seinen „Hochverratsprozeß“ weiteren Kreisen bekannte Rechtsanwalt Liebknecht das Referat über „Die Verwaltung Preußens“. Eine Anklagerede, die durch wohlfeile Witzeleien und die angenommene Miene unerreichbarer Erhabenheit ganz zuletzt widerlegt wird. Von den unvermeidlichen Superlativen, den Entgleisungen in den „populären“ Parteijargon abgesehen, hätte das meiste auch von einem bürgerlichen Redner vorgetragen werden können. Ja, es wäre das nicht das erstemal gewesen. Ebensowenig wie es ein bloßer Zufall ist, daß der sozialdemokratische Redner sich wiederholt auf den gut bürgerlichen Schücking berufen durfte, der heute noch in Ruhe und Frieden seines Amtes als staatserhaltendes Haupt eines bürgerlichen Gemeinwesens walten würde, wären nicht von anderer Seite die Dinge auf die bekannte Spitze getrieben worden. Ist die Rede auch reichlich mit agitatorischen Floskeln gespickt, soll sie bewußt agitatorischen Zwecken dienen, so ändert das nichts an den vorgebrachten Tatsachen, die man als solche anerkennen oder nicht anerkennen mag, zuvor aber doch wohl anhören sollte.

Für den Redner beruht die Macht der herrschenden Klassen in letzter Linie „auf der Macht breiter Massen, die sie in ihren Dienst pressen“. Daher werde den Massen eine den herrschenden Klassen günstige I d e o l o g i e aufgezwungen. Durch die Verwaltung werde eine n e u e Klasse, die B u r e a u k r a t i e, geschaffen; sie sei aber nicht einheitlich, sondern setze sich ihrerseits wieder aus verschiedenen Klassen zusammen: „Die oberste Klasse der Bureaukratie führt die V e r w a l t u n g im eigenen Klasseninteresse. Die weit überwiegende Unterklasse der Bureaukratie besteht aus armen Schluckern mit einer aufgezwungenen Ideologie, durch die sie künstlich staatstreu erhalten werden. Im Schlußresultat ruht auf dieser dritten Klasse die ganze Macht des Staates. Die Machtfunktionen sind formell entziehbar, aber sie haben die Tendenz, sich zu verselbständigen, zu einem Eigenbesitz zu werden.“

Für gewöhnlich unterscheide man die gesetzgebende, die richterliche Gewalt und die Verwaltung im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Unterschiede zwischen richterlicher und Verwaltungsgewalt würden aber nicht strenge innegehalten. Auch die Sozialdemokratie habe keine Veranlassung, an dem alten liberalen ideologischen Satze der Trennung der Gewalten festzuhalten: „denn es ist nicht unser Interesse, die richterliche und die gesetzgebende Gewalt gegenüber der Verwaltung machtlos zu machen. In den klassischen Ländern des Parlamentarismus — England und Amerika — haben die Parlamente richterliche und Verwaltungsfunktion. Wir in Deutschland aber haben ein Mittelding zwischen Absolutismus und Parlamentarismus. Monarchie und Bureaukratie sind bei uns nicht abhängig von der Volksvertretung, sondern nur in gewisser Beziehung in ihren Machtbefugnissen eingeschränkt.

In Preußen sind die Kreise, Provinzen und Kommunen gleichzeitig Verwaltungskörper und Organe der zentralisierten Staatskörper. Natürlich sind diese Körperschaften in keiner Weise wirkliche Selbstverwaltungskörperschaften, und zwar in den Kreisen und Provinzen noch viel weniger als in den Gemeinden, die doch schon ein wahrer Hohn auf die Selbstverwaltung sind. Die Verwaltung funktioniert in vielen Fällen gleichzeitig als Justiz, und wir können andererseits von einer gesetzgebenden Funktion der Justiz sprechen. Dadurch daß der Verwaltung vielfach die nähere Ausführung der Gesetze übertragen wird, übt sie in großem Umfange gesetzgebende Funktionen aus. Wir haben dann auch zahlreiche Einzelbestimmungen, die den Charakter von Gesetzen tragen. Das Begnadigungsrecht des Monarchen bedeutet ja auch eine Justizfunktion der Verwaltung. Richterliche und gesetzgebende Gewalt sind festgelegt und eingeengt, alles andere fällt ohne weiteres der Polizeigewalt des Staates anheim. Die Beschränkung der preußischen Verwaltung durch das Reich ist mehr formell als wirklich. Untersteht doch das Militär im vollen Umfang nach wie vor dem König von Preußen! Es ist auch bezeichnend, daß nach Stellung und Gehalt die Spitzen der Verwaltung weit über den Spitzen der Gerichte stehen. — Es wurde einmal das Scherzwort geprägt: ein Oberlandesgerichtspräsident sei größenwahnsinnig geworden — er bilde sich ein, Regierungsreferendar zu sein. Die Verfassung geht scheu um die Macht der Bureaukratie herum. In ihr werden Gesetze über die Beschränkung der Bureaukratengewalt versprochen, die doch bis heute nicht erlassen sind, während alle auf Stärkung der Bureaukratenmacht ausgehenden Gesetze längst und prompt in Kraft getreten sind.

Ich sprach von den drei Schichten der Bureaukratie. Naturgemäß entstammen diese drei Arten Beamten ganz verschiedenen Schichten der Bevölkerung. Die höchsten und hohen Verwaltungsbeamten rekrutieren sich aus dem Adel, in geringerem Maße aus Großindustrie und Großhandel. Auch die mittleren Beamten unterliegen noch einer ziemlich eingehenden Ahnenprobe. Die unteren Beamten gehen aus dem Proletariat hervor, allerdings zum großen Teil aus dem Beamtenproletariat selbst, dessen kastenmäßige Fortpflanzung das Eindringen selbständigen Klassenbewußtseins hindert. Die soziale Lage des Beamtenproletariats unterscheidet sich allerdings nicht von der des übrigen Proletariats. Wie die anderen Proletarier,

so unterliegen auch die Beamtenproletarier der Ausbeutung. Sie sind im innersten Grunde auch Hilfskräfte für das kapitalistische System. Wir können darum die untere Klasse der Bureaukratie als Teil des Proletariats betrachten und haben ja auch immer unsere Stellung dementsprechend eingerichtet. Die Herrschenden tun nun alles mögliche, um durch Orden, Uniformen und sonstigen Firlefanz die Unterbeamten kirre zu machen. Hält man doch auch den kleinen Kindern glitzernde Dinge vor die Nase, wenn sie vor Hunger schreien. Manche Beamtenkategorien sucht man besonders gut zu lohnen, um eine freundliche Stimmung bei ihnen zu erzeugen, ein Verfahren, das man mit Recht mit der Errichtung von Prätorianergarden im alten Rom verglichen hat. Die Prämiierung der Unteroffiziere, die Heraushebung der Gendarmen und anderer polizeilicher Beamten bei den Gehaltsaufbesserungen sind Erscheinungen dieser Art. Diese ‚Elite' ist natürlich am schwersten einer Umwälzung ihrer Gesinnung zugänglich, da sie einer Schmarotzerideologie verfallen ist. Freilich, wenn die Beamten wagen, wider den Stachel zu löcken, so sind sie für immer geliefert. Das ist der Punkt, an dem sie zu fassen sind. Der Terrorismus des Staates gegenüber den Beamten sucht seinesgleichen.

Das Wesen der Bureaukratie ist eine Hierarchie von verschiedenen Kontrolleuren. Ein Kontrolleur steht über dem anderen, und so wird jedes Gefühl der Selbstverantwortung erstickt. Es geht zu wie in der Schule, wo die Kinder nur so lange still sitzen, als der Lehrer da ist. Um so größer ist natürlich die Neigung zu allerhand Ausschreitungen.

Der ganze Stolz der preußischen Bureaukratie — das weiß ich aus eigener Erfahrung, denn ich war fünf Jahre in ihr tätig — ist die *Oberrechnungskammer*. Der Gedanke, daß in Preußen auch nicht ein Pfennig unkontrolliert bleibt, erfüllt jeden echten Bureaukraten mit dem Gefühl eines unbändigen Stolzes. Und dabei hat diese Oberrechnungskammer im Grunde genommen nur eine ganz oberflächliche Funktion zu üben. Sie *rechnet nach, nichts weiter*, sie hat keinen Einfluß auf die Staatsverwaltung, sie *kann Verschleuderung der Gelder nicht verhindern*. Es ist ein Beweis von der spielerischen, kindlichen und kleinlichen Denkungsart der Bureaukratie, wenn sie an der Oberrechnungskammer ein solches Heidenpläsier haben kann. Man erblickt in der Oberrechnungskammer geradezu das Symbol der preußischen Ordnung, während sie doch in Wirklichkeit weiter nichts ist als das Symbol preußischer Knechtseligkeit, Unterwürfigkeit und bureaukratischer Unselbständigkeit.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß die führende Stellung der Beamten in Preußen ganz wesentlich dadurch erleichtert wird, daß die Bevölkerung an einer wahren Titelsucht, Ordensseligkeit und Adelsanbetung [?] leidet.

Eine bedeutsame Rolle für unsere höhere Bureaukratie und für den Geist unserer Staatsverwaltung spielen die studentischen *Korps*. Die Zugehörigkeit zu gewissen vornehmen Korps ist geradezu eine Vorbedingung für eine Anstellung im höheren Verwaltungsdienst, gibt mindestens eine gewichtige Anwartschaft, und mag noch so viel Stroh im Schädel sein. Besonders ausgezeichnet ist ja das Korps der *Borussen in Bonn*, dem auch der Kaiser, seine Söhne und alle möglichen sonstigen Fürstlichkeiten angehören. Die Vorsitzenden dieser Korps halten

sich für etwas so Gewichtiges, daß, wie glaubhaft berichtet worden ist, ein nicht fürstlicher Vorsitzender der Borussen, also irgendein beliebiger Student, als er an einem mittleren deutschen Fürstenhof zur Hoftafel geladen war, den Anspruch erhob, über dem kommandierenden General, dem höchsten militärischen Beamten, zu sitzen! Das beweist, was für eine Vetternwirtschaft durch diese Korps herbeigeführt wird. Wenn man fragt, welche Aussichten innerhalb der Bureaukratie dieser oder jener Beamte habe, so hört man von Kundigen häufig: Der kommt gut voran, der ist ein ziemlich tüchtiger Mann, vor allem aber ist er in dem und dem Korps gewesen, ein Duzbruder von dem und dem! Oft kommt man dabei auf die höchsten Herrschaften heraus, und das ist dann eine ausgezeichnete Anwartschaft, mit Siebenmeilenstiefeln Fortschritte zu machen innerhalb der Bureaukratie. Daß man unter diesen Umständen natürlich jede liberale Gesinnung — von einer anderen gar nicht zu reden — fernzuhalten sucht, ist selbstverständlich. Man hat im allgemeinen die Anschauung, die jüngst Pastor Rothe zum Ausdruck gebracht hat, daß Satan der erste Liberale gewesen sei.

Die Disziplin innerhalb der Verwaltung ist eine außerordentlich scharfe. Sie geht aus von dem Beamteneid. Sie wissen, der Fahneneid ist auch eine Art Beamteneid, er wird ausschließlich dem Kaiser oder König geleistet, und der Soldat wird bei uns nicht durch ein einziges Wort auf die Verfassung verpflichtet! Beim Beamteneid ist das ein klein wenig anders. Der Diensteid der preußischen Beamten lautet:

‚Ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß Seiner Majestät dem König von Preußen, unserem Allergnädigsten Herrn, ich untertänigst treu und gehorsam sein und alle mir vermöge meines Amtes obliegenden Pflichten nach bestem Wissen und Gewissen treu erfüllen, auch die Verfassung gewissenhaft beobachten will, so wahr mir Gott helfe!‘

Da ist zunächst bemerkenswert, daß ängstlich vermieden worden ist, zu sagen: ‚Ich schwöre, daß ich ...‘, damit nur ja nicht der Anschein erweckt wird, als ob der Beamte die Kühnheit habe, seinen Namen vor dem Namen der Majestät zu nennen. Untertänig, treu und gehorsam soll der Beamte sein — wie ein Hund. Hinterher wird man schon nüchterner und am nüchternsten bei dem Hinweis auf die Verfassung! Man merkt gewissermaßen an dieser Stilisierung, wie wehe es dem Verfasser des Diensteides getan hat, daß er die Verfassung überhaupt erwähnen mußte. Mit diesem Diensteid ist es aber noch nicht abgetan, es ist noch vorgeschrieben eine bestimmte Vorhaltung, die ausdrücklich auf dem Formular, das der Beamte zu unterschreiben hat, mit vorgedruckt ist. Dort heißt es u. a.:

‚Es hat niemand das Recht, kleine Abweichungen von der alten Instruktion sich zuschulden kommen zu lassen.‘

Und weiter:

‚Wer sich solchergestalt als gewissenhafter, redlicher Diener des Königs beträgt und mit unwandelbarer Treue und unermüdlichem Diensteifer sein Amt versieht, kann sich göttlichen Segens und Belohnung in dieser oder jener Welt sicher halten, wird auch bei jeder Gefahr ... den Trost als Beruhigung genießen, den nur ein unverletztes Gewissen gewähren kann.‘

Das ist billig! Etwas bessere Gehälter wären den Beamten wahrscheinlich meist lieber.

Neben den Verheißungen stehen nun aber auch Drohungen! Da heißt es zum Schluß:

‚Dagegen haben diejenigen, welche die feierlich beschworene Dienstpflicht vernachlässigen oder sich so weit vergehen, den ihnen erteilten Instruktionen freventlich entgegenzuarbeiten, außer der allgemeinen Verachtung ... auch harte Strafen zu gewärtigen, welche nach dem Verhältnis der beträchtlichen oder geringen Verschuldung ohne Nachsicht und Ansehen der Person unausbleiblich vollzogen werden.‘

Also schon von vornherein operiert man mit allen Mitteln, um die Beamten einzuschüchtern! Im Jahre 1882 hat Kaiser Wilhelm eine Kabinettsorder erlassen, in der er begann, jeden Versuch der Beamten, sich irgendwelche Selbständigkeit zuzuschreiben, gründlich zu beseitigen, soweit das in seiner Gewalt lag. Auch diese Kabinettsorder sowie eine weitere des jetzigen Kaisers vom 18. April 1896 wird den Beamten bei ihrer Vereidigung regelmäßig vorgehalten. In der ersten heißt es:

‚Das Recht des Königs, die Regierung und Politik Preußens nach freiem Ermessen zu leiten, ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben. Die Regierungsakte des Königs bleiben weiterhin Regierungsakte des Königs, wenn sie auch der Gegenzeichnung bedürfen. Es ist deshalb nicht zulässig und dient zur Verdunkelung der verfassungsmäßigen königlichen Rechte, wenn es so dargestellt wird, als ob die Regierungsakte von dem dafür verantwortlichen Minister und nicht von dem Könige selbst ausgingen.‘

Damit wollte man den Beamten die Möglichkeit nehmen, irgendwelche Regierungsmaßnahmen zu kritisieren, indem sie den Minister kritisierten! Man will damit die Tatsache schaffen, daß durch jede Kritik einer Regierungsmaßnahme der König getroffen wird! Natürlich ist damit die Kritik für die Beamten unmöglich gemacht. Es ist bekannt, daß wir schon häufig solche indirekten Majestätsbeleidigungsprozesse zu verzeichnen gehabt haben.

Am Schluß dieser Kabinettsorder heißt es:

‚Mir liegt es fern, die Freiheit der Wahl zu beeinträchtigen, aber für diejenigen Beamten, welche mit der Ausführung meiner Regierungsakte betraut sind, ... erstreckt sich die durch den Diensteid beschworene Pflicht auf die Vertretung der Politik meiner Regierung auch bei den Wahlen.‘

Sie wissen, daß diese Kabinettsorder bis zum heutigen Tage angewandt worden ist. Es ist deshalb auch jede Agitation gegen die Regierung bei den Wahlen den Beamten selbstverständlich untersagt, und die Kabinettsorder des jetzigen Kaisers hat das Maß voll gemacht dadurch, daß sie auch das Petitionsrecht der Beamten in seinem wesentlichsten Teile aufgehoben hat. Wie es unter solchen Umständen mit dem Beamtenrecht in Preußen bestellt ist, das bedarf keiner weiteren Ausführung. Maßregelungen sind an der Tagesordnung, ich erinnere an Kattowitz! Auch Notare werden trotz ihrer Rechtsanwaltsqualität diszipliniert. Ein polnischer Notar in Posen mußte sein Amt niederlegen, weil er nicht gegen den polni-

schen und für den Blockkandidaten stimmen wollte! Selbst mit der Enthaltung von der Wahl — ich habe die Akten zu Hause — wollte sich die Behörde nicht zufrieden geben!! ... Die Disziplinarmaschine funktioniert sehr schwerfällig, wenn es sich um Ausschreitungen der Beamten handelt, sie arbeitet aber wie geölt, wenn irgendein Beamter die gemeinsamen Interessen der Bureaukratie zu gefährden scheint. Vollends gegen höhere Beamte, die in plumpester Weise die Gesetze verletzt haben, etwas zu erzielen, ist nahezu völlig ausgeschlossen. Außer der Disziplinierung stehen der Bureaukratie noch andere Mittel zur Verfügung: Schikanen aller Art, Versetzung, Kaltstellung, gesellschaftliche Ächtung.

In engster Verbindung mit der Bureaukratie stehen andere Schichten der Bevölkerung, die man als Halbbureaukraten bezeichnen kann: Krieger- und Flottenvereine, Luftschiff- und Schützengesellschaften, Mitglieder des Kaiserlichen Automobilklubs, Militäranwärter, Studentenkorps, ferner Staats- und Gemeindearbeiter, selbst Arbeiter, die in Betrieben tätig sind, die für den Staat arbeiten, Reserveoffiziere, verabschiedete Offiziere — ich erinnere an den Fall Gädke — usw.

Innerhalb der Verwaltung selbst kämpfen Gegensätze miteinander, die in der preußischen Geschichte schon oft eine große Rolle gespielt haben. Ich denke an die Gegensätze zwischen dem Stück der Verwaltung, das wir als Krone zu bezeichnen pflegen, und der übrigen Verwaltung. Die Macht des Königs beruht ja auf den verschiedensten Ursachen: auf seinem Reichtum, auf Traditionen, auf einer lebhaften Suggestion, auf ökonomischen und sozialen Faktoren und auf dem Bedürfnis der herrschenden Klassen, eine Spitze für sich zu haben. Bei Konflikten mit der Krone aber haben wir bisher noch immer die Erfahrung gemacht, daß die Krone den kürzeren gezogen hat. ... Ist es doch nicht einmal gelungen, die Kanalrebellen zur Räson zu bringen! Der Kanal ist heute noch nicht gebaut ...

Bekannt ist der Einfluß der Verwaltung auf die Zusammensetzung der Parlamente. Namentlich bei der öffentlichen Wahl wirken ‚die von Gott gegebenen Realitäten', um das hübsche Wort Bismarcks zu gebrauchen. Durch den Pairschub übt die Spitze der Verwaltung, der König, direkten Einfluß auf die Zusammensetzung des Herrenhauses. Die Landräte ihrerseits bestimmen die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses, so daß Schücking spöttisch meinte, man solle es den Landräten ruhig überlassen, die Abgeordneten zu ernennen. Die Landratsbureaukratie ist sehr steifnackig auch dem König gegenüber; aber wenn sie auch im Parlament herrscht, so ist ihr doch mit einer Erweiterung der parlamentarischen Macht nicht gedient. Eine andere Zusammensetzung des Parlaments ist ja immerhin nicht ausgeschlossen; ich erinnere an die Konfliktsperiode, die freilich ja die völlige Ohnmacht des preußischen Parlaments offenbarte. Wenn es einmal der Verwaltung darauf ankommen sollte, ein preußisches oder deutsches Parlament auseinanderzutreiben, so brauchte sie keine scharfen Patronen oder Maschinengewehre nach Mansfelder Art, sondern nur ein paar Platzpatronen!

Die Machtverhältnisse innerhalb des Parlaments richten sich eben nicht nach der Stärke der Fraktionen, sondern nach der außerparlamentarischen Macht hinter den Fraktionen! Daher auch der Einfluß unserer kleinen Landtagsfraktion. Ganz machtlos freilich ist das Parlament so wenig wie die



Presse. Das Parlament kann die Öffentlichkeit aufrütteln. Daher denn auch die Scheu der Regierung, mag sie auch noch so sehr auf den Parlamentarier an sich pfeifen, vor der öffentlichen Aussprache. Scheut doch überhaupt unsere Bureaukratie die Öffentlichkeit.

Nun zum Einfluß der Verwaltung auf die Justiz. Sie wissen alle, wie es mit der angeblichen ‚Unabhängigkeit' der Justiz steht. Das Ernennungs-, Beförderungs- und Disziplinierungsrecht hängen als Schwert über den angeblich ‚unabhängigen' Richtern. Dazu ist die Strafjustiz von der Initiative des Staatsanwalts abhängig, wogegen übrigens nichts einzuwenden ist, wenn der Staatsanwalt unabhängig ist. Im übrigen ist es bekannt, daß, wenn Richter einmal wirklich gewagt haben, Urteile zu fällen, die irgend nennenswert unbequem für unsere Verwaltung waren, sich auch regelmäßig Gelegenheit fand, sie abzuhalftern, kaltzustellen, ohne ein förmliches Disziplinarverfahren. Sie entsinnen sich der Affäre des Landgerichtsdirektors Schmidt, des sehr unbequem gewordenen Kammergerichtsrats Havenstein ...

Weiter ist unsere Justiz nicht imstande, die Strafen zu exekutieren, die Strafvollstreckung liegt wiederum in den Händen der Verwaltung. Man sieht also, daß die ordentliche Justiz eine Art Aschenbrödel innerhalb der preußischen Staatsverwaltung ist. Dazu kommt, daß die Verwaltung selbst als Justiz auftreten kann im polizeilichen Strafverfahren und in ihrer Tätigkeit in Unfall- und Invalidensachen. Durch unausgesetzte Appellationen und Revisionen hat die Staatsanwaltschaft dem Erpressungsparagraphen eine Ausdehnung gegeben, die schwer auf der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung lastet. Straßenpolizeiverordnungen werden wider Streikposten von der Verwaltung bewußt mißbraucht im Kampfe gegen die Arbeiterschaft. Das Gegenstück zur Lahmlegung der unbequemen Richter ist die Beförderung willkommener Richter. Herr Oppermann ist Reichsgerichtsrat und sein Attaché, Landgerichtsrat Graeber, ist Kammergerichtsrat geworden ...

Unter Umständen setzt die Verwaltung die bestehenden Gesetze einfach außer Kraft, wird sie absolute Herrscherin der Situation, nämlich bei der Requisition der Militärmacht und bei der Verhängung des Belagerungszustandes. Die Verhängung des Belagerungszustandes ist das letzte gewaltsame Mittel des Monarchen gegen den Ansturm unliebsamer Elemente. Würde das Parlament einmal unbotmäßig werden, so würde die Verhängung des Belagerungszustandes und die Entfaltung der Militärdiktatur das Schlußresultat sein.

Den Schwerpunkt der Bureaukratie bildet der Landrat. Bekanntlich ist der heimliche König von Preußen, Herr v. Heydebrand, einfacher Landrat. Die zivil- oder strafrechtliche Inanspruchnahme eines Beamten ist dadurch so gut wie unmöglich gemacht worden, daß die Regierung den sogenannten Konflikt erheben kann. Damit wird die Sache der ordentlichen Gerichtsbarkeit, die ja auch schon wenig Garantien bietet, entzogen und vor die Verwaltungsgerichtsbarkeit gebracht, die noch weniger Garantien bietet! Darum verlangen wir mit allem Nachdruck die Aufhebung des sogenannten ‚Konflikts', der eine Erläuterung des bekannten Röcherworts vom ‚Objekt der Gesetzgebung' ist.

Wie Schücking mit Recht hervorgehoben hat, sucht die Bureaukratie nach Möglichkeit die Entwickelung der Industrie zu verhindern, weil sie die Industrie als Nährboden der Sozialdemokratie betrachtet. Die Kieler und andere Vorgänge haben die Schlamperei und Unbehilflichkeit der Verwaltung gegenüber gewiegten Kaufleuten dargetan. Unsere Bureaukratie arbeitet ungemein teuer wegen ihres komplizierten Beamtenapparates. Dazu kommen die riesig hohen Gehälter der oberen Beamten. Die unteren Stufen der höheren Karriere sind allerdings absichtlich sehr kärglich besoldet, um das Eindringen proletarischer Elemente zu hindern!

Dann die sozialpolitischen Leistungen der preußischen Bureaukratie. Auf den Krankenkassen lastet ein wahres Labyrinth von Rechts- und Kontrollbestimmungen. Die Sittenpolizei verhindert mit ihrer Plumpheit, daß sich sogenannte gefallene Mädchen je wieder erheben können. Die Fürsorgeerziehung wird durch die Fälle Kolander und Mielczyn illustriert. Mit welcher Brutalität vorgegangen wird, dafür haben wir Juristen täglich Beispiele vor den Augen. Ein sittlich völlig intakter Junge, der in Fürsorge kam, nur weil die Eltern ihn nicht genügend erziehen konnten, wurde wie ein schwerer Verbrecher aus dem Elternhause abgeholt und bis zum Tage des Transports in die Anstalt eingesperrt. Schon in der Schule werden die Kinder nach der Zugehörigkeit zu den verschiedenen Bevölkerungsklassen getrennt. Dagegen müssen wir Sozialdemokraten auf das schärfste Front machen. Die ‚Leipziger Volkszeitung‘ meldete vor längerer Zeit, daß sich in Greiz die Schüler der Mittelschulen geweigert hätten, mit den Schülern der Bürgerschulen irgendwelche Veranstaltungen gemeinsam vorzunehmen. Anstatt den jungen Bürschchen ein paar hinter die Ohren zu hauen, ließ man sich diese dem engsten Klassen- und Kastengeist entspringende Opposition ruhig gefallen! Etwas Ähnliches habe ich während meiner Festungshaft in Glatz erlebt. Dort findet am Tage des heiligen Franziskus Xaverius eine Prozession statt, an der zwar alle Schüler teilnehmen, bei der aber zwischen den Schülern der Armenschule und den Gymnasiasten ein so weiter Raum gelassen wird, daß niemand auf den Gedanken kommen kann, einer der Herren Gymnasiasten sei ein Mitglied der Armenschule. Mich hat dieser Vorgang damals derartig empört, daß ich nicht mehr imstande war, dem Rest der Prozession zuzusehen. ...

Auch der Strafvollzug gehört zur Tätigkeit unserer Bureaukratie. Noch immer ist er nicht einheitlich geregelt. ... Wir wollen eine rein pädagogische Strafvollstreckung mit individueller Behandlung der Gefangenen. Es ist ein Gegenstück zur eisernen Jungfrau in Nürnberg, daß der Entwurf einer Strafvollzugsreform nicht die Beseitigung der Disziplinarmittel in den Gefängnissen, sondern ihre gesetzliche Festlegung bringt. Eine Umschreibung der Machtbefugnisse der Polizei zu geben, ist unmöglich. Zum Machtbereich der Polizei gehört einfach alles! Es war ganz im Sinne der herrschenden Klassen gesprochen, als Graf Limburg-Stirum 1905 im Abgeordnetenhause den denkwürdigen Ausspruch tat: ‚Das Geld, das für die Gendarmen ausgegeben wird, wird wahrlich nicht unnütz ausgegeben.‘ ... Die Grobheit ist die Normalmethode der Polizei gegenüber gewöhnlichen Sterblichen, und bei der Grobheit bleibt es nicht. Der

Gendarm hat doch nicht umsonst seinen Revolver, und es gibt einen Reckeschen Schießerlaß! Vor mehreren Jahren hat ein Gendarm namens Jude in Niederbarnim unseren Parteigenossen Herrmann ohne Veranlassung niedergeschossen. Die Zivilgerichte haben das anerkannt und auch die Kosten der Verteidigung der Staatskasse auferlegt. Aber bei einem Militärgericht ist der Gendarm dann schlechthin freigesprochen worden! Der Reckesche Schießerlaß untersagt ausdrücklich die sogenannten Schreckschüsse und verlangt, daß nicht mit flacher, sondern mit scharfer Klinge eingehauen wird! Und dieser Reckesche Schießerlaß gilt noch heute, soweit wir in die Geheimkammern der Polizeiverwaltungen Einblick haben.

Die Polizei hat dann noch einen ganz besonderen Teil, den selbst sie schamhaft zu verbergen sucht. Das ist die politische Geheimpolizei mit den Lockspitzeln. Eine derartige Geheimpolizei bildet sich überall aus, wo es Polizei mit ähnlichen Machtbefugnissen gibt wie in Preußen.

Auch das Militärwesen wird in unzulässiger Weise vom Staate zur Unterdrückung der Arbeiterbewegung mißbraucht. Wir haben im letzten Jahre die Neigung des Militärs verspürt, sich in die Arbeitskämpfe einzumischen, und der Parteitag muß unbedingt seine Empörung über die unerhörten Vorgänge im Mansfelder Revier zum Ausdruck bringen.

Vereins- und Versammlungsrecht sind zwar reichsgesetzlich geregelt, aber die Verwaltungsbehörden der Einzelstaaten haben eine weitgehende Dispositionsfreiheit. Die außerpreußischen Staaten haben von dieser Befugnis vielfach im liberalen Sinne Gebrauch gemacht, selbstverständlich wird das in Preußen nicht der Fall sein. ...Das Versammlungsverbot im Wahlkreise des Herrn v. Heydebrand wegen angeblicher Scharlachepidemie zeigt, wie sehr die preußische Polizei sich an das deutsche Vereinsgesetz kehrt. In der Nähe von Berlin sollte eine Versammlung unter freiem Himmel stattfinden. Als Ort der Versammlung war ein Platz in Aussicht genommen, der mindestens 5000 Personen fassen konnte, obwohl in der ganzen Gegend wohl kaum mehr als 500 Personen für die Versammlung in Frage kamen. Die Polizei behauptete aber, daß der Platz nicht ausreichen werde; die Versammelten würden auf die Nachbarfelder übertreten, die gerade bestellt seien. Die Bauern würden sich das nicht gefallen lassen, es würde zu Prügeleien und Störungen der öffentlichen Ordnung kommen, und — die Versammlung wurde verboten. Ein anderer Fall: Der Platz, auf dem die Versammlung stattfinden sollte, lag am Strande der Spree. Man wußte nun kein Mittel, um die Versammlung zu verhindern — auf den Gedanken, die Leute könnten ins Wasser fallen, kam man nicht. Aber etwas anderes fiel der Polizei ein: die Schiffer auf der Spree, die als gewalttätig bekannt seien, würden, sobald sie die Versammlung sähen, in großen Massen auf dem Platze landen und aussteigen; es würde zu ungeheueren Prügeleien und Störungen kommen, und um das zu verhüten, wurde die Versammlung verboten. Eine Versammlung wurde verboten, weil die Teilnehmer in eine Sandkute fallen und dabei Hals und Beine brechen könnten! Die Saalabtreibungen florieren munter weiter. Über den ungeheuren Einfluß der Landräte auf die Kreisblätter hat Herr Schücking wertvolle Feststellungen gemacht. Über das Plakatwesen be-

stehen Bestimmungen, die der Polizei das formelle Recht geben, jedes Plakat, das nicht etwa von verlorenen und gefundenen Sachen handelt, zu verbieten. Tagtäglich wird gegen dieses preußische Verbot verstoßen, und die Polizei schreitet nicht ein und kann auch nicht einschreiten, ohne sich lächerlich zu machen. Zuweilen hat die Polizei aber es doch gegen die Sozialdemokratie angewandt. ...

Das preußische Fremdenrecht kann als Blüte und Krone der preußischen Verwaltungsweisheit bezeichnet werden ... Ein Fremdenrecht ist gar nicht vorhanden, wir haben nirgend eine Bestimmung über den Schutz von Fremden, außer gewissen Staats- und Niederlassungsverträgen. Aber auch diese werden nicht so ausgelegt, wie sie sollten, und verhindern keineswegs die skandalöse Ausweisungspraxis gegen die Ausländer. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben sich jedenfalls in Ihr Bewußtsein eingebrannt, so daß ich Ihre Empörung durch meine Worte sicherlich nicht verschärfen kann. Neben dem Ausweisungsrecht nimmt die Polizei das Recht der Beschlagnahme, das der Durchsuchung der Wohnungen, das der Verhaftung von Ausländern in Anspruch. Die Polizei nimmt sich das Recht heraus, mit jedem Ausländer nach Belieben geradezu Schindluder zu spielen. Die Kenntnis, die sie durch ihre Tätigkeit erlangt, teilt sie den russischen Behörden mit, und ihr Verfahren gipfelt in einer Ausweisung nach der russischen Grenze, die direkt einer Auslieferung gleichkommt, ohne die Garantien der Auslieferung! Das ist eine Schande und eine Schmach für Deutschland, und immer wieder müssen wir das Gefühl für das Schmähliche dieser Vorgänge wachrufen. Man gewöhnt sich allmählich daran — Sie kennen ja das Sprichwort, daß der Aal sich daran gewöhne, lebendig zerschnitten zu werden. Man gewöhnt sich eben wirklich an vielerlei, und gerade der Deutsche hat die Neigung, leicht zu vergessen. ...

Aber nicht alle Ausländer werden ausgewiesen. Den Agrariern ist das Recht der Durchtränkung Deutschlands mit fremden Völkern in Erbpacht übergeben worden. Für sie Arbeiter zu beschaffen, ist der Zweck des polizeilichen Legitimationszwanges für Ausländer.

Noch eine andere Sorte von Ausländern duldet man mit großer Liebe: die Spitzel, die russischen Spitzel, von denen wir auch jetzt noch eine ganze Menge in Deutschland haben. Die berüchtigte Sinaida Jutschenko hält sich noch heute in Deutschland auf, und zwar in nächster Nähe von Berlin. Vielleicht kommt noch nach Berlin eine russische Spitzelfiliale wie nach Brüssel.

Wie es mit der Freiheit der Volksschullehrer in Preußen steht, wissen wir. Tausende gemaßregelter Volksschullehrer laufen in Preußen herum. Das böse Beispiel Preußens hat auch schon ansteckend auf Nachbarstaaten gewirkt, auch auf solche, in denen bisher etwas freierer Geist herrschte ...

Die preußische Verwaltung ist unfruchtbar, unzweckmäßig, rückständig auf allen Gebieten und fügt die Brutalität des Polizeiknüppels dieser Rückständigkeit hinzu. Alles, was ich gegeben habe, ist nur ein kleiner Auszug. Sie sehen, welch ein ungeheures Material der agitatorisch wirksamsten Art wir hier besitzen. Geradezu aufpeitschend können wir damit wirken. Aber dazu gehört eine größere Kenntnis der Verwaltungszustände, als sie bei dem

jetzigen elenden Zustande der Schule selbst bei unseren Parteigenossen verbreitet ist. Darum verlangen die Leitsätze Bürgerkunde, natürlich nicht im Sinne nationalistisch-monarchischer Gesinnungszüchterei. ...

Die Kompliziertheit des Verwaltungssystems macht es der Verwaltung leicht, ihr Kompetenzgebiet unversehens weiter auszudehnen. Es kommt hinzu, daß im Landtage gerissene Bureaukraten eigentlich nur bei den Konservativen sitzen; bei den übrigen bürgerlichen Parteien finden sich wenige wirkliche Kenner der Verwaltungspraxis. So hat man im Landtage wenig Lust, in das Wespennest hineinzugreifen, und die Kontrolle der Verwaltung durch das Parlament ist kaum einen Pfifferling wert.

Der Beschwerdeweg bedeutet, daß man den Teufel bei seiner Großmutter verklagt. Nur die Verwaltungsjustiz bietet noch einen gewissen Rückhalt. Aber für manche Zweige, wie für die wichtige Schulverwaltung, fehlt sie ganz. Und auch sonst ist sie äußerst mangelhaft. Der Kreisausschuß ist im Grunde nichts anderes als der Landrat, und der Bezirksausschuß nichts anderes als der Regierungsausschuß. In den Kreisausschüssen haben wir meines Wissens nur einen einzigen Sozialdemokraten, den Genossen Herbst zu Köpenick. Das Oberverwaltungsgericht hat allerdings äußerlich richterliche Unabhängigkeit verliehen bekommen. Dafür besteht es aber aus so gesiebten Mitgliedern, daß es bei wirklichen ernsten Fragen kein Bollwerk gegenüber der Staatsgewalt werden kann. Immerhin ist das Oberverwaltungsgericht noch die beste der in Frage kommenden Instanzen.

Dringend notwendig ist es, im Strafgesetzbuch scharfe Bestimmungen gegen Amtsmißbrauch zu treffen. Wir müssen verlangen, daß Unkenntnis der Gesetze einen Beamten niemals entschuldigen kann, weder kriminell noch zivilrechtlich. Hat doch selbst Gneist ausgesprochen, es sei allezeit die Eigentümlichkeit der preußischen Verwaltung gewesen, die Gesetzgebung in ihr Gegenteil zu verkehren. Gerade die anständigen Elemente der Verwaltung kommen gelegentlich vor den Richterstuhl. Bei den Wahlen des Jahres 1903 wurden an einem Orte unsere Kontrolleure aus dem Wahllokale herausgeworfen und brutal geprügelt. Der Wahlvorsteher, ein simpler Bauer, wurde wegen Nötigung usw. angeklagt; es stellte sich aber in der Verhandlung heraus, daß er das Herauswerfen unserer Kontrolleure auf telegraphische Weisung des Landrats vorgenommen hatte! Er wurde deshalb von der Anklage der Nötigung freigesprochen. Ich erstattete nun Anzeige gegen den Landrat, bekam aber durch alle Instanzen bis zum Kammergericht die Antwort: es sei ausgeschlossen, daß der Landrat sich der Rechtswidrigkeit seines Vorgehens bewußt war! Und deshalb wurde die Erhebung der Anklage abgelehnt. Der Gemeindevorsteher war wegen desselben Delikts angeklagt; er also war sich der Rechtswidrigkeit des Vorgehens bewußt, der Landrat dagegen nicht. In erster Linie müssen wir verlangen, daß die oberen Beamten zur Verantwortung gezogen werden. Jetzt ist es so, daß die hochsitzenden Hauptschuldigen frei ausgehen. Ich bin aber fest davon überzeugt, man gibt uns eher ein demokratisches Wahlrecht als eine demokratische Verwaltung, weil man weiß, daß schließlich doch bei der Verwaltung die Macht liegt! ..."

Nun habe aber die preußische Regierung gleichzeitig mit der Ankündigung der Reform des Wahlrechts auch eine Reform der Verwaltung angekündigt. „Im vorigen Jahre hat Herr v. Moltke seinen Plan in kurzen Zügen entwickelt. Weit entfernt, eine Reform in unserem Sinne zu bieten, sollen diese Vorschläge nur einer Vervollkommnung der bureaukratischen Regierungsform dienen. Die Dezentralisation soll nur bis zum Landrat hinab gehen, und die Macht der Landräte soll sogar erweitert werden, wogegen sich selbst — was viel sagen will — von konservativer Seite Bedenken erhoben haben! Beseitigt werden sollen gerade Rechtsmittelinstanzen für das Publikum. Wahrlich, eine prächtige Reform! Sehr hübsch ist auch, daß künftig Städte über 25000 Einwohner nicht mehr kreisfrei werden, also der landrätlichen Despotie unterstehen sollen ...“

* * *

Nach alledem —: das Agitationsmaterial der Sozialdemokratie sei „unerschöpflich“, meinte der Redner am Schluß. Wahr ist, daß es ihr so bald nicht abreißen wird. „Am 12. Januar 1908“, schreibt der „Vorwärts“, „hieben Polizisten auf Wahlrechtsdemonstranten mit der bloßen Waffe ein, am 21. Januar 1908 wurde in gleicher Weise ein Zug Arbeitsloser attackiert. Ähnlich ist sie seitdem noch mehrfach vorgegangen.

Einmal geschah's, daß auch gegen eine Veranstaltung bürgerlicher Kreise die Polizeifaust sich regte. In der Zeit der Ferrer-Proteste hatte ein Komitee bürgerlicher Frauen zum 19. Oktober 1909 eine Versammlung nach Kellers Philharmonie (Köpenicker Straße) einberufen, in der Frau Lily Braun referierte. Nach Schluß der Versammlung kam es auf der Straße zu Menschenansammlungen, die sich nicht so rasch zerstreuen konnten, wie die Polizei es wünschte. Es gab dann die gewohnten Attacken und eine Anzahl Verhaftungen.

Anfang Januar dieses Jahres hatte das Amtsgericht Berlin-Mitte (Abteilung 141) nacheinander zwei der damals sistierten Personen abzuurteilen, denen die üblichen Strafmandate aufgepackt worden waren. Beide hatten Widerspruch erhoben und richterliche Entscheidung beantragt, für die von dem Verteidiger Rechtsanwalt Kurt Rosenfeld durch Ladung wahrhaft ‚klassischer‘ Zeugen die rechte Grundlage geschaffen worden war.

Verhandelt wurde zunächst gegen den Kaufmann Paul Dölz, der an jenem Abend gegen zehn Uhr an der Ecke der Köpenicker und der Brückenstraße den Polizeibefehl weiterzugehen nicht befolgt und überdies laut gejohlt haben sollte. D. bestritt das. Nach Schluß der Versammlung habe er, um der bereits vorrückenden Polizei aus dem Wege zu gehen, sich in ein benachbartes Lokal begeben, nachher sei er an der genannten Straßenecke an die Straßenbahnhaltestelle getreten, um heimzufahren. Hier habe plötzlich ein Schutzmann ihn festgenommen, ohne ihn zum Weitergehen aufgefordert zu haben.

Dieser Schutzmann Medin bekundete als Zeuge, nach der Versammlung sei es zu einer Straßendemonstration gekommen. Auf des Verteidigers Frage, was er darunter verstehe, antwortete M., es seien Tausende von Personen dagewesen. Sie seien von einem Wachtmeister allgemein aufgefordert worden, sich zu

entfernen. Er, Zeuge, habe Dölz nicht aufgefordert. D. aber, hinter dem er gestanden habe, ohne bemerkt zu werden, habe gejohlt, da habe er ihn festgenommen. Es sei unmöglich, daß er einen falschen gegriffen habe.

Um festzustellen, wie an jenem Abend die Polizei „gearbeitet" hat, hatte der Verteidiger auch einige Zeugen geladen, die den höheren Gesellschaftsschichten angehören. Der Herr Graf Hoensbroech und die Frau Schulrat Cauer sollten über die Eindrücke berichten, die sie auf der Straße von dem Verhalten des Publikums und der Polizei empfangen hatten.

Graf Hoensbroech bekundete etwa folgendes: Ich habe dasselbe, was ich hier sagen will, schon vor einiger Zeit auch dem Polizeipräsidium in längerer Unterredung vorgetragen. Es ist schwer, über das Verhalten der Polizei zu sprechen, ohne eine formale Beleidigung zu begehen. Nie sah ich etwas Ähnliches von Brutalisierung einer Volksmenge, die sich durchaus ruhig verhielt. Ich sagte der Polizei: Sie züchten Sozialdemokraten!

Vor Beginn der Versammlung standen Hunderte vor der Tür und verhielten sich tadellos ruhig. Ich habe selten eine Versammlung gesehen, die so ruhig verlief wie diese. Als wir nach Schluß der Versammlung auf die Straße hinaustraten, waren da Tausende von Menschen, die selbstverständlich nicht auf einmal verschwinden konnten. Ich wollte ruhig zur nächsten Straßenbahnhaltestelle gehen, die am Denkmal von Schulze-Delitzsch ist. Ich ging auf das Denkmal zu, um dort zu warten. Ich stand vielleicht zehn Minuten, weil ich wegen der Menge nicht weiter konnte. Aber ich hörte absolut nichts von irgendwelchem Tumult oder Geschrei. Ich hörte nur, daß auf die Referentin, als sie heraustrat, ein Hoch ausgebracht wurde. Aber das geschah in gar nicht provozierender Weise. Während ich so stand und wartete, hörte ich auf einmal einen furchtbaren Spektakel, einen Ansturm von Leuten, und ich sah die Flucht einer Volksmenge. Neben mir stand ein Herr, der tat nichts und rief auch nicht. Da geht ein Polizeileutnant auf den Mann los, packt ihn wie einen Verbrecher an der Gurgel und schmeißt ihn aufs Straßenpflaster. Ich betrachte es als ein Glück, daß er nicht mich gepackt und hingeschmissen hat; es hätte mir aber ebenso gehen können. Mit solcher Brutalität kann man eigentlich nur gegenüber einem Mörder handeln. Dann sprengte eine Kolonne berittener Schutzleute im Galopp auf uns ein und ritt auf den Bürgersteig. Ein Polizeileutnant wollte mir einreden, es sei „Schritt" gewesen. Ich sagte ihm: Verschonen Sie mich mit derartigen Darlegungen, ich weiß selber, was Schritt ist. Als die Schutzleute auf den Bürgersteig ritten, gab es einen fürchterlichen Tumult, und dann entstand ein Johlen. Ich fürchtete für mein Leben, daher ging ich auf einen Leutnant zu und nannte meinen Namen. Ich verlange, sagte ich, Schutz für mein Leben vor Ihren Leuten! Er antwortete: Es tut mir leid, daß Sie hineingekommen sind, wir handeln auf Befehl. Ich erwiderte: Die solche Befehle erteilen, sind nicht wert, an ihren Stellen zu sitzen. — Der Zeuge schloß seine Bekundungen: Für nichts und wieder nichts wurden



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

die Leute angegriffen. Ich wurde dann hinausgeleitet, ich fürchtete tatsächlich für mein Leben. Auf den Vorhalt des Verteidigers, daß der als Zeuge vernommene Schutzmann eine ‚Straßendemonstration' gesehen haben wollte, erklärte Graf Hoensbroech, von einer solchen habe er nichts bemerkt.

Dann schilderte Frau Schulrat Cauer, eine Dame von jetzt 68 Jahren, die Eindrücke, die sie auf der Straße empfangen hatte: Ich war, als wir hinauskamen, entsetzt über das Aufgebot der Schutzmannschaft, über die ungemeine Aufregung unter den Schutzleuten. Berittene sprengten hin und her, ein Schutzmann drängte uns an die Wand, so daß wir beiseite sprangen. Wir wußten gar nicht, was sich ereignet hatte. Solange ich da war, hörte ich nichts von Johlen. Alle gingen, aber sie wurden fortwährend provoziert, indem immerzu gerufen wurde: Machen Sie, daß Sie wegkommen! Bei so vielen kommt doch mal ein Gedränge vor. Wir fragten uns immer wieder, was denn geschehen sei. Und immer wieder fuhren die Schutzleute uns an: Machen Sie, daß Sie wegkommen! Dabei ritten sie mit den Pferden auf das Trottoir. Es war ja doch alles ruhig, wir sind geradezu provoziert worden.

Auf eine Bemerkung des Vorsitzenden, daß aufgefordert worden sei, weiterzugehen, äußerte sich noch einmal Graf Hoensbroech: Die Aufforderung der Schutzleute bestand darin, daß man einfach geknüppelt wurde. Nicht in anständiger Weise sind die Schutzleute vorgegangen, die doch von uns bezahlt werden. Sie sind in so provozierender Weise vorgegangen, daß einem das Blut in den Adern heiß wurde. Ich bin ein loyaler Staatsbürger, aber für eine solche Polizei bedanke ich mich. Der Vorsitzende wehrte ab: Wir sitzen hier nicht zu Gericht über die Polizei. Auch Frau Cauer fügte dann noch hinzu: Die Aufforderung der Schutzleute war barsch. Das Publikum war außerordentlich gehorsam, aber es konnte nicht so schnell weg, weil so viele da waren. Die erneute Frage des Verteidigers, ob man, wie der Schutzmann, von einer Straßendemonstration sprechen könne, wurde vom Vorsitzenden abgeschnitten: Er meint eben, daß eine Menge Menschen da waren. Na, wie soll denn, fragte der Verteidiger, eine Versammlung sich leeren, ohne daß eine Menge Menschen rauskommen?

Die Beweisaufnahme wandte sich dann wieder dem besonderen Fall Dölz zu. Ein Reisender Wüstenberg, der in Begleitung von D. die Versammlung besucht hatte und mit ihm an die Straßenbahnhaltestelle getreten war, sagte aus: Wir standen zusammen, da riß mit einemmal ein Schutzmann den D. weg und führte ihn ab. Ich ging hinterher, einige Zeugen meldeten sich, ich notierte sie. D. hatte nichts getan, nicht gejohlt, kein Wort gesagt. Wir hatten auch keine Aufforderung weiterzugehen gehört. Vorsitzender (zum Schutzmann): Können Sie sich nicht irren? Schutzmann: Nein. Vors.: Na, einer von Ihnen schwört doch falsch. Schutzm.: Es ist ja möglich, daß ich einen Falschen herausgegriffen habe. Vors.: Kamen Sie von hinten? Schutzm.: Ich weiß nicht. Verteidiger: Das haben Sie ja vorhin selber gesagt! Schutzm.: Ich kam gerade vor. Vert.: Aber doch von hinten! Wie konnten Sie denn da sehen, daß er johlte!? Auf die erneute Frage des Vorsitzenden, ob er

sich nicht geirrt habe, lenkte der Schutzmann ein: Ja, wo der Herr so viel Zeugen hat — —

Somit fiel die Beschuldigung, gejohlt zu haben.

Aber D. habe mindestens die Aufforderung weiterzugehen nicht befolgt, meinte der Amtsanwalt. Ich kann doch an einer Straßenbahnhaltestelle stehen, warf der Vorsitzende ein, der offenbar in diesem Punkte noch nicht üble Erfahrungen gemacht hat. Der Schutzmann sagte einsichtsvoll jetzt selber: Die Menschenmenge war zu groß, da konnte niemand durch.

Vernommen wurde noch ein Werkmeister Hagedorn, der gleichfalls an jener Straßenbahnhaltestelle gewartet hatte. D. habe absolut nichts gemacht. Ein Berittener habe gerufen: Zum Donnerwetter, wenn die Leute nicht auseinandergehen, dann bringen Sie sie zur Wache! Vors. (zum Schutzm.): Das haben Sie uns ja gar nicht gesagt! Schutzm.: Ich habe das nicht gehört. Hagedorn: Darauf stürzte sich der Schutzmann in die Menge und griff D. heraus. Vors.: Warum denn den? Hagedorn: Ja, ich hätte es auch sein können. Vors.: Fragte er nicht warum? Hagedorn: Da gab es keine Widerrede.

Auch für den Amtsanwalt gab es jetzt keine Widerrede mehr gegen solche Bekundungen: er beantragte selber Freisprechung, weil es gar nicht möglich gewesen, die Aufforderung zu befolgen, selbst wenn D. sie gehört haben sollte.

Der Verteidiger schloß sich an mit folgender Begründung: Die Verhandlung hat wieder gezeigt, was herauskommt, wenn die Polizei erregt ist. Eine nervöse Polizei wird Zusammenstöße auch mit der ruhigsten Menge haben. Daher versteht man es, daß der neue Polizeipräsident den Neujahrswunsch ausgesprochen hat, das Einvernehmen zwischen Polizei und Publikum möge ein besseres sein. Daß es kein gutes ist, ist Schuld der Polizei, auch der oberen Beamten. Das ergeben im vorliegenden Fall die Bekundungen besonders des Zeugen Hoensbroech. Gegen Dölz hat der Schutzmann zuerst sehr bestimmt ausgesagt, nachher hat aber er seine Aussage stark eingeschränkt. Erwiesen ist, daß D. nichts begangen hat. Er ist nicht nur freizusprechen, auch die notwendigen Auslagen, insbesondere die Verteidigungskosten, sind der Staatskasse aufzubürden.

Das Urteil lautete, gemäß dem Antrag der Verteidigung: Freisprechung und Übernahme der notwendigen Auslagen auf die Staatskasse. Die Begründung des Urteils hob nochmals hervor: Wir sitzen hier nicht zu Gericht über die Polizei!

Und dennoch mußten sie gleich darauf zum zweitenmal über die Polizei zu Gericht sitzen. Sie hatte dem Geschäftsdiener Emil Bohm ein Strafmandat besorgt, weil er nach jener Versammlung skandaliert habe, daß man es straßenweit gehört habe. Die Verhandlung gegen Bohm, der richterliche Entscheidung beantragt hatte, gestaltete sich sehr einfach. Bohm, dem als Verteidiger gleichfalls Rechtsanwalt Rosenfeld zur Seite stand, erklärte, nicht skandaliert zu haben. Schutzmann Hof, der ihn festgenommen hatte, sagte aus: Wir sollten die Leute, die auf dem Bürgersteig waren, weiterweisen. Hauptmann Stephan befahl: Nehmen Sie die Leute da fest! Es waren zirka 20 Personen. Vors.:

Alle, die da waren, sollten Sie festnehmen? Warum denn? Schutzmann: Das weiß ich nicht. Vors.: Skandalierte der Angeklagte? Schutzmann: Das weiß ich nicht. (Nebenbei bemerkt: Dieser Hauptmann Stephan ist derselbe Hauptmann Stephan, der am 12. Januar 1908, dem Wahlrechtssonntag, die Schlacht an der Friedrichsgracht verschuldet hat.)

Der Vorsitzende hatte genug. Er verfügte in Übereinstimmung mit den Beisitzern Schluß der Beweisaufnahme. Der Amtsanwalt beantragte Freisprechung. Ihm schloß der Verteidiger sich an mit dem Ausdruck des Erstaunens darüber, daß ein Polizeihauptmann einfach alle sistieren lasse, die dastehen, und das Publikum das geduldig hinnehme. Selbstverständlich seien auch hier dem Angeklagten die notwendigen Auslagen zu ersetzen.

Das Urteil lautete auch in diesen Fällen: Freisprechung und Übernahme der notwendigen Auslagen auf die Staatskasse."

Aber es reißt nicht ab. Wenige Tage darauf hatte sich die 160. Abteilung des Schöffengerichts Berlin-Mitte aus dem gleichen Anlaß mit einem ähnlichen Fall zu beschäftigen. Der Tischler Johann Weidinger hatte sich wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt und Nichtbefolgung von Anordnungen der Polizei zu verantworten. Er schilderte seine Erlebnisse wie folgt:

Er sei gegen halb zehn Uhr mit seiner Frau die Brückenstraße entlang gegangen, um nach der Schmidtstraße zu gelangen. An der Ecke der Köpenicker und Neanderstraße sei ein Trupp Menschen, die sangen und aus der Neuen Philharmonie kamen, vorübergezogen. Er sei stehen geblieben, und als die Leute vorüber waren, habe er sich nach seiner Frau umgedreht. In demselben Augenblick sei der Polizeileutnant Altrogge auf ihn zugetreten und habe ihn barsch aufgefordert, weiterzugehen. Er habe eine höfliche Handbewegung nach seinem Hut gemacht und geantwortet: „Gewiß." Der Leutnant habe ihn aber bei der Brust gepackt, weitergeschoben und ihm noch energischer zugerufen: „So gehen Sie doch!" Auf die Antwort: „Ich gehe ja schon" habe ihn der Leutnant mit der Faust in den Rücken gepufft, und als er darauf noch etwas erwidern wollte, einem hinzutretenden Schutzmann befohlen, ihn nach der Wache zu bringen. Er sei dann sofort von zwei Schutzleuten an den Armen gepackt worden „wie ein schwerer Verbrecher", und obgleich er versicherte, daß er in dem Revier gut bekannt sei und nicht wegrennen würde, habe man ihn nicht los gelassen, sondern in dieser Weise nach der Wache gebracht. Auf seine wiederholte Frage, was er denn gemacht haben solle, habe er keine Antwort erhalten.

Polizeileutnant Altrogge und Schutzmann Schroeder gaben eine von dieser völlig abweichende Darstellung, nach der die Polizei auf das sanftmütigste verfahren, der Angeklagte dagegen sich ganz rabiat benommen haben müßte. Während aber der Polizeiwachtmeister Müller als Zeuge sich ähnlich äußerte, widersprach der Angeklagte energisch dieser Darstellung und blieb bei seiner Behauptung. Ihm traten mehrere einwandfreie Zeugen bei. So bekundete eine Zeugin Frau Leonhardi, Besitzerin eines Zahnateliers: als sie die Versammlung verlassen, habe sie auf der Straße gesehen, wie die Menschenmenge vor den auf sie eindringenden Schutzleuten auseinanderlief.

Sie habe Sorge gehabt, daß sie in die Menge hineingerissen werde, und habe sich nach der Ecke der Köpenicker und Neanderstraße begeben. Dort habe sie gehört, wie der Polizeileutnant den Angeklagten anschrie: „Machen Sie, daß Sie wegkommen!" Gleichzeitig habe der Leutnant den Angeklagten mit beiden Fäusten vor die Brust gestoßen. Der Angeklagte habe gesagt: „Was wollen Sie von mir? warum stoßen Sie mich so? Ich gehe ja!" Der Leutnant, der „unsagbar erregt" gewesen sei, habe geantwortet: „Wenn Sie nicht gleich machen, daß Sie fortkommen, dann bekommen Sie noch mehr." Dann hätten sofort zwei Schutzleute den Angeklagten an den Armen gepackt und auf Anweisung des Leutnants nach der Wache gebracht. Der Angeklagte habe keinen Widerstand geleistet, habe dies auch gar nicht gekonnt, denn er sei wie gefesselt gewesen. Dieses Vorgehen gegen einen Menschen, der nichts verbrochen, habe ihr das Gefühl nahegelegt, daß es schließlich jedem Menschen so gehen könnte, und sie habe gemeint, es sei hier Menschenpflicht, dem Manne, den sie gar nicht kannte, sich als Zeugin anzubieten. Deshalb habe sie ihm, als er abgeführt werden sollte, ihre Karte zustecken wollen, der Polizeileutnant habe ihr aber die Karte aus der Hand gerissen und auf die Erde geworfen. Letzteres bestritt Polizeileutnant Altrogge ganz entschieden. Amtsanw. (zur Zeugin): Sie waren in der Versammlung; sind Sie vielleicht Sozialdemokratin? [!] — Zeugin: Nein; ich weiß aber auch nicht, was diese Frage an mich bedeuten soll. — Amtsanwalt: Es ist doch auffallend [?!], daß Sie zunächst sagten, Sie hätten Angst gehabt, irgendwie mit in das Gedränge zu kommen, und dann doch selbst sich einmischten, indem Sie sich als Zeugin anboten. — Zeugin: Für Ehre und Gerechtigkeit würde ich selbst mein Leben einsetzen. — Amtsanwalt: Sind Sie vielleicht sehr nervös? [!] — Zeugin (lächelnd): Ich halte mich für ganz normal, bin auch noch nicht in einer Irrenanstalt gewesen. Als Frau von guter Erziehung kann ich die Dinge richtig einschätzen, die ich sehe. Ich behaupte mit aller Bestimmtheit, daß der Angeklagte sich nicht geweigert hat, mit zur Wache zu gehen. Er hat vielmehr gesagt, er sei ein anständiger Mensch und gehe allein mit. Es ist auch ausgeschlossen, daß er sich bei der Abführung widersetzte und die Füße gegen den Fußboden stemmte.

Auch die Zeugin Frau Kaufmann Goldschmidt, eine unbeteiligte Passantin, hat nicht gesehen, daß der Angeklagte Widerstand geleistet habe. Sie hat gehört, daß der Polizeileutnant zu dem Angeklagten sagte: „Sie können noch mehr kriegen, wenn Sie nicht weitergehen!" Der Angeklagte sei darauf sofort von Schutzleuten gepackt worden. — Zeuge Waschanstaltsbesitzer Gutsche: Der Polizeioffizier habe den Angeklagten laut angeschrien: „Gehen Sie weiter!" und habe ihn an der Brust gepackt. Dann seien gleich zwei Schutzleute dagewesen, die ihn an den Armen packten und fortführten. Der Zeuge hat nichts von einem Widerstande des Angeklagten gesehen.

Der Amtsanwalt beantragte eine Gesamtstrafe von 10 ℳ, Rechtsanwalt Dr. Rosenfeld beantragte die Freisprechung. Es sei ganz unverständlich, daß die Polizei in dieser Form eingegriffen habe, denn die Schutzleute und die Polizeioffiziere seien allein schuld an den Auftritten gewesen. Gegenüber diesem An-

geklagten, der gar nichts verbrochen habe, hätten sie sich keineswegs in rechtmäßiger Ausübung ihres Amtes befunden. Der Angeklagte habe kein Verkehrshindernis gebildet, denn er habe allein gestanden. Zu seinem Glück seien hier Zeugen aus bürgerlichen Kreisen für ihn eingesprungen, deren Bekundungen durchaus einwandfrei seien. Der Verteidiger erklärte schließlich, daß der Gang der Beweisaufnahme ihn zu dem Entschluß bewogen habe, gegen die betreffenden Polizeibeamten Strafanzeige zu erstatten. Er hoffe, daß sich bei ihm alle Zeugen, die etwas gesehen hätten, melden und die gleiche Menschenpflicht erfüllen würden, wie die hier vom Amtsanwalt auf ihr politisches Glaubensbekenntnis geprüfte Frau Leonhardi. Er beantragte außerdem auch die Übernahme der Kosten der Verteidigung auf die Staatskasse. Der Gerichtshof sprach den Angeklagten frei. Es sei ein klares Bild von den Vorgängen nicht gegeben: Die Zeugen widersprechen sich. Es sei eine alte Erfahrung, daß bei solchen Vorgängen unter zehn Augenzeugen jeder etwas anderes gesehen zu haben glaube. Deshalb sei das Gericht zu einem non liquet gekommen. Den Antrag auf Übernahme der notwendigen Auslagen des Angeklagten auf die Staatskasse habe das Gericht abgelehnt.

„Mit den Freisprechungen", bemerkte hierzu die „Tägliche Rundschau", „kann die Sache aber unmöglich abgetan sein. Man darf wohl mit aller Bestimmtheit erwarten, daß nunmehr der Polizeipräsident eine rücksichtslos strenge Untersuchung gegen die an den Auftritten jenes Abends beteiligt gewesenen Polizeibeamten einleiten und schonungslos durchführen wird."

Wer lacht da? — „Rücksichtslos strenge Untersuchung"? „Schonungslos durchführen"? Gegen eine Polizei, die wieder einmal das Vaterland, Thron und Altar gerettet hat und wer weiß wie viele Male in Zukunft noch retten soll? Gibt's denn so was? Und das „mit aller Bestimmtheit erwarten"? In — Preußen?!! Ein köstlicher, ein schnurriger Gedanke! Äußerte sie nicht die bierehrliche „T. R.", — ich wäre versucht, solch überschwenglich fromme „Erwartung" für eine ganz bösartige Satire anzusehen.

Der Herr Polizeipräsident hatte denn auch in der Tat Besseres zu tun, als seine Beamten zur Rechenschaft zu ziehen. Er setzte sich hin und schrieb an seinen Vorgesetzten, den Minister des Innern, eine 30 (oder waren's 36?) Seiten lange — Rechtfertigungsschrift für die so übel Verkannten und Beleumundeten. Nicht den geringsten Zweifel, so etwa erklärte er einem Mitarbeiter des „B. T.", hege er daran, daß die Beamten sich tadellos korrekt benommen haben. Er denke gar nicht daran, sie in irgendeiner Weise zu rektifizieren oder ihnen auch nur ihre Pflichten gegen das Publikum ins Gedächtnis zu rufen. Stünden ihnen doch die Zeugnisse dreier Männer zur Seite, die aus ihren Fenstern die Vorgänge beobachtet hätten, und diese drei Männer könnten das Verhalten der Polizei nur rühmen.

Böse Menschen entblödeten sich nicht, sofort zu behaupten, mit diesen drei starken Männern müsse irgend etwas nicht richtig sein. „Sonderbar, höchst sonderbar", meint z. B. arglistig der „Vorwärts", „ist es nur, daß der Polizeipräsident zum Schutze der vor Gericht so arg bloßgestellten Polizeimannschaften diese drei Zeugen nicht bereits hat aufmarschieren lassen! Denn

wenn die Aussagen dieses Entlastungskleeblattes wirklich so überzeugend wären, wie Herr v. Jagow es darstellt, so hätten eben ihre Aussagen vor Gericht gehört und nicht in einen Bericht, den der Polizeipräsident dem Minister des Inneren hat zugehen lassen.

Aber wenn die drei Zeugen, ein Kaufmann, ein Bezirksvorsteher und ein Sanitätsrat, wirklich nicht mehr zu bekunden hatten, als der Polizeipräsident dem Mitarbeiter des ‚Berliner Tageblatts' mitgeteilt hat, so begreift man allerdings, daß die Polizei Bedenken trug, sich dieser klassischen Zeugen vor Gericht zu bedienen! ... Wer den Schauplatz der Vorgänge aus eigener Anschauung kennt, weiß, daß die Straße sich dort derartig verbreitert, daß sich vom Fenster aus, namentlich bei der abendlichen Beleuchtung, ein zuverlässiges Bild der Vorgänge nicht gewinnen läßt. Man braucht den guten Glauben der drei Zeugen auch nicht im geringsten in Zweifel zu ziehen, um gleichwohl diese Aussagen für absolut belanglos zu erklären gegenüber den ganz bestimmten Aussagen der einwandfreien Zeugen, die auf der Straße selbst aus unmittelbarer Nähe die Brutalitäten der Polizei zu beobachten Gelegenheit hatten! Wenn Personen wie Graf Hoensbroech, Frau Minna Cauer und eine ganze Reihe ähnlicher einwandfreier Zeugen unter ihrem Zeugeneid beschwören, daß ganz harmlose Passanten in der gröblichsten Weise mißhandelt worden sind, daß die Polizei im Galopp in die Menschenmenge hineinritt, und dergleichen mehr, so sind das eben positive Bekundungen, die durch drei oder auch dreißig Zeugen nicht erschüttert werden können, die die bekundeten Dinge nicht gesehen haben. Namentlich wenn diese Zeugen ihre Beobachtungen vom Fenster aus gemacht haben!

Das alles ist so klar, daß man wirklich in Erstaunen geraten muß über die Naivität des Berliner Polizeipräsidenten, der davon zu sprechen wagt, daß die Aussagen dieser drei Zeugen, denen er vollkommen Glauben schenke, ein ganz anderes Bild ergäben, als es die Gerichtsverhandlung geboten habe."

Was aber mag wohl der entscheidende Grund für den Verzicht auf das gerichtliche Zeugnis der drei starken Männer gewesen sein? Auch darauf hat der „Vorwärts" eine Antwort: Die Polizei sei zweifellos nach günstigen Zeugenaussagen hausieren gegangen! „Sie hat alle in Betracht kommenden Vorderhäuser abgeklappert und die Bewohner, natürlich in erster Linie die als ‚loyal' bekannten, ausgefragt. Denn daß sie ausgerechnet bloß jene drei Herren um ihre Ansicht gebeten haben sollte, erscheint vollständig ausgeschlossen. Warum tritt die ‚korrekte' Polizei nicht mit den Aussagen der übrigen ausgefragten Hausbewohner hervor? Weil diese offenbar die Vorgänge, soweit sie überhaupt den Kampfplatz übersehen konnten, in dem selben Lichte betrachtet und geschildert haben, wie es die Eideszeugen an Gerichtsstelle taten! Die Polizei trug Bedenken, aus vielleicht zwanzig Aussagen von Hausbewohnern die günstigste für die Gerichtsverhandlung herauszugreifen und die übrigen einfach unter den grünen Tisch fallen zu lassen. Erst das Drängen der Presse hat den verunglückten polizeilichen Versuch, sich zu reinigen, aufgedeckt und der Polizei die Zunge etwas gelöst, wodurch die Sache selbst für die Polizei nur in

ein noch ungünstigeres Stadium getreten ist. Daß sie trotz ihrer Umfrage nur mit drei ‚günstigen' Aussagen aufwarten kann, ist fast schon ein Eingeständnis ihrer Schuld! ..."

„Die Aussagen der drei Zeugen", bemerkt die „Berl. Volksztg.", „beziehen sich ausschließlich auf das Vorgehen der Polizei gegen die Massen, die während der Versammlung sich auf der Straße angestaut hatten, weil sie keinen Einlaß in die Versammlung mehr gefunden hatten. Über das, was nachher geschah, findet sich in den Aussagen aller drei Herren nichts. Hierüber aber haben die beschworenen Aussagen der in den beiden Prozessen vernommenen Zeugen, unter anderen des Grafen Hoensbroech, der Damen Cauer und Leonhardi, ein Bild ergeben, das zu den Erklärungen der drei Bewohner der Köpenicker Straße im schroffsten Gegensatze steht. Dies erklärt sich ungezwungen daraus, daß sie an anderen Stellen zu einer anderen Zeit andere Polizeifunktionäre ihres Amtes haben walten sehen als die drei Zeugen, die für die vor Gericht erörterten Vorgänge gar nicht in Betracht kommen, und deren Aussagen also an dem Beweisergebnis der Gerichtsverhandlung nicht das geringste ändern können."

Die Sachlage bedarf wahrhaftig keiner weiteren Klärung. Aus völlig einwandsfreier Quelle weiß ich persönlich, daß das Vorgehen der Polizei von denen, die ihm als Leidtragende oder glücklich Entronnene beigewohnt haben, als in hohem Maße gewalttätig, bedrohlich und gefährlich, ja als direkt provozierend empfunden wurde. Dies ist die aufrichtige Meinung der Leute, wie man sie freilich nur privatim zu hören bekommen kann, — mag sie nun wahr oder falsch sein. Den für die erlittenen Ehr- und Körperverletzungen von der Polizei noch mit Strafmandaten (!!) bedachten „Angeklagten" (!!) hätten sich ganz unvergleichlich zahlreichere Zeugen zur Verfügung gestellt, wenn — ja wenn eben nicht die Furcht vor der bekannten Behandlung bei Erfüllung solcher Menschenpflicht wäre. Auf meine Frage, warum denn alle die vielen Leute, die der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen könnten, damit zurückhielten, hieß es kurz aber erschöpfend: „Wer will sich anschnauzen lassen?" Ein älterer Herr von konservativer Gesinnung und unerschütterlich ruhigem Temperament, ein persönlicher Freund von mir, auf dessen einfache Rede ich mehr Wert lege als auf den Zeugeneid („Diensteid") so manches Schutzmannes, erklärte mir mit eben dieser ihm eigenen gelassenen Ruhe: „Ja, ich hätte genau so vergewaltigt und mißhandelt werden können. Glücklicherweise gelang es mir, mich vor der Polizei rechtzeitig in eine Droschke zu retten und so zu flüchten."

Die drei starken Männer des Herrn Polizeipräsidenten schrumpfen mehr und mehr zusammen. „Zum Zwecke einer Besichtigung des in Hoppegarten neu erschlossenen Geländes", wird der „B. V." mit voller Namensnennung und Wohnungsangabe geschrieben, „ging ich mit meiner Frau sowie meiner erwachsenen Tochter, meinem Schwager, Herrn Eduard Lehmann, dessen Frau und 14jährigem Kinde von meiner Wohnung Alexandrinenstraße nach dem Schlesischen Bahnhof. Wir wußten von der Abhaltung der Ferrer-Versammlungen nichts. Beim

Passieren der Köpenickerstraße sahen wir größere Massen ruhig dahergehender Bürger nach verschiedenen Richtungen sich zerstreuen; durch aufgefangene Worte erfuhr ich, daß es sich um die Ferrer-Versammlungen handle. Kurz vor der Michaelkirchstraße machte mich mein Schwager Lehmann auf einen Schutzmann aufmerksam, der mit wutverzerrten Zügen, den blanken Säbel in der Hand, in rücksichtslosester Weise gegen das sich zerstreuende Publikum vorging. Mit einem Male rannte der Schutzmann auf die Nordseite der Köpenickerstraße und schlug aus voller Kraft auf eine fliehende Person ein, die dann beiseite sprang und dadurch diesem Hieb entging. Ich bewunderte die Ruhe des Publikums, mir stockte das Blut bei diesem Anblick in den Adern, denn wie leicht konnte der Schutzmann ein namenloses Unglück anrichten. Ich habe bis jetzt geschwiegen, um keine Scherereien zu haben. Da man jedoch das Verhalten der Polizei zu entschuldigen sucht, so teile ich Ihnen dieses zur Klarstelluug der Handlungsweise nachgeordneter Polizeiorgane mit. Mit Hochachtung

Paul Arndt, Stickereifabrikant, Alexandrinenstraße 68."

Bemerkenswert bleibt, daß die Schutzmannschaften, die die Menschenansammlungen nach jener Ferrer-Versammlung zu „zerstreuen" hatten, unter dem Kommando des Polizeihauptmanns Stephan standen, desselben Beamten, der seinerzeit auch die Absperrung bei den Straßendemonstrationen an der Gertraudtenbrücke leitete und dort eine „Schlacht" gegen die von zwei Seiten eingeteilte Volksmenge lieferte. Dem Verdienste seine Krone. Der Herr Hauptmann Stephan wurde nach diesem glorreichen „Siege" über den „inneren Feind" prompt mit einem Orden dekoriert. Danach begreift man den Eifer, mit dem sich der Herr Polizeipräsident seines Untergebenen annimmt.

Bezeichnend ist, was Graf Hoensbroech über seine Unterredung mit dem Präsidenten u. a. mitteilt. Danach hat er sich gedrungen gefühlt, diesem Herrn selbst zu erklären, daß er „leider auf dem Punkte zu stehen scheine, die Behörden und ihre Organe begehen keine Fehler, und wenn sie welche begangen haben, dürfen sie nicht eingestanden werden. Die ganze Sache, die jetzt glücklicherweise mit mehrfacher wenigstens indirekter Verurteilung der Polizei geendet hat, ist von großer Bedeutung und verdient ausführlich im preußischen Landtage besprochen zu werden, da das Vorgehen der Polizei derartig war (das habe ich ebenfalls dem Polizeipräsidenten gesagt), daß ich begreife, daß bei solcher durch nichts gerechtfertigter Gewalttätigkeit die Volksmenge zum Widerstande und Angriff mit der Waffe gereizt wird. Es hat an jenem Abend eine Willkürherrschaft der Polizei gegenüber dem Publikum geherrscht, die es als wunderbar erscheinen läßt, daß das Publikum trotz allem ruhig geblieben ist. Allerdings nach dem unverantwortlichen Eingreifen der Polizei bemächtigte sich der Menge große Erregung. Das war aber so erklärlich, daß ich selbst mich gegen einen Schutzmann, der sich an mir vergriffen, mit Gewalt verteidigt hätte, denn man befand sich im Zustande der Notwehr."

Ein Schutzmann, der unter seinem Eide soeben noch die denkbar bestimmtesten Aussagen gemacht hat, wird doch stutzig, als immer mehr andere Zeugen die Richtigkeit dieser bestreiten. Auf die erneute Frage des Vorsitzenden, ob er denn nach alledem seine Behauptungen immer noch aufrechterhalten wolle, tritt er dann endlich doch den Rückzug an: — „Ja, wenn der Herr so viel Zeugen hat — —!" „Das Wort", bemerkt die „Welt am Montag", „war sicher nicht vorher überlegt; es entschlüpfte im Gedränge des Kreuzverhörs. Aber es öffnet mit einem Schlage eine düstere Perspektive. Es kennzeichnet mit unbarmherziger Klarheit die Stellung der Polizei in unserer Justiz. Weil so viel Zeugen die Situation anders sahen und schilderten als der Schutzmann, korrigierte er seine Aussage. Wie hätten die Dinge gelegen, wenn weniger oder nur ein Zeuge ausgesagt hätte, oder am Ende außer dem Angeklagten und dem gegen ihn in Aktion tretenden Schutzmann niemand den Auftritt beobachtet oder sich zur Aussage darüber gemeldet hätte? Die Antwort auf diese Frage kann nicht zweifelhaft sein. In zahlreichen Prozessen ist die Aussage eines Schutzmanns nicht nur gegenüber derjenigen eines Angeklagten, sondern auch gegenüber der mehrerer Zeugen ausschlaggebend gewesen. Oft, viel zu oft hat das Gericht den Beobachtungen von Polizisten ungleich mehr Wert beigemessen als denen anderer Leute und eher einem halben Dutzend von diesen als einem einzigen Schutzmann einen Irrtum zugetraut.

Es ist ein vorwiegend preußischer Grundsatz: daß vor allem die Autorität der Behörde gewahrt werden müsse. In Verfolgung der Konsequenzen dieses Grundsatzes hat die Justiz der Polizeibehörde manchen schlechten Dienst erwiesen. Weil das Gerechtigkeitsgefühl im Volke sich durch Abirrungen der Rechtsprechung nicht erschüttern oder korrigieren läßt, hat sich in weiten Kreisen die Überzeugung herangebildet, daß man gegen eventuelle Übergriffe der Polizei oder eines ihrer Funktionäre bei Gericht weniger Recht finde als gegen Übertretungen anderer Sterblicher."

Die Pflicht der Zeugenaussage kann vor Gericht höchst peinlich, wenn nicht zuweilen ein wahres Martyrium werden. Harmlos, wenn auch völlig überflüssig ist noch die Frage: „Sind Sie Soldat gewesen?" „Wer die Gepflogenheit unserer Gerichtshöfe kennt," wird im „B. T." aufgefrischt, „weiß, daß jeder beschuldigte Preuße — er möge nun je nach dem Taktgefühl des Vorsitzenden auf oder vor der Anklagebank Platz zu nehmen haben — vor dem Eintritt in die Verhandlung erst einmal diese wichtigste aller Fragen zu beantworten hat. Der Ausländer lächelt darüber. Wir sagen, ohne uns weiter zu wundern, ruhig unser stolzes ‚Ja' oder verschämtes ‚Nein'. Aber neben dieser für die Beurteilung juristischer Dinge in Preußen anscheinend unerläßlichen Frage nach dem Ewig-Militärischen kommt nun immer mehr etwas anderes, nicht weniger Peinliches in Aufnahme. Es ist die Frage: ‚Zu welcher politischen Partei bekennen Sie sich?'

Es ist selbstverständlich, daß das politische Glaubensbekenntnis eines Angeschuldigten unter gewissen Umständen gar nicht unerörtert bleiben kann. Der politische Schriftsteller, der sich ob irgendwelcher Ausführungen vor Gericht zu verantworten hat, wird die Frage nach seiner staatsbürgerlichen Weltanschauung sehr natürlich finden und diese Anschauung, wenn Vorsitzender und Staatsanwalt ihn

nicht danach fragen, wahrscheinlich selbst zum Ausdruck bringen. Er wird die Frage natürlich finden und sich nur dagegen wehren, daß eine demokratische oder gar sozialdemokratische Parteizugehörigkeit für ein gleiches oder ähnliches Delikt härtere Sühne heischt als eine konservative, antisemitische, oder was sonst gewisse Gerichte bei Preßdelikten zu einer fast unpreußischen Milde stimmen mag.

Aber was bei politischen Prozessen unerläßlich ist, verdient bei unpolitischen gerichtlichen Auseinandersetzungen entschiedene Zurückweisung. Und etwas ganz Unerhörtes ist es, wenn man unbescholtene Zeugen, die unter ihrem Eid über tatsächliche Beobachtungen aussagen sollen, zur Bewertung ihres Zeugnisses noch zum Schluß nach ihrer politischen Weltanschauung fragt. Das ist nicht einmal geschehen, sondern geschieht immer wieder. Derjenige, der an einen Staatsbürger allen Ernstes das Ansinnen stellt, am Schluß seiner Zeugenaussage noch sein politisches Glaubensbekenntnis herzubeten, ist fast immer der Staatsanwalt. Paßt die Zeugenaussage dem Herrn Staatsanwalt in den Bau seiner Anklage hinein, dann trägt er über den Zeugen Dinge vor, die absolut nicht zur Sache gehören, die aber dann den Politiker im Zeugen ganz unvermittelt aufleben lassen. ‚Man wird nachher versuchen, die Glaubwürdigkeit des Zeugen anzuzweifeln. Ich möchte deshalb feststellen, daß er noch heute Reserveoffizier ist und erst vor kurzem den roten Adlerorden dritter Klasse erhalten hat.‘ Ist es ein Zitat aus einer Komödie? O nein, so kühn sind unsere Lustspieldichter nicht. So kühn war die Wirklichkeit im Kieler Werftprozeß.

Ein ander Bild. Vom Grosser-Prozeß in Leipzig. Ein Zeuge hat unter seinem Eide über die rein private Tatsache auszusagen, ob der Angeklagte sich bei einem Besuch in der Wohnung des Zeugen als ein kranker oder gesunder Mensch benommen hat. Dem Herrn Staatsanwalt paßt die Zeugenaussage nicht. Und noch weniger paßt ihm, daß sie auf die Geschworenen sichtlichen Eindruck macht und die Sachverständigen ihr Gutachten zum wesentlichen Teile auf diese Zeugenaussage zu stützen anfangen. Das ist an einem Tage. Am anderen Tage erhebt sich der Herr Staatsanwalt. Ihm ist in der Nacht etwas außerordentlich Wichtiges eingefallen. ‚Herr Vorsitzender, ich möchte an den Zeugen von gestern noch eine Frage richten.‘ Der Zeuge von gestern tritt vor. ‚Sagen Sie, Herr Zeuge, zu welcher politischen Weltanschauung bekennen Sie sich?‘ — ‚Zur demokratischen Weltanschauung, Herr Staatsanwalt.‘ — ‚Aha! Das wollte ich nur hören...‘ Der Herr Staatsanwalt setzt sich wie ein Sieger.

Vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte findet der Prozeß gegen die Ferrer-Manifestanten statt. Die Zeugin Frau Leonhardi hat unter ihrem Eide darüber ausgesagt, ob ein Polizeileutnant den Angeklagten vor die Brust gestoßen hat oder nicht. Die Zeugin ist mit ihrer Aussage fertig. Die Zeugenaussage paßt dem Herrn Amtsanwalt nicht. Der Herr Amtsanwalt erhebt sich: ‚Sind Sie vielleicht Sozialdemokratin?‘ — ‚Nein; ich weiß aber auch nicht, was diese Frage an mich bedeuten soll.‘

Sehr richtig, man weiß nicht, was diese Frage nach dem politischen Glaubensbekenntnis bei Aussagen über tatsächliche Vorkommnisse bedeuten soll. Oder

vielmehr, man weiß sehr gut, was sie bedeuten soll. Die objektivste Behörde von der Welt geht in ihrer Objektivität eben mitunter so weit, den Eid jedes Menschen als minderwertig hinzustellen, der freiheitlicher Gesinnung verdächtig ist. Es ist das gute Recht jedes Zeugen, sich gegen diese immer mehr aufkommende Unsitte zu wehren ..."

Bis eines Schutzmanns Glaubwürdigkeit preisgegeben wird, können unbescholtene bürgerliche Zeugen manches über sich ergehen lassen. Ein paar beachtenswerte Vorkommnisse der jüngsten Zeit haben nun aber doch, wie die „W. a. M." ausführt, bei unserer Polizeibehörde selbst ein sichtliches Erschrecken und Stutzen über das Stadium bewirkt, zu dem der Gegensatz zwischen Publikum und Polizei sich bereits entwickelt hat. „Es fanden da in zwei Fällen auf offener Straße Kämpfe zwischen Polizisten und Verbrechern statt, in denen die ersteren in schwere Gefahr gerieten. Und es zeigte sich dabei, daß das Publikum keinen Finger rührte, dem Vertreter der öffentlichen Sicherheit beizustehen. In einem Falle kniete ein gefährlicher Einbrecher auf der Brust des Beamten, wild auf ihn einschlagend, während unter den zusammengelaufenen Passanten kein einziger Miene machte, dem bedrängten Schutzmann beizustehen. Das sind bitterböse Symptome. Es wird keinen halbwegs Verständigen geben, der diese Passivität des Publikums billigt; aber erklärlich ist sie leider, und die Schuld ist auf das schlechte Verhältnis zu schieben, in das die Polizei zur Bevölkerung geraten ist.

Jene beiden Fälle haben sich in Arbeitervierteln abgespielt, — und nun erinnere man sich bei der Polizeibehörde gefälligst einmal, wo und in welcher Weise der Berliner Arbeiter in erster Linie die Bekanntschaft mit der Polizei macht! Als Hüter und Beschirmer seines Eigentums kommt der Schutzmann für ihn fast gar nicht in Betracht; bestehlen kann den Nichtbesitzenden kaum einer. Dagegen sieht er Massen von Schutzleuten drohend da versammelt, wo er politische Belehrung sucht oder die Vertretung politischer Rechte wahrnimmt: vor dem Saale der Volksversammlung. Bei größeren Versammlungen muß der Besucher oft geradezu Spießruten laufen durch die Ketten der Schutzmannschaft, die Zu- und Ausgänge säumen. Und neben dem Redner, vor allem Volke, leuchtet die Uniform des ‚Überwachenden'. Und dann ..."

„Was an Gerichtsstelle über das unglaubliche Verhalten der Polizei am Abend des 19. Oktober unter Eid ausgesagt worden ist, das", erklärt die „Berl. Volksztg.", „reicht vollständig aus, um auf mindestens zehn Jahre hinaus im Publikum eine Stimmung voll Groll und Erbitterung gegen die Berliner Polizei zu erzeugen. Und unter dieser Stimmung haben dann die ruhigeren und besonneneren, also die besseren Elemente der Polizei ebensoviel zu leiden wie die undisziplinierten, blind drauflosbefehlenden, blind drauflosgehenden, also die Elemente, die von den Grenzen ihrer Befugnisse und von den Pflichten gegen das Publikum keine richtige Vorstellung haben! ...

Dabei entsteht immer wieder die Hauptfrage: Wozu denn überhaupt immer und ewig das riesenhafte Aufgebot von Polizeimacht, wenn sich einmal friedliche Bürger zu einer großen politischen Versammlung vereinigen? Sind denn alle diese Männer oder Frauen so gemeingefährliche Subjekte, daß sie durch Dutzende

oder Hunderte von Polizisten in Schach gehalten, von der Begehung von Mord und Totschlag mit Gewalt zurückgehalten werden müssen? So gut wie jeden Abend aus dem Theater, aus der Philharmonie, aus dem Zirkus Hunderte und Tausende nach der Vorstellung oder dem Konzert sich ruhig zerstreuen, um sich nach Hause zu begeben, so gut wären auch die Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Ferrer-Versammlung am 19. Oktober ruhig nach Hause gegangen oder mit der Straßenbahn gefahren, wenn es nicht die Polizei für notwendig gehalten hätte, eine höchst einfache Sache durch ein höchst überflüssiges Aufgebot von Polizeibeamten bis zu der Art zu komplizieren, wie es, nicht zum Ruhme der Polizei, an jenem Abend geschehen ist! ..."

Nach alledem wird man doch allen Ernstes an die Begründung eines Schutzverbandes gegen Beamtenwillkür denken müssen. Ein solcher Verband müßte den an Ehre, Eigentum oder Körper Geschädigten, die selbst die Mittel dazu nicht haben oder die Opfer scheuen, unentgeltliche Rechtshilfe bis zur letzten Instanz gewähren, alle derartigen Übergriffe vor Gericht und zur Aburteilung, nicht zuletzt aber auch in die Presse und Parlamente bringen. Schon der Rückhalt, den materiell und sonst abhängige Personen an einem solchen machtvollen Verbande fänden, würde manchen jetzt scheu verschlossenen Mund zum Zeugnis der Wahrheit öffnen ...

* * *

Wenn etwas die retardierenden Kräfte unserer Tage recht deutlich machen kann, so die Tatsache, daß sie sogar unsere Gesetzgebung sich dienstbar zu machen versuchen. In einem Aufsatz des „März" „Strafrechtsreform und politische Reaktion" schildert der Reichstagsabgeordnete und bekannte Jurist Wolfgang Heine die „Wechselwirkung" zwischen beiden. „Wer hätte es für möglich gehalten, daß Schuljungen, die, um ihren Lehrer zu ärgern, eine Zeitungsannonce unter falschem Namen aufgeben, wegen ‚Urkundenfälschung' bestraft werden könnten, oder Arbeiter, die über den Lohn verhandeln und Bedingungen stellen, wegen ‚Erpressung'? — Glaubt man aber dieser Gefahr zu begegnen, indem man Begriffe wie ‚widerrechtlich, böswillig, ungebührlich, gefährlich' und ähnliche Allgemeinheiten verwendet und sich auf das billige Ermessen des Richters verläßt, so wird die Gefahr verdoppelt und der richterlichen Willkür freie Bahn geschaffen, — einer Willkür, die sich sehr wesentlich von dem Recht auf Milderung der Strafen unterscheidet.

Das hat sich schon bei der Anwendung des alten Strafgesetzbuchs gezeigt; man braucht nur daran zu erinnern, daß Politiker, die für ernste Überzeugungen ernsthaft warben, wegen ‚groben Unfugs' verurteilt worden sind.

Unsre Justiz hat bei Anwendung der Gesetze nicht den nötigen Takt bewiesen. Deshalb ist schon vielfach die Forderung erhoben worden, man möge ihr engere Fesseln anlegen und auf eine spezielle Kasuistik zurückgreifen, so große Bedenken auch gegen sie bestehen mögen. Der Vorentwurf geht den umgekehrten Weg und überläßt noch weit mehr als das heutige Strafgesetzbuch dem Ermessen des Richters.

In der Begründung wird viel von dem ‚Vertrauen' gesprochen, das unsre Justiz genösse und verdiente, und das nur die bösen Politiker bezweifelten. Dar-

über kann man nur die Achseln zucken. Tatsächlich hat niemand im Deutschen Reiche Vertrauen zur Strafjustiz, ich glaube, nicht einmal sie selber. Tatsächlich kommen bei uns Beispiele einer politischen Justiz vor, die durch politische Erwägungen geleitet wird und die Gegner der heutigen Zustände als ‚Feinde von Autorität und Ordnung' verfolgt, die Organe und Anhänger der heutigen Staatsform dagegen möglichst schützt. Tatsächlich gibt es Fälle einer Klassenjustiz, die sehr viel Verständnis für die Verhältnisse und Interessen der herrschenden Klassen und sehr wenig für die der Unterdrückten, besonders wenig für deren Streben nach Teilnahme an den Gütern der Kultur und an politischen Rechten erkennen läßt. Wenn sich die Richter immer auf ihren guten Glauben, ihre pekuniäre Unbestechlichkeit und ihren Fleiß berufen, so mag dies ihnen unbesehen zugestanden werden. Guter Glaube schließt aber leider Mängel des Verständnisses und der Leistungen nicht aus. Es handelt sich bei dieser Kritik überhaupt nicht darum, persönliche Vorwürfe zu erheben, sondern Fehler der Zustände und Einrichtungen festzustellen.

Jedenfalls bestehen diese Mängel, und deshalb müssen die gewichtigsten Bedenken gegen viele gesetzliche Formulierungen des Vorentwurfs erhoben werden.

Ganz besonders gilt dies aber mit Bezug auf die politischen Strafgesetze. Die öffentliche Meinung fordert Befreiung des Wortes, der öffentlichen Kritik, der Vertretung der politischen und religiösen Überzeugungen von den geradezu unwürdigen Fesseln, die ihnen in Deutschland angelegt sind; sie verlangt Beseitigung der schmählichen politischen Verfolgungen, die Deutschland vor der Kulturwelt bloßstellen und das Vertrauen zur Rechtspflege zerstören. Der Vorentwurf bringt keine Besserung, sondern erhebliche Rückschritte.

Bereits im Januar 1909 wurde bekannt, daß höfische Kreise den Entwurf zum neuen Strafgesetzbuch benutzen wollten, um Bestimmungen gegen den ‚Umsturz' durchzubringen, wozu je nach Bedarf jede politische Opposition, jedes freie Denken gezählt werden können. Immer sind es dieselben verhängnisvollen Scharfmachereinflüsse, die den innern Frieden des deutschen Volkes stören. Der Vorentwurf zeigt, daß sie bei der Kommission Erfolg gehabt haben.

Man hätte denken sollen, daß, nachdem Doktor Liebknecht auf Grund einer harmlosen Broschüre wegen ‚Vorbereitung zum Hochverrat' verurteilt worden ist, die Reaktionäre mit dem Gesetz zufrieden sein können. Trotzdem will man die Bestimmungen über ‚Hochverrat' noch allgemeiner und schrankenloser fassen. An Stelle der ‚Aufforderung' zu hochverräterischen Handlungen soll schon die ‚Aufreizung' bestraft werden, das heißt die ‚Erzeugung einer einem hochverräterischen Entschlusse günstigen Gesinnung und Stimmung'. Darunter kann man schließlich jede oppositionelle Politik bringen, indem man behauptet, daß sie früher oder später einmal hochverräterische Neigungen erzeugen könnte.

Wir haben bereits den Begriff der ‚Aufreizung' im Paragraphen 130 des Strafgesetzbuchs. Hier hat die Praxis entgegen dem Willen des Gesetzgebers es so weit gebracht, jede Äußerung für strafbar zu erklären, die eine Stimmung erzeugt, welche in wer weiß wie ferner Zeit oder unter wer weiß wie unbekannten Verhältnissen vielleicht einmal zu Gewalttaten einer Bevölkerungsklasse gegen eine

andre führen könnte. Statt diesen Mißbrauch abzustellen, will man ihn verewigen. Verschlechtern ließ sich diese Bestimmung nicht mehr.

Während in den jetzigen Paragraphen 110 und 111 des Strafgesetzbuchs nur die Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze oder zu strafbaren Handlungen bedroht ist, will der Entwurf auch hier schon das ‚Aufreizen', also die Erzeugung einer zu solchen Handlungen geneigten Stimmung bestrafen. Ganz ohne Grenze soll die ‚Verherrlichung begangener Verbrechen' unter Strafe gestellt werden, so daß am Ende auf die Ermordung Cäsars oder die Vertreibung der dreißig Tyrannen zurückgegriffen werden könnte. Wie gefährlich für unsre armen Oberlehrer! — Damit wäre das Ideal der ‚Staatstreuen' plötzlich erreicht, daß über sämtliche Revolutionen der Weltgeschichte nur noch geschimpft werden dürfte, was ja freilich von unsren Offiziösen ausreichend besorgt wird. Für die Verherrlichung würden dagegen als erlaubte Objekte die Wort- und Rechtsbrüche und andre Heldentaten aller Monarchen einschließlich Alexanders und Peters von Serbien übrigbleiben, da diese Herrschaften dank der verfassungsmäßigen Unverantwortlichkeit ja keine ‚Verbrechen' begehen können. **Mit einem solchen Verlangen wagte selbst der Entwurf des Umsturzgesetzes von 1894 nicht zu kommen.**

Der Zweck ist natürlich die Knebelung der demokratischen Presse. Dem dienen auch die Bestimmungen über die Beleidigung. Während das Volk fordert, daß die Beleidigungsprozesse, mit denen ein ungeheurer Unfug getrieben und die öffentliche Kritik unterbunden wird, möglichst beseitigt werden, will der Entwurf sie erleichtern. Das öffentliche Gewissen ist beschämt und empört, daß die Rechtsprechung das Eintreten für das Gemeinwohl, für politische Forderungen und ideale Bestrebungen, die Kritik von richterlichen Urteilen und Handlungen der Behörden nicht als Vertretung ‚berechtigter Interessen' anerkennt. Gegen diese Klagen stellt sich der Vorentwurf völlig taub, will dagegen, um unbequeme Erörterungen möglichst zu verhindern, dem Angeklagten noch den Wahrheitsbeweis abschneiden, wie es schon die vorjährige Novelle zum Strafgesetzbuch beabsichtigte, die wir als Lex Eulenburg in dieser Zeitschrift besprochen haben. ...

Politische Versammlungen werden dadurch gefährdet, daß der Begriff des ‚Auflaufs', der bisher nur Menschenansammlungen auf der Straße umfaßte, auch auf Versammlungen in geschlossenen Räumen ausgedehnt werden soll. Eine allgemeine strenge Strafbestimmung gegen die Teilnahme an Vereinen, deren ‚Zwecke den Strafgesetzen zuwiderlaufen', ist gleichfalls vorgeschlagen. Darunter kann eine findige Justiz sehr leicht politisch oppositionelle Vereine und bei dem Mangel jeder Begrenzung des Begriffs ‚Verein' jede politische oder gewerkschaftliche Zeitungsredaktion bringen.

Wäre die Reichsregierung mit solchen Vorschlägen beim Vereinsgesetz herausgekommen, so würde man sie ihr glatt gestrichen haben. Damals aber galt es, ‚liberal' zu tun. Jetzt beim Strafgesetzbuch glauben die Reaktionäre, solche einem freien Vereins- und Versammlungsrecht und der politischen Agitation gefährliche Bestimmungen mit durchschmuggeln zu können.

Dies sind nur einige Stichproben aus den politisch-reaktionären Vorschlägen des Entwurfes; das Bild wäre aber allzu unvollständig ohne Hinweis auf seine besonderen Bestimmungen zugunsten der Bureaukratie. An der rigorosen Bestrafung des Widerstandes gegen die Staatsgewalt ... will man nichts Erhebliches ändern. Die Strafen gegen Beamte wegen Mißhandlung, Nötigung, Wahlzwanges und andern Mißbrauchs der Amtsgewalt sollen aber stark herabgesetzt werden. [!!] Dies in einer Zeit, wo Mißhandlungen friedlicher Bürger durch Polizeiorgane und ungesetzliche Wahlbeeinflussungen an der Tagesordnung sind.

Jetzt, wo aller Welt klar zu werden beginnt, wie Deutschland unter den Folgen der dynastischen und bureaukratischen Allmacht leidet, und daß nur politische Befreiung der Nation uns helfen kann, müßte man diese Vorschläge weiterer Knebelung der Volksrechte als eine ziemliche Unverfrorenheit ansehen, wenn man nicht wüßte, daß sie das Auftrumpfen der Angst bedeuten.

Trotzdem ist die Sache nicht leicht zu nehmen. Die Regierungen haben schon mehrfach — man denke an das Vereinsgesetz — ganz unwahrscheinliche reaktionäre Erfolge erzielt, indem sie rücksichtslos auf ‚Kompensationen' für die Reformen bestanden. Als wenn die Machthaber mit der Beseitigung von Übelständen in der Verwaltung und Rechtsprechung Opfer brächten, für die sie entschädigt werden müßten!

So darf es beim Strafgesetzbuch nicht wieder kommen. Die öffentliche Kritik muß von vornherein jeden Zweifel darüber zerstören, daß die Reform des Strafrechts ein Bedürfnis der Gesundheit und Kultur unsres Volkskörpers ist, und daß die Nation keinen Anlaß hat, dafür ihre politischen Freiheiten zu verschachern."

* * *

In der Rundschau für den deutschen Juristenstand „Das Recht" untersucht der Staatsrechtslehrer Geheimrat Dr. v. Bar die in Preußen dauernd aktuelle Frage, ob und inwieweit der Staat seine Beamten wegen Ausübung ihres Wahlrechtes zur Verantwortung ziehen kann und darf.

„So gewiß es ist, daß jede Regierung das Recht haben muß, die Wahl von Kandidaten bestimmter Parteien als unangemessen, ja als dem Staatswohle verderblich zu erklären, ein Verfahren, durch welches die Regierung sich freilich mehr oder weniger als Partei-Regierung charakterisieren kann, so gewiß dürfte es andererseits sein, daß Verfassung und Gesetz, indem sie dem Volke das Wahlrecht geben und den Beamten von der Ausübung des Wahlrechts nicht ausschließen, auch den Beamten insoweit von der Gehorsamspflicht befreien. In der Tat läßt sich kein schärferer Gegensatz denken als der zwischen Gehorchen und Wählen. Eine Wahl auf Befehl ist nicht Wahl, die der Gehorchende vornimmt, vielmehr Wahl, bei welcher der Befehlende durch die Mittelsperson des Gehorchenden eine Stimme abgibt, die ihm, dem Befehlenden, nicht zukommt, und selbst das Verbot, bestimmte Personen zu wählen, also indirekt wenigstens der Befehl, sich der Stimmabgabe zu enthalten, falls der Wahlberechtigte sonst geneigt wäre, jene Person zu wählen, ist Gesetz-

widrigkeit, nur eben in negativer Form, zumal Enthaltung von Ausübung des Wahlrechts gegebenenfalls der Abgabe der Stimme für einen Wahlkandidaten in der Wirkung gleichkommen kann.

Besteht aber Freiheit der Wahl, so muß auch die Befugnis anerkannt werden, sich an Vorbereitungen zur Wahl, an Wahlaufrufen und Parteiversammlungen zu beteiligen, denn ohne solche Vorbereitungen ist meist Aussicht nicht vorhanden, mit demjenigen Kandidaten durchzudringen, den man für den geeigneten hält, und ein Beamter, der bei solchen Vorbereitungen untätig zu bleiben gezwungen wäre, würde nun als Wähler geringerer Klasse angesehen werden, als Wähler gleichsam mit halbem Rechte, eine Anschauung, bei welcher schließlich auch die Achtung des gesamten Beamtenstandes eine empfindliche Einbuße erleiden würde. Die Oppositionsstellung an sich, und was mit dieser an Freiheit des Handelns mit Notwendigkeit oder der Natur der Sache nach zusammenhängt, ist aber nicht Gegenstand der Disziplin, und daraus ergibt sich, daß, ein anständiges und würdiges Verhalten der Beamten vorausgesetzt, gegen einen Beamten wegen Abgabe der Stimme oder auch weitergehender Tätigkeit bei öffentlichen Wahlen Nachteile im Disziplinarwege nicht verhängt werden dürfen.

Die Regierung ist andererseits nicht verpflichtet und kann nicht verpflichtet sein, nach ihrem Ermessen frei versetzbare Beamte an einem Orte zu belassen, für welchen sie nach Ansicht der Regierung nicht oder nicht mehr passen. Zieht daher die Regierung aus dem Verhalten eines solchen Beamten bei öffentlichen Wahlen diesen Schluß, so muß der Regierung die Versetzung des Beamten an einen anderen Ort freistehen, indes ohne daß den Beamten Nachteile treffen, welche nur disziplinarisch zulässig sind. Praktisch ausgedrückt: es werden dem Beamten die Umzugskosten erstattet werden müssen. Aber ein umfangreicher Gebrauch solcher Versetzungen, die oft des Ersatzes der Umzugskosten ungeachtet die Beamten empfindlich treffen werden, wirkt doch unvermeidlich als Beeinträchtigung der Freiheit der Wahlen, während er zugleich das Budget belastet und somit eine Verantwortlichkeit der Regierung gegenüber der Volksvertretung begründen kann. Nur in besonders krassen Fällen wird man daher zur Versetzung von Beamten wegen ihres Verhaltens bei Wahlen schreiten wollen, und wenn die Wahl eine geheime ist, wird eine Regierung kaum vor dem schwierig zu vermeidenden Dilemma sich befinden, entweder Beamte an einem Orte zu belassen, für welchen sie nach Ansicht der Regierung nicht mehr geeignet sind, oder die Freiheit der Wahlen indirekt zu beeinträchtigen. Denn bei geheimen Wahlen werden frei versetzbare Beamte wenig geneigt sein, mit ihrer oppositionellen Stellung in auffallender und der Regierungspolitik besonders nachteiliger Weise hervorzutreten, während sie andererseits es als Erniedrigung empfinden werden, bei einer Wahl deshalb, weil diese öffentlich erfolgt, nicht ihrer Überzeugung folgen zu sollen. Eine einfache nichtöffentliche Stimmabgabe einer Anzahl von Beamten selbst für Kandidaten, deren Wahl von der Regierung für verderblich erachtet wird, kann nicht so viel Schaden bringen wie Wahlunfreiheit, welche allmählich den gesamten Volkscharakter herabzuziehen geeignet ist..“

Ist dieser löbliche Eifer für die freie Wahl der Beamten nicht etwas — verfrüht? Wo noch nicht einmal der nichtbeamtete Bürger frei wählen darf? Denn eine öffentliche Wahl kann bei dem großen Heer der wirtschaftlich Abhängigen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen als eine freie gelten. Nach allem aber, was bis zur Stunde über die angeblich bevorstehende Reform des preußischen Wahlrechts bekannt geworden ist, scheint man an dem so überaus christlichen, adeligen und moralischen Prinzip der öffentlichen Stimmabgabe mit Gott für König und Vaterland festhalten zu wollen.

Die Entwicklungsgeschichte dieser angeblich bevorstehenden preußischen Wahlrechtsreform ist eine der vergnügtesten Geschichten von der Welt. Mit übermütigerer Lustigkeit konnte der preußische Untertan am Narrenseil nicht herumgeführt werden. Die statistischen „Vorarbeiten" vollends mit ihrem famosen Kommentar waren Operette fröhlichster Art. Ich werde mich hüten, auf den Spaß hereinzufallen und ihm langatmige ernsthafte Widerlegungen zu widmen. Leider ist das viel zu reichlich geschehen, und die „Frkf. Ztg." hatte nur zu sehr recht, als sie meinte, es sei schon schlimm genug, daß man sich „mit diesem Unsinn noch ernsthaft befassen" müsse. „Ein Reformplan mit Beibehaltung der öffentlichen Abstimmung ist ein Hohn auf die Reformidee überhaupt und unter allen Umständen unannehmbar. Denn sie bedeutet, wieviel Scheinrechte sie auch sonst enthalten mag, die tatsächliche Entrechtung der großen Mehrheit der Wählerschaft, die dann in vielen Fällen nur die Wahl hat, entweder wider die eigene Überzeugung abzustimmen oder von der Wahl fern zu bleiben, wenn sie sich nicht dauernde wirtschaftliche Nachteile zuziehen will. Wie es Unsinn ist, zu behaupten, der Mittelstand gebe bei dem Dreiklassenwahlsystem den Ausschlag — jeder Angehörige des Mittelstandes weiß es besser —, so ist es geradezu ein Schwindel, nun auch das öffentliche Wahlrecht als besonders vorteilhaft für den Mittelstand hinzustellen. . . . Gerade der Mittelstand ist wirtschaftlich am wenigsten frei, er hat am meisten Rücksichten zu nehmen, und ihn trifft deshalb auch die politische Entrechtung durch die öffentliche Wahl am schwersten. Wer an dieser Wahlart festhält, ist zweifellos ein Gegner des Mittelstandes, wie er auch ein Gegner aller derjenigen ist, welche wirtschaftlich nicht unabhängig genug sind, um nach ihrer Überzeugung wählen zu können, und das ist weit mehr als die Hälfte der Wählerschaft.

Die für die öffentliche Abstimmung geltend gemachten Argumente sind heute noch dieselben wie vor sechzig Jahren. Sogar einige Nationalliberale gibt es noch, die dieser Abstimmung das Wort reden, so in der ‚Nationalzeitung' Abg. Schmieding, der sich auf frühere Ausführungen von Professor Georg Meyer-Heidelberg beruft, in denen dargetan war, daß die geheime Abstimmung zur Charakterlosigkeit erziehe, weil der Wähler bei geheimer Abstimmung oft anders votieren werde als bei öffentlicher Abgabe des Votums, und daß die geheime Abstimmung mehr auf die schlechten als auf die guten Eigenschaften des Menschen wirke. Die Tatsache der Verschiedenartigkeit der Abstimmung ist zweifellos richtig, aber die Folgerung ist falsch. Die Professorentheorie ist durch die Praxis längst widerlegt, die Charakterlosigkeit

ist die Folgeerscheinung der öffentlichen Abstimmung; nicht der offene Mannesmut kommt bei dieser zur Erscheinung, sondern auf der einen Seite die wirtschaftliche Übermacht des Stärkeren, auf der anderen der politische Gehorsam des Schwächeren. So gibt die öffentliche Abstimmung auch durchaus nicht die Stimmung der Wählerschaft wieder, sondern fälscht sie. Es ist deshalb erfreulich, daß die nationalliberale Landtagsfraktion trotz des Abweichens einiger Mitglieder doch, wie die ‚Kölnische Zeitung' feststellt, einmütig für die geheime Wahl eintreten wird. Wie wird sich das Zentrum verhalten? ... In der Frage der geheimen Wahl gibt es kein Ausweichen, und wenn hier alle Parteien, die grundsätzlich sich bisher dafür erklärt hatten, auch für ihre Einführung stimmen, dann ist eine Mehrheit für die geheime Wahl vorhanden, der gegenüber sich die Regierung nicht ablehnend verhalten darf, wenn sie nicht eingestehen will, daß sie die Wahlreform gar nicht ernstlich gewollt hat.

Es bedarf gar keiner großen Beweisführung für die Notwendigkeit der geheimen Wahl: die Wahlziffern reden die überzeugendste Sprache. Nur 32,8 % Landtagswahlbeteiligung gegenüber 85 % Reichstagswahlbeteiligung, und dazu die Landtagswahlbeteiligung von Abteilung zu Abteilung sinkend: 53,5 % in der ersten, 42,9 in der zweiten und nur 30,2 in der dritten Abteilung, das zeigt, wie je nach dem Maße der Abhängigkeit der Wähler und natürlich auch im Verhältnis zur Verminderung des Einflusses der Abteilungen die Wahlbeteiligung sinkt, bis schließlich auf 2 % in der dritten Abteilung einiger Bezirke. Und wo gewählt worden ist, da hat sich die Abhängigkeit zum großen Teil erst recht fühlbar gemacht. Die Tatsachen sind unwiderleglich. Die öffentliche Abstimmung ist tatsächlich nur ein Mittel der schrankenlosesten Wahlbeeinflussung geworden, und wer sie durchaus aufrechterhalten will, der will auch diese Beeinflussungen. Nicht achten und verständigen lernt man sich durch diese Methode, sondern gründlich verachten, und es ist nur zu verständlich, daß unter solchen Umständen gar viele es überhaupt verabscheut hatten, sich an den Wahlen zu beteiligen, da sie doch nicht ihrer Überzeugung folgen konnten. Das ergibt sich ganz klar aus der Wahlstatistik. Wer trotzdem der geheimen Abstimmung entgegen ist, der ist ein Gegner der unabhängigen Wahl, ein Gegner auch des Volkswahlrechts, und der stellt das starre Festhalten an der künstlich erzwungenen Übermacht seiner Partei über das allgemeine politische Recht. Diesen Politikern aber gilt es das Handwerk gründlich zu legen. Endlich einmal muß einem unwürdigen Zustande ein Ende gemacht werden, der zur Unfreiheit der Wähler geführt und den Widerwillen gegen das Wählen so bedenklich gestärkt hat. Die Landtagswahlen unter dem jetzigen Wahlrecht sind nur eine Fälschung der Stimmung im Lande, da die Mehrheit sich ja überhaupt nicht äußert. Dem ein Ende zu machen, ist eine unerläßliche Vorbedingung jeder Reform."

Freilich: „Die öffentliche Stimmabgabe, so predigen reaktionäre Tartüffe, entspräche dem freien Staatsbürgertum, stähle den Charakter und hebe das Verantwortlichkeitsgefühl. Das mag", führt Prof. Dr. Biermer aus, „für die herrschenden Klassen, die sich frei fühlen, allenfalls gelten. Weite Kreise unseres Volkes

sind nicht in dieser glücklichen Lage. Sie fordern die geheime Abstimmung, weil die offene nur ein politisches Scheinrecht ist und sie sich bei diesem Abstimmungsmodus nur schwer den Einflüssen des Besitzes und der politischen Bevormundung entziehen können. Aber auch in den mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft geht immer mehr der Wunsch dahin, das höchste politische Recht unabhängig von Kontrollen irgendwelcher Art auszuüben. Die öffentliche Stimmabgabe ist intolerant und widerspricht dem Grundsatz des Lebens und Lebenlassens."

Man befürchtet nun aber von der geheimen Wahl in Verbindung mit einer andern Klasseneinteilung das stärkere Eindringen der Sozialdemokratie in das preußische Parlament: „Daß im modernen Leben die arbeitende Klasse an der Legislative mitzuwirken hat, ist eigentlich ein ganz selbstverständliches Postulat, denn zu den modernen Ständen gehört auch der Arbeiterstand. Er wird allerdings in seiner Mehrheit von Sozialisten geführt, aber deshalb verliert er noch lange nicht das Recht der Standesvertretung. Die Landwirte haben ja auch ihre Standesvertretung nicht eingebüßt, nachdem sie ihre Führung an Demagogen abgegeben haben."

* * *

„Heil sei dem Tag, an dem du uns erschienen — dideldum, dideldum, dideldum!" Endlich! — dem großen Tag, dem Tag, an dem sich das preußische Mysterium enthüllen, der Gral der Wahlrechtsreform in der Thronrede des Königs zur Wiedereröffnung des preußischen Landtags erglühen sollte. Und an „Gralsrittern" hat es dabei so wenig gefehlt, wie an sonstiger Romantik. „Man könnte an dieser vollendeten Regiekunst höchstens ausstellen," meint das „B. T.", „daß sie — durch die nicht ganz monumentalen Fenster des Weißen Saales — das helle Tageslicht hereinströmen läßt, wodurch sowohl der szenische Effekt wie die romantische Stimmung des Ganzen ein wenig beeinträchtigt wird.

Wie immer verlieh eine unsichtbare Deckenbeleuchtung den Vergoldungen des Plafonds einen leuchtenden Glanz, während unten im Saale die Lichter nicht angezündet waren, und wie immer standen an den Türen des Saales die friderizianischen Grenadiere und zu beiden Seiten der rot bedeckten Stufen, die zum Thronsessel führen, die Pagen im roten Wams und in weißen Kniehosen. Kammerherren mit sehr viel goldenen Tressen und hohen Stäben schritten auf und ab ... Allmählich strömten dann durch alle Eingänge des Saales die geladenen Gäste herein: Generäle und Minister, Räte erster und zweiter Klasse und andere Mitglieder der herrschenden Beamtenschaft, allesamt mit Tressen reich besetzt. Die Abgeordneten und die Herrenhausmitglieder, die irgendeine Uniform haben, hatten sie wieder vorschriftsmäßig angelegt, die wenigen Zivilisten hatten sich, wenn es ging, wenigstens mit ihren Orden geschmückt, und die Bürgermeister, die Mitglieder des Herrenhauses sind — unter ihnen der Oberbürgermeister Kirschner —, hatten die goldene Amtskette umgehängt. Man sah Parlamentarier in Dragoner-, in Husaren- und in einfacher Landwehruniform. Auf der noch feudaleren Herrenhausseite gab es die merkwürdigsten Grandenkostüme und Kammerjunker im roten Rock. ...

Um zwölfeinviertel Uhr stießen die Kammerherren ihre Stäbe auf den Parkettboden, die Pagen neben dem Thron und die Grenadiere an den Türen wurden so unbeweglich wie Wachsfiguren, und der Kaiser betrat den Saal. Zunächst kam nicht Wilhelm II. selbst, sondern die Schloßgarde und jene ganze Schar von Hofchargen und Adjutanten, die nach dem üblichen Zeremoniell bei diesen Gelegenheiten vor ihm herzuschreiten hat. Die Schloßgardekompanie in den historischen Uniformen marschiert mit dröhnenden Tritten herein, die Offiziere mit den Hellebarden kommandieren: ‚Halt! Richt euch! Augen grade aus! Achtung! Präsentiert das Gewehr!' und die Kompanie stellt sich hinter den Gästen auf und präsentiert mit den friderizianischen Griffen, während der Offizier auf dem Flügel die Hellebarde senkt. Dann kommt durch die gleiche Tür, an den Herrenhausmitgliedern vorbei zum Throne schreitend, der eigentliche Zug, bunte Wappenherolde eröffnen ihn, Hofmarschälle, Zeremonienmeister und Kammerherren folgen, die Generaladjutanten marschieren hinterdrein, und dann erst kommt Wilhelm II. allein in der weißen Gardedukorps-Uniform, den goldenen Helm mit dem Adler in der Hand. Hinter ihm wieder Generaladjutanten — der beleibte Herr v. Scholl, als Kommandierender der Schloßgarde, in blauer Uniform aus der Alten-Fritzen-Zeit —, dann der Kronprinz, die Prinzen Eitel Friedrich, August Wilhelm und Oskar und Prinz Karl Anton von Hohenzollern. Als der Kaiser die Stufen hinaufgestiegen ist und vor dem Thronsessel steht, setzt er den Helm aufs Haupt. Und während Herr von Bethmann Hollweg dem Kaiser die Thronrede reicht, tritt Herr v. Manteuffel vor und ruft — ein wenig asthmatisch in einer allzu engen blauen Husarenuniform: ‚Seine Majestät der Kaiser, unser allergnädigster König und Herr lebe hoch!' Die Versammelten rufen hoch und strecken den rechten Arm in die Luft.

Der Kaiser beginnt zu lesen. Er liest sehr langsam, ohne irgend ein Wort besonders zu betonen. Erst dort, wo er zu dem Passus über die Wahlreform kommt, macht er — bevor er ihn liest — eine ganz kurze Pause. Er betont hier die Worte ‚strenge Sachlichkeit und pflichtbewußte Staatsgesinnung'. Wenige Sekunden darauf ist die Vorlesung beendet, und er gibt Herrn v. Bethmann das Manuskript zurück.

Die Versammlung hat schweigend zugehört. Es ist weder Bravo gerufen noch gemurmelt worden. Niemand scheint überrascht, niemand irgendwie bewegt. Auch am Schlusse gibt es keinen Beifall und nicht einmal ein lebhafteres Stimmengewirr. Der Dragoner Herr v. Kröcher ruft: ‚Seine Majestät der Kaiser lebe hoch!', wie vorher der Husar Herr v. Manteuffel, und die Versammelten rufen wieder ‚hoch!' und werfen wieder den rechten Arm in die Luft. Der Kaiser verneigt sich leicht, kaum merkbar, und verläßt mit Prinzen, Adjutanten, Kammerherren und Herolden den Saal."

* * *

„Strenge Sachlichkeit und pflichtbewußte Staatsgesinnung — w i e b i s h e r", hieß es in der Thronrede: „Wie bisher! also auch wie im Jahre 1899, als die Kanalvorlage dem Abgeordnetenhause zur Entscheidung unterstand. Der König von Preußen hatte sich selbst in stärkster Weise persönlich für den Mittellandkanal eingesetzt. Sämtliche Minister wurden aufgeboten, um den Kanal als

eine wirtschaftliche und militärische Notwendigkeit zu erweisen. Der damalige Ministerpräsident Fürst Hohenlohe drohte: ‚Diese Frage wird weittragende Folgen in Beziehung auf das bisherige Verhältnis der Konservativen zur Regierung haben.‘ Half nichts; die Regierungsvorlage wurde mit 235 gegen 147 Stimmen abgelehnt. Dann kam die Kaltstellung der ‚Kanalrebellen‘. Die Session wurde geschlossen, aber nicht aufgelöst. Das Verhältnis der Konservativen zur Regierung erlitt trotz der Hohenloheschen Drohung keine Änderung, und die ‚Kanalrebellen‘ fielen allmählich die Treppe, auf der man sie hinabgeworfen hatte, wieder herauf....

‚Wie bisher‘, das gilt von allem, was rückständig ist in Preußen und im Reich ... ‚wie bisher‘, das ist die politische Entrechtung der breiten Volksmassen, das ist die Herrschaft der Latifundienbesitzer. ‚Wie bisher‘, das ist der Absolutismus der Polizei und der Bureaukratie. ‚Wie bisher‘, das ist der preußische Hemmschuh am Reichswagen. Herr v. Bethmann-Hollweg findet in der preußischen Landesvertretung ‚strenge Sachlichkeit‘ und ‚pflichtbewußte Staatsgesinnung‘.... Es sind recht angenehme Perspektiven, die Herr v. Bethmann-Hollweg eröffnet, indem er den Zuständen wie ‚bisher‘ ein Loblied singt. Er ist sich hoffentlich darüber klar, daß er sich damit in Widerspruch zu 90 Prozent des preußischen Volkes setzt, die der Meinung sind, daß es *nicht* bleiben darf, ‚wie bisher‘, sondern daß es *anders und besser werden muß*.“

Und die Wahlrechtsreform —? „Ganz am Ende erfährt man, daß die Wahlrechtsreformvorlage *immer noch nicht fertig* ist, und daß daran noch mehrere Wochen lang herumgebastelt, herumgeknetet und herumpoliert wird! Allerdings,“ meint die „Berl. Volksztg.“, „mag es der höheren Bureaukratie, die diese Arbeit zu leisten hat, schwer werden, ein Werk zusammenzudrechseln, das wie eine Reform *aussieht*, aber die elementarsten Wünsche und Forderungen des Volkes unberücksichtigt läßt. Immerhin hatte man reichlich Zeit zur Verfügung gehabt, endlich die längst reif gewordene Aufgabe zu lösen. Je mehr geheimrätliche und ministerielle Arbeitstage an das Werk verschwendet werden, ... je mehr an dem geheimnisvollen Opus herumgepunzt wird, um so sicherer läßt sich der Schluß ziehen, daß das komplette Widerspiel einer durchgreifenden Reform herauskommen wird. Bestärkt wird man in dieser lieblichen Annahme dadurch, daß es in der Thronrede selbst an der zartesten Andeutung fehlt, wie die Reform ungefähr aussehen wird. Hat Herr v. Bethmann-Hollweg, der verantwortliche Urheber des Schriftstücks, als loyaler Beamter und Major es vermeiden wollen, daß die *Krone* in den Kampf um das Wahlrecht hineingezogen würde, was ihm unvermeidlich erschienen sein mochte, wenn dem Volke die Nichterfüllung seiner Forderungen durch *den Mund des Königs* mitgeteilt würde? Oder will er das Aufflammen der politischen Erregtheit des Volkes noch um etliche Wochen verschoben sehen? ... Einstweilen, bis die verhüllenden Schleier von dem in den Ateliers des Herrn v. Moltke zusammengeschraubten Opus fallen, möge im Volke der Gedanke immer tiefer Wurzel fassen, daß es sich zu einem ernsten, energischen Kampfe um ein menschenwürdiges Wahlrecht rüsten muß, das ihm zurzeit noch vorenthalten bleibt.“

„Mit elementarer Gewalt“, so wird in den „Nationalliberalen Blättern“ von „hervorragender parlamentarischer Seite“ erklärt, ziehe die preußische Wahlrechtsfrage als die „Losung des Tages“ auch für die gesamte innere Politik des *Reiches* die Blicke und Geister auf sich: „Es gibt nichts Törichteres, als die Annahme, daß es lediglich am Fürsten Bülow und seinem rein taktischen Vorgehen gelegen habe, wenn jetzt der große Kampf um das preußische Wahlrecht entbrannt sei. Hier handelt es sich vielmehr um eine jeder *geschichtlichen Erscheinungen*, die weit außerhalb und oberhalb jeder Taktik liegen und ihre Quellen in tiefer liegenden Vorgängen in der Seele des Volkes haben. Eine Frage schlummert jahre- und jahrzehntelang, läßt sich auch durch theoretische Erörterungen, Anregungen und Anträge nicht in Fluß bringen, *bis dann ihre Zeit gekommen ist*, und sie unwiderstehlich nach der Lösung drängt. Daß die Wahlrechtsfrage von dieser Art ist, daß sie *nicht mehr zur Ruhe* gelangen wird, bevor eine Lösung gefunden ist, und daß deshalb von ihrer Lösung der *Frieden unseres Volkes* und die *ruhige Fortentwickelung unseres Staates* abhängt — das ist eine Empfindung, die allmählich wohl allenthalben geteilt wird. Daraus ergibt sich aber die erneute Mahnung an alle, die bei dem Werke beteiligt sind, sich *nicht* mit kleinen und kleinlichen Maßnahmen zu begnügen, sondern *ganze Arbeit zu machen*. Das Problem der Neugestaltung des preußischen Wahlrechts erheischt nicht eine radikale, wohl aber eine *gründliche, entschiedene und klare Lösung*; jeder Versuch, sich um eine solche herumzudrücken und sich mit *dekorativen Maßnahmen*, der Ausmerzung von bloßen *Schönheitsfehlern* und anderen *Schwächlichkeiten* abzufinden, müßte nicht nur scheitern, sondern die *bedenklichsten Folgen* für die Gesamtheit unserer politischen Verhältnisse nach sich ziehen....“

* * *

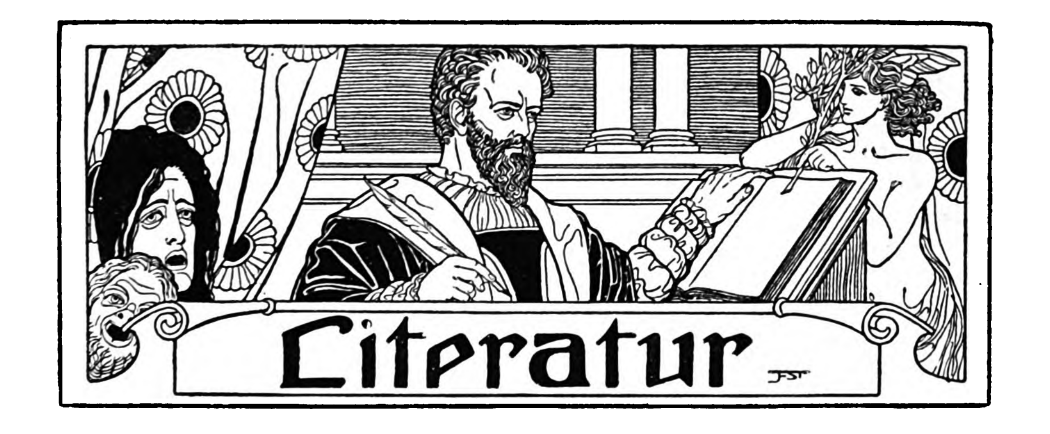
Die Ouvertüre zur preußischen Wahlrechtsreform.

Der „Vorwärts“ berichtet:

„Hatte die Polizei am Eröffnungstage des Dreiklassenparlaments, eine Kundgebung des Volkes vor dem Parlamentsgebäude in der Prinz-Albrecht-Straße erwartet? Diese Frage drängt sich auf, wenn man sah, daß schon am frühen Vormittag starke Truppen von Schutzleuten der Gelegenheitswache hinter der Kunstgewerbeschule, gegenüber dem Abgeordnetenhaus, zustrebten. Dort wird gewöhnlich eine Wache eingerichtet, wenn die Polizei glaubt, Anlaß zu einer besonderen Tätigkeit in jener Gegend zu haben. Man sah auch radfahrende Schutzleute in Bereitschaft, und die Posten vor dem Parlamentsgebäude und in der Nähe waren verstärkt worden....“

Zur Beruhigung der Bürgerschaft muß festgestellt werden, daß Passanten nicht an der Gurgel gepackt und auf den Straßendamm geschleudert wurden. Auch ritten keine Schutzleute auf dem Bürgersteig. Man durfte ihn sogar ohne Lebensgefahr betreten. Versteht sich: immer mit „strenger Sachlichkeit“ und „pflichtbewußter Staatsgesinnung“....





Zum historischen Drama

Von

Friedrich Schönemann

Kurz vor des Dichters Tode veröffentlichte Professor Dr. J. Röhr „Kritische Untersuchungen" über Wildenbruch als Dramatiker (Berlin 1908, Karl Duncker; 284 S., brosch. 3,50 ℳ, geb. 4,50 ℳ). Die Kritik ist im ganzen lieblos, des Dichters Verhältnis zum historischen Drama wird ziemlich philisterhaft gefaßt, und deshalb fällt nicht viel ab „für die Erkenntnis des Wesens und der Berechtigung (?!) des historischen Dramas", wie versprochen wurde.

Prof. Dr. Röhr ist ein Typus des modernen „historisch" Gebildeten. Er hat das Recht, sich zu den wenigen Leuten zu rechnen, „welche am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ans historische Drama die Forderung stellten, daß es in allem Wesentlichen mit der Geschichte übereinstimmen müsse", nur sagt er nicht, was das Wesentliche ist. Bedeutet es in einem spanischen Drama Carmen oder Preziosa, in einem friderizianischen Krückstock oder Schnupftabaksdose? — Die hohe historische Tragödie braucht wie jedes hohe Trauerspiel, mit Theodor Fontane zu reden, „leidenschaftlich gespannte Tendenzen, eine hinreißende Macht der Ideen und Gegensätze, Konflikte, die wir empfinden, in denen wir selber mit aufgehen". In diesem Sinne bestreite ich Röhr das Recht, die „Karolinger" z. B. mit Rankes Urteil „Karikatur der wahren Geschichte" abzutun. Welch anderen, tieferen Maßstab legt Fontane an, wenn er es ausspricht, daß diese „Karolinger" „nicht bloß die Kunst, sondern in ihrem beständigen und extravaganten Haschen nach Effekt auch den gesunden Menschenverstand auf den Kopf" stellen. — In wie vielen Dingen betrachtet der moderne Historiker das „Wesentliche" eines Leopold von Ranke grundverschieden! Auch Wildenbruchs eigene Rechtfertigung, die dem ebengenannten Drama vorsteht:

> Der Historiker liest im Buch der Geschichte die Zeilen;
> Zwischen den Zeilen den Sinn liest und erklärt der Poet . . .

enthält nicht das Richtige. Für uns Moderne gibt es keine „objektive“ Geschichtswissenschaft, uns liest der Historiker genau so zwischen den Zeilen wie der Dichter, nur daß er es eben philosophisch, nicht poetisch tut. Selbst wenn Geschichteschreiben gleich Beschreiben wäre: ist nicht auch jeder Bericht eine persönliche Leistung, völlig abhängig von der Kultur der berichtenden Persönlichkeit?

Wenn nun der Dichter nach Lessing allgemein die Aufgabe hat, „durch Vorführung schicksalsgemäßen (!) Menschenlebens in der moralischen Welt zu orientieren“, so hat doch auch diese geistige Konsequenz, das Ursächliche des sittlichen Lebens eine Grenze, die Grillparzer bezeichnet: „Erst die aus dem Leben gegriffenen Inkonsequenzen bringen Leben in das Bild und sind das Höchste der dramatischen Kunst.“ Bedeutet Geschichte das mehr oder weniger geistige, d. h. vernunftgemäße, logische Begreifen des Lebens, so hat es das geschichtliche Drama im Gegenteil mit der poetischen Lebensauffassung zu tun. Diese wird, je nach der Zeitströmung, entweder realistisch bzw. naturalistisch, d. h. fast ganz oder ganz auf Inkonsequenz, lebensvolle Willkür („Zufall“) eingestellt sein, oder aber romantisch: nach Gesetzen und Schönheiten des Seelischen verlaufen. Weiter hat es der Poet und der poetisch Genießende mit einem idealen Leben zu tun. Jeder Mangel an „Idealität“ verursacht ein „Überhandnehmen jeder äußeren und inneren Verwilderung“. „Zu keiner Zeit ... ist die Weltgeschichte mit Lavendel- und Rosenwasser gemacht worden; immer hat das äußerlich Grobe den Tag bestimmt, aber das innerlich Feine bestimmte die Zeit. Und jede Zeit hatte das Bedürfnis nach Gerechtigkeit, nach Ausgleich, nach Versöhnung. Das ist eine schöne Dreiheit, auf der sich die Tragödie aufbauen soll.“ Der das schrieb, der Theaterrezensent Theodor Fontane mit dem feinen Kunst- und Kultur- oder Geschichtssinn, gab auf die „Korrektheitsfrage“ mit Recht wenig, er empörte sich nur gegen die historische Verzerrung, die vom Dichter dazu benützt würde, „auf einem politischen Hintertreppchen das zu erreichen, was auf der großen Freitreppe der Kunst nicht erreicht werden konnte“, also „mittelst moderner Tiraden und Stichwörter um die Gunst des Publikums zu buhlen“.

Die schulgeschichtliche „Bildung“ unserer Tage als eine Folge der allgemeinen Wissensnudelung darf nicht jeden Versuch eines ernsten, großangelegten historischen Dramas ersticken. Aus naiver Lebensluft und kulturtiefer Lebenskunst heraus müssen wir uns wieder üben, der Kunstfabel zuliebe die historischen Tatsachen und Wahrheiten, die oft so fragwürdig sind, auf ein Stündchen oder zwei zu vergessen.

Aber dann dürfen unsere Historienschreiber nicht immer wieder von Adam und Eva anfangen. Ein Hanns von Gumppenberg hat in der Vorbemerkung zu seinem „König Konrad I.“ nichts Besseres zu tun, als gegen Kleists „Prinzen von Homburg“, Hebbels „Agnes Bernauer“ und Grillparzers „Bruderzwist in Habsburg“ Front zu machen und sein „neues“ Ziel zu verkünden: „deutsche Geschichtsüberlieferung in würdiger Verlebendigung“, statt in der gegebenen Richtung kraftvoll weiterzuschreiten. Auch Adolf Bartels hat in seinem Wort: „Es stecken alle wirklichen (?) historischen Dramen in der Geschichte, und wer sie herausreißen kann, der hat sie“ nur eine kleine Wahrheit, noch dazu mit bösem Beigeschmack

sachlicher Nüchternheit, einem Friedrich Hebbel gegenüber, dem „die Kunst die höchste Geschichtschreibung“ bedeutet, der selbst grandiose Bruchstücke der Menschengeschichte geschaffen hat.

Das große historische Drama hat nichts mit dem anscheinend unausrottbaren falschen romantischen Gefühl zu tun, das sich aus einem antiquarischen Formgefühl heraus am „geschichtlichen“ Haudegen-, Raubritter- und Vagabundengeist erwärmt, ebensowenig mit jenem Jambentragödientum, das aus Jugurtha und Catilina, aus Hohenstaufen- und mittelalterlichem Kaiserdrama nie herausgekommen ist. Für den echten großen Dichter kann es sich entweder um eine Idee aus dem geschichtlichen Leben oder um den geistigen Gehalt einer historischen Persönlichkeit handeln. Aber wie „historisch“ auch immer der Gegenstand sei, im Kunstwerk lebt nur eine persönliche Ausdruckskultur des Künstlers. Die geniale Intuition, die mythenbildende Phantasiekraft muß künstlerischen Wirklichkeitssinn mit jenem poetischen Urblick der Weltwahrnehmung vereinen, der, nach Fritz Lienhard, „die zerstreuten Teile der Schöpfung wieder in ein Eins zusammenfaßt und ins kristallklare Enge bringt“. So wird der Künstler als „Organ der Weltökonomie“ (Bogumil Goltz) ein „Vereinfacher der Welt“, mit Nietzsche zu reden. —

In unserer Zeit ruhen nicht nur die Keime eines neuen historischen Lustspiels, sind auch gute Ansätze zu einem neuen historischen Drama erfreulich deutlich, was bezeugt wird durch Namen wie Gumppenberg, Georg Ruseler, Martin Greif, Kurt Geucke, Adolf Bartels, Fritz Lienhard, Eberhard König, Otto Borngräber, Herbert Eulenberg, Adolf Paul, Kuno Schalk („Christian de Wet“) und Otto Erler.

Ernst von Wildenbruch gebührt in jedem Falle das große Verdienst, das Publikum wieder einmal auf die Überlieferung und das Evangelium vom deutschen Drama großhistorischen Stils gewiesen zu haben, das er allerdings nicht da anknüpfen konnte, wo es überaus verheißungsvoll Otto Erler tat, an Kleist, Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig.



Ein Traumdichter

Das südliche Elsaß besaß von 1901 bis 1905 einen Dichter, der auf höchst sonderbare Weise 50 Gedichte diktierte und wieder verschwand, wie er gekommen war.

Wie denn das? Aus welchem Lande kam er und in welchen geographischen Bezirk ist er wieder ausgewandert?

In seinem Buche „Bedingt das Grab die Vernichtung unsrer Persönlichkeit?“ (Mülhausen im Ober-Elsaß, Osiris-Verlag, Züricher Str. 7, 3 ℳ) erzählt uns H. Wagner diese merkwürdige Geschichte eines Traumdichters und teilt die 50 Gedichte mit.

Es handelt sich um die Kundgebungen eines jungen Mannes, der im Wachzustande ein einfacher katholischer Ober-Elsässer mit Volksschulbildung ist und meist Französisch spricht, im somnambulen Zustande jedoch schwungvolle deutsche Verse dichtet, gespickt mit Worten aus der Mythologie, die seinem Bildungskreise völlig fernliegen. Ja auch die Anschauungen der

so entstandenen Verse widersprechen mitunter gänzlich seinen wachen Überzeugungen, so daß er manchmal, wenn man dem wieder aus der Hypnose Erwachten die von ihm auf somnambulem Wege diktierten Gedichte vorlas, ärgerlich ausrief: „Wann i das g'wißt hett', hett' i hitt z' Owe net g'schloofe!"

Aber ich drücke mich ungenau aus. Die Worte „somnambul" oder „Hypnose" reichen nicht aus, um diese traumdichterische Tätigkeit zu bezeichnen. Hier vielmehr — und dies zu beweisen, ist des Buches eigentliche Absicht — tritt ein neuer Zustand in Kraft, den Herr H. Wagner in Übereinstimmung mit dem Spiritismus „Trans" nennt.

Das ist ein wichtiger Punkt. In den modernen psychischen Forschungen über diese seltsamen kataleptischen Zustände wird der Unterschied zwischen Trans und Hypnose nicht scharf genug hervorgehoben. In der Hypnose ist die mediale Person vom Hypnotiseur völlig abhängig. Im Trans hat eine neue und durchaus selbständige geistige Persönlichkeit vom Körper des Mediums Besitz genommen, leitet die Sitzung und läßt sich nichts befehlen. Und in einem solchen Zustande also, im „Trans", hat eine geistige Person, die sich „Erich" nannte, durch den Mund des Mediums nach und nach jene 50 Gedichte mitgeteilt und ist auf Nimmerwiedersehen entschwunden. Seine „Mission", sprach dieser wundersame „Erich", sei nunmehr erfüllt; er verlasse nun das Medium und die Sitzungsteilnehmer, um sich einer „höheren Aufgabe" zuzuwenden.

Wohlbemerkt: Apotheker Wagner, der dieses interessante Buch herausgibt, polemisiert zwar gegen den Haeckelschen Materialismus, stellt aber keinerlei spiritistische Geister-Hypothesen auf. Er teilt einfach die Tatsachen mit. Und er weist mit Glück darauf hin, daß eine ganze Anzahl dieser Gedichte weder aus dem Unterbewußtsein des Mediums noch aus dem der Zirkelteilnehmer entstehen konnte. Denn nach und nach, im Laufe der vielen Sitzungen, wechselten die Teilnehmer alle; viele Ausdrücke waren ihm selber unbekannt, und er mußte sich oft die Anspielungen nachher zurechtsuchen. Fragte man den geheimnisvollen „Erich" in solchen Fällen, so antwortete er: „Suchen Sie nach! Wenn Sie es bis zur nächsten Sitzung nicht herausgebracht haben, werde ich es Ihnen sagen." Daß Wagner selber die Gedichte n i c h t verfaßt habe, versichert er ehrenwörtlich.

Der Verlauf einer solchen Sitzung war etwa der folgende. Der Hypnotiseur bringt durch die bekannten magnetischen Striche das vor ihm auf dem Stuhle sitzende Medium zunächst in hypnotischen Schlaf. „Nach fünf bis zehn Strichen beginnen seine Augenlider sich unter eigentümlichem Vibrieren zu senken, der Augapfel dreht sich langsam nach oben, so daß nur das Weiße des Auges noch zu sehen ist. Ich ziehe immer fortfahrend langsam meine Striche, bis das Medium plötzlich, wie vom Schlag gerührt, im Stuhle zusammensinkt. Schlaff hangen die Arme herunter, schlaff liegt der Kopf nach hinten, die Beine sind weit vom Körper gestreckt: der Tiefschlaf ist eingetreten." Dies ist also nur das erste Stadium, der Zustand der Hypnose. In diesem ersten Stadium ist das willenlose Medium jeder Suggestion des Hypnotiseurs zugänglich; man kennt ja die Experimente des Hypnotismus aus vielen öffentlichen Vorführungen. Aber noch ist der Dichter „Erich" nicht anwesend. „Ich magnetisiere ruhig weiter", fährt Wagner fort. Da geht plötzlich ein blitzartiger Ruck durch den Körper des Mediums. „Die anwesenden Gäste sind erschreckt zusammengefahren; tiefste Stille herrscht im Zimmer; man glaubt den Herzschlag der einzelnen zu hören. Die Nasenflügel des Mediums beginnen fieberhaft zu arbeiten, sein Atem geht tief und rasch, die vorher schlaffen Gliedmaßen beginnen sich zu bewegen — und langsam richtet sich der Oberkörper im Stuhle auf. Der Trans ist eingetreten. Und damit zugleich kam Erich. Das Gesicht des Mediums ist ganz verändert: es spiegelt feierlichen Ernst und edle Hoheit; und ebenso würdevoll, klar und schön ist die Sprache. Erich beginnt zu sprechen: ‚Guten Abend, liebe Freunde!' ‚Guten Abend, Erich!' tönt es im Chor zurück. Erich: ‚Wollen Sie so freundlich sein und mir die Verse, die ich in der letzten Sitzung gab, vorlesen?' Ich setze mich an den Schreibtisch, nehme das letzte Diktat vor und lese es ihm. Meist



ist Erich damit zufrieden, manchmal verbessert er; auch kommt es vor, daß er sagt: ‚Streichen Sie die ganze Strophe, ich will sie in anderer Fassung geben.‘ Ist nun die Korrektur endlich fertig, so sagt er kurz: ‚Bitte schreiben!‘ Nun kommt das Diktat, oft so rasch, daß ich nicht folgen kann und um langsameres Sprechen ersuchen muß. So diktiert Erich manchmal zehn bis zwölf Strophen, manchmal nur eine oder zwei. Oft kommt es vor, daß er bei Beginn erklärt: ‚Heute habe ich keine Gedichte mitgebracht.‘ Es hilft dann weder Suggestion noch irgendwelches Bitten. Erich ist eben Herr der Situation, nicht wir. In diesem Fall unterhält man sich, oft in ernster, oft in der launigsten Weise mit Erich, bis er erklärt, nun ‚fort‘ zu wollen. Er sagt uns allen hübsch: ‚Adieu, liebe Freunde! Auf Wiedersehen!‘ In demselben Augenblick stürzt das Medium wie vom Schlage gerührt in sich zusammen; wieder ist die merkwürdige Schlaffheit der Glieder eingetreten. Nun wird der junge Mann geweckt, indem ich ihn anrufe: ‚Monsieur X., est-ce que vous m'entendez?‘ (‚Herr X., hören Sie mich?‘) Ein leichtes Zucken geht durch seinen Körper, und kaum vernehmlich antwortet er: ‚Oui.‘ Nun folgen die Befehle zum Erwachen — und er erwacht, ganz verdutzt sich die Augen reibend. Von den soeben erhaltenen Gedichten hat er keine Ahnung; ich muß sie ihm vorlesen. Oft versteht er sie auch nicht, und dann lasse ich mir die Mühe nicht verdrießen, sie ihm nach Möglichkeit zu erklären ... So habe ich vom 21. November 1901 bis 23. März 1905 mit diesem Medium experimentiert.“

Nach dieser Frist erklärte „Erich“, wie schon gesagt, daß seine „Mission“ erfüllt sei; es „tue ihm leid“, er könne nun „nicht mehr kommen“; er habe sich ein anderes und höheres Ziel gesteckt, zu dem er nun dies Medium nicht mehr brauchen könne. „In der zweitletzten Sitzung“, schreibt Wagner, „am 16. März 1905 gab er uns ‚zur Erinnerung‘ den Spruch: ‚Wir sind nicht geschaffen, o glaubt es mir, für die Freuden der Welt noch für die Leiden der Welt: aber sie beide für uns!‘ In der letzten Sitzung erhielten wir noch das fünfzigste Gedicht, ‚Der Mond‘ — und das war in der Tat das letzte ‚Lebenszeichen‘ von Erich. Ich stellte später noch einige Versuche mit dem Medium an, aber alle Mühe war vergeblich. Erich war und blieb fort; es gab keine Gedichte mehr.“

Von welcher Art und welchem Werte sind nun diese so seltsam empfangenen Gedichte?

Da steht gleich als Nr. 2 eine Ode an „Louis van Beethoven“, mit folgender Strophe beginnend:

„Klangparadies, dem Pöbelvolk verschlossen,
Dem Ohre des Geweihten nur bekannt:
Wer hat dir deine Saiten ausgespannt,
Du Einsamer, hoch über den Genossen,
Du träumerischer, klagender Gigant?“

und mit den Worten schließend:

„Mann, mit verhülltem Glauben, Lieben, Hoffen,
Wie mag dir sein, wenn einst dein Ohr dir offen,
Und du am Thron die Gottesharfe rührst?“

Aus dieser Anspielung auf Beethovens Gehörleiden scheint hervorzugehen, daß dieses Gedicht zu des Komponisten L e b z e i t e n entstanden ist. (Beethoven starb 1827, das Medium ist 1881 geboren.) In einem späteren langen Gedicht („Napoleon auf Helena“) finden wir wieder eine merkwürdige Zeitbestimmung:

„Drüben, wo laut donnernd Akka fiel,
Wo noch jetzt die Siegeskanonen hallen“ —

Dieses „noch jetzt“ wäre also eine Anspielung auf das Bombardement von Akka im Jahre 1840; dazu stimmt die Tatsache, daß 1840 Napoleons Leiche nach Frankreich überführt wurde. Das Gedicht handelt von dieser Überführung und klingt in eine deutsch-patriotische Mahnung aus, die dem mehr französisch als deutsch gesinnten Mülhauser Medium gar nicht behaglich war.



„Edle deutsche Volksfamilie!
Die Lilie
Führ' auch du in deinem Wappenschilde:
Doch als Recht und nicht als Schein und Bilde!
Seid nur einig, einig! Fürchtet nichts!

Stark und unbezwinglich ist das Eine!
Halt' am Wort und Eide — aber bricht's:
Dann voran zum freien deutschen Rheine! . . .
Dann mag Frankreich seine Kaiser wecken —
Gott mit uns! Wer will uns dann erschrecken?!"

Verwundert fragt man sich, wie ein junger Mülhauser von zwanzig Jahren dazu kommen sollte, im Jahre 1901 derartiges aus dem eigenen „Unterbewußtsein" zu dichten.

Recht hübsch ist das folgende Gedicht, das jedem Schul-Lesebuch zur Zierde gereichen würde:

Die Gottheit

Seht, wer in die Schule tritt;
Und ein Ding mit goldnem Glanze
Bringt er in den Händen mit:
Eine reife Pomeranze.

Alle werden mäuschenstill
Mit verblüffter Schülermiene;
Keiner ist, der reden will,
Trotz der schönen Apfelsine.

Freundlich spricht der fremde Mann:
„Sagt mir an, ihr muntern Knaben,
Sagt, wo Gott ist! Wer es kann,
Soll den Leckerbissen haben!"

Und da rief mit halber List
Einer aus der bunten Reihe:
„Sagst du mir, wo Gott nicht ist,
So bekommst du von mir zweie!"

Ähnlich schlicht und erbaulich wirken „Der Schäfer" (S. 113), „Der Frühling" (117) und „Die Apfelblüte":

„Tief mit denkendem Gemüte
Ging ich durch des Frühlings Land.
Eines Apfelbaumes Blüte
Trug ich sinnend in der Hand.

O der süße Duft des Kelches!
O der Blüte heil'ge Pracht!
Gibt's ein Ding der Erde, welches
Unser Herr nicht gut gemacht?

Birgt nicht jedes Ding vom Wahren,
Treuen, Ew'gen eine Spur?
Will er sich nicht offenbaren
In der kleinsten Kreatur?

O, ich seh' auch hier das Siegel
Deiner Wahrheit zart und mild,
Seh' auch hier in diesem Spiegel
Deines Sohnes Ebenbild:

Außen rot, als würde rinnen
Blut auf heil'gen Opferstein,
Aber innen — aber innen
Wie die Seele weiß und rein!"

Noch mehr aber neigt Erich zum getragenen Ton, zum rollenden, vielstrophigen Pathos; so in den Strophen „Die Eltern", „Der Mord", „Das Gericht" (wobei zu bemerken ist, daß das Medium keine Ahnung hatte von den Namen Sokrates, Minos und Rhadamanthys):

„Wirf einen Blick auf Sokrates, den Weisen!
Ein Diamant der Heldenwelt fürwahr!
Doch faßten sie den Diamant in Eisen
Und boten Gift dem reinsten Munde dar.

Da sprach er sanft: ‚Die Richter will ich preisen,
Vor denen Schuld und Unschuld offenbar:
Minos und Rhadamanthys! — wenig Stunden,
So hab' ich euch und euer Recht gefunden!'"

Überhaupt wimmelt es in manchen Gedichten von Namen und Bezeichnungen aus der griechischen Kultur und Mythologie, z. B. „Die Götter Griechenlands", das ebenso wie „Salmoneus" in Schillerschem Tone gehalten ist:

„Als an der befreiten Grenze
Hellas mit dem Schwerte stand
Und die Marathonschen Kränze
Um die Heldenstirne wand,

Da beginnt es neu zu tagen
Auf die Nacht der Sklaverei.
Wer will um die Toten klagen?
Denn das Vaterland ist frei!"

Bei dem Gedicht „Salmoneus" wußte keiner der Anwesenden, wer damit gemeint sei; man mußte sich erst durch Nachschlagen orientieren.

Bemerkenswert sind in dem ausgedehnten Gedicht „Die Eltern" die folgenden beiden Strophen auf eines Kindes Tod:

„Ob auch ein Schwert nun euer Herz durchdrungen,
O weinet nicht! O Eltern, weinet nicht!
Er glänzt, vom rechten Vaterarm umschlungen,
Dort drüben nun im ew'gen, wahren Licht!
Und fühlt ihr, wie durch Nacht und Dämmerungen
Sein Geistesstrahl zu euch herniederbricht?
Es weht um euer Herz wie Morgenwinde:
Das ist ein Gruß, ein Dank von eurem Kinde!

‚O Seligkeit!' so flüstert's, ‚ew'ge Sonnen,
Zu denen ich durch finstre Tale kam!
O heil'ge unermeßne Himmelswonnen,
Was sind zu euch der Erde Lust und Gram?!
Das Leben wird erst mit dem Tod begonnen,
Und wen dann Gott in seine Arme nahm:
Du heißer Dank! Du steige nun hernieder!
Dann, Eltern, lebet wohl! wir sehn uns wieder!"

Diese Proben mögen genügen. Gelegentliche Versehen im Rhythmus sind wohl auf das Konto des Nachschreibenden zu setzen. Die Form ist im ganzen einwandfrei, oft schwungvoll; es sind alles in allem Gedichte mittleren Ranges, verfaßt etwa von einem begabten Epigonen, der sich manchmal zu echtem dichterischen Schwung erhebt, oft aber auch die Grenze des Dilettantismus streift.

Wagner fragte einen literarischen Fachmann, ob ihm die Gedichte bekannt wären; der Literaturgelehrte mußte verneinen. (Als Kuriosum sei noch angemerkt, daß sich auch ein Gedicht in nachgeahmt mittelhochdeutscher Sprache dazwischen findet, wobei Erich die selteneren Worte, die dem Protokollführer ebenso fremd waren wie den andren Teilnehmern, genau buchstabierte.)

Damit hängt die weitere Frage zusammen: Wie erklärt sich dieses ganze Dichten, dieser ganze Vorgang?

Stellen wir uns noch einmal die Situation vor. Ein Mülhäuser Junge von zwanzig Jahren, der besser Französisch als Hochdeutsch kann und nur einfache Volksschulbildung besitzt, wird durch eines Hypnotiseurs magnetische Striche in Hypnose versetzt; er liegt zunächst wie ein leerer Sack bewußtlos auf seinem Fauteuil; plötzlich fährt wie ein Blitz ein Ruck in diese Körperhülse; ein neues Wesen ergreift von dem Körper Besitz, richtet sich empor und spricht in tiefem Baß ein glockenklares Hochdeutsch, in welcher Sprache dies Wesen dann auch jene Gedichte diktiert — Gedichte, die von hoher Bildung zeugen. Hernach sinkt das Medium wieder in sich zusammen, der Hypnotiseur gibt den entsprechenden Befehl — und es erwacht wieder der Französisch oder „Elsässer Ditsch" parlierende einfache Handwerker.

Wie erklärt dies die Wissenschaft?

Der Materialist oder Monist weiß genau, daß es keine Geister gibt, und daß der Mensch individuell nicht unsterblich ist. Er erklärt alles aus dem Stoff. Der Stoff hat gewisse Kräfte und Fähigkeiten; so hat auch das Gehirn — nicht in den tagwachen Abteilungen, aber in den Regionen des Unbewußten oder Unterbewußten — gewisse Fähigkeiten, aus denen sich die somnambulen und spiritistischen Phänomene für den Materialisten restlos erklären. Das „Unterbewußtsein" ist für den Materialisten die große Vorratskammer des Unerklärlichen, das große X, das wissenschaftlich klingende Wort, in dem alles Unerklärliche der oben erzählten Art untergebracht wird. Dieser junge Mann hat offenbar einmal irgendwo jene 50 Gedichte gelesen und im Unterbewußtsein aufgespeichert. Im normalen Wachzustande erinnert er sich dessen nicht mehr; aber im sogenannten „Trans" wachen diese Erinnerungen wieder auf. Er fühlt sich dann selbst als Dichter; er spielt die Rolle des Dichters; denn das „Unterbewußtsein" — das heben alle Forscher dieser Gattung hervor — ist ein ungeheuer talentierter Schauspieler, führt die Rollen erstaunlich durch oder spielt oft mehrere Rollen hintereinander. Es — das Unterbewußtsein — gibt sich als „Geist X" oder „Erich" oder sonst irgendein fremdes Wesen aus und spielt dann diese Rolle mit fabelhafter Begabung.

Man nennt diesen Standpunkt den „animistischen": weil er alle diese Phänomene aus der anima, der Seele, des Mediums oder der Zirkelteilnehmer erklärt.

Dies ist der Standort, den die moderne psychische Forschung bis jetzt erreicht hat. Sie verwirft jede Möglichkeit, daß außer den körperlich Anwesenden irgendein Geistwesen oder irgendwelche unsichtbare Intelligenz an diesen Phänomenen mitgewirkt habe. Denn, sagen diese Forscher, außer der körperlichen Menschen- oder Tierwelt g i b t es nun einmal keine Geistwesen. So sagt die monistische oder materialistische Wissenschaft.

Dieser Behauptung oder Hypothese — mehr ist es nicht — treten die Spiritualisten und die Theosophen gegenüber. Die Erde samt dem Weltall, sagen sie, wimmelt von unsichtbaren Wesen aller Stufen und Gattungen. Wenn des Menschen Körper stirbt, so löst sich ein feinerer Körper von der grobstofflichen Materie los und lebt in den feineren Elementen der sogenannten Astralwelt weiter — genau als die seelische und geistige Persönlichkeit, die sie auf Erden war, mit der ganzen Summe von Schuld und Verdiensten, die sie hier eingesammelt

und in sich eingebaut hat. In unsrem obigen Falle, würde also der Spiritist sagen, hat sich ein Geist, der zwischen 1820 und 1840 etwa als Mensch gelebt haben mag, des Mediums bemächtigt, um durch das auffallende Diktat jener Gedichte einen Beitrag zu liefern zu der großen, jetzt dem Materialismus gegenüber zum Durchbruch drängenden Frage: Ist des Menschen Seele ein selbständiges, unsterbliches Wesen?

Der Herausgeber unseres oben genannten Buches legt dies Problem ausführlich dar. Er selbst aber behält seine letzte Meinung über seinen Besucher „Erich" für sich. Und er überläßt es auch dem Leser, eine Wahl zu treffen oder die schwierige Frage vorerst noch offen zu lassen, bis sich dieses verworrene Gebiet einigermaßen geklärt haben wird. L.



Neue Bücher

Wilhelm Hegeler: Das Ärgernis. Roman. (Berlin, S. Fischer, geb. M 5.—.)

Den Freunden des kraftvollen Erzählers und farbenreichen Schilderers Wilhelm Hegeler wird dieses Buch eine schwere Enttäuschung bereiten, die sie vielleicht im Augenblick noch weniger schmerzhaft empfinden, als einige Zeit nach der Lektüre. Daß das in den Mittelpunkt des Ganzen gestellte Problem nicht ausgiebig und tief dringend genug behandelt ist, ist dabei noch leichter zu verschmerzen, als daß die eigentlich dichterische Aufgabe, die sich offenbar auch dem Verfasser erst während des Schreibens enthüllt hat, ihn nicht dazu vermochte, das Ganze umzustoßen und ein neues, psychologisch tief dringendes Buch zu schreiben. Das Buch ist entstanden aus dem Plan, das häufige Bekämpftwerden von Kunstwerken durch sogenannte Sitteneiferer gründlich zu verspotten. Das hat sich der Herr Verfasser nun sehr billig gemacht. Auf der einen Seite handelt es sich um ein in wirklich reiner Nacktheit erstrahlendes Kunstwerk, auf der anderen sind die Anwälte der Sittlichkeit durchweg unsittliche Menschen. Eine derartige Behandlungsweise ist schon nicht mehr oberflächlich, sondern beinah unehrlich. Noch mag man es sich gefallen lassen, wenn das Ganze als eine kurze Satire erscheint, aber nicht, wenn dafür ein Band von zwanzig Bogen aufgewendet wird. Freilich ist dem Verfasser die Arbeit wohl wider Willen so umfangreich geworden, indem ihm nicht entgehen konnte, daß das in Verbindung mit den allgemeinen Geschehnissen des Romans zunächst wohl nebenher aufgenommene Problem: wie alle diese Dinge auf das Gemüt eines in den Entwicklungsjahren stehenden Knaben einwirken, für uns viel fesselnder ist. Hier verbindet es sich mit dem schweren Erlebnis, daß ein zum Jüngling werdender Knabe die Liebe zur toten Mutter im Kampfe sieht zu der in ihm aufkeimenden Liebe zur Stiefmutter. Diese seelische Entwicklung des Knaben hätte eine liebevollere, eindringlichere Behandlung verdient, als ihr hier zuteil geworden ist. Und wenn dann die ganze Denkmalsgeschichte als lustige Episode ins Buch gekommen wäre, würde nicht der Fall eingetreten sein wie jetzt, wo der Titel des Buches sich gegen den Verfasser selber wendet. Denn es ist ein Ärgernis, ein so starkes Talent seine Kraft so mißbrauchen zu sehen.





Kennen wir Leonardo da Vinci als Bildhauer?

Von

Prof. Dr. Berthold Haendcke-Königsberg

Wenn wir eine Antwort auf die Frage: „Kennen wir die Tätigkeit Leonardo da Vincis als praktisch arbeitender Bildhauer?" unumwunden erteilen müssen, dann haben wir ein rundes Nein zu geben. Wir können Leonardo als Bildhauer lediglich auf Grund von Handzeichnungen, kleinen Güssen (?) und schriftlichen Überlieferungen mannigfacher Art und Herkunft beurteilen. Dieser Mangel an positivem Material zur Beurteilung des großen Meisters als Bildhauer hat zur Aufstellung von Hypothesen Anlaß geboten, die uns zunächst zu mittelbarer, in weiterem Verfolg zu unmittelbarer Kenntnis Leonardoscher Skulpturwerke führen sollen. Wir haben vor allem mit zwei Forschungen zu rechnen. Die Beiträge Dr. Paul Müller-Waldes (1897, 1899) haben in erschöpfender Weise vornehmlich Leonardos monumentale Bildnereien erörtert. Wir wissen heute, daß Leonardo zweimal den Auftrag erhalten hat, Reiterdenkmäler in Erz zu gießen. Wilhelm Bode urteilt (1904) über diese Abhandlung Müller-Waldes: „Wir verdanken ihm die Nachweisung, daß Leonardo nicht nur ein Reiterdenkmal, sondern deren zwei in Auftrag bekommen hat (Francesco Sforza und Gian. Francesco Trivulzio). Von beiden sind uns außer ein paar in der Werkstatt des Meisters in Bronze ausgegossenen kleinen Modellen von Pferden und von einer kleinen Nachbildung der Figur des Kriegers unter dem Pferde des Sforza nur die zahlreichen Skizzen und Zeichnungen Leonardos erhalten. Dr. Müller hat diese Denkmäler und alles, was darauf Bezug hat, so ausführlich behandelt, daß ich hier nicht darauf zurückzukommen brauche. Diese beiden kolossalen Monumente lassen keinen Zweifel daran, daß der Künstler schon vorher auch als Bildhauer in ausgiebiger Weise tätig gewesen sein muß." An die Seite Müller-Waldes tritt als Pfadfinder zu Leonardo, dem Skulptor, Wilhelm Bode. In einem Aufsatz, der 1904 in den Jahrbüchern der preußischen Kunstsammlungen abgedruckt ist, unternimmt der glückliche Sammler und berühmte Forscher das Wagnis, uns in das Bildhaueratelier des großen Florentiners zu führen. Bode nimmt an, daß der junge Leonardo der „belebende

Geist" in der Werkstätte Verrochios gewesen sei, der doch der Berufene war, das vollendetste Reiterbildnis der Renaissance, das Colleonis, in Venedig zu formen!

Bode geht dann in der Weise direkt vor, daß er durch den Vergleich mit einer Handzeichnung Leonardos ein Relief (im Louvre), das bislang als Verrochio geltende Porträtbildnis P. Scipios, und das ebenfalls diesem Lehrer Leonardos bisher zugewiesene Marmorwerk, die aller Welt neuerdings durch d'Annunzios Dichtung (Gioconda) abermals so sehr bekannt gewordene Büste eines jungen Mädchens mit einem Strauß Primeln, Leonardo zuspricht (Museo nazionale Florenz). Bode zieht für diese Büste als Beweis das Gemälde Leonardos von der Ginevra dei Benci (Wien) heran; allerdings wird dies Bild von anderen Seiten Leonardo sehr bestimmt abgesprochen. Irgendein urkundlicher Beleg für Bodes Zuweisung existiert nicht. Bode fährt, sich zusammenfassend, zunächst fort: „Sind nun von den beiden großen Monumenten Leonardos nur flüchtige Zeichnungen erhalten, sind die beiden soeben erwähnten Marmorwerke, deren Entwurf ihm zugeschrieben werden darf, in ihrer Ausführung wesentlich Verrochiosche Werkstattarbeiten, so ist doch noch eine Gruppe andersartiger plastischer Arbeiten der Werkstatt Verrochios vorhanden, welche, wie ich glaube, mit großer Wahrscheinlichkeit als eigenhändige Arbeiten Leonardos in Anspruch genommen werden dürfen. Es sind sämtlich Reliefs in Bronze."

Bode weist zunächst für ein Relief, in Stuck erhalten, Zwietracht benannt (London), auf alte Überlieferung hin; kommt in weiterem in keinem anderen Falle über ein „Scheinen", über „Wahrscheinlichkeit" und ähnliche Worte und über den Beweis ex silentio hinaus, „schon aus äußeren Gründen bleibt der eine Leonardo, auf den wir r a t e n können". Allerdings sucht Bode seine mit all der ihm eigenen Verve, Kenntnis und Feinheit der künstlerischen Empfindung vorgetragene Hypothese in einem Fall durch eine Jahreszahl zu stützen. Es gelingt ihm, ein Relief für die Jahre 1474 bzw. 1475 zu datieren. Der Gelehrte hebt nun auf das stärkste hervor, daß wir Leonardo bereits in dieser Frühzeit als „vollen Cinquecento-Künstler kennen lernen". Diese Datierung bietet den Angelpunkt für Bodes Gruppierung und Entwickelung für Leonardos Persönlichkeit als Bildner, „um die Wende des 3. zum 4. Viertel des Quattrocento". Bode deutet später auch auf die Architektur hin, die zweifelsohne auf den Reliefs Formen aufweist, die erst das 16. Jahrhundert baute. Nun würde das meines Erachtens noch kein zwingender Beweis sein; denn die Reliefbildnerei geht hier manchmal, wie u. a. die Giotto zugewiesenen Platten beweisen, der Baukunst voran. Und Müller-Walde beruft sich — was in diesem Falle uns interessieren darf — gerade auf cinquecentistische Bauformen, um die Zeichnungen zu den Reiterdenkmälern zeitlich zu sondern, um die Entwürfe zu dem bereits dem 16. Jahrhundert angehörenden zweiten, dem Trivulziodenkmal, von dem noch dem 15. Jahrhundert zuzuweisenden ersten, dem Sforzamonument, zu scheiden. Mit anderen Worten, Bode nimmt für Leonardo architektonische Formen für ca. 1475 in Anspruch, die Müller-Walde erst 1506/1509 als möglich betrachtet.

Woldemar v. Seidlitz bemerkt seinerseits in einem soeben ausgegebenen Buche über Leonardo zu einem Gemälde unseres Künstlers, „der Madonna in der Grotte",

die zwischen 1491—1494 entstanden ist, um seine Annahme, das Pariser Exemplar sei Leonardos Original, zu beweisen: „Dann aber kann nur das Pariser Exemplar in Frage kommen, das anerkanntermaßen noch ein ausgesprochen quattrocentistisches Gepräge trägt, welches völlig unerklärlich bliebe, wenn man das Bild als eine Kopie nach dem bereits in ausgesprochenem Mailänder Stil Leonardos gemalten Londoner ansehen wollte. Denn weder Leonardo selbst noch ein anderer Künstler wäre imstande gewesen, nach dem Londoner Exemplar, das bereits den Stil der beginnenden Hochrenaissance zeigt, eine Kopie in dem Sinne einer um 20 Jahre zurückliegenden Zeit anzufertigen". Also Seidlitz beurteilt Leonardo noch 1491—94 als quattrocentistischen Künstler, nicht als „vollen Cinquecentisten". Die Werke, die Bode Leonardo zuweist, hat er früher selbst zu einem Teile Verrochio zugeteilt.

Wie immer wir uns nun zu Bodes Hypothesen stellen wollen, das eine Ergebnis bleibt übrig, daß wir uns auf einem sehr schwankenden Boden befinden, der einen festen Bau zu tragen durchaus nicht befähigt ist. Die Frage, inwieweit wir ein Urteil über Leonardo als Praktiker der Bildhauerei besitzen, ist eine brennende geworden, seitdem Bode für die Berliner Sammlungen ein Skulpturwerk erworben hat, das er sans phrase Leonardo zuschreibt. Ein Bildwerk, das schon durch das Material, Wachs, in hohem Maße unsere kritische und kritisierende Aufmerksamkeit beansprucht. Bode hat seinem soeben erschienenen Aufsatz in dem Jahrbuch für preußische Kunstsammlungen eine farbige en face Aufnahme und zwei Profilansichten beigefügt. Diese Abbildungen sind zweifelsohne unter Berücksichtigung aller in Frage kommender Momente hergestellt worden. Ein Skulpturwerk, nach Lichtdrucken irgend welcher Art stilkritisch, von rein künstlerischem Standpunkt aus beurteilen zu wollen, ist wegen der mehr oder weniger starken Verschiebungen der Flächen, der perspektivischen Verkürzungen, Überschneidungen usw. nicht gestattet, aber die bestimmenden anatomischen Formen zu beurteilen, ist möglich. Es ist bisher nicht gelungen, an der Hand historischer oder stilkritischer Untersuchungen die Echtheit oder Unechtheit des Bildwerkes positiv und faktisch zu beweisen. Ich möchte deshalb hier auf ein bislang nicht herangezogenes Material aufmerksam machen, auf die Anatomie der Büste.

Als ich das Profilbildnis von rechts sah, erstaunte ich über die ungewöhnliche Schönheit des Kopfes. In die Bewunderung hinein fiel der schnelle Gedanke, so könnte eine schöne Engländerin auch aussehen. Da mich der Ausdruck um den Mund zudem leise an englische Bildnisse des späten achtzehnten Jahrhunderts mahnte, trat ich der Frage näher. Betrachten wir die Gesamtmodellierung der Vorderansicht der Büste, so ist diese durch eine weniger stark betonte Knochenbildung bedingt, als wie sie sämtliche Leonardosche Gemälde und Zeichnungen aufweisen. In der Wachsbüste ist alles ziemlich unbestimmt aus dem Gedächtnis gearbeitet und mit Abweichungen von der Natur, wie etwa in der Nasenbildung, die an die klassisch-griechische Antike die Erinnerung wachruft. Das Oval ist seiner Gesamterscheinung nach in der Wachsbüste wesentlich schmäler gebildet als in irgend einem Kopfe Leonardoscher Abstammung, als selbst in der Windsorzeichnung zu seiner „Leda"; denn in der Wachsbüste ist der Jochbogen weit mehr vorgeschoben und nach der Mittellinie zu gerückt, so daß dieser Teil des Gesichtes unterhalb der Augenhöhle

ungewöhnlich stark vortritt und flach erscheint. Auch die Stirn der Wachsbüste ist weit flacher modelliert; die Nasenpartie schablonenhaft gearbeitet. Das Kinn ist ganz bedeutend spitzer und weniger scharf heraustretend bei dem Florakopfe gebildet und unsicherer geformt als bei den zum Vergleich heranzuziehenden beglaubigten Werken Leonardos. Hier finden wir ein breites, sehr sorgsam ausgearbeitetes Kinn. Der Übergang des Mundwinkels in die Nasenlippenfalte ist in der Wachsbüste wesentlich härter, wie eingekerbt. Der Hals der Büste besitzt im oberen Teile als größten Durchmesser den Tiefendurchmesser, im unteren Teile den Querdurchmesser, und weist dazwischen den allmählichen Übergang nach dem kreisförmigen Querschnitt auf. Der Hals Leonardoscher Frauen ist hingegen stark und gleichmäßig rund gebildet. Besonders charakteristisch ist der Brustansatz, der um etwa 1½ Rippen tiefer liegt als in sämtlichen von Bode zum Beweise seiner Hypothese angezogenen Werken Leonardoscher Herkunft. Das Gesamtresultat des anatomischen Befundes geht dahin, daß wir in der Florabüste einen nordischen Typus ebenso klar ausgesprochen zu erkennen haben, wie in den von Bode angezogenen Werken einen südlicher Abstammung.

Weitere Folgerungen erlaube ich mir jetzt nicht und gebe diese Beobachtungen nur zur Erwägung bei der Frage: „Ob der Engländer Richard Cocle Lucas (1800—1883) in einer besonders begnadeten Stunde, erfüllt von Erinnerungsbildern an die griechische Antike und Leonardos Werke, umgeben von seinen Landsmänninnen (!), die Florabüste geschaffen hat. Der anatomische Befund spricht unzweifelhaft zu seinen Gunsten. Und zwar gerade deshalb, weil Leonardo ein so genauer Kenner der Anatomie und ein ebenso sorgsamer wie gründlicher Zeichner nach der Natur war.“ Liegt eine Fälschung mit alten technischen Mitteln vor? — —



Der letzte Römer

Dem Andenken Heinrich Gärtners († in Dresden 19. Februar 1909)

Eine Gedächtnisausstellung von Gemälden, Entwürfen und Studien aller Art Heinrich Gärtners im Leipziger Städtischen Museum ließ die Gedanken weit zurückschweifen. Da traten die Namen seiner Lehrer und Gönner, der Schirmer, Ludwig Richter, Joh. Ant. Koch, Overbeck, Cornelius, der beiden Preller und Genellis auf die Zunge. Italien und Rom, Antike und Renaissance, des Malers Sehnsucht, Studienland und ewiges Vorbild! Blickt man auf Gärtners heroische Landschaftskartons in Kohle, so blitzt sofort des alten Prellers Name auf. Betrachtet man seine sorgfältig komponierten klassischen Landschaften mit ihrem älteren Dreifarbenschema: blauviolett für den bergigen Hintergrund, grün oder im Wasser grün-bläulich oder gräulich im Mittelgrund, bräunlich im Vordergrund, so denkt man an Schirmer oder Rottmann. Entdeckt man seine zartgetönte Bergpredigt, so sieht man die Nazarener und Ludwig Richter leibhaft vor sich. Keine eigengeprägte große Persönlichkeit also, kein Kunsttribun, keine Cola di Rienzi-Natur, wohl aber ein überaus liebenswürdiger klassizistischer Romantiker, ein ganz vortrefflicher und bei allem Italianismus doch ein kerndeutscher Meister. Manches mutet uns ja heute als etwas veraltet an, so die Blätter, auf

denen die scharfen Baumkulissen, die im bläulichen Dunst auf ragendem Felsen sich erhebenden antiken Tempel ein wenig Theater spielen; das allermeiste verdient aber, daß man den Namen dieses letzten Römers sich dankbar im Gedächtnis hält. Wie fein arbeitet seine Phantasie in den bunten, aber meisterlich auf einheitliche Wirkung abgestimmten architektonisch-ornamentalen Umrahmungen der Freskenentwürfe in der Art pompejanischen Wandschmucks!

Den Maler deutschen Landes muß man aus der Fülle italischen Stoffes erst herausschälen. Studiert man diese wunderfeinen Baumschlagzeichnungen aus Mecklenburgs, seiner Heimat, lichten Buchenwaldungen — er ist 1828 in Neustrelitz geboren —, die Ölskizzen von Rügen, vom Rostocker Strand (Fulgen), aus Westfalen, dem Harz, dem Riesengebirge, die prächtigen, frischen Freskenentwürfe für das Berliner Landwirtschaftliche Museum (1880) mit Darstellungen aus deutschem Landleben, die Ölstudien aus dem Hildesheimschen, aus Berlin, Rothenfelde, Thüringen, die Gmundener Ansichten mit dem Salzkammergut um den Traunsee herum, so überkommt einen das Bedauern, nicht mehr davon zu sehen. Wie treu und lieb reden diese Heimatschilderungen zu uns, ist auch die Farbe zuweilen arg nachgedunkelt Das meiste führt uns ins Sonnenland Italien und nach Griechenland. Gärtner war damals ein gesuchter Meister für landschaftlich-ornamentale Aufgaben, zumal, als ihm 1862 nach dem zweiten Preis für die Ausschmückung der Loggia des Leipziger Städtischen Museums durch Alphons Dürr die Ausmalung des Skulpturensaales mit klassischen Kunststätten zufiel. Baron von Launa ließ sich von ihm seine Landhäuser in Bubentzsch bei Prag (antike Götterwelt) und Gmunden (Gmundener Ansichten, homerische Hymnen) al fresco ausmalen. Die Leipziger Verlagsbuchhändler Brockhaus (italienische Landschaften) und Dürr (Szenen aus Apulejus' „Amor und Psyche" u. a.), die Gymnasien zu Elbing (zwei Wandgemälde, „Der Festplatz von Olympia", die Akropolis von Athen) und Allenstein (das in diesem Heft reproduzierte und schon durch den Vergleich mit Feuerbach interessante und edle Wandbild „Iphigenie", das „Land der Griechen mit der Seele suchend"), das Potsdamer geodätische Institut (Sternbilder des Tierkreises, vier Elemente in Lünettenform im Kongreßsaale), das Dresdener Hoftheater (Lünetten im nördlichen Treppenhause), in den letzten, durch schwere nervöse Leiden schmerz- und sorgenvollen und schließlich zur Aufgabe aller künstlerischen Tätigkeit führenden Jahren, auch die Kgl. Skulpturensammlung des Dresdener Albertinums (Wandgemälde „Nemisee", „Gräberstraße in Pompeji"), sie alle wünschen seine Kunst.

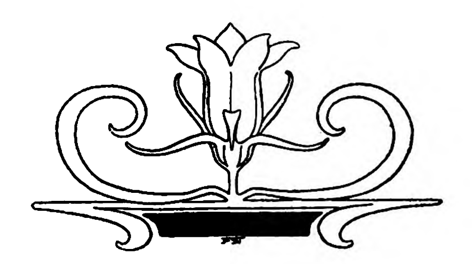
Gärtner ist den hauptsächlich in Rom empfangenen Idealen seiner Kunst bis ans Ende seines langen und arbeitsreichen Lebens treu geblieben. Daß er auch in allem Technischen ein Meister war, lehren namentlich seine entzückend feinen italienischen Aquarelle: daß er Italien trotz allen klassischen Faltenwurfs mit den Augen des Romantikers sah, seine Liebe für Lunas silberne Scheibe; daß er Landschafter war, seine schwächlich gezeichneten Figurenstaffagen. Wie bei den meisten jener klassizistischen Romantiker, war seine Kunst viel mehr auf das Intime und Kleine, denn aufs Monumentale und Große eingestellt. Form und Zeichnung der schönen Linie, miniaturhafte Feinheit der Ausführung war auch sein Ideal. Wir sehen dies auch an unsrer zweiten Bildbeilage, „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen". Mit der Farbe operierte er vielleicht nicht immer ohne Zugeständnisse an den Zeitgeschmack. Aber dies alles fällt unendlich wenig ins Gewicht genüber der unbedingten Ehrlichkeit seiner an wahrhaft meisterlichem technischen Können erstarkten Kunst voller enthusiastischer Naturliebe und -freude. Drum sagen wir auch hier: es schiert uns nicht, daß er nicht mehr eigentlich „modern" auf uns wirkt. Seine Kunst bleibt echte Kunst. Die Berliner Jahrhundertausstellung hat uns gelehrt, den Werken solcher Meister Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihre Schöpfungen unter richtigen Voraussetzungen zu sehen. Er, der mit so gütigen Augen in die Welt schaute, war ein vortrefflicher deutscher Meister. Ehre und Liebe ihm und seinem Andenken!

Dr. Walter Niemann



Zu unsern Bildern

Die Abbildungen der viel umstrittenen Flora-Büste des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums wollen die Ausführungen Professor Haendckes veranschaulichen helfen. Die Nachbildung zweier Werke Heinrich Gärtners erweist die Berechtigung der liebevollen Wertung, die Dr. Walter Niemann dem Künstler zuteil werden ließ. — Mit dem in Kupferdruck gegebenen Bilde Hermann Kaulbachs wollten wir des kürzlich verstorbenen Künstlers gedenken. Der 1846 geborene Sohn Wilhelm Kaulbachs war einer der sympathischsten Vertreter jener „Münchener Schule", die jahrzehntelang den deutschen Kunstmarkt und auch die illustrierten Zeitschriften beherrschte. Das Kleben am Stofflichen war dabei sicher allzuoft ein böses Hindernis für echt künstlerische Gestaltung, wie für künstlerische Betrachtung der Bilder. Aber mit dem Umschwung der Mode ist man doch jetzt zu blind geworden für die Werte, die auch dieser Kunst innewohnten. Eine Fülle guter Beobachtung und tüchtigen Könnens ist hier vorhanden, und, wenn er so anspruchslos auftritt, wie in unserem Bilde, wird man sich dieses genrehaften Humors von Herzen freuen können. Zumal die Kindergesichter von einem liebevollen Studium der Kindernatur zeugen. Wir sollten solchen „überwundenen" Richtungen gegenüber beherzigen, daß einen das Verurteilen schließlich nie reicher macht, daß das Geheimnis aller Lebenskunst darin liegt, auch verborgene Werte aufzuspüren, zutage liegende sich aber nicht leicht durch Schwächen vergällen zu lassen. St.





Zu Chopins 100. Geburtstag

Von

Dr. Karl Storck

Es gibt kaum einen guten Klavierspieler, der nicht wenigstens einige Werke Chopins zu seinen Lieblingsstücken zählt, und zwar trotzdem die meisten dieser Werke in Konzerten bis zum Überdruß abgespielt werden und zu den meistgeschundenen Opfern dilettantischer Unfähigkeit zählen. Ja, je inniger eines Musikers Verhältnis zum Klavier ist, um so mehr wird sich seine Liebe zu Chopin steigern und einen Charakter erhalten, wie nur ganz ausnahmsweise bei Kompositionen anderer Meister.

Chopin weckt in uns nämlich die Liebe zum Klavier als Instrument.

Des Musikers Verhältnis zum Klavier ist ja im allgemeinen etwa das der Vernunftheirat. Das Klavier ist dem Musiker alles: tüchtige Hausfrau, vorzüglicher Kamerad, brauchbar in allen Lagen des Lebens, unentbehrlich beim Schaffen, ohne Launen, tüchtig für alle Bedürfnisse. Nur leidenschaftlich Geliebte, mit der man völlig eins werden kann, mit der man die Seele tauschen möchte, dazu wird das Klavier dem Musiker nicht. Es gibt schon kein persönliches Verhältnis zwischen dem einzelnen Klavier und dem Spieler. Der Geiger spielt *seine* Geige, die mit ihm geradezu zur körperlichen Einheit verwächst; wie hegt und pflegt er sie, wie sorgt er für sie in allen Lagen! Gerade diese eine Geige ist ihm lieb. Nur auf ihr mag er spielen; er kennt sie bis in ihre letzten Eigenheiten; ihm allein offenbart sie alle ihre Schönheit, und auch in ihren Launen weiß er Bescheid. Ja sogar ein ungefüges Blasinstrument verwächst mit seinem Spieler. Es ist der menschliche Hauch, der es belebt, der es zum Klingen bringt. Und die Art dieses menschlichen Hauches in Verbindung mit den letzten Eigenheiten des Instrumentes ergibt die Individualität eines persönlichen Spiels.

Wie ganz anders, wie nüchtern, schier geschäftsmäßig oder äußerlich ist das Verhältnis des Klavierspielers zum Instrument. Ob Virtuose oder Stümper, das

einzelne Instrument ist für ihn nur eine Nummer. Er klappt den Deckel auf, spielt, klappt ihn wieder zu und die Beziehungen zum Instrument haben aufgehört.

Auch das rein musikalische Verhältnis zum Klavier ist ganz anders, als bei den anderen Instrumenten. Auch hier möchte man sagen, fehlt im allgemeinen die schöne Sinnlichkeit des Zusammenlebens. Das Klavier kann alles und ist für alles da; deshalb kann es fast nichts vollkommen und es gibt fast nichts, was nur für das Klavier da ist. Man möchte sagen, das Klavier sei das Instrument, d. i. Mitteilungsmittel für abstrakte Musik. Ich kann alles auf dem Klavier spielen: Opernpartituren, Sinfonien, die Literaturen aller einzelnen Instrumente, Gesangswerke, Orgelkonzerte. Es liegt etwas Wunderbares darin, wie mit diesem Tastenbrette eigentlich die ganze musikalische Welt in den Machtbereich meiner zehn Finger gegeben ist. Wie ein Mikrokosmos der ungeheuren Tonwelt steht der schwarze Kasten vor mir. Aber wie selten tritt der Fall ein, daß mein inneres Ohr bei diesem Spiele Klavier hört!? Ich höre das Orchester, ich höre Geigen-, Flöten-, Klarinettenstimmen; Gesang tönt mir entgegen; das brausende Orgeln, das donnernde Posaunen, alles höre ich, alles denke ich. Und je leidenschaftlicher meine musikalische Erregung ist, um so mehr — fluche ich diesem trefflichen Diener vor meinen Händen, daß er meinem sinnlich empfangenden Ohr nur ein so elendes Abbild dessen zu vermitteln vermag, was ich seelisch höre.

Nun, für Chopin wurde das Klavier nicht ein Diener, nicht Vermittlungsmaschine, nicht Übertragung farbiger Welten in eine eintönige Zeichnung; er hat wie kein anderer die Seele dieses Instrumentes entdeckt, indem er seine sinnlichen Schönheiten erfühlte. Nicht daß es nicht auch schon früher echte Klaviermusik gegeben hätte, die ganz aus dem Klavier heraus gedacht war und in höherem Maße mit dessen instrumentalen Möglichkeiten rechnete. Ein besonders charakteristisches Beispiel für diese Einstellung zum Klavier gibt Mozart in einem Briefe, in dem er bemerkt, daß eine einer Dame gewidmete Klaviersonate anders geschrieben worden wäre, wenn er ihr Klavier vorher gekannt hätte. Aber der Fall liegt bei Chopin doch anders. Er ist nach Beethoven gekommen. Die Musik war seither in ganz anderem Maße Aussprache des Seelischen, ein „Dichten in Tönen" geworden. Dann aber auch war die Individualisierung der Instrumente des Orchesters mit der Entwicklung zum charakteristischen Ausdruck in vorher ungeahntem Maße gesteigert. Das Klavier dagegen wurde in gleichem Maße immer mehr zum Allgemeininstrument, so daß sogar die Entwicklung innerhalb der Klaviermusik ein steigendes Hindringen zu Orchestereffekten zeigt. Selbst der Klavierbau, die Entwicklung aus Klavichord und Klavizymbel zum Hammerklavier verminderte die Individualisierung im sinnlichen Klangvermögen des einzelnen Instrumentes, während er auf der anderen Seite die geistigen Fähigkeiten des Klaviers steigerte.

Chopins einzigartige Stellung dem Klavier gegenüber war nur durch eine Einseitigkeit ermöglicht. Er hat überhaupt nicht orchestral zu denken vermocht und wußte aus dem Orchester gar nichts herauszuholen. Das ist um so merkwürdiger, als er auf dem Klavier so außerordentlich farbig ist. Aber wir wollen doch bedenken, daß es manche bildenden Künstler gegeben hat, die in der Radierung,

im Wechsel von schwarz und weiß, außerordentlich tonig zu wirken wußten, während sie der Farbenpalette nichts abgewannen. Chopin hat ferner in einem Maße aus dem Klavier herauskomponiert, wie kein anderer Komponist. Bei allen größeren Kompositionen Chopins empfinden, wir den Mangel einer weitsichtigen Gliederung, einer logischen Verwendung des aufgebotenen Materials. Ein Beethoven wirft keinen musikalischen Gedanken hin, der nicht in der nachherigen Durchführung eine seiner Bedeutung entsprechende Durcharbeitung fände. Bei Chopin fehlt diese Logik der Entwicklung ganz. Und auch, wenn wir ihn mit einem sonst vielfach verwandten Meister, Robert Schumann, vergleichen, zeigt sich der Unterschied rasch. Nicht umsonst drängte es Schumann zu einer verzweigten Polyphonie der Stimmführung. Schumann dichtet und teilt uns dann das Gedichtete auf dem Klavier mit. Chopin setzt sich an das Klavier, um eine Stimmung loszuwerden, und aus den angeschlagenen Klängen und Akkorden entwickelt sich ihm das Gebilde. Er ist der Poet am Klavier. Chopins ganzes Schaffen hat darum etwas von Improvisation, und auch der reproduzierende Künstler muß beim Vortrage Chopinscher Werke diesen improvisatorischen Charakter herausholen — das bedeutet das so oft mißverstandene Rubato —, wenn er die richtige Wirkung erzielen will.

Darum ist auch die ja so durchaus klaviermäßige Intimität Chopins etwas anderes, als die der anderen Klavierkomponisten, auch als die Schumanns. Sie ist weniger Heimlichkeit denn Weltflucht. Und das ist bezeichnend, wenn wir bedenken, daß Schumann eine Einsiedlernatur, Chopin ein Gesellschaftsmensch war.

Es ist so schwierig, in Worten diese scharf gefühlten Unterschiede auszusprechen, es wird alles gleich zu schwer. So scheue ich mich auch beinahe zu sagen, daß der eigenartigste Reiz dieser Musik mit in ihrer Krankhaftigkeit liegt. Denn das Wort „krankhaft“ erweckt fast lauter unangenehme Vorstellungen, während solche doch vor dieser Musik ebenso zurücktreten, wie so oft im Leben, wo kranke, früh vom Tode gezeichnete Menschen vielfach einen unwiderstehlichen Reiz ausstrahlen, zuweilen sogar den Begriff „leben“ in einer Intensität uns fühlbar machen, wie es die strotzende Gesundheit kaum vermag. Es ist ja gewiß etwas Beneidenswertes um das Klare, Einfache, Gerade, Durchsichtige. Aber es gibt doch auch kaum einen tiefer veranlagten Menschen, der sich dem Zauber verwickelter, eigenartig zusammengesetzter Naturen zu entziehen vermag. Eine in sich widerspruchsvolle Erscheinung, die doch durch irgend eine stark überwiegende Eigenschaft zusammengehalten wird, vermag für Stunden in einem Maße zu fesseln, wie es der einfachen, klaren Natur, eben ihrer Einfachheit wegen, nicht möglich ist, weil sie uns sofort klar ist. Allerdings nur für Stunden, vorübergehend. Sicher ist auch die Musik Chopins nicht dazu geschaffen, in großen Massen genossen zu werden. Das hat er selber gewußt, und man braucht nur auf den Programmen der Konzerte, die er gegeben hat, nachzusehen, wie verhältnismäßig wenig von eigenen Kompositionen darin aufgeführt wurden. Genau so, wie er wohl kaum ein einziges Konzert gegeben hat, dessen Kosten er allein bestritt, wohl aber hat er sich mit Künstlern ganz entgegengesetzter Art für den einen Abend verbunden. Wir dagegen haben „Chopin-Spezialisten“, die in einem Winter fünf Chopin-Abende veranstalten.

Es wird heute überhaupt viel Mißbrauch mit Chopins Kompositionen getrieben. Der außerordentliche Lehrwert, den sie für jeden Klavierspieler gerade wegen ihrer so ganz dem Klavier angepaßten Natur haben, verführt viele dazu, diese Werke massenhaft als Studienmaterial spielen zu lassen. Das ist der Tod ihres poetischen Gehalts, der sich nur an den Höhepunkten eigenartiger Stimmungen voll erschließt. Seine Schöpfungen sind im höchsten Sinne „musikalische Momente“; mit der Kürze hängt die Eindringlichkeit wesentlich zusammen. Daher auch Chopin, je tiefer er sich selber erkannte, um so weniger zum Schaffen umfangreicher Werke zu bewegen war; und das Drängen aller Freunde vermochte ihn nicht dazu, sich an einer Oper zu versuchen.

George Sand schreibt in ihrer Lebensgeschichte über Chopins Art zu arbeiten: „Sein Schaffen war spontan, staunenerregend. Er fand Gedanken, ohne sie zu suchen oder vorherzusehen. Am Klavier kam ihm plötzlich der Einfall, ganz sublim, oder während eines Spazierganges sang es in ihm und er hatte Eile, sich auf dem Klavier seinen Gedanken vorzuspielen. Dann aber begann die peinlichste Arbeit, die ich jemals gesehen habe. Da war kein Ende von ungeduldigen, unentschlossenen Versuchen, gewisse Einzelheiten des Themas festzuhalten, so wie er sie innerlich gehört hatte. Was er als Ganzes konzipiert hatte, analysierte er bei der Niederschrift zu sehr, und sein Bedauern, daß er es nicht restlos darstellen konnte, stürzte ihn in eine Art Verzweiflung. Er schloß sich ganze Tage in sein Zimmer ein, lief auf und ab, zerbrach die Federn, wiederholte, änderte einen Takt hundertmal, schrieb ihn und strich ihn ebenso oft wieder aus, fing am nächsten Morgen mit peinlicher und verzweifelter Ausdauer wieder an. Er arbeitete sechs Wochen an einer Seite, um sie schließlich so niederzuschreiben, wie er sie im ersten Wurf skizziert hatte.“

Auch wenn man den letzten Satz nicht wörtlich nimmt, wird etwas Richtiges darin liegen. Chopins Werke entstanden ihm als Verdichtungen von Stimmungen. Aber natürlich war darin nur das gedankliche, thematische Material gegeben, diese eigentümlichen für die Stimmung entscheidenden Verbindungen von gegensätzlichen Akkorden neben der wunderbar vieldeutigen Melodie. Dieser Kern mußte bleiben und schälte sich immer wieder aus all den Umkleidungen heraus, die ein scharfer Kunstverstand für ihn gefunden hatte. Diese Arbeit des Kunstverstandes bewegte sich bei Chopin nicht, wie bei fast allen bedeutenden deutschen Komponisten, in einer das Thema möglichst ausschöpfenden polyphonen und harmonischen Verarbeitung desselben, in einem architektonischen Bauen mit diesem thematischen Material, sondern beruht in der möglichst eigenartigen, möglichst farbigen Einkleidung des an sich fast unverändert bleibenden Grundgedankens. Daher die zahllosen Neuerungen, die Chopin dem Klaviersatz abgewann. Diese seltsamen Arpeggienwirkungen, diese weitbogigen Legati, sind im Spiel auf den Tasten herausgefühlt, den sinnlichen Möglichkeiten des Instrumentes abgeschmeichelt und nicht in der Art eines Beethoven als Ausdruck eines Geistigen hingesetzt, unbekümmert um die Art, wie sich diese Notenfolgen dann von einem Instrumente vortragen lassen. Wie es Heine verstand, seinen Gedichten die Kunstlosigkeit des Volksliedes durch angestrengteste Kunstarbeit zu verschaffen, so weiß Chopin seinem Klaviersatze etwas von dem Suchen der Finger auf den Tasten herum zu wahren, und jenes Weiter-

spinnen aus dem Spiel heraus zu gewinnen, das den Hauptreiz der Improvisation ausmacht. Schumann vermittelt uns mit seiner wunderbar nachfühlenden Feder eine Vorstellung von dieser Art Chopins. „Denke man sich, eine Äolsharfe hätte alle Tonleitern und es würfe diese die Hand des Künstlers in allerhand phantastischen Verzierungen durcheinander, doch so, daß immer ein tieferer Grundton und eine weich fortsingende höhere Stimme hörbar, und man hat ungefähr ein Bild seines Spiels. Kein Wunder aber, daß uns gerade die Stücke am liebsten geworden, die wir von ihm gehört; und so sei denn vor allem die erste (Etüde) in As-Dur erwähnt, mehr ein Gedicht als eine Etüde. Man irrt aber, wenn man meint, er hätte da jede der kleinen Noten deutlich hören lassen; es war mehr ein Wogen des As-Dur-Akkordes, vom Pedal hier und da von neuem in die Höhe gehoben; aber durch die Harmonien hindurch vernahm man in großen Tönen Melodie, wundersame, und nur in der Mitte trat einmal neben jenem Hauptgesang auch eine Tenorstimme aus den Akkorden deutlicher hervor. Nach der Etüde wird's einem wie nach einem sel'gen Bild, im Traume gesehen, das man, schon halbwach, noch einmal erhaschen möchte; reden ließ sich wenig darüber und loben gar nicht."

Für die Gesamterscheinung des Künstlers ist sehr bezeichnend Schumanns erdichtete Unterhaltung mit seiner Tänzerin auf dem „kunsthistorischen Balle beim Redakteur": „Und Sie kennen ihn?" Ich gab zu. „Und haben ihn gehört?" Ihre Gestalt ward immer hehrer. „Und haben ihn sprechen gehört?" Und wie ich ihr jetzt erzählte, daß es schon ein unvergeßlich Bild gäb', ihn wie einen träumenden Seher am Klavier sitzen zu sehen, und wie man sich bei seinem Spiele wie der von ihm erschaffene Traum vorkäme, und wie er die heillose Gewohnheit habe, nach dem Schluß jedes Stückes mit einem Finger über die pfeifende Klaviatur hinzufahren, sich gleichsam mit Gewalt von seinem Traum loszumachen, und wie er sein zartes Leben schonen müsse, — schmiegte sie sich immer ängstlich-freudiger an mich und wollte mehr und mehr über ihn wissen. Chopin, schöner Herzensräuber, niemals beneidete ich dich, aber in dieser Minute wahrhaft stark."

Chopins Musik ist die erste, bei der sich uns die Begriffe der Sensibilität und Nervosität in jenem modernen Sinne aufdrängen, der die krankhafte Ursache der Erscheinungen und der dadurch hervorgerufenen Steigerung einzelner Fähigkeiten vergißt. Wie teuer Chopin diese reizhafte, den Hörer in eine gesteigerte Empfindsamkeit zwingende Stimmungskraft seiner Tondichtungen bezahlte, beweist eine Stelle aus George Sands „Lebensgeschichte", in der sie vom gemeinsamen Aufenthalt auf Majorca berichtet. Die Stelle sei hier mitgeteilt, weil sie gleichzeitig zeigt, wie diese körperlichen und nervösen Reizzustände des Künstlers sich auch für ihn selber in Musik auslösten. „Der arme, große Künstler war ein abscheulicher Patient. Was ich noch nicht genug befürchtet hatte, traf unglücklicherweise ein. Er war vollständig entmutigt. Die Krankheit ertrug er ohne Tapferkeit, er konnte die Unruhe seiner Phantasie nicht überwinden. Das (verlassene) Kloster (in dem man hatte Wohnung nehmen müssen) war für ihn voll von Schrecken und Phantomen, auch wenn es ihm besser ging. Er sagte es nicht, und ich mußte es ahnen. Wenn ich mit meinen Kindern von meinen abendlichen Streifereien in den Ruinen zurückkehrte, so fand ich ihn gegen 10 Uhr abends wohl vor seinem Klavier sitzend, blaß,



mit aufgerissenen Augen, die Haare wie gesträubt. Er brauchte mehrere Augenblicke, um uns zu erkennen. Dann mochte er wohl gezwungen auflachen und spielte sublime Sachen, die er eben komponiert hatte, oder besser gesagt, schreckenerregende, herzzerreißende Gedanken, die sich seiner bemächtigt hatten, fast unbewußt in dieser Stunde der Einsamkeit, der Traurigkeit und der Furcht .... Es gibt ein Prélude, das die Seele in grauenhafte Niedergeschlagenheit wirft. Es fiel ihm an einem tristen, regnerischen Abend ein. Wir hatten ihn an jenem Tage ganz wohl verlassen. ... Der Regen war gekommen, die Bäche waren ausgetreten. Um drei Meilen zurückzulegen, hatten wir sechs Stunden gebraucht, endlich kamen wir mitten in der Überschwemmung an, in dunkler Nacht, ohne Schuhe, von unserem Kutscher verlassen, durch unerhörte Gefahren hindurch. Wir hatten uns beeilt, mit Rücksicht auf die Unruhe unseres Kranken. Sie war wirklich lebhaft gewesen, hatte sich aber in einer Art ruhiger Verzweiflung gelegt, und er spielte sein herrliches Prélude unter Tränen. Als er uns eintreten sah, erhob er sich plötzlich mit einem lauten Schrei, und dann sagte er mit verstörter Miene und seltsamem Tonfall: ‚Ach! Ich wußte wohl, daß Ihr tot seid.‘ Als er sich erholt hatte und unsern Zustand sah, wurde ihm übel beim Gedanken an die Gefahren, die wir durchgemacht hatten; aber er gestand mir später, daß er, auf uns wartend, dies alles im Traume gesehen hatte, und daß er den Traum von der Wirklichkeit schließlich nicht mehr unterscheiden konnte; so hatte er sich am Klavier beruhigt und getröstet, überzeugt, daß er selbst tot war. Er sah sich in einem See ertrunken; schwere, eisige Wassertropfen fielen ganz gleichmäßig auf seine Brust, und als ich ihn darauf aufmerksam machte, wie die Regentropfen gleichmäßig auf das Dach fielen, leugnete er, sie gehört zu haben....“ (Nach Hugo Leichtentritts Übertragung in seiner Biographie.)

Nimmt man hinzu, daß Chopin schon früh unter den Vorboten der Lungenkrankheit, die ihm ein vorzeitiges Grab bereiten sollte, oft schwer zu leiden hatte, so mag man immerhin sich wundern, daß er bei seiner scharfen Selbstkritik noch so zahlreiche Werke geschaffen hat, zumal er daneben sehr viel Unterricht gab. Er hat ja allerdings keine wirklich bedeutenden Schüler herangebildet. Das beste seiner Art ließ sich überhaupt nicht andern mitteilen; andererseits sind ihm allerdings auch mehrere seiner begabtesten Schüler sehr jung gestorben. Aber alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß er im Unterricht außerordentlich gewissenhaft war. Etwas einseitig mag er freilich erteilt worden sein, denn Chopin hat sich niemals Mühe gegeben, sich etwas, was seiner Natur nicht von selber entgegenkam, durch Arbeit zu eigen zu machen. Ebensowenig trug er das Verlangen nach starker Erweiterung seines geistigen Horizonts. Die Erscheinungen des Lebens interessierten ihn überhaupt nur sehr wenig. Er lebte ganz in der Musik, genauer in *seiner* Musik.

Zum Schaffen seiner Zeitgenossen gewann er kein näheres Verhältnis. Schumann, der ihm ein so wunderbar tiefes Verständnis entgegenbrachte, mochte er nicht leiden. Unausstehlich war ihm die Musik Mendelssohns, ebenso die Meyerbeers. Auch von Berlioz hielt er nicht viel. Dagegen scheint er Bellini und Rossini ihres Melodienzaubers willen geliebt zu haben. Liszt schätzte er als Spieler, nicht

aber als Komponisten. Für alle anderen Berühmtheiten des Tages hatte er seine bitteren Sarkasmen stets zur Hand. Von den Älteren war ihm Beethoven zu brutal und in langen Strecken seiner Werke zu trivial. Inniger war sein Verhältnis zu Mozart, und Bachs „wohltemperiertes Klavier" nützte er wenigstens im Unterricht tüchtig aus. Aber am meisten hatte er selber sicher immer nur von seinen eigenen Kompositionen. Es werden da von verschiedener Seite ganz merkwürdige Fälle erzählt, wie er oft kaum imstande war, vor Erschütterung und Ergriffenheit das Spiel seiner eigenen Kompositionen zu ertragen. Er hatte sich eben die ganze Welt, soweit sie auf ihn Eindruck gemacht hatte, soweit sie ihm zu eigen geworden war, in seinem Schaffen umschrieben.

Die Sonderstellung, die Chopin auch in dieser Hinsicht in der Musikgeschichte einnimmt, erklärt sich dadurch, daß seine Gesamterscheinung ohne Zusammenhänge steht. Chopin ist der erste Musiker, der außerhalb der großen Überlieferungsreihe der Musik steht. Nun ist die Macht der Überlieferung in der Musik infolge der außerordentlichen Bedeutung des technischen Rüstzeuges noch viel stärker als in den anderen Künsten. Um so folgenschwerer mußte es nun umgekehrt auch sein, wenn jemand ganz von diesen Einflüssen verschont blieb.

Mit Chopin tritt das Slawentum in die Musik ein. Trotzdem Polen eine lange Geschichte hinter sich hatte, hatte es doch eine eigentlich polnische Musik bis dahin nicht gegeben. Dafür lag eine Fülle wertvollen Musikmaterials in Rhythmik und Melodie in der polnischen Volksmusik beschlossen. Hier ist die Quelle, aus der Chopin die reichste Nahrung gesogen hat. Aber trotzdem nun das bedeutsame Erleben seines Volkes im vierten und fünften Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf Chopin den stärksten Eindruck machte, trotzdem er in ganz außerordentlichem Maße „nationaler" Tondichter war, ist seine Stellung doch eine andere, als die der übrigen nationalistischen slawischen Tonsetzer. Man kann seine Musik nicht in dieselbe Linie stellen, wie etwa die nationale Musik der Russen und Tschechen. Der tiefste Grund dafür liegt allerdings gerade in der Zusammenhangslosigkeit Chopins mit der großen Musikentwicklung. Er wollte nicht einen von der Nation bereits gestalteten Inhalt musikalisch aussprechen, wie es doch in der Natur dieser nationalistischen „sinfonischen Dichtungen" liegt. Er ist eine ur- und rein musikalische Natur und durchaus Lyriker. Er hat niemals etwas anderes ausgesprochen als persönliche lyrische Stimmungen und Empfindungen. Seine Musik ist insofern polnisch, als seine Art zu empfinden polnisch war, und als die Volksmusik Polens seine Melodiebildung und Rhythmik befruchtet hatte. Aber das absichtlich Nationale fehlt. Es ist ein Unterschied, ob ich eine nationale Trauer, das schwere Schicksal eines Volkes in Musik mitteilen will, oder ob ich mich von einer ganz persönlichen Stimmung befreie, in die ich durch das Erleben dieser Schicksale versetzt wurde. Bei Chopin kommt hinzu, daß er selber ein Typus des internationalen Polentums ist, daß er Salonmensch in einem Maße geworden war, wie wir es eigentlich nur bei Slawen in diesen mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts beobachten können. Darum ist er nie wieder in die Heimat zurückgekehrt, nachdem er sie als Zwanzigjähriger verlassen hatte, und er hätte ohne Paris nicht leben können. So ist denn das nationale Element in seiner Musik niemals, wie bei

den Russen oder Skandinaviern, von der übrigen Welt als Hemmung, sondern immer bloß als Reizmittel empfunden worden. Und wenn die polnischen Interpreten seiner Musik zahlreiche Parallelen in der gleichzeitigen Dichtung der polnischen Romantiker aufstellen und eine Fülle von einzelnen nationalen Beziehungen nachweisen, so bleibt auch festzuhalten, daß für uns andere, die wir alle diese Beziehungen nicht kennen, wiederum im Gegensatz zu den nationalen Musiken der anderen Völker, die Eindruckskraft der Chopinschen Musik keineswegs gemindert wird; daß wir immer nur den einzelnen Mann in seinem Empfinden belauschen und selbst den Polonäsen und Mazurkas gegenüber, die jenes nationale Element am stärksten enthalten, durchaus die Einstellung des naiv genießenden Musikers bewahren. So haben wir bei ihm den eigentümlichen Fall, daß das Nationale in seiner Musik als ein besonderes Reizmittel zu ihrer Internationalität wirkt, was freilich nur dadurch möglich wurde, daß der Empfindungsgehalt universaler Art war. Denn auch darin liegt ein eigenartiger Reiz dieser Kunst. So — es drängen sich hier immer als nächstliegende die Fremdwörter auf — so nervös und sensitiv das Empfinden Chopins ist, es bewegt sich doch auf den Linien der elementarsten Empfindungswelt. Jedem sind diese Empfindungen vertraut, die hier zu ihm sprechen, nur die Redeweise ist so eigentümlich persönlich gefärbt. Darum liegt in all dieser Kunst nichts Problemhaftes, und sie ist jedem verständlich.

* * *

Chopins äußeres Leben ist sehr einfach verlaufen. Nachdem lange Zeit, auch von Chopin selbst, der 1. März 1809 als sein Geburtstag angenommen war, steht jetzt unbedingt fest, daß er am 22. Februar 1810 in Zelazowa Wola bei Warschau geboren wurde. Das war ein Gut der gräflich Skarbekschen Familie, bei der sein Vater als Erzieher wirkte. Ein halbes Jahr später siedelte die Familie nach Warschau über, wo Vater Chopin eine Stellung als Lehrer des Französischen am neuen Lyzeum erhalten hatte. Der Vater Chopins war geborener Franzose, allerdings als Sproß einer polnischen Emigrantenfamilie. Er war schon als Jüngling nach Polen gekommen, hatte dort unter Kosciuszko für sein Vaterland gekämpft und schlug sich später als Hauslehrer und durch Erteilen französischen Sprachunterrichts durchs Leben, bis er 1806 die Tochter einer verarmten Adelsfamilie heiratete. Unser Friedrich war das zweite von vier Kindern und in innigster Liebe dauernd mit seinen drei Schwestern verbunden. Auch bei Friedrich Chopin offenbarte sich die musikalische Veranlagung in frühesten Kinderjahren. Und gerade für das Klavier zeigte er gleich eine solche Vorliebe, daß die Eltern möglichst früh mit dem Unterricht begannen und Friedrich als Achtjähriger zum erstenmal mit großem Erfolg öffentlich auftrat. Das war im Februar 1818 bei einem Wohltätigkeitsfest. Von da ab war der kleine Chopin in den vornehmen Kreisen gern gesehen und gut gelitten. Es mag mit diesen frühen Erfahrungen zusammenhängen, daß ihm zeitlebens der Verkehr im vornehmen Salon unentbehrlich blieb. Damals auch schon offenbarte sich seine hervorragende Gabe zur Improvisation, und auch in allerlei regelmäßigen Kompositionen versuchte er sich mit auffälligem Geschick, bevor er irgendwelchen praktischen Unterricht erhalten hatte. Der Vater war übri-

gens ein so guter Pädagoge, daß er trotz dieser auffälligen Begabung von einer einseitigen Erziehung zum Musiker nichts wissen wollte und dafür sorgte, daß sein Sohn die regelrechte Gymnasiallaufbahn durchging.

Auf den Gütern des Adels, der den begabten Jüngling nach allen Seiten hin einlud, kam Chopin sehr viel mit der Landbevölkerung zusammen. Hier hörte er die kunstlose, aber in Rhythmik und Melodien außerordentlich reiche Musik der Bauern und nahm sie tief in sich auf. Das Vaterhaus Chopins mit dem schönen Familienleben, der gediegenen Bildung des Vaters, dem anregenden Verkehr mit den bedeutendsten Vertretern der lebhaft aufstrebenden polnischen Literatur, war ein so günstiges Erdreich, daß der Jüngling sich trotz seiner vielfachen künstlerischen Anlagen — er zeigte schon damals ein hervorragendes Talent für Karikatur und Mimik — nicht zersplitterte und neben der Bewältigung der Schulfächer auch für die weitere sorgsame Ausbildung seiner musikalischen Begabung Zeit behielt. Schon 1825 liegen die ersten beachtenswerten gedruckten Kompositionen vor; aus der gleichen Zeit ist uns von mehrfachem öffentlichem Auftreten als Klavierspieler bei festlichen Gelegenheiten berichtet, und im Jahr darauf bestand er mit Erfolg die Abgangsprüfung vom Lyzeum. Seine Gesundheit freilich hatte wohl doch gelegentlich unter diesen Anstrengungen etwas gelitten, jedenfalls wurde im Sommer 1826 das Bad Reinerz aufgesucht und hier manche Beziehung zu deutschen Musikern angeknüpft.

Ein Deutscher, der sich in Warschau ganz eingewohnt hatte, J o s e p h E l s n e r, wurde denn auch jetzt, nachdem Chopin sich ganz der Kunst widmen konnte, sein bedeutendster Lehrer. Ein trefflicher Musiker, selber gewandter Komponist, wußte er die Eigenart seiens Schülers zu schonen und ihm doch eine gründliche Durchbildung in aller musikalischen Wissenschaft zu vermitteln. Warschau hatte damals ein reges musikalisches Leben, so daß der Jüngling mit den bedeutendsten Erscheinungen der Musik früh vertraut wurde. Trotzdem tragen auch die Kompositionen dieser Zeit bereits den Stempel seiner ausgesprochenen Eigenart, und selbst dort, wo man deutlich die Übernahme von Anregungen anderer Musiker sieht — das gilt vor allem für den Klaviersatz von Hummel und Field —, macht er sich das Übernommene so zu eigen, paßt es so seiner Art an, daß man eben nur von einer Anregung, nicht von einer Beeinflussung sprechen kann.

Ein 1828 unternommener Ausflug nach Berlin brachte wohl dem Karikaturisten Chopin mehr Anregung, als dem Musiker. Er macht sich über die Erscheinungen vieler Gelehrten lustig, empfindet die Hofuniform Alexander von Humboldts als eine Livree, und für die Berliner Damen hat der Achtzehnjährige das scharfe Wort: „Sie putzen sich, das ist wahr, aber es ist schade um die schönen Stoffe, die für solche Puppen zerschnitten werden.“ 1829 hörte er in Warschau Paganini, der sicher auch auf ihn von jenem tiefgehenden Einfluß gewesen ist, wie ihn Liszt für sich bekennt. Von Chopin hat sich ein Variationenwerk „Souvenir de Paganini“ erhalten. In der Mitte dieses Jahres brach dann Chopin zu seiner ersten Kunstreise auf. Sein treusorgender Lehrer Elsner hatte ihn als „reif“ entlassen. Das Ziel der Reise war Wien. Wir haben zahlreiche briefliche Zeugnisse Chopins über diesen Ausflug und erfahren daraus, daß es ihm auch in Wien rasch gelang, in der vor-

nehmen Gesellschaft zum Tageshelden zu werden. Das Wiener Musikleben hatte seine Größe eingebüßt. In sinnlicher Genußsucht war man den spielerischen Talenten zweiten Ranges und dem prickelnden Melodienzauber der Italiener anheimgefallen. Es stimmt auch tieftraurig, daß Chopin während seines Aufenthalts von Beethoven nur die Prometheusouvertüre zu hören bekam, von Schubert, den die Erde noch nicht ein Jahr lang deckte, überhaupt nichts. So wurde es ihm doppelt leicht, sich überlegen zu fühlen, und er kargt nicht mit spöttischen, oft sicher treffenden Bemerkungen über die Tagesgrößen.

Chopins Briefe gewähren auch sonst die besten Einblicke in seine für uns Deutsche nicht ohne weiteres verständliche Natur. Es fehlt seinem geistigen und seelischen Leben alle Disziplin. Sprunghaft überläßt er sich jeder Stimmung. Im selben Brief stehen Stellen des lustigsten Übermuts dicht neben solchen tiefster Melancholie. Die kleinste Widerwärtigkeit macht ihn ganz hoffnungslos, tief traurig; dann genügt ein lustiger Einfall, um ihn im Übermut aufschnellen zu lassen. Von seiner Skepsis gegen die glänzenden Erscheinungen des Tages ist schon gesprochen. Diese satirische Anlage bewahrte ihn übrigens auch vor der Selbstvergötterung, der er sonst leicht bei seinen frühen Erfolgen und der Umschmeichelung, die er von allen Seiten erfuhr, hätte anheimfallen können. Sie blieb ihm fürs Leben die Waffe, mit der er sich gegen die Umwelt verteidigte, der er sonst bei seinem überstark entwickelten Gefühlsleben eine allzu leichte Beute gewesen wäre. Die andere Waffe war eine gewisse Verschlossenheit. Er hat wohl nie einen Menschen zum vollen Vertrauten gemacht. Dafür hatte er sein Klavier. Der Umgang in vornehmen und reichen Kreisen hatte ihn einerseits zum gewandten Weltmann gemacht, dem die äußere Höflichkeit zur zweiten Natur wurde; andererseits gewöhnte er sich dadurch an eine luxuriöse Lebensführung, zu der ihn die zur Verfügung stehenden Mittel nicht berechtigten. Aber wenn er das Sparen nun auch nie gelernt hat, rechnen konnte er sehr gut. Weite Strecken in seinen Briefen machen einen rein kaufmännischen Eindruck.

Als er aus Wien nach Warschau zurückgekehrt war, wollte es ihm hier nicht mehr behagen. Die Verhältnisse erschienen ihm zu eng, außerdem brachte ihm die Liebe zu einer schönen Sängerin viele Qualen. Auch das wirkt eigentümlich, wie er, der verwöhnte Frauenliebling, in diesem Falle allen Mut verlor. Gerade in diesem Jahre schloß er sich dann ganz eng an den Kreis der romantischen Dichter an, die der polnischen Literatur ein neues Aufleben und den ausgesprochenen Charakter der patriotischen Dichtung brachten. Auch sein eigenes Nationalgefühl erfuhr jetzt die charakteristische Prägung. Aber es war ihm klar, daß seines Bleibens in der Heimat nicht lange sein könne; es drängte ihn zur Virtuosenlaufbahn in die Welt hinaus. Nur schwer aber konnte er sich zum entscheidenden Schritte aufraffen, und die Reise wurde immer verschoben. „Mir ahnt immer," heißt es in einem Briefe an seinen vertrautesten Freund, „als verließe ich Warschau, um nie wieder nach Hause zurückzukehren; ich trage die Überzeugung in mir, daß ich meiner Heimat für immer Lebewohl sage. O, wie traurig muß es sein, wo anders und nicht da, wo man geboren ist, zu sterben! Wie würde es mir schwer fallen, statt der mir so teuren Gesichter meiner Anverwandten einen gleichgültigen Arzt

und einen bezahlten Diener an meinem Sterbebett zu sehen!" Es ist ein zwanzigjähriger, bisher nur von Erfolgen gekrönter Künstler, der mit diesen trüben Gedanken in die Zukunft sieht. Mit seiner Ahnung sollte er allerdings recht haben. Als er am 2. November 1830, nachdem er noch einige erfolgreiche Konzerte in Warschau gegeben hatte, abreiste, nahm er von seinem Vaterlande für immer Abschied. Und der silberne Becher, mit heimatlicher Erde gefüllt, den ihm die Freunde reichten, bekam eine traurige Bedeutung.

Der Zwanzigjährige, der hier in die Welt zog, hatte schon eine beträchtliche Reihe von Kompositionen geschaffen. Veröffentlicht hatte er davon allerdings nur sehr wenig, und das meiste dieser Jugendwerke ist erst nach seinem Tode erschienen. Aber es stehen unter diesen Frühwerken die siebzehn Lieder, die Chopin geschaffen hat, stehen darunter jene Kompositionen über Mozarts „Là ci darem la mano", die Schumann eine enthusiastische Kritik abnötigten, von der der erste Satz jedenfalls dauernde Geltung behielt: „Hut ab, ihr Herren, ein Genie". Auch die Klavierkonzerte waren um diese Zeit geschaffen, und in den zahlreichen Klavierstücken offenbart sich auf jeder Seite eine erstaunliche Vertrautheit mit der Klaviatur und in zahllosen Einzelheiten bereits der Fortschritt zu eigenartigen Harmonien und bislang ungehörten melodischen Gängen. Zur Frühreife Chopins bieten nur Händel, Mozart, Schubert und Mendelssohn Gegenstücke.

Die neue Reise war als eine Art Weltreise geplant, erfuhr aber schon in Wien eine allzulange Verzögerung. Chopin, der auf der einen Seite fast allzu geschäftig ist, sich allerlei Empfehlungen zu verschaffen, vermochte auf der anderen im entscheidenden Augenblicke nicht zum rechten Entschluß zu kommen. Jede kleine Enttäuschung erschien dem Verwöhnten als ein unüberwindliches Hindernis. Er wich jedem Kampfe aus. Es ist bezeichnend, wie er einmal einem Freunde schreibt: „Was soll ich tun? Die Eltern lassen mir freien Willen; ich wünschte, sie gäben mir Vorschriften." In Wien erfuhr er jetzt, wie früher Mozart, den Neid der kleinen Geister. Hatten ihn die Musiker bei seinen ersten Besuchen umschwärmt, ihm ihre Dienste aufgedrängt, weil er eben damals nur als Gast erschien und nur zu wohltätigen Zwecken spielte, so sahen sie jetzt in ihm den gefährlichen Konkurrenten und legten ihm für sein öffentliches Wirken nach Kräften Hindernisse in den Weg, erreichten es auch, daß er es zu keinem rechten Konzerte brachte. In der vornehmen Gesellschaft freilich war seine Stellung gefestigt, und es entsprach Chopins Wünschen auch viel mehr, als vornehmer Weltmann mitzutun, denn seine Kunst zum Erwerb auszunutzen. Im Sommer 1831 mußte er sich nun doch zur Weiterreise entschließen. Nach Italien konnte er nicht, da dort inzwischen der Aufstand ausgebrochen war. So nahm er sich die Stadt zum Ziel, die damals wie kaum je zuvor der Brennpunkt aller künstlerischen Interessen war: Paris. Auf dem Hinwege erfuhr er in Stuttgart von der Einnahme Warschaus durch die Russen. Chopin wurde durch diese Nachricht, wie einige Tagebuchblätter beweisen, im Tiefsten erschüttert und quälte sich mit den grausamsten Vorstellungen über das Schicksal der Seinigen und des Vaterlandes. Ganz anders freilich als diese halb weibische Klage wirkt der musikalische Niederschlag in der C-Moll-Etüde, in den beiden Präludien in A-Moll und D-Moll, die in diesen Stuttgarter Tagen entstanden. Das

A-Moll-Präludium klingt ja auch verzagt und gebrochen, in den beiden anderen Stücken aber haben wir die wütende Auflehnung gegen das Schicksal und ein wildes Anstürmen zur Tat. Diese selber freilich zu vollbringen, war Chopins Art nicht. Er setzte seine Reise nach Paris fort, wo er im Herbst 1831 eintraf.

Es war die Hochflut der romantischen Kunst in Frankreich. Viktor Hugo hatte seine ersten Dramenerfolge hinter sich; Musset und Lamartine hatten der französischen Sprache bisher ungehörte lyrische Klänge abgewonnen. Balzac und Dumas der Ältere verbanden die Romantik mit einer echt französischen Gesellschaftsschilderung; Eugen Sue tauchte noch tiefer in die Nachtzeiten des Lebens hinab. Maler wie Delacroix entflammten mit den Stoffen ihrer Bilder aller Herzen und entzündeten die Sinne durch neuen Farbenzauber. Neben den Schwesterkünsten verstand es die Musik, leidenschaftliche Teilnahme der weitesten Kreise sich zu gewinnen. Aus der älteren Zeit thronte Cherubini noch in unangefochtener Autorität; die französische Spieloper stand durch Boieldieu, Herold, Auber in voller Blüte; Rossini berauschte mit dem Melodienzauber seines „Wilhelm Tell" aller Ohren. Eine Reihe junger Virtuosen, allen voran Liszt und Thalberg hielten die Erregung wach, die Paganinis zauberhaftes Spiel geweckt hatte. Dann peitschte Meyerbeer mit der Theaterromantik seines „Robert" auf die Nerven, und in Berlioz bekam Frankreich den Künstler, der auch als Mensch die Verkörperung ausschweifendster Phantastik war. Dazu eine Gesellschaft, für die die Kunst Lebenselement war, und die den französischen Esprit in Reinkultur züchtete.

In diesen Kreis trat Chopin ein und wußte sich sehr bald eine besondere Stellung zu schaffen, wozu ihm die zahlreichen vornehmen polnischen Emigranten auch behilflich waren. Er konnte denn auch bald an einen Freund melden: „Ich verkehre in den ersten Kreisen: mit Gesandten, Fürsten, Ministern usw. und weiß selbst nicht, wie ich dorthin gekommen bin, denn ich habe mich keineswegs eingedrängt. Für mich ist ein derartiger Umgang aber durchaus notwendig, denn dort lernt man den guten Geschmack. Du hast gleich mehr Talent, wenn man dich in einer Soirée beim englischen oder französischen Botschafter gehört hat. Dein Spiel ist feiner, wenn dich die Fürstin Vaudemont protegiert." Auch mit den Künstlern ergab sich bald ein lebhafter Verkehr. Zwar als ausgesprochener Konzertspieler konnte Chopin gegen die glänzenden Virtuosen nicht recht aufkommen. Sein Spiel war zu zart und fein. Er selbst hatte eine Abneigung gegen das Auftreten vor zahlreichem Zuhörerkreise. „Ich bin nicht dazu geschaffen, Konzerte zu geben," soll er nach Liszts Zeugnis gesagt haben. „Die Menge ängstigt mich, ihr Atem lähmt mich, ihre neugierigen Blicke sind mir peinlich, vor den unbekannten Gesichtern verstumme ich." Aber als Meister des Salons war er unvergleichlich. Darum drängten sich auch Schüler zu ihm, und trotzdem er sich hoch bezahlen ließ, hatte er eine Fülle von Stunden zu geben. Freilich brauchte er für seinen Lebensaufwand so viel, daß er trotzdem nicht zu Ersparnissen kam.

Als Komponist ließ er sich von dem einmal als richtig erkannten Wege nicht abbringen. Alle Anregungen der Freunde vermochten ihn nicht, sich an ausgedehnten Werken zu versuchen. Vor allem hielt er sich von der Oper scheu zurück. Dafür hegte er, wie er in einem Briefe an seinen heimatlichen Lehrer hervorhebt, den

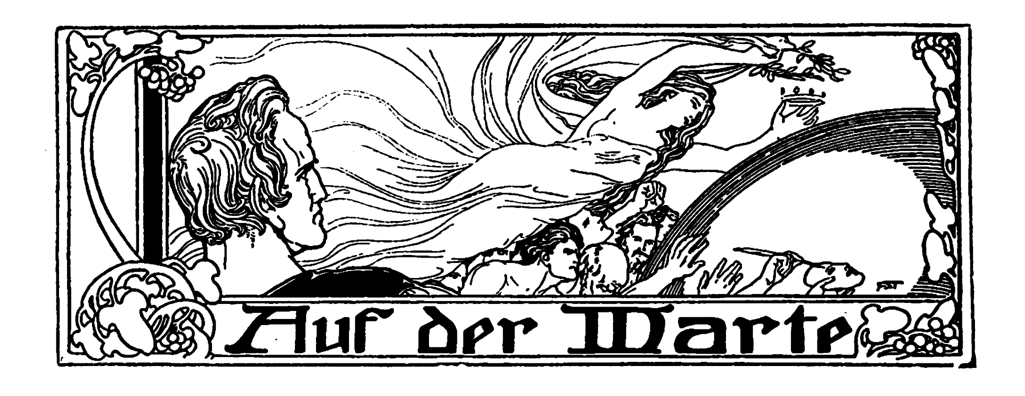
festen Willen, für das Klavierspiel eine neue Kunstära zu schaffen. Es wirft auf ihn als Komponist ein scharfes Licht, wenn er im gleichen Brief sagt: „Meiner Überzeugung nach ist derjenige der Glücklichste, der imstande ist, seine Kompositionen selbst zu Gehör zu bringen.“ Diese Kompositionen Chopins gewannen sich denn auch bald eine solche Gemeinde, daß er im Gegensatz zu unseren klassischen Meistern früh schon beträchtliche Honorare für seine allerdings nur langsam an die Öffentlichkeit tretenden Stücke erhielt. Mit fünfundzwanzig Jahren war er eine bekannte Komponistenerscheinung, mit der die Kunstwelt rechnete.

Sein Leben verlief nun ohne wichtige äußere Ereignisse, bis zu seiner Bekanntschaft mit George Sand, die Anfang 1837 bereits vollzogene Tatsache ist. George Sand hat es in ihrer „Lebensgeschichte“ und ihrem Roman „Lucretia Floriani“ so dargestellt, als ob sie aus dem „mütterlichen“ Drang, dem kränklichen Chopin eine bessere Pflege angedeihen zu lassen, in so enge Beziehung zu ihm getreten sei. Wer das ganze Leben dieser eigenartigen Frau kennt, deren wüster Bruch mit Alfred de Musset damals noch keine drei Jahre zurücklag, wird für diese Mütterlichkeit die skeptische Auffassung der Zeitgenossen teilen. Jedenfalls hat sie sich später mit derselben brutalen Rücksichtslosigkeit der „gesunden“ Frau den kranken Chopin abgeschüttelt, wie zuvor den romantischen Dichter. Und Chopin hat für sie im letzten Jahre seines Lebens kaum geringeren Haß gehegt, als Musset.

Chopins Gesundheitszustand ließ seit dem Winter 1837 viel zu wünschen übrig, und im Laufe des Jahres 1838 war es so schlimm geworden, daß er im Spätherbst Aufenthalt im Süden suchte. Aber auf der Insel Majorca, wo er gemeinsam mit George Sand und deren Kindern den Winter verbrachte, verschlimmerte sich sein Zustand noch, da es dem in der Lebensführung reichlich Verwöhnten an allen Bequemlichkeiten gebrach. Man darf wohl annehmen, daß die Beziehungen zu der recht derben, gelegentlich wohl auch etwas gewöhnlichen George Sand dem feinen Chopin oft eine recht schwere Fessel gewesen sind. Trotzdem kam es erst 1847 zum endgültigen Bruch. Im Frühjahr 1848 folgte er der Einladung seiner vielen Verehrer nach England, wo er mit der höchsten Achtung behandelt wurde, auch künstlerisch schöne Erfolge gewann. Seine körperlichen Kräfte verfielen aber in diesem Jahre zusehends, und so fühlte er sich trotz alles Entgegenkommens seiner Umgebung in England nicht wohl.

Er konnte Paris nicht entbehren. Im Jahre 1849 fuhr er zurück. Er kam als kranker Mann. Milde Frauenhände pflegten den Liebling der Gesellschaft und ließen ihn auch die recht üble Geldlage nicht merken, in der er sich befand. Vom Juni ab erkannte die nähere Umgebung wohl die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes. Am 17. Oktober ist er gestorben. Er ruht auf dem Père Lachaise in unmittelbarer Nähe von Bellini, Cherubini, Boieldieu und Grétry. Jener Becher voll heimatlicher Erde, den er als Jüngling mitgenommen, war ihm ins Grab mitgegeben worden. Sein Herz wurde auf seinen Wunsch nach der geliebten Heimat gebracht und wird in der Heilig-Kreuzkirche zu Warschau aufbewahrt.





Sudermanns Strandkinder

Sudermann ist nun des Hoftheaters würdig befunden worden, und sein rasselndes Schaustück hat hier einen lärmenden, von diesem Orte ungewohnten Mißtönen durchsetzten Empfang gefunden.

Der beschauliche Chronist fragt geruhig: Wozu der Lärm? Diese jüngste Theaterarbeit gibt weder im Guten noch im Bösen Veranlassung zur Aufregung.

Es sammelt zwar allerhand Zündstoff an, aber es explodiert nicht mehr recht. Die Rakete steigt nicht, sie verzischt im Sande.

Der Sand ist feuchter Dünensand im Osten an der Bernsteinküste, auf Hela. Und die Kinder, die hier in der ersten Szene auftreten, sind menschliches Strandgut, lebende frutta di mare, ausgeworfene Beute des Meeres, Reste aus den durch die tückischen Irrfeuer der räuberischen Insulaner zerschellten Schiffen. Sklaven, Heloten sind diese Strandkinder.

Hier steckt ein dichterisches Motiv, das Motiv der Verwunschenheit, wenn ein Kind aus Sonnenland und heißem Süden so verschlagen, nun unkundig der eigenen Art in fremdem Klima reift und mählich die Urstimmen des Blutes, die Erinnerungen der Seele durch den grauen Nebel phantastischer Heimatslieder zu singen beginnen.

Ich las ein Ähnliches neulich im Buch eines jungen Dichters, dessen Gestalten zwar nicht stark, der aber ein feiner und besonderer Fühler. Es ist Norbert Jaques, sein Buch spielt in Jütland und heißt Funchal, und hier begibt sich dies geheimnisvolle Aufleben der gefühlten, nie geschauten Heimat in dem Inneren eines weit verschlagenen Strandkindes mit klingender Resonanz.

Sudermann hat dies Motiv nicht übersehen. Aber es ist ihm nicht aufgeblüht, nebensächlich und äußerlich findet er sich mit ihm ab, mit den billigsten Mitteln. So etwa: Seine Melida, die dunkeläugige, wird „mein Braunkind“ geheißen, sie singt ein Lied ‚Weiß nicht, wer meine Mutter war‘, und sie wird schließlich an einer Münze als orientalische Prinzessin erkannt und zieht mit ihrem früheren Herrn, der jetzt vom Deutschen Orden wegen seiner Tugend zum Ritter geschlagen, ins Morgenland.

Dabei kommt für Sudermanns theatralische Leidenschaftlichkeiten viel zu wenig heraus, er dachte sich daher eine ordentliche feuerspeiende Haupthandlung aus mit Liebe und Haß, Blutrache, drohendem Brudermord und bengalischer Sonne nach dem Sturm, eine Opernhandlung ohne Musik.

Sie begibt sich zwischen den Brüdern Gregor und Heimering vom Rynkehof in Hela und der wilden Falknertochter von Putzig. Uralte Feindschaft tobt zwischen den Familien. Nach dem salomonischen Urteil des Ordenskomturs soll eine Ehe sie schlichten. Heimering — Melidas Herr — entschließt sich, da es heißt: Einer muß heiraten. Er tut es hauptsächlich

Sudermann zuliebe, denn eigentlich ist der andere Bruder Gregor, ein wilder Bühnenmann, für das wilde Bühnenweib entbrannt, aber so ergeben sich allerlei überheizte Konfliktsmöglichkeiten.

Was kann der gruselfreudige Zuschauer nicht alles schaudernd verhoffen: Ehebund zwischen Schwager und Schwester, Gewalttat an einer Minderjährigen, denn die Falknerstochter will aus Haß gegen Heimering das Kind Melida dem wüsten Gregor ausliefern, schließlich den Brudermord, mit dem das sündige Paar den im Wege stehenden Heimering beseitigt.

Sudermann begnügt sich mit ein bißchen Ehebruch und dumpfem Brunstschrei. Ansonsten ist es friedlich. Melida bleibt im Stand der Unschuld, sie vereitelt den drohenden Anschlag auf den geliebten Herrn, das schlimme Paar findet den wohlverdienten Untergang in den Wellen, Heimering aber und Melida, die glücklich rekognoszierte morgenländische Prinzessin, sehen nun im fernen Osten Frühlicht glänzen. Und wenn sie nicht gestorben, so leben sie noch, aber begegnen wollen wir diesen Strandtheaterkindern nicht wieder.

Felix Poppenberg



Von den Stuttgarter Theatern

In den Königlichen Anlagen hat sich der ehedem vielbesuchte Botanische Garten in eine riesige Baustätte umgewandelt, wo bis in die Nacht hinein emsig an der Fundamentierung der beiden neuen Hoftheater gearbeitet wird, die binnen wenigen Jahren eine würdige Übung der Bühnenkunst in Stuttgart ermöglichen sollen. In unmittelbarer Nähe davon befriedigt das Kgl. Interimtheater die Bedürfnisse des Augenblicks. Dort die Zukunft, hier die Gegenwart. Und man muß schon die frohe Hoffnung auf eine schöne Zukunft zu Hilfe rufen, um die Gegenwart erträglich zu finden. Auch der wohlwollendste Beurteiler kann sich der Beobachtung nicht verschließen, daß die lange Dauer der interimistischen Zustände trotz aller redlichen Bemühungen der leitenden Männer, über die Schwierigkeiten Herr zu werden, das künstlerische Niveau der Hofbühne allmählich herabdrückt. Insbesondere werden durch die Enge der räumlichen Verhältnisse die Repertoire unleidlich beschränkt. Eine Anzahl in bezug auf szenischen Apparat und Massenentfaltung anspruchsvoller Dramen und Opern (z. B. Verdis „Aida") mußten dem Publikum schon jahrelang vorenthalten werden, und wenn sie, wie Wagners Schöpfungen oder Schillers Werke, doch gegeben werden, muß zum wenigsten das Auge äußerste Nachsicht üben. Doch das ist es nicht allein. Auch die Räume zu Proben, in die sich Oper und Schauspiel teilen müssen, reichen nicht aus, was wiederum hemmend auf die Entwicklung des Spielplans wirkt. Dazu kommt, daß an Sonntagen und bei außerordentlichen Anlässen die Nachfrage nach Plätzen nicht befriedigt werden kann, zumal da die meisten besseren in den festen Händen der Abonnenten sind. Manche halten sich lieber verdrossen fern, als daß sie sich an der Jagd nach Eintrittskarten beteiligen, was mit der Zeit leicht eine bedenkliche Entwöhnung vom Besuch des Hoftheaters zur Folge haben könnte. Endlich können auswärtige Berühmtheiten ersten Rangs nur selten beigezogen werden, weil bei dem kleinen Zuschauerraum die Intendanz, wenn sie auf ihre Kosten kommen will, die Eintrittspreise so hoch stellen muß, daß sie für das Publikum nicht mehr erschwinglich sind. So haben die Stuttgarter Caruso bis jetzt noch nie zu Gehör bekommen.

Generalmusikdirektor Max Schillings steht noch nicht so lange an der Spitze der Oper, daß sich schon ein sicheres Urteil über seine Eignung zu diesem Posten hätte gewinnen lassen. Er braucht Zeit, um den Kunstkörper zu erneuen und zu verjüngen. Bewährte Kräfte, auf die sich das Ensemble manches Jahr gestützt hat, sind abgegangen oder müssen entlastet werden. Was das Institut an der vielfach mit Unrecht angefochtenen dramatischen Sängerin Elisa Wiborg besessen hat, zeigt sich erst jetzt so recht, nachdem sie sich von der Bühne zurückgezogen hat. Jedenfalls verfügte sie über ein Riesenrepertoire und lieh jeder Rolle vornehmen künstlerischen Stil.

Man hat ihr Erbe unter nicht weniger als drei jüngere Künstlerinnen verteilt, von denen jede in ihrer Art begabt ist. Der Wagnerrollen hat sich hauptsächlich (neben der hochdramatischen Senger-Bettaque) die als Konzertsängerin nicht unbekannte Frau Fracema-Brügelmann bemächtigt, die den Übergang zur Bühne ohne Schwierigkeiten vollzogen hat. Dagegen ist die Tenorfrage noch ungelöst, insbesondere der treffliche Oskar Bolz, der sich der italienischen Oper zugewandt hat, noch unersetzt. Zwar ist an dem von der hiesigen Intendanz ausgebildeten, für diese Spielzeit noch nach Lübeck verliehenen Karl Erb ein Sänger von schönen Stimmitteln und großer musikalischen Begabung gewonnen, aber für einen Tannhäuser oder Tristan dürfte sein Organ niemals kraftvoll und ausdrucksfähig genug werden. Der feste Pol in der Erscheinungen Flucht ist das altberühmte Stuttgarter Orchester. Es hat sich namentlich in der auch hier rasch beliebt gewordenen „Madame Butterfly" (Erstaufführung am 26. November 1909) von neuem glänzend bewährt. Unter Hofkapellmeister Erich Bands Leitung gelang es, die Puccinische Partitur aufs feinste abzutönen und die grellen Effekte der Musik zu dämpfen, so daß die Singstimmen zu voller Wirkung gelangen konnten (was beispielsweise bei der Aufführung in der Pariser Opéra comique nicht der Fall war). Sonst sind bis jetzt nur einige ältere Opern neu eingeübt worden, darunter Adams Einakter „Die Schweizerhütte", Lortzings stilgerecht inszenierter „Zar und Zimmermann" und vor allem Mozarts „Don Juan" (7. November 1909). Das unsterbliche Werk ist in der eigenartigen künstlerischen Gestalt, die ihr das Zusammenwirken von Generalmusikdirektor Schillings, Professor B. Pankok und Oberregisseur Gerhäuser geliehen hat, zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges geworden. Szenische Reformbestrebungen der jüngsten Zeit, wie das Münchener Künstlertheater und die Leipziger Inszenierung der „Zauberflöte", haben dazu Anregungen gegeben. Die Bühnenbilder werden nur durch ein großes Portal im Ausschnitt gezeigt. Nach Beendigung jedes Auftritts wird das Portal durch einen Vorhang abgeschlossen, und zwischen diesem und dem Hauptvorhang werden auf einem kurzen, rein architektonisch gehaltenen Proszenium die mehr konzertmäßigen Partien vorgetragen, während hinten die neue Szene aufgebaut wird. So kann sich jeder der beiden Akte in freiem Fluß ohne Unterbrechung abspielen. Die Befürchtung, daß durch den Wechsel zweier Bühnensysteme die Einheit des Kunstwerks zerstört werde, ist nicht zutreffend gewesen. Die Entwürfe zu den Dekorationen und Kostümen rühren von Pankok her. Eine Anzahl aparter und reizvoller Bühnenbilder zeigen sich. An die echten spanischen Trachten, namentlich an die mächtigen Reifröcke der Damen, muß sich das Auge erst gewöhnen. Die neue Textbearbeitung Ernst Heinemanns bedeutet gegen die früheren Übersetzungen von da Pontes Libretto einen großen Fortschritt.

Am meisten hat unter den interimistischen Zuständen im Schauspiel das klassische Repertoire zu leiden, zu dessen Pflege doch die Hofbühne in erster Linie berufen wäre. Zwar stehen seit Schillers 100. Todestag seine alljährlich auch zyklisch vorgeführten Werke fest, ebenso einige von Lessing und Goethe; aber allzu selten nur erscheint ein Stück von Shakespeare (diese Saison neu einstudiert „Der Kaufmann von Venedig"), und die Kleist, Hebbel, Grillparzer sind ganz ins Hintertreffen gedrängt. Als Ersatz dient weitherzige Berücksichtigung der modernen Literatur und großes Entgegenkommen gegen poetische Rekruten. Zahlreiche Uraufführungen zeugen von dem frischen Wagemut der hiesigen Hoftheaterintendanz. In der laufenden Spielzeit hat es allerdings vorläufig nur e i n e und zwar eine verunglückte gegeben: das dreiaktige Drama „Kreuzigung" des Hamburger Schriftstellers Alexander Zinn. Von den übrigen Neuheiten kommt nur zwei dichterischer Wert zu: Karl Schönherrs „Erde" und Lilienfeins „Schwarzem Kavalier"; Johannes Tralows Tragödie aus der Langobardengeschichte „Das Gastmahl von Pavia" erhebt sich nur wenig über das Konventionelle. Das von wüstester Theatralik erfüllte (übrigens trotzdem auch für hofburgtheaterfähig erachtete) Schauspiel Alexander Bissons „Die fremde Frau" zeigte wenigstens, welcher tragischen Kraft unsre ausgezeichnete Heldin, Frau Emmy Remolt, fähig ist.

In dem als Filiale des Hoftheaters betriebenen Wilhelmatheater in der Vorstadt Cannstatt, das auch zu allerlei Ensemblegastspielen benutzt wird, ist ein nur gar zu langsam vorwärts schreitender Ibsen-Zyklus eröffnet worden. Ferner gab es dort den neuen Björnson „Wenn der junge Wein blüht". Fräulein Alexandrine Rossi, deren Talent für fein komische ältere Frauengestalten sich immer reicher entwickelt, tat sich dabei besonders hervor. Auch sonst fehlt es dem Institut nicht an einer stattlichen Anzahl guter oder doch verwendbarer Kräfte, und dem Ensemble kommt seine Stabilität zu statten.

Neuerdings ist der Hofbühne eine nicht ungefährliche Konkurrenz in dem „Stuttgarter Schauspielhaus" erwachsen. Zentral inmitten der Neubauten am Ende der oberen Königstraße gelegen, macht der von der Firma Eitel & Steigleder erbaute kleine Musentempel im Innern einen ebenso hübschen als behaglichen Eindruck. Max Gabriel, der bisherige Direktor des Frankfurter Residenztheaters, hat ihn gepachtet und am 6. November mit Sophus Michaëlis' „Revolutionshochzeit", der ein Prolog von Max Halbe voranging, feierlich eingeweiht. Das Repertoire bestand bisher aus Pariser Sittendramen und Schwänken im Wechsel mit deutschen Lustspielen, dazwischen „Frau Warrens Gewerbe" von Shaw und Gustav Esmanns in Deutschland noch wenig bekanntes Volksstück „Unsere Magdalenen", das sich trotz allzu dick aufgetragener Rührseligkeit und eines verfehlten Schlusses als bühnenwirksam erwies. Sonntags werden im Schauspielhause literarische Vormittage mit Vorträgen und Deklamationen veranstaltet. Die Inszenierung ist gediegen, das Zusammenspiel flott, der Kunstkörper, aus dem das zukunftsreiche Talent der Grete Lorma hervorragt, geschickt zusammengestellt. Schließlich wird vielleicht auch noch das schwerfällige Stuttgarter Publikum den Weg zu dem neuen Bühnenhause finden. Daneben existiert auch noch das Residenztheater, das einen Stamm von anspruchslosen Getreuen hat und durch exotische Gastspiele mitunter auch vornehmere Zuschauer anlockt.

R. Kr.



Sport-Irrsinn

Berlin hat wieder sein „großes" Sechstagerennen gehabt: in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten. Dieser Zirkus am Zoo, der die Mitte hält zwischen einem Stiergefecht und römischen Gladiatorenspielen, scheint Edmund Edel in der „B. Z. a. Mittag" eine Institution Berlins werden zu wollen. „Wir brauchen", meint er ironisch, „ein Ventil, wir müssen uns Luft machen... Wir gehen zu den Sechstageleuten und wir wissen, daß es todschick ist, dort gesehen zu werden, an der Brüstung der Loge zu kleben, auf die kleinen Männchen da drunten zu blicken, starrenden Auges ihre Pedale zu verfolgen und auf einen ‚Vorstoß' zu warten. Man kommt, sitzt und ‚wartet'. Menschen, die nie in ihrem Leben auch nur eine Minute lang, ohne nervös zu werden, haben warten können, ... warten hier am Zoo und warten. Sie warten auf das Ereignis, auf das ‚Event', auf den ‚Vorstoß'. Neben mir sitzt eine unserer reizendsten Operettendivas. Sie klebt seit zwölf Uhr nachts auf ihrem Stuhl. Sie rührt sich nicht, sie ißt nicht, sie trinkt nicht, aber sie stiert auf die radelnden Männer und wartet, ob nicht doch einer einmal einen überrunden würde, ob nicht doch irgend etwas eintreten möchte, das das Warten lohne. Alle Stunde zucken wir zusammen: ein Schuß, der die Uhr anzeigt. Es ist fünf, und die Hähne (die inländischen und die exotischen nebenan im Zoo) krähen bereits. Aber in der Halle treten die einen und warten die andern. Drüben von der ‚Galerie' tönen von Zeit zu Zeit ein paar aufmunternde Schreie auf die Fahrer herunter, wenn an der Kurve einer von den Unermüdlichen eine kleine Überraschung vorzunehmen scheint. Dann wird es wieder still, und man hört ordentlich, wie die Leute rings herum warten und warten. Mein Freund vor mir, der sonst an den Tagen, wo es kein Sechstagerennen gibt, über eine mit Intellekt besonders durchtränkte Individualität verfügt, wird ungemütlich, als ich ihm auf die Schulter klopfe

und ihm einen neuen Witz erzählen will. Ich störe seine Kreise: er wartet und zählt die Runden — — —

An den Logen vorbei schieben sich die Frack- und Smokinggents und die Abendmäntelfrauen. Und es wird später und später, und alle hören auf das zischende Geräusch der flitzenden Räder und blicken wie hypnotisiert auf die Radfahrer da unten, auf die ‚ausgepumpten‘ Männer.

Um zwei Uhr, wenn drinnen in der Friedrichstadt das fashionable Tanzlokal schließt, fließt der Strom der Lebewelt langsam nach dem Zoo. Vorher, zwischen zwölf und zwei, beherrscht die sportfreundliche oder neugierige ‚Gesellschaft‘ den Plan. Aber mit den vorrückenden Nachtstunden sinkt das Niveau und hebt sich die Lebenslust. Die Logen füllen sich mit Federhüten, mit schönen Packungen und leichtem Inhalt. An der Bar sitzen die Helden des Nachtbetriebes, ebenso stumpfsinnig und freudenlos, wie an den gewohnten Bars ihrer heimatlichen Friedrichstadt. Die Lebedamen ‚benehmen‘ sich. Sie sind sportverständig und kommen in die Zoohalle privatim, als zum Bau gehörig. Das Geschäft liegt draußen. In diesen heiligen Hallen kennt man die ‚Liebe‘ nicht. Hier funktioniert dieses eigentümliche höhere Herzklopfen, das unsere Neuzeit geboren: die Sensation des Rekords. Und durch die Monokels gleitet der Blick vorbei an den herrlichen Schöpfungen der Modenatur, hinab zu den radelnden Sechstagehelden — — —

Taddy Robl, der ‚fliegen wird‘, wie es auf den Plakaten zu lesen ist, läuft in Frack und Zylinder herum und zeigt den Leuten seine Popularität. Er zeigt sie ihnen im matten Zylinder und im Glanzzylinder, im Frack und im Gehrock, und er hat sogar den Einfall, zum Smoking eine alte Radfahrermütze zu tragen, damit man sieht, daß er ein ganz gewöhnlicher Mensch ist. Ach Gott, wenn man doch auch mit tüchtigen Beinen zur Welt gekommen wäre! ...“

„Die erhitzten, vom Staub bezogenen, verzerrten Gesichter dieser modernen Übermenschen auf dem Rade, die nicht um die Sportehre, sondern um elenden Mammon ihre Lebenskraft einsetzen, bestätigen“, so urteilt der „Vorwärts“, „am besten die sich immer deutlicher durchringende öffentliche Meinung, daß man es hier mit einem auf die Sensationsgier der zahlenden und zahlungskräftigen Menge berechneten Sportauswuchs durchaus nicht harmloser Art zu tun hat. Man ist sich nur im Zweifel, was mehr Bedauern verdient, die buntgescheckten Clowns auf dem Rade, die für eine Handvoll Goldstücke mit der Gesundheit va banque spielen, oder jenes fanatische Publikum, das an dem Jonglieren mit Menschenknochen ein unbändiges Vergnügen findet. ‚Objekte für den Arzt, nicht für den Zuschauer‘, äußerte sich eine sonst sehr sportfreudige Tageszeitung. Wir unterschreiben es mit und glauben, daß man dem wahren Radsport mit diesem Spektakelstück, das eine Nachäffung englischer und amerikanischer Sportausschreitungen ist, keinen schwereren Schaden zufügen kann....

Ohne die Musikklänge der Militärkapelle ist's einfach langweilig da draußen. Selbst die zahlreichen Vorstöße und Überrundungen der Fahrer, ihre Tricks und Stürze verlieren durch die Häufigkeit bald an Interesse. Man sieht das oft stundenlang schleppende und abwechselungslose Dahingleiten des schon stark zusammenschrumpfenden Fahrerrudels zuletzt wie im Kaleidoskop und wird erst wieder durch den den Stundenablauf kündenden Pistolenschuß aus der inneren Leere gerissen.... Die vielfach mit Druckerschwärze zu hörende Ansicht, daß die Gebildeten den Unfug des Sechstagerennens nicht mehr mitmachen, hat uns der Augenschein nicht bewiesen. Wir bemerkten zahlreiche Offiziere, die sich doch wohl zu den Gebildeten im allgemeinsten Sinne rechnen. Oder ist ihnen der fahnenflüchtige Favorit Rütt, der trotz seiner Mephistogesichts so sympathische junge Rheinländer, ein interessantes militärisches Studienobjekt? Auch der Hof wird sich von dem ‚groben Genuß‘ wohl kaum zurückhalten, nachdem der an Knochenverarbeitung gewöhnte Militarismus durch das freie Geleit für den erklärten Liebling des Publikums das fragwürdige Unternehmen gewissermaßen sanktioniert hat. Aus den blutigen Gladiatorenschwertern vor dem Angesicht römischer Kaiser sind bis zum Umsinken strampelnde Menschenleiber auf dem sausenden Fahrrad geworden ..“

Natürlich wieder, wie schon angedeutet, läppische Nachäffung. „Der deutsche und viel weiter noch der germanische Michel“, spottet mit Recht die „Berl. Volksztg.“, „hat lange genug die Erde zwischen Neuyork und San Francisco als ein Paradies des Fortschrittes betrachtet, und vielen, die hinfuhren, einem neuen Leben entgegen, ging es nicht besser als dem melancholischen Lenau, der noch gebrochener zurückkam, als er ausgesegelt war. Es ist ein Trick, der durch die moderne Literatur bis auf Ibsen, Björnson und Hauptmann spukt, daß alle Antipharisäer und Hellgeister aus dem Lande kommen, in dem Strauß-Wildes ‚Salome‘ nicht gegeben werden darf — des Schleiertanzes wegen —, und in das gleichwohl Hunderte von Mädchenhändlern Tausende von Polinnen, Ungarinnen und Rumäninnen jährlich exportieren.

Was aus Amerika zu uns kommt, ist der Trick Pat Powers. Wer ist Pat Powers? fragt der Unschuldige. Pat Powers ist der Typ des Amerikaners; er könnte graukarierte Hosen, einen hellen Zylinder mit dem Sternenbande und einen Ziegenbart haben und als Uncle Sam auftreten. Er hat den genialen Gedanken gehabt, daß der Sport mit Kleinigkeiten nichts zu tun habe. Und so hetzte er ein Menschenpaar neben dem anderen einhundertvierundvierzig Stunden lang um ein hundertfünfzig Meter langes Zementoval herum. Nicht Wien ist die typische Stadt, in der man sich auf eine ‚Hatz‘ versteht und in der man zwei Luftballonartisten als Zeppelin-Konkurrenten ausschreit. In Neuyork verstehen sie es viel besser. Da muß sich von Sechstagefahrern mindestens einer das Genick brechen, die Gebeine müssen krachen und die Knochensplitter fliegen, und, wie das neuerdings vorkam, muß gar auf der Zuschauertribüne hin und wieder einer erstochen werden. Wenn nur sonst der Sabbat geheiligt, das Rennen also nicht über den Sonntag weg ausgedehnt wird, ist alles gut und schön.

Nun hat sich auch ein deutscher Pat Powers als Kulturapostel aufgetan und ernsthaft danach getrachtet, den Weltmeister des Hochdeutsches, Wolfgang v. Goethe, durch den Weltmeister des Zementes, Walter Rütt, Lügen zu strafen. Amerika soll es nicht mehr besser haben. Und wer am zweiten Feiertag die zerhauenen Spiegelscheiben der romanischen Halle, in der achten Stunde des verflossenen Montags die Prügelei vor den Kassen in der Hardenbergstraße miterlebt hat, der wird freudigen Herzens unser Talent zur Amerikanisation zugeben müssen.

Nur nicht sentimental sein! Das Sechstagerennen ist weder eine Gelegenheit, Moral zu predigen ob der Nervenlust der modernen Großstädter, noch ein Anlaß, die Rennfahrer als Rekordsklaven zu beweinen. Wer dieses Dauerrasen als die stumpfsinnigste Ausgeburt des modischen Sporttaumels anspricht, ist damit noch nicht der Gefahr ausgesetzt, als Verräter am Sport von vernünftigen Sporttreibenden beleidigt zu werden. Wir haben ja jetzt wieder, ungefähr wie zu Hellenenzeiten, einen Volkssport. ...

Aber krankhaft und verderblich wird die Begeisterung, wenn der Personenkultus, dieses häßlichste Produkt der Neuzeit, dem Tenöre, Billardmeister und Pariser Kokotten in gleicher Weise zum Opfer fallen, dareinfährt. Es ist wahr, daß der Sport den Charakter stählt. Nansen, Shackleton, Sven Hedin sind persönliche Helden. Aber diese charakterstählende Kraft hört auf, wo der Sport nur um des krassesten Geldverdienens halber geübt wird. Der Weltmeister im Gewichtestemmen, Boxen und Automobillenken braucht kein Übercharakter mehr zu sein und ist es auch meistenteils nicht. Wer Zeuge davon gewesen ist, wie ein ehemals weltberühmter Rennfahrer vom Podium der Friedrichstadt-Ballsäle Hände voller Goldstücke unter die Tanzmädchen warf, wer einen anderen Radsportliebling auf seinen Streifzügen durch Berlin bei Nacht beobachtet hat, der wird vor den Duzfreunden des Rennfahrers Breuer ein wenig moralisch ernüchtert stehen, auch wenn sie sonst noch welche Bahn-, Inlands- und Weltrekorde schlagen.

Und da soll man diese Herren weder feiern noch bemitleiden, weil sie sich jetzt für eine Lungenknacksur von sechs Tagen hergeben müssen, der lieben Konkurrenz und Eitelkeit halber. Im Mittelalter haben sich die Narren dem lieben Gott zu Ehren blutig gepeitscht; wir sind von der Freiheit des Christenmenschen zu sehr durchdrungen, um einem Löwenbändiger seinen Beruf polizeilich zu verbieten, und nur, wenn man ein paar unschuldige Gäule von Wien nach

Berlin totheƶt, haben wir das Recht, auf Humanität zu pochen. Im übrigen kann sich jeder kaput machen, wie es ihm beliebt, durch Zigarettenkettenrauchen oder Parforceradfahren, das bleibt einerlei.

Aber Sport ist dieses sechstägige Gerenne nicht mehr. Es ist eine Verirrung, und wenn die Militärbehörde noch so mild mit dem Fahnenflüchtigen Rütt abfährt, und wenn die Zuschauer Stunde für Stunde jedem Spurtversuch von Clark, Ellegaard, Pawke zujohlen."

*

Wir müssen hier aber doch noch einen Augenblick bei dem Fall des deutschen Fahrers Walter Rütt, des „Siegers des letzten Neuyorker Sechstagerennens", verweilen. „Dieser Mann ist", wie der „Vorwärts" darlegt, „ein sogenannter ‚unsicherer Kantonist', der sich lange Jahre der Militärpflicht entzogen hat, indem er sich im Auslande aufhielt. Die Militärbehörde hat nun diesem Fahrer nicht nur keinerlei Schwierigkeiten bereitet, sondern ihn sogar, wie es im ‚B. T.' heißt, ‚ausnahmsweise gnädig freigegeben'. Diese Haltung der Militärbehörden muß bei jedem, der ihre sonst so unerbittliche Strenge auf dem Gebiete der Disziplin kennt, zum mindesten Befremden erregen. ... Besonders in den Grenzdistrikten unseres Reiches ist man das ganz, ganz anders gewohnt. In Elsaß-Lothringen z. B. kommt es häufig genug vor, daß ein junger Mann, der sich nicht freiwillig in die Arme des Militarismus begeben hat, und der beim Tode eines Angehörigen, dem Gebote der Pietät folgend, in die Heimat eilt, durch Gendarmen vom Sterbebette oder vom Grabe weg verhaftet wird!

Und dann noch eins: den Fahrradsport in allen Ehren! Wenn aber besondere Tüchtigkeit auf diesem Gebiete vor Unannehmlichkeit und Bestrafung schützt, so darf daran erinnert werden, daß sich unter den deutschen ‚Unsicheren', die nicht das Glück haben, wie Herr Rütt mit Glacéhandschuhen angefaßt zu werden, viele junge Männer befinden, deren Tüchtigkeit und hervorragende Begabung auf anderen Gebieten (als Musiker, Techniker, hervorragend geschickte Handarbeiter usw.) mit demselben Rechte für sie ins Treffen geführt werden könnte, wie für Rütt die Ausdauer seines körperlichen Organismus und die starre Willenskraft, die ihn befähigt, eine Konkurrenz wie das Sechstagerennen zu bestreiten."

„Es wäre", schließt der „Vorwärts", „recht erfreulich, wenn demnächst bekannt würde, daß die deutschen Militärbehörden angewiesen worden sind, unsere ‚unsicheren Kantonisten' generell mit größerer Milde zu behandeln als bisher. Wenn sich aber wider Erwarten das Verhalten gegenüber Herrn Rütt als eine gnadenvolle, von irgendwelchen ‚hohen Herren' erwirkte Ausnahms-Behandlung erweisen sollte, so wären wir doch begierig, die Gründe zu hören, durch die sich die sonst so unbeugsame Militärbehörde bewegen ließ, gerade in diesem Falle von ihrem starren System abzuweichen ..."



Deutsche Weinerlichkeit

Wäre die Rechtsprechung eine Sache der Sympathie," bemerkt Dr. Frosch in der „Welt am Montag" zu dem bekannten Prozeß „Kwilecki oder Meyer?", — „wir würden keinen Augenblick schwanken, auf welche Seite wir uns zu stellen hätten. Die Entscheidung, wie sie jetzt vorliegt, geht uns durchaus gegen das Gefühl.

Um so mehr, als die Einleitung des Prozesses der Frau Meyer gegen die Kwileckis eine widrige Entstehungsgeschichte hat. Diese Person, die einst ihr Kind gegen eine lumpige Entschädigungssumme weggab, will auf einmal solche Sehnsucht nach ihm haben, daß sie es erklagt? Daß sie es aus einem bequemen und aussichtsvollen Leben, aus der Ruhe des Gemüts herausreißen muß? Als der kleine Joseph diese Frau vor einigen Jahren zum ersten Male vor Gericht

sah, soll er zur Gräfin Isabella gesagt haben: ‚Wenn das meine Mutter sein sollte, erschieße ich mich.' In diesem unverhohlenen Widerwillen des Kindes sehe ich ein richtiges Gefühl. Mutter oder nicht: Diese Frau Meyer will das Glück des Kindes nicht, sie greift wie eine Hexe in sein Schicksal ein, und es wäre menschlich eine Gemeinheit, wollte man es ihr überantworten. Sollte sie, die den Säugling für 100 Gulden verschacherte, und den Knaben für eine vielleicht etwas höhere Bezahlung wieder einklagte, nicht fähig sein, ihn gegebenenfalls auch für einen Nickel pro Person zur Schau zu stellen? Glücklicherweise hat nicht sie das Verfügungsrecht über den Knaben, sondern der Vormund, und die Gefahr, daß der nette und talentierte Junge der ‚Mutter' in die Hände gerät, ist ausgeschlossen. Seine fernere Ausbildung ist gleichfalls gesichert, da ihm bis zum vollendeten 18. Lebensjahre eine Rente von 1500, und von da bis zum vollendeten 25. Lebensjahre eine Rente von 1800 ℳ ausgesetzt ist.

Und nun das feststeht, möchte ich deutsch und deutlich aussprechen, daß wir uns — bei aller Sympathie für den Jungen, bei aller Abneigung gegen die treibenden Kräfte der Gegenpartei — wegen des kleinen Joseph kein Bein auszureißen brauchen. Gewiß, er erlebt einen herben Sturz. Der verwöhnte, in Watte und Seide eingewickelte Knabe wird als Mann nicht, wie sein Exvater, im Besitze eines unpfändbaren Majorats mit Pariser und anderen Kokotten soupieren können. Er wird was tun, er wird arbeiten müssen, um etwas zu werden. Aber die Möglichkeit dazu steht ihm offen. Die Rente ist nicht millionärmäßig, aber sie ist ausreichend. Ich möchte wissen, wie vielen unter den Lesern dieser Zeilen der Weg ins Leben so geebnet war. Es werden nur wenige sein; und ich für meine Person hätte einen Luftsprung bis an die Decke gemacht, wenn ich meine Ausbildung in so sicherer Lage hätte beendigen können. Fragt nur mal die armen Gymnasiasten, die sich als Freischüler mit tausend Demütigungen herumschinden müssen, fragt die mittellosen Studenten, die nach Stipendien und Stunden für 50 ₰ schnappen, wie ihnen zumute ist; fragt vollends die Tausende und Abertausende, die mittellos, in harter Fron, fiebernd vor Wissensdurst und knirschend über ihre Abgeschlossenheit ins Land der Bildung hinüberblicken! Hätten sie die Hälfte, hätten sie ein Drittel — sie würden singen und glücklich sein. Gewiß, ganz hervorragende Menschen finden ihren Weg auf jeden Fall. Aber es gibt tüchtige, höchst brauchbare Leute, die verkümmern müssen und deren Kräfte der Allgemeinheit entzogen werden, weil ihnen das Schicksal keinen Groschen in die Wiege legte. Wer an sich denkt, der wird bekennen müssen: der kleine Joseph ist nicht so schlecht daran. Er hat die Möglichkeit, dereinst ein freier Mensch zu sein. Das ist genug, weiter hat man nichts zu verlangen. Auf unverschämten Dusel gibt es kein verbrieftes Recht.

Nun das zweite: die Wirkung auf das Gemüt des Knaben. Zweifellos traf ihn ein harter Schlag. Die Gräfin Isabella war eine scharmante Frau. Sie hat allen gefallen, die sie damals vor dem Gerichte sahen, sie gefiel so gut, daß ihr die Menge zujubelte wie einer Fürstin (leider paßt der Vergleich noch in unsere Zeit!). Und sie hat den kleinen Joseph gut und liebreich behandelt, sie wird wie ein leuchtendes Bild in seiner Erinnerung stehen bleiben. Die Schwestern, die Komtessen, waren so niedlich, daß ihnen sogar der grimmige Dr. Müller in seinem Plädoyer eine Art von Kompliment machte. Selbst wenn sie inzwischen etwas säuerlich geworden sein sollten, werden sie gewiß noch einen Schatz natürlicher Anmut bewahrt haben. Und der alte Graf Kwilecki dürfte, so wenig löblich sein Betragen außer dem Hause gewesen sein mag, ein Mann von der bekannten polnischen Liebenswürdigkeit gewesen sein. Unter diesen Menschen konnte sich der Junge wirklich wohl fühlen. Dazu kam der Glanz des Namens, der Komfort des Daseins, die ausgezeichneten Aussichten für die Zukunft. Alles das verlieren zu müssen, um dafür eine üble, wenn auch noch so natürliche Mutter und eine magere Rente zu gewinnen, ist schlimm. Aber das Leben pflegt mit vielen unsanft zu verfahren. Ich sehe noch wie heut' einen Bankier meiner kleinen Heimatstadt vor mir, der allsonntäglich nach dem Gottesdienst, den er nie versäumte, mit seinen beiden Jungen die Straße herunterritt in seinen herrlichen Park, er selbst auf einem großen, die Jungen auf kleineren Pferden. Der Mann war ein be-

trügerischer Bankerotteur und schoß sich eine Kugel vor den Kopf, um dem Gefängnis zu entgehen. Tausend Väter, tausend Mütter gehen alljährlich vor die Hunde; Tausende von Kindern müssen den Sturz ertragen und verschwinden in die Dunkelheit, die manchmal tiefer und drückender ist, als das Los des kleinen Joseph. Da hilft nichts. Wir leben in einer Welt, die voll ist von Grausamkeiten, und wir können uns nicht bei jedem einzelnen aufhalten, denn unsere Arbeit gilt dem Ganzen.

Darum haben wir uns vor allem mit den Schäden zu beschäftigen, die symptomatisch sind, die auf weitverzweigte fressende Übelstände im Volkskörper schließen lassen. Willkür und ungerechtes Gericht, systematische Unterdrückung Wehrloser, Übergriffe herrschender Gewalten, schmachvolles Massenelend, dumme Anfassung, öffentliche Würdelosigkeit und aufgezwungene Verdummung: das sind Plagen, denen wir zu Leibe zu gehen vor uns und vor euch verpflichtet sind. Diese Dinge schreien stündlich und täglich aus tausend Kehlen, sie rufen Scham und Zorn in unserer Seele empor. In diesem ungeheuren Schwalle verklingen kleine Sentimentalitäten. Es ehrt jeden, menschlichem Gefühl mit dem einzelnen Raum zu geben; es gehört zum Anstand, den Unglücklichen von Herzen zu bedauern. Aber wer mit solchen Dingen genug getan zu haben glaubt, der irrt. . . .“

Es zeige sich ein weibischer Zug in der übertriebenen Weinerlichkeit ob des Schicksals des kleinen Joseph, meint die „Köln. Volksztg.“. Dieses sei ja keineswegs erfreulich, werde aber so schlimm nicht werden: „Es gibt unendlich viel schlimmere Schicksale, das weiß jeder, der sich zuweilen die Mühe gibt, den Schritt nach den Stätten der Armut und des Elends zu lenken. Das wirksamste Mittel, sich das Interesse, Mitleid und die Sympathien mancher Blätter zu sichern, scheint heutzutage in einer starken Entgleisung zu bestehen. Man denke nur an die beiden Prinzessinnen Luise von Sachsen und Luise von Belgien. Als sie entwichen, wurden ihnen von Vertretern und Vertreterinnen einer dekadenten Weltanschauung Lorbeerkränze ums Haupt gewunden, obgleich beide Persönlichkeiten nicht die geringste Sympathie verdienten. Heute weiß man es genau, daß alles, was damals zu ihren Gunsten angeführt wurde, auf Schwindel und Unwahrheit beruht. Man weiß, daß Luise von Sachsen in Dresden nicht zu streng, sondern vielmehr zu milde behandelt worden ist. Über Luise von Belgien aber täuscht sich wohl niemand mehr. Noch bei ihrem letzten Berliner Aufenthalt hat diese Prinzessin es nach heutigen Zeitungsangaben verstanden, Schulden im Werte von über eine Million Mark zu machen. Es macht sich zweifellos in der Gegenwart ein gewisser feministischer Zug bemerkbar. Ich habe schon oftmals erfahren, daß Frauen nicht am rechten Orte zu verzeihen verstehen. Da verzeiht eine Mutter ihrem leichtsinnigen Sohne nicht nur ohne weiteres alle seine Übeltaten, sondern rüstet ihn auch gleich darauf mit reichlichem Taschengelde aus, so daß er von neuem beginnen kann. Dieselbe Frau aber verzeiht es nicht, daß jemand sie als unschön bezeichnet und die Listen enthüllt hat, die sie braucht, um sich künstlich zu verschönern; in diesem Falle haßt sie bis ans Ende ihres Lebens.

Ich will hier nun nicht von der Zeiten Verderbnis im Gegensatz zu einer sogenannten guten alten Zeit sprechen. Aber ich besorge, daß wir uns — zumal in den Großstädten — durch jenen feministischen Zug allmählich in eine Geistesrichtung hineintreiben lassen, welche dazu führt, daß die Männer ihre männliche Art und Energie einbüßen, daß wir in unserem Denken und Sinnen zu schlaff werden. Besonders unter den jüngeren sieht man manche, die so sanfte Gesichter machen wie verkleidete Backfischlein, und wenn sie in ihren durch große Schleifen verzierten Lackschühchen Unter den Linden herumtreten und mit einem Spazierstöckchen spielen, das ein Mensch mit guten Zähnen leicht entzwei beißen könnte, dann glaubt man ihnen anzusehen, daß sie sich geistig durch gewisse Feuilletonisten haben aufpäppeln lassen. . . .“



Einheit oder Freiheit?

Gegen eine zu große Uniformierung in der Kirche wendet sich Pfarrer Grethen in der „Kirchlichen Gegenwart". „Es ist ein durchaus liberaler Gedanke, auch die kleinen kirchlichen Bildungen sich auswirken zu lassen, die Selbstverwaltung und Selbständigkeit der kleinen Bezirke zu pflegen. Es zeugt von viel größerer Achtung vor der einzelnen Menschenseele, wenn man den neuzeitlichen Zug zur Verkoppelung auf allen möglichen Gebieten nicht mitmacht. Ja, wer schärfer in die Geschichte hineinschaut, könnte darin leicht eine rückläufige Bewegung erkennen, die mit ihrem Ende an den römischen Katholizismus grenzt. Denn je größer eine Gemeinschaft wird, desto mehr muß sie auf allgemeine Grundsätze, auf Disziplin, auf die Bewahrung der äußeren Einheit, auf Macht und Repräsentation achten; desto mehr nähert sie sich dem Katholizismus und wird eine Doublette zu ihm. Es ist immer ein Abweichen von der Bahn, die uns die Reformatoren gewiesen haben, wenn in kleinen und großen Fragen die Einheit so sehr betont wird. Dann hätten eben Luther und seine Freunde bleiben müssen, wo sie waren; bei der großen Kirchengemeinschaft, welche äußerlich ja eine Einheit darstellte. Wir sind durch den Weg, den unsere politisch-nationalen Verhältnisse genommen haben, so sehr in unserem geistigen Denken gefangen genommen, daß wir meinen, es müsse überall auch auf dem intimsten Gebiete des kirchlich-religiösen Lebens nach der äußeren Einheit gestrebt werden. Gelingen wird das ja nicht; aber es schadet nichts, wenn gerade die liberal denkenden Christen gewarnt werden, sich nicht durch Formeln dialektischer Art fangen zu lassen. Wir haben wirklich schon Uniformität genug und wir dürfen die Leute nicht allein in der Kirche das Wort führen lassen, die nur die Fähigkeit haben, auf irgend einem Gebiete zu uniformieren. Mit jedem Stück Einheit wird gar leicht ein Stück Freiheit erschlagen. Wer in der Sache steht, weiß, daß damit nicht jeder beliebigen Willkür das Wort geredet werden soll. Wenn aber die anderen uns kommandieren und beeinflussen wollen und mit ihren Einheitsreden kommen, so heißt es aufpassen.

Dieses Aufpassen hat der sogenannte kirchliche Liberalismus freilich wenig gelernt. Es ist auch nicht leicht zu lernen. Zunächst hat er die Fehler des politischen Liberalismus angenommen, immer nur die großstädtischen Verhältnisse zu beachten. Das ‚Land' erscheint ihm als ein rückständiges Stück aus vergangener Zeit.... Hat man denn noch nicht gemerkt, daß wir in unserem öffentlichen Leben, in den Zeitungen, in den Reden der Maßgebenden mit so vielen Nebendingen überschüttet werden? Vielleicht belasten wir uns selbst damit und vergessen, wozu eigentlich die Kirche da ist: immer wieder neue Gesinnung zu schaffen, im Gegensatze zum Geiste der Zeit und zu der kurzsichtigen Art derer, die heute das Volk dirigieren. Das ist auch die richtige Kirchenpolitik. Mögen andere ihre politischen Pläne von heute auf morgen zu verwirklichen suchen und für den Augenblick ihre Rechnung dabei finden. Das ist ja alles umsonst, wenn unabhängig von solchen oft kurzsichtigen Bestrebungen im Kirchenvolke allmählich eine neue Gesinnung heraufzieht, welche alle schönen Pläne eines Tages über den Haufen wirft."





Notizbuch

Das neue Jahr hat in unserem Theaterleben mit sehr charakteristischen Erscheinungen angefangen. Auf zwei der Theater, über denen er längst drohend schwebte, hat sich der Pleitegeier siegreich niedergelassen; dafür ist auf der andern Seite von zwei geplanten Operngründungen großen Stils die eine zur Tatsache geworden. Welche dieser Er-

scheinungen auf der Plus- oder Minusseite eines gewissenhaft geführten Hauptbuches unseres Kunstlebens zu buchen sind, ist keineswegs von vornherein so sicher, wie es der unverbrüchliche Optimist wohl annehmen mag. Wir haben mehrere Theater in Berlin, die den ganzen Winter über einen französischen Ehebruchschwank spielen, bei dem das Fehlen der Würze des bald legendarisch gewordenen französischen Esprits durch eine dicke Paprikaschicht gepfefferter Frivolität ersetzt ist. Kann man auch nur einen Standpunkt im Gebiete der Kunst, der Unterhaltung, der geistigen oder gemütlichen Volksernährung, des sozialen oder ästhetischen Volkswohls überhaupt aufdecken, von dem aus das Eingehen eines solchen Theaters beklagenswert wäre? Höchstens daß einer vom notwendigen Übel sprechen, auf die „Notwendigkeit“ der Einrichtungen der Prostitution usw. hinweisen könnte: das Leben verlange eben diese Abzugskanäle, wenn nicht alles verpestet werden solle. Schon gut, aber solche Abzugskanäle pflegt man zu verdecken. Hier aber?! — Vor etlichen Tagen las ich in einer vornehmen Zeitung den „freien“ Geist der Stuttgarter Hoftheaterleitung gerühmt, weil auf einer der ihr unterstehenden Bühnen „Die Dame von Maxim“ ihren Cancan hatte tanzen dürfen. Das geschah wenige Wochen nachdem man Schillers Todestag gefeiert und an seiner hohen Auffassung der Bühne als moralischer Anstalt sich — theoretisch erbaut hatte. Es ist gewiß löblich, wenn die Hoftheater dem zeitgenössischen Schaffen ihre Tore öffnen. Das ist sogar ein dringendes Gebot der Notwendigkeit für alles dichterische Schaffen großen Stils und darüber hinaus eine Pflicht, wenn anders die großen Geldzuschüsse, die die Hoftheater erhalten, mit „nationalen“ Gründen gerechtfertigt werden sollen. Aber aus demselben Geiste einer hohen Verantwortung gegenüber dem Volkstum wird es zur Pflicht, daß Bühnen, die durch irgendeine Verbindung mit Mächten des öffentlichen Volkslebens aus der Reihe bloßer Privatunternehmungen herausgerückt sind, ihre Pforten schließen müssen vor allem, was dieses Volk moralisch schädigt. Selbst die Berufung auf den Kunstwert besteht da nicht zu Recht. Alles ist relativ. Ein in seiner Meisterschaft nicht anzuzweifelndes Wunderwerk, wie Correggios „Jo“, kann in falscher Umgebung pornographisch wirken. Aber vor so schwere Konflikte zwischen allgemeinem Volkswohl und Freiheit der Kunst sieht man sich in der Praxis alle Jubeljahre einmal gestellt. In der Wirklichkeit liegt der Fall fast immer so, daß allenfalls Zweifel möglich sind, ob nicht ein wohlwollendes Auge doch noch irgendwelche Kunstwerte entdecken könnte; niemals aber kann ein Zweifel über die moralische Minderwertigkeit dieser Erzeugnisse herrschen, wenn die Frage klipp und klar lautet: verdient dieses Werk auf eine Bühne gestellt zu werden, die dazu berufen ist, als Pflegestätte edler Kunst dem Wohle des Volksganzen zu dienen? Denn selbst Herren, die wie Dr. Georg Hirth, das „Recht der Erwachsenen auf eine angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie“ verteidigen, werden kaum auf den Gedanken kommen, daß Theater, die aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden, die Aufgabe haben, diesen privaten erotischen Gelüsten die Nahrung zuzuführen. Man spricht immer von der einzigartig starken Wirkung des Theaters, wagt aber nicht, daraus die entsprechenden Folgerungen zu ziehen, für den notwendigen Schutz gegen das Volkstum schädigende Wirkungen der Bühne. Der Kampf gegen die Schundliteratur im Buche wird aller Orten geführt. Aber ich pfeife darauf, wenn am gleichen Orte, wo man die bunten Hefte der Detektiv- und Verbrecherliteratur verfolgt, täglich neue Kinematographentheater konzessioniert werden, die den Inhalt jener Hefte in hundertmal sinnfälligerer und aufreizenderer Form vor die gierigen Augen hinstellen. Man empfindet es als Erlösung, daß es den Gerichten gelungen, einem kleinen Revolverjournalisten, der an trüben Stellen im Familienleben einzelner einen ergiebigen Fischfang anstellte, das Handwerk zu legen. Aber man nimmt es widerspruchslos hin, wenn eine der größten Variétébühnen Berlins in allen Zeitungen folgende Anzeige erläßt:

„Die Ehebrecherin und die Behörden.“ Der Direktion des „Apollo-Theaters“ ist von der Familie „Lotte Sarrows“, die — einem alten, ostpreußischen Adelsgeschlecht entstammend — unter diesem Pseudonym allabendlich im „Apollo-Theater“ als „Ehebrecherin“ auftritt,



die Summe von dreißigtausend Mark für eine sofortige Entlassung aus ihrem Vertrage offeriert. — Direktor Juppa hat das Angebot der adeligen Verwandten seines jungen Stars mit der Begründung abgelehnt, daß dieser Betrag in keinem Verhältnisse zu dem großen Schaden stünde, der dem Geschäftsgang des „Apollo-Theaters" aus einer solchen Maßnahme erwachsen würde. Wie verlautet, haben die Angehörigen der jungen Komtesse nunmehr bei den Behörden Schritte getan, um ein sofortiges Auftrittsverbot der Künstlerin zu erwirken, mit dem Hinweise darauf, daß sie die schmerzlichsten Ereignisse in der Vergangenheit ihrer altadeligen Familie einem sensationslüsternen Publikum allabendlich vorführt."

Die „Deutsche Bühnengenossenschaft" plagt sich und die Öffentlichkeit seit Wochen über Gebühr mit den rein privaten Zerwürfnissen, die sich aus den intimen Beziehungen und kapitalistischen Verbindungen einer Schauspielerin mit ihrem Direktor ergeben haben, und glaubt offenbar das moralische Ansehen des Schauspielerstandes zu heben, wenn die Einrichtung des „Rechtsschutzbureaus" dazu mißbraucht wird, einer irgendwie in ihren Hoffnungen und Entwürfen getäuschten Schauspielerin zur Rache gegen den verhaßten Direktor zu verhelfen. Auf den Gedanken, daß doch auch die betreffende Dame ihr doppeltes Kapital mißbraucht hat, um sich durch die doppelten Beziehungen zum Direktor Vorteile zu verschaffen, kommt man nicht. Ebensowenig wird von der jetzt plötzlich der privaten Moral so eifrig nachschnüffelnden Bühnengenossenschaft vernommen, daß sie irgendwelche Schritte unternimmt, an der volksmoralischen Stellung der Bühne zu arbeiten.

Mit diesen Ausführungen haben wir den durch den eingangs mitgeteilten Zusammenbruch zweier Berliner Bühnen aufgerufenen Vorstellungskreis nicht verlassen, wie der Nachruf beweist, den die „Germania" dem Hebbeltheater nachsendet. „Zur Erklärung des gegenwärtigen traurigen Baissezustandes im Berliner Theaterwesen liefert die Geschichte des Hebbeltheaters ein lehrreiches Beispiel. Dieses Theater ist mit größtem Pomp und Trara gegründet und eingeweiht worden. Der Name Hebbel ließ schon einigermaßen ahnen, wonach sich das Programm dieser vornehmen Bühne — nicht richten werde. Man hatte sich da offenbar das Lessingtheater zum Vorbild genommen. Vor allem lautete die Parole: hoch literarisch und originell. Kaviar fürs Volk! Nur die „ganz" Gebildeten sollten hier ihr Stelldichein finden, mit anderen Worten: Das literarische Cliquenwesen sollte in einer eigenartigen Attrappe seine Pflege finden. Mit Hebbel, der mittlerweile wieder einigermaßen modern geworden, war es nichts. Er, der ja nur ein Vorwand gewesen, wurde alsbald abgelöst durch — Bernard Shaw, den journalistischen Spötter, der alles, was der normalen Menschheit ernst und heilig ist, verulkt, ins Gegenteil verkehrt und mit Füßen tritt. ‚Frau Warrens Gewerbe', die Bordellindustrie wurde heimisch, und abgesehen von einigen besseren Outsidern wurde auf dieser Bahn fortgewurstelt. Mehr als einmal mußte unser Theaterkritiker beklagen, daß die besten schauspielerischen Kräfte für ihrer nicht würdige Aufgaben verschwendet wurden. Es kam so, wie es kommen mußte. Die literarische Clique konnte das Unternehmen nicht mehr halten. Alle Anstrengungen der Reklame verpufften. Der letzte Herausreißer, der aber nicht genügte, war das französische Sensationsstück ‚Der Skandal', von dem unser Kritiker sagen mußte, daß dessen Darbietung an so vornehmer Stätte wirklich als ein Skandal zu bezeichnen sei. Noch ein Verzweiflungsschrei: ‚Adam und Eva', ein Nacktkulturstück von Julius Meyer-Gräfe. Man hatte geglaubt, damit sich retten zu können. Und was kam: dreimalige Aufführung, sofortiges Verschwinden vom Repertoire und — Bankrott.... Bleibt die Frage: Hatte ein solches Theater überhaupt eine Existenzberechtigung? Sicherlich nicht! Denn die vielen Stücke, die uns da von sezessionsangekränkeltem Geiste geboten wurden, hätten ebensogut ungespielt bleiben können. Es ist aber eine wahre Kalamität in unserem Theaterleben, daß fast ausschließlich nur zwei Richtungen kultiviert werden, zwischen denen eine ungeheure Kluft starrt, die man nicht zu überbrücken versteht oder nicht zu überbrücken gewillt ist. Auf der einen Seite pflegt man moderne Duodezpoeten, denen es weniger auf die objektive künstlerische Leistung, als auf

die Bespiegelung ihres eigenen ‚geistreichen' Ichs ankommt, die daher nur für ihre bestimmte ‚Gemeinde' schreiben, die sie auf das Piedestal des Ruhms hinaufhebt, von dem sie dann nach kurzer Zeit wieder herabsinken. Das sind Giftmischer der Frivolität und Skrupellosigkeit, die sich über alle Normen der Gesellschaft und Sitte hinwegsetzen. Auf der anderen Seite wird die völlig voraussetzungslose seichte Vergnügungs- und Schwankdramatik poussiert, die ebenfalls mit der Zeit, da sie sich in ihren Motiven und Gestalten immer wiederholt, die Zugkraft verlieren muß. Die Brücke aber, die Pflege der soliden, auf edler Grundlage ruhenden Dichtkunst, die dem normal empfindenden Geiste Anregung und Genuß bereitet, zu betreten, dafür geben sich die Theaterleitungen in gänzlich falsch verstandenem eigenen Interesse nicht her. Wo sie es jeweilig tun, fehlt es an Kassenerfolgen keineswegs. Discite moniti! möchte man den Herrschaften zurufen. Allein so lange die ‚maßgebenden' Kreise sich von der Notwendigkeit der Pflege des Hohen, Schönen, Guten auf der Bühne nicht überzeugen lassen, so lange wird das Elend nicht aufhören. Und die produktive Unfruchtbarkeit, über die wohl noch kaum in einer Saison so zu klagen war, wie in der heurigen, wird weiter bestehen."

Lassen wir es dahingestellt, ob man dieser Bewertung der einzelnen Stücke durchweg zustimmen kann, das Gesamturteil trifft jedenfalls zu. Nur ist das Hebbeltheater sicher nicht deshalb eingegangen, weil die Moral seiner Stücke zu tief gestanden. Nach meinen Erfahrungen ist vielmehr unser Publikum in großen Teilen bereits so verdorben worden, daß es an ungepfefferter Lustigkeit keinen rechten Gefallen mehr findet. Sardous wirklich geistvolles Lustspiel: „Ihr letzter Brief" wurde trotz der günstigen Aufnahme bei der Kritik durchweg vor leeren Bänken gespielt, während die faden, lediglich auf Situationskomik und den prickelnden Reiz kaum verhüllter Frivolitäten gestellten Schmarren des Residenztheaters volle Häuser machen. Indes liegt es mir fern, zu behaupten, daß nicht doch noch genug Leute vorhanden sind, die an anständiger Fröhlichkeit Gefallen finden und für das Spiel fein geschliffener Geisteswaffen Dank wissen, gerade wenn nicht hinter jedem Worte der Schmutz einer Zweideutigkeit sich verbirgt.

Die letzten Gründe für die Mehrzahl der beklagenswerten Erscheinungen führen zur alles bewegenden und treibenden Kapitalfrage. Für den Fall des Hebbeltheaters — bei dem schicksalreichen Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhause ist diese Kalamität längst chronisch — führt die B. Z. am Mittag den Nachweis in allgemein belehrender Form. „Der Zusammenbruch der Direktion Robert im Hebbeltheater," heißt es da, „gibt wieder einmal Veranlassung, auf die Leichtfertigkeit hinzuweisen, mit der in Berlin Theater ins Leben gerufen und betrieben werden. Dieselbe Veranlassung hätte freilich schon die Gründung des Hebbeltheaters durch Herrn Robert geben können, denn die Weissager hätten durchaus keine Schwarzseher sein müssen, um schon damals eine unabwendbare Pleite prophezeien zu können. Als Herr Dr. Eugen Robert es riskierte, in Berlin einen kostspieligen Theaterneubau aufzuführen, war er nicht in der Lage, irgendwelche materielle oder persönliche Garantien dafür zu bieten, daß er imstande sei, ein junges Bühnenunternehmen mit Aussicht auf Erfolg zu leiten. Er hatte zwar vier Einakter verfaßt, die von einer gewissen literarischen Begabung zeugen mochten, aber das war auch alles. Er kam aus seiner ungarischen Heimat mit leeren Händen, ohne Kenntnis des Berliner Theaterbetriebes, lediglich gewappnet mit dem durch keine Erfahrung getrübten Wagemut der Jugend. Dabei war der Gründer des Hebbeltheaters offenbar von den besten Absichten beseelt: er war bestrebt, seine Bühne auf einem anständigen (? vgl. oben den Nachruf der Germania) künstlerischen Niveau zu erhalten, hat ihr beachtenswerte schauspielerische Talente zugeführt und sein Repertoire wies fast durchweg Namen von gutem Klange auf. So lagen denn die Fehler der Direktion Robert vom Tage ihres Bestehens an durchaus auf wirtschaftlichem Gebiet: sie hat in den ganzen drei Jahren ihres Betriebes — ausgenommen etwa den März 1909, der die ‚Revolutionshochzeit' brachte — nie so viel Einnahmen erzielt, um ihren Etat damit zu decken, sie konnte solche Einnahmen auch nicht erzielen, da ihr Etat inklusive der enormen Pacht-

summe für das kleine, nur 800 Personen fassende Haus viel zu hoch war, viel zu hoch sein mußte. Nur so ist es zu erklären, daß in der verhältnismäßig erfolgreichen Saison 1908—1909 ein Defizit von 279 000 ℳ zustande kam. Auf diese Weise war Dr. Robert vom ersten Tage seiner Direktion an genötigt, immerzu nach neuen Geldern zu fahnden und sich schließlich mit Haut und Haar den Vereinsbillethändlern zu verschreiben, die heute ja wohl als die einzigen Stützen aller finanziell schwachen Berliner Theaterbetriebe angesehen werden müssen, die aber über kurz oder lang gerade jene Betriebe gänzlich ruinieren werden. Denn die Vereinsbillethändler, die früher ihre ermäßigten Billetts in der Tat nur an Vereine sozusagen unter der Hand abgaben, sind heute durch unsere Theater derart in Anspruch genommen, daß sie die ihnen gegen eine längst vorher gezahlte Pauschalsumme allabendlich zur Verfügung gestellten Bühnenhäuser nicht mehr auf dem Wege der immerhin diskreten ‚Vereinsnachrichten‘ füllen können, sondern ihrerseits gleichfalls schon zu verzweifelten Mitteln greifen müssen. So ließ der Unternehmer, der das Mißvergnügen hatte, am Betriebe des Hebbeltheaters durch umfangreiche à conto-Zahlungen beteiligt zu sein, seit Wochen auf den Straßen und Plätzen Berlins ganz in der Anreißerart der Animierkneipen Zettelchen verteilen, die eine Anweisung auf zwei oder mehr Plätze für das Hebbeltheater zu bedeutend ermäßigten Preisen enthielten. Angesichts eines solchen Billetvertriebes denkt natürlich kein Mensch mehr daran, einen Platz zu normalen Kassenpreisen zu erwerben, er wird sogar Bedenken tragen, für ein auf solche Art angepriesenes Stück auch nur den geringen Betrag anzulegen, für den die Plätze angeboten werden ...“

Der Hinweis auf die Vereinsbillethändler zeigt uns einen anderen Grund, weshalb die Berliner Theater so leer stehen: die Eintrittspreise sind durchweg viel zu hoch. Die Vereinsbillethändler übernehmen die Karten nur für einen kleinen Bruchteil des angesetzten Preises; das Publikum bezahlt diesen Großhändlern etwa ²/₃ des Kassenpreises. Wenn aber die Theater noch bei jenen „Vereins“-Preisen allenfalls bestehen können, so könnten sie es ganz bestimmt, wenn sie bei direktem Billetverkauf zur Hälfte der jetzigen Preise ein durchschnittlich zu zwei Drittel besetztes Haus hätten. Der Parkettplatz muß zu einem Preise zu erhalten sein, den der Mittelstand für einen Genuß sich leisten kann und nicht als Opfer empfinden darf. Ein solches erheischt aber jetzt der Besuch fast aller Theater für den Durchschnittsbeutel. Denn für zwei Personen ist ein Theaterbesuch mit dem unumgänglichen Drum und dran unter 10—12 ℳ kaum zu bestreiten. Da darf man sich noch gar nichts nebenbei leisten und muß all die widrigen Begleitumstände langer Fahrten in der Elektrischen, verschobener Mahlzeiten usw. mit in den Kauf nehmen. Ja, wer will sich da wundern, daß Familien sich zehnmal das Opfer überlegen. Man bringt es allenfalls für ein Theaterstück, das man aus irgend einem Grunde „gesehen haben muß“; man „riskiert“ aber bei dieser Summe niemals etwas Unsicheres und „verkneift“ sich das bloße Unterhaltungsstück. Da geht man viel lieber ins Variété oder in den Zirkus. Das ist billiger und man ist sicher, wenigstens bei einigen Nummern des reichhaltigen Programms auf seine Kosten zu kommen. Ich nehme den oben erwähnten Fall mit Sardous Lustspiel „Ihr letzter Brief“. Ich glaube nicht, daß bei der Vorstellung, der ich beiwohnte, dreißig Parkettplätze bezahlt waren in einem Parkett, das mindestens die zwölffache Zahl von Plätzen aufweist. Die hintersten dieser Plätze kosten mit Aufbewahrung der Garderobe immer noch vier Mark. So hübsch ich nun die Unterhaltung durch dieses Stückchen finde, so überzeugt ich jedermann dessen Besuch gönnte, — fragt mich einer, von dem ich weiß, daß er rechnen muß, so denke ich an 4—5 ℳ für die Person und — rate ihm ab. Wenn er so viel anlegen soll, so gibt es eben noch so sehr viel anderes, was doch vorgeht. Könnte er den Genuß für 2 ℳ haben, so würde ich ihm noch eifrig zugeredet haben. Ja, so liegen doch nun einmal die Verhältnisse in der Wirklichkeit; und wenn der großkapitalistischen Berechnung bei allen Theatergründungen ein so breiter Raum gewährt wird, sollte man nicht vergessen, daß die kleinkapitalistische mindestens ebenso wichtig ist.

Denn es kommt eins hinzu. Für ein Theater sind 75 Besucher, die 2 ℳ bezahlen, wertvoller, als 30 auf 5 Mark-Plätzen, trotzdem beides dieselbe Summe ergibt. Und zwar denke ich jetzt nicht an den idealen Grund, weil im ersten Fall eine größere Zahl von Menschen zu einigen genußreichen Stunden gekommen ist; die Rechnung stimmt auch vom rein geschäftlichen Standpunkte, weil das Theater sich auf diese Weise ein größeres Stammpublikum heranzieht. Aber, wir haben in Berlin eigentlich überhaupt nur noch drei Theater (das königliche Schauspielhaus und die beiden Schillertheater), die mit einem Stammpublikum rechnen. Für alle andern gibt es nur ein Ziel: die Entdeckung des Saisonschlagers. Abend für Abend eine ganze Spielzeit hindurch ein und dasselbe Stück spielen zu lassen, das ist der Wonnetraum aller Theaterdirektoren.

Es ist gar nicht abzuschätzen, welch ungeheure Schädigung diese Einstellung auf den Schlager für die geistige Bedeutung unserer Schaubühne darstellt. Welch entsetzliche Armut liegt in der Erfüllung dieses Direktorenideals. Man braucht es sich nur einmal auszurechnen. Da wird so viel Redens gemacht von der glänzenden Theaterstadt Berlin. Aber du kannst ja gleich ein Dutzend Theater ausschalten: da stehen zwei protzige Musikhäuser. In dem einen wird allabendlich „Die geschiedene Frau", im andern „Der Graf von Luxemburg" gemimt. Die geringste Operettenbühne in der Provinz bringt in einer Woche mehr, als diese beiden anspruchsvollen Berliner Theater im ganzen Winter. Thalia-, Residenz-, Trianon-, Berliner Theater und Lustspielhaus erbringen zusammen im ganzen Winter das Repertoire des weniger angesehenen Unterhaltungstheaters einer mittleren Provinzstadt. Berühmte Bühnen, wie das Deutsche Theater, zehren den ganzen Winter von der gesucht eigenartigen aber noch lange nicht immer wertvollen äußeren Aufmachung (Inszenierung genannt) eines einzigen Stückes. Da hast du täglich in deiner Zeitung eine ganze Seite voll Theateranzeigen und findest nichts, was einen auch nur einigermaßen hochgestellten Geschmack zum Versuche anlocken könnte.

Als Fluch lasten diese Verhältnisse vor allem auf der Produktion. Es müssen ganz seltene äußere Ereignisse zusammentreffen, z. B. die doppelte Krönung desselben Stückes mit den beiden Schillerpreisen bei Hardts „Tantris der Narr", bevor ein Theaterdirektor auch nur auf den Gedanken kommt, in einem künstlerisch ernstgemeinten Stück den gesuchten Schlager finden zu können. Da versucht er es eher noch mit der eigenartigen Inszenierung eines Klassikers. Im übrigen hält er seine Auswahl nur im Bereich des Schwanks und des Sensationsstückes. So hat der elendeste Schmarren viel eher Aussicht, auf die Bühne zu kommen, als eine wertvolle Dichtung, die durch geistigen und künstlerischen Gehalt irgendwelche Ansprüche erhebt.

Auch die Kritik hat sich in merkwürdiger Weise diesen Verhältnissen angepaßt und den Zustand noch verschärft. Die Schlagerware wird in einer gewiß wenig achtungsvollen Tonart behandelt, aber das in Aussicht stehende Amüsement wird so hervorgehoben, daß schließlich doch alle Welt in das als „künstlerisch wertlos" gekennzeichnete Stück hinrennt. Kommt aber wirklich einmal ein Werk auf die Bühne, das wenigstens künstlerische Eigenschaften hat, so wetzt die Kritik ihre Messer besonders scharf und kennzeichnet das Unzureichende mit so „geistreichen" Worten, daß jedem der Besuch des Stückes verekelt wird, trotzdem der Kritiker nebenbei auch die Werte erwähnt! Solange die Kritik nicht einsieht, daß auch sie nicht in absoluter Herrlichkeit dastehen darf, sondern mit den vorhandenen Verhältnissen rechnen, d. h. für jeden Kunstwert mit allen Mitteln kämpfen muß; daß sie, wo sich wirkliches Talent zeigt, parteiischer Fürsprech sein muß, solange wird es nicht besser werden. Vielmehr wird die dramatische Produktion, wie es in Frankreich bereits der Fall ist, entsprechend dem rein kapitalistischen Charakter der Theater, zu einer Industrie herabsinken. K. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.





XII. Jahrg. März 1910 Heft 6

Die religiöse Persönlichkeit

Von

A. König

II.

Es gibt Menschenseelen, die sind so dumpf und stumpf, so träge und tot, daß das Wecken oft unendlich schwer ist, ja zur Unmöglichkeit wird. Nicht aus jedem Stein läßt sich Feuer schlagen, auch nicht aus jeder Menschenseele.

Das haben alle Propheten Gottes erfahren, und nicht am wenigsten der, der wie kein anderer um die Menschenseele gekämpft hat. Stumpfsinn und Gleichgültigkeit sind gefährliche Feinde der Religion, es sind finstere Erdenmächte, die auch von himmlischen Gewalten nicht immer besiegt werden können. An die Gottsucher, an die, welche Hunger und Durst hatten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, an die, welche sich sehnten nach Wahrheit und Klarheit, nach Frieden und Kraft, nach Erlösung, nach Leben und Seligkeit, wandte sich Jesus mit seinem Evangelium. Und sicher war seine Persönlichkeit, die alles das ausstrahlte, wonach das Sehnen eines frommen Gemütes geht, geeignet, solch religiöse Sehnsucht in den Herzen zu stillen, aber es gab ihrer nur zu viele, bei denen die Schwerkraft der Erde alles Aufwärts hinderte. Menschen aber, die satt sind, zu überzeugen, daß sie eigentlich Hunger haben müßten, ist eine unendlich schwierige, oft unlösbare Aufgabe. So war es einst und wird es wohl immer bleiben.

Jedenfalls ist es Tatsache, daß es auch Jesus nicht gelungen ist, jede unempfängliche Seele in eine empfängliche zu verwandeln. Aber nicht nur Dumpfheit und Stumpfheit, diese mehr passiven Feinde der Religion, hindern, daß neues Leben geweckt werde, es gibt auch aktive Gegner, die zum Teil sehr lebendig vorgehen, wenn sie merken, wie einer Leben wecken will, das ihren alten Lebensbestand bedroht. Die Wirksamkeit der religiösen Persönlichkeit führt oft eine Krisis im Menschen herbei, in dessen Brust zwei Seelen wohnen; es kommt zu einer Revolution, zu einer Entscheidungsschlacht. Entweder siegt das gute, das göttliche Lebensprinzip, die „anima naturaliter christiana“ oder das „radikale Böse“ im Menschen. Immer wieder erfüllt sich das tiefe johanneische Wort: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt kommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr denn das Licht; denn ihre Werke waren böse. Wer Arges tut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott getan.“

Wenn darum Carlyle sagt: „Niemals ist der Mensch auch nur der unkräftigsten Offenbarung des Göttlichen gegenüber gleichgültig geblieben; am wenigsten dann, wenn das Göttliche sich selbst geoffenbart in einem seiner Mitmenschen. Geradezu religiöse Ergebenheit liegt tief in seinem Gemüte angelegt und betätigt sich in allen Zeitaltern, auch im unsrigen, in Gestalt einer mehr oder weniger rechtgläubigen Heldenverehrung;“ so finden wir hier gewiß einen wahren Gedanken ausgesprochen, ohne den man ja auch den Mut zur religiösen Einwirkung, jeden Mut zur Seelsorge, die doch auch nichts anderes will, als göttliches Leben in der Seele wecken, verlieren müßte; aber wir müssen doch, wenn auch schweren Herzens, den Carlyleschen Optimismus insofern in etwas einschränken, als wir unsere Behauptung aufrechterhalten müssen, daß es Festungen des Stumpfsinnes und der Bosheit gibt, die auch die religiöseste Persönlichkeit nicht zu nehmen vermag. Ich denke da z. B. an die Erfahrungen, die Jesus in seiner Vaterstadt unter seinen Landsleuten machte, und die ihn zu dem Ausspruch veranlaßten: „Ein Prophet gilt nirgend weniger denn im Vaterland und daheim bei den Seinen“, oder an den Erfolg seiner Wirksamkeit in den galiläischen Städten, der so gering war, daß er sein „Wehe“ über sie rief. Ich denke an sein Werben um die Seele Jerusalems und an sein bittres, wehmutsvolles: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind! wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt.“ Wenn irgend etwas, so war doch gewiß die Predigt und das Leben Jesu eine kräftige göttliche Offenbarung — und doch diese Unempfänglichkeit, diese Verstockung der Herzen, diese tiefe Feindschaft, diese wilde Entfesselung böser Leidenschaften, der Geister des Hasses und der Rache, die nicht ruhen, bis daß das Kreuz auf der Schädelstätte steht. Muß doch auch Carlyle selbst an andrer Stelle bekennen: „Hunger und Blöße, Gefahren und Schmähungen, Kreuz und Giftbecher sind in den meisten Zeiten und Ländern der Marktpreis gewesen, den die Welt für Weisheit geboten, und der Willkommen, womit sie die begrüßt hat, welche gekommen sind, sie zu erleuchten und zu reinigen ... Wann

ward ein Gott für jedermann ‚angenehm‘ gefunden? Die gewöhnliche Weise ist, daß die Menschen ihre Götter hängen, morden, kreuzigen und sie ein paar Jahrhunderte lang mit Füßen treten, bis sie plötzlich entdecken, daß es Götter waren, wo sie dann wieder auf sehr langohrige Weise anfangen zu blöken und zu schreien.“

Hier ist das Feuer des Optimismus bedeutsam gedämpft im Hinblick auf die brutale Wirklichkeit, die einen Ruskin zu folgendem Ausspruch veranlaßte: „Es ist natürlich wahr, daß am letzten Ende nur das Rechte siegt; die wuchernden Dornen des Unrechts knistern schließlich im Feuer fort: und von der ausgestreuten guten Saat geht eines Tages ein Korn unter tausend auf, — und jemand lebt davon; aber die meisten unserer großen Lehrer, selbst Carlyle und Emerson nicht ausgenommen, sind in der Verkündigung dieses Trostes etwas zu ermutigend, mehr als meines Erachtens dienlich ist, während gegenwärtig unsere Felder voller Lolch statt Weizen, voller Kornraden statt Gerste stehen. Mir scheint, daß ihrer keiner genug auf der unabwendbaren Macht und Ansteckung des Bösen und der leichten und gänzlichen Tilgbarkeit des Guten bestanden hat. Arznei verfehlt ihre Wirkung oft, Gift niemals; und die Beobachtung meines vergangenen, nicht unaufmerksam verbrachten Lebens zusammenfassend, kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich tausendmal die Geduld um ihre Hoffnung, die Weisheit um ihr Ziel getäuscht gesehen habe; doch sah ich nie Torheit, die nicht Früchte des Unheils gebracht, Laster, das anders als in Not geendet hätte.“ So fehlt es wahrlich nicht an Hemmnissen für die religiöse Persönlichkeit, die Leben wecken möchte.

Da ist die Selbstsucht des natürlichen Menschen mit ihrer Feindschaft gegen eine Religion der Selbstverleugnung und dienenden Liebe, da ist der Fanatismus des Buchstabens wider den Geist, des Gesetzes wider das Evangelium, des Priesters wider den Propheten. Es sind dies alte und doch ewig neue Gegensätze, zwei Prinzipe, die einander feindlich begegnen.

Oft sind die Menschen, die gegen die Religion der Innerlichkeit, der Gotteskindschaft streiten — das letztere tun die Römlinge von heute noch ebenso wie einst die Pharisäer und Schriftgelehrten —, kaum persönlich verantwortlich zu machen, wenn sie gegen den lebendigen Gott, der in der Menschenseele wohnen und allgemeines Priestertum schaffen will, streiten; sie sind vielmehr oft zu betrachten als Opfer ihres Prinzips, als willenlose Sklaven ihres Systems. Jerusalem und Rom ein irrendes religiöses Gewissen! und auch ein solch irrendes Gewissen erbt sich gleich „Gesetz und Rechten wie eine ewige Krankheit fort“. Jesus hatte nicht nur das „Wehe euch, ihr Heuchler!“ für seine Feinde, sondern auch das innerlich so hoch gelegene Gebet: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Durch eine verkehrte Erziehung und Gewöhnung, durch einen gesetzlichen Drill im pharisäischen oder jesuitischen Geiste von Jugend auf, durch eine Knechtung des Ichs und des eigenen Denkens kann schließlich einem Menschen der Sinn für das wirklich Wahre und Gute nach und nach abhanden kommen und die Aufnahmefähigkeit für den Lebensgeist des Christentums schwer leiden, wenn nicht ganz verloren gehen. Ein unsichtbarer Feind stellt sich jedem Reformator, jedem, der den Versuch macht, neues Leben zu wecken, entgegen. Schiller hat ihn in dem großen

Monolog Wallensteins mit genialen Worten geschildert, wenn er den Helden seines Stückes sagen läßt:

„Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschen Brust mir widersteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht, was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrat
Ihm rührt, das teure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau für Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren."

Der Feind, der hier beschrieben wird, ist der Feind aller Reformatoren, der Feind jedes lebendigen Fortschritts auf allen Gebieten, der Bundesgenosse jedweder Reaktion. Ja auf religiösem Gebiet wird der „würdig alte Hausrat" am sorgsamsten gewahrt, am ängstlichsten behütet, am fanatischsten verteidigt. Dieser Reliquienkult mit dem Alten ist das größte Hemmnis neuer religiöser Bewegung. Er erhält das Tote und tötet das Lebendige. Das Dogma, das „Es steht geschrieben", das Herkommen, die Tradition, diese Leibgarde aller verhärteten, verknöcherten Religionsansicht, fällt über jedes prophetische „Ich aber sage euch", über jedes „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" wie die Meute über das Wild her.

Hier haben wir wieder den Kampf des „Man" gegen das „Ich", welch letzteres nun einmal ein Erzketzer ist und bleibt und die Los-von-Rom-Bewegungen nicht lassen kann. Römischer Sozialismus kreuzigt immer und immer wieder evangelischen Individualismus, und evangelischer Individualismus steht immer wieder auf und protestiert wider römischen Sozialismus. Die Freiheit der Kinder Gottes bäumt sich auf wider die Knechtschaft innerhalb der Kirche, und in dieser Freiheitsbewegung der Seelen, in jeder Sezession heiligster innerster Gewissensüberzeugung, in jeder gottsuchenden Ketzerei — Gott selbst ist mit darinnen, er, der „nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen Gott" ist, und Jesus Christus ist mit darinnen, er, der sagte: „Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes", und der Heilige Geist ist mit darinnen, denn von ihm steht geschrieben: „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit."

Wir sehen: die religiöse Persönlichkeit, die Leben wecken möchte, hat es nicht leicht; bald sind die Seelen aufnahmeunfähig, sei es durch eigene Schuld oder die Schuld ihrer Umgebung und Erziehung, bald sind sie wohl aufnahmefähig, aber nicht willig, eine Religion sich innerlich anzueignen, die Selbstverleugnung, dienende Liebe und Opfer fordert. Für solche Zumutungen schwärmt der natürliche Mensch nie, Sinnesänderung und Wiedergeburt sind ihm äußerst peinlich, auch läßt er die guten Geister, die neben ihm im Herzen wohnen, lieber schlafen als wecken. Er hat nichts dagegen, die äußeren Gebräuche der Religion mitzumachen, o nein, der alte Adam, den wir alle aus persönlicher Erfahrung genugsam kennen, kann, äußerlich betrachtet, ein kirchlich, kultisch, staatlich, politisch sehr korrekter Herr sein — aber nur keine Verinnerlichung der Religion, nur keine seelischen Aufregungen

und Veränderungen! Lieber eine neue Agende, eine neue Gottesdienstordnung, einen Kirch-, einen Abendmahlsgang, eine kleine fromme Stiftung, ein paar Pfennige mehr zur Kollekte — aber im übrigen Schonzeit für den inwendigen Menschen! Die Religion gehört in die Kirche und in die Schule, aber nicht in das Herz und Leben hinein. Es gibt eine Gemeinde der ewig Unveränderlichen, der selbstgerechten, selbstzufriedenen Seelen. Jesus hat sie zur Genüge kennen gelernt. Aber er fand ihrer doch auch, die seiner Erscheinung, seinem Lebensgeist, seinem Evangelium entgegenlechzten, und denen hat er ein neues Leben geschenkt. Hat er auch keine Majoritäten gewonnen, so hat er doch, indem er die Gotteskräfte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Hoffnung in das Herz einer kleinen Schar pflanzte und sein Leben hingab für viele, der Welt den Anstoß zu einer ewigen Bewegung gegeben, von der wir fort und fort spüren. Leidend und sterbend hat er den Glauben und die Liebe als höchste Lebensmächte geoffenbart und das Kreuz, das Holz der Schmach und äußeren Niederlage, in das Zeichen des Triumphes und Sieges gewandelt. Durch seinen Tod, der zugleich die Vollendung, die Krone seines Lebens ward, hat er wie keiner vor und nach ihm in unzähligen Seelen ein neues Leben geweckt und ein heiliges Feuer angezündet, das noch heute brennt und brennen wird fort und fort. Wie schön weiß Novalis davon zu singen:

> „Da kam ein Heiland, ein Befreier, ein Menschensohn voll Lieb' und Macht,
> Und hat ein allbelebend Feuer in unserm Innern angefacht."

Dieses Feuer entsteht da, wo sich der Geist des Menschen persönlich berührt mit dem Lebensgeist Jesu, wo sich die Seele gleichsam einlebt in die große, reine, heldenhafte, selbstlose Seele des Herrn. Das Eisen wird durch Berührung mit dem Magneten zum Magneten, der Mensch durch Berührung mit Christus zum Christen. Ein Mensch kann mir nur dann etwas innerlich sein, mir etwas innerlich geben, wenn ich zu ihm in Beziehung trete, Gemeinschaft mit ihm habe, mich mit ihm seelisch zusammenlebe, seine Persönlichkeit, seine Worte und sein Leben im Herzen verarbeite. Wie sollte Jesus dem etwas sein und in einem solchen Leben wecken können, der sich nie um ihn kümmert, ihm von vornherein gleichgültig den Rücken zudreht, ihn ohne Prüfung, dem Geschwätz der Masse folgend, als „überwundenen Standpunkt" behandelt?

Wie kann ich denn eine Persönlichkeit beurteilen, der ich noch nie innerlich nahegetreten bin, die ich bloß vom fernen Hörensagen — und sei es auch in Kirche und Schule — kenne? Befähigt denn eine bloß äußere Vorstellung, bei der man nur die Namen und Titulaturen hört, auch schon zu einem Urteil? Oder genügt eine formelle Kirchenbekanntschaft mit Jesus, muß es nicht zu einer Herzens- und Lebensgemeinschaft kommen, wenn man die heilende und erlösende Kraft seiner Persönlichkeit erfahren soll? Das ist ja so oft der Jammer und Übelstand in der Christenheit gewesen, daß man sich mit einer formellen, kirchlichen Zugehörigkeit zu Jesus begnügte, sich von der ernsten Pflicht des persönlichen Christentums emanzipierte, daß man, anstatt das in der Persönlichkeit Jesu angeschaute Wesen des Christentums in sich zu verarbeiten und mit seiner Hilfe sein eigenes Wesen

zur persönlichen Lebensentfaltung zu bringen, den viel bequemeren und von dem alten Adam in uns, wie schon oben hervorgehoben, freundlichst befürworteten Weg einschlug und das Wesen des Christentums wieder in die äußerlichen Gebärden eines Kirchentums verlegte, wogegen Jesus einst auf das allerschärffste Protest erhoben.

So wurde das Kirchentum nur gar zu oft der Tod des persönlichen Christentums. Die Seele fristete ein kärgliches Dasein von allerlei kirchlichen Äußerlichkeiten, von Zeremonien und Titulaturen, von Dogmen und Bekenntnissen früherer Geschlechter, bis dann auf einmal der Heißhunger nach persönlichem Leben sich regte, der Durst nach Wahrheit und jenes Ibsensche: „Wenn wir Toten erwachen" sich auch in der Kirche erfüllte. Da erhob sich aus dem Totenreich der Schatten und Schemen, in welchem man ein Scheinleben von Christentum gelebt, siegreich wie der Phönix aus der Asche Jesus Christus und ward für viele aufs neue die Auferstehung und das Leben. Das Leben Jesu strömt hinein in die Seele Luthers, und wir haben die Reformation. Das Leben Jesu strömt hinein in die Seele Wicherns, und wir haben die innere Mission. Nicht magische, aber religiös-sittliche Wirkungen gehen von diesem Leben aus. (Vgl. meine Schrift: „Jesus, was er uns heute ist." Freiburg, Wätzel, geb. 2 M.) Wichtelmännlein gibt es nicht, die uns die innere Arbeit abnehmen, wir müssen schon selbst ans Werk. „Mein Bruder," sagt Carlyle, „du mußt um eine Seele beten; mit einer Energie wie auf Leben und Tod kämpfen, deine Seele wieder zu gewinnen! Wisse, daß ‚Religion' keine Pille von außen ist, sondern ein Wiedererwecken deines eigenen Ich von innen." Und treffend bemerkt Kingsley einmal: „Wie einer sich bettet, so muß er liegen in dieser wie in der zukünftigen Welt. — Aber was noch mehr ist: kein Mensch kann euch euer Bett machen, ihr müßt es selber tun! Kein Mensch kann euch nach meiner Ansicht auf die Dauer helfen. Einer nur ist, der euch und mir und allen Menschen helfen kann — und das ist Gott; und er, scheint mir, hilft nur denen, die sich selber helfen." Aber eins tut Jesus: er, der Meister, zeigt uns, wie man arbeiten und beten muß, soll das Werk gelingen. Er ermuntert die Trägen durch frischen Zuruf und richtet die Verzagten auf durch manches erquickende Lebenswort. Dem Suchen und Fragen, dem Zittern und Zagen, dem Kämpfen und Ringen unsres Herzens kommt er freundlich zu Hilfe, und die Liebe zu ihm, der sein Leben dahingab, daß unsere Seele Gottes und daß Gott unser würde, wird in uns zu einer schöpferischen, das Leben neu gestaltenden und von der Sünde erlösenden Gotteskraft. Christus in uns, Gott in uns durch Christus — siehe da, das eigentliche Motiv und Quietiv unseres Lebens. Das aber ist der größte Dienst, den der Mensch dem Menschen zu leisten vermag, daß er ihm durch die erlösende Kraft der eigenen Persönlichkeit, des eigenen Lebens nun auch zum Erwerb eines höheren Selbst und damit zum wahren Leben verhilft. Allerdings ein theoretischer Beweis, eine sozusagen mathematische Beweisführung, daß Jesus wirklich der Weg zum Leben ist, kann nicht gegeben werden. Es läßt sich keine objektive, sondern nur eine subjektive Probe darauf machen, es muß innerlich erfahren und erlebt werden. Wir lesen im Johannesevangelium: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat; so jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede." Sehr schön sagt Falk: „Alle Beweisführung von

außen ist nur mechanisch; Christus will uns den Vater von innen erleben lassen", und in wunderbarer Übereinstimmung mit ihm bekennt der tiefe Denker Franz von Baader: „Es gibt ewig keinen anderen Beweis des Daseins des Lichtes als das Schauen desselben, seine Einstrahlung, und keinen anderen Beweis Gottes und seines Lebens als die Erfahrung, das gewissenhafte Experimentmachen mit dem Christentum." So meinte es Jesus selbst, als er sagte: „Tue das, so wirst du leben."

* * *

Die aber Kinder eines religiösen Lebensgeistes geworden sind, werden sich ganz von selbst zu einer Gemeinschaft zusammenschließen. Der Meister sucht sich Jünger, und die Jüngerschaft wird seine Gemeinde. Wenn Schleiermacher das eigentliche Merkmal des „großen Mannes" darin findet, daß seine Wirksamkeit eine gemeinschaftstiftende, gemeinschaftbildende sein müsse, so dürfte die religiöse Persönlichkeit, deren inneres Leben zur Seele einer ganzen Gemeinschaft wird, in erster Linie auf jenes Ehrenprädikat Anspruch zu erheben berechtigt sein.

Aus der Gemeinschaft nun, die den Lebensgeist ihres Stifters entfalten, sein Leben zur Darstellung bringen, sozusagen eine Fortsetzung seines Lebens, seines Glaubens, seiner Liebe, Selbstverleugnung und Hingabe sein soll, empfängt der einzelne Anregung, Belebung und Stärkung seines religiösen Lebens. Er sieht Christus nicht mehr hier unten wandeln, so wie er einst mit seinen Jüngern wandelte, aber er weiß sich umgeben von Menschen, in denen Christus immer und immer wieder zu ihm kommt. Als Glied einer lebendigen Christgemeinde spürt der einzelne die lebenweckende Kraft der Gemeinschaft. Wie aber nun, wenn die Gemeinde wohl noch äußerlich besteht, aber das innere Leben Christi, die eigentliche Seele der Gemeinde, aus dem Körper entflohen ist, wenn er hineinfragt in die Gemeinschaft: „Jesus, wo bist du?" und keine Lebensantwort vernimmt? Dann kann der einzelne seine Einsamkeit schwer empfinden, es kann leicht frostiger Reif in die Seele fallen, der Geist gedämpft werden, das Feuer des Idealismus erlöschen. Auch Jesus sehnte sich in Gethsemane nach einer mit ihm wachenden und betenden Gemeinschaft und empfand es bitter und schmerzlich, als er seine Jünger schlafend fand. Nun, Jesu Seele war groß und stark, sie nahm ihn auch allein auf, den schweren Kampf, ihr göttliches Leben zu behaupten. Aber wie manche Seele mag schon gestorben sein, weil ihr die Lebenszufuhr aus der Gemeinschaft, aus der Umgebung fehlte. Und doch möchte gerade da Jesus den innerlich Vereinsamten stärken, daß er nicht ein Opfer des Pessimismus werde, und ihm helfen zu dem Erlebnis: „Ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir." Aber gewiß ist, daß die, welche aus ihrer Umgebung inneres Leben empfangen, es leichter haben, ihr Christentum zu behaupten. „Ein Mensch ist, sei der Himmel stets dafür gepriesen, sich selbst genügend, aber dennoch sind zehn in Liebe vereinigte Menschen imstande, zu sein und zu tun, was zehntausend einzelne nicht vermöchten. Unendlich ist die Hilfe, welche der Mensch dem Menschen gewähren kann" (Carlyle). Mit Recht sagt Novalis: „Es ist gewiß, mein Glaube gewinnt ganz unendlich von dem Augenblick an, wo ich ein anderes Gemüt davon überzeugen kann!"

Man braucht den Pietismus nicht für die dem Lebensgeist Jesu entsprechendste Erscheinungsform des Christentums zu halten: aber was hat der einzelne für einen

inneren Halt an der Gemeinschaft, z. B. in der Brüdergemeinde, in der das Leben der ersten Gemeinde zu Jerusalem gleichsam wieder auflebte und Christus die Seele des Zusammenlebens, das Band des Glaubens und der Liebe ward, das die Glieder untereinander innig und fest verknüpft. Gewiß, wir wollen keine Kopie der Brüdergemeinde, aber manche Gemeinden könnten sich von dieser Gemeinde und auch von der Gemeinschaftsbewegung der Gegenwart sagen lassen, was ihnen fehlt. Ja was der Christenheit fehlt und ihr doch so not tut und das ewige Ziel religiöser Sehnsucht bleiben wird, der Dichter Lenau läßt es seinen Savonarola aussprechen in Worten, so fromm und innig empfunden und mit so hehrem, heiligem Klang, daß sie uns tönen wie ein hohes Lied von der lebenweckenden Kraft der christlichen Gemeinschaft:

„Die Herzen werden sich verbünden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Brust in Brust hinübermünden
Wird, Gott entströmt, ein Freudenfluß.

Und finden werden sie gemeinsam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was keiner kann erringen einsam,
Wer nur sich selber Kränze flicht.

Zugvögel sammeln sich in Scharen,
Wenn sie empfinden in der Luft
Ein süß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Süden ruft.

Vereinigt trotzen sie den Winden,
Daß keiner sie der Bahn entführt;
Vereinigt schärft sich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Süden spürt.

So werden sich die Seelen einen
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Daß sie nach ew'gen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird sich finden einst hinieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Christo allen wird gemein."

Ja sicher bleibt dies das leuchtende Ziel: lebendige Gemeinden, die sich zusammensetzen aus lebendigen christlichen Persönlichkeiten, da der einzelne Leben an die Gemeinde gibt und Leben aus ihr empfängt, sich selbst — im edlen Sinne des Wortes — behauptet und sich selbst verleugnet im Liebesdienst an den Brüdern. Individualismus und Sozialismus müssen sich heiligen lassen durch den Geist des Christentums.

Jesus war Individualist, er hat sein eignes inneres Leben nicht preisgegeben, auch nicht einen Kompromiß mit der Welt, mit der Masse, mit den Jüngern, mit seinen Feinden, mit dem Zeitgeist, mit der Hoffnung Israels, mit seinem eigenen Fleisch und Blut geschlossen, durch den er Schaden genommen hätte an seiner Seele. Er hat leuchtender als alle anderen Märtyrer ihrer persönlichen Überzeugung der Welt durch sein Leben und Sterben verkündet:

„Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz."

Aber seine Freiheit war die Freiheit des Gotteskindes, das fest am Herzen des Vaters ruht, und diese aus der Frömmigkeit herausgeborene edle Selbständigkeit des inneren Menschen ist der eigentliche, der wahre, der königliche, ethisch-aristokratische Individualismus. Seine Gottgebundenheit bewahrt ihn vor Sündenknechtschaft, vor wilden, wüsten Auswüchsen, vor Revolutionen, die das Heilige,

das Ebenbild Gottes im Menschen zerstören, sie bewahrt ihn vor Selbstsucht, Egoismus, Rücksichtslosigkeit, vor all den Mächten, die nicht nach dem Wohl der Gemeinschaft fragen. Wohl, dieser gottgebundene Individualismus reißt auch nieder, wo es not tut, er konserviert nicht das, was wert ist, zugrunde zu gehen. Aber er übt nicht nur Kritik, wie der moderne Individualismus eines Ibsen, er reißt nicht alles, auch das Gute, Erprobte ein, wie der eines Nietzsche. Der Individualismus, der von Gott das Leben seiner Seele empfängt, wird zum Reformator, er baut ein Neues, Besseres, Schöneres auf, das auch den anderen Seelen, den anderen Menschen, der Gemeinschaft zugute kommen soll. So wird der Individualismus, der von Gott her kommt, ganz von selbst zum Sozialismus, zur Lebenshingabe an die Gemeinschaft und zur Lebensarbeit an ihr.

Jesus, der wahre Individualist, Jesus, der wahre Sozialist: er erhält das Leben seiner Seele, indem er sein Leben hingibt für die Brüder. Selbstbehauptung und Selbsthingabe stehen hier nicht im Widerspruch, sondern ergänzen, bedingen sich gegenseitig. Das Leben und Sterben Jesu, der ganze Reichgottesgedanke proklamiert die Versöhnung von Individualismus und Sozialismus. Wo aber der Sozialismus von Gott her kommt, wird er Achtung haben vor der Einzelpersönlichkeit, die freie Seele nicht knechten wollen, sondern den Menschen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zu heben suchen; da würden also auch die Auswüchse, die wir am Sozialismus unserer Tage zum Teil bemerken können, schwinden. Daß aber der wahre Individualismus und Sozialismus unser Volk segne, daß es komme immer mehr zu uns, das Reich Gottes, in dem der einzelne der Gemeinschaft gibt, was ihr ist, und die Gemeinschaft dem einzelnen, was ihm ist, und alle Glieder Gott geben, was Gottes ist, dazu brauchen wir die lebenweckende Kraft der religiösen Persönlichkeit, die von Gott, die von Christus herkommt und mit der Freiheit des Gotteskindes die Liebe zu den Brüdern vereint.

Nur an Christi ewigem Wesen vermag der einzelne wie die Gemeinschaft zu genesen.



Fromm

Von

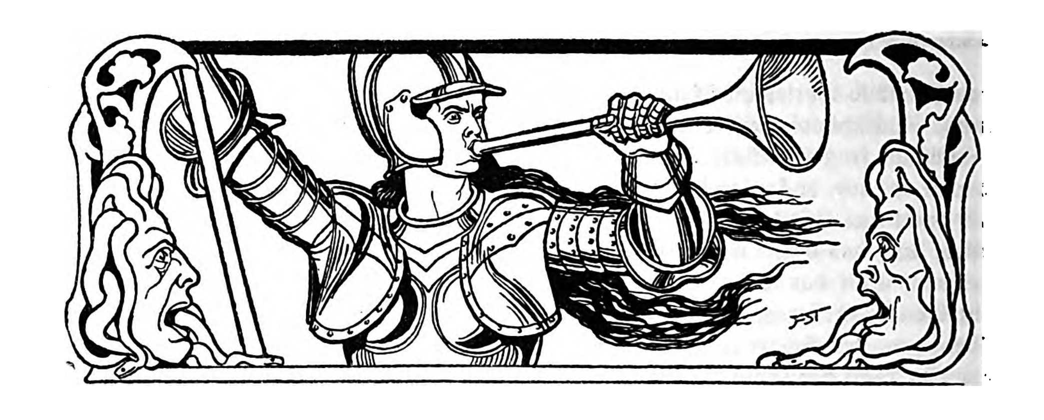
Ernst Ludwig Schellenberg

Kein Traum weiß so viel lichtes Glück,
So glaubensvoll ist kein Gebet,
Als wenn dein sternenreiner Blick
Fromm über unsrer Liebe steht.

Dann möcht' ich tief dich benedein,
Wie man mit teuern Heiligen tut,
Und möchte wie ein Priester sein,
Ewig geweiht zu deiner Hut.

Du bist an jedem Tage neu
Und immer reich und wunderbar;
Und zagend fast, in froher Scheu,
Bring' ich dir Dank und Segen dar.





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Zweites Buch: Straßburg

Erstes Kapitel

Die Marseillaise

Versprengte Wolkenbataillone werden von einem leichtfüßigen Westwind über den Rhein gejagt. Es ist eine Aprilnacht des Jahres 1792. Vielzackig, ein abenteuerlich Ungetüm, lagert sich die starke Stadt Straßburg mit ihren scharfkantigen Bastionen, Mauern und Türmen inmitten der Wasserläufe der Rheinebene. Die Festung streckt aus ihrer gedrängten Häuserfülle über alle Kirchen und Kamine das unvergleichlich gewaltige Münster wie einen Stachel empor in die düstergroße Nacht. Der sumpfige Rheinwald hat ein üppiges Weidengrün über die stehenden Wasser geworfen. Amseln schlagen in den Gärten der Ruprechtsau. Die Stadtbeleuchtung, erst vor wenigen Jahren eingeführt, bemüht sich, im Bunde mit überfüllten Bierschenken und Kaffeehäusern, die Gassen der Festung zu illuminieren. Über der Häusermasse winkt der Krummsäbel des Mondes. Wucht und Wildheit ist in dieser Nacht. In den Lüften wetteifern Gascognergesang der Soldaten und deutsche Nachtigallen.

Und noch vibriert in den Herzen das heute tausendmal gespielte Revolutionslied „Ça ira" der Regimentskapellen.

Denn es ist der 25. April 1792. Das revolutionär fiebernde Frankreich hat der bedeutendsten Nation Europas den Krieg erklärt. Straßburg hat heute mit Musik und Umzug die verwegene Kriegserklärung gefeiert. Abteilungen aller Regimenter der Garnison, zwei Kanonen voran, sind durch die Stadt gezogen, ihnen folgen blaue Reiter der Bürgerwehr oder Nationalgarde. In ihrer Mitte reiten, mit dreifarbiger Schärpe umgürtet, der Maire Dietrich mit dem Stadt-

schreiber. Auf den hauptsächlichen Plätzen der Stadt wird in deutscher und französischer Sprache die Kriegserklärung verlesen.

Krieg mit Österreich! Krieg mit seinen Verbündeten, den Preußen! Bürger, wir werden diese Tyrannenknechte zermalmen unter dem Massentritt freier Bataillone! Gallischer Elan wird mit geschliffenem Bajonett diese Söldlinge über den Haufen stoßen. Aux armes, citoyens! Unser Land wimmelt von Scheinpatrioten; und vor den Toren lauern die Emigranten. Marchez! Marchez! In Phrasen droht die Revolution zu ersticken: auf zur Tat! Phrasen sind in diesem parlamentarischen Gezänk billig geworden wie Assignaten, dies verzweifelte Papiergeld: hinaus in die offene Schlacht, wem Bayards Heldenblut in den Adern schäumt! Aux armes, citoyens! Zu den Waffen! An den Feind!

* * *

„Kandidat Hartmann? Aber natürlich entsinn' ich mich Ihrer. Neulich sprach mir Ihr Vater von Ihren Studien. Nun? Also zwei Jahre deutscher Gelehrsamkeit — und noch lebendig?"

„Sehr lebendig!" versetzte wohlgemut der lange Hofmeister von ehedem. „Obschon ich fürchte, daß man in diesem lauten Lande unter Leben etwas anderes versteht."

„Aha, die Revolution, nicht wahr! Das geht hier im Geschwindschritt."

Man war im Hause des Bürgermeisters Dietrich am Broglieplatz zu Straßburg. Der Maire selbst hatte unter der Fülle seiner Besucher den Kandidaten Viktor Hartmann angeredet. Um die beiden her summte das Geräusch einer großen Abendgesellschaft.

Man war nicht mehr im gemächlichen Idyll von Birkenweier. Der heimgekehrte Philosoph und Naturforscher spürte die Veränderung bis in die Verkehrsformen hinein. An diesen offenen Abenden der politischen Führer gab nicht mehr die liebenswürdige Umständlichkeit des aristokratischen ancien régime den Ton an, wenn auch die Offiziere von Adel, soweit sie nicht ausgewandert waren, ihre auserlesenen Umgangsformen nicht verleugneten. Der Ton war frei, heftig, unbefangen. Man plauderte mit seinem ersten besten Nachbarn über Politik. Die Frau des Hauses, auf dem Sofa sitzend, erhob sich für jeden Eintretenden, was einer Dame des alten Régime nicht eingefallen wäre. In einem Nebenzimmer saßen anfangs Dietrich und Ehrmann ein Weilchen am Spieltisch; sie rauchten dazu aus langen holländischen Tonpfeifen. Auf einem runden Tisch, von Offizieren umlagert, dampfte die Punschterrine. An Stühlen und Wänden hingen Säbel und Hüte; man bildete sitzend und stehend zwanglose Gruppen. Die Uniform herrschte vor; der Stulpstiefel verdrängte seidene Strümpfe und Schnallenschuhe; schweres Rot und Gold bildeten des Salons kräftige Grundfarbe.

„Wir gehen rapid der Entscheidung entgegen", fuhr der Maire von Straßburg fort. „Es wird sich binnen wenigen Monaten zeigen, ob die freie Monarchie oder die zügellose Anarchie Frankreich regieren oder verwirren wird."

Ein düstrer Blick aus des Bürgermeisters blauen Augen durchflog den leicht von Tabaksrauch durchkräuselten Saal. Dietrich war nicht mehr der heitere Optimist von 1789. Bedenkliche Furchen liefen an der Nase entlang zu den Mund-

winkeln herunter; man spürte dem Manne an, daß er gearbeitet hatte für das Straßburger Gemeinwesen. Doch seine anmutige Männlichkeit hatte nicht an Würde verloren; ja sie war durch ihren gesetzten Ernst imponierender als zuvor. Noch wußte sich der Maire, dem man sogar den französischen Ministerposten weissagte, Herr der politischen Situation.

„Und wie steht es mit Ihren Absichten hierzulande?“ fragte er den Kandidaten. „Jeder tüchtige Zuwachs ist uns willkommen.“

„Ihre Frage“, versetzte Viktor, „erinnert mich an einen der bedeutsamsten Tage meines Lebens.“

„Wann und wo war das?“

„Das war zu Rothau im Steintal vor etwa drei Jahren.“

„Richtig, da waren wir ja beisammen. Waren da nicht unsere vortrefflichen Birkheims dabei und jener ungewöhnliche Pfarrer Oberlin aus Waldersbach?“

„Ganz recht. Und da ist mir eben durch Pfarrer Oberlin eine Erkenntnis aufgegangen, die mich voraussichtlich durch mein Leben begleiten wird. Es wurde dort dem jetzigen Maire von Straßburg der Rat erteilt, über den Parteien zu bleiben. Und es wurde auf die wichtige Zweiheit aufmerksam gemacht, die sich durch alle menschliche Ordnung zieht. Hier politische Welt — dort seelische Welt: das ist die Zweiheit. In Jena, Kant studierend und mit Schiller im Verkehr, habe ich diese Weisheit vollends in succum et sanguinem aufgenommen. Und so bin ich entschlossen, mich auch hier in der Heimat der seelischen Erziehungsarbeit zu widmen und die politische Arbeit andren zu überlassen.“

Es war eine glatte Absage.

Der Maire von Straßburg behielt in gesetzter Haltung die Hände auf dem Rücken und hörte den jungen Mann höflich an. Aber die Fußspitze bewegte sich energisch; und immer kühler und ferner wurde der Blick, mit dem nun der schwer in politischen Kämpfen stehende Führer der Stadt den Philosophen ins Auge faßte.

„Was Sie mir da sagen, mein Lieber,“ sprach er dann mit etlicher Schärfe, „klingt philosophisch oder christlich, ist aber eine klingende Ausflucht. Ein Mann von Charakter — diesen Standpunkt vertrat ich schon damals im Steintal — m u ß Partei ergreifen, wenn sein Volk ihn braucht. Der Gute nimmt durch sein bloßes Dasein Partei gegen die Bösen, die selbst den schweigenden Guten als Vorwurf und Herausforderung empfinden. Ich säße wahrlich lieber im Jägertal über mineralogischen Studien, statt mich hier von Jakobinern beschimpfen zu lassen. Was würde denn aber alsdann aus der öffentlichen Ordnung? Wie würde wohl euch idyllischen Träumern mitgespielt werden, wenn wir nicht für eure Sicherheit sorgten? Sie werden noch umlernen. Elementaren Ereignissen gegenüber ist Philosophie Phrase. Levrault, kommen Sie mal her, bekehren Sie diesen Fremdling aus Jena zur Politik!“

Der Maire hatte die letzten Worte einem bildhübschen jüngeren Manne zugerufen. Levrault, ein Druckereibesitzer, damals Prokurator des Departements, der mit Gloutier, Schöll, Ulrich und einigen andren Freunden Dietrichs in der Nähe stand, trat herzu, verwundert über den etwas nervösen Ton des heute freilich be-

sonders geschäftigen Bürgermeisters. Und der Maire eilte zu einer Gruppe von Offizieren. Er mochte sich mit einem Neuling nicht aufhalten.

„Sie kommen von Jena?“ fragte Levrault. „Da sind Sie zu rechter Zeit heimgekehrt, sonst wären Sie dort am Ende von unserer Armee besucht worden.“

Der betagte Aktuar Salzmann bewegte sich gemächlich näher.

„Haben Sie unsren Dietrich geärgert, daß er so hurtig weglief und Sie stehen ließ?“

„Ich hoffe doch nicht“, erwiderte Viktor ein wenig bestürzt. „Ich bin nur zufällig hier, habe den Herrn Baron von Birkheim im Komödienhause getroffen —“

„Ah, Birkheim aus Kolmar?“ vereinfachte jemand.

„Ja, und bin mit ihm hierhergegangen. Da ich neulich erst heimkehrte und über zwei Jahre abwesend war, so sind mir die Verhältnisse hierzuland noch nicht wieder geläufig. Würden Sie die Güte haben, Herr Aktuarius, mir einige dieser Bürger und Offiziere zu nennen?“

Salzmann warf einen Blick in das Gewimmel der Uniformen und zeigte dem Fragenden einige Freunde des Hauses. Da plauderte der Generalmajor Viktor von Broglie, Chef des Generalstabs der Rheinarmee, mit seinem jungen Adjutanten Desaix — „Sie erkennen den aide-de-camp oder Adjutanten an der einen Knopfreihe der knappen Uniform“ — und der wohlbeleibte, aber mit anmutigen Gesten seine Rede begleitende Herzog Armand von Aiguillon mit dem freien und frischen, bei den Soldaten beliebten Achille Duchastelet: jener in seinem Benehmen noch ganz der philosophisch gebildete Grandseigneur des ausgehenden Königtums, aber auch er ebenso wie Broglie und die anderen den neuen Ideen zugeneigt und als Deputierter beteiligt an der berühmten vierten Augustnacht. Um den Punschtisch saß und stritt ein Schwarm von Offizieren, darunter Kapitän Caffarelli Dufalga vom Geniekorps: sie entwarfen aus vergossenem Punsch Generalstabskarten auf der Tischplatte und erörterten Zukunftsschlachten. Am Ofen saß, im Gespräch mit dem Oberst eines Schweizer-Regiments, der kleine, alte, verwitterte Marschall Luckner.

„Ich kann Ihnen“, sprach Salzmann, „nicht alle diese goldenen Epauletten und Generalsfräcke nennen. Aber vielleicht interessiert Sie dort noch jener blonde große Kapitän vom Ingenieurkorps, der den beiden jungen Nichten Dietrichs den Hof macht. Es ist Rouget de l'Isle: ein musikalisches und poetisches Naturell, angenehm und anspruchslos, spielt noch meisterhafter als Dietrich die Geige, hat einige Singspiele und dergleichen gedichtet und komponiert, ist mit dem Komponisten Grétry in Paris und dem hiesigen Ignaz Pleyel vom Domorchester befreundet — kurz, lauter Vorzüge, die ihn in diesem musikalischen Hause beliebt machen.“

Unter den Bürgern ragte die lange, schmale Gestalt des Pfarrers Blessig empor, eines glänzenden Kanzelredners jener Zeit. Pasquay und Ehrmann nebst etlichen Professoren, worunter Jakob Jeremias Oberlin, der Bruder des Pfarrers von Waldersbach, waren dem Kandidaten noch bekannt. Von Damen waren nur anwesend die hohe Gattin des kleinen und eleganten Herrn von Oberkirch nebst Frau von Birkheim und ihrer glänzend erblühten Tochter Octavie, die beide bei

Frau Luise Dietrich saßen, galant umplaudert von Offizieren. Ebendort fielen die beiden Söhne des Bürgermeisters, Fritz und Albert, beide noch im ersten Jünglingsalter, angenehm auf; sie trugen die schmucke Uniform der Nationalgarde; Fritz war Chef des Straßburger Jugendbataillons.

„Kleidsam, nicht wahr?" bemerkte Salzmann. „Dunkelblauer Rock, weiße Umschläge und scharlachener Vorstoß, Kragen von Scharlach — und auf den gelben Knöpfen eine königliche Lilie, umringt von den Worten: ‚Garde nationale strasbourgeoise'."

Hartmann ließ mit Erstaunen seine Blicke wandern. Das war nicht mehr der weiß-goldene Salon des Rokokoadels, nicht mehr das mädchenhafte Gezwitscher vom Park zu Birkenweier. Hier gab das männliche Element mit sonoren Stimmen den Ton an.

„Nun, und was treiben die Studenten zu Jena?" fragte nun seinerseits Salzmann, der einst in der Knoblochgasse mit dem jungen Goethe, mit Franz Lerse und andren Studenten eine unvergeßliche Tischgesellschaft gebildet hatte. „Zu unserer Zeit galt Jena als eine Universität der Raufbolde, wo schlecht gegessen und um so mehr Lichtenhainer Bier getrunken wurde."

„Das ist dort anders geworden", beeilte sich Viktor zu versichern. „Es hat sich der Studenten ein metaphysisches Bedürfnis bemächtigt."

Und Viktor fühlte sich verpflichtet, den Herren anzudeuten, durch welche Äußerung er soeben Dietrichs Verdruß erregt hatte.

„Hätt' ich zu Christi Zeiten gelebt," schloß der Philosoph, der in dieser soldatisch-politischen Stimmung in der Tat wie ein Fremdling wirkte, „so hätt' ich das römische Reich seinen Millionen überlassen und wäre ins stille Galiläa gezogen. Ich hätte nicht Pilatus gedient, sondern Jesus. Ähnlich ergeht es jetzt, wenn ich das vergleichen darf, einem Teil der jungen Deutschen. Sie suchen vor allem ihre Seele, ihre Persönlichkeit; sie beginnen ihr Erziehungswerk mit sich selber. Müßten diese deutschen Studenten in den Kampf ziehen, sie steckten vielleicht Schillers ‚Don Carlos' oder Kants ‚Kritik der praktischen Vernunft' in den Tornister."

Viktor wurde nach und nach warm. Es sammelte sich um ihn eine Gruppe; und ermuntert durch diese Aufmerksamkeit fuhr er mit steigender Beredsamkeit fort:

„Allenthalben in jener lieblichen Landschaft, an der Saale, im Paradies, im Wäldchen von Zwätzen, auf der Höhe des Fuchsturms, können Sie junge Deutsche über philosophische Probleme plaudern hören. Kants Metaphysik und Sittenlehre hat Einzug gehalten. Auf dem Katheder steht Professor Reinhold, ein Mann, der seinem Namen Ehre macht, denn rein und hold legt er diese schwierigen Themata der Jugend ans Herz. So ist dort in Jena Philosophie die Königin der Wissenschaft. Und ihre praktische Betätigung heißt Humanität: das heißt, man appelliert an den sittlichen Stolz des einzelnen, daß er vor allem sich selber zu einer edlen Persönlichkeit läutere, ehe er es unternehmen darf, den Staat zu reformieren."

Viktors Worte waren zwar, nach seiner alten Gewohnheit, ein wenig dozierend, aber mit gewinnender Wärme vorgetragen.

„Professor Reinhold kommt aus Wien, war Mönch, Zögling des Jesuitenkollegiums, warf die Kutte ab und flüchtete nach Weimar. Dort fand er bei Wie-

land, dem immer gastfreien, ein freundlich Willkomm, wurde dessen Schwiegersohn und hat dann in Wielands Zeitschrift Briefe über die Kantische Philosophie veröffentlicht. Das ist kein trockener Gelehrter, er liebt die Poesie, spricht mit anmutiger Klarheit und stiller Wärme — und so begreift man, daß sich der große, blasse und ein wenig kränkelnde Philosoph hingezogen fühlt zu dem ebenso großen, blassen und kränkelnden Dichter Schiller."

„Sie kennen den Dichter der ‚Räuber'?"

Frau von Oberkirch warf die Frage herüber.

„Ich habe bei Professor Schiller Vorlesungen gehört."

„Wie sieht er aus?"

„Wer diesen herrlichen Mann bloß auf dem Katheder gesehen hat, kennt ihn nicht. Aber in seiner Wohnung oder auf Spaziergängen — was für Gespräche, was für unvergeßliche Gespräche! Man ist in Gesellschaft höchster Ideen und glänzender Bilder, man lernt in rastlosem Fortbewegen sein irdisches Dasein als ein Nichts, sein höheres Selbst als etwas Unendliches betrachten. Schillers Aussprache schwäbelt ein wenig, doch lassen Sie diesen großzügigen Deutschen ins Feuer geraten! Da wird der Schwabe zum Weltbürger — nein, zum Himmelsbürger! Es gedeihen in seinem geistigen Klima vortreffliche Menschen; ich sehe noch den edlen Friedrich von Hardenberg mit seinem Engelsgesicht, ganz Auge, ganz Seele; habe auch einmal Herrn von Humboldt, einen geistvollen Freund des Dichters, mir von Kolmar her bekannt, in Erfurt begrüßt. Aber an zäher und starker Leidenschaft im Gestalten und Vergeistigen läßt Schiller alle anderen hinter sich. Wahrlich, es gehört zu den Glücksgütern meines Lebens, daß ich diesen ausgezeichneten Mann kennen gelernt, und ich werde seiner im Tode nicht vergessen."

Aus einer Fülle warmen Empfindens sprach Viktor. Sein Gesicht wurde schön, seine jung-männliche Stimme bebte vor dankbarer Bewegung. Und er fuhr fort, von Deutschland zu erzählen. Der kriegerische Salon versank; ihm zu Häupten rauschten groß und ernst die Pappeln des Griesbachschen Gartens, wo Kandidat Hartmann die Ehre gehabt hatte, mit Professor Schiller und Minister Goethe aus Weimar nebst Gelehrten wie Kirchenrat Griesbach oder Hofrat Schütz bedeutende Gespräche zu vernehmen, während die kahlen, steilen Berge des Saaletales erhabene Zuschauer waren — — dies elysäische Gestade zauberte der Erzähler mit leuchtenden Augen herauf.

„Meisterhaft!" rief Kapitän Rouget de l'Isle, der herangetreten war. „Ich liebe die Menschen, die sich begeistern können. Enthusiasmus ist Leben, alles andre nur ein stümperhaft Vegetieren."

„So ist es, Kapitän!" rief der Philosoph von Jena im Schwung der Rede, wobei er dieses „C'est cela, mon capitaine!" mit freudiger Wucht dem Genieoffizier zuwarf. „Sagen Sie statt Enthusiasmus der königlich freie Wille!"

„Nein," rief Rouget visionär, „ich sage Ihnen ein noch besseres Wort, das alles Strebens und Wollens Erfüllung ist: das G e n i a l e! Gebt mir eine Stunde Genialität — und ich bezahle dafür mit einem ganzen langen öden Leben!"

„Und glauben Sie, daß die Revolution Geniales aus dem Menschentypus heraushämmern wird?"

„Das ist der Zweck der Revolution!" klang sofort Rougets Antwort. „Glauben Sie mir: ihr einziger Zweck!"

„Thüringen hat Ihnen gefallen?" unterbrach irgendeiner aus der Umgebung banal genug, da man diesen seltsam flinken und flüchtigen Gedankenblitzen nicht zu folgen vermochte.

„Wir werden es kennen lernen", rief einer der Offiziere. „In drei Tagen ist unsere Armee zu Jena an der Donau!"

„Die fließt wo anders!" warf der ehemalige Hofmeister kurz und verweisend herum. Und er entrollte mit beredten Worten Landschaftsgemälde von den thüringischen Hügeln.

„Übrigens", schloß er mit einer verbindlichen Wendung an die Baronin Birkheim, die in der Nähe saß, „traf ich dort in der Rhöngegend einen Verwandten Ihrer Familie, einen Baron von Stein zu Nord- und Ostheim, den Bruder der Frau Waldner von Freundstein. Diesen Jüngling habe ich auf meine hübschen Schülerinnen nicht wenig neugierig gemacht."

„Nein, was soll man nur dazu sagen!" rief die Baronin ihrem Gatten zu. „Wie frisch unser Herr Hartmann aus sich herausgeht! Frau von Mably würde Sie nicht mehr necken."

Frau von Mably!

Unerwartet zuckte dieser Name in die Unterhaltung. Hatte jemand mit dem Ärmel ein Saiteninstrument gestreift? War ein Fenster geöffnet worden und fiel der weiche Südwind in die harte Kriegsstadt ein?

Das Gespräch war abgeschnitten. Viktor beugte sich zur Baronin hinüber und erkundigte sich gemessen und freundlich nach der Marquise.

„Zu unsren intimen Freundinnen hat sie ja eigentlich nie gehört", versetzte die Baronin zögernd. „Der Marquis ist gestorben, das Landhaus hat sie verkauft, und die Tochter soll in Grenoble sein. Ihr selbst geht's freilich nicht gut."

Sie warf einen fragenden Blick auf ihren Gatten und brach ab. Birkheim aber zog seinen ehemaligen Gouverneur beiseite.

„Hätt' ich gestern schon gewußt, daß Sie zurück seien, Hartmann, so hätt' ich Ihnen persönlich einen für Sie bestimmten Brief gegeben, den Ihnen nun Pfarrer Stuber bringen wird. Eine verdrießliche Sache! Die extravagante Dame macht die Schicksale durch, die zu ihrem Naturell passen. Doch hier ist nicht der Ort, darüber zu sprechen."

Viktor blieb vollkommen ruhig.

„Ich vergaß übrigens," sprach er, „mich nach Hofrat Lerse zu erkundigen."

„Der ist nach Wien ausgewandert und erzieht dort den jungen Grafen Fries."

„Und Pfeffels Militärschule geht ein?"

„Leider! Die Schüler bleiben aus. Alles wird von Politik verschlungen ..."

Es war an solchen Abenden Sitte, daß etwa ein Dutzend oder mehr Gäste zum späten Nachtessen blieben, während sich die übrigen vorher entfernten. Heute waren die geladenen Gäste fast nur Offiziere. Hartmann zog sich mit Salzmann, dem Aktuar und dessen Vetter Rudolf, dem Buchdrucker, nebst einigen andren Bürgern und Professoren beizeiten zurück und wanderte mit ihnen durch die immer noch laute nächtliche Stadt dem Münster zu.

In mitternächtiger Erhabenheit türmte sich die kunstvolle Steinmasse inmitten der schwärzlichen Stadt. Steinerne Könige und Heilige bewachen bis hoch empor den mittelalterlichen Bau, aus demselben Gestein gebildet wie die Kirche selbst, verwachsen mit der Kirche. Wie sich Bettler in eine Nische schmiegen, kauerten um den Fuß des Münsters allerlei Buden und Zelte. Vielverschnörkelt und spielend leicht, gleichwohl aber mit einer Wucht, an welcher Jahrhunderte mitgewirkt hatten, staffelte sich der Turm empor ins fliehende Nachtgewölk, befreundet mit den Gestirnen und doch aus demselben Erdgestein, aus dem alle diese bürgerlichen Wohnungen gekittet sind.

„Da stehen wir vor dem versteinten Mittelalter," sprach einer der Herren, an Erwins Dom emporschauend, „vor dem vielgescholtenen Mittelalter, das solche Kraft und Kunst entfaltet hat. Da sammelten sich die Menschen immer wieder aus den Wirren der Frau Welt in der dämmernden Innerlichkeit der Kirche, die wie ein ruhiger Freund inmitten der Gemeinde stand. Das griechische Altertum hatte seine Mysterien von Eleusis, sein einigendes Olympia, seine Tempel; auch dort übten sich die Menschen in der heiligen Ehrfurcht. Und wir?"

„Vive la nation!" rief eine Soldatenstimme. Und trunken lachende Volontäre schwankten Arm in Arm, in langer Kette, von der Krämergasse herüber. Im Nu waren die vornehmen Bürger von den Langhosen umzingelt und einem Raketenfeuer von faulen Witzen ausgesetzt. Immer wieder schrie ein zappliger kleiner Trunkenbold jenen patriotischen Ruf am schlanken Hofmeister empor.

„Sans doute", erwiderte der Elsässer gelassen von oben herab, „vive la nation!"

„Et puis encore la nation — et toujours la nation — et enfin le roi! Mais — au diable l'Autrichienne!"

Der Knäuel rollte sich auf ein Münsterportal zu; gewandt kletterte einer der Burschen dem andren auf die Schultern, über diesen wieder tastete sich ein Dritter empor — und stülpte unter tosendem Lachen der zuschauenden Schar einem Heiligenbild die Jakobinermütze auf das Haupt.

Die Gelehrten gingen still und ernst auseinander.

„Wen meint er mit der ‚Autrichienne', die er zum Teufel wünscht?" fragte Hartmann.

„Marie-Antoinette."

„So spricht dieser Bursche von seiner Königin?!"

„Nichts Neues in Frankreich. Ganze Pamphletfabriken haben diese Frau mit Schmutz überschüttet. Die Umgebung des Grafen von Artois oder des Herzogs von Orléans überbietet sich in Verleumdungen. Und ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß die Königin eine zwar leichtlebige, aber reine Natur ist. Erinnern Sie sich noch, Salzmann, wie sie im Jahre 1770 durch dies glänzend illuminierte Straßburg fuhr? Frankreich betete damals die junge Schönheit an. Heute verflucht man sie bis in die elendeste Strohhütte hinunter. Es hat sich bitter gerächt, daß diese Frau zu viel an ihre Toiletten und Frisuren, zu wenig an den Hunger des Volkes gedacht hat."

Salzmann, der Aktuar, schritt mit Viktor und Pasquay über den Gärtnersmarkt, der jetzt Gutenbergplatz heißt, nach der Schlossergasse.

„Auf der Plattform unsres Münsters“, sprach der alte Herr, „sind gute Namen in den Sandstein gemeißelt. Goethe, Lenz, Herder, Lavater, Schlosser, Brüder Stolberg — es war eine Morgenröte für die deutsche Seele. Gute Jungen waren's, unser Lerse, Weyland, Engelbach und all die andren; kann's kaum glauben, daß uns nur zwanzig Jahre von jenen frischen Zeiten trennen. Aber da seht euch die geflickte Pfalz an! Und horcht einmal nach den Fenstern der Spiegelsäle hinüber — wie dort die Jakobiner auf der Tribüne bellen, allen voran der feiste Eulogius Schneider!“

Pasquay wohnte in der Schlossergasse.

„Wenn Sie ein wenig länger hier sind,“ sprach er beim Abschied zu Viktor, „werden Sie einsehen, daß Ihre heutige Bemerkung unsren Dietrich verstimmen mußte und nicht am Platze war. Der Mann steht schwer im Kampfe. Wohl hält die Stadt mit viertausend Wahlstimmen zu ihm, während die Roten dort kaum fünfhundert zusammenbringen. Aber wer weiß, was alles kommen kann! ... Sehen Sie den Anbau da oben auf meinem Dache? Besuchen Sie mich einmal früh morgens, da finden Sie uns dort oben politisieren. Abends in der Freiburgerstube oder in den Hörsälen an der Neuen Kirche. Auf Wiedersehen!“

* * *

Im Hause Dietrich war man noch nicht gewillt, einen so kühnen Tag bereits abzuschließen. Vielmehr war die patriotische Schwungkraft noch im Steigen. Die einzigartige Neuheit, daß nun zum ersten Male nicht Ministerkabinett noch Dynastie, sondern eine freie Nation um ihrer freien Prinzipien willen in den Krieg zog; die Aussicht, womöglich das ganze schlaffe Europa mit Freiheitsfeuer anzuzünden: dies allein schon war genügend, Offiziere zu entflammen und Bürger stolz zu machen. Es war ein guter Krieg, denn es war ein Krieg um ein Ideal. Man war im Begriff, dem Lande der Philosophie und Kleinstaaterei zu zeigen, wie man Ideen in praktische Tat umsetze.

Dies flog durch die Gespräche der Dietrichschen Tischgesellschaft.

„Man wird uns als Befreier umarmen!“

„Wir werden vernunftgemäße konstitutionelle Verfassungen in ganz Europa einführen.“

„Vor uns die Dummheit — hinter uns die Freiheit!“

„Die Weltgeschichte hat geschlafen, sie ist wieder in Marsch!“

„Holla, Kameraden, singen wir ihr ein Marschlied!“

„Haben wir denn ein Marschlied?“

„Hat Frankreich einen Kriegs- und Nationalgesang, der dem guten Geschmack genügen könnte?“

„Ah, ça ira“, sang einer, „ça ira, ça ira —

Suivant les préceptes de l'Évangile:
Celui qui s'abaise, on l'élèvera,
Celui qui s'élève, on l'abaisera — —“

„Meine Herren, werden Sie mich unpatriotisch nennen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich dieses Ça ira für einen läppischen Schmarren halte, nicht würdig einer großen und geschmackvollen Nation? Bei dem heutigen Umritt hat mir diese

ewig wiederholte Melodie die Nerven mißhandelt. Wissen Sie übrigens, wie es entstanden ist? Es war ein Lieblingstanzlied der Königin Marie-Antoinette; die Melodie ward vom Volke aufgefangen, mit einem Text versehen — und da hüpft nun das revolutionäre Frankreich nach einem Tanzliedchen! Meine Herren, dies frivole Tänzeln paßt nicht mehr für das heroische Frankreich! ... Voyons, Kapitän Rouget de l'Isle, stellen Sie Ihr Doppeltalent in den Dienst dieses neuen Frankreich! Seien Sie unser neuspartanischer Tyrtäus! Singen Sie uns ein Kriegslied!"

Der Maire Dietrich war es, der diese Anregung dem Freunde zurief. Er gab dadurch dem Gespräch das feste Rückgrat.

„Wahrlich, ja, Rouget soll uns ein Lied singen, das die Bürger zum Weinen bringt vor Scham, daß sie nicht Soldaten sind!"

„Das den Tyrannen Schauer über die Rücken jagt!"

„Das uns einige Batterien ersetzt!"

„Das als Obergeneral Schlachten gewinnt!"

„Heraus, Kapitän! Warum halten Sie sich versteckt?!"

General Broglie warf ihm dies Wort zu. Sein Zuruf klang wie Befehl. Und nun erhob sich der also Bestürmte, der neben dem jungen Fritz von Dietrich saß.

Es war ein freundlich offenes, kein heroisch Gesicht, das nun langsam am Tisch emportauchte. Der bescheidene Geniekapitän legte die Linke, gleichsam eine Stütze suchend, dem jungen Nationalgardisten auf den braunen Scheitel, während die Rechte das Kelchglas ergriff. Man pflegte diese knabenhaften Soldaten des Jugendbataillons — wie die Findelkinder — mit zärtlichem Stolz „les enfants de la patrie" zu nennen: die Kinder der mütterlichen Nation.

„Er versteckt sich hinter unser enfant de la patrie!"

„Enfants de la patrie sind wir alle!"

Der schlanke rotblonde Kapitän Rouget de l'Isle, aus der Freigrafschaft Burgund von den Hängen des Jura stammend, hatte sich in voller Länge aufgerichtet und warf nun den Kopf empor, der bisher zwischen Epauletten und Kragen in die Halsbinde eingesunken schien. Es war in seiner Familie eine ganz leise Verwachsung erblich: die rechte Schulter war um ein geringes höher als die linke, so daß sein liebenswürdiges Gesicht auf der rechten Seite ein klein wenig nach oben gedrängt schien. Mit halbgeöffneten Lippen, deren Ecken nach unten zurückwichen, so daß etwas wie Melancholie um die Mundpartie flog, warf er einen fast verwunderten Blick in die Gesellschaft, die ihn so plötzlich mit einem einmütigen Vertrauen beehrte. Rouget de l'Isle war Dichter, Komponist und Soldat zugleich — und doch schließlich Dilettant auf allen drei Gebieten, nicht mit voller Energie eine bestimmte Region beherrschend. Wie ein Schatten lag es über dem liebenswürdigen Manne, als hätte sein vorwiegend musikalisches Gemüt schon oft umsonst nach der befreiend entlastenden Form gesucht. Er war, wie alle in diesem Kreise, ein scharfer Gegner der Radikalen und hatte das heute erst in einem temperamentvollen Zeitungsartikel bewiesen. Wie sein Freund Dietrich war auch er ein warmherziger Befürworter der konstitutionellen Monarchie.

„Meine Damen und Herren," sprach der Kapitän unter dem Kreuzfeuer der Blicke und Worte, „einen Kriegsgesang zu finden, wie ihn diese erlauchte Gesellschaft verlangt, ist nicht das Werk eines einzelnen. Zumal nicht, wenn dieser einzelne mit seinem Singspiel ‚Bayard in Brescia' ruhmlos an der Pariser Opéra comique durchgefallen ist. Etwas so Heroisches muß aufblitzen im ersten Feuer unenttäuschter Jugend —"

„Papperlapapp, Rouget!" unterbrach Duchastelet. „Ich reise morgen nach Schlettstadt ab: Sie dichten das Lied und senden mir's nach!"

„Tagesbefehl!" toastete General Broglie — nach dessen Großvater, einem früheren Festungsgouverneur von Straßburg, der Platz draußen benannt war. „Rouget de l'Isle nimmt heute nacht seine Geige und singt und spielt einen Kriegsgesang, zu widmen dem Oberbefehlshaber der Rheinarmee, dem Marschall Luckner! Vorausgesetzt" — wandte er sich mit Humor dem Marschall zu — „daß der Herr Obergeneral den Tagesbefehl billigt."

Luckner, der sich wenig beteiligte, winkte gemütlich herüber.

Die Tafelrunde lachte, durch Zurufe die Order unterstützend. Rouget de l'Isle lachte mit, wehrte mit beiden Armen ungestüm ab, ergriff abermals sein Glas — und nachdem er dem Marschall respektvoll zugetrunken hatte, nahm er wieder Platz.

Nun drohte das Tafelgespräch in Neckereien zu zerflattern; aber Dietrich gab ihm wieder die feste Richtung.

„Meine Herren, unterschätzen Sie mir nicht die Macht der Musik für unsere gegenwärtige Bewegung! Musik versöhnt, wo Parteihaß trennt; Musik beflügelt, wo die trockene Vernunft zaudert. Eine nationale Masse ist unrhythmisch: gebt ihr Musik, und die Volksmasse gerät in Schwingung! Sie werden bemerkt haben, meine Herren Offiziere, wie ermüdete Soldaten auf dem Marsche elastischer zuschreiten, sobald Musik in ihre Reihen fährt. Cromwells Schwadronen sangen ihre Psalmen; die Wittenberger Reformation und die niederländischen Freiheitskämpfe sind nicht denkbar ohne Choräle und fortreißenden Gemeindegesang. Entsinnen Sie sich, Rouget, daß ich Ihnen neulich das Kredo einer deutschen Messe und etliche deutsche Choräle vorgetragen habe? Welche Wucht, nicht wahr, dieses ‚Ein' feste Burg ist unser Gott!' oder ‚Wachet auf, ruft uns die Stimme'! Wenn die Orgel in unsren Kirchen mit vollen Registern dröhnt, so beben die Steine! Solch ein revolutionäres Tedeum singen Sie uns, Rouget de l'Isle!"

„Dietrich, Sie machen mich durstig nach Musik!" rief Aiguillon. „Holen Sie Ihre Geige! Ans Klavier! Gebt uns große Musik!"

Und der Abend ging über in Musik ...

Jetzt erst, als man ihn unbeachtet ließ, begann die Anregung in Rouget de l'Isle zu wirken. Unauffällig zog er sich zurück. Seine Wohnung lag in der nahen Meisengasse. Kaum zu Hause, griff er zu seinem Instrument. Aufgefordert von hohen Offizieren, Beamten und schönen Frauen, geschmeichelt durch dies Vertrauen, durchglüht vom reinsten Patriotismus, umklungen von Proklamationen und Gesprächen eines kriegerischen Tages: — so griff Rouget de l'Isle zur Geige.

Die ersten Töne, mehr Atem und Erregung als Wort und Form, drängten

sich in stürmischer Fülle in die Außenwelt. Es war ein Chaos von Gefühl und Phantasien. Doch ruhiger wogte der Rhythmus; Worte stellten sich ein; Rougets Mannesstimme begleitete den leicht darüber hinfliegenden Geigenton. Der Dichterkomponist schritt auf und ab: mit ihm marschierten die singenden Bataillone. Er warf sich der Länge nach auf den Boden: um ihn her lagerte die Armee im nächtlichen Biwak, zwischen aufgestellten Flinten, am Vorabend der Schlacht. Auf den Hügeln des Elsasses — seht hin, wie mondhell das schöne Elsaß !— schlafen die Linienregimenter; es lagern ungeordnet die oft so schwer zu bändigenden, oft so feig zur Panik geneigten, aber dann wieder unwiderstehlich anstürmenden Kompanien der Volontäre. Was bringt uns der Morgen? Tod oder Sieg? Mit Jauchzen in den Tod, Kameraden, wenn er das Vaterland rettet — — Soldaten, von euch hängt Frankreichs Schicksal ab! Die Geister der alten Ritter aus Bayards Zeiten wandeln durch euer Lager, neigen sich über eure Stirnen, küssen euch Todesmut auf die taufeuchte Wange. Da knirschen die Geweihten trotzig im Schlaf — und über den Himmel her fliegt ein erstes Leuchten: Geisterheere sammeln sich auch dort, mitzukämpfen in den Lüften — der Tag graut — Hörner rufen — Flintenschüsse bei den Vorposten — auf, meine Soldaten!

„Allons, enfants de la patrie!
Le jour de gloire est arrivé!“

Rouget de l'Isle sprang auf. Er sang, spielte, marschierte. Mit schnaubendem Atem warf er Text und Noten nur eben so weit hin, daß er ihrer am nächsten Morgen wieder habhaft werden konnte. Nicht er sang dies Lied: die Nation sang ihr Lied! Der kriegerische Geist dieses Tages war in ein Straßburger Zimmer eingekehrt und sprühte Feuer und Dampf in dies Lied aus.

Dann verließ der Genius den Besessenen wieder. Der Sprecher der Nation sank in sich zusammen, warf sich erschöpft auf sein Lager und schlief ein.

Er wird am Morgen wieder erwachen als der liebenswürdige Halbdilettant von gestern. Aber die eingefangenen Strophen laufen nicht mehr fort. Die Melodie ist gebannt. Frankreich hat einen Nationalgesang.

* * *

Während Rouget de l'Isle seine geniale Stunde erlebte, lag Viktor Hartmann schlaflos in seinem altbürgerlichen Bett mit den verblichenen blauen Vorhängen und durchdachte die Stimmungen dieser erhitzten Stadt.

Nicht leicht war der innerliche Jüngling Massensuggestionen zugänglich. Und doch gab etwas in ihm den soldatischen Tönen Antwort. Oft sprang er auf und spähte horchend in die Nacht hinaus. Er zählte die langsam, stark und weitschwingend verhallenden Schläge der Münsteruhr; deutlich unterschied er St. Thomas und Alt-St. Peter am Klang ihres Glockenmetalls. Doch diese Stätten der Sammlung, durch ihre Glocken ruhevoll an ihr Dasein gemahnend, waren nicht vermögend, sein Blut zu beschwichtigen. Das elastische Naturell dieser gallischen Rasse und die Champagnerlaune jener Südfranzösin vermischten sich in Viktors Vorstellung. Frankreich schien ihm ein verführerisch Weib; man war dort im Krieg und in der Liebe auf Elan und Rausch gestimmt. Hingegen der deutsche Gottsucher hatte sich geübt in ernster und entsagender Vergeistigung.

Er war männlich geworden in diesen drei Jahren. Er wußte genau, daß ihn keine Marquise künftig überrumpeln werde. Und doch hallte es wehvoll durch seine Sinne: „Es geht ihr nicht gut!" Mochte diese Frau leichtfertig oder heißblütig sein: sie hatte ihm aber rückhaltlos ihr Herz geöffnet, sie hatte wahre Liebe bei ihm gesucht, sie hatte ihm große Stunden einer wildschönen Poesie gegeben dort an den umblitzten Gebirgen der oberelsässischen Sommernacht. Und nun — „es geht ihr nicht gut!" Pfarrer Stuber von der Thomaskirche besaß einen Brief von ihr an Viktor. Und die übrigen Andeutungen — der Marquis tot, das Landhaus verkauft, die seelenvolle Abby von der Mutter getrennt — waren geeignet, den Schlaflosen sehr zu beunruhigen.

Viktor schlug Licht. Er griff, wie manchmal in solchen Fällen, nach dem Notizbuch, das neben dem Neuen Testament auf dem Nachttischchen lag. Es war kein schöngenähtes Journal; es war ein einfach Taschenbuch, schwarz wie die Kleidung der Deputierten des dritten Standes. Werktägliche Notizen und Auszüge aus Büchern gesellten sich darin friedlich zu adligen Gedanken, die er zu seiner eigenen Beruhigung und Klärung zu formen pflegte.

So saß der Kandidat im Schein der Kerze auf seinem zerwühlten Lager, vom lose herabhängenden dunkelbraunen Haar umwallt, und schrieb gebückt in sein Notizbuch:

„Einmal hat eines französischen Weibes Leidenschaft meinen Lebensbach in einen Katarakt verwandelt. Ich werde mich hüten vor den Katarakten der Politik. Nicht zum Verwunden bin ich gesandt, sondern zum Heilen und Helfen. Wohl vernehme ich in meines Wesens Tiefen die Fähigkeit zur Hingabe an wilde und freie Ideen. Doch will ich diesen furor teutonicus oder gallicus lieber unbeschworen lassen; denn es ist ein furor daemonicus. Ich aber trage an meinem Finger einen himmlischen Talisman. Der Blick auf meinen Goldring mit dem kristallenen Herzen gebe mir edle Geistigkeit und kraftvolle Sammlung!"

Aber den jungen Mann durchschauerte ungestüm das Verlangen nach Liebe.

„Einmal habe ich Liebe und Leidenschaft verwechselt. Ich bereue es — aber ich kann nicht auf Liebe verzichten und werde jene Zeiten niemals schmähen. Ich kann nicht auf Liebe verzichten und schäme mich bitterlich aller Anfechtungen der Wollust. Ach, und diese beiden sind in einem jungen Blut so listig miteinander verbunden und verknüpft, daß mir die Entknäuelung unermeßliche Qualen schafft. Werde ich, nach hinausgeläuterter egoistischer Lust, jemals gewürdigt werden, reine Liebe in ihrer ganzen unaussprechlichen Wonne kennen zu lernen? O Gott, ich suche mit ganzer Inbrunst reine Liebe! Gib mir reine Liebe oder — vernichte wieder dein Geschöpf! Ja, vernichte mich, siehe, ich bin bereit! Denn ich kann nicht leben ohne Liebe!"

So schrieb der einsame Philosoph. Und er seufzte unter dem Schauer der Erinnerungen und Gedankenbilder, die dieser Abend aufgerührt hatte.

Dann lag er wieder ausgestreckt und still, die Hände unter dem Nacken, und überdachte den Gegensatz zwischen Jena und Straßburg.

Ein scharf ausgeprägtes nationales Bewußtsein war in damaliger Zeit noch nicht ausgebildet. Erst die französische Revolution brachte das Wort „Patriot" in

Umlauf und nahm nach anfänglichem Weltbürgertum bissige nationale Formen an. Der Heimgekehrte empfand Gegensätze, die dem Durchschnitt nicht bewußt wurden. Seine Freunde, Gevattern und Basen um ihn her betrachteten die Welt unter dem Gesichtspunkt der guten und nahrhaften Unterkunft in Amt und Ehren. Ihm fiel es bedeutungsvoll auf, daß die Anzeigen draußen an den Mauern in zwei Sprachen gedruckt werden mußten; das elsässische Volk verstand kein Französisch; ohne die Soldaten und Beamten aus dem Innern Frankreichs hätten sich die Volksgesellschaften mit deutschen Tagungen begnügen können.

„In eines Volkes Sprache", dachte Viktor, „sind eines Volkes Gemütswerte beschlossen; in ihr sind die seelischen und geistigen Schätze niedergelegt; ‚Muttersprache' sagt man: denn an diese Laute wird schon das Kind von der Mutter gewöhnt; und so schafft Sprache eine große Tradition und verbindet die Generationen und Stämme. Wir Elsässer pendeln zwischen zwei Sprachen herum."

Er dachte an Birkenweier zurück, wie er mit seinem Nachfolger, einem Kandidaten aus Belfort, diese Frage besprochen hatte: dieser Nachfolger gedachte den Unterricht der jungen Birkheims in französischer Sprache zu leiten, hatte aber mit Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Kinder an deutsches Unterrichten gewöhnt waren.

Franz Lerse fiel ihm ein, der das unruhige Grenzland verlassen und in Wien Pflichten übernommen hatte. Aber er verwarf den Gedanken, irgendwo anders zu wirken. Denn er liebte dieses unvergleichliche Elsaß und sein reizvolles Gebirge.

Und schon landeten nun seine Gedanken am ruhigen Gestade. Auf den Felsen stand, von edler Abendröte schön umblüht, die Zeder Oberlin. Dieser reife Freund hatte das elsässische Problem und das Lebensproblem in einem höheren Lichte besiegt. Und unmittelbar über Viktor, in diesem Vaterhause, wohnte jene stille Frau Frank mit ihrem Töchterchen Leonie! Welche Fügung! Sollte vielleicht jedem Menschenleben, sobald man sich dem Animalischen der Gattung als ein Sonderwesen zu entringen beginnt, ein geheimer Plan zugrunde liegen, gewoben von unsichtbaren Meistern dieses Planeten?

Wie ein junger Soldat im Gewehrfeuer der ersten Schlacht fiebernd vor Aufregung ins Blaue schießt, plötzlich aber ruhig wird, wenn er hart neben sich die feste Mannesstimme des Offiziers vernimmt: „Ruhig zielen, Leute!" — so wurde Viktor von einer wunderbaren Ruhe durchströmt, als seine Seele die Gestalten Oberlin, Johanna Frank und Leonie Frank an sich vorüberziehen sah. Es waren also noch andre Menschen in dieser elsässischen Welt, die fest und klar ihre gesegneten Pfade gingen — aus dem Grenzland ins Hochland.

Hier endete seine Gedankenfolge. Er war entschlossen, gleich nächsten Tages tatkräftig nachzuspüren, wieso es Frau von Mably „nicht gut gehe", und dann für sie und Addy zu tun, was eben Dankbarkeit und Güte zu tun vermögen.

* * *

Rouget de l'Isle erwachte am nächsten Morgen mit dem Gefühl, daß dort auf dem Tisch, in geschwisterlicher Nähe der Geige, etwas Lebendiges auf ihn warte. Er trat fast neugierig näher, er prüfte im klaren Tageslichte Noten und Text. Prachtvoll! Da sind sie, die Flammen von gestern! Da sind sie festgebannt für immer!

Sofort zu Dietrich!

Er traf den Maire noch zu Hause und ließ ihn rufen. Wichtiges wäre zu melden: ein Armeekorps im Anmarsch!

„Ein Armeekorps?“ rief Dietrich, bestürzt aus seinem Arbeitskabinett herbeieilend. Aber Rougets heiter gespanntes Angesicht bemerkend, fügte er lächelnd hinzu: „Sie sind wohl der vorauseilende Adjutant?“

„Der General, wenn Sie wollen, der das Armeekorps gleich mitbringt! Lesen Sie das, mein Freund — singen Sie mir das — sagen Sie mir frischweg Ihr Urteil!“

Der Maire las Noten leicht vom Blatt, trat summend den Takt dazu, nickte und rief ins Nebenzimmer: „Luise! Kommt einmal heraus, kommt alle heraus!“

Frau von Dietrich erschien in Morgentoilette; Arm in Arm schoben sich die jungen Nichten neugierig nach. Der Gatte ließ nicht viel Zeit zu Begrüßungen, sondern rief den Damen mit seiner volltönenden Tenorstimme entgegen: „Wir haben unser Kriegslied! Da bringt mir der Kapitän, was er in der Nacht gefunden hat! Das hat Mark! Das hat Haar auf den Zähnen! Heute noch ruf' ich dieselben Offiziere zusammen — und Sie singen uns das! Nehmen Sie die Geige, Rouget!“

Und zu Rouget de l'Isles Geigenspiel sang nun der Bürgermeister von Straßburg jenen Kriegsgesang der Franzosen, der seitdem unter dem Namen „Die Marseillaise“ weltberühmt geworden ist.

Zweites Kapitel

Viktors Vaterhaus

Der Vormittag war durch neugierige Besucher beschlagnahmt. Und nach dem Mittagsmahl, als sich Viktor einen Augenblick zurückgezogen hatte, erscholl abermals von der Wohnstube her ein lautes Reden, als ob es sich um einen Streit handle. Er lief hinüber und fand dort den Bäcker Hitzinger aus dem Erdgeschoß, den Vater seines Kameraden Leo. Papa Hitzinger und Papa Hartmann lösten miteinander die konfessionelle Frage.

„Ihr habt kein' Kirch', ihr Protestanten!“ rief der kleine Bäcker, der in Pantoffeln und weißem Wams heraufgekommen war. „Unsereinem ist's heilig zumut, wenn da vorn die Monstranz glänzt und das Glöcklein klingt, denn der Heiland in Person ist in der Kirch' —“

„Gott ist Geist, steht in der Bibel!“ widersprach der Lutheraner Johann Philipp Hartmann. „Und du sollst ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten! Unsre Kirch' ist da, wo das Wort Gottes vernommen und in werktätigem Glauben angewandt wird, wo unsre schönen alten Choräle — —“

„Die Bibel?“ unterbrach Hitzinger. „Die legt ja jeder von euch anders aus! Ihr habt ja keine Autorität! Einer aber muß Herr sein im Hause — —“

Dies war ein unglückliches Argument. Meister Hitzinger schnappte jählings ab. Ein anzügliches Räuspern des protestantischen Gegners warf ihn um. Es war nicht zu bestreiten, daß die Körperwucht und Seelenderbheit der Frau Hitzinger das Erdgeschoß beherrschte.

Und nun ergriff der untersetzte, markige Hausbesitzer die Waffe, die der andren Konfession aus der Hand geglitten war.

„Hitzinger, Euch hat der Begriff ‚katholisch' den Augapfel gefärbt! Was nicht katholisch getauft ist, das hat in Euren Augen ein peinlich Fegefeuer zu gewärtigen oder hoffentlich sogar die ewige Höllenpein. Eure Frau aber? Und die Zwillinge? Die sind zwar der Kummer Eures Lebens, aber da sie katholisch sind, kommen sie halt nach ein bissel Fegefeuer eher ins Himmelreich als der brävste Protestant. Potztausend, Hitzinger, ich hab' Euch ganz gern, Ihr seid ein bravs Männel, aber bleibt mir mit Eurem konfessionellen Tatterich aus meiner Stube fort! Gott sieht das Herz an, nicht den Taufschein!"

„Worüber erhitzt ihr euch denn?" fragte Viktor begütigend.

„Ach, über meinen Sohn Leo", seufzte der Bäcker.

„Ei, wie geht's dem Leo?"

„Recht hart, recht hart", versetzte Papa Hitzinger kummervoll. „Er hat der neumodischen französischen Regierung den Eid verweigert. Nun wird er von der Maréchaussée, den Gendarmen, mit manchem andren treuen Priester im Ried oder in den Bergen herumgehetzt. Er hält aber aus, bringt in Verkleidungen sterbenden Katholiken das heilige Sakrament und liest nachts in Bauernhäusern die heilige Messe. Denn die Leute wollen von den neumodischen Priestern, die der Regierung den Bürgereid geschworen haben, nichts wissen. Und der Bischof und der Heilig' Vater in Rom auch nicht. Mein Leo ist brav und gehorcht der Kirche. Und darin muß ich ihm halt recht geben."

Der früh gealterte Mann strich seufzend über sein dürftig Perückchen. Sein verwelktes, etwas gedunsenes Gesicht war voll Furchen und Falten; die Lippen schienen geschwollen vom Beten, die Augen vom Weinen. Er war etwas kränkelnd. Leo, körperlich der Mutter ähnelnd, hatte des Vaters Gutartigkeit geerbt und war sein Liebling.

„Der Fürstbischof Rohan", bemerkte der alte Hartmann, „hat eure Priester in einen üblen Zwiespalt gebracht, indem er ihnen Ungehorsam gegen die neue Regierungsform befiehlt. Er selbst hat sich von Zabern nach Ettenheim ins Badische geflüchtet, sitzt dort in Sicherheit und hetzt. Und dies verhetzende Rundschreiben an die elsässischen Priester nennt der Halsband- und Cagliostro-Rohan einen ‚Hirtenbrief'? ... Siehst, Viktor, und wie ich ihm das in aller Ruhe zu Gemüt führe, wird er auf einmal wild. Na, und da sind wir halt e bissel ins Fäschte 'komme."

Der alte Herr klappte mit Energie seine Schnupftabaksdose auf, zauderte noch eine Sekunde und bot sie dann mit schnellem Ruck seinem Widersacher an. Hitzinger kannte diese Bewegung als ein Zeichen versöhnlicher Gesinnung. Er tauchte seufzend zwei Finger ein, sagte „merci", beugte sich schnupfend vor und streute mit dilettantischer Verschwendung den bräunlichen Tabaksstaub auf sein mehlweißes Wams. Der alte Gärtner mit den verwitterten Nasenflügeln tat kräftig und kunstgerecht dasselbe. Und der gebildete Hofmeister aus Birkenweier wandte sich lächelnd ab, als die nun entstehende Pause mit Schnupfen und Niesen musikalisch ausgefüllt wurde. Hernach fing der Bäcker von irgend etwas Alltäglichem an; Papa Hartmann stimmte mit elsässischer Gemütlichkeit bei; und so ging man friedlich auseinander.

„Du weißt, Viktor, daß ich gern Ordnung hab'", sprach der Alte, als sie wieder allein waren. „In meinem Hause sind Hölle, Welt und Himmel unter einem Dache vereinigt. Im Erdgeschoß und Hinterhof hausen die Hitzingers: da ist Feuer im Backofen und Händel in den Stuben. Nur der Alte ist brav, wenn auch e bissel bigott. Die Kujons, die Zwillinge, wollt' ich schon ins Regiment stecken und ihnen die Ausrüstung bezahlen; aber die Feiglinge beißen nicht an. Im ersten Stock wohn' ich selber mit der Tante Lina. Na, die kennst du; sie brummt gern. Im zweiten Stock aber ist ein kleines Himmelreich: denn da wohnt Frau Augusta Johanna Frank mit ihrem Töchterchen Leonie. Der Sohn ist jetzt in Paris. Sieh, Viktor, ich war schon oft in Versuchung, die Bäckerfamilie hinauszuwerfen, denn die Zwillinge sind Unkraut, und Mama Hitzinger ist, was Mundwerk anbelangt, ein Pritschenweib von der Ill. Aber der alte Mann hat mich immer wieder gedauert. Eh bien, so duld' ich sie denn halt. Und es geht ja auch so weit; denn sie wissen: es ist einer da, der hält auf Ordnung."

Vater Hartmann war meist wortkarg, herb, trocken. Sein bräunlich-gesundes Gesicht mit der etwas breiten, rötlichen Nase lag in strengen Falten, wenn er zwischen seinen Blumen draußen in der Ruprechtsau hantierte. Aber er hatte seine aufgeweckten Tage; da traf er kernig das rechte Wort und schüttete allerlei Gedanken aus, die sich in der Schweigezeit angesammelt hatten. Er war ein alter Reichsstädter, aber er hatte sich die Welt angesehen; im Erdgeschoß nannte man ihn nur den „Amerikaner". Seine Hausfrau hatte er sich auf den Hügeln von Oberbronn geworben; die rasche und fromme Frau war früh gestorben. Eine etwas grämliche Schwester verwaltete sein Haus; und der Alte blieb einsam. Zärtliche Liebe verband ihn zwar mit dem Sohne; aber es lag nicht in beider Art, diese Liebe zärtlich zu äußern. Mancher Zug war beiden gemeinsam: so der Sinn für Ordnung, so die spröde Zurückhaltung in Herzensdingen. Auch Bewegungsfreiheit brauchten beide. So gingen denn diese süddeutschen Naturelle in ihrem Leben ebenso selbständig und querköpfig ihren Weg, wie sie bei ihrem gesprächigen Philosophieren in der Stube umeinander herumliefen und oft hartnäckig aneinander vorbeiredeten. Von Zeit zu Zeit blieb der Alte vor seinem Blumen-Erker stehen oder nahm eine Prise; schaute wohl auch flüchtig in den Spiegel und schnellte mit den Fingerspitzen Tabaksspuren von dem grauen, groben Bürgerfrack hinweg oder ordnete seine kleine Zopfperücke.

„Viktor," fuhr er fort und warf sich ein wenig in angreifende Haltung, denn er hatte bisher diesen peinlichen Punkt vermieden, „da wir von Ordnung sprechen — ich möcht' auch in deinen Studien Ordnung sehen. Verstehst? Du bist dem Pfarramt ausgewichen und Hauslehrer 'worden. Eh bien, ich hab's gelten lassen, du hast Schliff gelernt. Dann aber brennst du mir auf eine deutsche Universität durch? Studierst Philosophie, Anatomie, Botanik — und was weiß ich, was alles? Eh bien, sag' ich abermals, mein Viktor gehört zu den Langsamen; er geht genau und sicher seinen Gang wie der Paßesel. Na, und wo stehen wir jetzt miteinander? Ich fürchte, du schwebst mir zuviel in der Luft."

„Ich muß erst innerlich mit mir fertig werden", wich Viktor aus.

„Dazu eben verhilft dir ein festes Amt!" versetzte der Vater schlagfertig.

„Papa," erwiderte Viktor, „laß mir meine Weise und vertraue mir! Es wird gut werden. Auch du bist weit gewandert, aber du hattest deine heimliche Braut im Herzen und hast dich zu ihr heimgefunden. So hab' ich ein Ideal im Herzen. Sieh, du hast dich weder von deinem Stammtisch noch von sonstigen Mitbürgern bestimmen oder verwirren lassen. Wenn sie in der ‚Laterne' oder im ‚Rebstöckl' unsauber schwatzten, so war es mein Vater, der die Courage hatte, aufzustehen und nach ein paar kräftigen Wörtchen das Lokal zu verlassen. So hat mir dein charaktervolles Beispiel von Kind an imponiert. Ich hoffe, daß auch ich noch so fest und sicher werde wie du — und dabei gut, Papa, seelengut zu jedermann. Nur hab' ich eben einen viel schwereren Bildungsgang zurückzulegen. Wieviel Papiermassen sind da zu ordnen! Wieviel Probleme zu lösen! ... Übrigens bleib' ich dabei, Lehrer zu werden. Ich hab' gestern den jungen Redslob getroffen, auch Goepp und Trawitz, und alle sagen, daß mit Pädagogik viel, mit Medizin noch mehr zu machen sei. Auch hat mich bereits ein junger Mediziner um botanische Stunden gebeten, so daß ich mir mit Informationen mein Taschengeld verdienen werde."

Über Papa Hartmanns scharf markiertes Gesicht mit der hohen Stirn und den mancherlei Lebensfurchen flog ein Schmunzeln. Er war leicht zu beruhigen, sobald er merkte, daß sein Sohn nicht „in den Tag hinein" lebe.

„Mach was du willst, Viktor! Mach's lang oder kurz, nur mach's gut! Das Gebabbel der Leut' verdrießt mich wenig; doch möcht' ich deine Studien abgeschlossen und dich im Amt sehen. Red mit Professor Hermann, der meint's gut mit dir. Du hast Freude an Botanik und Exkursionen — gut, nimm in Buchsweiler oder Brumath oder sonstwo eine Stelle als instituteur public an! Und — der Politik bleib vom Leibe!"

Sie wurden unterbrochen. Frau Frank schickte ihr Dienstmädchen herunter: ob ihr der junge Herr Hartmann die gestern versprochenen Bücher geben könne?

„Ein höflich Kompliment an Frau Frank, und ich käme gleich selber hinauf."

Viktor lief in sein Zimmer, suchte Bücher und Zeichnungen und stieg empor in das Reich der Frau Frank.

* * *

Ein sanftes Mittagslicht flutete dem Gast entgegen. Auf allen Gesimsen und Stühlen saßen Sonnengeistchen, schwirrten empor wie Mücken und führten den Eintretenden im Triumph der Hausherrin zu. Es war, als trete man aus dunklem Waldgewirr auf eine sonnenstille Lichtung.

Vor der aufgezogenen Schreibkommode stand die Witwe und legte Papiere beiseite; in der Fensternische hatte auf einem niedrigen Lehnsessel, inmitten von Stickereien, Stoffen und Fadenknäueln, Leonie Platz genommen und mußte das alles erst vom Schoße räumen, ehe sie sich errötend aus dem Labyrinth erheben konnte.

Die guten und doch festen Stimmen der beiden Frauen, fein gedämpft wie die warme Atmosphäre um sie her, taten dem Besucher geradezu körperlich wohl. Wieviel Seele in diesen Stimmen! Wieviel Seele in diesen beim Sprechen und Lächeln reizvoll belebten Gesichtern! In der dunklen Kleidung der Mutter, in der dunkelbraunen Ausstattung des Zimmers, das sich die vermögende Witwe selber

hatte täfeln lassen, lag eine unaufdringliche Vornehmheit. Es war nicht der leichte zierliche Goldglanz von Birkenweier, auch nicht der Prunk von Villa Mably: hier war alles gewichtiger und massiver, von Handwerkern gezimmert und durch Generationen treu behütet. Die Zeit ging hier langsam und wohlbenutzt ihren sicheren Gang, wie jener schwere Pendel der alten Wanduhr. Es war bürgerliche Aristokratie.

Gern holte hier Viktor wieder die Formenhöflichkeit hervor, die er als Hofmeister geübt hatte und unten im ersten Stockwerk verstauben ließ. Doch er verband sie mit Herzlichkeit und Vertrauen. Viktor besaß natürliche Höflichkeit des Herzens; er brauchte jedoch gesellschaftliche Zurückhaltung. Es war ihm unmöglich, sich kurzerhand, etwa beim Weine, mit Tafelgenossen anzubiedern; gern behielt er zwischen sich und den Mitmenschen etlichen Zwischenraum, worin sich dann aber die eigentliche Liebenswürdigkeit seiner nur ungern und leidend verschlossenen Natur oft entzückend zu entfalten pflegte, sobald er Widerhall spürte.

„Im stillen bewundre ich Sie nicht wenig," sprach er nach einigen einleitenden Worten, „daß Sie dieses doppelte Hauswesen hier und in Barr so ruhig leiten, als wäre dies die selbstverständlichste Sache von der Welt. Man hat bei Ihnen das Gefühl, als könnte Ihnen das Leben gar keine Schwierigkeit bereiten. Sie sind morgens die Erste, abends die Letzte — und Ermüdung kennen Sie anscheinend ebensowenig wie Aufregung."

„Unser Leben ist ja so einfach", erwiderte Frau Frank lächelnd. „Meine Kinder sind brav, Albert macht bei einem Onkel in Paris seinen Weg, Leonie hilft mir hier im Haushalt, meine Kutschersleute in Barr besorgen dort Haus, Garten und Weinberg. Das macht sich ganz von selber. Die größeren Weinberge außer dem Heiligensteiner Rebstück hab' ich verkauft. Und schließlich: Arbeit macht mir Freude. Der Verkauf oder das Einmachen meiner Birnen, Mirabellen, Reineclauden und was sonst der Garten abwirft -- nun, das ist ja einfach. Das Scheuern und Putzen in einem großen Hause ist schon verdrießlicher, gel, Leonie! Aber man tut's ja für liebe Gäste, man erholt sich wieder auf Wanderungen ins Gebirge, man liest gute Bücher, spielt gute Musik und singt — und so wissen wir nicht, trotz unsres eingezogenen Lebens, was Langeweile ist. Auch habe ich in einer so glücklichen Ehe gelebt, daß die Erinnerung daran mich durch mein ganzes Leben begleitet."

„Das ist schön", nickte Hartmann, auf das angenehmste berührt von der praktischen Festigkeit und Ruhe der freundlich-unbefangenen Frau. „Und sicherlich erhält Sie auch dieser Wechsel zwischen Stadt und Land frisch und empfänglich."

„Ja, wir freuen uns immer wieder aufs Land, wenn im Mai die Störche über der Stadt fliegen. Und im Spätherbst bleiben wir an den Hügeln von Barr, bis die Bäume und Reben goldig sind. Ich liebe den schönen, stillen Herbst über alles. Er entspricht meiner Seelenstimmung von allen Jahreszeiten am meisten. Erst wenn der Nebel die Farben zudeckt, ziehen wir wieder in die Stadt."

Frau Frank verschloß den altertümlichen Schreibtisch.

„Wenn Sie erlauben," sagte sie, „so leg' ich die Rechnungen unsres braven Tapezierers Lefèbvre in ihr Fach und setz' mich wieder an meine Stickerei. Und

Sie lesen uns dann aus Ihren mitgebrachten Sachen vor. Ist es Ihnen recht?"

Hartmann versicherte, daß er sich in diesem traulich durchsonnten Eckzimmer wie in einer andren Welt fühle. „Man merkt hier gar nicht, daß draußen Krieg ist oder Revolution."

„Ich bin doch ein wenig in Sorgen um Albert in Paris und schließlich auch um mein Barrer Haus", bemerkte die Witwe, indem sie sich zu Leonie setzte und eine Handarbeit auf den Schoß nahm. „Man weiß in diesen unordentlichen Zeiten nicht, ob man vor den eigentlichen Landsleuten, besonders vor den Volontären, des Lebens sicher ist."

Der junge Wandrer ließ sich willig von dieser milden und reinen Atmosphäre umfangen. Er schaute Frauenarbeiten gern und mit ehrlicher Bewunderung. Welch ein Zauber lag darin, wenn diese feinen Frauenhände und deren Schatten leis und leicht über die kunstvollen Stickereien glitten! Die sechzehnjährige Leonie war streng und einfach erzogen; sie pflegte sich in Gegenwart eines Fremden am Gespräch nicht zu beteiligen. Nur ihre sprechenden Augen, blaßblau wie Glockenblumen an einem Tannenwald, und ihre leicht errötenden Züge drückten ihre Teilnahme aus. Es war ein wohlig-warmes Leuchten um diese hohe und schlanke, dabei feste Gestalt. Sie trug ein schwarzes Sammetkleid, das den Hals freiließ; und um den offenen Hals hing ein Goldkettchen, dessen Medaillon in der Einbuchtung der Kehle ruhte. Auf Viktor übte diese knospenhafte Jungfräulichkeit, die noch alle Reize gläubiger Kindlichkeit in sich barg und doch die Formen des Weibes entfaltet hatte, einen fast religiösen Reiz aus. Alles Einfach-Gute in ihm trat vertrauensvoll vor die Türe. Seine Haltung, die Klangfarbe seiner Stimme, die Wahl seiner Worte — alles war in solcher Stunde eine kniend dargebrachte Verehrung edler Weiblichkeit. Dies fühlten die Frauen. Und so stellte sich das Beste auch in ihnen mit Viktors Bestem in strahlenfeine Beziehung.

Der heimgekehrte Elsässer zeigte Bilder aus Thüringen und las oder erzählte von seinen Wanderungen. Er wurde beredt, er wurde sogar dichterisch. Seltsames offenbarte sich ihm, seitdem er diese Stube betreten hatte: der Gedanke an eine adlige Mutter nebst Tochter hatte ihn nicht verlassen und nötigte ihn nun zu einem stillen Vergleich mit dieser bürgerlichen Mutter und Tochter. Dort war Flamme, hier war Wärme. Schönes auch dort, unvergeßlich Schönes! Ihn durchrieselte Wehmut und Sorge. Im Lichtbezirk dieser keuschen Frauen, deren er sich nicht würdig fühlte, empfand er in voller Stärke die Art jener damals aufgewirbelten, nunmehr gegenstandslos irrenden Liebe. Dies gab seinen Wandergeschichten einen Klang suchender Sehnsucht, so daß seine Worte wie eine Mollmelodie dahinrollten, um nur gelegentlich mit leiserem Wellengeräusch um den festen Felsen Oberlin zu schäumen, den Hartmann mit Ehrfurcht erwähnte.

„Ich habe", sprach er, „dem guten Pfeffel in Kolmar ein Wort zu verdanken, das ich wie ein Kleinod verwahre. Es steht in der dramatischen Dichtung ‚Iphigenie' von Goethe, die ich inzwischen gründlich gelesen habe. Kein Wort der deutschen Literatur ist mir lieber als diese Tröstung, daß wir auch in Nächten der Not und des Irrtums nie allein sind:

'Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Übergang:
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Not
Auch die Hilfe bereit sei,
Einen ruhigen Freund'." . . .

Beide Frauen, Mutter und Kind, spürten dieses Heimverlangen eines einsamen Menschen. Sie legten die Hände in den Schoß und lauschten mit großen, glänzenden Augen in seine Seele hinein. Für den Erzähler hatten diese milden Zuhörerinnen einen Lichtrand um das goldbraun im Nachmittagslicht aufschimmernde Haupthaar. Sie glichen sich beide, wie sie nun horchend vor ihm saßen. Doch lag über der reifen Frau Johanna eine natürliche Herrscherwürde, über Leonies rosigen Wangen aber die entzückende Unschuld und Anmut eines verehrenden Gehorsams.

Dieses trauliche Daheimgefühl, dem sich der Gast zu überlassen begann, wurde durch das Läuten der Korridorschelle unterbrochen. Das Dienstmädchen meldete den greisen Pfarrer Stuber von der St. Thomaskirche.

Viktor sprang auf. Ein elektrischer Strom durchbebte den Jüngling. Er wußte, daß ihm eine entscheidende Stunde bevorstand.

Der Bote des Schicksals war ein kleiner Mann mit einem auffallend großen und steilen Kopf. Diakonus Stuber hatte Leonie konfirmiert; er hatte ihre Eltern getraut und den Vater begraben. Er war auch den Hartmanns wohlbekannt.

Der siebzigjährige Greis mit den sanften und geistvollen Augen bestand nach erledigten Begrüßungen darauf, daß Stickerei und Unterhaltung fortgesetzt werde wie zuvor. „Wovon sprach man, als ich hereintrat?"

Als man das Thema vom „ruhigen Freund inmitten der Unruhe der wechselnden Zeiten" angab, fügte der Geistliche sogleich eine vertiefende Bemerkung hinzu.

„Unser ruhiger Freund", sprach er, „ist der Meister und Mittler Jesus und, durch ihn wirkend, unser Vater im Himmel."

Und als man Oberlin nannte, rief er lebhaft:

„Mein Nachfolger im Steintal? Ja, nicht wahr, welch ein energischer und guter Mann! Ach, ich kann Ihnen nicht sagen, wie entmutigend das war, als ich vor einigen dreißig Jahren jene verwahrlosten Dörfer kennen lernte! Gleich am Tage nach meiner Ankunft in Waldersbach wanderte ich hinauf nach Bellefosse und wollte dort die Schule besuchen. 'Nun, Leute, wo habt ihr denn euer Schulhaus?' Man zeigt mir eine elende Hütte. „Das ist das Schulhaus?!' Gut, ich trete ein. In einem niedrigen und schmutzigen Zimmer lärmen Kinder durchein-

ander. Es wird still bei meinem Eintritt. ‚Kinder, wo habt ihr den Schulmeister?' — ‚Dort liegt er!' Ich trete näher und sehe auf einem ärmlichen Bett ein graues abgezehrtes Männchen liegen. ‚Seid Ihr der Schulmeister, lieber Freund?' — ‚Ja, Herr,' ächzt das Männchen, ‚der bin ich.' — ‚Was lehrt Ihr denn die Kinder?' — ‚Nichts.' — ‚Warum denn nicht?' — ‚Weil ich selber nichts weiß.' — ‚Wie seid Ihr denn alsdann Schulmeister worden, wenn Ihr selber nichts wißt?' — ‚Sehen Sie, lieber Herr, ich bin viele Jahre lang Schweinhirt gewesen. Weil ich aber vorgerückten Alters halber unfähig worden bin, die Schweine zu hüten, so hat man mir die Kinder anvertraut.' ... Dies war mein erstes Erlebnis im Steintal."

Der kleine Mann sprach ungemein ausdrucksvoll. Man hörte ihm gefesselt zu; und Leonie strahlte nicht wenig vor Vergnügen, als der Diakonus scherzhaft auf die vielen Nastüchlein anspielte die in jener Schule — nicht vorhanden waren.

Hartmann wußte, warum Pfarrer Stuber gekommen war. Aber der Schüler Kants beherrschte sich willensruhig und erzählte unbefangen, wie er Oberlin zum erstenmal gesehen habe: auf einen Spaten gestützt, bescheiden den Hut in der Hand, umgeben von arbeitenden Bauern seiner Gemeinde.

„So sollte man ihn abmalen", bemerkte Frau Frank.

„Ja, das ist so seine Art", bestätigte Stuber. „Er legt selber Hand mit an, als wär' er Bauer — dann geht er in die Studierstube und spricht wie Swedenborg mit dem Wort Gottes und mit Geistern. ... Wissen Sie, wie ich ihn meinerseits zuerst gesehen habe? Als ich aus dem Steintal an die hiesige Thomaskirche gerufen wurde, war ich in Sorge um einen tüchtigen Nachfolger im Ban de la Roche. Man macht mich auf den Kandidaten Oberlin aufmerksam. Es war das im Jahre — warten Sie mal — 1767. Gut, ich suche ihn auf und finde ihn drei Stiegen hoch in einem Dachstübchen. Beim Eintreten fällt mir ein Bett ins Auge: das war mit Vorhängen aus zusammengeklebtem Papier versehen. Über dem Tisch hängt von der Decke herunter ein eisernes Pfännchen. Der Kandidat aber liegt hinter den papierenen Vorhängen und hat Zahnweh. ‚Sagen Sie einmal, Herr Kandidat, was soll denn dieses sonderbare Pfännchen?' — ‚Das ist meine Küche.' — ‚Wieso?' — ‚Ganz einfach: bei meinen Eltern ess' ich zu Mittag, nehme mir ein Stück Brot von dort mit hierher, gieße des Abends Wasser ins Pfännchen, schneide Brot ein, tu' Salz dazu — und stelle die Lampe darunter. Und binnen kurzem kocht dann über mir eine Brotsuppe. Das ist dann mein Nachtessen.' — ‚Sie sind mein Mann!' hab' ich da gerufen. ‚Solch einen brauch' ich da hinten, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen!' Sehen Sie, so hab' ich dann Oberlin für jene rauhe Pfarrstelle gewonnen, um die sich niemand reißt."

„Wie haben Sie sich denn mit der Sprache zurechtgefunden?" fragte Frau Frank. „Jene Mundart, das Patois, ist so fremdartig."

„Ein abenteuerlich Kauderwelsch freilich!" versetzte der Geistliche. „Die Sprachenfrage hat uns anfangs Schwierigkeiten gemacht. Man mußte den Leuten erst ordentlich Französisch beibringen, ehe man zu ihren Seelen hindurchdringen konnte. Leonie, paß mal auf, ob du folgendes Verschen in Steintaler Mundart verstehst?

Hai drelo, mo petit colo!
Tersenne mon bin to père:
Te mendgy té dohé do poto
Et lès laichi lé fères.

Na, was heißt das, Leonie? Das ist das Liedchen einer Mutter an ihr Kind und heißt etwa: ‚Ho, Schelm, meine kleine Taube! Du bist ganz deines Vaters Ebenbild: du hast das Fleisch aus dem Topfe gegessen und die Bohnen liegen lassen!‘ Drollig, nicht wahr?“

Leonie lachte. Und Hartmann, der ernst und still dabeisaß, schaute im Geiste die Hütten und Häuschen von Waldersbach und Bellefosse, das Kirchlein von Belmont und das grüne Solbach, wie man sie etwa vom fels- und farnreichen Katzenstein aus wundervoll im Abendsonnenschein von den gegenüberliegenden Hängen herüberschimmern sieht.

„Im übrigen bin ich diesmal wegen einer traurigen Angelegenheit gekommen“, sprach der Geistliche plötzlich. Und sein unvermittelt ernster Ton wirkte nach der kurzen Heiterkeit doppelt schwer. „Ich habe eigentlich Sie gesucht, lieber Hartmann. Daß ich Sie aber bei Frau Frank finde, scheint mir ein Wink der Vorsehung. Wir können das nun gemeinsam besprechen.“

„Worum handelt es sich?“ fragte Frau Frank.

„Um eine Dame zu Paris“, erwiderte der Diakonus, seine Brieftasche ziehend, „von der ich durch Baron Birkheim einen Brief an unsern Kandidaten abzugeben habe. Sie wiederholt in diesem Briefe jedenfalls das, was sie schon an Birkheim geschrieben hat.“

Viktor nahm den versiegelten kleinen Zettel mit der bekannten Handschrift in Empfang, erhob sich sehr bleich, aber in vollendeter äußerer Ruhe, und trat ans Fenster.

„Sie trinken gewiß beide mit uns Tee“, lud Frau Frank ein. „Leonie, du gehst vielleicht in die Küche und hilfst.“

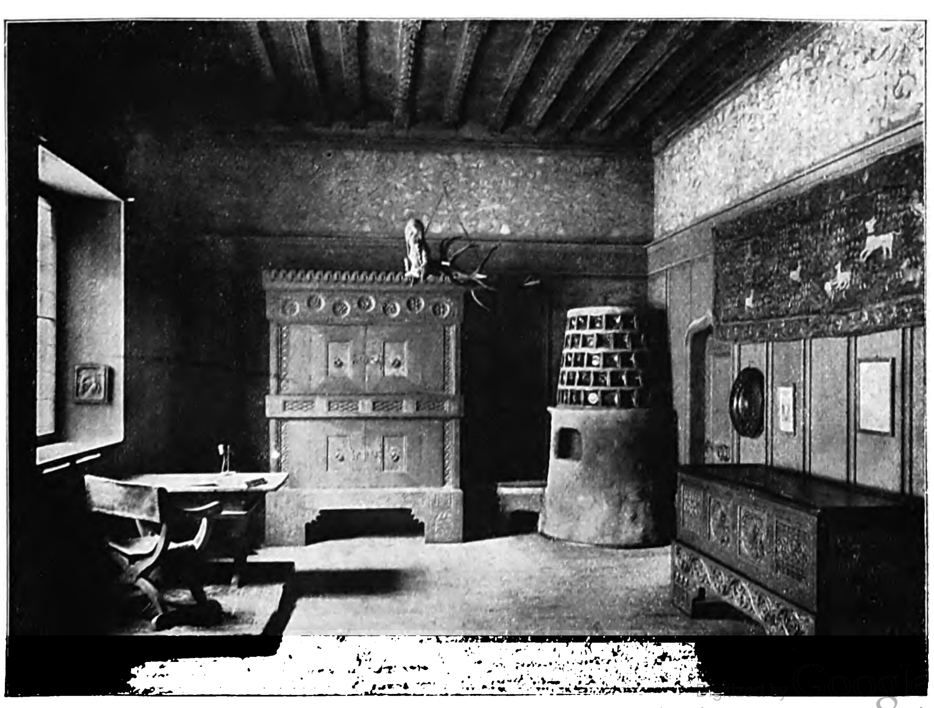
Leonie erwiderte ihr freundlich-gehorsames „Ja, Mama“, wickelte ihre Arbeit zusammen und entfernte sich.

Und Viktor stand im Frühlingslicht am Fenster und las still den Brief der Marquise von Mably:

„Mein lieber Freund! Eine Mutter hat Sie bei jenem Abschied mit einer Bitte beehrt. Ich weiß, daß Sie sich dieser Bitte entsinnen, und ich weiß, daß Sie mit ganzen Kräften zu deren Erfüllung beitragen werden. Ich brauche Sie jetzt, mein Freund. Einst bracht' ich Ihnen Übermut und Leidenschaft, heut' bring' ich Ihnen in wehrloser Demut eine Pflicht, wenn Sie es als solche anerkennen wollen. Ich sitze als Gefangene in den Kerkern der Abtei, vom Herzen meiner Addy losgerissen!! Verwandte haben mein Kind mit nach Grenoble genommen; aber es sind Menschen, denen ich mein Liebstes nicht anvertraut wissen möchte. Ich komme zu Ihnen, durch Birkheims Ihre Adresse erforschend, und beschwöre Sie, Viktor: nehmen Sie sich meiner Addy an! Ich habe meine schweren Fehler und weiß, daß man mich der Aufnahme in den Pfeffelschen Tugendbund nicht gewürdigt hätte. Aber ich weiß auch, daß ich nichts, nichts, nichts auf der Welt so rein geliebt habe wie

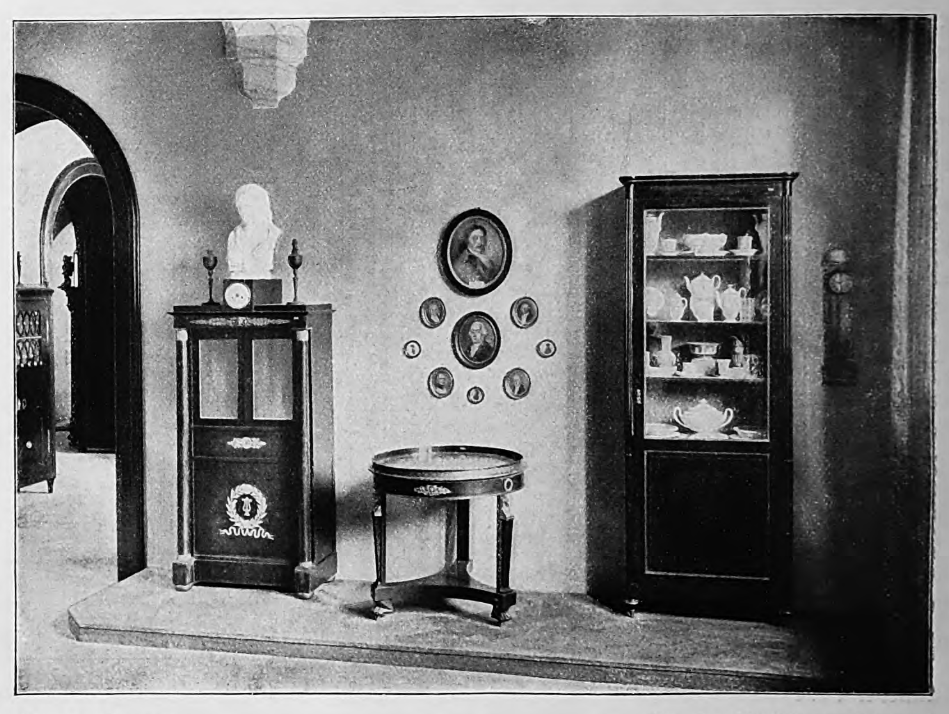


Magdeburger Saal (Aus dem Magdeburger Museum)



Gotisches Zimmer (Aus dem Magdeburger Museum)





Empire-Gruppe (Aus dem Magdeburger Museum)



Biedermeier-Zimmer (Aus dem Magdeburger Museum)



mein Kind. Um dieser Liebe willen flehe ich Sie an: Sorgen Sie, daß meine kranke Abdy Aufnahme findet bei wahrhaft guten Menschen — so gut, wie Sie selbst gut sind, mein Freund, dessen ich mit Tränen gedenke! Mich richte Gott, vor dem ich in diesen feuchten Kellern auf den Knien liege; aber meinem Kinde sei er ein gnädiger Vater! Viktor, ich bin nicht mehr, die ich einst war; ich bin krank und elend. Ach, aber ich habe ein unermeßliches Vertrauen zu Ihnen, Sie werden mich in dieser Sache nicht im Stich lassen! Näheres erfahren Sie durch Birkheim. Elinor."

Viktor Hartmann stand leichenblaß. Er biß die Zähne zusammen und fühlte die Wucht und Bedeutung dieser Stunde. Nach den ersten Schauern des Entsetzens entrang sich seiner Seele ein unendliches Mitleid, ein unendlicher Dank gegen Gott, daß ihm, gerade ihm diese Pflicht auferlegt werde. Mit einem großen, fast feierlichen Ausdruck, als wär' er in einer einzigen Minute hinausgewachsen über den ganzen früheren Zustand, trat er zu den beiden andren heran und steckte den Brief bleich und schweigend in die Tasche.

„Nicht wahr, es handelt sich auch in diesem Briefe um das Kind?" fragte Stuber, der inzwischen Frau Frank über die Sache unterrichtet hatte. „Die Dame hat sich schon an Birkheim gewandt, ob man dem jungen Mädchen irgendwo in guter Luft und vor allem in viel Stille eine Zuflucht verschaffen könnte. Denn das Mädchen ist herzleidend. Was tun wir nun? Birkheim ist überlastet, sein Haus laut und unruhig, Pfeffels Haus desgleichen. Wissen Sie, was ich mir daher gedacht habe? Wir bringen die Kleine zu Oberlin ins Steintal."

„Ich will Ihnen einen einfacheren Vorschlag machen", entgegnete Frau Frank, die mit der ihr eigenen Besonnenheit unterdessen zugehört und sich das Ganze zurechtgelegt hatte. „In wenigen Wochen ziehe ich mit Leonie nach Barr. Mein Garten dort ist von der Welt durch eine hohe Mauer abgetrennt; still ist es bei uns immer; Leonie wird eine Gespielin haben und ich eine zweite Tochter. Die Hauptsache ist freilich: hat das Mädchen einen guten Charakter, Herr Hartmann? Ist sie verwöhnt, verzogen oder anspruchsvoll? Wäre sie für Leonie ein passender Umgang?"

„Abdy ist ein Engel", sprach Hartmann bewegt.

„Dann dürfen wir es also wagen, lieber Herr Pfarrer, und ihr unser bescheidenes Haus anbieten."

„Echt Frau Frank!" rief der silberhaarige kleine Pfarrer beglückt und streckte der Witwe beide Hände hin. „Gott lohne Ihnen dies Werk der Barmherzigkeit! Ganz insgeheim habe ich nämlich sogleich an Sie gedacht, als ich da vorhin die breite Treppe heraufstieg. Des Kindes Vermögensverhältnisse werden wohl nicht glänzend sein. Ihr Schloß ist verbrannt; und außer ein paar Schmucksachen — —"

„Ach, Herr Pfarrer, reden wir gar nicht davon! Es soll mich freuen, wenn ich der armen Kleinen geben kann, was sie braucht — vor allem ein wenig Mutterliebe."

So besprachen sie miteinander die Angelegenheit. Hartmann, der anfangs mit starrem Blick nur immer ein großes Ölbildnis der Königin Marie-Antoinette ins Auge gefaßt hatte, um sein Inneres zu beruhigen, wurde nach und nach beredt

und pries das junge Mädchen so warmherzig, daß Frau Frank und der Pfarrer fortan mit der Wendung „Ihre junge Freundin“ von ihr sprachen.

Plötzlich fuhr Viktor heraus:

„Und läßt sich denn nichts für die Mutter tun?“

„Ich habe das auch Birkheim gefragt“, antwortete Stuber. „Aber Sie wissen ja, wie jetzt die Dinge in Frankreich liegen. Die Marquise hat Brüder bei den Emigranten und hat sich in schärfster Weise gegen die neuen Zustände geäußert.“

„Ja, das ist so ihr Naturell!“ rief Hartmann in Weh und Wonne.

Frau Franks weiblicher Instinkt war längst auf Viktors überstarke Seelenbewegung aufmerksam geworden.

„Ob sich vielleicht unser Maire Dietrich für Ihre Freundin verwenden könnte?“

Hartmann sprang auf.

„Das ist ein Gedanke! Dietrich hat Einfluß.“

„Nicht mehr wie früher“, wandte der Prediger bedenklich ein. „Die Tragödie Dietrich berühren wir lieber nicht.“

„Ich werde gleichwohl mit dem Maire sprechen.“

„Suchen Sie vorher Birkheim auf! Er ist noch in Straßburg.“

Leonie trat herein und deckte den Tisch. Hartmann blieb nicht zum Tee. Er verabschiedete sich in sichtlicher Unruhe. Der Witwe entging es nicht, wie sehr sein Inneres brannte. Sie war nicht neugieriger als irgendeine andere Frau; aber sie liebte Klarheit.

„Du bekommst eine Gespielin, Leonie“, bemerkte sie. „Aber es ist noch Geheimnis, wie vor Weihnachten, wenn 's Christkindl kommt. Sie heißt Addy. Wie sieht sie denn aus, Herr Hartmann?“

„Damals war sie schlank und schmächtig und die Vornehmheit und Güte selber. Sie müssen recht gut zu ihr sein, Leonie.“

Das klang so unbefangen, daß die feinhörige Frau im klaren war. Doch stellte sie an der Türe noch eine weitere Frage:

„Die Marquise ist wohl noch sehr jung?“

„Sehr jung!“ kam es wie ein Seufzer zurück. Ein vibrierendes Herz entlud sich darin.

„Es ist also die Mutter“, dachte Frau Frank.

Und sie wußte nun, daß der stille Gelehrte Wunden in sich trug.

(Fortsetzung folgt)





Staat und Schule

Von

Otto Corbach

Was der Staat eigentlich ist, darüber sind sich die Gelehrten nicht einig; wohl aber gibt es im allgemeinen nur einerlei Meinung darüber, was er sein sollte. Jedes Volk wünscht ihn sich als das Mittel, die gemeinsamen Bedürfnisse aller seiner Glieder zweckmäßig zu befriedigen, sodaß er lediglich dem allgemeinen Besten dienen könnte. Einen solchen Idealstaat gibt es in unserer Kulturzone noch nicht. Gewiß, es ist hier und da einer im Werden begriffen, aber dann umschließt ihn, die Knospe, noch fest und dicht der starke Kelch des Autoritätsstaates. Der geschichtlich gewordene, Glauben und Gehorsam heischende Staat fängt jedesmal irgendwo da an, wo noch ein Herrscher wie Ludwig XIV., nur mit viel größerem Rechte, sagen konnte: „Der Staat, das bin ich." Später verteilte sich die Staatsgewalt über einen erst kleinen, dann immer größer werdenden Kreis von Machthabern; Aufstände führten zu Kompromissen zwischen herrschender Kaste und untertänigem Volk, und mannigfaltige Formen eines verfeinerten und zu einer Art Recht geregelten Absolutismus verwuchsen mit urwüchsigen Selbstverwaltungseinrichtungen. Im heutigen Staatswesen wirken überall Kräfte einer äußeren Gewalt mit solchen eines inneren, moralischen Triebes teils gegen-, teils neben-, teils miteinander. Bei uns, kann man sagen, verkörpert den Staat noch die Bureaukratie, eine Bureaukratie, die die Eierschalen des Absolutismus, aus dem sie entstand, noch mit sich herumschleppt. Im Parlamentarismus haben wir erst gleichsam einen Pufferstaat zwischen Bureaukratie und Volk. Man muß sich über diese Kräfteverteilung klar sein, um die Stellung der Schule im öffentlichen Leben erkennen zu können. Sie ist noch ganz und gar ein Werkzeug der Bureaukratie, die die Untertanen zwangsweise dazu anhält, außer Byzantinismus und kirchlicher Frömmigkeit Lesen, Schreiben, Rechnen und andere nützliche Fertigkeiten zu erlernen, die es ihnen erleichtern können, Geld zu verdienen und — Steuern zu zahlen. Wenn in den Schulen heute vieles gelehrt wird, was nicht nur Subordinationsgefühl und Erwerbssinn fördert, sondern was die Jugend auch wirklich bildet und aufklärt, so kommt es nur daher, weil die Bureaukratie einem wissenschaftlichen Zuge der Zeit nicht ganz widerstehen konnte. Was sie in ihrem Widerstreben gegenüber dem Drange des Volkes nach Wissen und

Bildung immerhin geleistet hat, das lehrt ja die Rückständigkeit unseres Schulwesens; denn man überlege einmal, auf wie tiefem Niveau unsere Volksbildung stehen müßte, wenn nicht durch die großartige Entwicklung eines freien Zeitungswesens, durch öffentliche Bibliotheken und ähnliche Einrichtungen andere Mittel und Wege gefunden worden wären, auf die breiten Massen des Volkes aufklärend einzuwirken. Schließlich konnte die Schule nicht allzuweit hinter diesen freien Bildungsbestrebungen daherhinken; nur deshalb raffte sich die Bureaukratie von Zeit zu Zeit dazu auf, die Schule neuen Bedürfnissen ein wenig anzupassen.

Von jeher haben sich nachdenkliche Naturen darüber gewundert, warum der Beamtenstaat, der die Schule nach seinem Bilde schuf, nicht dafür sorgte, daß das Volk vor allem ihn selbst durch die Schule gründlich kennen lernte. Warum befolgte er nicht den schönen Rat aus der Bergpredigt: Laßt euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen.... Warum zog er es vor, sein Licht unter den Scheffel zu stellen? Ja, das hatte seine wohlerwogenen Gründe. Die Bureaukratie wollte eine Macht bleiben, die ihre Kräfte aus mystischen Quellen schöpft. Um so geheimnisvoller und wichtigtuerischer sie wirken konnte, desto größer mußte der Respekt sein, den sie den „Untertanen" einflößte. Darum befaßt sich bei uns die Schule nicht damit, die „Untertanen" des Staates zu „Bürgern" zu erziehen, darum wird in ihr keine „Bürgerkunde" getrieben. Und wenn die der Schule entwachsenen mündigen Untertanen mehr politische Rechte heischen, dann weist dieselbe Bureaukratie, die es verschuldete, daß die Kenntnis der bestehenden öffentlichen Einrichtungen noch nicht Gemeingut unseres Volkes geworden ist, höhnisch auf den Mangel an Staatssinn hin, der den Deutschen, im Vergleich mit anderen Nationen, nachgesagt wird. Damit seien neue politische Rechte nicht in Einklang zu bringen. Nun haben es sich in den letzten Jahren Sozialdemokratie und Zentrum, zwei Parteien, denen nachgesagt wird, daß sie auf staatsfeindlichem Boden stehen, angelegen sein lassen, das deutsche Volk in ihrem Sinne über den Staat, sein Wesen und seine Aufgaben aufzuklären, und das spornte die Alldeutschen zu dem staatsretterischen Versuche an, eine Bewegung für die Einführung einer Bürgerkunde als Lehrgegenstand in den Schulen zu entfachen. Fürst Bülow bereits war, soweit die Mittel- und höheren Schulen in Betracht kommen, für die Sache gewonnen worden, und nun scheint es, als wolle der Staat, gewissermaßen aus Notwehr, sich endlich dem Studium der Jugend preisgeben. Schwer wird es freilich halten, die Neuerung gegen die vielen Widerstände, die ihr entgegengesetzt werden, einzuführen. Dasselbe Grauen, das ein unheilbarer Bureaukrat vor Dingen wie Telephon und Schreibmaschine empfindet, womit man ihn jetzt beglücken will, regt sich in ihm auch bei dem Gedanken, daß man künftig schon die Schuljugend in die Geheimwissenschaft des Verwaltungswesens einweihen möchte. Was soll aus der Würde des Beamtentums werden, wenn künftig einerseits die Verwaltungsgeschäfte des Staates nach denselben Grundsätzen und mit denselben Mitteln verwaltet werden sollen, die auch für den Kaufmann, den „Krämer" in seinen Betrieben maßgebend sind, und wenn andererseits durch den Unterricht in den Schulen dafür gesorgt wird, daß das Wissen um den Staat und seine Bedeutung, um das ganze Verwaltungswesen aufhört, das Monopol einer einzelnen Kaste zu bilden?

Solange das Volk dem Staate mit jenem Grauen gegenübersteht, das jede Macht einflößt, über deren Ursprung, Wesen und Wirksamkeit man sich nicht klar ist, so lange werden auch die Beamten das Volk in einem gewissen Zustande der Furcht vor ihresgleichen erhalten und sich auf Kosten der Allgemeinheit eine Bedeutung, eine Würde und Machtfülle geben können, die das Maß ihres natürlichen Wertes weit überschreitet.

Zu befürchten ist nun, daß die Art Bürgerkunde, die amtlich in die Schulen eingeführt werden mag, mehr geeignet sein wird, das erwachende politische Verständnis im Volke zu verschütten, statt zu fördern. Das muß die öffentliche Kritik zu verhindern suchen. Jedenfalls kann es aber unsere politischen Zustände nur bessern helfen, wenn schon die Jugend dazu angehalten wird, sich mit den Grundlagen unseres Staatslebens, mit allen öffentlichen Einrichtungen zu beschäftigen.



Mitternacht

Von

Oskar Mehl

Nun, da die Mitternacht auf weichen Schwingen
Mich lind umzieht:
Wach auf, mein Geist! Mein Herz, fang an zu singen
Ein neues Lied!

Brich nicht hervor aus mitternächt'gen Gründen,
Vergangenheit!
Steig mit den Sternen auf und laß dich finden,
Du neue Zeit!

Das Alte sei vergangen! Was geschehen,
Bedecke du!
Bring mir im Glanzgebild, im leisen Wehen
Ersehnte Ruh'!

Du mußt, du willst den grausen Zwiespalt dämpfen
Der mich durchtobt,
Mich, den ein Gott in tausendfachen Kämpfen
So hart erprobt.

Hier stehe ich, ein Mensch, der viel gerungen
In Tränen schwer;
Nun mir das Herz in Jammer fast zersprungen:
Fordre nicht mehr!

Hier stehe ich und hebe meine Hände
Zum ew'gen Licht;
Der alten Qual, dem Sehnen mach ein Ende!
Ich lass' dich nicht.





Die Mißhandlung der Kinder und andrer hilfloser Personen

Es ist, nachdem ich mich über die Frage in der Januar-Folge des „Türmers" ausgesprochen habe, ein Nachwort zu sagen, zum Glücke ein erfreuliches. Wir werden in dieser Angelegenheit einen gesetzgeberischen Fortschritt erleben.

Dem Reichstage war schon in seiner letzten Tagung der Entwurf eines Gesetzes, betreffend Änderung des Strafgesetzbuches, zugegangen. Die Änderungen betrafen: 1. Hausfriedensbruch; 2. Arrestbruch, Siegelbruch, Vereitelung der Zwangsvollstreckung; 3. Tierquälerei; 4. Beleidigung; 5. Kindermißhandlung; 6. Geringfügige Diebstähle und Unterschlagungen; 7. Erpressung.

Die Vorlage fiel mit dem Schlusse des Reichstages unter den Tisch. Sie ist aber jetzt in unveränderter Fassung von neuem eingebracht worden. Wir beschränken uns auf Nr. 5.

§ 223 a. Ist die Körperverletzung mittels einer Waffe, insbesondere eines Messers oder eines anderen gefährlichen Werkzeuges, oder mittels eines hinterlistigen Überfalls, oder von Mehreren gemeinschaftlich, oder mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung begangen, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter zwei Monaten ein.

„Als § 223 a Abs. 2 wird folgende Vorschrift eingestellt: Gleiche Strafe tritt ein, wenn gegen eine noch nicht vierzehn Jahre alte oder wegen Gebrechlichkeit oder Krankheit wehrlose Person, die der Fürsorge oder Obhut des Täters untersteht, eine Körperverletzung mittels grausamer Behandlung begangen wird."

Die Begründung dieser neuen zweiten Bestimmung ist verständig; wir können ihr im allgemeinen beipflichten. Sie ist wichtig genug, um im ganzen mitgeteilt zu werden:

„Ein besonderer strafrechtlicher Schutz der Kinder gegen grobe Mißhandlung durch ihre Gewalthaber ist dem Strafgesetzbuch unbekannt. In solchen Fällen finden lediglich die allgemeinen Vorschriften über die Bestrafung der Körperverletzung (§§ 223 ff.) Anwendung. Hiernach wird auch der Gewalthaber eines Kindes, der das Kind vorsätzlich mißhandelt oder an seiner Gesundheit beschädigt, in der Regel *nur auf Antrag* bestraft; nur wenn die Körperverletzung mittels eines gefährlichen Werkzeugs oder von mehreren gemeinschaftlich oder mittels einer das Leben des Kindes gefährdenden Behandlung begangen ist (gefährliche Körperverletzung), oder wenn sie eine der vom Gesetze besonders vorgesehenen dauernden Schädigungen zur Folge hat (schwere Körperverletzung), tritt die Verfolgung nach § 223 a oder § 224 *von Amts wegen* ein. Die einfache Körperverletzung wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark, die gefährliche und die schwere Körperverletzung wenigstens im Regelfall erheblich strenger bestraft.

Vielfach ist, namentlich aus der Mitte von Vereinen, die sich den Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung zur Aufgabe machen, darauf hingewiesen worden, daß diese Vorschriften für eine energische Verfolgung und Bestrafung von Kindermißhandlungen nicht ausreichen. Die Berechtigung dieser Klagen läßt sich nicht ableugnen. Ein Mangel des Gesetzes ist schon darin zu finden, daß es zwar zahlreiche Umstände anderer Art hervorhebt, die eine erhöhte Strafbarkeit der Körperverletzung begründen (§§ 223 Abs. 2, 223 a, 224), aber gerade des das sittliche Empfinden besonders verletzenden Falles nicht gedenkt, daß Kinder oder andere hilf- und wehrlose Personen von denjenigen grausam mißhandelt werden, deren Obhut und Fürsorge sie unterstellt sind. Das Fehlen einer besonderen, auf Mißhandlungen solcher Art bezüglichen Vorschrift ist geeignet, die Annahme zu erwecken, daß der Gesetzgeber den Ausschreitungen auf diesem Gebiet eine besondere Strafwürdigkeit nicht habe beimessen wollen, und es liegt nahe, daß die vielfach beanstandete Milde, mit der die Gerichte Kindermißhandlungen zuweilen beurteilen, mit auf diesen Mangel des Gesetzes zurückzuführen ist.

Ferner erscheint das geltende Recht insofern ungenügend, als die Verfolgung von Kindermißhandlungen, auf die nur der § 223 zur Anwendung gebracht werden kann, von einem besonderen Strafantrag abhängig ist. Auch solche Mißhandlungen können sich als Ausschreitungen schlimmster Art darstellen und schwere Schädigungen der Gesundheit des Kindes nach sich ziehen. Aber wenn die Mißhandlung nicht mittels eines gefährlichen Werkzeugs begangen wird und nicht geradezu das Leben des Kindes gefährdet, oder eine der im § 224 bezeichneten Folgen nach sich zieht, kann der Täter immer nur wegen ‚leichter' Körperverletzung bestraft werden. Das Erfordernis eines Strafantrags erschwert in solchen Fällen das strafrechtliche Einschreiten erheblich. Denn der Antrag muß von dem gesetzlichen Vertreter des Kindes gestellt werden. Dieser ist aber nicht selten selbst der Täter oder unterläßt die Stellung des Antrags aus persönlicher Rücksicht für den Täter, z. B. für seine Ehefrau. Nun kann zwar in solchen Fällen durch Bestellung eines Pflegers, der den Strafantrag zu stellen hat, Abhilfe geschaffen werden. Immerhin wird die dadurch bewirkte Verzögerung des strafrechtlichen Einschreitens, die das Kind unter Umständen weiteren Mißhandlungen aussetzt, mit Recht als ein Übelstand empfunden.

Der Entwurf trägt dem Bedürfnis eines weitergehenden Schutzes der Kinder und der ihnen gleichzustellenden Personen dadurch Rechnung, daß er Mißhandlungen der in Frage stehenden Art den bereits im § 223 a hervorgehobenen Fällen der gefährlichen Körperverletzung sowohl hinsichtlich der Höhe der Strafen als der von Amts wegen eintretenden Verfolgung gleichstellt. Hiernach soll im Regelfalle Gefängnisstrafe von zwei Monaten bis zu fünf Jahren eintreten. Doch findet die Vorschrift des § 228, nach der in den Fällen des § 223 a bei mildernden Umständen auf gelindere Strafen erkannt werden kann, auch auf die in den § 223 a neu einbezogenen Fälle Anwendung. Vor allem entfällt durch diese Einbeziehung das bisherige Erfordernis des Strafantrags."

Dem Folgenden können wir nicht beipflichten. Es heißt weiter:

„Was die Gestaltung des Tatbestands im einzelnen anlangt, so bestimmt der Entwurf das Alter, bis zu dessen Erreichung den Kindern der besondere Strafschutz gewährt werden soll, auf vierzehn Jahre. Es könnte in Frage kommen, ob nicht von der Feststellung eines bestimmten Schutzalters abzusehen und nach dem Vorbilde des § 221 der Schutz auf alle wegen jugendlichen Alters hilflosen Personen auszudehnen wäre. Im § 221, der von der Aussetzung handelt, ist jedoch von Hilflosigkeit in dem besonderen Sinne die Rede, daß dabei an das Unvermögen des Kindes gedacht wird, sich ohne fremde Hilfe der ihm bereiteten Lebensgefahr zu entziehen. Die Übertragung dieses Begriffes in den neuen Tatbestand würde letzteren zu sehr einschränken. Hier handelt es sich um Wehrlosigkeit des Kindes, die unter Umständen weniger auf den Mangel physischer Kraft als auf dem Einflusse der Autorität der Eltern oder Erzieher beruht. Die Vorschrift schlechthin auf das Vorhandensein eines solchen Abhängigkeitsverhältnisses abzustellen, erscheint gleichfalls nicht angängig, da hierdurch auch Minderjährige in vorgeschritte-



nem Alter über das Bedürfnis hinaus einbezogen werden würden. Durch die Festsetzung eines bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre reichenden Schutzalters wird allen berechtigten Forderungen genügt."

Nein, wir meinen, es wird nicht allen berechtigten Forderungen genügt; das Schutzalter war weiter hinauszuschieben.

Dann heißt es weiter:

„Nach dem Vorbilde des erwähnten § 221 muß aber der Schutz gegen Mißhandlungen über den Kreis jugendlicher Personen hinaus ausgedehnt werden. Kaum in geringerem Maße als Kinder bedürfen auch solche Personen, die infolge von Gebrechlichkeit oder Krankheit sich in einem wehrlosen Zustande befinden, eines besonderen Schutzes gegen Mißhandlungen von seiten derer, in deren Obhut sie sich befinden. Die Erfahrung lehrt, daß nicht selten gerade altersschwache, geistig verblödete oder schwerem Siechtum verfallene Personen von seiten derjenigen, die zu ihrer Pflege berufen sind, schweren Mißhandlungen ausgesetzt sind. Ein von der Stellung eines Strafantrags abhängiger Strafschutz ist für solche Personen ungenügend, da sie in der Regel nicht mehr in der Lage sind, die staatliche Strafgewalt zu ihrem Schutze anzurufen.

Die besondere Strafwürdigkeit der zu berücksichtigenden Fälle beruht nicht nur auf der Wehrlosigkeit des Opfers der Mißhandlung, sondern vor allem darauf, daß die Ausschreitung solchen Personen zur Last fällt, die gerade zur Fürsorge für die Person des Mißhandelten berufen sind. Die Tat enthält also eine schwere Verletzung der Pflichten, die dem Täter auf Grund der Verwandtschaft oder sonst nach dem Gesetz obliegen, oder die er auf Grund eines Vertrags oder freiwillig übernommen hat. Dies wird im Entwurfe dadurch zum Ausdruck gebracht, daß die mißhandelte Person der Fürsorge oder Obhut des Täters unterstehen muß. Hiernach trifft die Vorschrift nicht nur Eltern, Adoptiveltern, Pflegeeltern, Vormünder und Pfleger, denen die Fürsorge für die Person des Mißhandelten obliegt, sondern unter Umständen auch Geistliche, Lehrer, Erzieher, Ärzte und andere Medizinalpersonen, ferner die in Gefängnissen, Waisenhäusern, den zur Pflege Kranker und Hilfloser bestimmten und ähnlichen Anstalten beschäftigten Personen, sofern der Mißhandelte ihrer Obhut untersteht. Nicht minder gehören Ziehmütter hierher, welche die Pflege neugeborener, insbesondere unehelicher Kinder übernehmen, sowie Dienstboten, denen die Kinder von ihrer Herrschaft anvertraut werden, und dergleichen.

Da der Begriff der Mißhandlung im Sinne des § 223 sehr weit geht und nach der Rechtsprechung jedes unangemessene, schlimme oder üble Behandeln einer Person umfaßt, so bedarf es bei diesem Merkmale des Tatbestandes einer Einschränkung. Der Entwurf spricht daher von ‚grausamer' Mißhandlung. Dadurch wird der Tatbestand von vornherein auf grobe Ausschreitungen beschränkt und insbesondere eine minder erhebliche Überschreitung des Züchtigungsrechts ausgeschlossen. Zugleich kommt dadurch zum Ausdrucke, daß die Tat einer Gesinnung entspringen muß, der zufolge der Täter gefühllos und unbarmherzig einem Wehrlosen gegenüber handelt."

Auch dieser Zusatz „grausam" erscheint bedenklich; er könnte manchen Richter irremachen und veranlassen freizusprechen, weil das Merkmal straffälliger Mißhandlung nicht gegeben sei. Besser, dafür „grobe" oder „rohe Mißhandlung" einzusetzen. Mit solcher Bestimmung hat der Richter weiteren Spielraum und kann dem Übel leichter an die Wurzel gehen.

Ein Fortschritt sicher, und kein geringer. Die erste Lesung hat der Antrag hinter sich; der zu seiner Vorberatung eingesetzte Ausschuß arbeitet schnell; so ist als sicher anzunehmen, daß der Entwurf Gesetz werden wird.

Dazu muß dann freilich noch die von mir vorgeschlagene und vielseitig begrüßte Einsetzung staatlicher Schutz-Beamten kommen, die, kraft ihres Amtes, berufen und verpflichtet sind, nach dem Rechten, bzw. dem Unrechten zu sehen und das Gesetz zur Anwendung zu bringen.

Das indes wird Sache der Bundesstaaten, nicht des Reiches sein.

Prof. Dr. Paul Förster



Vorahnungen und ähnliches

Wer sich bemüht, die menschliche Geistesgeschichte aus der Vogelperspektive zu betrachten, macht fast ausnahmslos die Beobachtung, daß eine Idee, Theorie oder Hypothese, wenn ihre Zeit abgelaufen ist, durch ihr konträres Gegenteil ersetzt wird. Erst allmählich gewinnt man genügend Distanz und Objektivität, um auch die Vorzüge des Bekämpften anzuerkennen, und dann erst wird These und Antithese zur Synthese vereint. Nie waren die erleuchtetsten Geister ihrer Zeit so verblendet, daß alles, was sie lehrten, falsch gewesen wäre, so wenig es — abgesehen von der Mathematik — wohl irgendeine menschliche Erkenntnis gibt, die frei von jedem Irrtum wäre.

Zur Illustrierung des Gesagten gibt es kaum ein besseres Beispiel als das Verhältnis der verschiedenen Epochen zum Übersinnlichen. Das ganze Altertum, primitive Völker, der Orient und unser Mittelalter glaubte an die Existenz von Geistern, an Wahrsagerei, Spuk und Zauber. Bekannt ist das rücksichtslose Einschreiten der Kirche mit Folter und Feuer gegen jene, die an Teufel und Hexen nicht glaubten, bekannt auch das Bestreben der alten Autoren, großen Ereignissen Zeichen, Prophezeiungen und Ähnliches vorangehen zu lassen. Als die historische Kritik vor etwa anderthalb Jahrhunderten ihre Sonde an die Überlieferung anlegte, war es ihr erstes, alle solche Erzählungen in das Reich der Fabel zu verweisen. Wie hätte sie auch anders verfahren können unter der Herrschaft der materialistischen, naturwissenschaftlich-mechanistischen Weltanschauung? Als die lückenlose Kausalität als Prinzip des Weltgeschehens erkannt worden war, als man begonnen hatte, mit Wage und Reagenzglas die Rätsel der Natur zu entschleiern, da glaubte man — und die erdrückende Mehrheit der gelehrten Welt glaubt es auch heute noch —, daß damit die Unwirklichkeit oder gar Unmöglichkeit des Übersinnlichen endgültig erwiesen sei. Was man nicht erklären konnte, wurde einfach geleugnet. Erst seit nicht vielen Jahren haben die Erscheinungen der Hypnose, Suggestion, der Röntgenstrahlen und drahtlosen Telegraphie, des Radiums und der Wünschelrute auch ihre Wirkung auf die Weltanschauung in dem Sinne geltend zu machen begonnen, daß, wer die Möglichkeit des Übersinnlichen zugibt, nicht ohne weiteres für einen Idioten oder Phantasten gehalten wird. Der die Wahrheit ehrlich Suchende wird sich niemals durch Theorien in der Beurteilung von Erfahrungstatsachen beeinflussen lassen. Die Theorien werden an Tatsachen geprüft, nicht umgekehrt. Nur so ist ein Fortschritt der Erkenntnis möglich. Wer ungeprüft das Übersinnliche ablehnt, ist nicht um ein Minimum geistig freier und intellektuell höher stehend, als wer auf Inkubus und Sukkubus schwört. Beide sind autoritätsgläubig und Nachbeter der gerade herrschenden Theorie. Wer den Mut hat, selbständig an die Fragen heranzutreten, wird allerdings entweder von Spiritisten und Geisterbeschwörern auf den Schild gehoben oder von den sogenannten Autoritäten verspottet. Beides ist unangenehm, soll uns aber nicht abhalten, den interessanten Notizen von Georg Meyer im Oktoberheft des Türmers einige Ergänzungen hinzuzufügen. Es handelt sich hier um beglaubigte Tatsachen, zu deren Erklärung unsere Kenntnis der Naturkräfte noch nicht ausreicht.

Bekannt ist die Überlieferung, daß dem großen Hildebrand, nachmaligem Papst Gregor VII., in seiner Jugend schon das Pontifikat geweissagt worden sein soll. Solche Berichte sind zahlreich und schwer kontrollierbar. Immerhin sei noch folgender angeführt: Ein blinder frommer Landstreicher aus Zülpich, Engelbert mit Namen, hatte Ottos IV. Mutter prophezeit, daß einer ihrer Söhne römischer König werde. Otto war noch nicht 16 Jahre alt, als diese Vorahnung in Erfüllung ging. König Philipp August von Frankreich (1180—1223) erfuhr davon und soll bei Ottos Durchreise durch Frankreich ihm die Wette angeboten haben, daß er die ihm geweissagte Würde nicht erreichen würde. Wenn auch nur Sachsen ihm zufiele, so wolle er ihm seine besten Städte ausliefern: Paris, Etampes und Orléans (vgl. Ed. Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig, I. Bd., S. 77).

Mitteilenswert ist folgende Tatsache: Der bekannte Arzt Thurneysser gab von 1573 bis 1585 Kalender heraus, wobei er den einzelnen Monatstagen „Prognostika" beisetzte. Wunderbarerweise traf manche Vorhersage erstaunlich richtig ein. So steht im Kalender von 1579 beim 17. Dezember: „Eine schändliche Tat einer fürstlichen Person." Die Erklärung lautete im Kalender des folgenden Jahres: „Auf diesen Tag hat Signora Bianca Capelli ihren Stiefsohn zu Florenz mit Gift vergeben, welcher am 18. Dezember gestorben, da denn bald hernach folget ‚Mord oder Totschlag einer fürstlichen Person', welches also erfolget." (Vgl. Eduard Vehse, Geschichte des preußischen Hofs und Adels, I. Bd., S. 48.)

Was an diesen Weissagungen und Ahnungen Zufall ist, bleibe dahingestellt. Merkwürdig sind sie auf alle Fälle. Wir wollen uns hinfort auf unumstößlich feststehende Tatsachen beschränken, nicht ohne im Vorbeigehen zu erwähnen, daß die Stigmatisation des heiligen Franz von Assisi ein jeder historischen Kritik standhaltendes Faktum ist, das um so unverdächtiger scheint, als etwas Ähnliches im Mittelalter, das doch an religiöser Exaltation nicht Mangel litt, noch nicht vorgefallen war. Die Neurologie kennt auch heute noch Stigmata, aber kein Fall ist bekannt, der ähnliche Dimensionen wie beim heiligen Franz aufzuweisen hätte.

Tommaso Parentucelli, Bischof von Bologna, bestieg 1447 als Nikolaus V. den Stuhl Petri. Er hatte in der Nacht vor Papst Eugens Tode seine Wahl geträumt, ja, mehr als das: Friedrich III. hatte in der Nacht, als Parentucelli Österreich verließ, geträumt, daß er von ihm zum Kaiser gekrönt werde, und sich gewundert, daß ein einfacher Bischof diese feierliche Handlung vornehmen würde. Als nun Nikolaus wirklich Papst geworden war, zweifelte der Habsburger nicht, daß er auch die Kaiserkrone aus seinen Händen empfangen würde. Da Äneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., zugegen war, als Nikolaus und Friedrich sich gegenseitig ihre Träume erzählten, auch in seinem Bericht beifügt, daß vier weitere Zeugen anwesend waren, ist die Beglaubigung dieser Vorahnung völlig einwandfrei. (Vgl. Enneas Sylvius, Historia Friderici III., ed. Kollar, p. 136.)

Dem Kaiser Rudolf II. war von seinem großen Astronomen Tycho de Brahe vermittelst des Horoskopes geweissagt worden, daß er und sein Lieblingslöwe unter demselben Einfluß stünden. Als der Kaiser in seiner Krankheit erfuhr, daß der Löwe gestorben sei, verfiel er in tiefe Melancholie und gab wenige Tage später, am 20. Januar 1620, seinen Geist auf. (Vgl. Anton Gindely, Rudolf II. und seine Zeit, II. Bd., S. 326.)

Kaiser Karl VI., der letzte Habsburger, ein kerngesunder Mann, wurde am 1. Oktober 1740 plötzlich von der Ahnung seines baldigen Todes ergriffen. Um der melancholischen Stimmung, die ihn deshalb befallen hatte, zu entgehen, ordnete er eine große Hofjagd an. Gesund brach er zu ihr auf, todkrank kehrte er heim, um am 20. Oktober die Augen zu schließen. (Vgl. P. A. Lelande, Histoire de l'empereur Charles VI, Haag 1793, VI. Bd., S. 114—119.)

Johann von Wedel schreibt in seinem „Hausbuch" (S. 323): „Den 6. Dezember (1591) zeit meines Abwesens zu Stettin hat mein Vogt Hans, des unechten Hans Wedels Sohn, auffm abend den Krüger allhie zu Blumberg, Martin Zöbel, einen vernünftigen, redlichen Bauersmann, in Hans Köppens Hause, allda sie zum Kindelbier gewesen, wie er aus der Thüren treten wollen und sich keines Bösen versehen, im finstern mit einem Brodtmesser gantz büblich die Gurgel abgestochen, daß er stehenden Fußes todt geblieben. Der Schelm ist aber im finstern davon gewischet. Dieser Unfall, ob ich wol über 6 Meilen davon gewesen, ist mir doch eben die Zeit, wie er geschehen, gantz eigentlich im Traum vorkommen (non omnia somna vana), auch ehe, denn ich davon sonst etwas erfahren, gesagt."

Derselbe Wedel, ein durchaus kühl und nüchtern denkender Mann, beschreibt im Jahre 1574 (S. 261 seines Hausbuches) ein Rencontre, bei dem er übel zugerichtet wurde, „wie mir solches lang zuvor ein niederländischer umbherstreichender Arzt, der Fortuiner genannt, geweissaget"

Bekannt ist, daß Swedenborg den Brand von Stockholm mit seinem geistigen Auge gesehen haben will, wiewohl er Hunderte von Kilometern entfernt war. Vgl. als Quelle die

Erzählung von Kants Freund Green in seinem englisch erschienenen Buche „Abriß des Lebens und Wirkens Swedenborgs". Swedenborg bestätigte später diesen Bericht. Ferner Kants Brief an Frl. v. Knobloch im Anhang der „Träume eines Geistersehers". (Nach gütiger Mitteilung des Herrn Prof. W. Bormann.)

Höchst merkwürdig ist auch Goethes Vorahnung der Zerstörung Messinas am 5. Februar 1783, die Eckermann in seinen Gesprächen berichtet. „Höre, sagte er dann zu mir, wir sind in einem bedeutenden Moment: entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins." In Parenthese sei hier auch daran erinnert, daß Goethe im 12. Kapitel des II. Teiles seiner „Wahlverwandtschaften" die Wünschelrute kennt.

Diese Liste ließe und läßt sich natürlich noch ganz bedeutend vermehren. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo es Modesache werden wird, auf solche außergewöhnlichen Dinge hin die Memoiren und Historiker durchzuforschen. Erst wenn zahlreiche beglaubigte Fälle vorliegen, und vor allem wenn wir wieder den Mut gefunden haben werden, ehrlich zuzugestehen, daß so und so oft in unserem Leben sich Erscheinungen zeigen, für die uns noch die Erklärung fehlt, wenn wir uns also zum Agnostizismus bekennen, erst dann werden alle diese Phänomene mit derselben Nüchternheit geprüft werden wie die des Hypnotismus. Hat man erst einen Namen gefunden und eine Reihe von Fällen beschrieben, dann wird man sich beruhigen und glaubt die Rätsel gelöst zu haben, wie man es sich beim Hypnotismus einbildet. Und doch hat man von seinem Wesen so wenig eine Ahnung wie von dem der Elektrizität.

Zum Schluß noch zwei Fälle. Der vor zwei Jahren verstorbene Chef des bayerischen Generalstabes General Karl von Endres erzählte mir einst, daß er, um sich selbst ein Urteil über die „okkulten Phänomene" zu bilden, eine Wahrsagerin aufgesucht habe. Er fragte sie durch Gedankenübertragung, womit er sich gegenwärtig beschäftige, und erhielt die Antwort: „Es steht auf Seite 160." Mit der Überzeugung, daß Wahrsagerei Schwindel sei, ging er heim, setzte sich an seinen Schreibtisch und las Klausewitz „Vom Kriege" weiter. Er war, wie er jetzt merkte, auf Seite 160 stehen geblieben!

Der Fall interessierte ihn, und er besuchte die Wahrsagerin wieder, wobei er ihr — in Gedanken — ein Problem aus der höheren Mathematik mit der Bitte um Beantwortung vorlegte. Sie antwortete, daß sie Zahlen und Zeichen sehe, deren Sinn sie nicht deuten könne. Daraufhin ging der General mit derselben Frage zu einer anderen Hellseherin, die ihm die verblüffende Antwort gab: „Langweile mich nicht, ich sagte doch, daß ich es nicht weiß."

Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde ... **Dr. Max Kemmerich**



Das Innere des Yildiz-Kiosk

Über den Sternen-Kiosk, den Sultan Abdul Hamid weit ab von dem zur Eröffnung des zweiten türkischen Parlaments benutzten und inzwischen einer Feuersbrunst zum Opfer gefallenen, weit prächtigeren, großartigen, am Ufer des Bosporus gelegenen Tschiragan-Palast (drei Jahrzehnte war er das Gefängnis des Bruders Abdul Hamids, des 1876 entthronten Sultans Murads V.), fern vom Bosporus auf einer beherrschenden, festungsartig ausgestalteten Höhe, zu seiner Residenz wählte, wurde in neuester Zeit viel berichtet, jedoch meist nur über seine nächste Umgebung, da allein die Gärten dem Publikum zugänglich waren, der Palast selbst ihm streng verschlossen blieb. Nunmehr aber liegt eine Schilderung des Palastinnern vor, die einem Besuch in Begleitung des Ministers des Innern, Talaat Bey, ihre Entstehung verdankt. Der Eindruck, den der Besucher dabei empfing, war der ergötzlicher Verwirrung vor einem bizarren phantastischen Gebilde. Der Yildiz-Palast charakterisiert Ab-

dul Hamid, den stets für Leben und Thron besorgten, argwöhnischen, launischen Herrscher, der jedem Untertan gegenüber grausam und unbarmherzig war, sofern er auch nur das geringste Zeichen von Unabhängigkeit zu geben wagte, der unwissend und verderbt, jedoch außerordentlich schlau und reich an Auskünften war. Jeder Raum im Yildiz und jede Tatsache in der Geschichte der letzten drei Jahrzehnte der Türkei beweisen dies. Allein der Teil der Yildizlegende trifft nicht zu, der die Unermeßlichkeit des Palastes, die verschwenderische Pracht seiner Schätze schildert und andeutet, daß jede Masche des Gewebes, das die kaiserliche Spinne verbarg, von Gold, Diamanten und Perlen besetzt sei. Die Wahrheit ist, daß höchstens der Saum des Gewebes vergoldet, die Diamanten und Perlen aber künstliche waren, daß der Herr der Schätze von Yildiz sie weit über ihren Wert bezahlt hat, und ein Despot mit nur sehr wenig Kunstsinn war.

Die Straße, die der Sultan für seine Fahrt nach der allen Beiwohnern des Freitags-Selamliks wohlbekannten Hamidje-Moschee benutzte, endet am Gipfel der Yildizhöhe, an einem breiten Tore. Einige Liniensoldaten und Beamte, die die Tourniquets überwachen, und die Billets an die Besucher des Yildizparks austeilen, sind dort an Stelle der weiß uniformierten Albanier und der grünbeturbanten Araber der Garde getreten. Um zum Innern des Palastes zu gelangen, muß man verschiedene Tore durchschreiten, sich links halten, und die heut' verwahrlosten und verlassenen Quartiere der Palastdiener und Dienerinnen passieren. Durch ein anderes Tor gelangt man vor die Pforte eines weißen, zweistöckigen Gebäudes, das auf beiden Seiten durch eine Brückengalerie mit den Gebäuden des Harems und dem kaiserlichen Theater verbunden ist. Obgleich anspruchslos und unscheinbar gebaut, ist dies Gebäude der Mittelpunkt des Yildiz-Palastes und war viele Jahre der Mittelpunkt des türkischen Reiches. Die Siegel der Pforte werden zerbrochen, der Minister tritt ein, und man folgt in der Erwartung, in eine weite Halle zu gelangen. Man tritt jedoch in ein kleines, mit Möbeln gefülltes Vestibül. Dann beginnt die Besichtigung des Palastes in der Annahme, wenn auch nicht vollkommene Ordnung und Regelmäßigkeit, so doch wenigstens einige Anzeichen zu finden, daß er nach einem gewissen Plan gebaut und bewohnt war. Aber alles ist Verwirrung. Man wandert durch ein Wirrwarr von Zimmern, Korridoren und Treppen. Denn Abdul Hamid änderte stets die Gestaltung seines jeweiligen Aufenthaltsortes. Türen wurden vermauert und andere durch die Wände gebrochen, Korridore wurden geschlossen oder enger gemacht, Zimmer geteilt und Fenster aufs Geratewohl neu hergestellt oder vermauert. Neue Quartiere, neue Zimmer, neue Mauern wurden beständig dem Hauptgebäude hinzugefügt, und dann wieder geändert und in der früheren Gestalt hergestellt. Es ist daher unmöglich, Yildiz so zu beschreiben, wie einen sonstigen Palast. Erst wenn man ihn eine Zeitlang durchwandert hat, versteht man die Absicht, die aller dieser anscheinenden Verwirrung zugrunde liegt. Der bizarre Palast spiegelt den immer tätigen, wandlungsreichen, jedoch von beständiger Furcht gequälten Geist eines Despoten wieder, den alle Welt fürchtete, und der alle Welt fürchtete. Es ist die Schöpfung eines Mannes, dem die Abneigung gegen alles Freie und Heitere zur zweiten Natur wurde, und der große Räume und gerade, weite Korridore fürchtete. Der hinter Yildiz gelegene Merassim-Kiosk wurde für Kaiser Wilhelm nach einem bestimmten Plan mit einem breiten, zentralen Korridor und weiten Festräumen gebaut; allein Abdul Hamid benutzte ihn während der letzten Jahre seiner Regierung nur zu Galafestlichkeiten, bei denen die Anwesenheit seiner Wachen ein Attentat unmöglich machte. Im Yildiz-Kiosk gibt es nur zwei große Räume, und diese betrat der Sultan nur selten. In den letzten zehn Jahren seiner Herrschaft schlief er fast nie in dem Staatsschlafzimmer, sondern zog es vor, auf Divans bald in diesem bald in jenem Zimmer zu ruhen. Alle Passagen bis auf eine, zu den Gemächern des Parterre führend, die er nach dem Erdbeben am meisten benutzte, waren verschlossen, während die einzig-offenbleibende mit Schränken und Sitzkissen und selbst mit den geringsten Möbeln einer Schlafzimmereinrichtung gefüllt war, so daß sie mehrere Personen nebeneinander nicht zu durchschreiten vermochten. Einem einzelnen Angreifer gegenüber aber fühlte sich Abdul Hamid sicher, denn er trug ein feinmaschiges Stahlhemd

und war ein vortrefflicher Schütze mit den Revolvern, die überall zur Hand waren. Die mit schweren Riegeln gesperrten eisernen Pforten nach dem Garten waren im Innern fest verschlossen und wurden außen von Schildwachen bewacht.

Es ist unmöglich, alle Räume des Yildiz-Kiosk zu beschreiben oder gar die endlosen Verstöße gegen den künstlerischen Geschmack aufzuzählen; denn Abdul Hamid war in mancher Hinsicht nur ein Bauer und seine Umgebung entweder geborene Türken oder christliche und moslemitische Levantiner, deren künstlerisches Empfinden vollends auf niedrigster Stufe stand. Die Zimmer sind mit Möbeln und bric-à-brac aller Stile: Empirenachahmung, Modern-Japan usw. gefüllt, die Wände mit karmesinrotem Samt und prunkenden Vergoldungen bekleidet. Die schroffsten Gegensätze beleidigen das Auge. Ein weniger auffallender Salon, da er in ruhigen Farben gehalten und vollständiger als die übrigen möbliert ist, wird durch ein Gobelin in anilinfarbener Wolle entstellt, das ein scharlachrotes, von hellgrünem Laubwerk umrahmtes Schweizerdorf darstellt. Teppiche aus Hereteh sind bestimmt, das häßliche Getäfel der Wände zu verdecken; ein ordinärer, mit grünem Tuch bezogener Tisch steht inmitten eines prächtigen Beratungszimmers. In Pergament gebundene, mit dem Namenszug des Sultans versehene Handels-Adreßkalender, vergoldete Spieluhren, die neuesten Modelle von Lokomotiven und Torpedojägern in Gehäusen, kontrastieren seltsam mit ihrer prächtigen Umgebung. Drei Räume prägen sich dem Gedächtnis am meisten ein. Der erste, ein Empfangssalon im ersten Stockwerk, ist mit weiß und blauem Wandgetäfel, Teppichen, goldenen und karmesinroten Portieren und Vorhängen, und mit von Motten zerfressenen Eisbärfellen ausgestattet. Nicht zwei seiner Möbel, mit Ausnahme der Sessel und zweier mit grauen Leinwandüberzügen bedeckter Pianos passen zueinander. Am Ende des Salons steht ein großes Orchestrion, wie man es in den Tiroler Wirtschaften findet, mit einer vollständigen Batterie von Instrumenten, unter denen eine Kesselpauke und ein Serpentblasinstrument hervortreten. Der zweite Salon ist ein kleinerer Raum, in welchem Abdul Hamid häufig schlief. Er ist voll von Mappen und Photographiealbums mit Photographien gekrönter Häupter, der kaiserlichen Prinzen und der Schiffe der türkischen Flotte. Zwei Bücherregale enthalten neue, englische, französische und deutsche Werke über das türkische Reich. In einem englischen Buche befinden sich Lesezeichen, die die unterstrichenen für den Sultan schmeichelhaften Stellen leicht zu finden gestatten. Eine goldlackierte spanische Wand verdeckt einen Toilettentisch und eine in einer Ecke des Salons stehende Badewanne. In der Mitte des Salons steht ein gelbes Plüsch-Sofabett, daneben ein Tischchen für Kaffeetassen oder einen Revolver. Zwei Kredenztische sind voll von Waffen, darunter einige zirkassische Dolche und einige alte Pistolen, sonst lauter Revolver und Selbstspannerpistolen, sämtlich in vortrefflichem Zustande und einige prächtig mit Gold und Perlmutter eingelegt. Als die Jungtürken in den Yildiz eindrangen, lagen überall Waffen, geladene Revolver in den Badezimmern und über den Betten hängend, auf den Schreibtischen und den Buffets. Einige wurden als Trophäen mitgenommen, die meisten jedoch zur Sicherheit weggeschlossen. In einem Zimmer fanden sich mehr als zehn Revolver und ferner auf einem Lehnsessel zwei Panzerhemden, von dünnem, gehärtetem, mit brauner Leinwand überzogenem Stahl. Der Raum, in welchem dem Gefangenen seiner eigenen Truppen das Absetzungsurteil verkündet wurde, ist nur klein, jedoch vollständiger möbliert als viele andere. Zigarettenenden und zusammengeknülltes Papier liegen in einer Ecke, in einer anderen des Sultans Überschuhe; denn die Eindringlinge ließen möglichst alles so, wie sie es fanden. Gegenüber dem Sessel, auf dem Abdul Hamid zu sitzen pflegte, steht ein Orchestrion, hinter dem Sessel hängt, halb durch einen schwarzen Vorhang verborgen, ein seltsames, schlecht gemaltes Bild. Ein Fährbot führt sechs bärtige Patres in Soutane und Barett über einen Fluß. An der Bootspitze steht der Fährmann und hält in einer Hand ein Ruder. Die andere streckt einen Geldbeutel gegen das Ufer aus, dem er sich nähert. Das Boot erwartend, stehen sechs junge, nackte, hübsche Mädchen mit fliegendem Haare und neben ihnen ein nackter schwarzer Teufel

mit Hörnern, Schweif und gespaltenen Hufen. Wie kam Abdul Hamid dazu, dies Gemälde in einem seiner innersten Gemächer aufhängen zu lassen? Vielleicht schätzte er an ihm die Allegorie „die Religion, umgeben von der Welt", „das Fleisch und der Teufel", oder er erwarb das Gemälde, weil die Gesichter der Priester ihn an gestürzte Minister erinnerten, und weil er am Anblick früherer Seraskier und Großveziere Gefallen fand, die als Priester der Giaurs gekleidet, im Begriff sind, in weltliche profane Gesellschaft zu geraten.

An Kunstschätzen befindet sich heute nur noch wenig Wertvolles und noch weniger Schönes in diesem Palais, wie auch in dem ihm benachbarten Merassim-, Shali- und Taalim-Khané-Kiosk. Die Juwelen und das Silbergerät nebst den wenigen wirklich wertvollen Porzellan- und Gobelinexemplaren wurden nach dem Seraskierat geschafft. Die zurückgebliebenen Gegenstände machen mehr durch ihren Umfang als durch ihre Schönheit Eindruck. Zu ihnen gehören ein Paar gemalte, mit Silberverzierungen ausgestattete Elephantenstoßzähne, ein Geschenk Ratib Paschahs, des früheren Gouverneurs des Hedjas, ferner monströse japanische Vasen modernen Erzeugnisses und prächtige aus anderen Palästen entnommene getäfelte Türen. Unter allem befindet sich wenig, das einen künstlerischen Eindruck macht. Nur eine oder zwei Wiener Reproduktionen griechischer Bronzen, ein oder zwei Gemälde, ein eingelegter, dem 17. Jahrhundert entstammender, von Fuad Pascha gekaufter Tisch und ein blau und goldenes chinesisches Becken kontrastieren angenehm zu dem Flitterkram ihrer Umgebung. Die Gemälde sind Dutzendware und weit über den Wert bezahlt. Haufen wertloser Leinwand in glänzenden Goldrahmen mit dem kaiserlichen Namenszug füllen die Räume des Merassim-Kiosks. Im Taalim-Khané-Kiosk befinden sich einige wertvolle neben sehr minderwertigen Porträts europäischer Herrscher und ihrer Familien, meist mit Widmungen ihrer Originale. Neben einer Gipsbüste des deutschen Kaisers stehen einige Typen der türkischen Armee und ein bei Gelegenheit des Besuches des Kaisers von einem Hofbeamten in Sepia ausgeführtes Gemälde, das einen türkischen und einen deutschen Soldaten darstellt, die sich umarmen.

So viel über die Kunstschätze Yildizs. Weit interessanter sind die Dependenzen des Palais, heute leerstehende Gelasse für die männliche und weibliche Dienerschaft, die in kleinen Zimmern zusammengepfercht waren und auf Matratzen in den Fluren schliefen. Ferner der Pavillon der sechsten Favoritin und das Museum, wo zwischen Vögeln und Vierfüßlern der Tropenwelt ein ausgestopftes Pferd und Hunde, sowie Katzen und Tauben, die Lieblinge des Sultans, und ein Haifisch zu sehen sind. Seltsamer noch sind einige der Aufbewahrungsräume des Yildiz. Der eine ist mit neuen und alten Anzügen des Sultans und mit ungereinigter Bett- und Leibwäsche angefüllt, die im Flur angehäuft sind. In einem anderen liegen „Djournals", die geheimen Berichte, umher, von denen viele Kisten von der Regierung mit Beschlag belegt wurden. Zwischen den ersteren ein Bericht des türkischen Gesandten in London über die durch die armenischen Metzeleien in London hervorgerufenen Entrüstungsmeetings. Hier befinden sich auch Schränke mit Medizinen und Mixturen zur Verjüngung des ältesten Mannes, Parfümerien und Essenzen, orientalische Sherbets und viele dunkele Flaschen mit der Etikettierung „Alter Jamaika-Rum". Auch der Schießstand in Taalim-Khané ist nicht nur durch seine Menge von Gewehren und Pistolen aller Art interessant, sondern auch durch die Scheiben, die den Beweis liefern, daß Abdul Hamid ein Schütze von tödlicher Sicherheit war. Allein der seltsame und selbst komische Eindruck, den Yildiz hervorruft, kann den allgemeinen Eindruck nicht abschwächen, daß dies Palais die Furcht und die Unwissenheit seines früheren Herrn verkörpert, dessen Tyrannei weder durch persönlichen Mut geadelt, noch von Wissen oder künstlerischem Empfinden verklärt wurde.

Rogalla von Bieberstein



Zum Kapitel: Zivillisten

In seiner Novembernummer gibt der „Türmer" eine historische Betrachtung über dieses Thema wieder. Es sei mir gestattet, diesen Artikel durch einige nähere Angaben zu ergänzen.

Daß man unter „Zivilliste" jene meist gesetzlich genau bestimmte Summe Geld oder geldwerte Nutzungsrechte versteht, welche die Staaten alljährlich aus ihrem Einkommen und Vermögen den Monarchen für ihren Unterhalt und für die Kosten der Hofhaltung überweisen, ist bekannt. Daß das Wort englischen Ursprungs ist, wurde in dem Artikel mitgeteilt, nicht aber, daß es aus dem Jahre 1688 stammt, und daß die Höhe der Zivilliste damals 2 400 000 ℳ betrug. Vergleicht man diese Summe mit der Höhe der heutigen Zivilliste des englischen Königs, die 12 Millionen + 4 Millionen Apanagengelder für den Unterhalt der Prinzen und Prinzessinnen, also insgesamt 16 Millionen Mark beträgt, so fällt der gewaltige Unterschied um so mehr auf, als in der Summe der ersten Zivilliste noch die Besoldung vieler Zivilbeamten mit einbegriffen war.

Das staatliche Einkommen der Herrscher wird entweder für jede Budgetperiode (z. B. in Norwegen), oder in längeren regelmäßigen Zwischenräumen (z. B. in Österreich-Ungarn alle 10 Jahre), oder beim Regierungsantritt des Herrschers für die ganze Regierungszeit (z. B. in den Niederlanden, in Spanien, Sachsen, Württemberg), oder ein für allemal durch besonderes Gesetz (z. B. Preußen) festgesetzt. Diese letzte Art schließt selbstverständlich nicht aus, daß eine neue Festsetzung vorgenommen wird, wenn man sie für geboten erachtet. Das beweist u. a. die — übrigens sehr eigenartige — geschichtliche Entwicklung der preußischen Zivilliste.

Das Einkommen des Inhabers der preußischen Königskrone kann man als im wesentlichen sich aus zwei Faktoren zusammensetzend betrachten: 1. der sog. Kronfideikommißrente, 2. der eigentlichen Zivilliste — so wollen wir diesen Bestandteil nennen.

Unter der Kronfideikommißrente versteht man jene Summe, die auf Grund des Gesetzes vom 17. Januar 1820 aus dem Ertrage des ursprünglich der königlichen Familie gehörigen, später dem Staate überwiesenen Grundbesitzes dem jeweiligen Herrscher vom preußischen Staate zu zahlen ist. Sie beträgt 7 719 296 ℳ. Zu dieser Summe kamen dann im Laufe des 19. Jahrhunderts: im Jahre 1859 jährlich 1 500 000 ℳ, 1868 jährlich weitere 3 Millionen Mark und zuletzt 1889 nochmals 3½ Millionen Mark pro Jahr — Summa 8 Millionen Mark, so daß die „Zivilliste" des preußischen Königs insgesamt 7 719 296 ℳ + 8 000 000 ℳ. = 15 719 296 ℳ beträgt.

Damit ist allerdings das Einkommen des Königs von Preußen in seiner Eigenschaft als solcher noch lange nicht erschöpft. Es kommen vielmehr noch die Erträgnisse verschiedener Stiftungen usw. hinzu, die dem jeweiligen Träger der preußischen Krone zur Verfügung stehen. Doch zählen diese nicht zur Zivilliste. Da sie jedoch immerhin in engerem Zusammenhang mit ihr stehen, seien sie hier kurz erwähnt: Der Große Kurfürst gründete aus einer Anzahl von zu seinem Privatvermögen gehörenden Gütern ein Fideikommiß der hohenzollernschen Familie. Auch Friedrich Wilhelm I. sorgte für die wirtschaftliche Sicherstellung seines Hauses durch Gründung eines Haus- und Kronfideikommisses aus dem Jahre 1733. Und der ebenfalls sparsame Friedrich Wilhelm III. hinterließ bei seinem Tode ein großes Privatvermögen, aus dem er unter dem Titel „Krontresor" eine weitere Familienstiftung von 15 Millionen Mark machte, deren eine Hälfte als „Notpfennig" der hohenzollernschen Familie im Kapital niemals angegriffen werden darf. Von demselben Monarchen stammt auch das Kgl. Prinzliche Fideikommiß für nachgeborne Prinzen.

Als deutscher Kaiser erhält der König von Preußen bekanntlich keine Zivilliste, obwohl

ihm die Repräsentation des Deutschen Reiches erhebliche Kosten verursacht. Es steht ihm nur der sog. Dispositionsfonds von 3 Millionen Mark für Gnadenerweisungen zur Verfügung.

In den übrigen deutschen Staaten erhalten die Herrscher als Zivilliste: in Bayern 5 403 106 M, in Sachsen 3 550 000 M, in Württemberg 2 017 189 M nebst 100 579 M Apanagen für die Prinzen und Prinzessinnen des Kgl. Hauses, in Baden 1 590 000 M nebst 343 000 M Apanagen, Hessen 1 331 857 M, Mecklenburg-Schwerin 1 200 000 M usw.

Rechnet man die Höhe der Zivillisten in den einzelnen Staaten auf die Kopfzahl der Bevölkerung um, so stellt man die Tatsache fest, daß die Zivilliste die Steuerkraft des einzelnen um so mehr in Anspruch nimmt, je kleiner die Einwohnerzahl ist. So hat z. B. in Preußen durchschnittlich jeder Einwohner 50 ₰ beizusteuern, in Württemberg schon 1 M, in den thüringischen Staaten 2—3 M, und am höchsten ist in Schwarzburg-Sondershausen der Einwohner mit 6,41 M zugunsten der Zivilliste belastet.

Von den nichtdeutschen Staaten beträgt die Zivilliste in Österreich-Ungarn 19⅓ Miilionen, die zu gleichen Teilen von Österreich und Ungarn aufgebracht werden. Mit dieser Summe hat jedoch Kaiser Franz Joseph eine nicht geringe Zahl von Prinzen und Prinzessinnen zu erhalten, so daß er wohl meist gezwungen sein wird, auf sein allerdings bedeutendes Privatvermögen zurückzugreifen. Das Einkommen Eduards VII. ist bereits oben mit insgesamt 16 Millionen Mark angegeben. Dem König von Italien zahlt der Staat eine Zivilliste von 12,8 Millionen Mark, der König von Spanien jedoch erhält nur etwa 7,4 Millionen. Der König von Portugal hat ein nur kleines Land zu regieren, er erhält auch „nur" 2 400 000 M. Belgien zahlt seinem Monarchen 3½ Millionen Mark, die Königin von Holland erhält 2 100 000 M. In Dänemark beträgt die Zivilliste 1 203 000 Kronen, in Schweden 1 321 000 und in Norwegen 582 000 Kronen. Am glänzendsten jedoch von allen europäischen Herrschern ist, soweit man nur die finanzielle Seite betrachtet, der Zar gestellt.. Nicht nur, daß er der Staatskasse etwa 30 Millionen Mark entnimmt, jeder Großfürst erhält auch noch eine besondere Apanage, die größer ist als die Zivilliste der meisten mitteldeutschen Fürsten. Berücksichtigt man weiter, daß Nikolaus II. ein geradezu ungeheures Privatvermögen hat, so ist offenbar, daß Rußland doch gar zu stark zugunsten seiner Fürstenfamilie in Anspruch genommen ist. — Nicht bescheiden war auch der jetzige Exsultan Abdul Hamid, der sich im Laufe seiner Regierung, wie sich jetzt gezeigt, ein kolossales Vermögen „erworben" hat. Es wird ihm sehr bitter sein, daß es jetzt in — seiner Ansicht nach — unrechte Hände gekommen ist.

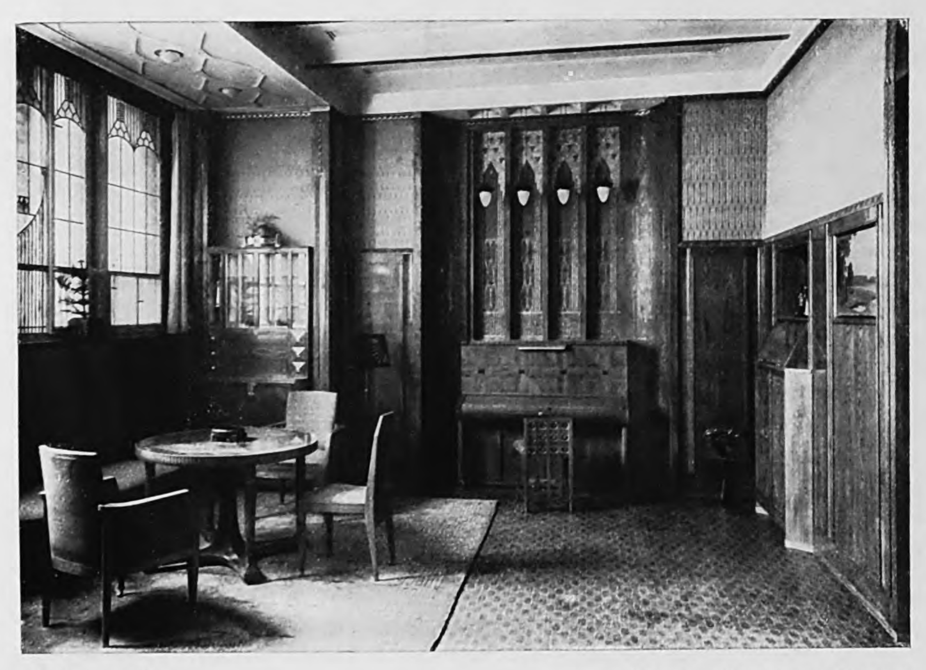
Diesen Ausgaben, welche in Monarchien die Staatsoberhäupter der Allgemeinheit kosten, wollen wir des Kontrastes wegen einmal Gehalt und Repräsentationskosten des Präsidenten einer Republik entgegenstellen. In Frankreich erhält der Präsident 480 000 M Gehalt, 300 000 Franken Reise- und 300 000 Franken Repräsentationskosten. Der Unterschied ist also wesentlich.

W. Schur



Große Männer

Der wenig differenzierten Masse durchschnittlicher Individuen steht der in irgend einem Betracht „große" Mensch als ein Wesen gegenüber, das aus den fremdesten Breiten zu stammen scheint. So reagiert nämlich die Welt auf den großen Mann, insbesondere auf den Künstler, der noch dazu in seinen Äußerungen als ganz unkontrollierbar sich erweist. Daher jene höchst lächerliche Vergötterung des einzelnen, die einem tiefen Bedürfnis der Masse nach Anbetung entspringt. — und daher das merkwürdige Erstaunen darüber, daß



Modernes Zimmer (Aus dem Magdeburger Museum)



Antiken-Saal (Aus dem Magdeburger Museum)



auch der große Mann Fleisch von unserem Fleisch ist, sobald persönliche Umstände und menschlichste Eigenschaften des Gottes bekannt werden, daher die Enttäuschung des zur Andacht Gestimmten, wenn er den zu Feiernden persönlich kennen lernt. So ging auch in die übliche Biographie des Helden eine Kritiklosigkeit über, die, sobald man über das ganz Individuelle hinausgehende psychologische Erkenntnisse der menschlichen Seele von der Lebensbeschreibung eines vorzüglichen Mannes oder auch nur die Objektivität der psychologischen Tatsachen verlangte, zur baren Fälschung wurde. Kein Wunder, daß ein Buch, wenn es uns eine wissenschaftliche Methode der biographischen Darstellung verheißt, mit großer Erwartung zur Hand genommen wird, ein Buch mit kühnem, rotem Einband und einem Titel, der uns Aufregung verursacht. Ich spreche von dem Werk des bekannten Leipziger Chemikers Prof. Dr. Wilhelm Ostwald: Große Männer (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft).

Man fragt sich zunächst, wie wohl ein Naturforscher, der allerdings auch philosophisch geschult ist, dazu komme, derlei Problemen nachzugehen, und liest dann, daß man es mit einem der bekannten glücklichen Zufälle zu tun hat. Einer seiner japanischen Schüler richtete gelegentlich an den Professor die Frage, wie man zukünftige große Männer wohl in der Jugend schon erkennen könne. Die japanische Unterrichtskommission hatte bedeutende Summen zur Förderung von Talenten besonders aus den unteren Schichten der Bevölkerung ausgesetzt, um durch die zu erwartenden großen Leistungen der Allgemeinheit einen Dienst zu erweisen. Dem Gelehrten, der viele junge Leute, aus denen später etwas wurde, unter den Händen gehabt hatte, fiel es bei näherem Nachdenken auf, daß es ihm gar nicht schwer gefallen sei, die Talente sogleich zu erkennen und richtig zu werten, und daß er sich selten in einer Begabung getäuscht habe. Eine gewisse Gemeinsamkeit von Eigenschaften mußte bei dem Objekt bestehen, und zwar eine so stark betonte, daß sie sich sofort aufdrängte. „Demjenigen, der sein ganzes Leben mit der Ermittelung von Naturgesetzen zugebracht hat, kann eine solche regelmäßige Erscheinung nicht zum Bewußtsein kommen, ohne ihn sofort mit der Überzeugung zu erfüllen, daß hier ein Gegenstand erfolgverheißender Forschung vorliegt.“ — Nun, die Antwort, die Ostwald dem Japaner gab, „daß man besonders begabte Schüler daran erkennen könne, daß sie nicht mit dem zufrieden sind, was ihnen der regelmäßige Unterricht bietet“, und der weitere Bescheid, „daß Originalität, d. h. die Fähigkeit, sich selbst etwas einfallen zu lassen, was über die Aufnahme des Dargebotenen hinausgeht, von allen Eigenschaften, die den Forscher machen, die wichtigste sei“, — sie wollen alle beide nicht viel besagen. Der echt japanischen Frage aber haben wir doch das genannte Werk zu danken, das in manchem Betracht viel Schönes gibt. —

Zunächst legt uns Ostwald das Material seiner allgemeinen Deduktionen vor, die Lebensbeschreibung von sechs bedeutenden Naturforschern (Chemikern, Physikern, Mathematikern), und zwar nehmen diese Biographien Davys, Julius Robert Mayers, Faradays, Liebigs, Gerhardts und Helmholtz' den weitaus größten Raum des Buches ein. Nicht nur die hübsche, populäre Schilderung so wenig bekannter Lebensumstände, sondern auch die Methode der Darstellung, von der wir bald näheres erfahren werden, sichern diesem Teil des Werkes den größten Beifall.

Auf ca. hundert Seiten zieht dann Ostwald das wissenschaftliche Fazit seiner biographischen Untersuchungen und verhehlt auch nicht, daß es ihm nicht zum wenigsten auf Konstatierung von Grundlagen einer praktischen Menschenkunde dabei ankomme. Welches ist nun der Weg, den er ging? Bei Beobachtung des Lebens großer Forscher fand er, daß trotz starker individueller Verschiedenheiten unverkennbar gewisse allgemeine Hauptmerkmale bestehen. So z. B. eine geistige Frühreife, die sich als Überentwickelung nach irgend einer Seite hin erweist, Selbständigkeit des Denkens und die Fähigkeit, Tatsachen zu beobachten und richtige Schlüsse aus ihnen zu ziehen. Weiter: die große Leistung in der frühen Jugend, in der überhaupt das Maximum der Taten zu suchen ist, Gruppierung der großen Leistungen um ein Problem, schließlich die Abnahme der geistigen Kräfte infolge des Alterns. Nicht

allzuviel Neues konstatiert Ostwald, beinahe nichts, und wenn man diese Kapitel liest, so merkt man auch, daß weniger die Festlegung jener Tatsachen uns interessiert, als vielmehr die praktischen Schlüsse, die Ostwald aus ihnen zieht. So z. B.: welche Pflichten erwachsen den Eltern, den Lehrern, der Allgemeinheit aus der Erkenntnis, daß in einem jungen Menschen starke geistige Kräfte sich betätigen wollen? Eine scharfe Kritik des heutigen Schulbetriebes bis hinauf zu den Universitäten schließt sich an diese Fragestellung an. Und wie hier, so wird auf jeder Seite dieser Kapitel, nicht immer ganz gerecht abwägend, manchmal sogar aus Unkenntnis der Dinge irrig, aber stets klar und klug über Probleme der Kultur und des heutigen öffentlichen Lebens gesprochen von einem Manne, der mehr als Gelehrter, der ein Temperament mit dem edelsten Streben ist.

Ungleich wichtiger als die obengenannten Konstatierungen am Objekt erscheint uns die Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung und Umwandlung der Energie auf das Geistige, insbesondere auf die produktive Arbeit des Genies. Die Erkenntnis vom Vorhandensein umwandelbarer Energie auch im geistigen Organismus und von der Umwandlung dieser Energie in die geistige Leistung unter möglichster Ausschaltung der Hemmungen (mit dem „ökonomischen Koeffizienten", wie Ostwald sich ausdrückt), ist von weittragender Bedeutung. „Wir werden ganz allgemein sagen müssen, daß die Leistungen des großen Mannes nicht unabhängig von den Energieverhältnissen sind, unter denen sie vorbereitet und ausgeführt werden, und daß unter sonstigen Bedingungen die Leistung um so höher ausfallen wird, je vorteilhafter sich der ‚Transformator' ausgebildet hat." Freilich fehlt dann wieder bei Ostwald die nähere Ausführung dieses Gedankens, die er für später verspricht, und er verliert sich in der Behandlung seiner praktischen Forderungen, die der Allgemeinheit im Sinne der Förderung des großen Menschen erwachsen. Auch die biologischen Gesetze der Entstehung eines großen Menschen, „die Frage nach dem Einfluß von Widerständen und Förderungen auf den Betrag der erzielten Leistung des Genies", das Problem der Rasse und Nationalität werden in ihrem Wesen nur gestreift, obwohl der Verfasser sogar mit Statistiken und anderem Beweismaterial arbeitet. Immerhin sind seine Gedanken über diese Dinge von so allgemeiner Bedeutung, daß sie nicht nur auf den großen Forscher zutreffen, sondern auch auf den „großen Menschen". Im übrigen liegt aber gerade darin der größte Fehler des Buches, daß es zu hohe Erwartungen erweckt. Eine Fülle von Sonderproblemen des großen Talentes auf anderen Gebieten drängt sich auf. Der ganzen Gruppe des künstlerischen Menschen steht Ostwald ohne Verständnis und Interesse gegenüber, und gerade hier jene Grundgesetze der Energetik und Biologie nachzuweisen, erhebt sich als dringlichste Forderung. Daß sie zutreffen, fühlt man instinktiv. — Die Scheidung des großen Mannes in den klassischen und romantischen Typus, die sich nach Ostwald infolge der ungleichen Reaktionsgeschwindigkeit ihres Geistes gegenüberstehen, ist dann weiterhin recht glücklich. Der Romantiker, der schnell und viel produziert, unterscheidet sich deutlich von dem grüblerischen und beim Schaffen bedachtsamen Klassiker, der sich in der Form nicht genug tun kann. Sehr hübsch ist die ausführliche Schilderung der beiden Typen, als deren Vertreter Ostwald Liebig auf der einen Seite, Helmholtz auf der andern nennt.

Das Buch ist so ein glücklicher Vorstoß in bisher unbegangenes Gebiet, und wenn auch die sicheren Ergebnisse noch fehlen, so läßt sich doch nunmehr in Ostwalds Sinne weiterarbeiten. Und ich freue mich um so mehr darüber, daß ein bedeutender Naturforscher kühn die Gesetze der Energetik auf das geistige Gebiet hinübertrug, als mir selbst vor ein paar Jahren in einer nachdenklichen Stunde die gleiche Anwendung auf den künstlerischen Menschen und sein Werk glückte. Ich habe die kleine Arbeit aus einer begreiflichen Bedenklichkeit des Laien bisher nicht veröffentlicht.

Ewald Bender



Preußen im deutschen „Auslande"



Kein Ressort der preußischen Staatsverwaltung gibt es, so nörgelt die „B. Z. a. M.", auf dem man ohne Ober- und Unterkommissionen mit einem dicken Strich reformieren könnte, das ist das preußische Gesandtschaftswesen in den Bundesstaaten.

„Dem Abgeordnetenhause wird voraussichtlich in der kommenden Session eine erneute Vorlage betreffend Ankauf eines Grundstückes in Hamburg zum Bau eines Hotels für den preußischen Gesandten zugehen. Später will man noch in Dresden, Stuttgart, Darmstadt und Oldenburg Paläste für die Herren Ambassadeure bauen, wie jetzt schon in Karlsruhe und München, welche bestehen oder sonst im Bau sind. Das Münchener Palais ist im Voranschlage auf 400 000 Mark berechnet worden, ob es im Bau teurer geworden ist, wissen wir nicht, billiger gewiß nicht. Denn das kommt nicht vor. Alles in allem wohnt also unser preußischer Gesandter im bayerischen ‚Ausland' für 20 000 ℳ im Jahre.

Die Geheimräte, die den Neubau von Gesandtschaftshotels auf das Tapet bringen, leisten Herrn v. Bethmann-Hollweg einen schlechten Dienst, denn wenn einmal gespart werden soll, so ist die erste Stelle, an der man es ohne den geringsten Schaden tun kann, das sogenannte ‚Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten' in Preußen. Mancher wird sich wundern, daß überhaupt ein solches Ding noch existiert, aber es existiert in der Tat. Eigentliche Geschäfte hat es nicht mehr zu erledigen, da die diplomatischen Angelegenheiten Preußens durch Zahlung eines jährlichen Aversums von 90 000 ℳ aus der preußischen Staatskasse vom Auswärtigen Amt des Reiches ausgeführt werden. Trotzdem unterhalten wir noch Ambassaden in den Bundesstaaten und bezahlen dafür ein Heidengeld. So erhält der ‚Gesandte' in München ein Gehalt von 45 000 ℳ, die Gesandten in Stuttgart, Karlsruhe, Dresden und Hamburg bekommen je 30 000 ℳ, die Gesandten in Oldenburg und Darmstadt je 24 000 ℳ und der Gesandte in Weimar 18 000 ℳ. — Dazu kommt noch ein ganzer Trupp von Attachés, Legationssekretären, Legationskanzleibeamten usw. mit Gehältern von 2700 bis 6000 ℳ, die Wohnungsentschädigungen, Umzugskosten, Reisegebühren usw. belaufen sich auf mehrere 100 000 ℳ, und außerdem hat das fabulöse Ministerium des Auswärtigen auch noch einen eigenen Etat, der mehr als 111000 ℳ beträgt.

Fragt man nun, was unsere Ambassadeure zu tun haben, so ist darauf die Antwort schwer zu finden. Die Herren vertreiben sich die Zeit mit einer Repräsentation, die völlig überflüssig ist, weil keine realen Interessen dahinter stecken, außerdem geht die Sage, daß die jüngeren Attachés sich in der Anfertigung von wirtschaftlichen Berichten üben. Wenn überhaupt mal auf die Tätigkeit dieser Gesandtschaften im Abgeordnetenhause die Rede kommt, was selten der Fall ist, dann ertönt kein Lob. So beklagte sich im Jahre 1894 Herr von Eynern, daß der preußische Gesandte in Stuttgart, für den Herr Miquel eine Gehaltserhöhung von 6000 ℳ durchdrücken wollte, die Interessen der preußischen Industrie nicht wahrnehme.

Die Namen der Gesandten erfährt man in der Öffentlichkeit nur gelegentlich, wenn bei den Reisen hoher Herrschaften aus Preußen der betreffende Ambassadeur auf dem betreffenden Bahnhof erscheint, um seine Aufwartung zu machen. Sonst vertraut man ihnen wichtige Geschäfte nicht an, da bei der Spezialisierung unserer politischen Dinge schließlich doch immer die Ressortkenner vor die Front müssen, Verhandlungen, wie über Steuer- oder Zollfragen, zu führen sind. Auch bedient man sich in eiligen Dingen des Telephons und des Telegraphs, so daß oft langwierige Verhandlungen mit einem Bundesstaate geführt werden, ohne daß unser Gesandter etwas davon erfährt. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß man diese Gesandtschaften für total entbehrlich hält, denn nicht einmal, wenn es gilt, irgendeine Prinzessin unter die Haube zu bringen, braucht man sie, sondern erledigt die Sache durch besondere Kommissionen."



Was wissen, was können wir?

Das einzig-wahre, das einzig-schöne Wort, philosophiert Julius Hart in einer Neujahrsbetrachtung des „Tag", steht als Inschrift an einem Hause in Meran: „Gottes Wille kennt kein Warum". Und wenn der Mensch nur mit etwas offenen und klaren Augen in die Natur und die Wirklichkeit hineinblicken wollte, so kann er nur zu der einen Einsicht hingelangen, daß auch die Natur kein Warum kennt. Als unumstößliche Erfahrung, als die nackteste Wirklichkeit aller Wirklichkeiten weiß ich nur, daß die Menschen über all die Fragen, wie sie im lustigen Reigen das Jahr vorüberführte, sich zanken, und das, was das Wahre und Rechte ist, wird dabei nicht gefunden. Über allen Beweisen, allen Warums und Weils begründet steht nur diese Tatsache. Der Statistiker gibt uns soeben den schönsten Ziffern- und Zahlennachweis darüber, was wir so ganz rein objektiv von unserem preußischen Landtagswahlsystem zu halten haben und um uns alles zu beweisen.... Und er beweist wirklich alles! Daß die einen daraus den Schluß ziehen, wie gut und vollkommen es ist, und die anderen, daß es kein miserableres System gibt als dieses.

Aber der Mensch will nicht diese Natur sehen und nicht an diese Wirklichkeit glauben. Wie der Vogel Strauß steckt er den Kopf in den Sand vor diesen Tatsachen und unumstößlichen Erfahrungen, und mit seinem Menschenwitz fingiert er sich eine ganz andere Welt der Absolutität und unumstößlich-objektiven Gewißheiten, felsenfester Beweise und zweifelloser Ursachen und Warums, behauptet und glaubt, etwas zu wissen, was er gerade durchaus nicht weiß, und hat all seine Organisationen und Institutionen, sein Denken und Meinen, Dichten und Trachten begründet auf eine solche Welt seines Witzes und seiner Einbildung, die nichts Gemeinsames hat mit dieser Welt der Natur und ihr vollkommen widerspricht. Und der Ästhetiker mit dem Absolut-Schönen auf dem Papier steht vollkommen ratlos da in dieser Schönheitswirklichkeit, für welche die Flora bald ein Meisterwerk, bald Schund, Goethe und Shakespeare einmal die höchste Inkarnation aller Kunst und ein anderes Mal ein betrunkener Wilder, ein Geck ist, und seine absolute Schönheit besitzt gar keine Kraft und Fähigkeit, einen Neger, den ein Neuruppiner Bilderbogen viel schöner dünkt als ein Gemälde von Rembrandt, dahin zu bringen, daß er hier anders sieht und fühlt. Und die Herren von der juristischen Fakultät schreiben mit gedruckten Buchstaben auf ihr Buch von der Gerechtigkeit: ‚Alle Deutschen sind vor dem Gesetze gleich', aber mit Millionen Stimmen ruft die Wirklichkeit aus diesem deutschen Volke herauf: Wenn wir etwas wissen, wenn uns in jedem Augenblick eins an Fleisch und Blut durch die Natur bewiesen wird, dann ist es das, wie wir Deutschen so ganz und gar nicht gleich sind.

Doch diese Menschen, die da immer gerade das zu wissen behaupten, was sie ganz und gar nicht wissen können, die da unaufhörlich ihren Glauben, ihre Meinung, ihre Wahrheit den anderen aufzwingen wollen und ständig sich bedrohen: Bist du nicht meiner Meinung, meines Glaubens, von meiner Sprache, von meiner Rasse, von meiner Klasse und Partei, bist du nicht genau so wie ich, dann schlage ich dich tot — diese Warum- und Ursachenjäger, welche die Ursachen zu kennen sich anmaßen und aus dem unendlichen Geflecht der Dinge den und den sich herausgreifen: Da haben wir den Schuldigen, der uns büßen soll — diese Menschen haben sich ihre Erde zu einer Hölle gemacht und mit Blut überschwemmt.

Und indem sie stets dem nachjagten, was der Mensch nicht weiß und nicht kann und nicht ist, aller Natur und Wirklichkeit ihre Hirngespinstenwelt entgegensetzten und ihre Kraft vergeudeten an ein unfruchtbares Danaidentreiben — haben sie nur das außer acht gelassen, was der Mensch wirklich weiß und kann, mit dem er Sieg auf Sieg erringt, in dem er seine gewaltigste und herrlichste Fruchtbarkeitskraft immer wieder erweist.

Es hat einmal einen höchst törichten und dummen Menschen gegeben, der bestrafte das Meer und ließ es mit Peitschen schlagen, weil es ihm beim Sturm Schiffe zertrümmert hatte, und er belegte den Blitz, der einen Menschen erschlug, mit dem Kirchenbann. Und das war ge-

wiß ein echter Mensch vom Danaidenstamm. Aber solche Danaidenarbeit verrichten wir noch immer, wenn wir glauben, uns von Mördern und allem sonstigen Ungeschick befreien zu können, wenn wir hier nur tüchtig prügeln, Todesurteile und Bann und Acht aussprechen. Doch die Natur- und Elementargewalten, die hier den Menschen genau so jagen und treiben wie in Blitz, Sturm und Überschwemmung, spotten und lachen nur solchen Tuns und solcher Blindheit.

Aber der kluge Mensch, der an Rache und Strafe, Sühnen und Richten gar nicht dachte, sondern dem es nur darauf ankam, zu ändern und zu bessern, umzuformen und umzubilden, der mehr schaffensbegierig war als wißbegierig, der da Blitzableiter baute und Leuchttürme, Dämme aufwarf und staute, der hat fruchtbare Arbeit getan, den Elementargewalten ein Stück Herrschaft abgetrotzt, und solche Menschen sind immer Heilsbringer gewesen. Die Natur schüttet über sie fortwährend neuen Segen aus, und unerschöpflich ist die Schatzkammer stets neuer Kräfte und Fähigkeiten, mit der sie uns ausstattet und bereichert. Wir können ja nun auch aus simpler Tonerde Edelsteine machen, ganz veritable Edelsteine, und das ist eigentlich doch noch viel etwas Köstlicheres, als wenn wir nur Gold daraus herstellen könnten. Und wenn das vielleicht auch für uns von keinem besonderen Nutzen ist, so ist doch für uns von größtem Nutzen gerade die Einsicht in diese höchste Kraft der Natur, die uns mit lauter solchen Umwandlungs-, Umformungs-, solchen Verbesserungs- und Erhöhungsfähigkeiten ausgestattet. Dem dummen, törichten Menschen, der da redet: Ich kann nicht aus meiner Haut heraus, und diese Menschen sind nun einmal so verpfuschte, miserable Wesen, und sie werden stets so sein, wie sie heute sind — dem ruft diese Natur zu: Ich mache aus Tonerde Rubine und Edelsteine, du bist meines Wesens, und so kannst auch du dich verklären und erhöhen von einem schlechten Tonerdenmenschen zu einem Edelsteinmenschen.

Der kluge Mensch, der uns in diese Wunder- und Zauberwelt der Natur, in diese proteische Welt ihrer ewigen Verwandlungen immer tiefer hineinführt und ihre Kräfte in uns steigert; der uns nun auch fliegen lehrte und aus dem Kreisel, der jahrtausendelang nur ein Kinderspielzeug war, ein Werkzeug schafft, welches uns mit neuen Schnelligkeiten Zeit und Raum überwinden läßt: der hat auch die Kraft, sich selber immer höher zu gestalten. Und das Wissen von diesem seinem Können, das ist allein, was ihm nottut, das ist aber auch, was ihm die Natur in einemfort predigt und zuruft, und da gibt es kein Welträtsel. Mag der wißbegierige Ästhetiker immerhin stöhnen und seufzen: Ach, wir wissen ja gar nicht, was Kunst ist — so lacht der Künstler: Daran liegt ja auch wohl gar nichts, ob man das weiß oder nicht weiß, ich kann aber Kunstwerke schaffen.

Niemand kann wissen und entscheiden, welches Wahlrecht das richtige ist. Es kommt aber auch einzig und allein darauf an, daß der Mensch und Wähler in Tat und Wahrheit so ein Gemeinschafts- und Staats-Ich ist, welches stets aller Wohl und nicht nur sein Wohl, das Wohl seiner Partei sucht. Die Kraft und Fähigkeit, dahin zu gelangen, die hat diese Natur, welche Tonerde zu Rubinen machen läßt, in jeden hineinlegt, und solche Kraftbildung, Kraftsteigerung tut allein not.



Geist, nicht Stoff!

Bemerkenswert ist, wie sich das — übrigens nachahmenswert gut redigierte — Unterhaltungsblatt des „Vorwärts“ gegen gewisse materialistische Ideen wendet, die Professor zur Straßen einem kürzlich gehaltenen Vortrage über die Psychologie der Insekten zugrunde gelegt hat. Wenn Straßen behauptet, daß den Insekten, wie übrigens auch allen anderen Tieren keine Intelligenz eigen sei und daß alle sogenannten intelligenten Handlungen der Tiere rein physiko-chemisch, ohne Heranziehung psychischer Faktoren, erklärt werden

könnten, ja auch die menschliche Intelligenz höchst wahrscheinlich keinen einzigen psychischen Faktor enthalte, so müsse dem entschieden widersprochen werden.

„Gewiß ist ja nun, daß die ältere Tierpsychologie allzu verschwenderisch mit der Benutzung der Begriffe Überlegung und Urteil bei der Erklärung tierischer Handlungen umgegangen ist, daß sie allzu oft unter Verletzung des auch in der Wissenschaft für die Verwendung von Hypothesen gültigen Sparsamkeitsgesetzes tierische Handlungen, deren Charakter als reine Reflex- oder Instinkthandlung heute einwandsfrei nachgewiesen werden kann, als Intelligenzhandlung gedeutet hat. Gegen eine derartig unwissenschaftliche Erklärungsweise konnte nicht scharf genug Front gemacht werden. Es bedeutet aber ein Verfallen ins entgegengesetzte Extrem, wenn man alles Psychische wegleugnen und alle tierischen Verrichtungen durch Kräfte der anorganischen Natur erklären will; das geht einfach nicht, es bleibt da ein unerklärbarer Rest übrig, und das ist eben das rein Psychische, das dann nun, da es nach Straßens Meinung in den Lebewesen nicht vorhanden sein soll, der Natur selbst beigelegt wird. Straßen sprach z. B. wiederholt von ‚der Absicht der Natur', die diese oder jene zweckmäßige Einrichtung geschaffen habe, er sprach ferner von den Instinkten als von ‚planmäßig vorgesehenen Einrichtungen der Natur', er deutete die gleiche Gesinnung an durch die Redewendung, ‚die Natur konnte Bedacht darauf nehmen' usw., kurz er muß das den Insekten abgesprochene Psychische doch irgendwo unterbringen, irgendwo mit in Rechnung ziehen. Wie gefährlich nun seine Methode der Unterbringung des Psychischen ist — man setze statt Natur: Gott, und der alte Schöpfungsglaube ist wieder in seine Rechte eingesetzt — das näher darzulegen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Auch für die Tierpsychologie liegt die Wahrheit in der Mitte zwischen den beiden Extremen, der alten den Intelligenzbegriff vielerorts unnötig anwendenden Richtung und der neuen den Tieren jegliche Intelligenz ableugnenden streng mechanistischen Theorie. Sie ist unserer Meinung nach etwa in der Richtung zu suchen, wie sie Forel in seinen tierpsychologischen Arbeiten eingeschlagen hat, der die Meinung vertritt, daß dort, wo wir ein Gehirn, also Zentralnervensystem, vorfinden — und die Insekten haben ein solches — wir, wenn auch nur durch Analogieschluß von uns selbst aus, unbedingt verpflichtet sind, ein Psychisches als Funktion dieses Organs anzunehmen."



Adelige Regimenter

Bei jeder Beratung des Militäretats im Reichstage wird von der Linken eine Attacke gegen die Regimenter geritten, deren Offizierkorps angeblich ganz oder fast ganz aus adeligen Mitgliedern zusammengesetzt sind. Paul von Szepanski im „Tag" scheint es nun ganz zwecklos, abzuleugnen, daß der bemittelte Adel sich in den Offizierkorps der Garderegimenter, mancher Kavallerieregimenter und einzelner Linienregimenter zusammenfindet: „Beziehungen und Vermögen erleichtern ja doch das Leben in jedem Stande — wie könnte es im Offizierstande anders sein? Es ist eine ganz außerordentliche Errungenschaft der Kameradschaftlichkeit, daß sie die Unterschiede zwischen armen und reichen, bürgerlichen und prinzlichen Offizieren gesellschaftlich so vollkommen ausgleicht, wie das in dem Offizierkorps der deutschen Armee tatsächlich der Fall ist. Wenn der Leutnant Schulze aus Mörchingen dem Gardeleutnant Grafen Quadt-Wykradt-Huchtenbruck oder wie er sonst heißen mag, im Dienst oder in Gesellschaft begegnet, fühlt er sich ihm sicher und mit Recht vollkommen gleichgestellt. Wenn er aber den Wunsch hätte, in demselben feudalen Regiment zu stehen, wie der Graf, so müßte er schon ein Snob sein — ein Mann, der sich in einen Kreis hineinwünscht, zu dem er keine Beziehungen hat. Den Herren, die aus der Linie in die Garde versetzt wurden, ist damit noch selten ein Gefallen geschehen; nicht weil ihnen die Herren von der Garde in der

Mehrzahl unfreundlich entgegengekommen wären, sondern weil ihnen die Beziehungen fehlen, die für jeden nötig sind, der sich in einem geschlossenen Kreise behaglich fühlen soll.

Wenn die ewig wieder angerührte Debatte einen Sinn haben soll, müßten doch die Herren im Reichstag, die sie immer wieder anregen, endlich einmal den Nachweis liefern, daß die von adligen Offizierkorps geführten Regimenter irgendwo und irgendwann weniger Tüchtiges geleistet haben als ein nur von bürgerlichen Offizieren befehligtes. Auf die Leistungen allein kommt's doch an. Und die Leistungen haben noch niemals darunter gelitten, daß bemittelte adlige Offiziere sich in den Offizierkorps der Garde zusammenfinden und unbemittelte adlige Offiziere sich ebenso mit Mörchingen begnügen müssen wie der Leutnant Schulze, wenn er keine Zulage hat. Deshalb sind Grenznester auch keine Strafgarnisonen, sondern nur Garnisonen für Offiziere ohne Beziehungen und ohne Vermögen, die in ihrem Beruf aushalten müssen, auch wenn die Garnison ihnen wenig Annehmlichkeiten bietet. Solange Vermögen und Familienbeziehungen irgendwo in der Welt noch eine Rolle spielen, werden sie es auch im Offizierkorps jeder Armee tun. Reichstagsreden können daran nichts ändern. Sie können nur Unzufriedene machen aus Leuten, die sich mit dem Leben abfinden oder sich durcharbeiten müssen."



Student und Politik

Vortrefflich, zum Teil schlagend ist, was Prof. Dr. Ludwig Gurlitt über diese so oft auf den Kopf gestellten Wechselbeziehungen in der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort" ausführt:

„Unsere Gesetzgebung hat bekanntlich die Absicht, die Studenten möglichst vom öffentlichen Leben auszuschließen. Ihr sind zechende und paukende Studenten immer noch erwünschter als politisierende. Man begründet diese Haltung mit dem bekannten amtlichen Wohlwollen: die jungen Leute sollten ihre Zeit nicht unnütz vertrödeln, sondern studieren, denn davon und dafür hätten sie ihren Namen ‚Studenten', sie sollen sich nicht mit ihren unreifen Gedanken — Studenten haben stets unreife Gedanken — in Gefahr begeben, lieber warten, bis sie ihre Kraft bei gereiftem Urteile in den Dienst des Staates stellen können. Noch ständen sie in Lehre, und deshalb käme es ihnen nicht zu, öffentlich als Wissende und Handelnde aufzutreten.

Ich kann diese Forderungen und ihre Begründungen nicht als berechtigt und zutreffend anerkennen. Der Student muß als geistig mündig anerkannt werden. Seine ganze wissenschaftliche Ausbildung gibt ihm dazu ein Anrecht. Sein Wissen und sein moralischer Zuschnitt stehen doch gewiß nicht unter dem Durchschnitt, den man bei politisch mündigen Arbeitern, Bauern und Knechten findet. Zwar entgegnet man, daß er noch nicht erwerbsfähig und deshalb noch nicht wirtschaftlich selbständig wäre. Teils stimmt das nicht, teils geht es niemand etwas an. Es gibt Studenten, die sich und noch Familienmitglieder durch Stundengeben, literarische Arbeiten oder anderen Erwerb wirtschaftlich erhalten. Es gibt andererseits eine ganze Menge hochgestellter Faulenzer, die ihr Leben lang vom ererbten Kapitale leben und doch deshalb keineswegs in ihren politischen Rechten verkürzt werden. Die Abhängigkeit von dem Vater ist eine Privatsache, die zwischen Vater und Sohn abzumachen ist, andere Leute aber und selbst den Staat nichts angeht. Es darf doch nicht als ein Nachteil bewertet werden, wenn die Vermögensverhältnisse dem Vater gestatten, seinem Sohne eine gründlichere wissenschaftliche Bildung zu verschaffen.

Mit den anderen Argumenten der Gegner einer völligen akademisch-politischen Freiheit ist es nicht besser bestellt.

‚Der Student ist noch unreif.' Was heißt denn politisch reif? Meist nehmen die alten Herren an, daß sie die Reife haben. Der Staat nennt die Bürger politisch reif, die seine Poli-

tik gutheißen. Gründliche politische Kenntnisse haben die wenigsten Wähler, am wenigsten Reife wohl gerade die Wähler, auf die Staat und Kirche sich am liebsten stützen. So viel Urteil wie ein pommerscher Gutsknecht oder wie ein streng katholischer polnischer Fabrikarbeiter bringt doch gewiß noch jeder deutsche Student auf. Weshalb ihn also rechtlich schlechter stellen? ...

Jeder Mensch lebt in der Jugend der Zukunft zugewandt, im Alter der Vergangenheit. Das hat mit Reife und Unreife gar nichts zu tun. Das sind gleichberechtigte Entwicklungsstadien. Es gereicht auch keinem Menschen zur Unehre, daß er sich mit den Jahren wandelt. Was in der Natur begründet liegt, darf nicht als Vorwurf angeführt werden. Ich hatte in der Jugend blondes Haar, jetzt werde ich grau — grau, das heißt alt, nicht aber reif. Reif kam ich mir früher auch vor. Ich habe mit 23 Jahren eine gelehrte Abhandlung geschrieben, die ich heute mit mehr als 50 Jahren nicht überbieten kann. Geheimrat Wilhelm Ostwald versucht in seinem jüngsten Werke ‚Große Männer' nachzuweisen, daß die wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen von Männern zwischen 20 und 25 Jahren gemacht werden. Er belegt diese These mit überzeugenden historischen Dokumenten. Man verwechsele also nicht alt und reif. Alte Männer sind in der Regel politisch bequemere Männer. Sie regen sich nicht mehr gerne auf, lassen die Dinge laufen, wie sie wollen, sind froh, wenn ihnen die hochwohllöblichen Behörden und eine weise Regierung den Schlaf und den Besitz sichern. Sie sind selten — mit Cicero zu sprechen — rerum novarum studiosi. Die Jugend aber drängt neuen Lebensformen zu, sucht eine Welt, in der ihre Gedanken zur Tat werden sollen, und ist deshalb leichter — wie die Alten es ausdrücken — der politischen Verführung zugängig. Sehr oft wird aber daher Verführung mit Führung verwechselt. Auch die Alten lassen sich führen. Ihr Morgenblatt ist ihnen ein Evangelium. Auf ihren Parteiführer schwören sie. Mit ihrer Partei machen sie alle Wandlungen, Schwankungen und auch Purzelbäume mit. Das geschieht aber alles mit reifstem Urteil, mit heiligem Ernste und dem Gefühle unantastbarer Konsequenz und Charakterfestigkeit. Ich wünschte, daß sich die deutsche Studentenschaft von dieser politischen Reife ihrer Väter nicht so sehr imponieren ließe. Wer das öffentliche Treiben der letzten zwei Jahrzehnte mit prüfenden Blicken betrachtet hat, der findet darin wenig Stoff zu moralischer und geistiger Kräftigung. Seit Bismarck gehen mußte, schwankt das Staatsschiff bedrohlich — es ‚rollt' oder ‚schlängelt' sagt man in der Seemannssprache, und die politischen Parteien verraten eine Überreife, die ein Fauligwerden ankündet. Es genügt nicht, daß man der nachfolgenden akademischen Jugend den Rat gibt, sich nur getrost der Führung der alten Herren zu überlassen. Im Gegenteil! Es wäre sehr zu wünschen, daß neues Blut in den Staatskörper einströmte, soll heißen, daß die gebildete Jugend mit eigenen starken, neuen Gedanken und Wünschen in die Bahn träte. Der Korpsstudent verpflichtet sich statutarisch zur Abstinenz auf dem Gebiete der Politik und der religiösen Fragen. Damit hat er sich selbst zu einer capitis deminutio verurteilt. Die Früchte sind auch danach! Was einem jungen Manne von etwa zwanzig Lebensjahren Lebenselement sein müßte, was bei normalen jungen, gebildeten Leuten Stoff für die heißesten Debatten, Stoff für alles Sinnen und Denken bei Tag und Nacht bildet, die Fragen nach den letzten geistigen und seelischen Volksgütern und die Sorge um die Wohlfahrt des eigenen Vaterlandes, das begraben diese peinlich korretten Herren im tiefsten Schreine ihrer Brust und sorgen dafür, daß kein Zweifel am alten Bestande die Seelenruhe, den amtlichen Aufstieg und die persönliche Sicherheit der Mitglieder störe. Sie weisen auf die bösen Folgen [! D. T.] politischer Tätigkeit hin, für die politisch überhitzte Burschenschaftler zu büßen hatten. Böse Folgen? Nun ja, es haben junge ideal gestimmte Studenten für ihre Vaterlandsliebe und ihre nationalen Hoffnungen im Kerker schmachten müssen. Das aber ist ihre Ehre und ihr Stolz geworden. Ihre Leiden sind überwunden, aber die Ideen, für die sie ihre Gesundheit und ihr Leben drangaben, sind

herrlich in Erfüllung gegangen. Ich dächte, die Korps hätten alle Ursache, die Burschenschaftler um Fritz Reuter und seine Leidensgenossen zu beneiden. Und war etwa die politische Arbeit der damaligen Studentenschaft unreif und unfruchtbar? Hätte ein Bismarck wohl das Reich gründen können, wenn nicht vorher die Sehnsucht nach diesem Reiche in den Herzen der jungen Studenten geglüht hätte? Jeder Fortschritt im Kulturleben wird mit Blut bezahlt. Die einen sterben dafür im Kerker, die anderen auf dem Schlachtfelde. Eines ist so ehrenvoll wie das andere.

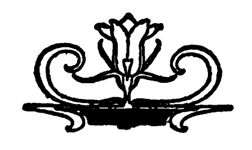
Daß unsere Jugend heute in der Mehrzahl so gar vernünftig, so korrekt und vorschriftsmäßig lebt, daran erfreue sich, wer mag. Mir gefielen die alten struppigen Trutzgesellen besser als die heutigen glattfrisierten, patenten Korpsjünglinge, die sich womöglich noch etwas darauf einbilden, daß sie über Politik und Kirche keine Meinung haben, oder wenn eine, so doch jedenfalls die staatlich approbierte.

Wenn sich unsere Studenten lebhafter am politischen Leben beteiligen, so werden nicht wenige dabei — im Sinne der Korrekten — untergehen. Das heißt, sie werden von der geraden Bahn ihrer Studien und des Berufslebens abgelenkt und auf andere Gebiete des öffentlichen Lebens gedrängt werden. Aber was schadet das? Müssen denn alle an die Staatskrippe gebunden werden? Ist es nicht zu wünschen, daß es auch eine große Zahl von staatlich unabhängigen Männern gebe. die ihre Intelligenz in den freien Dienst des Staatswohles stellen? Es gibt geborene Politiker, die sich bei amtlicher Gebundenheit nicht entwickeln können. Manche finden denn doch wieder den Zugang zum amtlichen Staatsdienst und leuchten dann hervor durch Charaktergröße und selbsterworbene Sachkenntnis: ich denke an Gestalten wie Miquel und Lothar Bucher. Andere werden wie etwa D. Friedrich Naumann als Politiker und politisch-soziale Schriftsteller eine bedeutende Wirksamkeit entfalten. Manche werden freilich auch ins Nichts versinken. Aber sind vor diesem Schicksal etwa die nichtpolitisierenden Studenten sämtlich bewahrt? Ist es nicht besser noch, für seine politische oder soziale Überzeugung als für den Bierkomment und für endlose pp-Suiten sein junges Leben zu wagen?

Wenn ein Krieg ausbricht, dann bringen Tausende ohne Bedenken das Opfer ihres Lebens. Das Leben selbst aber ist auch ein Kampf, zumal das politische. Es fordert auch seine Opfer, und solange wir eine sittlich hochstrebende Jugend haben, wird sie zu solchen Opfern auch gern bereit sein.

In welchem Sinne der Student sich betätigen will, das untersteht nur seinem Willen. Ich muß ihm, da ich ihn für geistig mündig halte, auch gestatten, für innere Mission und für katholische Konvikte zu wirken, so wenig diese Betätigung nach meinem Geschmacke ist. Es wird dabei zu Konflikten kommen. Ja — gottlob! Wir brauchen Gewitter, denn die Luft ist schwül. Die akademischen Behörden freilich entsetzen sich, wenn Studentenkrawalle ausbrechen. Was geht das uns an? Wir anderen freuen uns, wenn sich's da zu regen anfängt, von wo gewöhnlich der Fortschritt ausgeht. Die Universitäten sind wie politische Wetterwinkel. Wenn's da wetterleuchtet, dann darf man hoffen, daß bald reinere Luft wird.

Wenn die deutsche Studentenschaft erweiterte politische Rechte erstrebt, so darf sie dabei auf die Zustimmung und den Beistand vieler gerecht und fortschrittlich gesonnener Männer rechnen. Ich sehe jedenfalls nicht ein, weshalb sie politisch schlechter gestellt sein sollen als ihre Kellner und Bäckerjungen."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ewiges Heidentum?

Im Februarheft des „Türmer" hat Friedrich Beyer über „politisches Heidentum" gesprochen. Er hat in, wie mir scheint, durchweg zutreffender Weise den Indifferentismus der Massen — hier in politischer Mischung — skizziert und für diesen Indifferentismus die Willensschwäche der „siebenten Großmacht" zum guten Teile verantwortlich zu machen gesucht. Er hat weiter von der Schule verlangt, daß sie diese Zustände durch Belehrung der Kinder, durch Weckung staatsrechtlich-politischen Interesses bessere; daß so der willensschwachen Presse der Boden in der Zukunft abgegraben werde. Und hat geschlossen mit dem hoffnungsfrohen Ausblick: „Und ganz von selber wird sich die Zahl jener (dann) verlieren, die Atzung suchen bei der Preßamme für politische Kinder". Vielleicht darf dazu einer, der seit Jahrzehnten im Dienste der siebenten Macht Europas steht, einige Anmerkungen machen.

Es wäre da mit der wiederholten Feststellung zu beginnen, daß die Ausführungen Beyers im ganzen die Sachlage richtig zeichnen. Die Meinungsverschiedenheiten setzen in der Hauptsache erst da ein, wo Beyer aufhört. Sie gehen, eben für jemand, der genügend lange beim Bau, im Zeitungsgewerbe tätig ist, davon aus, daß er den hoffnungsvollen Ausblick des Optimisten nicht unterschreibt; daß er auf Grund seiner Erfahrungen absolut davon überzeugt ist, die Entwickelung in der Zukunft werde eine andere sein, wie sie Beyer erhofft. Leider! Und zwar im wesentlichen aus folgenden Gründen.

Es ist richtig, daß die Mehrzahl unserer Tageszeitungen genau auf dem Niveau — teilweise noch sehr bedeutend darunter! — steht, das in ernst-einsichtigen Kreisen dafür angenommen wird. Es gibt für diese Art Presse (eigentlich für die g a n z e — mit s e h r w e n i g e n Ausnahmen) nur einen Gott: den Erfolg! Und die Masse ist sein Prophet! Das heißt: So gut wie alle Tageszeitungen haben auf die Wünsche und die (sogenannten) Meinungen eines größeren Kreises, eben der lieben Leser, Rücksichten zu nehmen. Je mehr sie diesen Wünschen, diesen Lockungen des „Propheten" folgen — richtiger: je gründlicher sie d i e Kunst verstehen, dem Publikum seine Meinung abzugucken, den „Forderungen der Zeit" zu genügen, um so größeren Erfolg und, folgerichtig, Einfluß haben sie.

Das ist so das ungeschriebene Gesetz des Erfolges im Zeitungsbetriebe, ein Gesetz, das jeder „Volontär" der Redaktionskunst am dritten Tage seiner Redaktionstätigkeit kennen muß, sofern nicht Hopfen und Malz an ihm verloren sein soll. Ein gar sonderbar Gesetz, ein Gesetz, das durch eine wunderbar komische Drehung im Kreise entsteht — gewiß! Aber was tut's! Die Mehrzahl der Gesetze und Regeln, die im Erdenleben gültig sind, schleppen bekanntlich noch

viel mehr Komisches mit sich herum. Warum soll da einer Großmacht, die erst an siebenter Stelle steht — man denke! — dies Privilegium verwehrt sein?

Nein, sie darf es ruhig haben. Und sie wird es haben — in der Zukunft mehr noch als in der Vergangenheit.

Uns ist ja eben das für jeden Einsichtigen Traurigste an dieser Sache und ihrer Entwickelung: daß es schlechter wird mit jedem Jahr!

Heute schon liegt es so, daß die Zeitungen im Durchschnitt nicht mehr den Einfluß auf dem Wege, das Bessere anzuregen, haben wie vor zwanzig Jahren! Ihr „Einfluß“ (siehe oben!) steigt, ihr Ansehen sinkt. Das war noch in den achtziger Jahren anders. Damals wurde weniger gelesen; aber dieses Wenige haftete besser. Damals konnte der, der Gutes wollte, in der Zeitung leichter wirken. Er konnte es, weil die kindische Sucht, es allen recht zu machen, den Leser mit seiner Unfehlbarkeit zu kitzeln und ihm zugleich — wieder eine tragikomische Wechselwirkung! — den Respekt vor dem „Zeitungswillen“ zu nehmen — —: weil diese Amerikanisierung des Zeitungswesens und der -Meinungen noch nicht da war. Heute ...!

Ach Gott, das Zeitungsgetriebe von heute ist infolge der Vergöttlichung der Masse in der meist überwiegenden Zahl der Fälle ein so unendlich trostloses und es wird, wie gesagt, nicht besser damit, sondern schlimmer von Tag zu Tag. Wenn dem nicht so wäre: wie sollte man sich dann den geradezu ungeheuren Erfolg des Systems Scherl erklären?! Er ist nur so zu erklären, daß die Zeit vorüber ist, in der die Zeitung ganz allgemein charakterbildende Macht besaß. Daß die Macht der Masse triumphiert über den ohnmächtigen „guten Willen“ einzelner. Kurz, daß nichts vorhanden ist, was uns ein Recht zu der Hoffnung gibt, es könnte besser werden in dieser Richtung. Man kann da als alter Zeitungsmann nur gefaßt und ruhig, gewissermaßen heiter mit Dante sprechen: Laßt alle Hoffnung fahren....

Es ist für jeden, der das Zeitungsgetriebe der Gegenwart aus unmittelbarster Anschauung kennt, wohl zweifellos, daß nur eins in der Zukunft sich hier noch stärker herausbilden wird: das, was man allgemein mit „Amerikanisierung“ umschreiben kann. Soweit diese Entwickelung nicht schon durch die „modernen Verhältnisse“, den Einfluß der Leser auf ihre Zeitung usw. gegeben ist, wird das Geschäft an sich nachhelfen. Das Geschäft, das der Verleger mit seinem Material zu machen wünscht. Allzuviele unter denen, die, mit Recht, gegen die schlechte Presse wettern, unterschätzen auch das. Sie glauben, alles Böse schreibe sich von der Schlechtigkeit der Redakteure oder Schriftleiter her. Ich bin weit davon entfernt, alle Kollegen für Engel des Lichts aus Prinzip zu halten. Aber sehr oft wird ihnen doch Unrecht getan. Man vergißt oder weiß nicht, wie wenig Freiheit gerade im wesentlichsten, im Dienst der Ethik dem Redakteur bleibt, wie viel er davon, rasend oder lächelnd, begraben muß. Man weiß nicht, wie sehr der Beruf überlaufen ist, wie leicht es dem Verleger fällt, aus der Fülle der Angebote solche herauszufinden, hinter denen Männer stehen, für die Gefügigkeit um jeden Preis die höchste Tugend bildet. Wie rasch im Zeitungsbetriebe der holde Wahn zerstiebt, den — Idealen zu dienen! Unsinn! Das Geschäft ist, ich möchte sagen: ganz selbstverständlich die Hauptsache; davon und von der schönen Ehe zwischen „Geschäft“ und „Masse“ hängt im großen Ganzen alles ab.

Ich will das nur eben noch an einem einzigen Beispiel aus einer gewaltigen Fülle, die sich geben ließe, kurz aufzeigen.

Wie man weiß, haben die letzten Jahre eine „großartige“ Entwickelung des Industriezweiges gebracht, das seine Prediger mit vielen wunderschönen Namen bedacht haben —: des Kinematographen-„Theaters“. Es wäre sinnlos, diese Errungenschaft grundsätzlich zu verdammen. Die Wiedergabe von Bildern durch den Kinematographen kann unter Umständen von hohem Werte sein. Sie „kann“! Aber nun vergleiche man, wie es damit ist! Welcher Bockmist gerade durch diese „Theater“ auf die Massen losgelassen wird! Und wie das Volk,

die gehätschelten „Gebildeten“ nicht ausgenommen, danach rennt! Wie die Dreck- und Schundliteratur hier einen Genossen bekommen hat, der vermöge seiner leichter eingehenden, moderner aufgeputzten Eigenheiten viel, viel weiter kommt mit der Verbildung der sogenannten künstlerischen Empfindung, des Gemüts und anderer diluvialer Eigenschaften der zur Größe emporentwickelten Menschheit!

Es gibt wohl, aufs Ganze gesehen, kaum ein Dutzend Zeitungsleute, die das nicht wissen. Es gibt aber keinen, der's sagt. Wenigstens keinen, der auf dem Umwege über den Verleger mit einem Inseratenteil und dort mit solchen Anzeigen zu rechnen hat! Und darüber hinaus keinen von denen, die erkannten, erkennen mußten, daß der Erfolg ein Gott und die Masse sein sichtbarer Stellvertreter ist....

So stehen die Dinge von uns, vom Bau aus gesehen! Wir erhoffen nichts von der Zukunft der Durchschnittstagespresse für die Aufwärtsentwickelung politischer und anderer Kinder; sie, diese Zukunft nötigt uns nur ein klein wenig bitteres Lächeln ab. Wir hegen nur die eine Hoffnung, die aus der allgemeinen Ertüchtigung des Charaktermaterials, aus dem, freilich schwachen, Glauben an ein Vorwärts-Aufwärts im Menschentum entspringt.

Hoffentlich ist diesem Glauben keine allzu schwere Enttäuschung beschieden.

O. W.



Zur Psychologie der Dienstboten

(Eine Erwiderung. Vgl. Heft 7, Jahrg. XI, S. 58)

Mit dankbarer Freude begrüßen wir, daß ernst denkende Männer sich eingehend mit der Ursache und Linderung der Dienstbotennot beschäftigen. Wenn Staatsanwalt Dr. E. Wulffen-Dresden eine Abhilfe nur darin sieht, daß man die Seelenzustände der Dienenden erforscht und würdigt, so stimme ich ihm vollkommen bei, nur mit dem Unterschiede, daß die Ursachen ihrer inneren Zerfahrenheiten, aus denen alle Übel kommen, auf anderen Seiten, ich möchte sagen tiefer liegen, als die von ihm besonders hervorgehobenen. —

Aus zwanzigjähriger, oft sehr unerquicklicher Praxis heraus, in der ich stets zielbewußt die ethischen und sozialen Aufgaben in den Vordergrund stellte und mich durch unzähliges Mißlingen (die letzte mich recht empfindlich getroffene Enttäuschung liegt erst Wochen zurück) nie entmutigen ließ, möchte ich den Vorwurf, daß die Frauen zu wenig sozial gebildet und erzogen sind, im allgemeinen nicht gelten lassen! Mag sein, daß auch mir, wie mancher anderen Frau, noch viel soziale Bildung mangelt, an meiner Erziehung gerade darin kann es aber nicht gelegen haben, denn ich erinnere mich aus meinem Elternhause nur vier Dienstboten! Ein Wechsel war ein Ereignis, und weil stets nur notgedrungen, ein für beide Teile recht schmerzliches! Den redlich guten, festen Willen, diesem Vorbild zu folgen, hatte ich — trotzdem erkläre ich meinen Erfolg heute gleich Null! Traurig, aber wahr, und ich glaube, ich stehe nicht vereinzelt so resultatlos da! Unsere Mütter und Großmütter hatten doch auch noch keine „ethische und soziale Schulbildung“ — sie lernten aus dem Leben heraus, und sollten wir dies nicht auch können? Kann eine Not eine so allgemeine werden, wenn ihre Ursache nicht auch in der Allgemeinheit zu suchen ist?

Dr. Wulffen glaubt in einer gesellschaftlichen Isolierung der Dienstboten und einer Arbeitsüberbürdung derselben, ohne Rücksicht auf ihre Sonderinteressen, den Grund der steten Wanderlust und der moralischen Gesunkenheit vieler zu sehen. — Ein Ausnützen der Dienstboten gibt es heute nicht mehr! Wir Frauen sind durch die Not schon viel zu furchtsam vor

dem „Verlust“, um derartiges zu wagen, und wer es versuchen sollte, dem gelingt es nicht; die Mädchen wissen sich schon zu schützen — sie gehen. Ebenso vorsichtig müssen wir mit der Mahnung des Bessermachens — Tadel ist schon zu viel gesagt — sein, denn die Antwort ist typisch: Wenn ich's nicht recht mache, kann ich ja gehen! — Ich möchte demgegenüber annehmen, daß wir die Schuld an der Überhebung dadurch tragen, daß wir den Dienstboten nicht unabhängig genug gegenüberstehen. Wir müßten uns nicht scheuen, zu sagen: Gut, gehe nur, ich brauche dich nicht, ich arbeite selbst! Wenn darin die Frauen, die schlimme Erfahrungen gemacht haben, sich einmütig zusammenschließen würden, das wäre die beste Erziehung für die Dienenden. Doch, wie wenige haben den Mut und die Ausdauer dazu! Lieber noch so viel Ärger, als selbst zugreifen zu müssen! Festgesetzte Freistunden und Freitage einzuführen ist ja möglich, aber in einem Haushalt ein ungesunder Zustand, abgesehen von den sich bietenden Schwierigkeiten, weil ein Familienleben kein Maschinenbetrieb ist und sich mit dem besten Willen die Arbeit nicht schablonenhaft festlegen läßt. Die Verhältnisse werfen selbst den pedantischen Haushaltungsplan oft um, und durch ein starres Festhalten der freien Zeit wird dann die Zusammengehörigkeit von Mädchen und Familie noch völlig zerstört.

Der gesellschaftlichen Isolierung stehen wir Frauen mit all unserem guten Willen fast machtlos gegenüber. Es ist bereits so weit gekommen, daß die Mädchen in unserem Bemühen, sich um sie zu kümmern, eine unerlaubte Bevormundung von uns sehen. Ich möchte annehmen, daß die „Wanderlust“ sich fast immer auf den Wunsch größerer Freiheit gerade in gesellschaftlicher Beziehung zurückführen läßt! Und wahrlich an „Gesellschaft“ fehlt es unseren Mädchen nicht! Und damit komme ich zur Begründung meiner Einwendung, welche sich im Grunde mit Dr. Wulffens Ansicht darin deckt, daß unsere Dienstboten eine bessere Vor- und Ausbildung haben müssen, wenn eine endgültige Wandlung geschaffen werden soll!

Mit allen von mir gemachten Aussetzungen sollen zunächst nicht die Dienstmädchen beschuldigt, sondern nur die wirkliche Lage erhellt werden. Ganz unfertig kommt so ein junges Mädchen in einen ihr völlig fremden Wirkungskreis — es muß lernen, besser gesagt, seine ganze Begriffswelt ummodeln. Damit wird sie allein nicht fertig, und naturgemäß stellt sich Unwille gegen alles ein. Sie sucht natürlich Hilfe bei ihresgleichen, diese trösten sie, indem sie sie in die „Gesellschaft“ mitnehmen, ihr Widerstand gegen das, was ihr nicht recht im Hause erscheint, anempfehlen und ihr raten, wie sie sich „hübsch“ machen soll! Ich wüßte nicht, wie ich den „Einfluß“ gelinder darstellen könnte, aber er genügt trotzdem, die Grundlage zu einer für beide Teile nachteiligen Entwicklung des Dienstverhältnisses zu führen. Der Widerstand gegen unsere redlichen Bemühungen, das bei dem Mädchen Fehlende und Versäumte nachzuholen, verstimmt uns, und das Mädchen „wittert“ in seinem unklaren Auffassungsvermögen in uns Gegnerschaft — der Bruch ist da, und im nächsten Hause beginnt derselbe Kampf wieder und setzt sich fort, so daß das Mädchen bald eine gewisse „Routine“ darin bekommt. Die sozialen Verhältnisse bedingen es, daß sich unsere Dienstboten zum größten Teile nur notgedrungen zu ihrem Berufe entschließen (also sicher nicht die besten Kräfte), und das kommt daher, weil der Dienstbotenstand für minderwertig gilt! — Hier heißt es helfen! Fangen wir die Besserung an uns selbst an und setzen wir alles ein, unsere Hausarbeit nicht durch Berufsarbeit und Studium entwerten zu lassen! Neben dieser hier nur angedeuteten aber inhaltschweren Mahnung laßt uns dafür sorgen, daß unsere Dienstmädchen besser erzogen in unsere Familie kommen! Sehr richtig ist der Vorschlag, daß die Stadtverwaltungen sich dieser Sache annehmen sollen! Bei ernstem Willen gibt es da eine Möglichkeit, und unsere Frauenvereine arbeiten gewiß gerne Hand in Hand mit an diesem segensreichen sozialen Werke! Wir Hausfrauen unterstützen euch, wo und wie wir können. Nur durch gemeinsame Arbeit können wir auf das Charakter- und Seelenleben dieser Mitbewohner unserer Häuser und Familien einwirken, damit sie, innerlich gefestigter, ihren eigenen Vorteil in Fleiß und Treue erkennen und nicht durch ihre Schwachheit den Versuchungen der Oberflächlichkeiten unterliegen. Vorschläge zur

Ausführung kann man der Allgemeinheit keine machen, da sich dies in jeder Stadt lokal entwickeln muß — aber wo ein Wille, da ist ein Weg! — Wie wäre es, wenn man ganz besonders für Dienstboten Vorträge, richtiger Besprechungen speziell über gerade sie betreffende Fragen im kleineren Kreise versuchte? Zeit bekommen sie dazu, selbst von den Frauen, welche im ersten Augenblick sich entsetzt von meinem unerhörten Vorschlage abwenden!

Frau B. Nafziger, Darmstadt



Mülhausen und Weißenburg

(Eine Entgegnung. Vgl. Heft 4, Seite 579)

Schier sträubten sich mir die Haare, als wären es Federn des gallischen Hahnes, als ich die „Offene Halle" des Türmers las, drin Otto Thomas seiner Erbitterung gegen das angeblich verwelschte Elsaß Luft macht. Hinter den Butzenscheiben des „alten Hauses", neben Erwins Dom, in der bekannten Weinstube, wo der Rießling im Glase perlt, malt sich ihm so eigentümlich die Welt. Man muß nur das elsässische Volk und die Elsässer Weine kennen. Solcher Weine gibt es zweierlei. Der eine wächst auf den sonnigen Wasgaubergen; bei seinem Prickeln möchte man die ganze Gotteswelt umarmen, man bittet um das luxemburgische Volksliederbuch, gedruckt in diesem Jahr, und wundert sich nicht mehr, daß die Wacht am Rhein und die Marseillaise friedlich drin nebeneinanderstehen. Die andere Sorte ist der Wein des bösen Geistes, der im nebligen Ried reift. Wohl geht auch er lieblich ein, aber bereits beim dritten Glase fängt man an zu zweifeln, ob das „alte Haus" auch wirklich aus der Zeit stammt, da das Elsaß noch nicht französisch war. Die urdeutsche elsässische Mundart hält man für verdorbenes Französisch, das Süddeutsche kommt einem „singend" vor, und in jedem biederen Straßburger mit Knebelbart wittert man einen verfluchten Franzosen. Versucht man in dieser Stimmung zu schreiben, so wirkt der innere Ingrimm einen verschrobenen Stil. „Die Luft ist geladen", Ottfried von Weißenburgs Stadt ein ödes Bierdorf. Gefahrdrohend erhebt sich auf deutschem Boden ein Denkmal für gefallene französische Krieger. Ein wildes Tier sitzt da oben und schlägt mit den ruppigen Flügeln über bisher deutsche Lande. Das große Vaterland erzittert, wie eine schon geborstene Säule, und der Reichsadler verkriecht sich scheu und saugt in dumpfbrütender Verzweiflung an den grimmigen Krallen. Man will nichts mehr sehen von dem Denkmal, „nicht die französische Inschrift und nicht die idealisierte Frauengestalt". „Die Hilfe muß aus Berlin kommen!"

Und doch hätte eine Flasche von der ersten Sorte genügt, Helena in der Frauengestalt zu erblicken und den höhnischen Hahn Freund und Bruder zu heißen.

Welch bitteres Unrecht wird doch dem in seinem Kern gesunden Elsässervolk und den eigenen Landsleuten, Lehrern und Beamten angetan. Ihr unermüdlich erzieherisches Wirken und langjährige treue Arbeit ist ein „Sisyphusschaffen". Da hat der Reichskanzler (vgl. seine Reichstagsrede) doch ein besseres Urteil.

Ein Hurrapatriotismus, der sich bei „klarem, blauem Novemberhimmel" in „Donnerwettern" und „verflucht" äußert, ist gewiß das richtige Mittel, dem elsässischen Volke Liebe zum Deutschtum beizubringen! Soll etwa die Hilfe aus Berlin wieder in einer Politik der Nadelstiche bestehen, gegen die nur eine Rhinozeroshaut unempfindlich ist, und unter deren Regime man dem elsässischen Rasierer verbot, „Coiffeur" unter seine Balbierschüssel zu setzen, es müsse gut deutsch „Friseur" heißen?

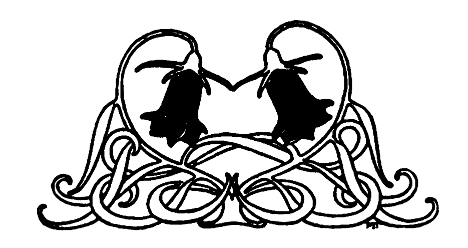
Unter demselben Ladenfenster las man zur Franzosenzeit: „Hier schröpft man und zieht Zähne aus". Diese Inschrift wirkte nicht wie ein rotes Tuch. Schaute dem elsässischen

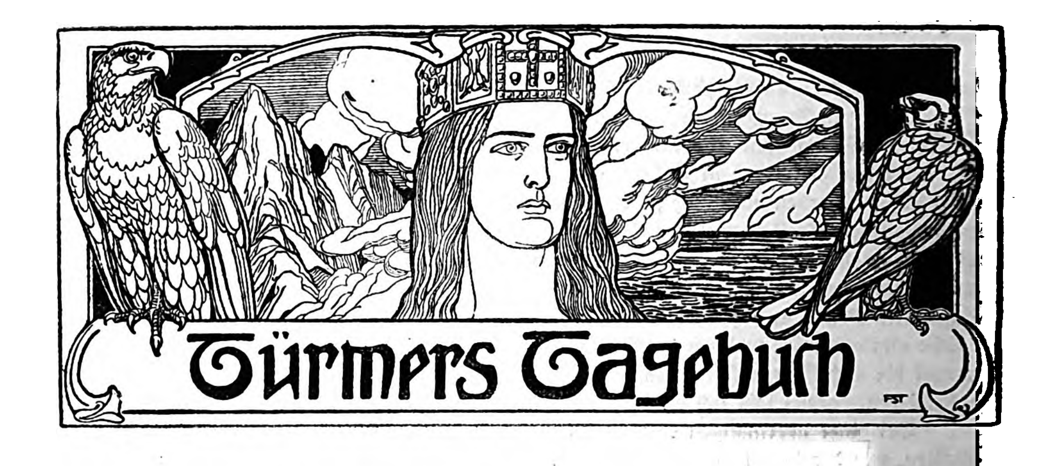
Bauersmann der „Lahrer hinkende Bote“ aus der Rocktasche, wenn er über die Straße ging, so fiel es keinem Franzosen ein, nach Hilfe aus Paris zu rufen. Soll jetzt die Berliner Polizei nach dem „Figaro“ und „Matin“ eine Schnitzeljagd veranstalten! —

Ist das Vaterland in Gefahr, wenn in Weißenburg ein Denkmal für gefallene Franzosen steht? Starben nicht auch sie den Heldentod für ihr Vaterland? Kein „Sieg, Sieg!“ erklang als letzter Trost über ihrem Sterben. Soll etwa eine Bismarckbüste auf ihrem Denkmal stehen? Exzesse kommen überall vor, und das rüpelhafte Benehmen eines Schweizers in Mülhausen hat jeder redlich denkende Elsässer mißbilligt. Man habe doch mehr Vertrauen zum elsässischen Volke, zu der Kraft des Deutschtums, zu der Arbeit seiner eigenen Landsleute. Solche Vorkommnisse mahnen zur Einkehr und Selbstprüfung. Ich würde dem Verfasser raten, einmal die Schrift von Johannes Tiedje, „Die Zustände in Nordschleswig“, Marburg 1909, zu studieren, daraus läßt sich auch für elsaß-lothringische Verhältnisse manches lernen.

Bei einer abermaligen Einkehr im „alten Haus“ würde ich raten, denselben Wein zu bestellen, wie der knebelbärtige Figaroleser. Schweifen dann die Augen wieder hinaus durch die Butzenscheiben und über die Lande hin am Rhein, dann hat sich die Luft entladen, sie geht frisch und rein. Eine fruchtverheißende Saat ist aufgegangen auf den blutgedränkten Gefilden; sie läßt eine Zeit erhoffen, da das Elsaß wieder eine der schönsten Perlen bilden wird in des deutschen Reiches Krone.

L. W. Voeltzel





Eine preußische Reform — Der Komet von Januschau oder das hypothetische Beispiel — Unbedingt? — Singularitäten — Auf Wiedersehen!

Nun soll uns noch einer was von „Nörglern", „Schwarzsehern", „Pessimisten" vormurmeln! Wir könnten den Lallenden nur noch als armen Idioten bemitleiden. Das heißt, wenn er's verdient. Sonst müßte Fraktur gesprochen werden.

Tiefer, als die Erwartungen auf die preußische „Wahlreform"-Vorlage bereits herabgestimmt waren, konnten sie eigentlich nicht mehr sinken. Und doch hat es die Regierung fertig gebracht, selbst diesen Tiefstand zu unterbieten! Die kältesten Skeptiker mußten sich als geradezu „ruchlose" Optimisten ertappen: was sie in ihrer ganzen Abgebrühtheit von dem großen „Kulturwerk" ausgeraten hatten, das durfte, wenn auch preußisch-rückständig genug, so doch zur Not immer noch ernst zu nehmen sein.

Nun aber hat sich der Simplizissimus als heimlicher Mitarbeiter ganzer Teile entpuppt — die Bestimmungen des Begriffs „Bildung" z. B. sind reinster Simplizissimus. Und der moralische Niederschlag? Ein nackter Verzicht auf das sittliche Prinzip in der Politik, ja mehr noch: ein kaum unterdrückter Schrei nach noch mehr politischer Heuchelei und Korruption, nach noch mehr zynischem Terrorismus: — „Samiel, hilf!"

Man wird gerechterweise annehmen dürfen, daß selbst die Interessenten ein immerhin weniger kompromittierendes Elaborat erwartet hätten. Aber Herrendienst, heißt es ja wohl, geht vor Gottesdienst, und: Der Knecht ist schlimmer als der Herr. Übereifer im Dienste auf der einen, schlotternde Furcht auf der anderen Seite haben „zu Häupten" dieses ausgeblasenen Windeis Pate gestanden.

Die politische Unmoral — heute nennt man sie „Staatsgesinnung" — feiert Orgien. „Das Unrecht hat alle Scham verloren!" möchte man fast mit weiland Twesten ausrufen, wenn man erst noch gar Reinigungsversuche wie die in der „Norddeutschen Allgemeinen" und ähnlichen Waschkesseln erlebt.

OTTO·I· ZIEHT ALS·SIEGER·VEBER·
DIE·SLAVEN·VND·WENDEN·IN·MAGDEBVRG·EIN·

Dreigemälde (Mittelbild)

Arthur Kampf

(Aus dem Magdeburger Museum)

Was, fragt die „Frankf. Ztg.“, wird nun von der Regierung dem Volke geboten? „Ein Machwerk, das in keiner Weise eine Reform genannt werden kann, das geradezu wie eine Verhöhnung der Wählerschaft wirken muß, und das wohl auch die Geduldigsten aufpeitschen wird zum entrüsteten Protest gegen dieses Elaborat einer Regierungsweisheit, die sich in einer verhängnisvollen Täuschung befindet, wenn sie meint, die Geduld des Volkes sei unerschöpflich! ...

Wenn die Regierung es schon wagt, mit ernster Miene dieses Gericht dem Volke aufzutischen, so hätte sie wenigstens den Mut haben sollen, zu sagen: Wir wollen keine ehrliche Reform, dazu sind wir zu reaktionär. Aber ihr Versuch, in der offiziösen Verkündung und Ausschmückung ihres Werkes nun gar es so hinzustellen, als sei dies von modernem Geist erfüllt und ein außerordentlicher Fortschritt, schätzt die Begriffsfähigkeit der preußischen Wählerschaft doch beleidigend gering ein. Die organische Fortbildung des Wahlrechts, so meint die einleitende Begründung, habe den Übergang zu einem völlig anderen System ausgeschlossen, und deshalb sei die Dreiteilung der Klassen beibehalten worden. Eine merkwürdige Logik! Als eine organische Fortbildung des Wahlrechts darf doch nicht ein so jammervolles Flickwerk gelten, bei dem überall sofort zu erkennen ist, wie es nach bestimmten Parteiforderungen zugeschnitten ist. Die direkte Wahl, so ziemlich der einzige wesentliche Fortschritt, wird verquickt mit der Dreiklassenwahl und dadurch in ihren Wirkungen zum Teil in das Gegenteil gekehrt. Ein Pluralwahlrecht soll nicht gewährt werden, aber das tatsächliche Mehrstimmrecht in den Abteilungen wirkt noch viel schärfer, und bei dem Aufsteigen in höhere Abteilungen ist eine so unsinnige Differenzierung gemacht, daß, was auf der einen Seite gebessert werden mag, auf der anderen dreifach wieder verschlechtert wird.

Wiederum wird auf Grund der Statistik behauptet, es sei nicht wahr, daß die Dreiklassenwahl die breiten Volksschichten von dem Einfluß auf die Wahlen ausschließe. Eine Statistik, die so sehr ad hoc gemacht ist, kann überhaupt nicht als beweiskräftig anerkannt werden, und sie ist denn auch sofort ausgiebig widerlegt worden. Wenn aber jetzt mit edler Dreistigkeit bestritten wird, daß die Abgeordneten in Preußen aus Minoritätswahlen hervorgehen, so genügen dagegen zwei Erwiderungen. Erstens: Sind es nicht Minoritätswahlen, wenn auf fast 600 000 sozialdemokratische Wähler nur 6, auf 350 000 konservative Wähler aber 152 Abgeordnete entfallen sind, wenn die beiden konservativen Parteien mit rund 420 000 Wählern 213 Abgeordnete durchgebracht, die sämtlichen Parteien der Linken aber mit über einer Million Wählern nur 105 Abgeordnete haben? Und sind es nicht von vornherein Minoritätswahlen, wenn noch nicht ein Drittel der Wahlberechtigten sich an den Landtagswahlen beteiligt?

Aber darin freilich will die Vorlage ja Wandel schaffen, sie will durch ihre ‚Reformen‘ eine regere Wahlbeteiligung herbeiführen. Sehen wir uns an, was sie da eigentlich reformiert. Die Einführung der direkten Wahl, also die Beseitigung der Wahlmännerwahl ... wäre ein zweifelloser Fortschritt, wenn gleich-

zeitig die Klassenwahl fiele; durch diese aber wird der beste Teil der Wirkung ihr genommen. Jeder Wähler soll direkt für den Abgeordneten-Kandidaten die Stimme abgeben, und diese Stimmen werden abteilungsweise durch den gesamten Wahlkreis durchgezählt; dann wird der Prozentsatz der für die einzelnen Kandidaten abgegebenen Stimmen abteilungsweise festgestellt und durch Drittelung dieser zusammengezählten Prozentsätze ermittelt, wie das Stimmenverhältnis zwischen den Kandidaten ist. Es kommt auf dasselbe hinaus, wie wenn nach Maßgabe der Wählerzahl jeder Abteilung festgestellt würde, ein wievielfaches Stimmrecht der dritten Abteilung jeder Wähler der höheren Abteilungen hat, und man diese höheren Stimmen dann einfach mit der entsprechenden Zahl multiplizierte. Nun ist es gewiß ausgleichend, wenn durch den ganzen Wahlbezirk durchgezählt wird. Durch die Dreiklassenwahl wird es aber andererseits auch erleichtert, daß die dritte Klasse durch die anderen überstimmt wird, weil nicht mehr die Möglichkeit bleibt, daß Minderbemittelte, die in ärmeren Bezirken in die höhere Klasse gelangen, durch eigene Wahlmänner auch diese mit beeinflussen können.

Als zweiter Fortschritt wird die ‚Maximierung‘ gerühmt, das heißt die Bildung einer steuerlichen Obergrenze für die Abteilungsbildung, bei der die 5000 M überschießenden Steuersummen einzelner Wähler nicht mehr mitgerechnet werden. Das betrifft 13 000 Wähler, eine Zahl, die praktisch nicht von großer Bedeutung ist. Nun aber das Hauptstück der Reform, die ‚weiteren Merkmale‘ für die Bildung der Abteilungen. Neben dem Besitz soll auch höhere Bildung, gereifte Berufserfahrung, verdienstvolle Tätigkeit im öffentlichen Leben das Anrecht auf die Zuweisung zu einer höheren Abteilung geben, als sie allein der Steuerleistung entsprechen würde. Damit soll der Ausbreitung der Bildung, dem politischen Verständnis und, wie es recht bezeichnend heißt, der Staatsgesinnung Rechnung getragen werden. Die Staatsgesinnung ist dabei natürlich die Hauptsache, selbstverständlich eine Staatsgesinnung, wie sie einer konservativen Regierung genehm ist. Und bei der Zusammenstellung dieser ‚Merkmale‘ ist nun eine Mischung angefertigt worden, bei der man sich tatsächlich fragen muß, ob es sich hier nicht bloß um einen Fastnachtsscherz handelt. Da gibt es zunächst Bevorrechtigte erster und zweiter Klasse. Leute von abgeschlossener Hochschulbildung — wie weit dieser Begriff gefaßt wird, ist nicht ganz klar —, Parlamentarier, Leute in ehrenamtlicher Selbstverwaltungstätigkeit und natürlich Offiziere dürfen bis in die erste Abteilung aufrücken, wenn sie sonst schon in der zweiten wären, Mitglieder von Verwaltungskörperschaften in engeren Kommunalverbänden nur in die zweite. Dann kommt der sog. Mittelstand, das heißt das, was die Regierung darunter versteht. Wer über 1800 M Einkommen hat und seit mindestens fünfzehn Jahren das Einjährige besitzt oder seit mindestens fünf Jahren den Zivilversorgungsschein, der kann auch in die zweite Abteilung aufrücken, falls ein entsprechendes Alter bei ihm die entsprechende Einsicht gewährleistet, und wenn er nach seiner Lebenslage zum Mittelstand gerechnet werden kann. Das ist der Clou. Wenn nun nicht alle zufrieden sind, dann gibt es keine Zufriedenheit in Preußen mehr. Wir fürchten nun aber, daß die Unzufriedenheit schon unheilbar geworden ist, und selbst der Mittelstand wird für diese Gnade der Klassenerhöhung keinen

Dank wissen. Vielleicht ist es sogar der preußischen Regierung nicht ganz unbekannt, daß es im Mittelstand recht viele Leute gibt, die nicht das Einjährige haben, und was die Zugehörigkeit zum Mittelstand, diese Voraussetzung der Gunst, betrifft und die Altersreife, so scheint es, daß darüber von Fall zu Fall die Regierung, vermutlich je nach der Gesinnungstüchtigkeit der Wähler, entscheiden soll. Worunter sollen z. B. die Handlungsgehilfen gerechnet werden, und worunter die vielen Leute, die ohne akademischen Grad und ohne Zugehörigkeit zum Mittelstand es an Bildung und politischer Einsicht sogar mit einem Offizier aufnehmen könnten? Eine Wirkung dieses ‚Aufsteigens in höhere Abteilungen' fällt sofort in die Augen und ist wohl auch die vor allem beabsichtigte: die große Zahl der Arbeiterschaft soll in der dritten Abteilung gehalten und hier möglichst isoliert werden. Was so als Hauptreform hingestellt wird, hat vor allem die Wirkung einer Ausnahmemaßregel gegen die Arbeiterschaft und muß als solche die größte Verbitterung hervorrufen. Gerade darum ist eben diese Differenzierung am allerschärfsten zurückzuweisen.

Und nun endlich die Beibehaltung der öffentlichen Wahl. Ist diese schon schlimm genug, so ist die ihr beigegebene Begründung der schnödeste Affront, den man der Wählerschaft antun kann, aber auch zugleich die unglaublichste eigene Bloßstellung. Weil in der ersten und zweiten Abteilung bei kleineren Bezirken, d. h. bei nur ganz wenigen Wählern, das Wahlgeheimnis nicht immer zu sichern ist, darf die dritte Abteilung die geheime Wahl auch nicht haben. Wer das geschrieben hat, dem sollte wegen unheilbarer politischer Unfähigkeit jedes Wahlrecht entzogen werden. Dann kommt die Behauptung, daß es doch keinen sicheren Schutz gegen Verletzung des Wahlgeheimnisses und gegen Terrorismus gebe, und die üblichen Unwahrheiten, daß das geheime Wahlrecht die Unzufriedenheit fördere und das Verantwortlichkeitsgefühl abstumpfe, während die öffentliche Abstimmung das Bewußtsein politischer Verantwortlichkeit rege erhalte und dadurch zur ‚Staatsgesinnung' [!] und zum ‚politischen Verständnis' [!] treibe. Es gibt nichts Frivoleres als diese Begründung, die um keinen Deut besser ist als die Behauptung der Konservativen, daß die öffentliche Abstimmung der Ausdruck des Mutes der Überzeugung sei. Wie es nichts Elenderes gibt als seine Macht zur Unterdrükkung der Überzeugung andrer zu mißbrauchen, so können wir uns auch nichts Unrühmlicheres denken, als wenn man die wahren Gründe in falsche Vorwände einhüllt. Wer die öffentliche Abstimmung will, der will die Freiheit der Überzeugung unterdrücken, der will das politische Selbstverantwortlichkeitsgefühl der Wähler vernichten.

Eine Vorlage, die hieran festhält, ist für jemand, der eine wirkliche Reform will, unannehmbar. Sie schaltet tatsächlich sofort die Mehrheit der Wähler von der freien Anwendung des Wahlrechts aus. Und eine Vorlage, die keine Änderung der Wahlkreiseinteilung bringt, hält alle die provinziellen Verschiedenheiten und die Bevorzugung des Landes vor den Städten aufrecht. Die Abneigung, welche die preußische Regierung hier gegen eine gründliche Umgestaltung des Wahlrechts offenbart, und ihre direkte Feindseligkeit gegen die geheime Abstimmung zeigt klar,

wie wenig gesichert auch das Reichswahlrecht ist... Alle, die freiheitliches Empfinden haben, müssen in dem Kampfe um die Wahlrechtsfrage zusammenstehen. Eine Regierung, die es unternimmt, eine solche, alles Volksgefühl verletzende Vorlage als eine Reform auszugeben, die muß mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit belehrt werden..."

„Die geheime Abstimmung", erklärt das Berl. Tagebl., „wäre das mindeste gewesen, was eine Reform hätte bringen müssen, die diesen Namen mit einigen Ehren führen wollte. Und wenn Herr v. Bethmann noch offen und ehrlich erklärt hätte, ich wage die geheime Abstimmung nicht zu bringen, weil ich nicht den Mut habe, mein Werk im Kampfe gegen die durchzusetzen, die den preußischen Klassenstaat beherrschen und an der Erhaltung seines Klassencharakters das ausschließliche Interesse haben! Nein, Herr v. Bethmann verkriecht sich hinter seinen Amtsvorgänger, der die geheime Wahl in seiner Erklärung vom 10. Januar 1908 abgelehnt habe. Fürst Bülow hat damals erklärt, die Regierung könne die geheime Stimmabgabe ‚nicht in Aussicht stellen'. Wer da weiß, welche Bedeutung auch die kleinsten Nuancen in offiziösen und offiziellen Erklärungen haben, der wird nur mit peinlichem Befremden davon Kenntnis nehmen, daß Herr v. Bethmann den Wortlaut dieser Erklärung seines Amtsvorgängers — sagen wir höflich — ungenau wiedergibt. Bis zum ausdrücklichen Beweise des Gegenteils möchten wir nämlich behaupten, daß Fürst Bülow seine Worte als eine strikte Ablehnung nicht verstanden wissen wollte, daß er einer Besserung der Aussichten für die geheime Wahl, bis zum Erscheinen der Vorlage, nicht jede Möglichkeit abschneiden wollte. Herr v. Bethmann wird also schon die Güte haben müssen, für die Vorenthaltung der geheimen Wahl die volle Verantwortung selbst zu übernehmen. Er wird wohl oder übel vor aller Welt die Auffassung zu vertreten haben, daß der Regierung, an deren Spitze er steht, nichts daran liegt, die unverfälschte und durch keinerlei wirtschaftlichen Druck niedergehaltene politische Meinung ihrer Bürger kennen zu lernen. Gesinnungsschnüffelei und Strebertum sind für Herrn v. Bethmann — der Geist dieser Wahlreform verrät es in jeder Zeile — offenbar unentbehrliche Hilfsmittel der Regierungskunst. Der Philosoph von Sanssouci war es schließlich müde geworden, ‚über Sklaven zu herrschen'. Der Philosoph der Wilhelmstraße bedankt sich ergebenst dafür, mit freien Männern zu regieren.

Den größten Teil seiner Mühen verwendet Herr v. Bethmann bei seinem glorreichen Reformwerke auf die innere Festigung des verhaßten Dreiklassensystems. Die sinnlosen Willkürlichkeiten dieses Systems waren es, die Bismarck zu dem vernichtenden Urteil veranlaßten: ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz sei in keinem Staate ausgedacht worden. Mit noch heute fühlbarer Empörung sprach Bismarck am 28. März 1867 im Norddeutschen Reichstage davon, wie unmotiviert es sei, daß jemand, ‚weil er nicht dieselbe Steuerquote wie sein Nachbar zahlt — und er würde sie gern zahlen, denn sie bedingt ein größeres Vermögen, das er nicht hat — er gerade Helot und politisch tot in diesem Staatswesen sein sollte'. Bismarck meinte

damals, wenn der Erfinder dieses Wahlgesetzes sich die praktische Wirkung vergegenwärtigt hätte, würde er es nicht gemacht haben. Dabei muß man berücksichtigen, daß dies widersinnige und elende System seine schlimmsten Willkürlichkeiten damals noch gar nicht offenbart hatte. Dies verlogene System, das vorgibt, die Rechte nach Maßgabe der Steuerleistung verteilen zu wollen, und in Wahrheit die betriebsamsten, volkreichsten und leistungsfähigsten Landesteile entrechtet zugunsten der rückständigsten... Dreiundvierzig Jahre nachdem Bismarck diesem System das Brandmal des Widersinns, der Willkür und der Verwerflichkeit unverlöschlich aufgeheftet hatte, unternimmt es Herr v. Bethmann-Hollweg, der ‚Philosoph' unter den Staatsmännern, das elende System zu retten und neu zu verankern. Das Verfahren, das er dabei einzuschlagen gedenkt, ist mit dürren Worten dieses: er will Bildung und Beamtentum durch Verleihung von Privilegen für das verwerfliche System gewinnen, um dann aus ihnen und den bisherigen beati possidentes eine Phalanx der ‚Gutgesinnten' zu bilden gegen den aufstrebenden vierten Stand.

Das ist, deutsch und deutlich herausgesagt, der geheime Sinn der ausgetiftelten Bestimmungen, wodurch in der ersten Klasse Raum geschaffen werden soll, und wodurch dann gutgesinnte, sichere und bewährte ‚Parlamentarier, Akademiker, Ehrenbeamte der Verwaltungskörperschaften und Kommunalverbände', namentlich auch das große Heer der Reserveoffiziere und der Zivilversorgungsberechtigten nach fünf- bis fünfzehnjähriger Karenzzeit aus der dritten in die zweite und aus der zweiten in die erste Abteilung ‚befördert' werden sollen. Die Masse des nichtbeamteten, nichtdiplomierten und nicht mit dem Allgemeinen Ehrenzeichen geschmückten Volkes wird durch dies Aufrücken der Privilegierten automatisch und andauernd herabgedrückt. Der Klassencharakter des Systems wird verschärft, seine Volksfeindlichkeit wird ins Unerträgliche gesteigert, die Kluft, die das rückständige Preußen vom fortgeschrittenen Rest des Reiches trennt, wird noch verbreitert. Ob Herr v. Bethmann sich dieser Folgen seines Verfahrens zur ‚Verbesserung' der Klassenwahl bewußt gewesen ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls trägt er die wenig beneidenswerte Verantwortung für ein Verbesserungsverfahren, das verwerflicher ist als das ganze verwerfliche System....

Ein nebensächlicher Fortschritt — der Übergang von der indirekten zur direkten Wahl — soll erkauft werden durch Verschärfung und Vertiefung des Klassencharakters, dergestalt, daß innerhalb der bestehenden Klassen noch besondere, privilegierte Schichten geschaffen werden. Damit die Privilegierten aber von ihren Vorrechten keinen der Regierung und den herrschenden Klassen unbequemen Gebrauch machen, wird die öffentliche Stimmabgabe beibehalten. Privilegien aber, die nur unter Kontrolle ausgeübt werden können, führen — und das ist das Ziel und das notwendige Resultat dieser Musterreform — zur widrigsten Korruption."..

„Wichtiger als das Detail, wichtiger als der einzelne Paragraph ist der Geist, der aus der Vorlage spricht, und da muß man in aller Höflichkeit sagen: es ist ein

niedriger, ein durch und durch unanständiger Geist. Mit einer beispiellosen Frivolität und einem herausfordernden Übermut werden der Handwerker, der Arbeiter und der kleine Kaufmann hier für minderwertig erklärt und von den ‚Gebildeten' — Junker, Schutzleute und Militäranwärter inbegriffen — getrennt. Mit einem unglaublichen Mangel an wirklichem Patriotismus, an wahrem Nationalgefühl, wird ein tüchtiges und nur leider zu langmütiges Volk in zwei Teile zerrissen, werden die Klassen sinnlos gegeneinander gehetzt. Wer eine solche Vorlage herausbringt und vertritt, der hat wirklich eine eiserne Stirn, und es wäre nur eine zweifelhafte Entschuldigung, wenn jemand sagen wollte, daß nicht viel dahinter ist.

Die Vorlage wäre vielleicht doch nicht ganz so kläglich ausgefallen, und man hätte ihre aufreizende Tendenz zum mindesten vorsichtig umhüllt, wären die Bethmann-Hollweg, Falkenhayn und Genossen mit dem Leben draußen nur ein klein wenig vertraut. Es ist oft erschreckend, wie fremd selbst die besseren Elemente dieser Kreise dem Volke gegenüberstehen, und wie selbst der Anständigste in einem unbewußten Hochmut auf die Plebejermasse herunterblickt. Diese Leute, die schon als kleine Buben der Familienstolz aufgebläht, haben gewöhnlich ihre ganze Karriere durch Protektion und Familienbeziehungen gemacht. Wattiert gegen alle Unbill des Lebens, vor jeder bürgerlichen und wirklich tüchtigen Konkurrenz bewahrt, klettern sie allmählich hinauf, und sie glauben den Kampf ums Dasein zu kennen, wenn sie einen Nebenmann von der Beförderungsliste verdrängt. Und wie sie selbst durch Protektion und Vettermichelei in die Höhe gelangt, so wird Herr v. Bethmann seinem Felix den Weg bahnen, Herr v. Rheinbaben seinem Rochus und Herr v. Falkenhayn seinem Kurt. So reicht immer der Vater dem Sohne den Schlüssel zu Ehren und Erfolg, ganz wie in dem alten griechischen Gleichnis eine Generation der anderen die Fackel des Lebens reicht.

Felix, Rochus und Kurtchen mögen sehr nette und fleißige Jungen sein, aber verdienstvoller ist des Tischlermeisters Anton, der sich selbst seinen Platz im Leben schafft. Verdienstvoller ist auch der arme Kaufmannslehrling, der durch seine Intelligenz sich vorwärts bringt, und der Arbeiter, der in der Kohlengrube mit hundert Gefahren kämpft. Sie alle haben keine Familienbeziehungen und keine Protektion, und der ‚Staat', der für die Familiensöhne so verschwenderisch sorgt, bietet ihnen nichts. Das Schulgeld ist unerschwinglich, das Gymnasium ein schöner Traum, und kein Hauslehrer paukt dem kleinen Anton die fürs ‚Einjährige' nötigen Kenntnisse ein. Des Tischlermeisters Anton dient zwei oder drei Jahre für den König und das Vaterland, und während der avancierte feine Jüngling näselnd herumspaziert, schleppt Anton keuchend den Sack. Und nun stellt man sich hin und sagt diesen Leuten, denen der Staat nichts gibt und alles abverlangt: Ihr habt kein Recht in diesem Staat, weil ihr nämlich nicht gebildet seid! Ganz gleich, ob sie im Lebenskampf ermattet sind oder sich kraftvoll emporgerafft, man sperrt sie von den ‚Gebildeten' — Junker, Schutzleute und Militäranwärter inbegriffen — wie Verfemte ab und knebelt ihnen durch ein pfiffiges System den Mund. ‚Pah, sie sind nicht gebildet!' sagen die Herren v. Bethmann-Hollweg und

v. Falkenhayn. Und in diesem Satz offenbart sich die instinktive Abneigung des Bureaukraten gegen alles, was ohne Krücken und Zivilversorgungsschein vorwärtskommt.

Es offenbart sich darin auch, neben einer Gesinnungsweise, die man nicht näher zu charakterisieren braucht, das Fehlen jener wahren Bildung, die bescheiden und duldsam macht. Was man an diesen Herren vermißt, ist die auf echter Bildung fußende Bescheidenheit, die nicht in allen vom Schicksal weniger Begünstigten nur einen ungebildeten Pöbel sieht. Daß die wirklichen Vertreter deutscher Bildung anders und vornehmer denken ..., haben sie ... in der großartigen Kundgebung zugunsten der ‚aufstrebenden Erwerbsstände' gezeigt. Kein Zweifel, daß jeder unabhängige Mann in der deutschen Bildungswelt ein so schmachvolles Gesetz mit Entrüstung verwirft. Kein Zweifel, daß kein klug und rechtlich denkender Mann unter den Gebildeten die beleidigende Abschließung fleißig schaffender Volkselemente wünscht. Der Historiker weiß, daß man nicht ungestraft ein Volk auseinanderreißt, und daß der Hochmut der herrschenden Kaste uns schon einmal an den Abgrund geführt. Der Jurist empfindet neben der Sinnwidrigkeit der Vorlage ihre schreiende Unbilligkeit und sieht die Verantwortung, die man mit der Aufhetzung der verfemten Bevölkerungsklassen übernimmt. Der ethische Denker findet, daß die Entrechtung einzelner Teile nichts ist als eine Versündigung am ganzen Menschentum; und daß auf der Wage der höheren Gerechtigkeit ein tüchtiger Tischler nicht leichter als ein unzulänglicher Reichskanzler wiegt."

Die Vorbedingungen, die man für die Verleihung des höheren Wahlrechts ausgeschwitzt hat, sind in der Tat die Blüte und Krone des Ganzen. Sie sind — ich kann sie nicht besser kennzeichnen — eine unfreiwillige offizielle Ehrenrettung und Legitimitätserklärung gewisser Simplizissimuswitze. „Zuerst", so analysiert sie die „Berl. Volksztg.", „der militaristische Einschlag, der an sich schon eine Verhöhnung bürgerlicher Tüchtigkeit ist — als ob eine zehn- oder zwölfjährige bürgerliche Tätigkeit in irgendeinem Berufe nichts wert ist, während die gleich lange Tätigkeit im Militärberuf ein Avancement in die höhere Klasse zur Folge hat! Nun aber die Durchführung im einzelnen:

Der Herr Leutnant

Als Sieger in der Privilegierung tanzt der Herr Leutnant an. Nach § 8, 4 springt ohne weiteres in die höhere Klasse, wer 10 Jahre Offizier im Heer oder in der Marine war. Leutnant wird man mit 18 oder 19 Jahren. Der Leutnant, der nach 10 Jahren dem Zivilleben zurückgegeben wird (ob mit seinem Willen oder gegen seinen Willen, ob mit Ehren oder nicht), erhält sofort die Weihe der höheren Wahlklasse; also wenn er 28—29 Jahre alt ist. Er kann dann, bloß auf sein Leutnantspatent hin, Wähler erster Klasse sein, wenn er etwa um seiner Einnahmen willen Wähler der zweiten Klasse wäre. Er hat also ein angesichts des plutokratischen Dreiklassenwahlsystems 10—30fach höheres Wahlrecht als der ‚gemeine Bürger'.

Der Herr Einjährige

Wer das einjährige Zeugnis 15 Jahre lang hat, avanciert nach § 10, 1 in die höhere Klasse. Dieses Zeugnis kann man bereits mit 15 Jahren erwerben. Wer es hat — geben wir ruhig noch ein Jahr zu! —, der kann also 30 oder 31 Jahre alt avancieren! Der Herr Leutnant behält jedoch jedenfalls eine oder zwei Nasenlängen Vorsprung.

Der Herr Unteroffizier usw.

Der Zivilversorgungsberechtigungsschein, der nach der Wahlrechtsvorlage das Wunder vollbringt, eine höhere politische Intelligenz zu züchten und eine Hebung in die höhere Wahlklasse zu rechtfertigen, wird in 12 Jahren erdient. Der Beginn dieser Erdienung kann mit 18 Jahren eintreten: macht zusammen 30 Jahre. Dazu tritt eine fünfjährige Karenzzeit im Zivilleben, während deren der ‚staatserhaltende‘ Sinn des ehemaligen Soldaten und nunmehrigen Beamten (es ist öffentliche Abstimmung) sich noch konsolidieren darf. Dann ist der zivilversorgungsberechtigte Regierungswähler 18 + 12 + 5 Jahre = 35 Jahre alt. Er ist also vom siegreichen Herrn Leutnant um 7 oder 6 Jahre, vom Einjährigen um 5 oder 4 Jahre rückwärts distanziert. Ein Wermutstropfen im Berechtigungskelche — aber was will das besagen gegen den gänzlich ‚ungedienten‘ Fabrikbesitzer, Handwerker, Kaufmann usw., die niemals in ihrem Leben Unteroffizier, geschweige Sergeant oder gar Feldwebel gewesen sind und nie Schutzmann werden können!

Der Herr Dr.

Hat man in der angegebenen Weise dem Militarismus seine Huldigung dargebracht, um den preußischen Klassenstaat mit Sicherheit in den reinen Militärstaat hineinzubugsieren, so kann man schließlich schandenhalber nicht umhin, auch der Wissenschaft ein kleines Zugeständnis zu machen. Man bestimmt also in § 8, 1, daß die Ablegung irgendeiner Prüfung nach mindestens dreijährigem akademischen Studium eine höhere politische Intelligenz verbürge. Das muß aber wenigstens schon zehn Jahre her sein. Was bedeutet das? Man beginnt heute mit dem Studium 18 bis 19 Jahre alt; man studiert 4 bis 5 Jahre; mit weniger als 4 Jahren macht heute selten jemand den Doktor, den Referendar, den Oberlehrer, den Diplomingenieur usw. Dient man noch inzwischen sein Jahr ab, so wird man als akademisch Gebildeter durchschnittlich 24 bis 25, auch 26 Jahre alt, ehe man das verlangte Abschlußexamen macht. (Bei Medizinern, die zehn Semester studieren müssen, dauert die Sache noch länger.) Nach weiteren zehn Jahren wird man dann reif für die Versetzung in die höhere Wählerklasse. Man hat unter solchen Umständen Mühe, noch mit dem Zivilversorgungsberechtigten aus dem Unteroffizierstande Schritt zu halten; denn unter 36 Jahren wird schwerlich ein akademisch Gebildeter an dem hochgesteckten Ziele der Unteroffizierbegünstigung anlangen. Jedenfalls 7 oder 8 Jahre später als der Herr Leutnant!

So sieht die Wertschätzung des Militarismus, so die Wertschätzung der Wissenschaft in der neuen Wahlvorlage aus! ...“

Geht man der Vorlage auf den Grund, so stößt man, wie die „Frankf. Ztg." schon angedeutet hatte, unerbittlich auf ein Ausnahmegesetz. Ja, sie erklärt: „Die preußische Wahlrechtsvorlage ist nicht nur ein Ausnahmegesetz überhaupt, sondern auch ein Ausnahmegesetz im Vergleich zum geltenden Wahlrecht."

Das will wahrlich schon etwas sagen! Der Beweis:

„Der Grundgedanke des Klassenwahlrechts ist die Absicht, den minderbemittelten Kreisen der Bevölkerung nur einen geringen Einfluß auf die Wahl der Abgeordneten und dadurch auch auf die parlamentarischen Angelegenheiten zu geben, wobei man von der Ansicht ausgeht, daß es wünschenswert sei, das Bestehende möglichst unverändert zu erhalten, daß aber die minder Bemittelten an dieser Erhaltung wenig oder gar nicht interessiert seien. Offiziell wird das natürlich auch anders begründet, aber daß dies der Grundgedanke ist, liegt auf der Hand. Das aber ist das Charakteristische der Wahlrechtsvorlage, daß sie sich nicht einmal von diesem Standpunkte aus rechtfertigen ließe. Wenn man behauptet, ein Wahlrecht reformieren zu wollen, und wenn man sich schon weigert, gerecht zu sein, und darauf beharrt, gewisse Schichten der Bevölkerung zu bevorzugen, so liegt es doch schon im Worte Reform, daß die Ungleichheiten wenigstens ein bißchen gemildert würden und Bevölkerungsgruppen, deren Bedeutung seit dem Erlaß des Wahlgesetzes zugenommen hat, nicht noch schlechter gestellt würden als bisher. Gerade das ist aber die Tendenz der Wahlrechtsvorlage. Das geltende Wahlrecht hat es mit sich gebracht, daß die Arbeiter und der kleine Mittelstand einen ganz geringen Einfluß auf die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses haben. Nun kann man vielleicht nicht behaupten, daß die Bedeutung des kleinen Mittelstandes in den letzten fünfzig Jahren sehr gewachsen sei, aber ganz gewiß muß man das von der Arbeiterschaft sagen, und doch werden diese Schichten künftig noch weniger mitzureden haben als bisher, wenn diese Vorlage Gesetz wird. Sie ist ein Ausnahmegesetz gegen die Arbeiter und die wirtschaftlich und sozial ihnen gleichstehenden Bevölkerungskreise.

Lieblich hört es sich an, wenn die Begründung zur Vorlage sagt, daß das geltende Wahlrecht von Mängeln befreit und den Verhältnissen der Gegenwart angepaßt werden solle. Diese Befreiung und Anpassung erfolgt hauptsächlich durch die Paragraphen 8, 9 und 10, die der ‚höheren Bildung, der gereifteren Erfahrung im Lebensberufe und verdienstvoller Tätigkeit im öffentlichen Leben' zu größerem Einflusse bei den Wahlen verhelfen wollen. Es werden daher die Akademiker, die eine Prüfung bestanden haben, aus der dritten in die zweite Klasse (oder aus der zweiten in die erste) vorrücken; desgleichen die Abgeordneten des Reichstags und Landtags, die Mitglieder verschiedener anderer öffentlicher Körperschaften, die pensionierten Offiziere, die Vorsteher und Beigeordneten des Magistrats, die rheinischen Landbürgermeister usw. Und nun kommt die Pointe: derselben Vergünstigung des Vorrückens, wenn auch nur in die zweite Abteilung, werden diejenigen teilhaftig, die bei einem Einkommen von mindestens 1800 ℳ seit wenigstens 15 Jahren im Besitze der Befähigung zum ‚Einjährigen' oder seit wenig-

stens fünf Jahren Militäranwärter sind oder die Berechtigung zur Anstellung im Forstdienste besitzen. ‚Sollen' — so sagt die Begründung — ‚ihrer Bildung, Einsicht und Erfahrung nach hochstehende Wähler emporgehoben werden ...' Die hochgebildeten Militäranwärter werden also mit den Doktoren auf einer Stufe stehen. In der Tat, vom Standpunkte des korrekten Staatsbewußtseins aus, der für die Regierung bei der ganzen Geschichte maßgebend war, ist der Militäranwärter nicht ebensoviel, sondern viel mehr wert als der Akademiker, dessen verfluchte Bildung einer konservativen Regierung recht unangenehm werden kann. Da es aber nicht wohl anging, die Militäranwärter in die zweite Klasse zu versetzen und die Akademiker nicht, so haben die Akademiker schließlich ihre Nobilitierung noch den Militäranwärtern zu verdanken. Im übrigen ist es ganz klar, worauf die Sache hinausgeht. Alles, was in seinem Gros einigermaßen eine Gewähr für die Staatsgesinnung bietet, wie Regierung und Konservative sie meinen, oder wenigstens dafür, daß es nicht sozialdemokratisch sei, kommt in die höhere Klasse und dient so dazu, den Einfluß der dritten Klasse völlig zu vernichten. In dieser Klasse bleiben die Arbeiter, und nur eine Schicht noch leistet ihnen Gesellschaft: der kleine Mittelstand oder genauer der kleine Handwerker und der kleine Bauer. Man braucht allerdings nur 1800 ℳ Einkommen zu haben, um aufzurücken, aber man muß außerdem das ‚Einjährige' haben, und welcher kleine Handwerker oder Bauer, oder welches kleinen Bauern und Handwerkers Kinder haben denn das Einjährige? Man kann sie zählen. Die Kaufleute, obgleich manche Handelsangestellten Sozialdemokraten sind, werden vorrücken, denn die meisten haben die Berechtigung zum Einjährigendienst. Zurück bleibt eben nur außer den kleinen Bauern und Handwerkern, die man nicht auch noch herausheben konnte, um die Sache nicht gar zu auffällig zu machen, und kleinen Teilen anderer Gruppen, die große Masse der Arbeiterschaft, die dann schlechterdings gar kein Gewicht mehr haben wird, zumal da die Art der Stimmenzählung für die dritte Klasse ungünstiger sein wird als bisher. Es soll uns wundern, wenn dann noch ein Sozialdemokrat ins preußische Abgeordnetenhaus kommt.

Wie ein Witz klingen die Worte der Begründung, daß die Vorlage die versprochene organische Fortentwicklung des Wahlrechts bringe. Es ist die organische Fortentwicklung einer Hose, die ohne Rücksicht auf den Körper, der sie tragen soll, geändert wird. Sechzig Jahre alt ist das preußische Wahlrecht, schon damals paßte es für den Organismus des preußischen Volkes wie ein Bubenhöschen für einen Mann, ungeheure Veränderungen hat dieser Organismus seither erfahren, und nun soll die organische Fortentwicklung darin bestehen, daß grundsätzlich alles beim alten bleibt und die paar Neuerungen der tatsächlichen Wandlung des Organismus gerade entgegengesetzt sind! Die preußische Regierung hat wirklich Humor, die andern aber, wenn sie ihn noch hatten, sind nun wirklich in der Lage, ihn zu verlieren. Alles hat seine Grenzen, auch das, was eine preußische Regierung einem zumuten darf. Das Wenigste, was man von ihr verlangen kann, ist eine gewisse Offenheit, und sei es auch die Offenheit der Brutalität. Eine Begründung aber, bei der man das Gefühl hat, als ob sich die Regierung über die, die eine wirkliche Reform fordern,

auch noch moliere, die darf man sich verbitten. Die preußische Wahlrechtsvorlage ist die organische Fortentwicklung, die Verschärfung eines Ausnahmezustandes. Unter diesem Gesichtspunkte wird die Vorlage so zu bekämpfen sein, daß ihren Vätern der Humor vergehe."

Ist so das Ganze ein einziger grotesker Anachronismus, so entspricht dieser — und das ist der Humor von der Geschichte — doch nur den in Preußen tatsächlich herrschenden Machtverhältnissen. Die „Breslauer Zeitung" spricht nur aus, was ist, wenn sie kaltblütig meint: „Die Aussicht auf eine wirkliche Reform des Wahlrechtes in Preußen ging an dem Tage in Stücke, an dem Fürst Bülow gestürzt und der Block zertrümmert wurde. Man hätte doch ein politisches Kind sein müssen, wenn man die Tatsachen so grob hätte verkennen wollen, um nicht zu verstehen, weshalb die Konservativen das odiose Bündnis mit Polen und Zentrum eingingen, weshalb sie einen Kanzler stürzten, dessen Vorzüge sie ganz genau kannten, und für den sie einen gleichwertigen Ersatz nicht zu bieten hatten. Der Gesetzentwurf ist der getreuliche Ausfluß der gegenwärtigen politischen Machtverhältnisse."

Nur aus diesem Anachronismus heraus, aus den Anschauungen des sterbenden Ständestaates, läßt sich auch, wie Paul Harms im „B. T." über den Tag hinaus wegscheidend ausführt, die ethische Verteidigung der öffentlichen Stimmabgabe führen. „Wer aus diesem Staate kommt, wo ein Stand dem andern auf den Kopf trat, wo die Basis der Pyramide von einer breiten, rechtlosen Masse gebildet wurde, über der sich immer enger werdende Stufen mit immer größer werdenden Rechten auftürmten — der wird in der Wahlfrage rücksichtslos das Recht des Stärkeren vertreten. Und der wird, wenn er ehrlich ist oder wenigstens den Mut der Konsequenz hat, fordern, daß abhängige Leute überhaupt kein Wahlrecht haben sollten. Hat er den Mut der Konsequenz nicht, so wird er danach trachten, den vordem rechtlosen Massen die Rechte, die ihnen von den bevorzugten Ständen widerwillig eingeräumt wurden, so weit wie möglich einzuengen und sie von dem Boden, den sie sich in zähem Kampf erobert haben, ebenso zäh wieder abzudrängen. Er wird daher kein Mittel unversucht lassen, dem Abhängigen, dem er das Wahlrecht nicht geradezu zu nehmen wagt, wenigstens die freie Ausübung des Wahlrechts unmöglich zu machen. Dazu gehört, daß man vor allem die Kontrolle über die Abstimmung nicht aus der Hand verliere. Darum ist für den, der aus der feudalen Denkweise des alten Ständestaates nicht herauskann, die geheime Wahl unmoralisch. Denn auch die Moral ist im Feudalstaat in erster Linie Standesangelegenheit, und wider die gute Sitte verstößt, was den Interessen der Kaste abträglich ist.

Gegenüber dieser absterbenden Auffassung vom Staat als einer Veranstaltung zur bequemen Ausbeutung dienender Kasten durch herrschende ringt sich mehr und mehr der Gedanke des Verfassungsstaates durch. Theoretisch ist er sogar so gut wie anerkannt, aber praktisch ist er von seiner Verwirklichung vielfach noch recht weit entfernt, wenn auch nur in wenigen zivilisierten Ländern mehr so weit wie im Lande Preußen. Der

Verfassungsstaat, wie er sein soll, ist keine Veranstaltung, keine Einrichtung mehr zum Nutzen dieser und zum Nachteil jenes. Der Verfassungsstaat ist ein *lebendiger Organismus*, in dem der einzelne nicht ein dienendes Glied anderer Glieder, sondern *des Ganzen* sein soll. Dem Staatsganzen, nicht einer Kaste, soll der einzelne seine politischen Fähigkeiten zur Verfügung stellen. Daher erhebt der Verfassungsstaat, theoretisch wenigstens, seine Steuern vom einzelnen nach seiner Leistungsfähigkeit, ohne Ansehen der Person, Steuerfreiheit einer Kaste kennt er nicht. Steuerzahlen ist aber, wie man weiß, für die meisten der Ursprung und der Anfang ihrer politischen Betätigung. Bei manchen leider auch das Ende. Der Verfassungsstaat aber geht in seinen Ansprüchen weiter. Er verlangt, daß der einzelne ihm nicht nur Beiträge leiste zu den materiellen Unkosten der Staatsverwaltung; er verlangt von ihm in gemessenen Zwischenräumen auch eine ideelle Beisteuer aus seiner persönlichen Erfahrung und seiner persönlichen Charakteranlage, in Form einer Wahlstimme. Nicht als ein mühsam erstrittenes, widerwillig gewährtes und andauernd bestrittenes *Recht* sollte die Tätigkeit des Wählens im durchgebildeten Verfassungsstaate verstanden werden; sondern als die *Pflicht* des einzelnen, bei einer Urteilsfällung und Willenskundgebung der Gesamtheit der Staatsbürger nach bestem Können und unter eigener Verantwortung mitzuwirken. Das aber kann nur, wer seine Stimme *frei von fremden Einflüssen* abgeben darf. So fordert im wahren Verfassungsstaate das Interesse der Gesamtheit — und das eben ist ethisches Interesse — an erster Stelle die *geheime* Wahl, ganz abgesehen davon, wie das Wahlverfahren sonst beschaffen sein mag. Von einsichtigen Politikern ist denn auch stets als keiner der kleinsten Vorzüge des Reichstagswahlrechts gepriesen worden, daß es den Staatsmann im gegebenen Augenblicke zuverlässig darüber unterrichtet, welche Stimmungen und Strömungen die Wählerschaft tatsächlich beherrschen. Ist das aber in den Tagen höchstentwickelter Öffentlichkeit für verantwortliche Staatsleiter nicht weit wichtiger zu wissen, als welche Stimmungen und Strömungen bevorzugte Klassen, kraft ihres wirtschaftlichen Einflusses, auch heute noch *künstlich zu erzeugen oder vorzutäuschen* vermögen? Ist es nicht geradezu gefährlich, über das, was die Masse in Wahrheit denkt und will, *nicht* unterrichtet zu sein? Gärungsstoffe der Mißstimmung und der Verdrossenheit sich insgeheim bergehoch anhäufen zu lassen? Und wie im Jahre 1806 lieber die Gefahr eines Zusammenbruchs zu laufen, oder, wie Anno 1848, lieber einem gewaltsamen Ausbruche zuzutreiben, als die Pflicht zu zeitgemäßen Reformen auf sich zu nehmen?

Man deklamiert so viel davon, daß der letzte Schutzwall gegen das Andringen der ‚revolutionären' Sozialdemokratie, das ‚bewährte' preußische Dreiklassenwahlsystem, in seinen Grundlagen erhalten werden müsse. Man sieht aber nicht, oder *will nicht sehen*, daß es heutzutage gar keinen besseren *Schutz* gegen Revolutionen mehr gibt, als eine freie, unbeeinflußte und darum geheime Stimmabgabe. Wenn etwas heute noch geeignet ist, revolutionäre Stimmungen zu erzeugen, so ist es die Falschmünzerei der Wahlbeeinflussung."

Ist es denn je gelungen, durch äußere Mittel politischer Gewalt die Massen in ihrem Vormarsch aufzuhalten, nachdem sie sich einmal in Bewegung gesetzt

haben? Mit Recht führt die „B. Z. a. M." diese von der Geschichte mit hartnäckiger Konsequenz je und je verneinte Frage unseren „Staatsgesinnten" Philosoph Bethmannscher Prägung zu Gemüte. „Tausende von Einzelindividuen kann man vernichten, aber der Schwarm wird dadurch nicht kleiner und folgt dem dunkeln Triebe eines plötzlich erwachten Instinktes. Die offene Stimmabgabe kann Tausenden von kleinen Leuten das Brot kosten und sie aufs Pflaster werfen, aber an ihre Stelle treten andere, so daß man die Breschen nicht merkt. Die Massen, wenn sie erst einmal einen bestimmten Willen sich zu eigen gemacht haben, sind gegen äußere Gewalten völlig immun, weil die Einzelpersönlichkeit nichts gilt und der Gesamtwille alles.

Dagegen verfallen die Schichten der Besitzenden und Gebildeten, die individuelle Lebensgüter wertvollen oder eitlen Gehaltes zu verteidigen haben, leicht der schwersten moralischen Korruption, sobald die Bekundung der Überzeugungen durch äußere Gewalt bedroht ist. Das ist nicht etwa bloß in den ländlichen und provinziellen Lebenskreisen der Fall, sondern auch in Berlin selbst bei allen Gelegenheiten zu beobachten, wenn es gilt, die intellektuellen und kulturell bedeutsamen Elemente für irgendeine ideale Sache zu mobilisieren. In diesen Kreisen herrscht eine Rücksichtnahme, die in vielen Fällen gleichbedeutend ist mit völligem Verzicht auf das Staatsbürgerrecht. Der Liberalismus legt häufig Wert darauf, Männer von Ansehen in Handel, Industrie und Wissenschaft für seine Sache öffentlich zu engagieren. Ihr platonisches Interesse ist leicht gewonnen; auch für die Wahlfonds pflegen sie bereitwillig den Daumen zu rühren, für alles andere, was darüber hinausgeht, haben sie nur ein bedenkliches ‚Aber'.

‚Ja wohl, ich bin durch und durch liberal, aber ich habe meine Fabrik an der Oberspree; da kann man mir, wenn ich öffentlich liberal wähle, die größten Scherereien machen.' Alle sind liberal, aber:

‚Ich habe Terrains am Teltowkanal.'
‚Ich habe einen Umbau vor.'
‚Ich will eine Konzession für einen Stichkanal haben.'
‚Ich will ein Betriebsanschlußgleise bauen.'
‚Mein Sohn ist Privatdozent.'
‚Mein Schwiegersohn ist Offizier.'
‚Mein Bruder ist höherer Beamter.'
‚Mein ganzer Verkehr ist konservativ.'

Und so fort. Unter den Privilegierten, die nach der neuen Vorlage in die höheren Wählerabteilungen befördert werden sollen, ist nicht eine einzige Berufsklasse, in der nicht besondere Interessen regieren, die stärker wirken als die politischen Überzeugungen. Von den beamteten Akademikern ist schon gar nicht zu reden, aber auch die im freien Gewerbe stehenden Akademiker werden durch tausend Lockungen korrumpiert. Der Arzt will Sanitätsrat werden, der Rechtsanwalt lauert auf das Notariat und den Justizrattitel, der höhere Techniker hängt mit allen größeren Projekten von dem guten Willen der Behörden ab."

Man kann diesen Spiegel abscheulich, erschreckend finden —: ein Spiegel

bleibt er darum doch. Ach, öfter als uns lieb sein kann und viele wahr haben wollen! Und dieses Bild soll noch karikiert, mit allem Fleiße ausgepinselt werden? Das und nichts anderes aber ist in Wahrheit die „Staatsgesinnung“, die uns — vorgespiegelt wird! Wer hat noch Lust mitzumachen? ...

* * *

Sollte es bloßer Zufall sein, daß diese Vorlage just in den Tagen erscheint, über denen noch ein milder Abglanz vom Genius preußischer „Staatsgesinnung“ liegt, wie sie sich in der Gestalt und dem Auftreten des Kometen von Januschau mit seinem feurigen Schweif von „1 Leutnant und 10 Mann“ gar herrlich offenbart hat? Daß die Vorlage sozusagen unter diesem „Stern“ das Licht der Welt erblickt hat? — St. Elardus mit dem Heiligenscheine des Schutzpatrons von Preußen, die Hände segnend über das hier nicht näher zu beschreibende Wickelkind ausstreckend —: welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur! Denn Herr von Oldenburg ist weit davon entfernt, irgendwelche Reform oder Verfassung zu „segnen“. Herr von Oldenburg „pfeift“ auf jede Reform, und Verfassungen, wie sie auch aussehen mögen, sind ihm überhaupt „wurscht“. Das ist wenigstens ein Standpunkt, und Herr von Oldenburg auf alle Fälle ein ehrlicher Mann, der es verschmäht, seine wahre Gesinnung und seine wahren Absichten unter schön klingende „aufgeklärte“ Redensarten zu verstecken. Man weiß doch immer, woran man mit ihm ist, und das bedeutet in unseren verlogenen und verheuchelten Zeitläuften eine nicht zu unterschätzende persönliche Eigenschaft, für die ich als solche nur Achtung habe.

Herr von Oldenburg darf und wird sich aber auch nicht wundern, wenn ihm mit gleicher Münze gezahlt wird, und daß die seine Kurant gediegenster Prägung ist, weiß er ja selbst am besten. Herr von Oldenburg erklärte bekanntlich, der Deutsche Kaiser und König von Preußen müsse jeden Augenblick jedem Leutnant sagen können: „Nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag!“ Das sei aber, so eignete er sich später die Ausdeutung des Präsidenten an, nur „ein hypothetisches Beispiel“ dafür, daß die Disziplin die höchste aller Tugenden, daß sie auch über Recht, Gesetz und Verfassung stehe. Nun wurde er aber selbst gefragt, was er wohl sagen würde, wenn einmal ein König von Preußen „einen Offizier und zehn Mann“ kommandierte, um ihm — fünfundzwanzig hinten aufzuzählen, oder auch, um ihn in ein Irrenhaus zu sperren? Wenn Herr v. Oldenburg wirklich so konsequent sei, wie er sich gebe, und wenn er wirklich die Disziplin höher schätze als das Gesetz, so werde er noch unter den fünfundzwanzig Hieben „Es lebe der König von Preußen!“ schreien müssen. Es sei freilich anzunehmen, daß er etwas anderes schreien würde, wenn er die Disziplin so von der — Kehrseite kennen lernte.

Eine einigermaßen indiskrete Frage, aber doch auch nur ein „hypothetisches Beispiel“, das er dem wißbegierigen Fragesteller nicht weiter verübeln durfte. Denn der Deutsche Kaiser und König von Preußen ist sicherlich genau so weit davon entfernt, den Reichstag mit Gewalt aufzulösen, als den Befehl zu geben, Herrn von Oldenburg fünfundzwanzig hinten aufzuzählen. Es wäre das ja auch zur Auf-

rechterhaltung der Disziplin und Königstreue keineswegs erforderlich. Sonst freilich müßte ihnen Herr von Oldenburg nach seinen Grundsätzen folgerichtig auch dieses Opfer darbringen.

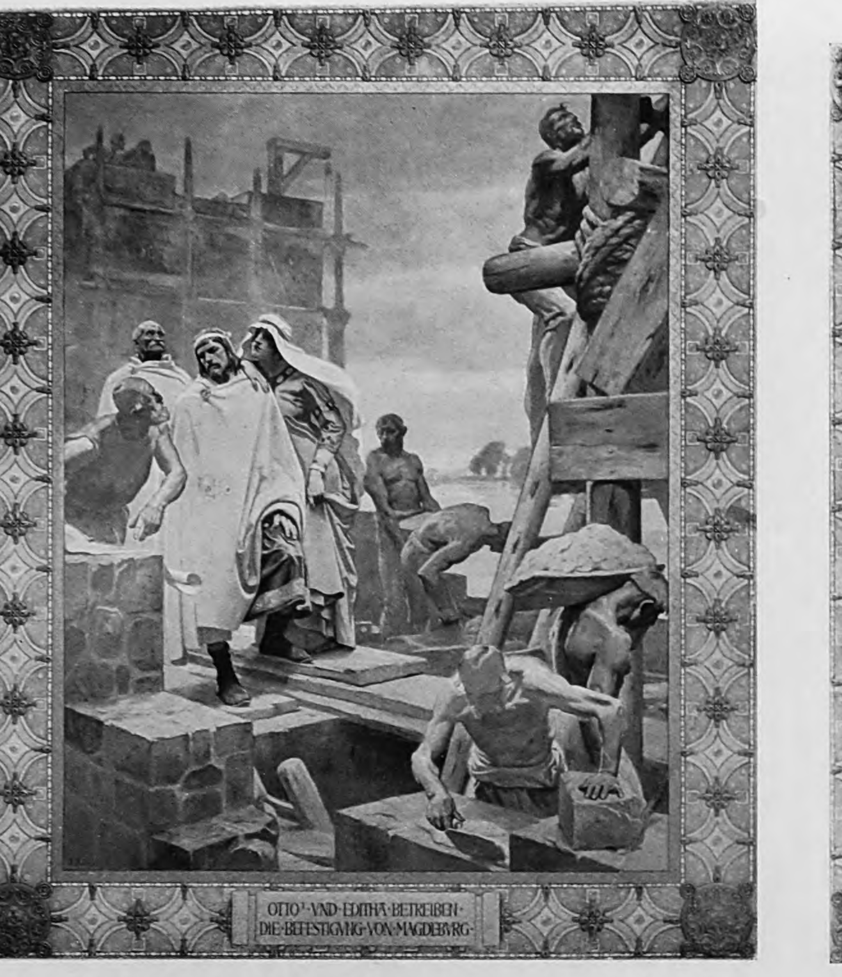
Ein Schönheitsfehler war's immerhin, daß er seine in dem ganzen Zusammenhange nicht mißzuverstehende Offenbarung später doch — wohl mehr mit Rücksicht auf seine politischen Freunde als aus persönlichen Bedenken — abgeschwächt hat. Möge die Provokation auch eine Entgleisung gewesen sein, meint die „Frankf. Ztg.", — sie verrate doch sein inneres Denken. Und da er von seinen konservativen Parteifreunden nicht desavouiert worden, so wisse man nun, „wie man immer noch in den konservativen Reihen vom Reichstage denkt, und wie gleißnerisch die konstitutionelle Hülle, die sie um ihrer Wähler willen umnehmen müssen". Blitzhell habe der Ausfall des Januschauers die Situation erleuchtet.

„Man kann nicht gut verächtlicher und herabwürdigender sich über den Reichstag und die Verfassungsinstitutionen und damit überhaupt über Recht und Gesetz äußern, als es dieser parlamentarische Freibeuter getan hat. ... Und als diese freche Verhöhnung des Reichstags die stärkste Entrüstung der gesamten Linken hervorrief, da unterstrichen die Konservativen die Herausforderung ihres Parteigenossen noch durch lebhaften Beifall. ... Mögen sie hundertmal sagen, es sei nicht ernst gemeint gewesen, es sollte nur ein Exempel sein: sie haben sich hier selbst verraten als Gegner der Reichsidee, denn das Oldenburgsche Exempel ist eine Verhöhnung der Reichsverfassung und der bundesstaatlichen Grundlagen des Reichs. Es wird mit dürren Worten die militärische Allgewalt proklamiert, die alle Staatseinrichtungen umstürzen dürfe, und es wird ein Kadavergehorsam aus der militärischen Disziplin, der mechanisch auch die schlimmsten Ungesetzlichkeiten auszuführen habe. Das sind so ungeheuerliche Anschauungen, daß sich gegen sie der entrüstete Protest des gesamten deutschen Volks richten muß. Wer so etwas ausspricht, hat das Recht verwirkt, noch als Vertreter des Volkes zu gelten, er ist des ihm übertragenen Mandats unwürdig geworden. ... Ist nicht der da gepredigte militärische Kadavergehorsam die allerschlimmste Gefahr für den Staat? ...Wohin soll es führen, wenn nun schon der Satz aufgestellt wird, daß der Soldat jedem Befehl willenlos zu gehorchen hat, auch wenn ihm die schlimmsten Gesetzwidrigkeiten befohlen werden? Der Treueid des Soldaten setzt voraus, daß die ihm erteilten Befehle sich innerhalb der Gesetze befinden. Das Oldenburgsche Beispiel aber enthält die nackte Aufforderung (? D. T.) zum gewaltsamen Verfassungsbruch. Der Kaiser soll imstande sein, einen Leutnant mit zehn Mann zur Auflösung des Reichstags zu kommandieren. Mit diesem Beispiel, das übrigens mit seiner Unterstellung geradezu eine Beleidigung des Kaisers ist, kann doch nur gemeint sein, daß für jede gewaltsame Beseitigung von Reichstag und Bundesrat das Militär willenlos zur Verfügung sein muß. Denn der Kaiser kann verfassungsmäßig gar nicht den Reichstag auflösen, sondern das kann nur durch Beschluß des Bundesrats unter Zustimmung des Kaisers geschehen. Wirkt danach also nicht das Oldenburgsche ‚outrierte Beispiel', wie es das Bündlerorgan entschuldigend nennt, wie die Proklamierung einer Militärdiktatur? Wir möchten wohl wissen, was

Prinz Hohenlohe getan hätte, wenn etwa umgekehrt ein Sozialdemokrat ‚beispielsweise‘ das Recht zum Königsmord entwickelt hätte! Nach der Oldenburgschen Theorie dürfte kein Soldat sich weigern, auf Befehl seines Vorgesetzten einen Mord zu begehen! ...“

Freilich, den denkenden Leuten auf der Rechten sei es „unsagbar peinlich“ gewesen, als ihr enfant terrible gewisse geheime Herzenswünsche so nackt und plump decouvriert habe. „Herr v. Manteuffel und Herr v. Heydebrand verstehen auf ihre Dolche mit einer Feinheit hinzudeuten, daß ein harmloser Publikus beinahe vergißt, wie scharf die geschliffen sind. Kommt dann dieser Bramarbas von Januschau daher, klopft großspurig auf seine Tasche und ruft: ‚Seht nur her auf die Bomben, die wir mit uns tragen!‘, dann wird ihnen doch heiß und kalt, und die ganze konservative Fraktion steckt ängstlich die Köpfe zusammen. Dann wird an Herrn v. Heydebrand telephoniert, denn man vermißt einen Führer, der genug Geschicklichkeit besitzt, Publikum zu beruhigen, und genug Autorität, den Januschauer wieder an die Kette zu legen. Aber Herr v. Heydebrand ist nicht zu erreichen, und mit etwas gequältem Antlitz muß die Fraktion zuhören, wie in der nun folgenden Debatte der Abg. v. Oldenburg noch weiter verdirbt, was zu verderben ist ...“

Nicht als ob der Januschauer tiefe, unheimliche Pläne seiner Partei oder Gesellschaftsschicht enthüllt hätte, äußert sich Naumann in der „Hilfe“. Das sei sicherlich nicht der Fall: „Er hat nur ohne Vorsicht und Überlegung die Türe seines Innern aufgemacht, so daß nun alle Welt sehen kann, was darin ist. Darin ist noch heute eine grenzenlose Verachtung alles parlamentarischen Wesens. Obwohl selber Mitglied des Reichstages, behandelt er ihn in Gedanken wie die überflüssigste Bretterbude, und es ist nur Zufall, wenn das gelegentlich einmal zutage tritt. Wäre nun Herr Rittergutsbesitzer und Kammerherr Kurt Maria Fürchtegott Elard von Oldenburg auf Januschau bei Rosenberg in Westpreußen noch ein unausgegorener junger Mann, wie es Bismarck war, als er im Jahre 1848 Ähnliches dachte, so würde man vielleicht hoffen können, daß ihn die Zeit noch läutern könne, aber bei ihm ist ‚die beste Bouillon schon abgeschöpft‘, wie er selber sich ausdrückt; er ist allmählich fünfundfünfzig Jahre alt geworden, aber noch immer nicht klug. Von 1874 bis 1883 diente er als Offizier bei den Garde-Ulanen. Jetzt ist er Rittmeister a. D., Vorsitzender der Westpreußischen Landwirtschaftskammer und Provinzialvorsitzender des Bundes der Landwirte für Westpreußen. Er ist nicht gerade jeder beliebige, sondern ein vollkräftiger Ausdruck des Junkertums an sich. Mögen andre es nicht so laut sagen, so denken sie doch im Grunde so wie er. Es würde deshalb falsch gewesen sein, wenn wir seine rednerische Entgleisung am 29. Januar nur als eine Art Fastnachtsscherz aufgefaßt hätten. Gewiß lag es nahe, denn Herr v. Oldenburg pflegt sich wie ein Generalspaßmacher aufzuführen, doch ist es ein Irrtum, wenn man seine Sonderbarkeiten für bloße Narreteien ansieht, denn er will ja gerade komisch erscheinen, um auf diese Weise Dinge sagen zu können, die er mit der Miene des ernsthaften Biedermanns nicht vortragen kann. ... Schrader hatte deshalb zweifellos recht, wenn er die Sache ernst nahm und von Beleidigung des Reichstages und



Dreigemälde (linkes Seitenstück) Ⓣ Arthur Kampf

OTTO·I·VND·ADELHEID·NEHMEN·
ABSCHIED·VOM·GRABE·EDITHAS·

Dreigemälde (rechtes Seitenstück) Ⓣ Arthur Kampf

(Aus dem Magdeburger Museum)

Verletzung des Respektes vor dem Kaiser sprach. Wenn der Reichstagsvizepräsident Erbprinz von Hohenlohe die Sachlage sofort richtig begriffen hätte, so mußte er den Januschauer zur Ordnung rufen. Damit hätte er sich und dem Reichstage weitere Ungelegenheiten erspart. An der Sache selbst hätte es nichts geändert, denn diese Sache ist eben die Verachtung des Reichstages ... Mag sich Herr von Oldenburg nachträglich diese Worte zurechtlegen, wie er will, so enthalten sie unter allen Umständen eine ostelbische Phantasie von dem Verhältnis der Krone, des Heeres und der Volksvertretung. Die Elemente dieser Phantasie sind:

1. Ein König, der machen kann, was er will! Das ist nicht der König der Novemberdebatten vom Jahre 1908, sondern ein ganz anderer König, ein absoluter Herrscher, dem seine Edelsten und Besten zujubeln, wenn er dem ganzen Schwindel von der Mitregierung des Volkes ein Ende macht.

2. Ein Heer, das diesem König blind ergeben ist und keinerlei innere Beziehungen zu Volk und Volksvertretung besitzt, eine Soldateska, die gegen Untertanen beliebig gebraucht werden kann!

3. Ein Reichstag, der so wenig Hintergrund im Volke hat, daß er zu Ende ist, wenn einige Löcher in die Wände des Hauses am Brandenburger Tor geschossen werden!

Nur unter diesen dreifachen Voraussetzungen hat die junkerliche Phantasie überhaupt einen Sinn. Man sieht, daß sechzig Jahre an diesen schönen Schädeln spurlos vorübergegangen sind. Am 10. November 1848 hat sich das in Berlin wirklich begeben, was jetzt der edle Westpreuße sich so schön ausdenkt. Es war zwar damals kein Leutnant, sondern der alte Wrangel, der dazu benutzt wurde, die Nationalversammlung zu zwingen, sich von Berlin nach Brandenburg verlegen zu lassen. Als Wrangel einmarschierte, wollten die Bürgerwehren ihm Widerstand leisten. Diese Bürgerwehr wurde aufgelöst! Die Nationalversammlung mußte den Waffen nachgeben, und an ihre Stelle wurde dann der preußische Landtag gesetzt. Das war zu einer Zeit, wo die Volksvertretung noch nicht fester war als etwa vor zwei Jahren die russische Duma. An solchen Vorkommnissen hängt nun das treue und zähe Gemüt des preußischen Adels, und der Kammerherr Seiner Majestät denkt sich in stillen Stunden aus, wie es wäre, wenn wir noch Friedrich Wilhelm IV. und den alten Wrangel besäßen.

Oder denkt Herr von Oldenburg an jenes andere Ereignis, das sich ebenfalls an einem 10. November im Jahre 1799 in St. Cloud bei Paris vollzog? Dort trieb der General Napoleon den Rat der Fünfhundert auseinander, indem er den Soldaten zurief: ‚Wer Widerstand leistet, den tötet! Mir folgt, denn ich bin der Gott des Tages!‘ Oder denkt er an das, was Napoleon III. am 2. und 3. Dezember 1852 tat, als er 235 Abgeordnete in Gewahrsam setzte und gegen diejenigen schießen ließ, die sich gegen die rechtlose Auflösung der Nationalversammlung und des Staatsrats wehrten?

Die Konservativen behaupten von sich, sie seien die Partei des geschichtlichen Verständnisses. Was sie aber aus der Geschichte wissen, sind die Gewalttaten. Für den geordneten Fortschritt des Rechts haben sie keinen Sinn. In ihren Träu-

men spielen sie mit dem Umsturz von oben. Das sind die Leute, die mit pharisäischer Entrüstung ein Vorgehen des Staates gegen die Umstürzler fordern. Diese Leute tun so, als ob sie den Patriotismus gepachtet hätten. Welches Zerrbild von Patriotismus!

Es ist gut, daß Herr v. Oldenburg sich so offen ausgesprochen hat. Damit hat er für die Verhandlungen über das preußische Wahlrecht den Ton angegeben. ... Es ist zu offenbar, daß hier ein kundiger Mann aus der Schule geschwatzt hat. Nicht als ob wir glaubten, der Kaiser denke so wie Herr v. Oldenburg! Er denkt nicht daran, denn kein König oder Kaiser will heute wieder ohne Parlament regieren, weil er dann selbst allen Groll auf sich ziehen würde, den heute die Parteien gegenseitig unter sich verteilen. Er würde für alle Schulden und Steuern und für alle Übergriffe und alles Mißlingen verantwortlich sein. Das will kein Monarch, der einmal die Wohltat des Parlaments genossen hat! ..."

Auch die „Köln. Ztg." ist der Ansicht, daß Herr v. Oldenburg zwar das enfant terrible seiner Partei, sonst aber durchaus ernst zu nehmen sei, da er oft nur in brutaler Form ausspreche, was andere seiner Parteigenossen höchstens unter vier Augen sagten und in der Öffentlichkeit mit einem abgeschliffenen Temperament vortrügen. Er sei ein angesehenes Mitglied der konservativen Partei und nichts weniger als harmlos. Alles das aber würde die „Kölnische" noch nicht bewegen, seinen Auslassungen eine übertriebene Bedeutung beizulegen, wenn nicht die Begleiterscheinungen seiner Rede ein besonderes Gepräge gäben. „Herr v. Oldenburg hat sehr individuelle Anschauungen und noch mehr eine individuelle Ausdrucksweise, bei der ein rustikaler Hauch sich mit schlechtem Kasernenton und der Schnoddrigkeit verbindet, die oft von Witzblättern unseren Offizieren zu Unrecht nachgesagt werden. Stände er damit im Reichstage als Einzelerscheinung da, so hätte das noch keine übertriebene Tragweite. Diese aber wird von dem Augenblicke ab nicht abzuleugnen sein, in dem auf den Bänken der Konservativen seine Auslassungen mit Beifall begleitet wurden. Diese beifallrufenden Konservativen haben also die Worte des Herrn v. Oldenburg sich zu eigen gemacht, und daran können die Einlenkungsversuche, die Herr v. Oldenburg und nach ihm einige seiner Freunde versuchten, nicht das geringste ändern. Die schwere Mißachtung, die Herr v. Oldenburg dem Reichstage bewies, die Zumutung eines bewaffneten Staatsstreiches, den er dem Kaiser als möglich unterstellte, das hat nicht nur der Herr v. Oldenburg zu verantworten, sondern auch die Herren, die ihm Beifall spendeten. Wenn dieser Vorfall sich in sehr unangenehmer Weise ausgewachsen hat, so trifft neben ihrem Urheber in erster Linie die Schuld den Vizepräsidenten, Erbprinzen von Hohenlohe. Seine mehr als schwächliche Interpretierung kann nichts an der Tatsache ändern, daß es unter seinem Präsidium einem Mitgliede des Hauses gestattet wurde, von dem Reichstage in einer über alle Maßen wegwerfenden Weise zu sprechen und die Person des Kaisers in völlig unstatthafter Weise in die Debatte zu ziehen ..."

Ein christliches, ein konservatives, ein monarchisches Blatt aber nennt diese

„über alle Maßen wegwerfende" Verhöhnung des Reichstags „ein geradezu erlösendes Wort"! Und das so „reichstreue" Blatt schmückt sich ausgerechnet mit dem Titel „Das — Reich"!

* * *

Wie liegt nun die Sache rechtlich? Ist die Gehorsamspflicht des Soldaten wirklich „unbedingt"?

Trotzdem es den „Hamburger Nachrichten" sehr wider den Strich geht, müssen sie doch feststellen: „Nach Artikel 64 Abs. 1 der Verfassung ist in den Fahneneid der deutschen Soldaten die Verpflichtung aufzunehmen, den Befehlen des Kaisers unbedingte Folge zu leisten, und nach dem Reichsmilitärgesetz sind die Angehörigen des aktiven Heeres, einerlei, ob Mannschaften, Unteroffiziere oder Offiziere, der Gewalt ihrer militärischen Vorgesetzten in der Art unterworfen, daß sie dienstlichen Befehlen derselben ebenso unbedingt Folge leisten müssen. Faßt man lediglich diese Bestimmungen ins Auge, so wäre allerdings die Frage, ob Angehörige der Armee, wenn ihnen der Kaiser den Befehl erteilte, den Reichstag gewaltsam zu schließen, diesem Befehle Folge leisten müßten, zu bejahen. Damit stünden wir vor einem vollständigen Widerspruch der Reichsverfassung und der Reichsgesetzgebung, die beide einerseits die Rechte des Reichstages schützen, ihn andererseits aber der Willkür des Staatsoberhauptes preisgäben. Letzteres ist natürlich nicht der Fall und kann es nicht sein. Der Kaiser ist zwar befugt, den Reichstag vor Ablauf der Legislaturperiode aufzulösen, aber die kaiserliche Verordnung, welche die Auflösung verfügt, kann nur auf Grund eines vom Bundesrate gefaßten Beschlusses erlassen werden. Nirgends, weder in der Verfassung noch in der Reichsgesetzgebung, ist die Möglichkeit einer Schließung des Reichstages manu militari vorgesehen. Der Reichstag darf zwar nicht gegen den Willen des Kaisers versammelt bleiben, seine Tätigkeit fortsetzen oder unterbrechen, es steht vielmehr dem Kaiser zu, ihn zu vertagen oder zu schließen. Aber die betreffende Bestimmung der Verfassung berechtigt den Kaiser dazu nur unter Innehaltung der gesetzlichen Form, nicht zur Anwendung von Gewalt. Außerdem ist das Recht des Kaisers dem Reichstage gegenüber noch durch die Bestimmung eingeschränkt, daß ohne dessen Zustimmung eine Vertagung die Frist von dreißig Tagen nicht übersteigen und während der nämlichen Session nicht wiederholt werden darf.

So die Bestimmungen der Reichsverfassung. Schon aus ihnen ergibt sich, daß die oben angeführte Vorschrift des Art. 64 Abs. 1 der nämlichen Verfassung nicht einen Sinn haben kann, der jene Bestimmungen völlig illusorisch machen, d. h. die Personen des Soldatenstandes zu Handlungen verpflichten würde, deren Vornahme der Kaiser überhaupt nicht befehlen kann, weil er damit die Verfassung verletzen würde. Es ist ein Widersinn, anzunehmen, daß einerseits die Verfassung das Militär zwinge, einen Befehl des Kaisers, den Reichstag mit Gewalt zu schließen, auf Grund ihrer unbedingten militärischen Gehorsamspflicht zu erfüllen, andererseits aber den Kaiser der Volksvertretung gegenüber zur Innehaltung der gesetzlichen Vorschriften nötige. Dieser Widerspruch besteht, wie gesagt, tatsächlich nicht, sondern nur scheinbar.

Um dies zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Gewalt des Kaisers und der militärischen Vorgesetzten über ihre Untergebenen obrigkeitlicher Natur ist und im öffentlichen Recht wurzelt. Sie ist ein Anwendungsfall der Staatsgewalt selbst. Daraus ergibt sich, daß sie nur im Interesse des Dienstes verwendet werden darf."

Der § 47 des Militärstrafgesetzbuches lautet:

„Wird durch die Ausführung eines Befehls in Dienstsachen ein Strafgesetz verletzt, so ist dafür der befehlende Vorgesetzte allein verantwortlich. Es trifft jedoch den gehorchenden Untergebenen die Strafe des Teilnehmers:

1. wenn er den ihm erteilten Befehl überschritten hat, oder

2. wenn ihm bekannt gewesen, daß der Befehl des Vorgesetzten eine Handlung betraf, welche ein bürgerliches oder militärisches Verbrechen oder Vergehen bezweckte."

Der § 81 des Reichsstrafgesetzbuches bestimmt ferner in seiner Ziffer 2:

„Wer es unternimmt, die Verfassung des Deutschen Reiches oder eines Bundesstaates oder die in demselben bestehende Thronfolge gewaltsam zu ändern, wird wegen Hochverrats mit lebenslänglichem Zuchthaus oder lebenslänglicher Festungshaft bestraft."

Und der § 82 schreibt vor:

„Als ein Unternehmen, durch welches das Verbrechen des Hochverrats vollendet wird, ist jede Handlung anzusehen, durch welche das Vorhaben unmittelbar zur Ausführung gebracht werden soll."

„Es kann also", bemerkt der „Vorwärts", „gar kein Zweifel sein, daß ein Leutnant oder sonst ein Offizier, der den Reichstag mit Waffengewalt schließen wollte, auch dann von Rechts wegen lebenslänglich ins Zuchthaus oder auf die Festung fliegen müßte, wenn der Kaiser ihm die Schließung befohlen hätte; denn so dumm ist doch wohl kein Offizier der preußischen Armee, daß man annehmen darf, er wüßte nicht, daß der Reichstag nicht auf dem Wege des Staatsstreiches mit Hilfe von Soldaten geschlossen werden kann.

Möglich, daß die preußische Regierung einen solchen Hochverräter ... unter ihre schützenden Fittiche nehmen würde. Bekanntlich hat Preußen 1866 im Friedensvertrag mit Sachsen ausdrücklich verlangt, daß die sächsischen Hochverräter, unter denen sich auch Treitschke befand, nicht bestraft würden. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß der Offizier, wenn Recht und Gesetz gelten würden, lebenslänglich ins Zuchthaus oder auf die Festung wandern müßte.

Käme also ein deutscher Kaiser wirklich auf die Idee, einem Offizier zu sagen: ‚Nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag!', so bliebe dem Offizier, sofern er kein Trottel ist, nichts übrig, als dem Kaiser zu antworten: ‚Majestät, diesen Befehl darf ich nicht befolgen, weil er gegen den § 47 des Militärstrafgesetzbuches verstößt.' Nur ein Nichtswisser oder ein Schuft könnte anders handeln.

Freilich muß man dem Januschauer Junker mildernde Umstände zubilligen, denn die Militärverwaltung sorgt gründlich dafür, daß der zitierte § 47 des Militär-

strafgesetzbuches wie das Veilchen im Verborgenen blüht. Im Fahneneid und in den Kriegsartikeln hält sie den zum § 47 in direktem Gegensatz stehenden Glauben aufrecht, daß der Untergebene die Befehle seiner Vorgesetzten ohne Ausnahme zu befolgen habe. Schon öfter haben wir auf die Gefährlichkeit dieser Praxis öffentlich hingewiesen, aber vergeblich. Der Junker Oldenburg ist uns jetzt unbewußt zur Hilfe gekommen. Es ist nicht wahr, daß der militärische Untergebene die unbedingte Gehorsamspflicht hat. Er darf auch auf Befehl nicht gegen die Gesetze verstoßen. Das gilt nicht nur in großen, sondern auch in kleinen Dingen. Sagt z. B. ein Unteroffizier zum Infanteristen Schulze: ‚Treten Sie dem Müller fest auf die Fersen, wenn er nicht Schritt hält!', so darf der Schulze diesen Befehl nicht befolgen. Vielmehr steht ihm das Recht zu, aus dem Glied zu treten und dem Unteroffizier zu antworten: ‚Entschuldigen, Herr Unteroffizier, Ihren Befehl darf ich nicht ausführen.'

Warum der § 47 des Militärstrafgesetzbuches im Fahneneid, in den Kriegsartikeln und auch sonst ignoriert wird, ist klar. Würde man ihn den Untergebenen so einpauken, wie man ihnen die Ehrenbezeigungsvorschrift und anderes einpaukt, so wäre es doch fraglich, ob die Armee in gewissen politischen Lagen ein so willenloses Werkzeug wäre, wie man es wünscht. Und außerdem würde dadurch der mit Absicht eingeimpfte und gepflegte Glaube, daß der Vorgesetzte der unumschränkte Herr des Untergebenen sei, erschüttert.

Der § 47 des Militärstrafgesetzbuches und der § 82 des Reichsstrafgesetzbuches werfen zugleich auch die Behauptung des Kriegsministers, daß den Offizier die Verfassung nichts angehe, über den Haufen. Wie es scheint, kennt auch Herr v. Heeringen das Militärstrafgesetzbuch nicht genau!! Weiß er denn nicht, daß der Fahneneid nur eine Formsache [? D. T.] ohne jede rechtliche Konsequenzen ist? Das Militärstrafgesetzbuch kennt nur die gesetzliche oder freiwillig übernommene Verpflichtung zum Dienst. Wer sie verletzt, wird bestraft, gleich, ob er den Fahneneid geschworen hat oder nicht. Denkende Offiziere werden sich auch dafür bedanken, daß sie förmlich das Privateigentum des jeweilig regierenden Herrn sein sollen. War es denn noch nicht da, daß Monarchen geisteskrank waren, noch ehe man sie absetzte? Und wenn ein solcher Monarch in einer verrückten Stunde den Hochverrat von oben, den gewaltsamen Umsturz der Verfassung beliebt, dann soll nach Herrn v. Oldenburgs und vielleicht auch nach Herrn v. Heeringens System dem gekrönten Geisteskranken das ganze Offizierkorps, ja die ganze Armee zu Willen sein und das Volk in furchtbare Kämpfe stürzen! Es ist höchste Zeit, daß dem § 47 des Militärstrafgesetzbuches die Achtung in der Armee verschafft wird, die ihm gebührt."

Auch ein Gewährsmann des „Berl. Börsenkuriers" kommt zu dem selben Ergebnis. Die Antwort: Das wird der König oder Kaiser nie tun, könne hier nicht befriedigen. Sie müsse vielmehr lauten: Das kann er schon heute nicht. „Wenn die ... weit überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes das deutlich genug ausspricht, dann wird die notwendige üble Wirkung der Oldenburgschen Rede sich in ihr Gegenteil verkehren können. Aber entspricht unsere Behauptung der Rechtslage?

Die deutschen regierenden Fürsten stehen insofern außerhalb des Geltungsbereichs des Strafgesetzbuchs, als sie für etwaige Zuwiderhandlungen nicht zur Verantwortung gezogen werden können, wodurch solche allerdings ihren Charakter als Straftat in keiner Richtung einbüßen würden. Nach § 105 des Strafgesetzbuchs ist aber eine Vergewaltigung des Reichstags mit schwerer Strafe bedroht, und nach §§ 115—116 des Militärstrafgesetzbuchs ebenso die Bestimmung von Untergebenen zu gesetzwidrigen Handlungen.

Nun ist aber ein anerkannter Grundsatz im Militärstrafrecht, der wiederholt auch von Kriegsministern im Reichstage als gültig bezeichnet wurde, daß ein Soldat nicht verpflichtet ist, sich zu einer rechtswidrigen Handlung mißbrauchen zu lassen. Anerkannt ist freilich auch, daß der Mann, der letzteres doch tut, sei es, weil er die Rechtswidrigkeit der fraglichen Handlung nicht kannte, sei es, weil er dem Drucke der gegen ihn gebrauchten oder angedrohten disziplinarischen Zwangsmittel nachgab, straffrei bleiben muß.

Tatsächlich scheint sich hieraus in der Praxis der Gebrauch entwickelt zu haben, daß der Soldat, der zu einer verbotenen Handlung (meist Kameradenmißhandlung) bestimmt werden soll, wenn er intelligent ist, die Ausführung des Befehls verweigert, straflos bleibt. Hat er die Rechtswidrigkeit der verlangten Handlung irrtümlich angenommen, so macht er sehr schlechte Erfahrungen. Für unsere Frage folgt hieraus: nach dem geltenden Recht darf schon heute einem Soldaten in für ihn verbindlicher Weise von keiner Seite eine rechtswidrige Anordnung erteilt werden. Auch die höchste Stelle darf dies nicht. Ihre Befehlsgewalt basiert auf Art. 64 der Reichsverfassung, wonach alle deutschen Truppen den Befehlen des Kaisers unbedingte Folge zu leisten haben. Der Kaiser befiehlt den Truppen aber nicht als Mensch, sondern als Organ des Reichs, als ‚Willenswerkzeug des Verbandes' (Jellinek, Recht des modernen Staates, 1. Aufl. S. 494). Der Wille des Reichs ist aber in anderer Weise bereits in den Reichsgesetzen niedergelegt. Als ‚Willenswerkzeug' kann also der Monarch nichts Rechtswidriges wollen, weil sich sonst der Wille des Verbandes selbst widersprechen würde. Was er aber als Privatperson im Widerspruch zu den Reichsgesetzen will, ist rechtlich unerheblich und damit — vom rein juristischen Standpunkt aus betrachtet — auch als Befehl an die Truppen unverbindlich."

Mindestens hätte man erwarten dürfen (d. h. wenn man sehr naiv war), daß dem Herrn v. Oldenburg unmißverständlich klargemacht wurde, wie wenig erwünscht dem Könige sowohl wie der Regierung seine unerbetenen „Liebesdienste" seien. Aber nun genieße man, was das offiziöse Organ der Regierung, die „Norddeutsche Allgemeine", aus der Sache macht. Sie benutzt sie zu Ausfällen auf die Linke — natürlich ist es ja immer das fürchterliche, wilde Lamm, das dem armen, unschuldigen, sanftmütigen Wölflein das Wasser trübt — und bemerkt dann so nebenher, daß Herrn v. Oldenburgs hypothetisches Beispiel „an dieser Stelle" wohl besser unterblieben wäre, und daß er es immerhin durch „eine gewisse Unachtsamkeit" versehen habe. Nachdem sich Offiziosus solchermaßen mit Zittern und Zagen dieser höchst undankbaren und gefährlichen dienstlichen Formalität gegen einen Vorgesetzten entledigt hat, sieht man ihn ordentlich er-

leichtert aufatmen und das in ein gewisses Bekleidungsstück heruntergerutschte Herz behende wieder hervorholen. Wer möchte es ihm auch verdenken, daß er sich für die ausgestandenen Ängste nun schadlos halten will? Die verfl..... Roten haben ihm das eingebrockt, nun sollen sie's dafür aber auch gehörig bekommen! Gilt es doch zugleich, durch verdoppelten Diensteifer jeden übeln Nachgeschmack bei dem Hochmögenden auszulöschen. Und so schwimmt Offiziosus wieder frisch und munter in seinem gewohnten seichten, dafür aber um so ungefährlicheren Fahrwasser. Die Sozis waren das „Karnickel" — drauf, ihr Braven, ihr bürgerlichen Parteien! Hetzt sie, hussa, hussa!

Eine recht harmlose, aber für die offiziöse Psyche, die Psyche unserer Regierungsmänner charakteristische Übung. So malt sich in diesen Köpfen, was selbst die nationalliberale Parteikorrespondenz „eine unerhörte Provokation" nannte. So werden bei uns die Dinge auf den Kopf gestellt.

* * *

Sollte das nicht überhaupt eine probate Regierungsmethode sein? Der Amerikaner nennt's „Bluff", der Berliner „faulen Zauber", der Philosoph „Paradoxe". „Such nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer." Ich bin nun weit davon entfernt, Herrn v. Bethmann irgendwelche bösen Absichten zuzutrauen, also auch selbstverständlich nicht die Absicht, die Menschen zu verwirren oder zu verblüffen oder ihnen gar „faulen Zauber" vorzumachen. Auch nicht nach seiner großen Rede zur „Begründung" der Wahlvorlage.

Sie war sehr philosophisch, die Rede. Nein wirklich. Wahrheiten erfuhren wir da, von denen wir auch nie und nie eine Ahnung gehabt hatten. So z. B., daß „unser ganzes Leben sich aus Abhängigkeiten zusammensetzt". Daß die Frage (?) der öffentlichen und geheimen Abstimmung „Überzeugungssache". (Sollte es irgendwelche „Fragen" geben, die das nicht sind?) Daß „im deutschen Wesen ein individualistischer Zug". Daß es nicht unbedingt nötig sei, zu wissen, „welche — Weste ein Minister angelegt" hat. Das alles und manches andere glauben wir ja von Herzen gerne, wenn wir's auch noch nicht gewußt haben.

„Wenn man diese Rede auseinanderzieht und jeden Satz für sich betrachtet," schreibt die „Berliner Morgenpost", „so läßt sich kaum gegen einen Satz etwas sagen. Denn gegen Binsenwahrheiten und Selbstverständlichkeiten läßt sich eben nichts einwenden. Gerade deshalb aber bildet der Sermon, im ganzen betrachtet, eine Aneinanderreihung von Phrasen, ein Nichts, das keinen anderen Eindruck zurückläßt als den der Unbedeutendheit.

Auf ähnlich merkwürdige Weise, wie es der Ministerpräsident tat, charakterisierte einmal vor langen Jahren im deutschen Reichstag ein Abgeordneter das Leben. Es war der biedere Schuhmachermeister Capell, der während einer Rede die weltstürzenden Worte sprach: Das Leben besteht aus Produktion und Konsumption. Die Abgeordneten lachten laut auf. Capell ließ sich aber nicht beirren und rief den Lachern zu: Ich werde das immer und immer wieder sagen, und wenn Sie auch noch so oft lachen. Als der Redner dann von der Tribüne herunterstieg, ging der alte Liebknecht auf ihn zu und sagte: Du wirst überhaupt in diesem Hause nichts mehr sagen. Und seitdem hielt die kleine sozial-

demokratische Fraktion Capell am Zaume, weil sie fürchtete, durch fernere Reden noch mehr von ihm blamiert zu werden.

Der Ministerpräsident wird aber weiter im Namen der Regierung sprechen dürfen. Auch nach seiner gestrigen Rede noch.

Herr v. Bethmann-Hollweg wehrte sich energisch dagegen, daß die Wahlrechtsvorlage nur eingebracht worden sei, um das Wort des Königs nicht unerfüllt zu lassen. Aber eine bessere Begründung für diese Anschauung, die in der öffentlichen Meinung weit verbreitet ist, kann man gar nicht finden, als sie durch seine gestrige Rede gegeben wurde. Man hatte den Eindruck, daß der preußischen Regierung gar nichts an der Vorlage gelegen ist, und daß sie es sehr gern sehen würde, wenn das Abgeordnetenhaus sie kurzerhand ablehnte. Nicht etwa, um dann das Abgeordnetenhaus aufzulösen und an das Volk zu appellieren zur Schaffung eines besseren Wahlrechts, nein, sondern weil ihr der jetzige Zustand behagt.

Der jetzige Zustand scheint für die preußische Regierung sogar noch eine Konzession an das Volk zu bedeuten. Denn die Rede des Ministerpräsidenten war nicht nur eine Rede gegen seine eigene Vorlage, sondern vor allem eine Rede gegen die Parlamente überhaupt. Herr von Bethmann-Hollweg wies nicht einmal, sondern mehrere Male darauf hin, daß das Wahlrecht allein auch nicht glücklich mache, daß Freiheit oder Unfreiheit von ganz anderen Faktoren als vom Wahlrecht bedingt sei. — Um uns das zu sagen, dazu braucht kein preußischer Ministerpräsident eine eineinhalbstündige Rede zu halten. — Herr von Bethmann-Hollweg findet das öffentliche Wahlverfahren bildschön. Was er darüber sagte, muß man nachlesen, um zu erfahren, wessen ein preußischer Minister heute noch fähig ist. Das Leben ist voll von Abhängigkeiten, klagte er sentimental. Ja, eben weil es voll von Abhängigkeiten ist, sollte man eben die geheime Wahl einführen.

Auf der anderen Seite aber leugnet Herr von Bethmann-Hollweg diese Abhängigkeit. Er behauptete, daß ein Landrat oder ein anderer politischer Beamter, der Andersdenkende wegen ihres politischen Bekenntnisses noch maßregeln wollte, kein Beamter im Sinne der Staatsregierung sei. Er bestritt, daß die Landräte politischen Einfluß zugunsten irgend einer Partei ausüben. Wenn der Ministerpräsident nur hören könnte, wie man dieses Wort von ihm im Lande belachen wird!

Aber es ist nicht richtig, darüber zu lachen. Denn diese Ausführungen des Ministerpräsidenten sind tiefernst. Sie zeigen, worin die Wurzel der Abneigung des Ministers gegen den Parlamentarismus zu suchen ist: Der Ministerpräsident hält das preußische Volk für unmündig, denn nur einem politisch kenntnislosen und unmündigen Volke kann man solche Märchen erzählen wollen. Wir können nicht annehmen, daß Herr von Bethmann-Hollweg bewußt dem preußischen Abgeordnetenhaus etwas erzählt, woran er selbst nicht glaubt. Aber dann soll er doch gefälligst erst einmal unerkannt im Lande umherziehen und sich über die Wahlverhältnisse informieren, über die jeder Bauer und jeder Arbeiter ihn aufklären kann und

die nur der erste Minister Preußens nicht weiß.... Wer im Auslande aus seiner Rede sich über die patriotische Reife der Preußen ein Urteil bilden wollte, der müßte die Preußen für ein Volk von Subalternen und Kretins halten."

Nein, es ist wirklich zu viel, was wir dem Herrn Redner alles aufs Wort glauben sollen, bloß weil er Ministerpräsident ist und eine Regierungsvorlage „begründen" muß. „So weit sich Zeitgenossen erinnern," ereifert sich selbst die sonst so friedsame „Vossische Zeitung", „werden sie keine Rede eines preußischen Ministerpräsidenten finden, die den bestehenden Zustand in ähnlichem Maße fast vorbehaltlos verherrlicht hätte wie die Rede des Herrn von Bethmann-Hollweg. Was gibt es da eigentlich in Preußen zu bessern? Der leitende Staatsmann hat nur rosige und goldene Farben auf seiner Palette, er malt ein Bild, so glänzend und sonnenhell, daß dem Zuschauer die Augen übergehen können. Der Landrat ist fast allenthalben ein Musterknabe, ganz gewiß nicht einseitig konservativ, die Bureaukratie ist ausgezeichnet, von Bevorzugung einzelner sozialer und politischer Schichten keine Spur, ebensowenig von Polizeistaat. Es ist verwunderlich, daß Herr v. Bethmann-Hollweg nicht begeistert anstimmte, ‚Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,' nur daß er sicher den Text dahin geändert hätte, daß diese Freiheit sich längst der preußischen Welt gezeigt hat, längst zu Hause ist im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte. Vor der Kanzlerkrisis las man's anders. Da nämlich bezeichnete Fürst Bülow eine gründliche Änderung des herrschenden Systems als unerläßlich und unvermeidlich. Er wollte die Verwaltung der politischen Einseitigkeit entkleiden, die Gleichberechtigung der Liberalen auf dem Gebiet der Ämter und Würden durchsetzen — das war der Hauptzweck seiner ‚Verwaltungsreform', nicht die Einschränkung der Befugnisse des Oberverwaltungsgerichts (des immer noch unabhängigsten in Preußen! D. T.). Er wollte das Staatsbeamtentum mit neuem frischen Geist erfüllen. Aber wozu denn? So tönt es aus den Worten des Herrn von Bethmann Hollweg heraus: Besser können wir schon nicht werden.

Es muß vieles anders werden, das war das Leitmotiv der Politik des Fürsten Bülow seit dem Dezember 1906, zu deren Durchführung er sich Herrn von Bethmann-Hollweg als ersten Mitarbeiter erkoren hatte. Mit nichten, erwidert der jetzige Reichskanzler und Ministerpräsident, am besten bleibt alles beim alten, und wenn man ein kleines Zugeständnis macht, darf es an dem Bestehenden nichts von Belang ändern. Fürst Bülow war für, Herr von Bethmann-Hollweg gegen die Entwicklung. So ungefähr wie gestern der Ministerpräsident hätten die Minister reden können, die Friedrich Wilhelm IV. abhielten, rechtzeitig eine freiheitliche Verfassung zu verkünden; so ungefähr hatten auch die verblendeten Gegner des Fortschritts vor Jena auf den König eingeredet, daß die preußische Verwaltung über jeden Zweifel erhaben, musterhaft, unnahbar, dem armseligen Bonaparte hundertfach überlegen sei. Diese Selbstzufriedenheit und Selbstgefälligkeit ist nur zu oft einem Staatswesen verhängnisvoll geworden. Wie anders war Wilhelm I.! Der hatte schon 1853 Herrn v. Kleist-Retzow eine Lehre gegeben, es seien nicht immer die besten Patrioten, die am lautesten die Rückkehr zu den

alten Zuständen fordern. Die Rückkehr zu den alten Zuständen würde heute heißen das Beharren bei den gegebenen Verhältnissen. Und als er zur Regierung kam, da legte er die Hand in die Wunde und verwarf offen die Willkür, die Heuchelei und Scheinheiligkeit, die ganze Reaktion, die bis dahin geherrscht hatte. Und war sich ganz und gar nicht bewußt, ein schlechter Vogel zu sein, der ‚sein eigenes Nest beschmutzt'. Nein, er war erbittert wie vor ihm mancher große Fürst und Staatsmann über die ‚Eunuchen mit gelähmter Zunge', die nicht schreiende Mißstände laut zu rügen wagten, sondern immer nur knechtselig preisen konnten, ‚wie wir es doch so herrlich weit gebracht.'...."

Alles, was an Mißständen im Staate Preußen seit Jahrzehnten von Presse und Parlament vorgebracht worden, — alles das sind für den „leitenden" Beamten Preußens — „Singularitäten". Man muß die Dinge nur streng philosophisch gliedern. Da wird ein solcher Fall vorgebracht. Er ist natürlich eine „Singularität". Ein zweiter Fall: er ist auch eine „Singularität". Ein dritter, vierter, fünfter ... tausendster —: sie sind alle — ein jeder für sich — „Singularitäten". Eine höchst originelle Illustration des Goethewortes: „Dann hast du die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band."

Wenn bequeme Duldung allgemein empfundener Übelstände schon in hohem Maße aufreizend wirken muß, so gibt es überhaupt nichts Aufreizenderes und kann auch nichts Aufreizenderes erfunden werden, als die kaltlächelnde, selbstgefällige Ableugnung solcher. Eine wirksamere Waffe für ihre Agitation konnte sich die Sozialdemokratie nicht wünschen. Denn nun kann sie sagen: nichts habt ihr von der Regierung zu erwarten, keinerlei Abstellung von Mißständen, denn für die Regierung gibt es keine. Sie erklärt euch kurz und bündig: Alles, was euch schmerzt und drückt, ist bloß Einbildung von euch. Wird euch nur von der Presse „suggeriert".

Ein wunderbar einfaches, ein wahrhaft philosophisches Verfahren, überhaupt mit den Übeln und Leiden der Welt fertig zu werden! Man bestreitet einfach ihr Dasein, und — sie sind nicht mehr. Ist das nicht schon der höhere Buddhismus?

Aber, aber, Herr von Bethmann, wie ist mir doch? Sie selbst, der große Stoiker, haben nach Monaten noch den Schmerz nicht verwinden können, den ein Publizist Ihnen dadurch bereitet hat, daß er in einem harmlosen „Stimmungsbilde", wie sie alle Blätter bringen, wie sie auch von Ihren politischen Freunden sehr gern gelesen werden, die Farbe oder den Sitz oder was weiß ich sonst — Ihrer tadellosen Weste mit profanem Finger gestreift hat. Wird sich diese Amfortaswunde nie und nie bei Ihnen schließen? — Schon um Ihrer Gesundheit willen sollten Sie doch diese, so viel mir bekannt, schon längst „revozierte und deprezierte" Weste mit der Schmerz- und Weltüberwindung des wahren Philosophen nun auch amnestieren. Vielleicht bietet sich im Reichstag oder Landtag noch einmal Gelegenheit, auf den „Fall" zurückzukommen, dann aber nur zu einem solchen feierlichen Gnadenakt. Üben Sie Barmherzigkeit! Sammeln Sie feurige Kohlen auf das sündige Haupt des in Reue ringenden Westenschänders! ...

„Niemand zuliebe, niemand zuleide" habe die Regierung ihre Vorlage eingebracht. Eine Parteiregierung in Deutschland sei ausgeschlossen, das habe er

schon im Reichstage gesagt: „Widerlegt hat mich niemand und kann auch niemand." Ach ja, wenn man's selber sagt, muß es schon wahr sein. Nur bei der Sozialdemokratie „spricht der nackte Wille zur Macht seine Sprache." Wie ohnmächtig müßten dann die anderen großen Parteien, zuerst die Mehrheitsparteien sein! „Auch die konservative Partei will und muß ihre Unabhängigkeit und ihre Selbständigkeit gegenüber der Regierung wahren." Tut sie, Herr von Bethmann, tut sie! „Umgekehrt!" mahnte Sie freundlich ein Zwischenruf. Die Behauptung, „daß die politischen Beamten und insonderheit die Landräte nicht nur die Konservativen unterstützen, bei den Wahlen ihnen Handlangerdienste leisten, sondern daß sie auch eine freie Wahlentfaltung verhindern," sei falsch. Beweis: „Der Beamte ist ein Diener des Staates und nicht Diener einer Partei." Wäre es anders, so könnte das „für den Staat nur verhängnisvoll sein." Und deshalb ist es nicht und kann es auch nicht sein. Für diese Logik handelt es sich nur um den Nachweis, daß irgend etwas aus diesen oder jenen Gründen nicht wünschenswert sei. Damit soll dann auch der bündige Beweis erbracht sein, daß es dergleichen nicht gibt und auch nicht geben kann. Wie beneidenswert leicht und schön hat's doch der Philosoph auf dieser schiefen Erde! Herr von Bethmann ließ sich auch durch die immer öfteren und eindringlicheren Zwischenrufe: „So sollte es sein!" in dem schönen Pathos seiner ethischen Beweisführung nicht im mindesten beirren. Erschöpfend legte er die Gründe dar, warum Zustände, wie die behaupteten, nicht herrschen dürften. „Jede Verfemung des Andersdenkenden rächt sich. Deutschland und Preußen wissen ein trübes Lied davon zu singen." Und mahnend beschwört er den Geist der Geschichte: „Denken Sie an die Zeiten der zwanziger und dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, erinnern Sie sich des Druckes, der auf dem Volke lastete ..." Kann man beredter — für die geheime Wahl eintreten, schärfer die Maßregelungen Andersgesinnter verurteilen?

Ach, wie zerstiebt das zarte Gespinst unter den derben Tritten preußischer Wirklichkeit! Die Sozialdemokratie verlangt die geheime Stimmabgabe. Sie „schätzt also den Sukkurs, der ihr aus den Mitläufern bei der geheimen Wahl erwächst, höher ein, als die Hilfe, die sie bei öffentlicher Wahl durch den Terrorismus erzielt." Ist sich Herr von Bethmann dabei gar nicht bewußt geworden, wie er der Regierung und seiner eigenen Vorlage das Urteil spricht? Denn er bekennt damit, daß die Regierung nur deshalb an der öffentlichen Wahl festhält, weil sie den Sukkurs, der ihr bei der öffentlichen Wahl durch den in ihrem Sinne ausgeübten Terrorismus erwächst, höher einschätzt, als den Schaden, den sie bei öffentlicher Wahl durch den Terrorismus der Sozialdemokratie erleidet. Sie fühlt sich eben in diesem edeln Rennen um die Palme des Terrorismus der Sozialdemokratie um etliche Pferdelängen voraus. Was wiegt denn auch das schäbige bißchen Terrorismus, das die Sozialdemokratie in Preußen zu erschwingen nur in der Lage ist, gegen den großartig funktionierenden, altbewährten Apparat der Regierung und Genossen? Gegen diesen Großbetrieb ist ein noch so eifriger terroristischer Kleinhandel der Sozialdemokratie, dieses jungen Anfängers, schon mehr unlauterer Wettbewerb, „Schmutzkonkurrenz".

Herr von Bethmann ist denn auch mit einmal der ganz nüchterne Geschäftsmann, hat über den Geschäftsgang genau Buch geführt und die Bilanz zur Stelle: „Demnach ergibt sich die Gegenrechnung für alle bürgerlichen Parteien von selbst. Sie verlieren in ihrer Gesamtheit nicht viel, ... weil mangelndes staatliches Verantwortlichkeitsgefühl unter dem Schleier des Geheimnisses Einflüssen nachgibt, zu denen es sich öffentlich nicht zu bekennen wagt." Na also! — Aber es ist sehr zart, sehr niedlich gesagt, man möchte jedes Wort streicheln. Talleyrand, der bekanntlich dem Grundsatz huldigte, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, hätte sich nicht diskreter mitteilen können.

Es ist eine von jenen in falsche Beleuchtung gerückten und darum deplazierten Wahrheiten in der Rede, daß die Bedeutung des preußischen Wahlrechts überschätzt werde. Wir überschätzen überhaupt den Wert und die Bedeutung äußerer Einrichtungen. Nicht das Gefäß ist die Hauptsache, sondern der Inhalt, und den müssen wir ihm erst geben. Das Gefäß kann noch so zweckmäßig für die Aufnahme eines bestimmten Stoffes hergerichtet sein —: ist der aber nicht schon vorhanden, so wird er durch die bloße Bereitstellung des Gefäßes auch nicht herbeigeschafft, und dieses wird dann eben anderen Zwecken dienen müssen. Wir haben das ja mit dem selben preußischen Wahlrecht erfahren, das jetzt angeblich „organisch weiterentwickelt" werden soll. Das selbe Wahlrecht hat schon so zahlreiche Liberale in den preußischen Landtag geschickt, daß es damals Konservative waren, die amtlich an eine Reform und nicht zuletzt auch an Einführung geheimer Wahlen dachten. Der Geist eben baute sich sein „stattliches Haus". Heute aber haben rein geistige, ideale Strömungen und Bewegungen längst nicht mehr jene treibende und schöpferische Kraft. Das gilt für alle Klassen und alle Parteien; an sie alle hat sich so viel materialistisches Bleigewicht angesetzt, daß man an ihre Geistesschwingen keine allzu hohen Ansprüche mehr stellen darf. Wohl stehen sie noch in den Liederbüchern und werden auch dann und wann noch gesungen, die Verse:

„Der Geist ist uns geblieben,
Und unsre Burg ist Gott!"

Wer denkt sich aber noch viel dabei? — Leider! Gott besser's!

In die veränderten Zeitverhältnisse müssen wir uns aber schicken, und heute hat eine verantwortliche Staatsregierung eben mit der dürren Tatsache zu rechnen, daß die übergroße Mehrheit des Volkes und an ihrer Spitze gerade die geistig und wirtschaftlich führenden Elemente kein Verhältnis mehr zu dem bestehenden Wahlrecht finden und finden können, und daß auch keine geistigen Kräfte herrschen, die das schon bei der Zwangsgeburt veraltete mit neuem Inhalt durchdringen, so das völlig untaugliche Objekt zu einem auch nur einigermaßen tauglichen gestalten und derart wenigstens korrigierend und kompensierend wirken könnten.

Mag Herrn v. Bethmann die Presse auch nicht sympathisch sein, so könnte er sie immerhin mit größerem Nutzen lesen, als es nach seiner merkwürdigen, geradezu auffallenden Unkenntnis gewisser kaum noch ernstlich bestrittener Zustände der Fall scheint. Herr v. Bethmann kommt wie alles, was in Preußen den „Wil-

len zur Macht" hat, aus der Verwaltung. Und doch könnte er sein Wissen über manche Dinge auf diesem seinem eigensten Gebiete durch nachdenkliche Lektüre ganz gewöhnlicher Zeitungsblätter, wie z. B. der „Frankf. Ztg.", erheblich bereichern. Und wenn er nicht im Prinzip an vorgefaßten Meinungen festhalten will, zuweilen auch sein Urteil einer kleinen Revision unterziehen. So, wenn ihm entgegengehalten wird:

„Seine Theorie ist, in der Wahlrechtsformel werde zu Unrecht alles zusammengefaßt, was an politischer Unzufriedenheit und Mißstimmung vorhanden sei, und es sei ein Irrtum, davon und überhaupt vom Parlamentarismus alles Heil zu erwarten, zumal dieser eher zur Verrohung und Verflachung führe und für die Lösung kultureller Probleme keine Anregung gebe. Die Übertreibung scheint uns hier aber auf der Seite des Ministerpräsidenten zu liegen. Kein Mensch erwartet vom Parlamentarismus und von einem gerechten Wahlrecht alles Heil; wohl aber kann nur auf diesem Wege ein vernünftiger Ausgleich erreicht und die wirkliche Volksstimmung wirklich zum Ausdruck gebracht werden. Und die Lösung der preußischen Wahlrechtsfrage ist insofern wirklich der Angelpunkt für die ganze politische Entwicklung nicht bloß Preußens, sondern des ganzen Reichs, weil jetzt die Konservativen ihre ganze Machtstellung nur auf das Dreiklassenwahlrecht stützen [doch wohl nicht „nur" auf dieses. D. T.] und ihrer Macht die Regierungspolitik in Preußen und durch dieses auch im Reich vollständig dienstbar machen. Gerade weil Preußen die Vormacht ist, wirkt dieses konservative Regiment weit über den Einzelstaat hinaus und drückt mit auf die anderen Staaten, in denen die konservativen Anschauungen keine Geltung haben. Die Konservativen durch ein gerechtes Wahlrecht auf das Maß von Einfluß zu beschränken, das ihrer wirklichen Stärke entspricht, liegt darum im allgemeinen Interesse und entspricht einer richtigen Staatsauffassung.

Nun will der Ministerpräsident allerdings die konservative Herrschaft nicht wahr haben. Er bestreitet überhaupt das Bestehen einer Parteiregierung und sagt, die Regierung führe nicht die Geschäfte einer bestimmten Partei, sie lasse sich nicht ins Fahrwasser des Parlamentarismus verschleppen und nicht an der Macht des Königtums rühren; sie bleibe auch der konservativen Partei gegenüber unabhängig, wie sie auch keine Abhängigkeit der Parteien erstrebe. Dann haben wohl alle Leute sich geirrt, wenn sie meinten, bei der Kanalvorlage hätte die Regierung in den Hauptpunkten sich den konservativen Forderungen gefügt, und alle Welt hat wohl geträumt, als sie annahm, Fürst Bülow sei von den Konservativen gestürzt worden, weil diese ihre Vormacht und ihr wirtschaftliches Interesse bedroht glaubten? Die Regierung ist immer nur gegen den Parlamentarismus, wenn die anderen Parteien Beachtung verlangen; daß der konservative Wille geschehe, gilt aber als etwas Selbstverständliches. Aber mit dem parlamentarischen Einfluß der Konservativen allein ist es ja nicht getan. Die Konservativen haben überhaupt das Regierungsmonopol; in der ganzen Verwaltung gilt konservative Gesinnung fast schon als unbedingte Voraussetzung, und die Macht ihrer landrätlichen Genossen findet gerade an dem Dreiklassenwahlsystem eine besonders starke Stütze.

Wenn nun trotz dieser Zustände der preußische Landtag auch brauchbare Gesetze geschaffen hat, so beweist das doch noch nichts für die Güte des preußischen Systems; denn auf sehr vielen anderen recht wichtigen Gebieten ist man in Preußen nicht vorwärts gekommen, und in Kulturfragen und hinsichtlich der Selbstverwaltung ist die Entwicklung eher eine rückläufige. Mehr Tätigkeiten hat man freilich den Kommunen überwiesen, sie in ihren Rechten und Freiheiten aber immer mehr einzuschränken gesucht. Es sind doch Fälle genug bekannt geworden, in denen Landräte und Regierungspräsidenten die ihrer Aufsicht unterstellten Bürgermeister in geradezu herabwürdigender Weise behandelt haben, und wenn der Ministerpräsident einmal herumhören wollte, wie man in kleineren Städten und bei den Bauern über das Landratstum denkt — es gibt natürlich auch erfreuliche Ausnahmen —, so würde er nicht so sehr von dem Vertrauensverhältnis sprechen. In ganz besonderem Maße gilt das von dem Verhalten bei den Wahlen. Herr v. Bethmann erklärt, daß er den politischen Mißbrauch der Macht der Beamten mißbillige, bestreitet aber, daß so etwas im allgemeineren Sinne vorkomme. Ja, hat er denn noch gar nichts von Wahlprüfungen gehört, noch keine Wahlprüfungsakten gelesen? Weiß er nicht, daß in einer Anzahl von Provinzen, namentlich im Osten, die Landräte die Träger der konservativen Wahlorganisation sind, daß die Kreissekretäre, Gemeindeboten usw. die Agitation betreiben, und daß so der ganze amtliche Einfluß außerordentlich oft für konservative Wahlen aufgeboten worden ist? Und wenn er von Verrohung und Verflachung und von persönlicher Kampfesweise gesprochen hat, so haben gerade landrätliche Agitatoren hierin ein besonders übles Beispiel gegeben. Wie oft sind nicht Wirte, Geschäftsleute u. a. wegen ihrer politischen Gesinnung dauernd geschädigt worden? ...

Das Wesentliche bleibt eben die möglichste Unabhängigkeit auf allen Gebieten, Unabhängigkeit auch in der Ausübung des Wahlrechts durch die geheime Abstimmung. Was der Ministerpräsident dagegen sagte, seine Äußerungen von der inneren Abhängigkeit sind wirklich nicht ernst zu nehmen. Wenn es nach ihm ginge, dürfte überhaupt keiner mehr Überzeugungen bekunden, und dann könnte man das Wahlrecht überhaupt abschaffen. Dazu gesellt sich ganz passend seine Betonung der ‚preußischen Eigenart', die auf das Reich und die anderen Bundesstaaten keine Rücksicht zu nehmen habe. Diese Auffassung, daß der föderative Staat eine solche Ungleichheit der bürgerlichen Rechte gestatte, hatte man nicht einmal beim Beginn der Restauration zu Zeiten der Heiligen Allianz. Damals erklärte die Bundesakte vom Jahre 1815 in ihrem dreizehnten Artikel, daß ‚in allen Bundesstaaten eine landesständische Verfassung stattfinden wird', worunter man das Repräsentativsystem im Gegensatz zu der bisherigen feudalen Ständeverfassung verstand. Mehrere Staaten stemmten sich umsonst gegen die Anwendung dieses Artikels, und in den Ministerialkonferenzen von Karlsbad und Wien scheiterte selbst Metternich mit dem Versuche, in einigen Staaten die Gründung von Volkskammern zu verhindern. Preußen, damals unter dem Eindruck der Freiheitskriege noch freisinniger als nachher und jetzt, hatte sich ihm widersetzt. Es begriff sehr wohl, daß Deutschland zwar nebeneinander Monarchien und freie Städte besitzen kann, nicht aber Staaten mit wesentlich verschiedenen Rechten der Bürger.

Wie rückständig mutet demgegenüber die heutige Auffassung des Ministerpräsidenten an! Eine wie kleine Auffassung vom Reich ist darin enthalten, ein wie geringes Verständnis dafür, daß die Reichseinheit von selbst zu politisch gleichen Rechten in den Bundesstaaten führen muß! Aber für solche Volksstimmungen hat die preußische Regierung keinen Sinn. Es fehlte nur noch, daß an die Stelle des gewählten Parlaments ein aus besonderem Vertrauen berufener Landesbeirat gesetzt würde! Dann wäre wohl das Bethmannsche Ideal erfüllt ..."

Das Ideal der „gottgegebenen Abhängigkeit", auf die, wie die „B. Z. a. M." schalkhaft anspielt, Herr von Bethmann-Hollweg „ein begeistertes Epos gesprochen habe, ohne zu empfinden, daß er seine eigene Abhängigkeit besinge." „Abhängig von unseren Pflichten wollen wir alle sein, aber frei von der Willkür, die uns daran hindert, das zu tun, was wir für unsere Pflicht halten. Von Freiheit hat der Ministerpräsident nichts gesagt, aber von Abhängigkeit hätte er um seiner selbst willen nicht reden sollen; im Hause des Gehenkten redet man nicht vom Strick.

Herr von Bethmann redet von Kulturstagnationen, ohne zu merken, daß gerade die Gebiete, die er als Beispiele heranzieht, das höhere Bildungswesen und die innerliche Religiosität, einzig unter dem System leiden, das gegenwärtig Bethmann-Hollweg heißt. Mag doch die Reaktion endlich ihre schwere Hand von unserem Geistesleben lassen, dann würden auch die Sorgen um Bildung und Religion gehoben sein. Wenn Herr von Bethmann aber imstande wäre, über seine Aktendeckel hinaus zu denken, dann dürfte man ihn fragen, wo denn sonst, außerhalb seiner eigensten Sphäre, Kulturstagnation sei. Elektrotechnik, Röntgenstrahlen, Luftschiffahrt, Automobilwesen, Flugtechnik und drahtlose Telegraphie haben unserer Zeit eine Schwungkraft verliehen, wie keiner zuvor. Das nennt der Minister Stillstand! Auf den geistigen Gebieten sind es heute die erkenntnistheoretischen Errungenschaften der Naturlehre, die eine tiefe religiöse Bewegung, abseits von dem amtlichen Muckertum, wachgerufen haben. Auf dem politisch-sozialen Gebiete schließlich bietet die Fülle der Erscheinungen ein Bild reichsten und fruchtbaren Strebens, den Strom des wirklichen Lebens immer mehr abtrennend von dem stagnierenden Gewässer der preußischen Amtlichkeit, die sich in ihrer toten Beharrlichkeit Gewalt anmaßt über unsere bürgerliche Kultur, und eben dadurch den allgemeinen Mißmut hervorruft." ...

* * *

„Was die Regierungsvorlage uns bietet, ist das Gegenteil einer Reform des Wahlrechts: es ist eine Verschlechterung des bestehenden Zustandes. Mehr als das: die dem Entwurf beigefügte Begründung muß auf die weitesten Kreise nicht nur der gewerblichen Arbeiter, sondern auch des gesamten alten wie neuen Mittelstandes in Stadt und Land direkt verbitternd und aufreizend wirken ... ‚Zopf und Schwert' — das wäre die kürzeste und schlagendste Bezeichnung des Geistes dieser ‚Reform'."

Es ist zwar einer unserer berühmtesten Gelehrten, — Verzeihung, viel, viel mehr noch: ein Königlicher Geheimer Rat, Professor Dr. von Liszt, der dies nicht zu übertreffende Urteil (im „Blaubuch") fällt. Aber es wird dem Herrn Ministerpräsidenten wohl nur mäßig imponieren, weil „dieser Professor", wie so mancher andere, im Ge-

ruch des „Liberalismus“ steht. Als unverdächtig aber wird Herr von Bethmann die „Hamburger Nachrichten“ wohl gelten lassen müssen, die ihm mit freudigem Danke das Zeugnis ausstellen: „Die Bethmann-Hollwegsche Reformrede — in Wirklichkeit war sie eine Antireformrede — ist insofern mit Genugtuung zu begrüßen, als sie den Widerstand gegen jede Änderung des preußischen Wahlrechts sehr wirksam verschärft und verstärkt ...“ Und die konservative Gesinnung des „Reichsboten“ ist doch wohl auch über jeden Zweifel erhaben? Der aber hat aus der „Begründung“ (lucus a non lucendo) den Eindruck gewonnen, „daß das Richtigere gewesen wäre, wenn man das bestehende Wahlrecht als das bessere aufrechterhalten und die Reform abgelehnt hätte.“

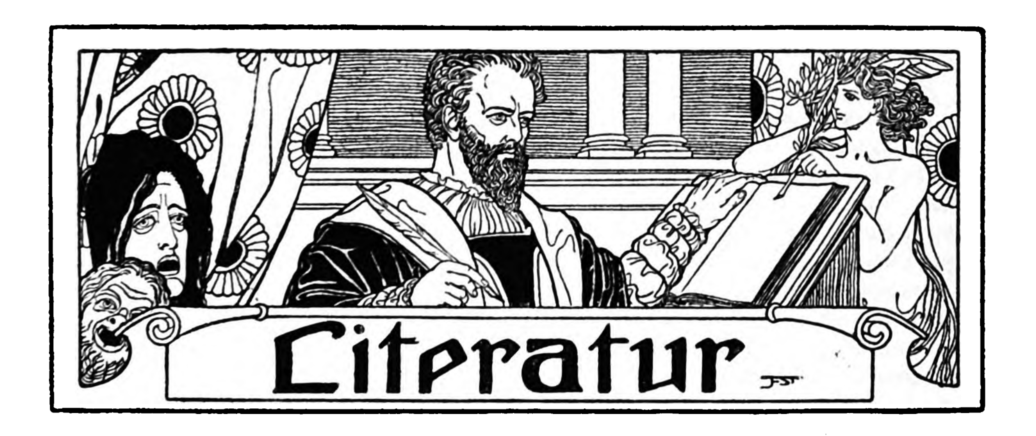
Nach diesen Zeugnissen, die sich durch eine Reihe anderer von ebenso einwandfreier Seite ergänzen lassen, ist eigentlich jedes weitere Wort zur Kennzeichnung der ganzen Aktion, auf deutsch: Schaumschlägerei, überflüssig. Zumal, wenn man noch die Ausfälle gegen das Reichstagswahlrecht, die fortgesetzten Drohungen mit Polizei und Militär, die „hypothetische“ Alternative des Freiherrn von Zedlitz „Reichtstagswahlrecht oder Reich?“ und ähnliche, auf den maßgebenden Sitzen des preußischen „Volkshauses“ immer höchst beifällig aufgenommenen Bekenntnisse preußischer „Staatsgesinnung“ daneben stellt. Man ist nicht einmal davor zurückgeschreckt, anderen deutschen Bundesstaaten ohne jeden Anlaß mehr oder weniger verblümte, oder auch ganz unverblümte Sottisen an den Kopf zu werfen, wie sie doch nur dem geistig disziplinlosen Dünkel kultur- und bildungsloser Parvenüs anstehen sollten. Nachher wird dann freilich tapfer abgeleugnet, was aber nicht hindern kann, daß die so sinnlos Angerempelten ganz richtig gehört haben, wie das schon aus Süddeutschland zurücktönende Echo beweist. Wie schnellt doch alles bei uns so jach herunter, sobald nur immer die Führung fehlt! —

Die angebliche „Wahlrechtsreform-Vorlage“ ist wohl das stärkste Stück, das eine Regierung mit Hilfe einer (auch über sie) herrschenden Klasse einem mündigen Volke bieten konnte, einfach eine Ohrfeige ins Gesicht dieses Volkes. War die Wirkung — wie man wohl oder übel schon annehmen muß — auch kaum beabsichtigt, so ist doch der Effekt der einer Nasführung, wenn nicht Verulkung. Und nicht etwa nur der „Arbeiterschaft“, sondern auch aller der Kreise, die längst nicht alle das Reichstagswahlrecht, nur die bescheidensten und selbstverständlichsten Zugeständnisse, wie zuallererst die geheime Wahl, erwarten durften. Der hätte diese schnöde Behandlung, diese Behandlung en canaille verdient, der sie nicht treu und fest im Herzen bewahrte. Hier nutzt kein Mundspitzen, hier muß gepfiffen werden. Hier scheint in der Tat nur noch eine gänzlich unsentimentale Radikalkur, eine handgreifliche realpolitische Belehrung den nötigen Ernst und Respekt vor den primitivsten sittlichen Forderungen eines reifen Kulturvolkes herbeizaubern zu können. Auf Wiedersehen, meine Herren „Reformer“, bei den nächsten Reichstagswahlen! Und — guten Appetit!



Paul Heyse





Der „heilige" Mistkäfer

Von

Dr. Karl Storck

Unlängst wurden in Wien bei einem Verlagsbuchhändler 30 000 Bände pornographischer Schriften von der Behörde beschlagnahmt. Kurz zuvor war in München das Witzblatt „Der Sekt" hauptsächlich dank dem Gutachten Dr. Georg Hirths, der für „die Berechtigung einer künstlerischen Befriedigung der Erotik" eingetreten war, freigesprochen worden. Ich muß gestehen, daß ich gegenüber beiden Tatsachen das gleiche Gefühl des Unbehagens habe. Der Wiener Verleger hat gegen die Beschlagnahme Einspruch erhoben und wird ihn vermutlich siegreich durchfechten, indem ihm der Nachweis unschwer gelingen wird, daß die von ihm verlegten Bücher nicht für den „öffentlichen Verkauf" bestimmt, sondern als sogenannte bibliophile Ausgaben hergestellt worden sind. Es handelt sich also da um einen rein privaten Büchervertrieb. Und die Schnüffelei in diesen privaten Angelegenheiten bleibt immer widerwärtig. Jene Tugendwächter sind mir immer verdächtig, die ihre Betätigung für die Sittlichkeit darin suchen, daß sie eifrig ausspionieren, womit sich der gute Nachbar innerhalb seiner vier Wände „amüsiert".

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich halte neun Zehntel der sogenannten bibliophilen Ausgaben, soweit sie die pornographische Literatur betreffen, nicht nur für überflüssig, sondern durchaus für eine Spekulation auf die niedrige Sinnlichkeit. Der Unterschied zwischen diesen bibliophilen Ausgaben und jener Literatur, die auf geheimen Wegen sich an uns heranzuschleichen sucht, besteht lediglich im äußeren Gewande. Statt auf Löschpapier schlecht gedruckt und so billig als möglich hergestellt, sind diese Ausgaben in Ganzleder gebunden, womöglich auf Pergamentpapier gedruckt, auf dem Vorsatzblatt ist die Nummer des Exemplars eingedruckt usw. Das mehrere Finger dicke Bändchen kostet dann statt zwei zwanzig Mark. Mit beruhigtem Gewissen, womöglich mit der Selbstvorspiegelung, tatsächlich lediglich aus tiefstem kulturhistorischen und höchstem literarischen Interesse solche Bücher zu lesen, wühlt man sich behaglich im Dreck herum.

Es gibt nur ganz wenige Werke von wirklich derber Erotik, die auf höheren Kunstwert Anspruch erheben können. Und auch die Zahl der kulturhistorisch wertvollen Erzeugnisse dieser Art ist keineswegs sehr groß. Vor allen Dingen aber sind jene Menschen, die nun tatsächlich so hochgespannte kulturhistorische und literarische Interessen haben, daß sie sich mit dem g e s a m t e n Gebiete beschäftigen müssen, so selten und durchweg doch so vorgebildet, daß sie jedenfalls Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Italienischen nicht benötigen, sondern den Urtext lesen können. Da hätten dann auch die alten Ausgaben vollständig ausgereicht.

Also darüber, daß die Luft, in der diese ganze Büchergruppe sich bewegt, überreichlich von Miasmen eines ganz gewöhnlichen Schmutzempfindens durchsetzt ist, kann für den mit offenen Augen Zusehenden und durch artistisches Phrasengedresche sich nicht blenden Lassenden kein Zweifel sein. Aber wenn dafür gesorgt wird, daß diese Schlammströme als unterirdische Kanäle geführt werden, so daß derjenige, der sie nicht aufsucht, sie auch nicht findet, hat nach meinem Gefühl der Staat seine Schuldigkeit getan. Schließlich gibt es doch noch schlimmere Schmutzerei, als der gedruckte Buchstabe oder das reproduzierte Bild sie uns wiederbringen kann; es gibt sie in derber Wirklichkeit, und wir können uns das Recht nicht anmaßen, Menschen, die über sich selbst bestimmen können, daran zu hindern, sich diesem Schmutz hinzugeben, solange sie nicht gegen die Gesetze der öffentlichen Sittlichkeit verstoßen. Bei dieser Sachlage bedaure ich die vorgenommene Beschlagnahme eines großen Teiles dieser Literatur, gerade im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit, weil durch die öffentlichen Verhandlungen, die sich nun daran schließen werden, durch die Prozesse und die sehr wahrscheinliche endliche Freigabe Tausende von unreifen Gemütern, von jugendlichen Menschen darauf aufmerksam gemacht werden, wie sie sich in den Besitz solcher Literatur setzen können, wie sie das in der Entwicklung des Menschen doch nun einmal begründete (und naturgemäß zeitweilig unsicher hin und her schwankende) erotische Verlangen befriedigen können, — leider in einer Weise, die oft für das ganze Leben verhängnisvoll wird.

Was wir hier erreichen müssen, ist, daß sich nicht mehr in so vielen Fällen wie bisher Männer von anerkannter Wissenschaftlichkeit und anerkannter künstlerischer Stellung dazu hergeben, diese ganz deutlich abzugrenzende Gruppe bibliophiler Unternehmungen durch ihre Teilnahme zu unterstützen und durch ihren Namen zu beschützen. Es wäre ein leichtes, einige Dutzend solcher Veröffentlichungen aufzuzählen, die Übersetzungen von Werken aus dem Französischen, Englischen und Italienischen brachten, deren Originale durchaus nicht so schwer zugänglich sind, daß sie für den wirklich wissenschaftlich Interessierten nicht zu erreichen gewesen wären. Wenn eine solche Ausgabe, wie das oft geschieht, auf fünfhundert Exemplare zu je zwanzig Mark angesetzt ist, so stecken sich die Unternehmer, sehr ungünstig gerechnet, fünftausend Mark Reingewinn ein. Es ist also ein ausgezeichnetes Geschäft, so an die vornehme Bücherliebhaberei zu appellieren. Und wenn man sich vorstellt, welche Kapitalien auf diese Weise für in Leder gut eingepackten Schmutz in den letzten zehn Jahren in Deutschland ausgegeben worden sind, so muß es jedem, der die Kunst auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, doch recht trübe zumute werden. Es erscheint mir also als die Pflicht jedes für die Verbreitung wirklicher künstlerischer Bildung besorgten Menschen, diesen der wahren Kultur beträchtliche Summen entziehenden buchhändlerischen Unternehmungen nach Möglichkeit entgegenzutreten. Über die wenigen Fälle, in denen es sich um die Drucklegung wirklich bedeutender Bücher, die sich aber für den öffentlichen Buchhandel nicht eignen, handelt, ist leicht Klarheit zu bekommen. Und es werden sich dann auch unschwer die Wege finden lassen, solche Werke einer privaten Spekulation zu entziehen, durch die es jetzt erreicht wird, daß derartige Drucke in der Regel dem Gelehrten und weite Gebiete umspannenden Kunstinteressenten, für den allein sie schließlich Wert hätten, doch nicht zugänglich sind wegen des hohen Preises, der nur durch Äußerlichkeiten halbwegs begründet wird.

Fast noch unbehaglicher, als dieser ganzen Erscheinung gegenüber, wird es einem bei dem Münchener Falle, wo ein ganz zweifellos eindeutiges Witzblatt unter den schirmenden Mantel der Kunst flüchtete und auf diese Weise der Faust der Bewachung des öffentlichen Lebens entschlüpfte, die es bereits gefaßt hatte. Der berühmte und auch von jedem Verdachte der Engherzigkeit freie Münchener Schulrat Kerschensteiner, der ebenfalls in diesem Prozesse als Sachverständiger waltete, hatte sich gegen das Blatt ausgesprochen und hat nachher mit beherzigenswerten Ausführungen in den „Süddeutschen Monatsheften“ seinen Standpunkt gerechtfertigt. Ich hebe aus seinem Aufsatze einige Sätze heraus.

„Der Bildungsstand der Richter ist weder in Kunst- noch Moralfragen so tief, wie er gemacht wird. Es ist kein Grund einzusehen, weshalb der Staatsanwalt, der im Interesse der Volkswohlfahrt den Misthaufen aufdeckt, weniger allgemeine Bildung haben soll als der Rechtsanwalt, der ihn zudeckt. Beide Kategorien sind dem gleichen Bildungssystem entsprungen. Das öffentliche Rechtsbewußtsein in moralischen Dingen kann aber stumpfer und feinfühliger werden. Es wird notwendigerweise stumpfer, wenn in unseren öffentlichen Gerichtsverhandlungen nur der heilige Skarabäus und nicht auch der feingebildete, in verantwortlicher Stelle befindliche Laie zur Geltung kommt, dem kraft seiner Bildung Rigorosität und Laxheit gleich ferne liegen. Es wird dagegen um so feinfühliger werden, je einstimmiger das Gutachten der von mir ins Auge gefaßten Sachverständigen ausfallen wird. Diese Einstimmigkeit ist in allen wichtigen Fällen vorauszusagen. Denn wie wandelbar auch die Anschauungen auf dem Gebiete der Moral im Laufe von Jahrtausenden sein können, innerhalb eines gewissen größeren Zeitraumes findet hier nicht entfernt jene Divergenz der Meinungen statt, wie in den Fragen der Kunst. Während seit den Zeiten der Hochrenaissance unzählige Kunstrichtungen sich befehdeten, hat das Rechtsbewußtsein in moralischen Dingen, wie es in den besten Vertretern dieses langen Zeitraumes lebendig ist, nur wenig Änderungen erfahren. Ob ein Werk künstlerischen Wert hat oder nicht, kann die größten Meinungsverschiedenheiten selbst bei ausübenden Künstlern hervorrufen. Ob es der öffentlichen Moral nützlich oder schädlich ist, falls es namentlich bei der Jugend und bei den unreifen Massen größere Verbreitung findet, darüber sind die Meinungen bei allen wirklich gebildeten Köpfen einer Zeit nur wenig auseinandergegangen. Der Streit und die gerichtliche Entscheidung kann sich dann nur um die Frage drehen, ob in einem gewissen Falle die Interessen der Kunst denen der Moral unterzuordnen sind oder nicht. Wo der künstlerische Unwert überhaupt außer Frage steht — und das ist in sehr vielen Fällen der fraglichen Verhandlungen der Fall —, ist der Streit von vornherein entschieden."

Das deckt sich in der Gesamtauffassung der Sachlage mit Ausführungen, die ich schon öfter an dieser Stelle gemacht habe. Es ist einfach ein grober Unfug, der mit der Phrase „Freiheit der Kunst" getrieben wird. Denn eine Phrase ist das Wort „Freiheit der Kunst" im Munde aller jener, deren ganzes Schaffen von einem höheren Ethos nicht beseelt ist. Wenn ein Aristophanes, um gewisse Zustände seiner Zeit zu geißeln, ohne Scheu in seiner „Lysistrata" ein ganzes Volk in erotischer Raserei vorführte und von der Bühne aus zu Tausenden eine Sprache redete, deren Lexikon von jedem Familienvater unter Geheimverschluß gehalten würde, so verschwindet das alles hinter der großen Absicht: für das Wohl seines Volkes zu sorgen; nur der unglückliche Schnüffler, der am einzelnen Worte klebt, könnte durch ein derartiges Werk moralischen Schaden leiden. Wenn Juvenal die letzten schützenden Fetzen von der moralischen Verkommenheit seiner Zeitgenossen wegreißt und diese wühlend im Schmutz vor uns hinstellt, so wird auch sein Beginnen gerechtfertigt durch den heiligen Eifer, die Größe der Gesinnung, die hehren Absichten, die ihn beseelen. Auch hier steht die unmoralische, die schmutzige Einzelheit im Dienste eines moralischen, ethischen Ganzen. Bei den bildnerischen Leistungen dagegen, über die hier zu Gericht gesessen wurde, ist es keinem unklar, daß die betreffenden „Künstler" als Hauptzweck die erotische Darstellung an sich verfolgten, die Pikanterie, die Aufstachelung und Aufreizung sinnlicher Triebe. Das wird ja eigentlich auch gar nicht bestritten. Der Sachwalter dieser Leute in diesem Prozesse berief sich vielmehr darauf, daß ein Verlangen nach Befriedigung dieser Triebe eben berechtigt sei.

Aber die K u n st muß dann herhalten, diese „geistigen" Bordellwirte zu schützen, weil von ihnen so viel t e ch n i s ch e Gewandtheit aufgewandt ist, daß ihre Werke als Kunst gelten sollen. Dabei sind an den Fingern einer Hand jene wirklich schöpferischen Künstler abzuzählen, die zum Ausleben ihrer Natur gerade erotische Darstellungen brauchten. Und wenn ich nach meinen Erfahrungen aus Gesprächen mit den verschiedensten Künstlern der verschiedensten Richtungen schließen darf, so sind sich auch diese über die i n n e r e T e n d e n z solcher Werke

niemals im Zweifel, und auch für sie kommt immer erst in zweiter Linie die Bemerkung, daß die Sache aber „gut gemacht" sei. Nebenbei bemerkt, ist sie höchst selten gut gemacht. In Blättern wie dem „Sekt" hat noch nie ein Bild gestanden, das auch nur vom technischen Gesichtspunkte aus die Bezeichnung als Meisterwerk verdient hat.

Aber, wie Kerschensteiner ganz richtig hervorhebt, es kommt noch lange nicht darauf allein an. Auch die Freiheit der Kunst kann nicht absolut, sondern nur relativ behandelt werden. Sobald die Kunst ins öffentliche Leben tritt, wird sie ein Teil dieses Lebens, das nicht den Interessen einer einzelnen Kraft unterjocht werden darf. Es muß hier abgewogen werden, ob durch das Vorwalten der einen andere wertvolle Kräfte geschädigt werden können. Und so spitzt sich die ganze Frage schließlich dahin zu: Ist ein Werk dazu angetan, in der Öffentlichkeit großen Schaden anzurichten? Man wird abwägen müssen zwischen den Werten, die in ihm liegen, und diesen Möglichkeiten der Schädigung, und wird danach seine Einrichtungen treffen. Die brauchen ja, auch wenn die Schädlichkeit bejaht wird, keineswegs immer auf Unterdrückung hinauszulaufen. Es ist in der Tat bereits ein Unterschied, ob ein Druckwerk für zehn Pfennige an jeder Straßenecke zu kaufen ist, oder ob es für zehn Mark in einer Buchhandlung erst erstanden werden muß. Es kann kein Vernünftiger leugnen, daß der Schutz gegen den Schmutz in Wort und Bild in das Gebiet der öffentlichen Sittlichkeit gehört. Vom Standpunkt dieser öffentlichen Sittlichkeit wird man auch den Satz Dr. Georg Hirths, daß der Erwachsene ein Anrecht auf Befriedigung seiner erotischen Phantasie habe, höchst bedenklich finden, so wenig der vernünftige gesunde Mensch leugnen wird, daß die Erotik im Haushalt der Welt eine unbedingte Notwendigkeit ist. Aber dieser selbe Haushalt der Welt gebietet jedem einzelnen die Zügelung dieser Erotik und erheischt ihre Beherrschung. Wo will da der Anwalt ihres Rechts auf Befriedigung seine Grenzen aufstecken?

Gewiß lehnt sich in einem immer der Widerspruch dagegen auf, daß gerade die P o l i z e i uns gegen diese Zustände schützen soll. Es ist eine alte Geschichte, daß die Hand der Polizei fast immer daneben greift. Der Widerspruch wird dann noch viel lebhafter, wenn wir sehen, wie eine ungesunde Prüderie sich zum Moralrichter aufstellen will. Und wenn sich damit gar noch andere Parteiinteressen verquicken, wenn jede Anspielung auf Schäden in jenen Ständen, die vor der Öffentlichkeit vorgeben, die Moral für sich gepachtet zu haben, als ein Angriff auf die Moral selber gelten soll, so wird es begreiflich, wenn sich alle anderen zur Abwehr dieser Bevormundung zusammenschließen. Solange wir diese scharfen Gegensätze im Leben haben, solange der Mucker und Sykophant nicht ausstirbt — und ich glaube nicht an die Möglichkeit der Ausrottung dieser Gilden —, so lange werden sich auch immer wieder die Konflikte auf diesem Gebiete einstellen.

Ebensolange wird man dann wohl auch bei Prozessen zu der Einrichtung des sogenannten „Sachverständigenurteils" greifen müssen. Es scheint mir aber zweifellos, daß das heutige System der Auswahl dieser Sachverständigen falsch ist. So seltsam es für den ersten Augenblick klingen mag: ich halte nicht dafür, daß Schriftsteller oder Künstler die Berufenen dafür sind, um in einem solchen Konflikte zwischen Moral und Kunst das entscheidende Urteil abzugeben. Gewiß ist zu wünschen, daß ein solcher Fachmann diesen Kollegien der Sachverständigen angehört, in derselben Art, wie in jeder Geschworenenkammer ein Fachjurist ist. Es ist ganz selbstverständlich, daß, wer als Schriftsteller oder Künstler dauernd mit der Kunst umgeht, seine Fähigkeit, Kunstwerte zu entdecken, in außerordentlichem Maße gesteigert hat. Man könnte sagen, daß er die künstlerischen Elemente, die in einem Werke überhaupt vorhanden sind, besonders lebhaft spürt, so daß er sie viel stärker fühlt, als sie in Wirklichkeit im Verhältnis zu den anderen im gleichen Werke lebenden Kräften sind. Andererseits sind wir — ich gestehe das von mir selber ein — durch unseren Beruf für manche Dinge „abgebrüht". Man hat im Laufe der Jahre in Tausenden von Kunstwerken eine solche Fülle von feiner oder gröber gestalteter Sinnlichkeit in sich aufgenommen, daß man davon nicht mehr in dem Maße berührt wird wie die

große Masse der Menschen, die nur seltener diesen Kunstwerken begegnet. Dafür hat man, wie schon bemerkt, das Empfinden für die Aufmachung, für das artistisch Technische in höchstem Maße gestärkt. Es liegt also in der Natur, daß der Künstler bei einer solchen Beurteilung immer noch die etwa vorhandenen künstlerischen Werte schwer in die Wagschale zugunsten des Werkes werfen wird, daß er dagegen ebenso leicht dazu neigt, das sittlich Gefährdende zu unterschätzen, weil er selber dieser Gefahr nicht in dem Maße ausgesetzt ist wie der Durchschnitt.

Es kommt aber nicht darauf an, die Reifen zu schützen, sondern die Unreifen. Ich wünsche also den Künstler und Schriftsteller wohl in der Sachverständigenkommission, auf daß er gewissermaßen als Anwalt auftrete für die vorhandenen Kunstwerte, daß er den anderen die Augen dafür öffne. Wenn dann trotzdem diese mehr mit den zu schützenden Lebenskreisen empfindenden Männer überzeugt sind, daß diese Kunstwerte nicht ausreichen, um gegen die ethischen Schäden aufzukommen, so scheint mir ihr Urteil gewichtiger und sachverständiger als das des Fachmannes. Denn die Sache, für die hier Verständnis gefordert wird, ist nicht etwa die Kunst, sondern das öffentliche Wohl der Gesamtheit.

Man macht ja auch immer wieder die Erfahrung, daß ein Künstler, ein Dichter für den Kunstwert eines Werkes lebhaft eintritt und trotzdem dieses Buch, dieses Bild vor seinen heranwachsenden Kindern, vor seiner Schwester, ja vor seiner Mutter sekretiert. Das ist mir wichtiger für die Beurteilung dieser Frage als alle Sachverständigenurteile vom einseitigen Standpunkt der Kunst.

Sehr lehrreich in dieser Beziehung ist ein genaues Studium der Sachverständigen-Gutachten und der Gerichtsbeschlüsse, die die Konfiskation des russischen Romanes „Ssanin“ von M. Artzibaschew betreffen. Der Verlag von Georg Müller in München hat sie seiner Ausgabe vorangestellt. Man mag die verschiedenen Temperamente der einzelnen Begutachter noch so sehr in Rechnung stellen, so ergibt sich doch als ausschlaggebend die Gesamteinstellung der Männer zu einem Buche. Der gelehrte Literaturforscher sieht anders als der Dichter; dieser anders als der Kunstliebhaber; und wiederum auf ganz anderem Standpunkte steht der berufsmäßige Erzieher der Jugend. Ich persönlich habe — ich rechne mich, wie ich schon oben eingestanden habe, zu den durch ihren Beruf Abgehärteten — dem Buch gegenüber nicht die Empfindung, als spekuliere sein Verfasser auf niedrige Instinkte. Ich kann mir auch nicht denken, daß reife Menschen durch die vorkommenden stark erotischen Stellen irgendwie erregt werden könnten. Andererseits finde ich in dem Werke weder eine große künstlerische Kraft, noch für uns Deutsche irgendwelche ethische Werte. Der Wert, den es für uns haben kann, liegt in seiner Bedeutung als Kulturdokument des russischen Volksempfindens. Wie hoch der Wert nach dieser Richtung geht, vermag natürlich nur der genaue Kenner der russischen Verhältnisse abzuschätzen. Aber sei dem, wie ihm wolle — ein Grund zur Konfiskation lag nicht vor, wenn — hier ist der entscheidende Punkt — dafür gesorgt war, daß das Buch in die richtigen Hände kam. Nun trifft ja gewiß das eine zu: die Ausgabe des Verlegers Müller ist in der ganzen Aufmachung vornehm und sachlich, es fehlt alles Marktschreierische. Es ist ein Band von 530 Seiten, die über 70 Seiten füllenden Gutachten gar nicht mitgerechnet; der Preis für das broschierte Exemplar ist 6 ℳ. Also hier waren die äußeren Bedingungen erfüllt, die für ein Buch dieser Art die Verbreitung in Kreisen wahrscheinlich machen, die zu seiner Aufnahme reif sind. Wie leicht aber verschieben sich diese Verhältnisse. Die Konfiskation des Buches erregte Aufsehen. Nach der Freigabe war um jedes Exemplar natürlich eine breite Papierbinde gelegt, auf der dieser Konfiskationsvermerk auffallend gedruckt war. Nun wurden schon ganz andere Kreise aufmerksam. Es wurden durch diese an sich ja rein sachlichen Bemerkungen jene Instinkte auf das Buch hingelenkt, die den Schmutz, die sinnliche Aufregung suchen. Und so geht es rasch weiter. Da wir keinen Schutzvertrag mit Rußland haben, waren andere Ausgaben auch ermöglicht. Ich habe seither „vollständige“ Ausgaben zum Preise von ℳ 1,50 und gekürzte Ausgaben bereits für 70 ₰ angeboten gesehen. Bei diesen gekürzten Ausgaben sind natürlich nicht

die derb sinnlichen Stellen gestrichen, sondern die mehr philosophischen Ausführungen. Ist nun dem Buche nicht Tür und Tor geöffnet? Ja ist nicht für dieses Buch jetzt geradezu Reklame gemacht in jenen Kreisen, denen es ferngehalten werden müßte? Werden es jetzt nicht Tausende lesen, die Ssanins Lehre von der Berechtigung auf zügellosen Genuß nicht mehr als die subjektive Meinung einer einzelnen Gestalt des Werkes, sondern als Lebensphilosophie schlechthin aufnehmen; denen alle Kritik dem Inhalte gegenüber mangelt?

Wo liegt da der größere Schaden für das Gesamtwohl? Wäre nicht viel eher — auch vom Standpunkte der Kunst — zu ertragen, daß wir dieses Werk in unserer Sprache entbehrten?

Ich finde, daß — zumal in weiten Kreisen der literarischen Kritik — seit Jahren die Neigung besteht, gerade Bücher, die Fragen des Sexuallebens ohne Zurückhaltung behandeln, in ihrem ethischen Werte zu überschätzen. Zumal wenn Frauen, wie der Ausdruck so schön heißt, die „letzten Schleier von ihren seelischen Empfindungen fallen lassen" oder — wie man es mit den Worten Dr. Georg Hirths umschreiben könnte — von ihren erotischen Bedürfnissen möglichst laut und aufdringlich Kunde geben, ist ein großer Teil der Kritik sofort zur Stelle, um hier von „tiefen menschlichen Offenbarungen" zu reden. Alle Blamage, die sie dabei erlebt, helfen der Kritik nichts. Das Gedächtnis ist ja so kurz! Sonst müßte doch den Zahllosen, die zum Lobe des „Tagebuchs einer Verlorenen" den Mund nicht voll genug nehmen konnten, die vom Erscheinen dieses Buches ab geradezu eine Umwälzung in der Beurteilung dieser Menschenschicht prophezeiten, die Schamröte ins Gesicht steigen. Sie haben davon geredet, daß keiner, der dieses Buch gelesen habe, die „heilige" Ergriffenheit, die er ihm verdanke, vergessen könne! Man suche nun einmal in den weiten Kreisen, die damals für die zahlreichen Auflagen des Buches sorgten, nach denen, die es nicht gründlich vergessen haben; die sich nicht des Bekenntnisses scheuen, daß sie einmal in dem Buche mehr gesehen haben als die ausreichend pikante Unterhaltung für einige Stunden!

Es ist das Krankhafte und Lächerliche an unserer Kritik, daß ihr so ganz die Maßstäbe fehlen. Nach ihr werden jeden Augenblick große Taten verrichtet. In wenigen Monaten wird durch diese überspannte Beurteilung, die selber in der Häufung von Ausdrücken der Begeisterung und Ergriffenheit etwas Schamloses an sich hat, ein Buch in hohe Auflagen hinaufgelobt, von dem man nach einem Jahre bereits kaum mehr sprechen darf, weil es zu den abgetanen Dingen gehört.

Und wieder sind es gerade schriftstellernde Frauen, die mit einer Art von Größenwahnsinn sich in den Mantel einer durchlöcherten Moral drapieren und mit den Blößen prunken, die sie nach der veralteten Moral ihrer Mütter verhüllen müßten. Freilich erlebt man auch da immer wieder seltsame Widersprüche. Denn man möchte sich doch „persönlich" den Ruf der Dame wahren.

Ich habe hier im Türmer bereits einmal die schier komische Art festgenagelt, wie Else Jerusalem, die Verfasserin des „Heiligen Skarabäus", jene auch die erfahrene Männerwelt reichlich in Erstaunen versetzende Kenntnis des Bordellwesens durch eine Art „innerer Inspiration" sich gewonnen haben wollte. Es kommt dann eine philosophisch geschwollene Sprache hinzu, in der tausenderlei, was gar nicht zur Sache gehört, einbezogen wird; ein Bildungskauderwelsch umnebelt den Leser und berauscht offenbar vor allen Dingen die Verfasserin selber. Mit dieser eigentümlichen „Ahnungsform", die Frau Jerusalem für ihre Kenntnis der Verhältnisse in Anspruch nahm, steht schroff in Widerspruch, wenn ein ihr sehr wohlwollender Kritiker, wie Emil Faktor im „Tag", seine empfehlende Kritik ihres Buches mit den Sätzen schließt: „Erstaunlich bleibt der Roman als veristisches Gebilde scharfsichtiger Wahrnehmungen für jeden, der die literarische Vergangenheit der Verfasserin kennt. Vor ein paar Jahren noch schrieb sie wertlose Broschüren und hielt überflüssige Vorträge. Sie mußte das Gespötte ihrer Umgebung ertragen, als sie zu Studienzwecken die Schlupfwinkel der Prostitution aufsuchte und Männer nach ihren heimlichen Erlebnissen ausfragte. Die mutige Frau hat es nicht zu bedauern. Sie ist auf ihrem Wege durch Nacht und schillerndes Elend Dichterin geworden."

Ja, die hier so gepriesene mutige Frau scheint mir doch vor den Konsequenzen, die die Öffentlichkeit aus ihrem Werke zog, recht scheu ausgekniffen zu sein. Doch das soll mich bei der Beurteilung dieses Buches weiter nicht stören. Verdiente „Der heilige Skarabäus“ (S. Fischer, Berlin, geh. 6 M) die hohe Einschätzung als ethisches Werk, die ihm von den meisten Seiten in einem Maße entgegengebracht wurde, daß der dicke Wälzer (686 eng bedruckte Seiten) zu einem „Saisonbuch“ werden konnte? Ich mag den Inhalt nicht nacherzählen; es wird ihn ja wohl jeder Leser in irgendeiner Tageszeitung bereits gefunden haben. Es kommt mir auf die Grundtendenz an. Die Heldin dieses Buches soll eine Art Erlösung bringen von dem Übel der Prostitution. Sie hat Ellen Key gelesen, der „Schrei nach dem Kinde“ hat in ihrer Brust Widerhall gefunden, und die Tatsache, daß wir „im Jahrhundert des Kindes“ leben, ist ihr zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Darüber baut sich ihre Heilsbotschaft auf: Den Prostituierten selbst ist nicht zu helfen, retten wir ihre Kinder! Schaffen wir diesen ein reines Land, in dem sie zu einem reinen Leben heranwachsen können! (Ausgerechnet den bekanntlich sehr wenigen Kindern der Prostituierten!) Die Absicht an sich sei gewiß nicht verkleinert: Rettung auch nur einer einzigen Kindesseele vor Untergang im Schmutz ist ein großes Werk. Aber welch ein Wahnwitz, sich zur Retterin berufen zu fühlen, wenn man selber im Schmutz stecken bleibt! Während sie im Gebirge bereits mit ihrem durch Sünde erkauften Gelde das Rettungsheim baut, bleibt sie die Wirtschafterin des Bordells und sieht ihren höchsten Lebensberuf darin, dafür zu sorgen, daß dieses „Rothaus“ seinen Ruf als besuchenswertes Lokal aufrechterhält, daß die Kundschaft möglichst gut bedient werde usw. Es ist der reinste Hohn. Und ein solcher Wirrwarr von moralischer Auffassung wird uns als eine Art „Erlösung“ angepriesen! Ein solches Buch gehört, wie das schwülstige Vorwort, in das Hunderte von Kritiken einstimmten, ausruft: „Euch, tanzenden Mädchen — lachenden Bräuten — spielenden Müttern!“

Eine konfuse, in ihren Grundlagen nicht gesäuberte Weltanschauung wird uns in allen Tonarten angepriesen als ein Erlösungsweg aus einer der schwierigsten und verhängnisvollsten Lagen unseres gesamten Lebens. Nicht der Verfasserin kann man dieses Buch als ethische Untat anrechnen; es mag für sie ja nur eine Stufe gewesen sein auf einem aus reiner Menschenliebe beschrittenen Pfade. Das alles sei zugegeben. Aber die Kritik, die diesem Buch den Eintritt in unsere Familie verschafft, die es erreicht, daß die Parole ausgegeben wird, „die Frauen gerade müßten es gelesen haben“, — sie hat sich wieder einmal als völlig unfähig in der Erkenntnis der Bedürfnisse eines gesunden Volkstums erwiesen.

Auch „Der Roman der Marianne Vanmeer“ von Anna Reichert (Berlin, Egon Fleischel & Ko., 6 M) ist über den grünen Klee gelobt worden. Wenn unsere Kritik nicht so rein artistisch eingestellt wäre, sondern ihre Urteile so abgäbe, daß sie sich mehr der Wirkungen auf die Leserkreise bedacht bliebe, so wäre das verdiente Lob in einer Tonart vorgetragen worden, die das Buch nicht zu einem begehrten Unterhaltungsstück der Leihbibliotheken gemacht hätte. Vor allen Dingen hätten dann kaum Zeitungen und Zeitschriften, die sich das Verfechten der keckſten Ziele der Frauenbewegung zum Programm gemacht haben, dieses Buch gelobt. Ich meinerseits habe es wiederholt Eltern zur Lektüre empfohlen, deren Töchter zum wissenschaftlichen Studium oder auch zur Vorbereitung für die Künstlerlaufbahn die Großstadt aufsuchten. Denn das Buch hat in der Tat einen großen Wert als menschliches Dokument für die Lebenssphäre, in die die Wahl derartiger freier Frauenberufe die erwachsene weibliche Jugend führt. Das Buch hat Werte, wenn wir es nicht als ein Kunstwerk ansehen, sondern als Bekenntnisbuch; und wenn wir dabei gründlich zwischen den Zeilen lesen können. Es ist auch darin ein wertvolles Dokument, daß es die Erfahrung bestätigt, die wohl jeder im Verkehr mit studierenden Frauen gemacht hat, daß von diesen Frauen ihr ganzes Leben und Erleben zu wichtig genommen wird; daß hier vor allen Dingen jene Form der Selbsttäuschung, die sich auch der junge Student vorspielt, zu einer ausgeklügelten Heuchelei wird. Denn das haben wir ja alle selbst erlebt und selbst mitgemacht, daß man als ein „Studium des Lebens“ vor sich entschul-

digte oder anpries, wenn man sich einem Verkehr hingab, wenn man Veranstaltungen besuchte, denen man nach besserem sittlichen Empfinden hätte fernbleiben sollen. Aber bis zu einer so gefährlichen Virtuosität der Beschönigung aller Schwächen, bis zu einer so eitlen Überschätzung des eigenen kleinen Selbst, wie sie sich diese Bekennerin in ihrem Buche leistet, hat es doch wohl nur selten ein Mann gebracht. Also nach der Richtung, wie ich es privatim bereits getan habe, kann ich das Buch auch öffentlich empfehlen. Sein Kunstwert dagegen besteht allenfalls in der Fähigkeit, diese mannigfachen Stimmungen klar zum Ausdruck zu bringen.

Einige Stufen tiefer steht „Das Tagebuch einer Dame" (München, R. Piper & Ko.), dem wohl auch das Glück einer vorübergehenden Konfiskation widerfahren ist. Nach dem Vorwort geschah die Veröffentlichung des Buches in rein wissenschaftlicher Absicht. Die Herausgeberin hat die Überzeugung, daß „diese Blätter einige sehr wichtige Beiträge enthalten zur Naturgeschichte der weiblichen Psyche", und ist der Meinung, daß sich bis jetzt zu ausschließlich Männer auf diesem Gebiete betätigt hätten. „Man wird sich in Zukunft daran gewöhnen müssen, nur solche hierher gehörenden Dokumente für authentisch anzusehen, die direkt auf weibliche Autoren zurückgehen." Ich habe manchmal bei dem Buch das Gefühl gehabt, daß es ebensogut von einem Manne geschrieben sein könnte; und zwar schon bei nicht allzu großer Kenntnis der einschlägigen weiblichen Literatur der letzten Jahre. In manchem ist das Buch ein Seitenstück zu dem vorerwähnten, in der Art, wie auch hier wider Willen aus der größten Schwäche, aus dem völligen Mangel moralischer Selbstverantwortlichkeit eine Art von Glorifikation gemacht wird; ebenso wie auch diese Frau es versteht, für alle ihre Schwächen die anderen verantwortlich zu machen, die ihr begegnen. So weit haben es allerdings auch schon Männer gebracht, daß sie diese Neigung als charakteristisch für die weibliche Psyche erkannten.

Die beiden letztgenannten Bücher haben das Unangenehme, daß in zahlreichen weniger verantwortungsvollen Nebenumständen bekannte Erscheinungen des Tages und bekannte Persönlichkeiten entweder mit Namen genannt oder unverkennbar deutlich gekennzeichnet werden. Es ist das natürlich ein sehr billiges Mittel, für den übrigen Inhalt den Anschein der „Wahrheit" zu erwecken. Also schließlich auf Umwegen mit etwas derberer Art das alte Lockmittel der „wahren Geschichte" in die Wagschale des Erfolges zu werfen. Man sollte schon daraus erkennen, daß es mit dem Kunstempfinden der Verfasserinnen da nicht allzuweit her sein kann.

Ich könnte die Reihe dieser Bücher noch lange fortsetzen. Aber es hat keinen Zweck. Nicht die einzelnen Belege sind hier wichtig, sondern die Gesamterscheinung. Diese Erscheinung ist eine natürliche Folge starker Mächte des heutigen Lebens. In dieser Richtung liegen auch die Werte dieser Bücher. Sie scheinen mir vor allen Dingen wertvoll für alle jene, die berufen sind, am Wohle der Gesamtheit mitzuarbeiten. Sie werden durch diese Bücher über gefährliche oder sonst wenigstens nicht so leicht deutlich zu fassende Triebe in unserem zeitgenössischen Leben aufgeklärt werden und danach auch eher die Waffe finden, das zu bekämpfen, was schädlich erscheint; andrerseits werden sich so für manche jetzt in der Irre umherschweifende Kräfte glücklichere Bahnen weisen lassen.

Am wichtigsten erscheint mir aber, daß wir uns auch in dieser Frage von der Phrase befreien, daß wir die Dinge beim rechten Namen nennen und uns nicht durch ein noch so prunkvolles und schwungvolles Brimborium von großen Worten über den Kern täuschen lassen. Vor allen Dingen wird auch die Kritik, wenn sie die Dinge beim richtigen Namen nennt, ihre große Aufgabe erfüllen, der breiteren Gesamtheit Klarheit darüber zu verschaffen, was sie von diesen Büchern zu erwarten hat, was sie darin finden kann. Diese Aufgabe erfüllt gerade bei derartigen Werken die Kritik in den meisten Fällen nicht. Es genügt dabei, einfach klar und offen zu sein. Man spreche nicht feierlich vom „heiligen Skarabäus", sondern rede deutlich und deutsch vom „heiligen Mistkäfer". Dann bekommt das Wort heilig auch den richtigen Tonfall, und jene, die überhaupt Klarheit wollen, finden sie auch.



Paul Heyse

Zu seinem achtzigsten Geburtstag (15. März 1910)

Von allen deutschen Dichtern der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat Paul Heyse, der am 15. März dieses Jahres sein achtzigstes Lebensjahr vollendet, die widersprechendsten Urteile über sich und sein künstlerisches Werk ergehen lassen müssen. Während er von der mit ihm aufstrebenden Generation wegen des Reichtums seiner Phantasie und der persönlichen Wärme seiner Dichtung, sowie wegen seines starken Gestaltungsvermögens und seiner Meisterschaft über die Form hoch gepriesen und oft sogar vergöttert war, wurde ihm von dem in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangenden Naturalismus seine Formkunst als charakterlose Glätte, der Reichtum seiner Erfindung als Eklektizismus ausgelegt, und ihm jegliche Wärme und Kraft der Gestaltung rundweg abgesprochen. So gewiß ihn die ältere Generation über Gebühr bewundert hat, so gewiß ist die Moderne, wenn sie ihn und seine Bedeutung auch mit Naturnotwendigkeit verkennen mußte, in dieser Verkennung zu weit gegangen und ungerecht gegen ihn geworden. Wenn nun auch die Zeit, ein völlig abschließendes Urteil über Heyse zu liefern, noch nicht gekommen ist, so ist es doch möglich, sein Werk in großen Zügen zu charakterisieren und dabei das für unsere Zeit und damit mehr oder weniger auch für die Zukunft Lebensvolle hervorzuheben. Bei dieser Charakteristik können wir uns ein bißchen auf des Dichters „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“ stützen, wenn man auch verschiedene der in den Bekenntnissen niedergelegten ästhetischen Ansichten nicht als allgemeingültig, ja als falsch bezeichnen muß, und die Jugenderinnerungen hier weniger in Frage kommen, die aber sonst für den Literaturfreund sehr fesselnd und für den Heyseverehrer von höchstem Interesse sind.

Das Leben dieses fruchtbarsten unter den lebenden Dichtern verlief äußerlich von Anfang an vom Schicksal vielfach begünstigt, ruhig und harmonisch und ist in den Hauptzügen bald erzählt. Paul Johann Ludwig Heyse wurde am 15. März 1830 in Berlin geboren. Sein Vater war der bekannte Sprachforscher, Universitätsprofessor Karl Heyse, und seine Mutter stammte aus der aristokratischen Judenfamilie Salomon, die bei ihrem gemeinsamen Übertritt zum Christentum den Namen Saaling annahm. Daher hat er alle Vorzüge, aber auch die Schwächen dieser günstigen Rassenkreuzung, auf der einen Seite die meist auffallende ästhetische Kultur, auf der andern den Mangel an elementarer Kraft. Vom Vater erbte er die Gewissenhaftigkeit, den Fleiß und den unerschütterlichen Trieb zu innerer und äußerer Unabhängigkeit, und von der Mutter die edle Sinnlichkeit, das Temperament und die lebhafte Phantasie. Nach einer sorgfältigen Erziehung und gymnasialer Vorbildung in seiner Vaterstadt wurde er dort mit 17 Jahren Student der neueren Philologie. Bald darauf führte ihn Geibel in das Haus des Kunsthistorikers Franz Kugler ein, wo er mannigfache Anregung zu kunst- und kulturgeschichtlichen Studien und zu eigener künstlerischer Tätigkeit empfing. Er ging dann 1849 zu weiterem Studium nach Bonn, machte später zu Studienzwecken eine Reise nach Italien und kehrte 1852 nach Berlin zurück. 1854 wurde der 24jährige, der sich kurz vorher mit Kuglers Tochter Margarete verheiratet hatte, auf Geibels Veranlassung von dem König Max von Bayern nach München berufen, wo er, dank dem königlichen Ehrengehalt jeder „Brotarbeit“ überhoben, ganz seiner dichterischen Tätigkeit leben konnte. Hier wurde er schnell zweites Haupt der seinerzeit die ganze deutsche Dichtung beherrschenden Münchener Dichtervereinigung „Das Krokodil“, wie auch der Hauptträger der Bestrebungen dieser Dichterschule und damit der hervorragendste Vertreter der Poesie seiner Zeit. Ob dies „Märchenglück“ seiner Berufung nicht auch seine Schattenseiten hatte, wollen wir hier ununtersucht lassen. Seit dieser Zeit lebt er dauernd in der bayerischen Hauptstadt, von wo er häufig das geliebte Italien besucht, das ihm mit der Zeit zur zweiten Heimat geworden ist. So sucht er schon seit Jahren mindestens während der Wintermonate regelmäßig seine „Winterheimat“ Gardone am Gardasee auf. Nach-

dem seine erste Frau 1861 gestorben war, heiratete er zum zweiten Male. Außer der ersten Frau entriß ihm der Tod drei innigst geliebte Kinder.

Wenn man Heyse einen Epigonen nennt, so trifft das insoweit zu, als er der Erbe einer reifen Kultur und einer nach Inhalt und Form hochentwickelten Poesie war. Dies Erbe — er ist vornehmlich von Goethe, der Romantik und der italienischen Novelle beeinflußt — hat er redlich verwaltet und dabei die ihm von Natur und Bildung verliehenen Gaben, sein edles Formtalent, seinen unbedingt sicheren Sinn für Schönheit und psychologische Feinheit, und, soweit er es besaß, sein schöpferisches Talent, und die ihm und diesen Gaben von der Gunst der Verhältnisse gebotenen Vorteile in vollem Maße ausgenutzt. Er war also, wie eben angedeutet, nicht nur ein anempfindendes Talent, er war auch selbst schöpferisch, wenn ihm auch das Elementare und damit das Geniale fehlt, und infolgedessen seine dichterischen Fähigkeiten mehr in die Breite als in die Tiefe gehen. Als Schöpfer hat sich Heyse in erster Linie auf dem Gebiet der Novelle und sodann in der Lyrik gezeigt, während man ihm die Befähigung zum wirklichen Romanschriftsteller und Dramatiker absprechen muß. Überhaupt ist sein Talent ganz spezifisch abgegrenzt; sobald er diese Grenzen überschreitet, und sei es in dem Bereich der Novelle, so mißlingt ihm das Werk.

Das Bedeutendste hat Heyse ohne Zweifel als Novellist geleistet, als solcher ist er in den weitesten Kreisen bekannt geworden, und auf der Novelle in erster Linie wird auch in Zukunft sein Ruhm beruhen. Er ist fraglos ein Meister der deutschen Novelle, deren Form, von Tieck geschaffen, von ihm in eigenster und feinster Weise bis zur höchsten Entwicklungsstufe weiter- und ausgebildet ist. Es ist hier nicht der Ort, eine Ästhetik der Novelle zu geben, wie sie z. B. unser Dichter sehr geschickt in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen „Deutschen Novellenschatz" an der nach ihm genannten „Falkentheorie" entwickelt hat. Nur sei gesagt, daß er es meisterhaft versteht, ein seelisches oder geistiges Problem in einem begrenzten Fall zum Austrag zu bringen und oft ein ganzes Leben in dem Rahmen solch einer kleinen Erzählung zusammenzudrängen. — Stoff und Charakter seiner Novellen sind immer fesselnd bei ihm, aber im Verhältnis zu ihrer großen Anzahl — rund 150 Stück — sind die Probleme und auch der Kreis der Charaktere nicht besonders groß. Die überwiegende Mehrzahl seiner Novellen dreht sich um irgend ein erotisches Problem. An Charaktern gelingen ihm am besten Frauen jeden Alters und Jünglinge, wirklich gute Männercharaktere findet man nur wenige bei ihm. Noch nach ein paar anderen Seiten ist die Heysesche Novelle beschränkt. Sie stellt nur vornehme Menschen, d. h. nicht gerade immer den Geburtsadel, sondern Angehörige der oberen, gebildeten Stände dar. Nach seinem eigenen Geständnis kann der Dichter nur schöne Gestalten bilden, in die er ein wenig verliebt ist. Das Volk behandelt er zwar oft, aber nur sozusagen als Staffage oder „in besonders schönen, erotisch angeregten Gattungsvertretern oder endlich in singulärer Verbindung mit den höheren Klassen". Niemals dagegen an und für sich, etwa bei der Arbeit. Aus diesem unendlich weiten Gebiet moderner Kunst hat er niemals den eigentlichen Vorwurf zu einer seiner Novellen hergenommen. Mißlungen sind ihm alle naturalistischen Vorwürfe. Er hat überhaupt eine starke Abneigung gegen die Schattenseiten des Lebens, und daher ist ihm das Leben in mancher Beziehung fremd. Der Zartbesaitete ist — nicht dem Widrigen — aber stets dem Schrecklichen aus dem Wege gegangen. Daher fehlen seinen Novellen auch die tiefsten und schwersten Konflikte mit Ausnahme der aus der Liebe entspringenden. Infolge dieser Mängel, durch die sich der Dichter um die tiefsten Wirkungen gebracht hat, geben seine Novellen in ihrer Gesamtheit trotz ihrer Menge kein vollständiges Weltbild.

Eine Aufzählung aller, oder auch nur der guten Novellen Heyses würde viel zu weit führen, nur von den vollendetsten seien einige genannt. Da sind zunächst von den vielen, die in Italien spielen und zum Teil wegen ihrer im italienischen Volkscharakter und ähnlichen Umständen liegenden Voraussetzungen auch nur dort möglich sind, „L'Arrabiata", die kaum wieder erreichte Erstlings-Prosanovelle, die den Ruhm des Fünfundzwanzigjährigen begrün-

dete, und die Mörike „eine ganz einzige Perle“ nannte, ferner „Am Tiberufer“, „Die Stickerin von Treviso“, „Das Mädchen von Treppi“, „Annina“, „Andrea Delfin“ und die „Novellen vom Gardasee“, die von dem Meisterwerk „San Vigilio“ gekrönt werden. Ihnen ebenbürtig sind eine Anzahl anderer mit landschaftlich gleichgültigem (oder ungenanntem) Hintergrunde, wie „Der Weinhüter von Meran“, „Grenzen der Menschheit“, „Im Grafenschloß“, „Unvergeßliche Worte“, „Das Bild der Mutter“, „Geoffroy und Garcinde“, „Die Reise nach dem Glück“, die köstliche „Der letzte Centaur“ und viele andere. Ein großer Teil seiner besten sind moderne Gesellschaftsnovellen.

Weit weniger bekannt als die bisher genannten Prosanovellen sind die in Versen. In der gebundenen Form schrieb der Dichter seine ersten Novellen, und seitdem hat er noch verschiedene Male und zu verschiedenen Zeiten gute Versnovellen gedichtet. Diese meist anmutigen aber zum Teil auch tragischen Erzählungen in Versen lassen aufs deutlichste die früh erlangte souveräne Herrschaft Heyses über Form und Sprache erkennen. Als die erste Sammlung unter dem Titel „Hermen“ erschienen war, lobte Mörike in einem Briefe an den Dichter dessen Kunst, „bei solcher Bündigkeit so silbenkeusch zu bleiben“. Und Georg Brandes spricht von den „unglaublich schönen, naturwidrig leichten, nervös leidenschaftlichen Terzinen“ des „Salamanders“. Es ist in der Tat ein hoher künstlerischer Genuß für jeden Menschen mit feinem Formempfinden, diese bezaubernd schönen Verse an seinem Ohre vorüberziehen zu lassen. Aber nicht allein der Form nach, sondern auch inhaltlich stehen verschiedene dieser „Novellen in Versen“, die jetzt den 2. und 3. Band der gesammelten Werke Heyses ausmachen, recht hoch. Die Bedeutung und der Zauber dieser Poesieen liegt in dem restlosen Ineinanderaufgehen von Inhalt und Form. Denn mit sicherem Griff hat Heyse stets nur solche Stoffe in Versen behandelt, deren besonders poetischer Reiz und idealer Zug in Rhythmus und Reim am besten zum Ausdruck kommt. Es sind also den Märchen- und Sagenstoffen verwandte Themata, oder doch solche, die wie diese psychologischer Vertiefung und individueller Charakterisierung entbehren können. Die reifste ist die schon genannte „Der Salamander“, ein Reisetagebuch (1865), die einzige, deren Vorwurf von dem oben skizzierten der übrigen abweicht. Es ist ganz kurz gesagt die Geschichte, oder besser noch: die Beichte von einer glühenden Liebesleidenschaft zu einem rätselvollen, einmal kalten und kalt berechnenden und spielenden, ein andermal heiß auflodernden Weibe, dem Salamander, wie es sich selbst nennt. Noch besser aber gefällt im allgemeinen die schon 1853 entstandene „Die Furie“, die der anderen an Vollendung auch kaum nachsteht. Außer diesen beiden sind als besonders gelungen noch zu nennen „Michelangelo Buonarotti“ von 1852, dem der Dichter sein persönliches Bekenntnis zur Schönheit in den Mund legt, „Die Hochzeitsreise an den Walchensee“ (1858), „Rafael“ (1863) und „Die Madonna im Ölwald“ von 1879.

Heyses Romane — acht an der Zahl — die der Mehrzahl nach auch in weiten Kreisen bekannt sind, wollen wir nur ganz flüchtig berühren. Denn abgesehen davon, daß mehrere von ihnen stark tendenziös gefärbt sind, sind sie als Kunstwerke und besonders als Romane vielfach anfechtbar. Es soll natürlich nicht bestritten werden, daß in ihnen manche Feinheiten, echt poetische Episoden enthalten sind. Die ausgesprochen novellistische Begabung und die Lebensfremdheit unseres Dichters standen dem Romandichter im Wege. Denn der Roman unterscheidet sich von der Novelle nicht nur, wie Heyse in seinen Bekenntnissen meint, durch einen weiteren Horizont und mannigfaltigere Charakterprobleme, er verlangt im Gegensatz zu ihr, die gerade Ausnahmemenschen bevorzugt, in erster Linie typische Charaktere und Ereignisse, denen natürlich sehr wohl ungewöhnliche zur Folie dienen können; er bedarf des „natürlichen Volksuntergrundes und der wirklichen Atmosphäre der Zeit“, wie Ad. Bartels einmal treffend sagt. Der erste Heysesche Roman, „Kinder der Welt“ (1873) ist auch bezüglich der Idee bedenklich. Besser, frischer und ansprechender ist immerhin der zweite, „Im Paradiese“ (1876). Völlig verfehlt sind „Der neue Merlin“ (1892) und „Über allen Wipfeln“ (1895), von denen

der erste gegen den Naturalismus und der andere gegen Nietzsche und das Übermenschentum ankämpft, aber beidemal mit wenig tauglichen Waffen. Außerdem macht sich der Dichter in ihnen den Kampf gar zu leicht und gibt dadurch dem Gegner die besten Waffen in die Hand, daß er sich, wie er auf jeder Seite beweist, nicht einmal die Mühe gegeben hat, seine Gegner wirklich kennen zu lernen. Übrigens ist der letztgenannte kein eigentlicher Roman, sondern eine erweiterte Novelle, wie es auch „Der Roman einer Stiftsdame“ (1886), entschieden sein sympathischster und künstlerisch am meisten geschlossener „Roman“, und der 1905 erschienene „Crone Stäudlin“ sind. Die neuesten heißen „Gegen den Strom“ (1907) und „Die Geburt der Venus“ (1909).

Auch über die Dramen Heyses — wenn es auch an 50 Stück sind, wie er in seinen „Bekenntnissen“ sagt — können wir uns hier kurz fassen. Denn mit dem allgemeinen Urteil müssen wir sagen, diese Stücke sind keine Dramen im eigentlichen Sinne, wenn der Dichter selbst auch anderer Meinung ist; die unglückliche Liebe Heyses zum Drama, die sich besonders in seinen „Bekenntnissen“ offenbart, hat etwas Rührendes. Wenn wir oben sagten, Heyse fehle das Elementare, dann schließt das auch die spezifisch dramatische Begabung als fehlend mit ein. Ihm fehlt das Festzupackende und die Wucht des geborenen Dramatikers und seinen Stücken infolgedessen das eigentliche dramatische Leben. Das schließt natürlich nicht aus, daß verschiedene unter ihnen, manche zum Teil sogar große, poetische Schönheiten haben. Zu den in dieser Beziehung besten dramatischen Werken gehören u. a. der „Hadrian“ (von 1865), „Alcibiades“ (1883), „Don Juans Ende“ (1883) und „Die Weisheit Salomos“ (1886), die außerdem wegen der darin enthaltenen poetischen Konfessionen interessieren. Auch ist Heyse ganz zweifellos ein tüchtiger Theaterdichter. Das hat er mehrfach praktisch bewiesen, wenn er es auch theoretisch abstreitet. Ein geschickt aufgebautes Bühnenstück ist „Hans Lange“ (1866), und „Colberg“ (1868) ist, wenn auch als Theaterstück bedeutend schwächer, als patriotisches Festspiel sehr wirksam. Und noch manches andere Heysesche Stück nähme es an geschicktem Aufbau und an Bühnenwirksamkeit mit vielen modernen „Zugstücken“ auf.

Wenn Heyses Dramen mit Recht nicht besonders bekannt sind, so verdient seine Lyrik in weiteren Kreisen bekannt und geschätzt zu werden, denn in ihr hat er außer in seinen Novellen sein Bestes gegeben. Legt man zwar den strengsten Maßstab an, wonach, wie Heyse selbst sagt, „der wahrhaft berufene lyrische Dichter so selten wie der schwarze Diamant“ ist, dann ist Heyse allerdings kein Lyriker. Denn seinen Gedichten fehlt der letzte höchste Zauber des Unbewußten, das Elementare, die vollen, zarten und tiefen Naturlaute und das im eigentlichen Sinne Volkstümliche. Wenn man aber auch das, „was in kleineren rhythmischen Formen einen poetischen Inhalt birgt“, und was außerdem einen eigenen Ton, eine persönliche Klangfarbe und „ein feines Bewußtsein in Betreff des Stils“ aufweist, zur Lyrik rechnet, dann muß man Heyse unbedingt einen Lyriker nennen, oder einen „lyrischen Künstler“, wie er selbst sehr fein sagt, denn ebenso wie als Novellist schafft er auf diesem Gebiete viel bewußter als der naive, der elementare Dichter, der eigentliche Lyriker. Der Wert der lyrischen Gedichte Heyses liegt vornehmlich darin, daß sie der unmittelbare Ausfluß einer edlen, feinen Natur von hoher Kultur sind. Alles, was der Dichter in seinem langen Leben erlebt und erlitten hat, hallt aus seinen Gedichten wider. Zartheit und Anmut, Klarheit und Reichtum des Gedankens, Schönheit und Einfachheit sind die Hauptvorzüge der reifen Lyrik Heyses. Auch als Lyriker kommt dieser von Goethe und den Romantikern, besonders Eichendorff, her, daneben hat Heine ihn kurze Zeit beeinflußt. Aber bald hat er sich auch hier von fremden Eindrücken freigemacht, und die Lyrik nach einer besonderen, seiner persönlichen Richtung zu einer Höhe geführt, über die es keine Weiterentwicklung gibt. Wenn also diese Lyrik einem jüngeren Dichtergeschlecht auch keine Anknüpfung und Anregung zur Fortbildung bieten kann, so darf man ihr aber doch nicht eigenes Leben und persönliche Wärme absprechen. Das Beste davon wird auch in Zukunft seinen künstlerischen Wert behalten.

Es ist unleugbar manches Konventionelle und Flache darunter, aber auch des Guten so viel, daß hier nur auf einige der besten Sachen hingewiesen werden kann. Wenn Heyse auch nicht ein Lyriker im höchsten Sinne ist, so ist ihm hin und wieder doch ein rein lyrisches Lied oder Naturbild gelungen. Gleich das erste der „Gesammelten Gedichte": „Über ein Stündlein", dann „Schöne Jugend, scheidest du?" und verschiedene andere gehören dazu. Mehrere rein lyrische Stücke enthält auch das schöne „Wintertagebuch, Gardone 1901—1902", eine feine reife Frucht Heysescher Spätlyrik. Auf einer bedeutenden künstlerischen Höhe steht vieles aus dem Zyklus „Margarete" und fast der ganze Abschnitt „Neues Leben", das Beste aber an lyrischer Kunst hat Heyse in dem Zyklus „Meinen Toten" gegeben, hier ist er ganz und gar er selbst. Jeder Vers dieser Lieder voller Trauer und Klagen und schmerzlich-seliger Erinnerungen ist dem Dichter aus tiefverwundeter Seele gedrungen. Es gibt wohl in unserer gesamten Literatur an Totenliedern nichts Tiefergreifendes und dabei in der Form Vollendeteres als diese Verse Heyses auf den Tod seiner ihm in ihrer Jugend entrissenen drei Kinder. Statt eine Reihe wenig sagender Anfänge aufzuzählen, sei eins ganz hierhergesetzt, das unvergleichlich schöne:

„Mir war's, ich hört' es an der Türe pochen,
Und fuhr empor, als wärst du wieder da
Und sprächest wieder, wie du oft gesprochen,
Mit Schmeichelton: Darf ich hinein, Papa?

Und da ich abends ging am stillen Strand,
Fühlt ich dein Händchen warm in meiner Hand,
Und wo die Flut Gestein herangewälzt,
Sagt ich ganz laut: Gib acht, daß du nicht fällst!"

Wem gehen diese schlichten, so unmittelbar ansprechenden Verse nicht zu Herzen! Und wer würde nicht im Innersten erschüttert von dem Gedicht „In Florenz"!

Daß Heyse, der Meister der Novelle, auf den in mancher Beziehung verwandten Gebiete der Ballade Bedeutendes geleistet hat, ist nicht zu verwundern, merkwürdig ist es nur, daß seine Jugendballaden ziemlich blaß und ohne eigenen Ton sind. Von den anderen Gedichten, die zwar keine elementare Lyrik aber doch feine Kunstdichtung voll poetischer Stimmung und Bildkraft sind, mögen noch genannt sein: die fesselnden „Reisebriefe", der Abschnitt „An Personen", darunter die „Zwölf Dichterprofile", das „Italienische Skizzenbuch", „Kunst und Künstler" und „Landschaften und Staffage". Von den „Zeit- und Festgedichten" werden die auf Bismarck unvergänglich sein. In seinen „Sprüchen" ist Heyse oft geistreich, gewandt und freimütig, aber manchmal auch unerquicklich in seinen Ausfällen gegen den Naturalismus.

Heyses Meisterschaft über die Form, seine ganze, der romanischen verwandte Kunstauffassung und seine liebevolle Beschäftigung mit der Kultur und Literatur seiner „zweiten Heimat", Italiens, befähigten ihn auch, einer unserer besten Vermittler romanischer Poesie zu werden. Außer einem „Italienischen Liederbuch" (in erster Linie mit Volksliedern) von ihm und einem „Spanischen" von ihm und Geibel, besitzen wir noch fünf starke Bände mit Übersetzungen von Gedichten der bedeutendsten italienischen Dichter von der Mitte des 18. Jahrhunderts an.

Wenn Heyses Ruhm so schnell sank, so lag das u. a. mit daran, daß der Dichter in einer niedergehenden Literaturbewegung groß wurde, und daß bald nach der Zeit seiner ersten Blüte eine neue Kunstanschauung aufkam, die alle alten, besonders aber die Ideale der unmittelbar vorhergehenden über den Haufen warf. Andere, und zwar die stärksten Gründe für das Sinken des Heyseschen Ruhmes liegen in seiner künstlerischen Eigenart. Diese Gründe haben wir oben angedeutet, die hauptsächlichsten, der Mangel am Elementaren und Volkstümlichen, seien noch einmal hervorgehoben. Aber das haben wir auch gesehen, daß Heyse ein echter Dichter, wenn auch auf beschränktem Gebiete ist. In seiner hohen Kultur liegt gegenüber der argen künstlerischen Verwilderung und dem artistischen Subjektivitätsdünkel der jüngstvergangenen und zum Teil auch noch unserer Tage ein hoher Wert. Die eigentümlichsten und besten Schöpfungen Heyses werden dauernden Wert behalten, wenn auch nicht für die breite Menge. Aber die literarischen Feinschmecker aller Zeiten werden sich hin und wieder aus ihnen einen erlesenen Genuß bereiten.

Erich Beckmann



Das Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg

Von

Erich Beckmann

Im November 1906 fand in Magdeburg ein wichtiges künstlerisches Ereignis statt: es wurde das Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg, die erste deutsche „Volkshochschule" eröffnet. Da dieses Institut seiner ganzen Anlage und Einrichtung nach von allen bisherigen Museumstypen abweicht, dürfte eine eingehendere Beschreibung in Wort und Bild den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein.

Dieses schönste, fesselndste und lehrreichste Museum ist im Gegensatz einerseits zu den meisten großen derartigen Anstalten, die nach dem Material geordnete Studiensammlungen für Fachleute darstellen, und andererseits zu den kleineren, die entweder Raritätenkabinette oder Vorbildersammlungen für einheimische kunstgewerbliche Industrien sind, eine reine Schausammlung von kunstgewerblichen und Kunstgegenständen, die durch einen klaren, übersichtlichen Anschauungsunterricht die Entwicklung der Kunst als Kunstfaktor vorführen will. Es ist eine Verbindung, und zwar eine völlig organische, eines Kunst- und Kulturmuseums, das jedermann die eigne Zeit und deren Kultur verstehen helfen und damit seine Freude am Dasein vertiefen will. Und daß diese erste „Volkshochschule" in Deutschland schon das Vorbild einer solchen genannt werden darf, das verdankt sie ihrem genialen Schöpfer und jetzigen Leiter, Prof. Dr. Theodor Volbehr. Dieser hat sich bei der Schaffung des Museums als ein ebenso tüchtiger Kunst- wie Kulturhistoriker, als ein vortrefflicher Kenner der Kunst und ihres Marktes und als ein hervorragendes künstlerisches Organisationstalent, als allgemein gebildete und durch und durch künstlerisch empfindende Persönlichkeit, kurz: als das Muster eines modernen Museumsleiters erwiesen. Zwar kamen ihm bei seinem Unternehmen reichliche Stiftungen von Geld und Gegenständen sehr zu statten. Aber ungeachtet dieser mittel- oder unmittelbaren Unterstützung wächst unsere Hochachtung vor diesem Manne, der die verhältnismäßig sehr reiche Sammlung fast in ihrem ganzen Umfange innerhalb weniger Jahre zusammengebracht hat, zur staunenden Bewunderung für ihn, wenn wir sehen, daß er in diesem seinem Institut eine vollkommen neue und zugleich schon vorbildliche Museumsart geschaffen hat, die zu einem bedeutsamen Faktor in unserem Kulturleben werden kann und wird. Denn erst ein solches Museum, welches das große gebildete Laienpublikum die eigene Zeit und ihre Kultur wirklich verstehen lehrt, ist fähig, dieses zur Mitarbeit an den kulturellen Aufgaben der Zeit anzuregen und anzuleiten und wird somit — natürlich nur in der einzig möglichen: in idealer Weise — das ungeheure Kapital verzinsen, das in ihm steckt.

Aufs deutlichste läßt schon der von dem — auch als Kunstschriftsteller bewährten — Schöpfer des Museums verfaßte „Führer durch das Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg" den Unterschied zwischen diesem und anderen Museen erkennen. Auch dieser mit über 40 auf Graupapier aufgezogenen Abbildungen geschmückte Museumskatalog darf ohne Übertreibung das Muster eines solchen genannt werden. Er enthält keine trockene Inventaraufzählung, sondern eine vorzügliche, in klarem Stile abgefaßte Beschreibung der Materialsammlung des Museums, eine Beschreibung, die sich nicht bei Maßangaben und ähnlichen Nebensächlichkeiten aufhält, sondern knapp und unaufdringlich auf den Kern und die Feinheiten jeder Sache aufmerksam macht und, besonders durch Vergleich, die charakteristischen Eigenschaften, vor allem aber die Entwicklung des einen Gegenstandes aus dem anderen aufzeigt und so seinen tieferen Sinn und seine wahre Bedeutung verstehen lehrt. In dieser übersichtlich gegliederten, im Zusammenhang darstellenden Beschreibung steckt gleichzeitig eine kurze, aber vollständige Abhandlung über Kultur- und Kunstgeschichte, die einen leicht faßlichen und guten Überblick über ihr Gebiet vermittelt.

* * *

Um nun einen klaren, übersichtlichen Anschauungsunterricht bieten zu können, sind die Sammlungen nach einem überaus glücklichen, natürlich gegliederten System und zugleich in wahrhaft künstlerischer Weise angeordnet. Volbehr sagt einmal in seinem Buche „Bau und Leben der bildenden Kunst", allerdings in einem anderen Zusammenhange:

„Ein dominierender ... Mittelpunkt wird ... den Eindruck der Ruhe hervorbringen, während gehäufte Einzelheiten ohne einen ausgesprochenen Mittelpunkt verwirren, beunruhigend wirken."

Von diesem Grundsatz und von dem Goetheschen Wort: „Gehe vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über die ganze Welt", hat er sich bei der Anordnung seiner Sammlung leiten lassen. Das Häusliche aber ist für ein städtisches Museum die Stadt selbst; so ist also hier die Geschichte der Stadt Magdeburg, d. h. solche Gegenstände, in denen sich diese Geschichte dokumentiert, in den Mittelpunkt gestellt. Und danach wird uns, in gleichsam konzentrischen Kreisen, der Entwicklungsgang der Kultur vorgeführt, deren verschiedene Erscheinungen natürlich auch mehr oder weniger auf diesen Mittelpunkt eingewirkt haben und bis auf den heutigen Tag einwirken.

Diesem Mittelpunkt nun, der Geschichte Magdeburgs und den Erinnerungen daran, ist der größte, durch zwei Stockwerke aufsteigende und das ganze Gebäude beherrschende „M a g d e b u r g e r S a a l" (s. Abb.) gewidmet. Ein schöner, durch seine Abmessungen wie durch seine Formen und Farben gleich mächtig, aber durchaus ruhig wirkender Raum, der an der Stirnseite von zwei übereinanderliegenden, stimmungsvoll mit kirchlichen Altertümern ausgestatteten Kapellen abgeschlossen und von einem dunkelfarbigen Tonnengewölbe überspannt ist. Beherrscht wird der ganze Saal von einem imposanten, fast die ganze Längswand einnehmenden D r e i g e m ä l d e von Prof. A r t h u r K a m p f (s. Abb.), das von Ottos des Großen Beziehungen zu Magdeburg erzählt. Auch wer etwa der Meinung ist, daß ein Wandbild, die „rhythmische Belebung einer architektonischen Fläche", besser weniger plastisch, also flächiger und vielleicht noch dekorativer zu halten sei, wird zugeben müssen, daß dieses Dreibild ein künstlerisch bedeutendes Werk von monumentaler Wirkung ist. Besonders aber muß man es als ein Verdienst des Schöpfers des Museums bezeichnen, daß er diese Arbeit einem der bedeutendsten Maler unserer Zeit übertrug (oder vielleicht auch umgekehrt: diesen dafür zu gewinnen wußte), und damit dem Museum ein wertvolles Dokument dieser Zeit sicherte. Als ein Beispiel Volbehrscher Charakterisierungs- und Einstimmungskunst, die wirklich in die Tiefe zum Wesen der Dinge dringt, sei hier aus dem Museumführer das Hauptstück der Beschreibung des Kampfschen Bildes wiedergegeben. Nach einer kurzen geschichtlichen Einführung heißt es da:

„Bei der Betrachtung dieser drei Gemälde wird uns zunächst die lapidare Knappheit, in der jedes Motiv zur Aussprache gekommen ist, fesseln, dann die psychologische Feinheit in der Charakterisierung der einzelnen Menschen; schließlich aber wird es ein anderes sein, das uns dauernd in seinen Bann schlägt: das ist die künstlerische Kraft, die das dreiteilige Bild zu einer geschlossenen Monumentalwirkung im höchsten Sinne bringt.“ (Aus rein praktischen Gründen sind in unserer Wiedergabe die Seitenbilder ein bißchen größer gehalten als das Mittelstück, im Original haben alle drei dieselbe Höhe; in Wirklichkeit sind sie ferner unmittelbar nebeneinander gemalt, während sie hier, wiederum aus rein äußerlichen Gründen, getrennt abgebildet sind.) „So wenig irgend eins der drei Bilder inhaltlich oder kompositionell aus sich hinausdeutet, es schließt sich doch in der Linienführung, in der Farbenverteilung, in der Massenabwägung, in der Tönung so eng an die beiden anderen Bilder an, daß es die notwendige Ergänzung zu ihnen bildet. Man beachte die drei bläulich-weißen Gewandflächen, die gewissermaßen die Wandgliederung an drei architektonisch wichtigen Punkten stärker betonen, die Komposition im Mittelbilde, deren höchste Steigerung sich in der Gestalt des Kaisers offenbart, das Abschwingen dieser roten Skala in den Seitenbildern, man ziehe die äußeren Konturen der drei Bilder nach und beachte, wie links und rechts in den Seitenbildern die gleichen tiefen Einsenkungen die majestätische Kurve des Einzugs flankieren, in der wiederum der Kaiser der Höhepunkt ist.“

Das Gegengewicht zu diesem wuchtigen Monumentalgemälde bildet eine vorzügliche Nachbildung von Peter Vischers Grabdenkmal für Magdeburgs letzten Erzbischof Ernst, des schönsten Grabmonuments des Mittelalters und aller Zeiten überhaupt, dessen Original den Hauptschatz des Magdeburger Domes bildet. Hinter dem Grabdenkmal nach den Kapellen zu (vgl. Abb.) steht ein Bronzeabguß der auch als Einzelfigur recht wirksamen „Trauernden Magdeburg“ (vom Wormser Lutherdenkmal), das gleichsam die schwerste Zeit der Stadt — nach seiner Einnahme im 30jährigen Kriege — sinnbildlich darstellt. Dieser Krieg, und die spätere schwere Franzosenzeit haben fast alle Erinnerungsstücke an Magdeburgs Vergangenheit vernichtet, nur noch wenige Dokumente, wie Pergamentbände mit Miniaturen, Urkunden, Münzen und Abbildungen in Kupferstich und Holzschnitt, die durch künstlerische Anordnung zu erstaunlich lebendigen und anziehenden Gruppen vereinigt in den Schaukästen und -pulten rings an den Wänden ruhen, bewahren das Andenken an sie. — Aus der jüngsten Vergangenheit der Stadt finden wir dann gewissermaßen als Vertreter ihres glänzenden Aufschwunges die Büsten zweier um Magdeburg sehr verdienter Bürgermeister am Ausgang des Saales aufgestellt. Außerdem steht dort die von Ernst Müller geschaffene Büste Wilhelm Raabes, eine feinsinnige Ehrung für den großen niedersächsischen Dichter, der Magdeburg, „Unseres Herrgotts Kanzelei“, und ihre tapfere Verteidigung gegen Tilly in dem gleichnamigen Roman verherrlicht hat.

Zwei kleinere, vor dem Magdeburger liegende Räume bereiten gleichsam auf diesen vor. Der eine, ausschließlich mit Erinnerungsstücken an Otto Guericke, Magdeburgs größten Sohn, gefüllt, zeigt ein Bild aus der Patrizierwelt Alt-Magdeburgs, während der unmittelbare Vorraum des Saales, eine Zunftstube, einen Blick in das so eigentümlich anheimelnde Bürger- und Handwerkerleben vergangener Zeiten eröffnet.

Die verschiedenen Erscheinungen der deutschen Kultur kann man am deutlichsten in der Kultur des Hauses, d. h. in der seines wichtigsten Raumes, des Wohnzimmers, verfolgen. Deshalb ist um den Magdeburger Saal als Mittelpunkt als erster konzentrischer Kreis eine Anzahl von Räumen gelagert, die in anschaulichster Weise die Entwicklungsgeschichte des deutschen Kunstgewerbes vom Mittelalter an, das das bürgerliche Wohnzimmer einführte, bis zur Gegenwart darlegen. Sechs von diesen Räumen sind vollständig eingerichtete Wohnzimmer, und zwar je eins aus der gotischen, aus der Renaissance- und aus der Barockzeit, ferner aus der Zeit Louis' XVI., aus der Biedermeierzeit und aus der Neuzeit. Das Empire

ist nicht durch ein ganzes Zimmer, sondern durch eine „Gruppe“ vertreten. In diesen Räumen, die „die Kultur jeder bedeutsamen Epoche in einem geschlossenen, eindrucksvollen Bilde zeigen“, bekommt man eine gute Anschauung und ein richtiges Verständnis von den einzelnen Stilen; und in den Verbindungsräumen zwischen diesen Zimmern ist durch gute Auswahl und Anordnung auch dem Laien die Möglichkeit gegeben, zu beobachten, wie sich ein Stil allmählich aus dem anderen entwickelt. — Auf diese zweckdienliche Weise ist mit verhältnismäßig einfachen Mitteln in fesselnder und belehrender Weise der Entwicklungsgang des deutschen Kunstgewerbes und damit der der deutschen Kultur dargelegt.

Eine knappe Wiedergabe des Gesamteindruckes eines jeden dieser Räume und eine kurze Skizze des Entwicklungsganges mögen die Gelegenheit bieten, diesen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Kultur und Kunsthandwerk aufzuzeigen. Es kann natürlich dabei weder auf die Ausstattung jedes Raumes im einzelnen, noch auf dessen vorzügliche Beschreibung und Charakterisierung und auf die klare Analyse der Entwicklung in Volbehrs Führer eingegangen werden, die in trefflicher Weise die Anschauung unterstützen oder ganz für sie eintreten, wo diese naturgemäß versagen muß. — Betreten wir den ersten Wohnraum, das gotische Zimmer aus der Zeit um 1490 (s. Abb.), so finden wir die typische Wohnungsausstattung im XV. Jahrhundert. „Es ist ein Dreifaches, das in diesem Wohnraum auffällt: das Schwere, Massige der einzelnen Möbel, sodann das absolut Sachliche im Aufbau des Ganzen und aller seiner Teile und endlich das Leichte, Zierliche, Schmuckfreudige in der dekorativen Belebung der Flächen.“ Damit ist zugleich in kürzester Form eine treffende Charakteristik des Zeitalters der Gotik in Deutschland gegeben. — Der folgende Raum zeigt zunächst noch ganz das Charakteristikum der Gotik, nur zum Teil noch gesteigert, „er unterstreicht dieses und jenes, führt weiter aus“. Er enthält auch einzelne Möbel aus fremden Ländern, um den Gegensatz zu einheimischen aufzuzeigen, oder um zu beweisen, woher bei einem anderen Stücke die Neuerungen stammen. Aus dem Führer erfahren wir dann, daß aus dem Altertume die neue Formenwelt und aus dem Orient die Farbenfreude kam, die neben der Naturliebe und der mächtigen Lebensfreudigkeit aus allen diesen Arbeiten und noch stärker aus denen des folgenden Zimmers sprechen, zu dem sie überleiten.

Auf diese Weise ist uns völlig klar geworden, wie sich aus der Gedanken- und Empfindungswelt der Gotik allmählich die der Renaissance entwickeln mußte, warum das Renaissancezimmer aus dem Jahre 1590 (s. Abb.), das wir jetzt betreten, an Wänden und Decke völlig anders gestaltet ist als das gotische. Es ist uns jetzt durchaus verständlich, daß die Entwicklung zu einer so prächtigen Architektur der Wände und zu der kassettierten Decke, wie überhaupt zu einer weit reicheren, immerhin aber noch durchaus sachlichen Ausstattung des ganzen Zimmers führen mußte. Im anstoßenden Raume aus dem XVII. Jahrhundert wiederholt sich dann wie in jedem dieser Übergangsräume das Schauspiel des ersten: wir beobachten eine Steigerung des Stilcharakters. Eine Vergrößerung und manchmal auch Vergröberung der Motive, hier also der Renaissancemotive, wie z. B. an dem mächtigen, eine ganze Palastfassade nachahmenden Schrank aus der Spätrenaissance fällt uns auf. So sehen wir allmählich aus dieser „großzügigen Art des festlichen Dekorierens“ den Barock-Spiegelsaal von 1730 (s. Abb.) entstehen, einen Prunkraum aus der Zeit Ludwigs XIV. Der bisher übliche kleine Raum des anheimelnden Wohnzimmers ist in die Breite und in die Höhe gewachsen, wir sind im Zeitalter des „Salons“. Einige Konsoltische unseres Spiegelsaales zeigen schon den „Stil der Bizarrerie und der Willkür“, den des Rokoko, wozu das Barock unter Ludwig XV. sich schnell fortbildete. Der nächstgelegene Raum bietet einen vorzüglichen Überblick über die Entwicklung der Einlegearbeit, die wir schon in den vorhergehenden ab und zu beobachtet haben, die aber erst an dem Prunkmobiliar in den Zeiten Ludwigs XIV. zu ihrer höchsten Höhe ausgebildet wurde. Dagegen weist das sich anschließende Gemach mit der sogenannten Lütticher Ecke (s. Abb.) eine ganz andere, durch Schnitzwerk hervorgebrachte Möbelverzierung auf, die in dem

Bistum Lüttich die vornehmste Ausgestaltung erreichte. Im großen Ganzen zeigen die Möbel in diesem Raume noch Rokokocharakter, doch weichen kleinere Gegenstände hin und wieder von ihm ab: „es ist uns, als erhöben sich geheime Stimmen gegen den Wirbel von Lebensgenuß und Üppigkeit". Und dies Gefühl finden wir bestätigt, wenn wir das angrenzende Zimmer aus dem Zeitalter Ludwigs XVI. (s. Abb.) betreten. Wohl hat der Raum eine gewisse Ähnlichkeit mit dem jenes lockeren Zeitalters, aber aus allem „spricht eine bewußte Abkehr von dem Linienüberschwang des Rokoko". Streng symmetrisch wie die Flächen ist auch die sie umgebende und überspinnende Ornamentik.

Dieser Stil wurde durch die französische Revolution zerstört, und darauf bildete sich unter Napoleons Einflusse der „Empirestil" aus. Neben dieses Herrschers Vorliebe für die römische Kaiserzeit wirkte die allgemeine Sehnsucht der Zeit nach antikem Wesen und die von der vorhergehenden Generation übernommene Forderung nach Einfachheit an dem Zustandekommen dieses Stiles mit. Ganz besonders einfach aber mußte man, durch die napoleonischen Kriege gezwungen, in Deutschland sein. Aber man wollte auch einfach sein. Der in der gesamten geistigen Kultur nach und nach erfolgte Umschwung, der die Kultur des Innenlebens zu höchstem Ansehen brachte, hatte es bewirkt, daß „bürgerliches Wesen, Schlichtheit und Einfachheit bis in die höchsten Kreise hinein zu finden war". Daher zeichnet sich auch, wie unsere Abbildung beweist, die aus der Zeit um 1805 stammende „Empire-Gruppe" durch solide Einfachheit aus. — War bei allen diesen zuletzt genannten Stilen Deutschland mehr oder weniger von Frankreich abhängig gewesen, so machte es sich bei dem nächsten von französischem Einfluß frei. Unser Vaterland war noch immer ärmer geworden, über das Empire hinaus konnte die Kultur des Hauses unmöglich gesteigert werden, also war sie nur noch weiter zu vereinfachen. So ging ein tüchtiger, noch selbständiger Handwerkerstand daran, mit einfachen einheimischen Holzarten, die nur zuweilen durch Einlegearbeit verziert wurden, wieder eigene deutsche Formen zu schaffen, die Anregungen dazu allerdings verschiedenen Stilen entnehmend. Und es entstanden die schweren, kastenartigen, schlichten, aber praktischen Möbel, die wir in dem um 1830 entstandenen Biedermeierzimmer vereinigt finden (s. Abb.) Ihre Schlichtheit jedoch übersieht man fast über der Fülle von Stickereien, womit geschickte Frauenhände jeden nur möglichen Gegenstand geziert haben. Ein buntes Nebeneinander! „Und doch alles herausgewachsen aus dem Geist der Zeit, der an die Stelle des „Salons" aus der Rokokozeit den „ästhetischen Thee" setzte. Kaum aber war man in Deutschland wieder ein wenig zu Wohlstand gelangt — um die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herum — „da wandte man sich mit Energie von der philiströsen Liebenswürdigkeit des Biedermeierstils ab". Jetzt begann ein unsicheres Suchen nach neuen Formen. Da vorerst aber infolge der zunächst eintretenden Vernichtung des selbständigen Handwerkerstandes durch das jetzt beginnende „Maschinenzeitalter" die Kraft fehlte, solche aus Eigenem zu schaffen, so wandelte man gemäß dem historischen Sinn der Zeit schnell nacheinander alle Stile der Vergangenheit ab.

Zunächst kamen meist fremde an die Reihe, bis durch die großen Ereignisse von 1870/71 das Interesse wieder auf Deutschland und die Vergangenheit des eigenen Volkes gelenkt wurde, und infolgedessen von da an für kurze Zeit die deutsche Renaissance als alleinberechtigtes Vorbild für das Kunsthandwerk galt.

Das durch diese Experimentiererei hervorgebrachte wunderlich bunte Neben- und Durcheinander des derzeitigen Wohnzimmers gibt sehr getreu ein anderer, benachbarter Museumsraum wieder.

Aber bald kam auch hier der Rückschlag. Mit den neunziger Jahren trat eine Gegenbewegung ein: mit aller Macht brach sich jetzt das „naturwissenschaftliche Zeitalter" Bahn. Wie auf allen wirtschaftlichen Gebieten sagte man sich auch auf dem der Wohnungsausstattung völlig von der Überlieferung los und warf alle alten Formen über den Haufen, um neue nach der Natur, entsprechend der Forderung der eigenen Zeit zu bilden. Im ersten Übereifer hielt

man sich allerdings, wie leicht erklärlich, zu eng an dies Vorbild, und so entstanden jene unkünstlerischen naturalistischen Gebilde, die in einem anderen Teile dieses letztgenannten Raumes zusammengestellt sind. Diese naturalistischen Bestrebungen brachten also zunächst manches Unschöne mit sich, aber es steckte doch ein guter Kern in ihnen: sie mußten zur Sachlichkeit und zur Vereinfachung führen. Und wenn wir nun das von Albin Müller entworfene und von Magdeburger Kunsthandwerkern ausgeführte neuzeitliche Wohn- und Empfangszimmer von 1906 (s. Abb.) betreten, dann müssen wir eingestehen, daß Sachlichkeit und Einfachheit das maßgebende Prinzip bei ihrer Herstellung waren:

„Die Frage nach dem Zweck eines kunstgewerblichen Gegenstandes und nach den natürlichen Bedingungen des Stoffes, aus dem er gebildet werden soll, ist den Künstlern und Kunsthandwerkern zur selbstverständlichen Richtschnur für ihre Arbeiten geworden." Die Schlichtheit der äußeren Möbelformen und der Reichtum des Flächenschmuckes dieses Zimmers entsprechen den Bedürfnissen und dem Empfinden unserer Tage, oder richtiger: der Zeit ihres Entstehens. Denn in gewissem Sinne ist heute das Kunstgewerbe auch schon über diese Formen wieder hinausgewachsen. Daher wird dieses Museum, das ja mit der Kultur fortschreiten muß und will, wohl schon in einigen Jahren zeigen müssen, in welcher Weise und bis zu welcher Höhe unsere Zeit den auf durchaus gesunder Grundlage ruhenden Sachstil zu verfeinern und zu verinnerlichen vermochte.

Schon diese knappe Charakteristik der den ersten Kreis bildenden Museumsräume wird das oben Gesagte bestätigen, daß „sich in der Ausstattung des Wohnraumes die Kultur der jeweiligen Zeit klar und deutlich ausspricht," und daß daher Volbehr in der Vorführung der Kulturgeschichte des deutschen Hauses das beste und anschaulichste Mittel zur Darlegung der Entwicklung der gesamten deutschen Kultur gewählt hat.

Innerhalb dieses ersten Kreises ist noch eine besondere Abteilung eingeschoben, die einen vorzüglichen Überblick über die Geschichte der europäischen Keramik und über die Entwicklung der Webekunst bietet. Und zwar ist diese Ausstellung zweckdienlicherweise vor das neuzeitliche Zimmer gelegt. Denn die Webekunst, als Vertreterin der ältesten und einfachsten Handfertigkeit, hat dem neuen Stil die Bahn gewiesen: sie hat gezeigt, daß der Naturalismus, zum mindesten in seiner krassen Form, auf Abwege führen muß, und sie vor allem hat die Künstler und Kunsthandwerker zu der Erkenntnis gebracht, die oben als „selbstverständliche Richtschnur für ihre Arbeiten" bezeichnet wurde.

* * *

Den zweiten Kreis bildet die Geschichte der Plastik, dessen Ausgangspunkt und, wegen ihrer Bedeutung auch: Mittelpunkt naturgemäß die Antike bildet. Auch in der Plastik sind wiederum — nicht wahllos, sondern mit der Sicherheit des Kenners, der das ganze Gebiet überblickt — nur die Hauptwerke ausgewählt, die die stilistischen Wandlungen und den Zusammenhang der künstlerischen Ausdrucksweise mit der Kultur des jeweiligen Zeitabschnittes klar und deutlich erkennen lassen. In freundlichen, lichten Hallen sind diese Werke — und zwar die großen meist in vorzüglichen nach dem Original getönten Nachbildungen, die Kleinkunst in Originalen — wiederum in historischer Folge, gut und von allen Seiten sichtbar aufgestellt. Schon unsere kleine Abbildung des Antiken-Saales vermittelt eine annähernde Vorstellung davon, wie wohltuend und harmonisch dieser Raum von den Schreckenskammern der meisten anderen Museen absticht, wo die nüchternen und stumpfen, kalten und verstaubten Gipsfiguren oft sogar der verschiedenen Zeitalter und Völker verwirrend durcheinanderstehen. Es sei (allerdings nur für die Antike) ganz kurz der Entwicklungslauf angedeutet, den der Führer unter Hervorhebung aller technischen Unterschiede und psychologischen Feinheiten an den einzelnen Stücken aufzeigt.

Den Anfang macht der Diskoswerfer des Myron, das Werk einer Zeit, der es nur auf die Darstellung des schönen Körpers, und zwar in diesem Falle des lebhaft angespannten, an-

kommt. Schon das nächste Standbild, die Matteische Amazone, die auf unserer Abbildung im Vordergrunde steht, zeigt eine viel größere Ruhe, es war dem Künstler, Phidias, mehr um die Verkörperung „der sicheren gelassenen Kraft“ zu tun. Und so geht die Entwicklung weiter, es erscheint später der nach einem „Kanon“ gebildete Schwertträger des Polyklet. Dann sehen wir die Künstler sich an psychologischen Problemen versuchen, worin sie es in immerhin kurzer Zeit zu höchster Fertigkeit bringen. Wir lernen die Eigenart der einzelnen Kunstzentren, wie Athen, Sparta, Argos usw. und deren Meister in ihren typischen Werken kennen. Wir sehen das Können der Bildhauer immer mehr gesteigert bis zu technischen und psychologischen Bravourstücken. Dann beobachten wir, daß, wie bei jeder Entwicklung, auch bei der Plastik der Rückschlag eintritt, als sie auf ihrer höchsten Höhe angekommen ist; daß es von da ab langsam aber unaufhaltbar bergab geht, und daß in der jetzt die Oberhand gewinnenden römischen Kunst allmählich das Äußere, der Schmuck, in der Plastik eine bedeutende Rolle zu spielen beginnt, wenn zunächst auch die Charakteristik der Gesichtszüge noch die Hauptsache bleibt. Doch der immer mehr hervortretende rein dekorative Sinn im römischen Kunstempfinden führt ebenso sicher den Niedergang der hohen Kunst herbei, wie er auf der andern Seite die kunstgewerbliche Fähigkeit immer mehr ausbildet. Das bestätigen uns die Zeugen des Kunsthandwerkes der römischen Spätzeit, die ein Seitenraum des Antiken-Saales beherbergt, darunter eine Kopie des schönsten Zimmers der Casa del Centenario aus Pompeji.

Die herrliche, leider viel zu wenig gekannte deutsche Plastik des Mittelalters in vorzüglichen Nachbildungen zu genießen, dazu bieten drei hinter dem Antiken-Saal liegende Hallen eine unvergleichlich gute Gelegenheit. Da finden wir die ersten, aus dem Anfang des XI. Jahrhunderts stammenden Dokumente romanischer Kunst, die von „kindlichem Realismus“ zeugenden Schilderungen auf den Erztüren des Hildesheimer Domes. Dann begegnen uns weitere Zeugnisse ihrer kräftigen Entfaltung (u. a. die von unbekannten Meistern geschaffenen Fürstengestalten des Naumburger und des Bamberger Domes) sowie die Hauptwerke der Plastiker der deutschen Gotik und der deutschen Renaissance, Arbeiten von Veit Stoß, Adam Krafft, Tilman Riemenschneider, Hans Brüggemann und Peter Vischer, dessen schönstes Werk, das Grabdenkmal für Erzbischof Ernst, wir schon im Magdeburger Saal bewundert haben. —

Den eben genannten Skulpturensälen liegen andere gegenüber, in denen das Werden der italienischen Renaissanceplastik in Nachbildungen der Hauptwerke von der Frühzeit an (von Lorenzo Ghiberti und Filippo Brunellesco) bis zu ihrem Höhepunkt, bis zu den Arbeiten Michelangelos, veranschaulicht ist. Außer den genannten sind Donatello, Lucca, della Robbia, Desiderio da Settignano, Mino da Fiesole, Verrocchio u. a. in mindestens je einem für sie und ihre Zeit charakteristischen Werke vertreten. Michelangelos bedeutendste Arbeiten, die Mediceergräber und den Moses, die hier zu einer schönen Gruppe vereinigt sind, habe ich noch niemals so gut nachgebildet gefunden wie hier. — Den Weg der Skulptur von der Höhe zu Michelangelos Zeiten bis auf unsere Tage verfolgt man sicher und gut an einer schon jetzt sehr reichhaltigen Sammlung von Originalen der Kleinplastik, die drei Räume neben dem Antiken-Saal füllt. Dorthin gelangt man vom Michelangelo-Saal aus durch einen, besonders bei einfallendem Sonnenlicht, entzückend anheimelnden Kreuzgang mit mittelalterlichen Skulpturen aus dem Magdeburger Dom, dessen Schaffung Herrn Direktor Volbehr als Stimmungskünstler höchste Ehre macht.

* * *

Die nach dem Wortgebrauch die eigentliche Bildhauerkunst ausmachende Großplastik unserer Tage bildet zusammen mit der Gemäldegalerie und den Erzeugnissen der graphischen Kunst wiederum einen Kreis für sich, also den dritten und zugleich den letzten, der das ganze erste Stockwerk einnimmt. Auch in der Kunstausstellung ist selbstverständlich das Prinzip der geschichtlichen Entwicklung beibehalten.

An den Wänden des Treppenhauses, das zu diesem dritten Kreise führt, sind große Gobelins von der Zeit der Gotik an über die Renaissance bis zum Rokoko aufgehängt, und um ihren Zeitcharakter stärker hervortreten zu lassen, sind — ein feiner, unaufdringlicher Hinweis — unter jedem dieser Wandteppiche Prunkmöbel der selben Epoche aufgestellt. —

Der Raum, auf den die Treppe mündet, ist eine Ehrenhalle, die auf Marmortafeln die Namen der Förderer des Museums nennt. Von der Ehrenhalle aus gelangt man durch die Bücherei in das Kupferstichkabinett, das seine Schätze in regelmäßig wechselnden Ausstellungen darbietet, und von dort in den emporenartig den Magdeburger Saal umgebenden Saal der graphischen Künste. In diesem Saal, der auf unübertrefflich instruktive Art den vollständigen Verlauf des technischen Verfahrens der einzelnen graphischen Künste und im Anschluß daran den ganzen Weg, den jene Technik von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer Vollendung durchlaufen hat, aufzeigt, sehen wir zunächst eine alte Druckerpresse für Holzschnitte. Ein dahinterstehender Schaukasten zeigt die Entstehung eines Holzschnittes, die Bearbeitung des Holzstockes und das Werkzeug, das dazu benutzt wird. In derselben Weise führen andere Schaupulte die Techniken der anderen Griffelkünste von Anfang bis zum fertigen Druck vor. Da lernen wir die Technik des Kupferstiches, des Radierens, des Steindruckes und der photomechanischen Reproduktionsverfahren kennen. Eine Anzahl wieder anderer Vitrinen, die jedesmal neben denen mit der Technik des entsprechenden Verfahrens aufgestellt sind, führt dann weitere fertige Erzeugnisse dieser Griffelkünste, meist Buchillustrationen, zum großen Teil aus kostbaren alten Druckwerken, und Plakate vor. Neben dem Saal der graphischen Künste liegt ein Raum, der zum großen Teil mit Hülfe der kostbaren Bücherschätze des Magdeburger Domgymnasiums die Geschichte der Buchkunst (des Einbandes, des Druckes und der bildlichen Ausstattung) vom beschriebenen Pergamentkodex mit Miniaturen bis zu den Erzeugnissen der großen Verlagsanstalten der Neuzeit in der gewohnten vorzüglichen Übersichtlichkeit veranschaulicht.

Den Zweck der Gemäldesammlung, zu der wir nun gelangen, kennzeichnet Volbehr im Führer mit den Worten:

„Unsere Sammlung hat nicht den Ehrgeiz, eine Geschichte der Malerei in hervorragenden Werken der einzelnen Epochen zu geben, sie will lediglich zu einem Verständnis der künstlerischen Bestrebungen unserer eigenen Zeit führen, glaubt aber, das nur dadurch erreichen zu können, daß sie in einem kurzen Rückblick auf die Kunst der alten Meister den innigen Zusammenhang zwischen der jeweiligen Kultur einer Epoche und ihrer künstlerischen Ausdrucksweise zeigt und zugleich darauf hinweist, wie das innerste Wesen echter Kunst sich in allen Zeiten gleich bleibt."

Diesen Zweck erfüllt sie in vollem Umfange. Selbstverständlich kann eine erst in unserer und in so schneller Zeit zusammengebrachte Galerie nicht nur „hervorragende Werke der einzelnen Epochen" besitzen, trotzdem sind aber die Meister der Neuzeit schon in erstaunlicher Anzahl, und zwar immer mit einem oder gar mehreren für sie bezeichnenden Werken vertreten. Es ist zu bewundern, mit welchem Verständnis einerseits und mit welcher Liberalität andererseits, natürlich immer mit Hinblick auf den angegebenen Zweck, die Sammlung zusammengestellt ist. Keine der modernen Richtungen von Bedeutung ist bevorzugt, keine vernachlässigt, sondern alle sind zugegen. Und doch trägt diese Abteilung nicht weniger als die anderen das ganz individuelle Gepräge ihres Erschaffers. Da finden wir Arbeiten von Böcklin, Menzel, Spitzweg, Lenbach, Leibl, Thoma, Uhde, Gebhardt, Dettmann, Bracht, Hofmann, Hans von Bartels, Leistikow, Lovis Corinth, Liebermann, Zügel, Hans Unger und von vielen anderen. Auch einige gute Arbeiten alter Meister hängen in der jungen Sammlung, u. a. je eine von Lucas Cranach, P. P. Rubens, Michael Sweerts und Adrian v. Ostade. Aber der überwiegende Schwerpunkt der Kunstsammlung ruht entsprechend dem Charakter des Museums, wie schon betont, in den Werken der Gegenwart. Und um zu diesem Ziele, der Kunst der Neuzeit, zu kommen und bei ihrer Betrachtung ausführlicher zu verweilen, werden wir im Führer ohne unnötigen Aufenthalt durch die drei großen Räume mit den älteren Werken geleitet.

Dabei sehen wir — ebenso wie vorher in der angewandten — auch in der hohen Kunst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den historischen Sinn auftauchen und auch hier wie dort gegen Ende des Jahrhunderts den naturwissenschaftlichen hinzutreten. Und nun, zur modernen Kunst gelangt, können wir uns davon überzeugen, daß auch hier ebenfalls der naturwissenschaftliche Geist, und damit der Wirklichkeitssinn der Leitgedanke bei allen Arbeiten geworden ist.

Das sehen wir an den wundervollen Skulpturen Constantin Meuniers, der unser „Jahrhundert der Arbeit" so trefflich zu interpretieren wußte, und an dem herrlichen von Hugo Lederer geschaffenen „Fechter", einer Bronzeplastik, die zusammen mit denen von Meunier die schon erwähnte Ehrenhalle ziert. Das bestätigen auch alle anderen Objekte moderner Kunst, die in den folgenden Räumen in künstlerischer Anordnung zur Besichtigung einladen. Es ist ein ästhetischer Genuß, im Führer zu verfolgen, wie Volbehr in den feinen Kunstanalysen bei jeder dieser künstlerischen Offenbarungen des modernen Zeitgeistes diese Eigenschaft, den Wirklichkeitssinn, nachweist, wodurch sie trotz ihrer gewaltigen Vielartigkeit in gewissem Sinne alle miteinander verwandt sind, wie er dabei aber auch immer das „künstlerische Streben, Herr dieser Natur zu werden, ihr den persönlichen Stempel aufzudrücken" betont, und wie er endlich daneben stets den Beweis führt, daß das innerste Wesen echter Kunst durch solche mit der Zeit wechselnden Bestrebungen nicht verändert wird, sondern zu allen Zeiten das selbe bleibt.

Wenn wir, von dem Führer zu solchen Vergleichen angeregt, die Gemäldesäle, in deren einem ein schönes Marmorwerk von Carl Seffner, eine „Eva", steht, durchwandert haben, gelangen wir in ein Kabinett mit Kartons von Sassa Schneider und Skulpturen von Holder und von da durch einen gemütlichen Leseraum mit einer kleinen erlesenen Bücherei über Kunst und Kunstgeschichte zu der Abteilung der Handzeichnungen, die zusammengebracht sind „in dem idealen Gedanken, der Jugend in der Zeit der tiefsten Empfänglichkeit die mannigfaltigste Anregung und den edelsten Genuß zu bieten". Und die bieten die 6 Kabinette in der Tat nicht nur der Jugend, sondern jedermann. Wie die ganze Kunstsammlung, so vermitteln besonders auch diese Handzeichnungen ein richtiges, vom gesunden, deutschen Standpunkt, nicht von dem der Französlinge, gesehenes Spiegelbild der Kunst und der deutschen Kunst im besonderen. Unter diesen Handzeichnungen, deren Motive fast so mannigfach wie ihre Zahl sind, finden wir lauter Namen von gutem Klang. Da sind die großen Meister des 19. Jahrhunderts, Feuerbach, Böcklin, Menzel, Leibl, Thoma, Klinger (von dem auch eine Anzahl Radierungen aufgehängt ist), sodann Gebhardt, Knaus, Ernst Liebermann und Hofmann, ferner die Zeichner der „Jugend" und des „Jungbrunnens" und viele andere vertreten. Die so häufig überschätzten „Simplizissimus"-Zeichner sind erfreulicherweise nur in bescheidenem, ihrer tatsächlichen Bedeutung entsprechendem Maße herangezogen.

In dem Ringe dieses letzten Kreises befinden sich noch zwei Räume, die entsprechend dem Volkshochschulcharakter des Museums ausschließlich dem Zweck gewidmet sind, in periodisch wechselnden Ausstellungen bedeutende kunstgewerbliche Neuerungen und wertvolle künstlerische Neuerscheinungen, gelegentlich auch Werke anerkannter Künstler in Kollektivausstellungen vorzuführen. — Endlich sei noch erwähnt, daß das Museum ein reichhaltiges Münzkabinett und eine umfangreiche Sammlung von Volkstrachten im zweiten Stockwerk beherbergt, zu dem man über eine reich geschnitzte Treppe aus einem alten Magdeburger Patrizierhause gelangt.

* * *

Aus dieser Beschreibung wird der Leser ersehen, daß Prof. Volbehr in dem Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg tatsächlich eine vorbildliche Volkshochschule geschaffen hat. Wie dieses Museum selbst keine Anhäufung für den Laien nichtssagender und daher lebloser Einzelheiten, sondern infolge der naturgemäßen Zusammenstellung und künstlerischen Anordnung seiner Teile ein lebensvoller Organismus ist, der jedermann, sofern er nur empfänglich ist,

lebendig und anschaulich von der Kultur und ihrem Entwicklungsgang erzählt, so vermittelt es auch, besonders wenn die Unterstützung des vortrefflichen Führers hinzukommt, seinen Besuchern wirkliche Werte fürs Leben; so oft man es besucht, jedesmal verläßt man es innerlich bereichert.

Denn das Zusammenwirken von unmittelbarer Anschauung der Originale — oder in einzelnen Fällen doch vorzüglicher Nachbildungen — (wie sie in solcher Anzahl nur eine öffentliche Sammlung bieten kann), ferner der mustergültig übersichtlichen Anordnung des Materials (welche die historische Entwicklung und den innigen Zusammenhang zwischen der jeweiligen Kultur einer Epoche und ihrer künstlerischen Ausdrucksweise klarmacht), und endlich der unübertrefflichen Einführung und Belehrung des bislang unerreichten Führers (die den vorher genannten Faktor durch das Wort unterstützen), ermöglicht eine solch lebendige Auffassung und innere Aufnahme des Dargebotenen und damit ein wirkliches Verständnis der gesamten Kultur und besonders der unserer Tage, und dieses wiederum ruft eine Bereicherung des inneren Menschen und eine Vertiefung der Daseinsfreude hervor, wie es bisher kein anderes, noch so reichhaltiges Museum vermocht hat.

Sich selbst aber hat Volbehr in diesem Museum, das als Ganzes ein bewundernswertes Kunstwerk ist, ein Denkmal gesetzt, das den Stempel seiner persönlichen Eigenart tragen und seinen Namen künden wird, so lange es selber steht.



Moderne christliche Kunst in Konfirmandenscheinen und Konfirmandengaben

Aus der nunmehr schon einige Jahre dauernden Debatte über die Kunst für die christliche Jugend ist so viel als festes Resultat in weiten Kreisen anerkannt:

1. Die Konfirmation ist noch weit mehr als Weihnachten die Quelle, von der aus wir unsere deutsche Christenjugend mit echter Kunst speisen und sie zum Verständnis der neudeutschen Kunst erziehen können.

2. Es ist also die Aufgabe jedes Geistlichen, der an dem Ziele der neuprotestantischen Kunst mitarbeiten will, seinen Konfirmanden die Werke der neuprotestantischen Meister zu erschließen.

3. Für Steinhausen und Thoma ist dies schon seit Jahren geschehen. Nun aber müssen die beiden Künstler, in welchen das reformatorische Element noch stärker anklingt — Fritz von Uhde und Eduard von Gebhardt —, mit klarer Konsequenz der Jugend gezeigt, gedeutet, geschenkt und lieb gemacht werden.

Wer das nicht tut, beraubt unsere Jugend einer hochentwickelten psychologischen und nationalen Kunst, die wie Gebhardt in den Charaktertypen und Uhde sogar in Typen und Gewandung unsern Kindern die Art vor die Seele malt, wie deutsches frommes Empfinden heute die Heilands-Tatsachen innerlich erlebt.

Wir werden ja die Verbreitung der Afterkunst nicht so rasch verdrängen, da immer noch die künstlerisch ganz unerzogene Jugend zu den alten sentimentalen, buntscheckigen Bildern eher greift, als zu einem ernsten, feierlichen Uhde oder Gebhardt.

Als 4. Punkt steht weiter fest, daß der Konfirmandenschein aus dem vermaledeiten deutschen Warenhausgrundsatz herausgerettet werden muß: billig, schreiend und schlecht!

Der Konfirmandenschein ist zwar ein Massenprodukt, aber er darf keine Marktware, sondern muß eine Qualitätsware ersten Ranges sein — der Höhepunkt aller christlichen Volkskunst.

Es ist Tatsache, was das Volk selbst bezahlt, das hält es auch werter. Wir müssen also so weit kommen, daß die Mehrzahl der Konfirmanden ihre Scheine selbst bezahlt und dadurch zu einer feinen, höchsten Kunst kommt, die der einzelne Pfarrer nicht leicht erschwingen kann für alle Konfirmanden.

In diesem Sinne habe ich voriges Jahr sechs Konfirmandenscheine von Fritz von Uhde und Eduard von Gebhardt (beim Verlag Albrecht Dürerhaus in Berlin) herausgegeben: von Uhde: Seepredigt. Abendmahl. Grablegung. — Von Gebhardt: Bergpredigt. Nikodemus. Jesus und Maria. Die Ausstattung war eine rein künstlerische. Die Ornamente von einem modernen Fachmann gezeichnet. Der Preis war 35 ₰ pro Stück, 25 Stück 8 ℳ, 100 Stück 28 ℳ. — Das Bild war in vollster Wirkung und Größe, so daß es dem Kinde eine bestimmte religiöse Lebensidee in packender Anschauung mit auf den Weg gibt. Trotzdem diese meine Konfirmandenscheine wegen der hohen Verlag-Erwerbungskosten relativ teuer sein mußten, war der Erfolg ein durchschlagender. 50 000 Konfirmandenblätter der neudeutschen Kunst hängen jetzt an der Wand deutscher junger Christen. Und die Perspektive? — Wenn sich die Geistlichen in ebensolchen Massen in diesem Jahre entschließen, unsere Blätter echter Kunst auszuteilen, wie die Majorität jahrzehntelang größten Schund verteilt hat — ein dunkles Blatt in unserer künstlerischen Kultur — dann werden wir in kurzer Frist auch diese beste Kunst ebenso billig dem Verlangen des Volkes auftun können und in einigen Jahren werden unsere farbigen Scheine das kosten, was jetzt unsere einfarbigen kosten müssen — 35 ₰! Es ist also hier eine Kulturfrage der Volkskunst. Und da, wo die Geistlichen noch an der alten Tradition hängen, da mögen die Eltern und alle Schenkenden selbst solche künstlerischen Denkblätter befürworten oder anschaffen in einfachem, schönem Rahmen.

Es gibt Dinge, wo die Glieder der Kirche nicht immer erst auf die Weiterentwicklung der Kirche warten sollten, sondern wo die Laien selbst mit Hand anlegen müssen, und hier ist solch ein künstlerisches, kirchliches Kulturgebiet, in welchem der Laie volle Freiheit sich ausbedingen muß. An der inneren Religion der Kunst von Gebhardt und Uhde hat noch kein wirklich frommer Mensch gezweifelt.

Der Erfolg des letzten Jahres hat ein Dreifaches möglich gemacht: Die Erwerbung von zwei weiteren Blättern von Gebhardt: dessen berühmtes Abendmahl in der Berliner Nationalgalerie. Das Bild wird viele Herzen gewinnen. Ist es ja jetzt schon eines der begehrtesten religiösen Kunstblätter des Berliner Verlages. Ferner wurde neuerworben: Der segnende Christus von Gebhardt. Ein Bild, das die Brücke schlägt zwischen alter Tradition und moderner Kunst. — Der zweite Erfolg ist, daß die Blätter noch schöner ausgestattet werden konnten durch reiche, farbige Ornamentrahmen und daß die kostspielige Einsetzung von vorgedruckten Denksprüchen ohne Preiserhöhung möglich wurde. Der schönste Erfolg aber ist der, daß wir heuer den ersten farbigen Schein ausgeben dürfen: Jesus und Maria von Gebhardt (bester Vierfarbendruck von Bruckmann-München) — zu dem Preis von 50 ₰! Voriges Jahr mußten wir noch mit 1 ℳ rechnen! —

Ich werde mich freuen, wenn an diesen nüchternen Zahlen schon die Freunde eines Fortschritts der religiösen Kunst erkennen, wie stark Einigkeit macht!

Zur Reform der künstlerischen Konfirmandengeschenke habe ich ebenfalls die ersten Schritte tun können. (Ebenfalls Verlag Dürerhaus, Berlin, Kronenstraße.)

Es hat bisher an kurzen Darstellungen religiöser moderner Künstler gefehlt mit großen Bildern und einem Text, der nicht wie gewisse Publikationen das religiöse Moment lieber ableugnet als anerkennt.

Ich habe nun eine Serie begonnen mit:

I. Eugen Burnand-Album. Volksausgabe 1 M 50 Pf. Geschenkausgabe 2 M. — 8 große Bilder (circa 24 × 17 cm). 12 halbgroße Bilder. Darunter 7 Bilder aus den so rasch berühmt gewordenen „Gleichnissen". Burnand ist als neues Gestirn am Himmel der christlichen Kunst soeben aufgegangen. Seine „Gleichnisse" kosten vorläufig noch 120 M. Alles möchte sie sehen. Hier 7 Proben und dazu wunderbare religiöse Bilder einer ganz neuen Kunstart. Von Burnand wird man noch viel hören. Ich habe das Glück, auf Weihnachten dieses Jahrs die deutsche Volksausgabe herausgeben zu können, die ja sehnlichst erwartet wird. Dieses Album wird das Verständnis vorbereiten und immer unentbehrlich bleiben, da auch die Volksausgabe immerhin 8—10 M kosten muß bei der Vielheit der Bilder.

II. Eduard von Gebhardt-Album. 1 M 50 Pf. Geschenkausgabe mit farbigem Bild 2 M. — 12 große Bilder (24 × 17 cm) und 8 halbgroße Bilder. Dazu 3 Bilder im Text. (Text beider Monographien von D. David Koch.) Der Text gibt Leben, kunstgeschichtliche Bedeutung und Erklärung der einzelnen Bilder in kurzen Zügen.

Beide Albums zusammen bilden den Anfang einer Kunstbibliothek, die unsere Konfirmanden und alle kunstbeflissenen Freunde moderner religiöser Kunst langsam sich ergänzen können, da immer neue Serien erscheinen.

Eine weitere Konfirmandengabe sollen unsere 6 Osterbilder sein, die einfachen und höheren Ansprüchen genügen:

1. Heilig ist die Jugendzeit (von Feldmann, Gebhardt-Schüler). 10 Pf. Eignet sich auch als Erinnerungsblatt an Unterricht und Vaterhaus. Das Bild stellt dar, wie Jesus von Mutter Maria gelehrt wird in der traulichen Zimmermannswerkstatt.

2. In Jesu Nachfolge (Wehle). 10 Pf. Zugleich Erinnerungsblatt für Konfirmanden. Weitere 8 Bilder von Rethel, Richter, Steinhausen, Lessing und Karl Bauer usw. sind zu einer Ostermappe vereinigt (1 M 20 Pf).

3. Kinderparadies (vierfarbig) auf Karton nach Steinhausen. 20 Pf. Der Kindesjubel im Ostergarten bei den Hasen und Blumen paßt köstlich als Ostergruß für Jüngste und Alte.

4. Ich bin die Auferstehung (Jesus und Maria. Von Gebhardt). Vierfarbendruck, 50 Pf. Ein feinsinniges „Frauenblatt" — für Konfirmandinnen, Jungfrauenvereine, Diakonissen, Lehrerinnen. Ein Blatt zur Reform der sentimentalen, süßlichen Kunstliebhabereien weiter kirchlicher Kreise!

5. Tischgebet und 6. Kindersegnung von F. v. Uhde. (3.50 M.) Weit verbreitet schon, eine schöne Oster- und Konfirmationsgabe.

Zwei Osterfestkarten (nach Plastiken von Otto Lessing) wurden ausgegeben.

Aus allen diesen neuen Werken christlicher moderner Kunst sollte man schließen dürfen, daß auch auf Ostern und Konfirmation 1910 unsere evangelische Kirche in Sachen ihrer Kunstanschauung wieder einen Schritt weiter kommen müßte.

Meine Schuld soll es jedenfalls nicht sein, wenn unsere christliche Kunst im alten Schlendrian stecken bleibt — und die Halbkunst mit verweichlichten und leidenschaftlich frisierten Christusgestalten, die schon wieder auf den Markt klopft und harmlos mit dem immer noch schlechten künstlerischen Geschmack der kirchlichen Kreise rechnet, — wenn diese Afterkunst auch weiter wie ein Ölgötze in unserer guten protestantischen Kirche angebetet wird.

D. theol. David Koch





Eine deutsche Messe

Von

Dr. Karl Storck

Auch im Berliner Musikleben gibt es Festtage. Wer dieses Musikleben nicht nur als Genießender auszukosten strebt, sondern es auch vom Standpunkte der Bereicherung unseres ganzen Stoffgebietes, sagen wir, aus entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten verfolgt, dem ist es natürlich dann eine gesteigerte Festesfreude, wenn er den hohen Genuß nicht einem längst anerkannten Besitztum unserer Musikliteratur, sondern einem neuen Werke zu danken hat. Und wenn sich mit dieser künstlerischen Genugtuung die menschliche Freude verbindet, daß einem hochstrebenden Künstler nach langer Wartezeit die verdiente Anerkennung zuteil wird, so empfinden wir ein solches Geschehnis als eine Art Erlösung. Eine Erlösung — weil jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß manche starke Künstlerkraft lahmgelegt ist, daß mancher bedeutende Künstlergeist, der zu den Höhen berufen ist, in der Tretmühle des Alltags zerrieben wird, während die sensationslüsterne Oberflächlichkeit nur allzu leicht zu Erfolgen gelangt.

Einen solchen Festtag bereitete uns der treffliche philharmonische Chor unter der Führung seines ausgezeichneten Leiters, Siegfried Ochs, indem er Otto Taubmanns Deutsche Messe zu einer glänzenden, die höchste Bewunderung herausfordernden Aufführung brachte. In dem Programmbuch stehen vorn die nüchternen Angaben:

„Otto Taubmann ist am 8. März 1859 in Hamburg geboren. Seine musikalische Ausbildung genoß er auf dem Kgl. Konservatorium in Dresden unter der Leitung Franz Wüllners. Unter seinen Kompositionen sind die hauptsächlichsten: Der 13. Psalm für Chor, Soli und Orchester, Männerchöre a capella und solche mit Begleitung; zwei Opern: ‚Sängerweihe‘ und ‚Siegmar und Helica‘; Lieder für eine Singstimme; Kammermusikwerke und endlich die ‚Deutsche Messe‘. Taubmann lebt in Berlin. — Von der deutschen Messe sind das erste Stück

und der Schluß auf der Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins zu Dortmund aufgeführt worden. Alles übrige und somit das Werk in seiner Gesamtheit gelangt heute zum ersten Male zur Wiedergabe."

Es fehlt hierbei nur die Mitteilung, daß diese „deutsche Messe" seit zwölf Jahren vollendet ist, daß von den zwei Opern die „Sängerweihe" bis jetzt, glaube ich, in Elberfeld und in Dessau, „Siegmar und Helica" überhaupt noch nicht aufgeführt worden sind. Das Tragische einer solchen Künstlerlaufbahn mag man dann zwischen den Zeilen lesen. Da ist kein Titel, nichts von Professor oder Direktor zu finden, und es ist nicht ausdrücklich bemerkt, daß dieser Mann seit Jahren und Jahren in der Fron des täglichen Musikkritikdienstes, in schwerem Unterrichtgeben, sowie durch Bearbeiten von Klavierauszügen nach Werken anderer, glücklicherer Komponisten sein Brot verdienen mußte. Ich bewundere die ungeheure Energie und den herrlichen Idealismus, der sich in der Tatsache offenbart, daß über all dieser mehr kunsthandwerksmäßigen Arbeit der Künstler sich so stark zu behaupten wußte, daß er sich die Zeit und die Schwungkraft abgewann, so riesenhafte Werke zu schaffen.

Denn diese Deutsche Messe ist schon rein äußerlich ein Riesenwerk, wie schon der volle Titel sagt: „Eine deutsche Messe für vier Solostimmen, achtstimmigen Doppelchor, vierstimmigen gemischten Chor, vierstimmigen Knabenchor, Orchester und Orgel über der Heiligen Schrift entnommene Textworte mit Benutzung einiger deutschen Kirchenlieder und liturgischen Motive." Die Beherrschung dieses ungeheuren künstlerischen Apparates, der in mannigfachem Wechsel in seinen einzelnen Bestandteilen wie in der vollen Gesamtheit zur Verwendung gelangt, ist, ganz abgesehen von allem Können, eine ungeheure Arbeitsleistung.

Ich weiß sehr gut, was ich damit sage, wenn ich in aller Ruhe ausspreche, daß seit Händel und Bach für keinen Komponisten die riesenhaftesten Chormassen so durchaus natürliches Mitteilungsmittel gewesen sind, wie für Taubmann. Die ganze, kaum übersehbare Oratorienliteratur, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem deutschen Musikleben den Charakter gab, zeigt nicht wieder den Fall, daß gerade die Chorsprache so als allein zureichend für einen Musiker erscheint, wie bei Taubmann. Ich verstehe jetzt auch aus dieser Natur des Künstlers heraus, daß er in seinen Opern den Irrweg gehen konnte, den Chor als miterlebenden Erzähler einzustellen und so der Oper ein Element zuzuführen, das für ihren dramatischen Organismus noch viel zerstörender wirkt, als im gesprochenen Drama, wie es Schiller bei der „Braut von Messina" vorschwebte. Hier aber, in dieser deutschen Messe, ist der Chor nicht nur die natürliche Sprache des Komponisten, sondern auch das nächstliegende Ausdrucksmittel für den Inhalt.

Die äußere Anregung, eine deutsche Messe zu schaffen, dürfte der Komponist durch das „deutsche Requiem" von Brahms erhalten haben. Aber nicht mehr als die äußere Anregung. Der gedankliche Aufbau seines Werkes übertrifft das Vorbild. Zu der seit Jahrhunderten in granitner Monumentalität dastehenden katholischen lateinischen Messe, die wie kaum ein zweites Literaturdenkmal aus dem Bereich alles nur persönlichen Einzelnen in den der allgemein gültigen Objek-

tivität gerückt ist, unternahm es hier ein einzelner Mann, ein Gegenstück zu schaffen. Es ist eine für unsere vom mannigfaltigsten Subjektivismus beherrschte Zeit schier unbegreifliche Tatsache, daß es diesem Manne gelungen ist, ein Werk von seltener Ojektivität hinzustellen. Es gehörte dazu die gerade Gläubigkeit des Zeitalters, das uns die deutsche Bibel gebracht hat und ihr einfaches, aber in monumentalen Gegensätzen sich bewegendes Empfinden. Hier zeigt sich die schöne Einheitlichkeit dieser Künstlernatur. Denn diese „Objektivität" des Inhalts ist die dichterische Parallele zur musikalischen Chorsprache, der Mitteilungsform der Masse, der Gesamtheit.

Der Gedanke: „Des Herrn Augen schauen alle Lande, daß er stärke die, so von ganzem Herzen an ihm sind", beherrscht gewissermaßen als Motto das ganze Werk. Er ist der Grundtext, der in acht Abschnitten vertiefend umschrieben wird. Das Flehen an den „Tröster der Betrübten" erfüllt den ersten Teil: „Ach Herr, wie sind meiner Feinde so viel und setzen sich so viele wider mich. — Ich rufe mit meiner Stimme den Herrn, so erhöret er mich von seinem heiligen Berge." Mit diesen in unbestimmten Harmonien herumsuchenden und tief demütigen Weisen verbindet sich, von einem unsichtbaren Chore gesungen, der Choral: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen".

Der zweite Teil entspricht dem Gloria der Messe und preist die Herrlichkeit des „Herrn der Welt". Jauchzende Fanfaren, Doppelchor und Solostimmen vereinigen sich zum Triumphgesang: „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen, da man dir danket im Himmel". Eine darauffolgende achtstimmige Fuge, in der die weichere Stimmung zum Ausdruck kommt, die den Menschen erfüllt, weil er diesem gewaltigsten aller Herrscher sich nahen darf, ist ein Meisterstück musikalischer kontrapunktischer Arbeit.

Beim ersten Hören schwerer eingänglich ist der dritte Satz: das Glaubensbekenntnis. Der Komponist hat die Intonationsformel des Credo der einfachen Choralmesse als Eingangsthema gewählt.



Der Baß rezitiert zu diesem in Nachahmungen durchgeführten Motiv das Bekenntnis: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort". Dem Glaubensbekenntnis an Gott den Vater folgt der Tenor mit dem an Gott den Sohn, das an ein zweites liturgisches Motiv geknüpft erscheint:



Ein sehr feiner Zug vergeistigter musikalischer Kontrapunktik ist es, wenn diese beiden Motive trotz der verschiedenen Taktarten im Orchester gemeinsam klingen und so das Einssein von Vater und Sohn verkünden. Das Solistenquar-

tett verkündet in Gemeinschaft mit dem Chor die Sendung des eingeborenen Sohnes zur Erde. Dann bekennt zu einem dritten liturgischen Motiv



das Altsolo den Glauben an den heiligen Geist. Zu diesem Bekenntnisse mahnet wiederum der unsichtbare Chor mit des Apostels Worten: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark". Und die Orgel spielt dazu den Choral: „Nun bitten wir den heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist". Der Chor aber bekennt in tiefer Erschütterung, weshalb ihm der Glaube nottue:





(Gegenmotiv)





Des Menschen Bangen vor dem ewigen Gerichte, wenn dieses der Geringwertigkeit seiner Taten angemessen sein wird, tröstet ein Knabenchor mit dem Choral: „Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin".

Man erkennt aus dieser dürftigen Analyse, mit welch eindringlicher Gedankenarbeit der Musiker das Geistige dieses Glaubensbekenntnisses der christlichen Welt in seiner Sprache auszudrücken vermochte. Mit einer an das erhabene Beispiel Meister Johann Sebastians gemahnenden Kunst hat Taubmann hier in gewaltigen Fugen und Canons mit kontrapunktischer Meisterkunst die verschiedenartigsten Elemente zur Einheit zusammengezwungen. Es ist eine Anmaßung, die gerade gegenüber der Musik vom Laien so oft erhoben wird, daß ein in so ungewohnten Tiefen schürfendes Kunstwerk beim ersten Hören sich uns vollkommen offenbaren soll. Das ist natürlich ausgeschlossen. Gedankentiefe ist aber noch lange nicht trockene Gelehrsamkeit, und Gedankenarbeit braucht noch lange nicht künstlerisch unfruchtbare Gedankenhaftigkeit zu sein. Je eindringlicher man sich mit diesem Tonstücke befaßt, um so tiefer erkennt man, daß es dem Komponisten auch hier gelungen ist, sein geistiges Erleben in sinnlich reicher Musik auszusprechen.

Nun hat man zum Tröster der Betrübten gebetet (1. Teil), dem Herrn des Weltalls gehuldigt (2. Teil), den Glauben an den dreieinigen Gott bekannt (3. Teil).

So folgt im 4. und 5. Teil (dem Sanctus und Benedictus entsprechend) die Anbetung Gottes in seiner Heiligkeit (4. Teil) und der jauchzende Preis des Herrn der Welt (5. Teil).

Vor allem dieser fünfte Teil entwickelt sich aus einem von echtem Jubel erfüllten Grundthema heraus



zu einem Prachtstücke eines von höchstem dramatischen Leben erfüllten Chorbildes.

Die drei letzten Teile entsprechen den drei ersten, geistig und auch musikalisch, insofern hier vielfach die Motive der ersten drei Teile zumeist im Orchester mit dem neuen thematischen Material verbunden erscheinen und so die Wechselbeziehungen verdeutlichen.

Durch die Sendung Christi hat Gott jene „gestärkt, die von ganzem Herzen an ihm sind“. In einer wundervollen melodischen Eingebung verkündet ein Solo des Alts Christi Trostesworte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“.

Voll tiefer Zerknirschung ist der 7. Teil aus der zur Reue zwingenden Erkenntnis geflossen:



Das Orchester wiederholt dieses Thema immer wieder.

Der 8. Teil faßt noch einmal alles zusammen. Die Orchestereinleitung spielt nochmals den zum Schluß des siebenten Teils gesungenen Choralvers: „Christ ist erstanden“ und verbindet mit der Choralmelodie durch Zitate aus den früheren Teilen des Werkes die wichtigsten Momente der seelischen Entwicklung. Eine Nebeneinanderstellung möge auch diese vergeistigte Verwendung kontrapunktischer Kunstfertigkeit veranschaulichen:

Choral:	Antwort im Orchester:
„Christ ist erstanden“ —	„Heilig, heilig ist Gott, der Herr, der Allmächtige“ (Thema aus dem IV. Teil)
„Von der Marter allen“ —	„Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab“ (Thema aus dem III. Teil)
„Des soll'n wir alle froh sein“ —	„Jauchzet dem Herrn alle Welt“ (Thema aus dem V. Teil)
„Christ will unser Trost sein“ —	„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“ (Thema aus dem VI. Teil)
„Kyrieleis“ —	„Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name“ (Fanfaren aus dem II. Teil)

Danach ist nun die Bahn frei für ein fröhliches Aufatmen der Seele, ein Glücklichwerden in der Gotteskindschaft. Mit einem Thema voll plastischer Anschaulichkeit setzen die Singstimmen ein.



„Wie lieblich sind auf den Bergen die Fü-ße der Bo-ten, die da Frieden verkündigen."

Aus der heiteren Fröhlichkeit entwickelt sich die kraftvolle Zuversicht:



„Dann werden die Ge-rechten leuch - ten wie die Son-ne in ihres Vaters Reich."

Zu der gewaltigen Doppelfuge, die diesen Teil abschließt, erklingt der Choral: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr' und Dank für seine Gnaden.... All Fehde hat ein Ende".

Vom Hilferuf aus der Angst der Todesumfangenheit, in der wir uns „mitten im Leben" befinden, sind wir hinaufgeführt zur beseligenden Gewißheit: „All Fehde hat ein Ende". Durch Kampf zum Sieg! durch Nacht zum Licht! ist so der Gedankengang auch dieses großangelegten Werkes, das bei aller Vielheit sich zu einer prachtvollen Einheit zusammenschließt.

Nun wollen auch wir die vielen trüben Gedanken zurückdrängen, die sich in uns aufbäumen, wenn wir erwägen, daß dieses Werk zwölf Jahre lang auf die erste Aufführung warten mußte, und hoffen, daß die Tat des philharmonischen Chores Nachfolge findet bei allen großen, leistungsfähigen Chorverbänden, so weit die deutsche Zunge klingt.



Über Franz Liszt

Als im August 1876 zum erstenmal die „Walküre" in Bayreuth ertönte, soll Wagner bei der Stelle, da Sieglinde träumt: „Kehrte der Vater nun heim!" den neben ihm stehenden Liszt angestoßen und ihm zugeflüstert haben: „Du! Paß auf! Jetzt kommt deine Faustsymphonie", worauf jener antwortete: „Das ist gut! So bekomme ich sie doch wenigstens einmal zu hören!" Si non è vero è ben trovato. In der Anekdote liegt beschlossen die Andeutung jenes Charakters, dem eine grenzenlose Güte, eine makellose Hoheit verliehen war, die man vielleicht wahrhaft einzig nennen darf; einen Charakter, der einem durch eine soeben erschienene neue Biographie (Dr. Julius Kapp, Franz Liszt, Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler, 8⁰, XVI u. 608 S., mit vielen Abb. ungeb. 10 M) wieder recht lebhaft zu Gemüte geführt worden ist.

Dort liest man den Ausspruch Adolf Stahrs, den er tat, als er nur einen Bruchteil von des großen Meisters Wohltaten kannte: „Du solltest eigentlich Helferich statt Franz heißen, denn eine hilfsbereitere Menschenseele wie dich habe ich in meinem ganzen Leben nie kennen gelernt!" Schon als jugendlicher Virtuos, zur Zeit, wann ein gewisser Egoismus uns eigentlich

als unzertrennlich vom Genie gilt, zeichnete er sich durch diese milde Tugend aus, und für jede Einnahme, die er für sich erarbeitete, erarbeitete er ein halb Dutzend für wohltätige Zwecke, gegenüber jeder Propaganda für eigene Werke förderte er ein dutzendmal das Schaffen anderer. So schrieb er, als er 1837 in Lyon die Not zu mildern suchte: „Ich habe mir immer eine Pflicht daraus gemacht, mich bei jeder Gelegenheit Wohltätigkeitsvereinen anzuschließen. Nur tags nach dem Konzert, in welchem ich mitgewirkt, wenn die Unternehmer sich beglückwünschten und sich der Einnahme rühmten, entfernte ich mich gesenkten Hauptes; ich dachte daran, daß bei der Teilung auf eine Familie doch kaum ein Pfund Brot käme, um sich satt zu essen, kaum ein Bündel Holz, um sich erwärmen zu können!" Besonders für seine Fachgenossen hat er gesorgt, wie für deren Arbeit, so für deren Ehre und deren Person, ohne Ansehen der Richtung: hat doch z. B. Robert Franz gesagt: „Ohne ihn hätte ich verhungern können." Von dem fast übernatürlichen Grad seiner schönen Menschlichkeit gibt die eine Anekdote, die Dr. Kapp erzählt, einen Begriff. Man hatte (1884) Gelddiebstähle bei Liszt wahrgenommen und fahndete schon seit geraumer Zeit auf den Verbrecher: „Da gelang es dem Diener Liszts eines Tags, den Dieb zu fassen, wie er mit einem Nachschlüssel aus Liszts Schreibtisch Geld entnahm. Und er entpuppte sich als — — einer von Liszts ältesten Freunden! Liszt kam gerade dazu; raschen Blicks übersah er die Situation, und obwohl im Innersten erschüttert, bewahrte er doch seine weltmännische Ruhe so weit, seinen Freund dem Diener gegenüber zu decken. Er sagte scheltend: ‚Aber Mischka, was fällt Ihnen denn ein! Lassen Sie augenblicklich Herrn X. los, ich gab ihm eben selbst den Schlüssel, für mich etwas zu holen.' Auch der Welt gegenüber hielt er äußerlich den Verkehr mit diesem Herrn aufrecht, aber der Vorfall hatte ihm, der in seiner unendlichen Güte so etwas gar nicht fassen konnte, einen bitteren Schmerz bereitet."

Doch das sind ja alles nur Fälle, die uns als „documents humains" erfreuen können, deren Wirkung sich aber auf die einzelnen beschränkte. Seiner Liebe und seiner Begeisterung aber verdankt die Allgemeinheit etwas viel Größeres als Almosen, verdankt sie die neue Musik. Wir wissen jetzt allgemein, daß Liszt und nur Liszt es gewesen ist, der Wagner ermöglicht hat. In diesem Buche finden wir wieder das schöne Bekenntnis Wagners, in dem er nicht einen Strich zu stark aufsetzt, den berühmten Trinkspruch auf Liszt, nach der ersten Nibelungen-Aufführung in Bayreuth: „Hier ist derjenige, welcher mir zuerst den Glauben entgegengetragen, als noch keiner etwas von mir wußte, und ohne den Sie heute vielleicht keine Note von mir gehört haben würden, mein lieber Freund — Franz Liszt." Wenn man bedenkt, daß die große Welt mit der Erkenntnis ja eigentlich erst im Verlauf der achtziger Jahre nachgehinkt hat, so erscheint das frühe Erfassen von Wagners Größe fast märchenhaft. Die Nibelungen lernte er im Werden kennen und schrieb schon 1856: „Ungeachtet meines Unwohlseins verlebe ich hier mit Wagner prächtige Tage und durchsättige mich an seiner Nibelungenwelt, von welcher unsre Handwerksmusiker und leeres Stroh dreschenden Kritiker noch keine Ahnung haben können."

Prächtig wird dieser Pionierdienst Liszts für die neue Musik überhaupt, die große Weimarer Zeit (1848—1861) in Kapps Buch geschildert. Wagner war ja nur ein Teil des Ganzen, für das er sich einsetzte, — wiederum mit einer beispiellosen Selbstlosigkeit. „Dieses mutige Eintreten Liszts für die Werke seines Freundes rief nun fast die ganze Musikwelt gegen ihn unter Waffen. Und zwar richteten sich diese Angriffe nicht so sehr gegen diese Werke selbst, als gegen den, der es wagte, sie durchsetzen zu wollen. Die Gegner fühlten ganz richtig, daß das kühne, unermüdliche Ringen Liszts für den Fortschritt ihnen und ihrer Zopfigkeit weit gefährlicher werden könne als das Neue selbst. Es galt daher mit allen Mitteln ihn unschädlich zu machen." Sie klammerten sich namentlich mit Wut „an ihn selbst und sein eigenes Schaffen; seine eigenen Schöpfungen waren auf Jahrzehnte hinaus mit dem Banne belegt und ihr Durchdringen, zumal ihr Schöpfer, so rückhaltlos er für andere eintrat, — für sich selbst in vornehmer Bescheidenheit nicht kämpfte." Es trat wieder einmal der Fall ein, daß derjenige, dessen Meinung andere freudig als Gesetz hätten annehmen sollen, die, denen er wohlwollte, vor einer lauten

Inanspruchnahme seines Namens warnen mußte. So schrieb er meinem Vater einmal am 1. Juni 1860 aus Weimar: „Von meinen besten und nachdrücklichsten Empfehlungen in der ... Angelegenheit bitte ich Sie gänzlich versichert zu sein. Indes ist es geraten, unter den vorhandenen leidigen Zuständen, hierorts wie anderwärts, nichts von meinem etwaigen, jedenfalls sehr widersprochenen Einfluß dabei verlauten zu lassen. Ohne Geheimniskrämerei bleibt Schweigen füglich und in ähnlichen Dingen notwendig. Wenn es an der Zeit sein wird, die Sache zu fördern, erhalten Sie nähere Mitteilung. Einstweilen empfangen Sie, geehrter Herr, die Versicherung der ausgezeichneten Achtung und Teilnahme, mit welcher Ihnen in bekannter Gesinnung verbleibt, freundlichst ergeben, F. Liszt."

Einige wenige, wie Richard Wagner, haben ihm diese Freundschaft vergolten. Wie schön schreibt er nach Liszts Besuch 1853 in Zürich: „Nachdem wir Dich uns hatten entführen sehen, sprach ich mit Georg (Herwegh) kein Wort mehr: still kehrte ich nach Haus zurück, Schweigen herrschte überall! So ward Dein Abschied gefeiert — Du lieber Mensch: aller Glanz war von uns gewichen! O, komm bald wieder! Lebe recht lange mit uns! Wenn Du wüßtest, welche Gottesspuren Du hier hinterlassen: alles ist edler und milder geworden, Großheit lebt in engen Gemütern auf — und Wehmut deckt alles zu." Wie herrlich auch ist der Brief an Liszt vom 23. Februar 1859 (Seite 364), in dem er seinen Anteil am inneren Kummer des Freundes fordert. Auch für seine Musik hatte er das Verständnis, wie der schöne Brief an die Fürstin Wittgenstein, geschrieben am 3. Juni 1854, zeigt. „Liszt finde ich jetzt mehr als je bewunderungswürdig; der Schweigsame, wie laut spricht alles, was er tut! Seine vielseitige künstlerische Tätigkeit setzt mich in Erstaunen: wiewohl ich weiß, daß wir nur so das Leiden ertragen können. — Seine Programme reizen mich so, daß ich das Bekanntwerden mit den ‚symphonischen Dichtungen' selbst als das Begehrenswerteste ersehne, was mir auf dem Felde der Kunst irgend zu erwarten steht."

Wenn Dr. Kapp dann sagt: „Wagner hatte einen Liszt, der ihn der Welt geradezu aufzwang, doch Liszt — hatte niemand. Und all die vielen, denen er selbst einst geholfen, für ihn hatten sie später keine Zeit. In Bayreuth ist z. B. bis zum heutigen Tage kaum eine Note Lisztscher Musik erklungen, und Wagner hat in seinem ganzen Leben, auch später in den Konzerten für den Bayreuthfonds nie ein Lisztsches Werk dirigiert", so wird man die Entschuldigung für Wagner leicht finden, nicht so auch für Bayreuth, am allerwenigsten für die „vielen". Wie haben sie — die Schumann, Joachim, leider auch Bülow, in anderer Weise die Brahms, Berlioz, Draeseke usw. — das, was er für sie getan hat, ihm vergolten! Durch schnöden Undank! Alle waren sie kleinlich, und zuletzt, aus doch persönlichen Motiven, verachteten sie sein Schaffen. Es ist schier staunenswert, wie erhaben aber Liszt selbst über Persönlichkeiten war. Keine Kränkung seitens eines Mannes, dessen Kunst er schätzte, konnte ihn verhindern, auch fernerhin für ihn zu wirken. Das kann man in diesem Buch oft nachlesen.

Die Biographie Dr. Kapps ist kein sechsbändiger Glasenapp. Oft deutet er eine Begebenheit an und verweist für das Nähere auf ein verwandtes Werk, um seinen eigenen Text innerhalb verhältnismäßig bescheidener Grenzen halten zu können. Die Begebenheiten im Leben Liszts werden anschaulich geschildert, und wir erhalten ein treffliches Bild von dem Menschen. Ganz besondere Sorgfalt wird aber auch nun auf den schaffenden Künstler verwendet. Die einzelnen Perioden, Kompositionsfächer und Werke werden hervorgehoben und es wird darauf hingewiesen, wieviel sich die musikliebende Menschheit immer noch entgehen läßt, bis sie sich einmal diesen Großen zu eigen macht, wie sie es mit den anderen Meistern gemacht hat. Wie wenig wird er in seiner Eigenschaft als Bahnbrecher auch hier erkannt. An Bülow hat Wagner im Jahre 1856 geschrieben: „So gibt es vieles, was wir unter uns gern zugestehen, z. B. daß ich seit meiner Bekanntschaft mit Liszts Kompositionen ein ganz anderer Kerl als Harmoniker geworden bin, als ich vordem war." Vielleicht liegt das Geheimnis der wunderbaren Wirkung seiner Musik in seiner prachtvollen Deklamation. Eine Melodie entfaltet sich

bei ihm gleichsam wie die Stimme beim Sprechen. Und der seelische Gehalt seiner Themen entspricht demjenigen, der sich in den Modulationen der menschlichen Stimme im Affekt verkörpert, wie bei fast keinem anderen Meister. Das scheint mir der Kern seiner dramatischen Wirkung, der Schlüssel zu seiner Auffassung der Musik als „Programmusik“ zu sein.

Hans W. Singer



Viktor Hansmann †

Es ist sehr schwer, den Ton zu einem Nachruf für Fernerstehende zu finden, wenn es sich um einen Menschen handelt, der unserem Herzen und Geiste denkbar nahe gestanden hat. Ich habe in Viktor Hansmann einen sehr lieben Freund verloren. Und so wird manchem mein Urteil über den Komponisten als befangen erscheinen. Ich selber bin mir freilich sicher, bei der Beurteilung des Schaffens dieses Musikers so streng verfahren zu sein, wie nur je zeitgenössischem Schaffen gegenüber. Denn meine Freundschaft zum Menschen Hansmann war eine Folge der Liebe zu seiner Musik, die ich vor ihrem Schöpfer kannte. Danach allerdings hat er seit Jahren keine Zeile mehr geschaffen, die er mir nicht schon in der Skizze vorlegte. Und die Erinnerung an jene Abende wird mir dauernd zum kostbarsten Lebensbesitze gehören, an denen er, in vorgerückter Stunde bereits, wenn nur die Intimsten beisammen waren, auf einmal sagte: „Ich habe auch etwas Neues bei mir.“ Auf unser aller Verlangen ging er dann hinaus und holte aus der tiefgründigen Innentasche seines Mantels die Notenblätter, auf denen in zunächst für jeden anderen unverständlichen Zeichen die neue Komposition festgelegt war. Dann ging er an den Flügel und sang — seit etwa zwei Jahren sind fast nur Lieder entstanden — mit jener charakteristischen Komponistenstimme, die so gar keinen Klangreiz hat und doch so wunderbar ausdrucksvoll ist, das neue Lied, nachdem er zuvor eindringlich die Dichtung vorgetragen hatte. Ohne daß einer von uns den Wunsch äußerte, sang er das Lied ein zweites Mal. Dann wurde der dritte Vortrag bereits verlangt, und nun erst ging es an ein Analysieren und Besprechen, wobei er meistens ganz still zuhörte und nur selten auf Einzelheiten hinwies, die in der Regel die gleiche Bedeutung hatten: scheinbar Auseinandergehendes wieder zur Einheit zusammenzuschmieden.

Diese wunderbaren Abendstunden — wie oft gingen sie tief in die Nacht — sind also nun für immer vorbei! Vorbei der ausgelassene Humor, mit dem er manches Prunkstück des Udel-Quartetts, das er verschiedene Male auf seinen Reisen als Klavierspieler begleitet hatte, zwerchfellerschütternd vortrug; vorbei auch die Abende, an denen eine ganze Oper am Klavier durchgespielt und durchgesungen wurde!

Nur 38 Jahre alt ist er geworden. Ein heimtückisches, allen unerklärliches Leiden hat ihn aus der schönsten Manneskraft hinweggewürgt. Einen schönen Tod freilich hat er gehabt. Bis zur letzten Minute erhoffte er die sichere Genesung; hundertfältig waren die Beweise, daß sein Schaffen doch schon eine weitverzweigte Gemeinde von einzelnen besaß, und er sehnte sich nach der Stunde, in der er den zurückgehaltenen Strom neuen Schaffens in frischer Arbeit hinausströmen lassen konnte. „Ich habe meine Oper ganz fertig; ich brauche sie bloß hinzuschreiben“, sagte er mir noch an einem der letzten Tage seines Lebens. Und dieses Wort bestätigte mir, wie richtig ich seine Arbeitsweise aufgefaßt hatte. Denn vom Text dieser Oper war noch kein Wort geschrieben. Nur das gesamte Szenarium und die genaue Entwicklung des Geschehens und der Charaktere, der gesamte seelische Gehalt des Werkes waren lange und gründlich mit dem Textdichter durchberaten worden. Also trotzdem er jedem einzelnen Wort den sinngemäßen Ausdruck in der Musik suchte, konnte er seine Oper innerlich fertig haben, bevor er diese Worte

kannte. Und zwar gerade weil er ein echter Musikdramatiker war! Das Seelendrama stand ja fest, und das Seelendrama mitzuteilen, ist die Aufgabe des Musikdramatikers. Aus dieser Auffassung heraus muß er zum sinfonischen Gestalten der Musik kommen.

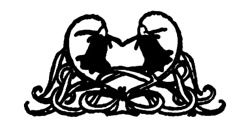
Hansmann hätte uns jetzt ein reifes Werk seiner vollerblühten Kunst geben können. „Die Nazarener", die vor drei Jahren in Braunschweig einen glänzenden Erfolg hatten und, wenn dieses Heft erscheint, aufs neue ihre Lebensfähigkeit erwiesen haben werden, sind schon vor zwölf Jahren vollendet gewesen, waren also die Schöpfung eines Sechsundzwanzigjährigen. Und die Oper „Enoch Arden", die im Berliner Opernhaus 1897 in Szene ging, hatte der Neunzehnjährige geschaffen.

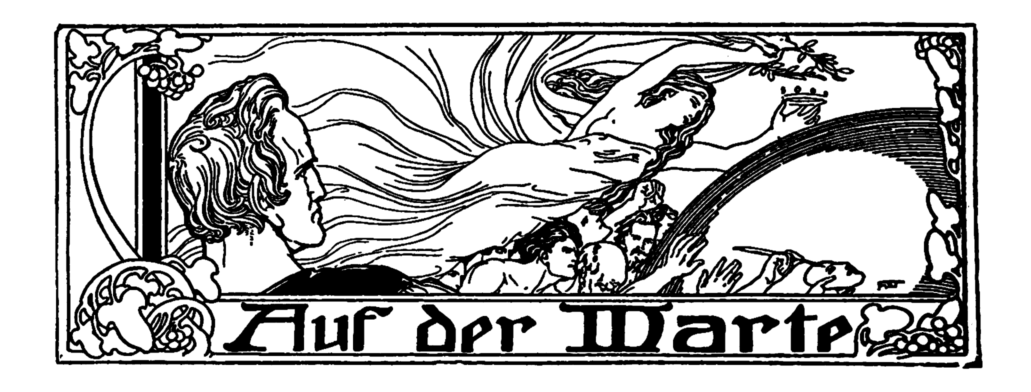
Es hülfe jetzt wenig, sich das Gedenken zu verbittern durch die Erwägung, wie unendlich schwer es einem deutschen Komponisten, für dessen Opern die berufensten Beurteiler (ich nenne unter vielen nur die Kapellmeister Schuch in Dresden und Dr. Muck in Berlin) die glänzendsten Urteile abgegeben haben, fällt, eines seiner Werke auf einer Bühne zu Gehör zu bekommen. Und die Schamröte schlägt einem ins Gesicht, wenn man sieht, wie jedes ausländische Werk, das in diesem Auslande einen knappen Erfolg errungen hat, ja womöglich durchgefallen ist, auf deutschen Bühnen zur Aufführung kommt, während ein sehr starker Erfolg auf einer deutschen Provinzbühne gar keine Wirkung ausübt. Aber was Viktor Hansmann in dieser Hinsicht erleben mußte, tragen auch viele andere deutsche Komponisten. Und es wird hier nicht anders werden, bevor sich nicht die ernsten deutschen Kunstfreunde zu einem Bunde zusammenschließen, der Druck auszuüben vermag auf die Leitung unserer Bühnen.

Wie ungeheuer lähmend diese Schwierigkeit, an die Öffentlichkeit zu kommen, auf einem Komponisten lastet, kann sich der Uneingeweihte kaum vorstellen. Ich weiß — in diesem Falle Hansmann —, wie manches bedeutende innerlich fertige Werk ungeschrieben mit ins Grab genommen wurde. So soll es unsere Sorge sein, wenigstens den reichen Nachlaß allmählich ans Licht zu bringen, soweit das bei Musik die Drucklegung vermag. 36 Lieder sind vor etwa drei Jahren erschienen (Berlin, Fritz Stahl), weitere werden bald folgen. Ich mache jeden Freund einer wirklich tiefdringenden Liedkunst nachdrücklich auf diese Schöpfungen aufmerksam. Diese herb männliche Natur wird nicht im ersten Ansturm gewonnen. Die Lieder verlangen eine hingebende Beschäftigung. Dann aber lohnen sie in reichstem Maße. Tiefes Empfinden hat hier einen ganz eigenartigen und dabei niemals gesuchten musikalischen Ausdruck gefunden. Hansmanns Harmonik und Stimmführung vereinigt in ganz natürlichstem Flusse die durch Wagner und Brahms erschlossenen Quellen und lenkt sie in ein von beiden unabhängiges Bett.

Aus alter Erfahrung habe ich keine große Hoffnung auf das öffentliche Wirken der Konzertsänger. Der Fall Hugo Wolf ist da doch lehrreich genug. Auch seine Lieder haben jahrelang wie Blei bei den Verlegern gelegen, und die wenigen Sänger ließen sich als Opferhelden feiern, die sich entschlossen, in vereinzelten Fällen einzelne Lieder von ihm zu singen. Heute fehlt sein Name kaum auf einem Programm. Es waren die einzelnen Musikfreunde, die dieser Kunst den Weg bahnten. Ein Gleiches hoffe ich von allen ernsten Kunstfreunden für Viktor Hansmanns allzufrüh verstummte Muse.

Karl Storck





Die Miniaturbühne, ein weiteres Anschauungsmittel im Dienste der Volksbildung

Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn man auf der Suche nach Neuem auf etwas kommt, was ehedem, wenn auch nur in ähnlicher Weise, schon vorhanden war, aus irgendeinem Grunde jedoch in die Vergessenheit gesunken oder in der Alltäglichkeit minderwertig gemacht worden ist. Ben Akibas „Alles schon dagewesen" steht eben fest. Auf diese Gutzkowsche Weisheit stieß diesmal auch ich bei dem Fördernwollen des Verstehens und Lesens unserer bereits in Buchform erschienenen Dramen in den untersten Volksschichten. Das öftere: „Tauschen Sie mir dieses Buch um, es enthält Schauspiele, die ich nicht fassen kann, weil mir das Auseinanderhalten der Personen nicht möglich ist" bei den Ausleihern der mir unterstellten städtischen Volksbibliothek zwang mich zum Nachdenken. Wie kann hier geholfen werden? Sagte doch Schiller mit Recht: „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie."

In größeren Städten, wo eigene Theater bestehen oder wenigstens Gastspiele stattfinden, ist solches leicht. Da erfüllen billige Volksvorstellungen ihre Bildungsaufgabe und leiten zum Lesen des gesehenen Stückes bzw. über den darin behandelten Stoff. Dies läßt sich in der hiesigen städtischen Volkslesehalle genau feststellen. Hier habe ich vor dreieinhalb Jahren ein Theaterpult eingerichtet, das während der Spielzeit täglich die Theaterzettel des Heidelberger Stadt- und Mannheimer Hoftheaters zeigt und darunter die vorgesehenen Stücke zum örtlichen Lesen bereithält. Bei Opern liegt das Textbuch bereit sowie eine Liste der zum Ausleihen vorhandenen Musikalien (Noten für Gesang und Instrumente). Von dieser Gelegenheit wird reichlich Gebrauch gemacht. Aber was machen Orte, die nicht über ähnliche Institute verfügen? Beim Vorlegen dieser Frage kam mir folgender Gedanke, und zwar schon gelegentlich der Bearbeitung meines geplanten Volkskinderheimes (vgl. Nr. 7 der „Volksbildung" von 1909): die Schaffung eines Miniaturtheaters mit Puppen.

Was Indien schon etwa um das Jahr 400 v. Chr. kannte, was Herodots Geschichtswerke (484—424 v. Chr.) die Ägypter haben läßt, was laut Homers Dichtungen bereits Griechenland und Rom bekannt war, schien mir — allerdings nach entsprechender Modernisierung — für vorliegende Zwecke verwendbar. Und daß diese Kleintheater von Anbeginn an auf Erziehung zielten, beweise G. Weissteins Abhandlung über „die kleinen dramatischen Künste", worin u. a. erwähnt wird, daß der Physiker Heron von Alexandria (um 100 v. Chr.) ein kleines Theater erfand, auf dem Szenen aus dem Trojanischen Krieg dargestellt werden konnten, und zwar derart, daß hierbei der ganze Schiffsbau usw. mit an Drähten hängenden und so beweglich gemachten Holzfiguren dargestellt wurde. Araber brachten diese Ausdenkung nach Europa. In den Klöstern im Mittelalter sind dann solche Bühnen zur Kinderunterweisung benützt worden. Spanien und Italien bekamen zu Beginn des 16. Jahrhunderts diese Kleintheater, die sich

bald auch bei den Schriftstellern einer wachsenden Beachtung erfreuten und von vielen besonders bearbeitete Stücke erhielten. In Frankreich, wo der Name „Marionettentheater“ aufkam, wurde es unter Ludwig XIV. von Kardinal Mazarin anfangs zu religiösen Schaustellungen benützt. Nach Deutschland kam diese Einrichtung um das Jahr 1670 und begann mit der Wiedergabe seines volkstümlichen Faustmärchens. Mit der Zeit verloren diese kleinen Theater ihren erzieherischen Wert. Sie wuchsen sich zu Erwerbsquellen aus, wurden zum Umherziehen eingerichtet und verflachten sich im gewöhnlichen Leben so, daß heute nicht viel mehr von ihrem alten Ruhm zu merken ist. Aber wie vielem ist es schon so ergangen, und neugeboren erstand es wieder aus Schutt und Asche im Glanze einer neuen Zeit. Sollte dies nicht auch bei der Miniaturbühne möglich sein? Dürfte es sich nicht lohnen, mit dem, was die geistreiche Schriftstellerin Georges Sand fesseln und auf unseren großen Goethe einen so gewaltigen Eindruck machen konnte, einen Versuch zum Besten des Volkes zu machen?

„Probieren geht über studieren“, sagt der Volksmund. Und da die Schaffung einer Miniaturbühne auch in größeren Städten nicht überflüssig ist — denn auch dort kann sie, selbst wenn keine weitere Aufgabe ihrer harrt, viel leisten, wenn sie diejenigen guten Spielstücke erhält, die das große Theater aus meist nicht rein künstlerischen Gründen nicht mehr zur Aufführung bringt —, so sei mir gestattet, hier über ein weiteres Hilfsmittel im Volksbildungswesen zu berichten.

„Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet“, schrieb unser Schiller. Jedem Menschen sei deshalb Gelegenheit gegeben, sich von Zeit zu Zeit eine gediegene Theateraufführung ansehen zu können. Lassen Sie es mich auf meine Art versuchen, dies zu ermöglichen.

Mein Modell, welches am 10. November erstmals öffentlich ausgestellt wurde, um zu Schillers 150. Geburtstage mit einer Apotheose auf den Lieblingsdichter des deutschen Volkes zur Verschönerung der geplanten Gedenkausstellung in den städtischen Lesezimmern beizutragen, ist wie folgt angefertigt:

Die Grundlage bildet ein 60 cm langes, 50 cm breites mittelstarkes Brett, aus dessen Mitte eine mit nach unten aufgehendem Klappdeckel versehene Öffnung als Versenkung ausgeschnitten ist. Die vordere Langseite trägt das Proszenium, welches aus zwei Säulen, Fuß sowie Giebelfeld besteht und nach rückwärts umlegbar ist. Die mit Handkurbeln versehenen Vorhänge (Akt- und Szenenvorhang) laufen in Ringschrauben, die an den Rückseiten der erwähnten Säulen eingedreht sind. In der Mitte der Rücklangseite ist, zum Umklappen nach vorn, das Haltegestell für die Dekorationshintergründe befestigt. Es besteht aus zwei leicht ausgefrästen Seitenlatten, welche mit Querhölzern verbunden sind. In der Höhe der Bühnenöffnung sind Proszeniums- und Hintergrundsgestell durch je einen aushängbaren Seitenstab verbunden, auf welchen sich die Kulissengeschiebe befinden. Über diesen Stäben läuft in Rollen die „Flugschnur“, welche zum Bewegen der Engelsgestalten usw. dient. Die Kulissen (je 4 auf beiden Seiten) sind in gelinder Rückneigung zum Hintergrund gestellt und nähern sich nach hinten zu immer mehr dem inneren eigentlichen Spielplatz. In den Gängen zwischen dem Proszenium und den beiderseitigen ersten Kulissen, diesen und den zweiten, diesen und den dritten, diesen und den vierten, endlich diesen und dem Hintergrund befinden sich die die ganze Bühnenbreite überspannenden, in Rollen gehenden „Laufschnuren“, welche je einen Blechschleifwagen für die Puppen führen und zur Bewegung der letzteren dienen. Über den Vorhangwellen am rückseitigen Proszenium sind, nach den Kopfenden der Seitengeschiebe des Hintergrundgestelles ziehend, die beiden Drahtstängchen eingehängt, welche die entsprechend durchlochten Soffitten tragen. Alle Holz- und Metallteile sind dunkel gestrichen, weil nichts auffallend in Erscheinung treten darf. Die Vorderseite des Proszeniums, als die Hauptansicht, ist mit geschmackvollem Ölfarbenanstrich versehen. Als Lichtquelle dient eine mittelgroße Petroleumlampe, deren seitlich zusammengebogener Messingrückschirm Halter für vorhängbare rote

und blaue Dünnpapierflächen hat. Zur Bedienung der Versenkung sowie für Massenauftritte sind besondere, zum Hineinstellen der Puppen mit Einschnitten versehene Hilfsbretter vorhanden. Außerdem sind noch verschiedene, doch leicht beschaffbare Gegenstände nötig, wie Donnerpappe, Windklapper usw. Die Miniaturbühne ruht auf einem Tisch ohne Platte (wegen der Versenkungstätigkeit) — zwei umgekehrt aufeinandergestellte Stühle tun es auch —, der in die Türöffnung zwischen zwei Zimmer gestellt und mit Vorhängen verkleidet wird. Ein Zimmer faßt die Spielenden, das andere, verdunkelte, die Zuschauer. Bei Saalvorführungen trifft man mit Hilfe von Wandschirmen eine ähnliche Raumeinteilung. Ein über der Bühne aufgestellter Phonograph füllt die Pausen aus und begleitet bei Opern. Außer Benützung kann das ganze Theatergestell, dank der Klappvorrichtungen, so zusammengelegt werden, daß es nur geringen Platz zum Aufbewahren beansprucht und leicht zu transportieren ist. Dies ist der äußere Rahmen des Gedachten.

Nun zu dem, was das beschriebene Gestell aufnehmen soll, um mit am meisten wahr zu machen, was Lessing in seiner Dramaturgie schrieb: „Die Vollkommenheit eines Schauspieles besteht in der so genauen Nachahmung einer Handlung, daß der ohne Unterbrechung betrogene Zuschauer bei der Handlung selbst gegenwärtig zu sein glaubt." Zu den Dekorationsstücken nämlich. Zwei deutsche Verleger befassen sich vornehmlich mit der Herstellung von erzieherisch wirkendem Papierspielzeug und leisten hier große Dienste: Schreiber in Eßlingen und Scholz in Mainz. Erstgenannte Firma habe ich gewählt. Über hundert verschiedene vollständige Bühnenausstattungen, also Hintergründe, Kulissen, Soffiten, Versetzstücke (Möbel, Bäume, Felsen usw.) sowie Puppen sind bis jetzt erschienen. Diese Papierbogen werden auf mittelstarke Pappe aufgezogen und ausgeschnitten. Für solche Kleinbühnen, die nur vor der Jugend in Tätigkeit kommen sollen, sind zu etwa hundert bekannten Schauspielen und Opern entsprechende, zum Teil sehr gut gearbeitete Textbücher hergestellt. In den Lesezimmern der von mir verwalteten städtischen Volkslesehalle habe ich u. a. eine Sammlung „Kind und Kunst" zusammengestellt, welche neben vielen erzieherischen Spielgaben auch Probestücke der hier in Betracht kommenden Arten enthält, und ich freue mich immer, wenn ich jemanden zur Anschaffung solcher echten Geschenke für unsere Jugend anspornen kann.

Und was kann man mit dem Ding anfangen? Sicherlich wollen Sie das fragen. Lassen Sie mich Ihnen darauf mitteilen, daß ich im Laufe des 1908/09er Winters an meinen dienstfreien Sonntagabenden Faust I. Teil, Egmont, alle Schillerstücke, Zriny, Käthchen von Heilbronn, die Rabensteinerin, Preciosa, Wagners Fliegenden Holländer (als Schauspiel mit Musikeinlagen und Gesängen unter Zuhilfenahme des Phonographen und Klaviers), viele Shakespearesche Lustspiele, Nathan, die Ahnfrau, das Heidelberger Heimatschauspiel Jörg Trugenhoffen von Rudolf Stratz und vieles andere vor Bekannten und Freunden aufgeführt habe, und zwar ohne fremde Hilfe, also gleichzeitig als Regisseur, Kapellmeister und Leser aller Texte amtierend. Daß solche Spielabende, insbesondere auch durch die im Anschluß an die Stücke entstehenden Unterhaltungen in den Pausen eigenartig interessant sind, bedarf wohl keiner Sondererwähnung. Aber was die Miniaturbühne im Wohnhaus leistet, das kann sie auch im Jugendheim, im Schulsaal, im Stammlokal kleiner Vereinigungen, wie literarischen Kränzchen, Lesegesellschaften oder ähnlichem, und zu geeigneten Zeiten in entsprechenden Seitenräumen der Volkslesehallen in solchen Orten, wo keine andere Theatergelegenheit vorhanden ist. Jemand, der sich für diese Arbeitsleistung eignet, wird wohl schon zu finden sein. Ebenso eine Person, die so viel Menschenfreundlichkeit und Lust zur Volksbildung besitzt, um die 50 ℳ Anschaffungskosten zu bestreiten. —

Spielerei! wird es da oder dort heißen. Gut, doch es macht mich nicht irre. Mehr als einen habe ich schon Schauspiele verstehen lehren mit meinem Kleintheater. Vielen habe ich schon die Bühnenwirkung längst nicht mehr gegebener Dramen der Literaturgeschichte gezeigt. Und manchem habe ich die Lust zum großen Theater geweckt. Jeder einzelne aber, der aus dem

Niederwasser des hastenden Lebens — und sei es auch spielend — emporgeführt wird auf die Höhenwege irdischen Wandelns, bedeutet einen Gewinn für die gute Sache, die Volksbildung. Das wird gerechnet und lohnt sich von selbst. Die Bühne — ob klein oder groß ist Nebensache — bleibt nun aber ein Selbsterziehungsmittel ersten Ranges. Besser und unauffälliger wird keinem seine eigene Handlungsweise oft vorgeführt und — verbessert. Goethe sagte von seinen dramatischen Dichtungen: „Ich schreibe nicht, euch zu gefallen: ihr sollt was lernen."

Nun denn hinaus in den Volksveredlungsdienst, Miniaturbühne! Wie man dich aufnimmt, ich weiß es nicht. So oder so, bei mir heißt's: „Immer strebe zum Ganzen!"

Georg Zink, Bibliothekar der Stadt Heidelberg



Berliner Theater

Ohne Gegenliebe wirbt Herbert Eulenberg um die deutsche Bühne. Und er macht es auch den Wohlmeinenden schwer, ihn dabei zu stützen. Nun hat Reinhardt sein Spiel vom Natürlichen Vater in den Kammerspielen herausgebracht unter eisigem Schweigen der Hörer nach den ersten Akten und kärglichem Applaus nach dem letzten.

Diesem Drama muß man von Anfang an etwas Schlimmes nachsagen: es ist ein Zwitter, aus Gedankenbuhlschaft mit Büchern hervorgegangen. In Eulenbergs zuchtloser chaotischer Phantasie spuken alle Gespenster der romantischen Schule, er ist von ihnen besessen, sie soufflieren ihm ihre Stichworte, von rechts und von links machen sie ihm groteske, barocke und unheimliche Gebärde. Haltlos schwankt er dazwischen, schreibt sich alles auf, zeichnet sprunghaft in jäher Hast die Schattenbilder nach. Er glaubt, er hat gedichtet, aber es war nur ein Alptraum von einem, der mit einer ganzen Bibliothek zu Bett gegangen.

Im „Athenäum", der Zeitschrift der Romantik, wurde einmal in einer witzigen Annonce ein Concursus creditorum über Wieland zusammenberufen, in dem die literarischen Gläubiger alle ihre geborgten Gedankenkleider reklamierten. Das ließe sich für Motive, Ausdruckornamente, Situations-Einfälle auch bei Eulenberg in diesem Fall durchführen. Und recht gute Revenants würden da, in dieser danse macabre erscheinen: Arnim, Brentano, Jean Paul, E. Th. A. Hoffmann. Für henkerhafte Totengräberspäße und Vitriolhumore auch Grabbe und für kauzige und krause Kleinstadt- und Spießerschnörkel Wilhelm Raabe.

Nun sei sogleich bekannt, daß dieses Klima voll Helldunkel, diese Giebel im deutschen Mondschein, diese Stimmungs-Notturnos voll Einsamkeits-Melancholien und schnurriger Spaßhaftigkeit, dieses Zusammenklingen von Alltag und Vision uns sehr lieb und wert ist. Es sind die Gärten unserer Jugend, in denen wir gern wieder einkehren. Aber dann gehen wir doch lieber gleich in die echten Gärten. Bei Eulenberg finden wir nämlich nur die getrockneten und gepreßten Blumen daraus. Bei all seinem regen Sinn für die romantische Zwischenwelt — der ist nicht zu bezweifeln — gelang es ihm nicht, das, was er pflückte, lebendig blühend im eigenen Erdreich anzusiedeln. Oder mit einem anderen Gleichnis: er fängt sich nur die Vokabeln, Worte und Redensarten ein, bindet sie in flüchtig zufälligen Zusammenhang und hängt die scheckigen Fetzen über leere hohle Drahtgestelle.

Die Titelfigur, der reiche Mann Anselm, ist gleich das Schulbeispiel dafür. Seine Lebenssituationen sind ohne innere seelische Verknüpfungen. Er hat vordem Frau und Kind verlassen; jetzt will er ein junges Ding freien, die entwischt ihm; sein Sohn taucht auf, den verlorenen Vater zu suchen, verliebt sich bei der Gelegenheit in jenes Mädchen, schließlich verschwindet der Alte ganz und die Komödie löst sich in Rauch auf.

Diese Titelfigur, der Sonderling, trotzig, verbissen, dabei gierig und ein Wildling, wird in allen Widersprüchen seiner Natur nicht von einem überlegenen Dichter charakterisiert, sondern

nur benutzt, um wie in einer Kabarettserie eine bunte Reihe romantischer Situationen mit romantischem Text zu produzieren, ohne daß das, was er sagt, wirklich als Ausdruck seiner inneren Verfassung empfunden wird. Als ein Zerrissener tritt er auf, ein verwüsteter Menschenfeind. Mit dem Apotheker Düsterich tummelt er sich in Dialogen voll verrenkter grimassierender Stimmung. Er greift nach dem Vögelchen Beate, sie sich einzufangen. Auch Beate ist ganz aus einer romantischen Novelle entsprungen, wie sie mit ihrem von Brentanoschen Narrenschellen umklungenen Magister in dem verwilderten Gartensaal haust und dann in Knabentracht mit der Laute durch die Mondscheingassen zieht. Solche Situationen, capricciohaft hingestellt, sind Eulenberg die Hauptsache. So macht er, der romantischen Situation zuliebe, auch seinen Anselm im zweiten Akt zu einer Art Pierrot Lunaire. Rappelkopf wird jetzt lyrisch transponiert. Er pfeift den Mäusen etwas auf der Flöte vor und tanzt dann zu einem Lannerschen Walzer ein Pas de deux mit seinem Schatten an der Wand. Dazwischen Weltschmerzmonologe an das Giftfläschchen, und zur Abwechslung — nach Shakespeares Schema, dem Patron der Romantik — Rüpelszenen, Hausknechts- und Magdclownerien.

Und das Resümee ist eigentlich, daß man hier eine pedantische Rezeptarbeit hat, die sich in der literarischen Maskengarderobe genialisch vermummte, aber doch lange vor zwölf erkannt wurde.

* * *

Ein echtes Schauspiel mit romantischem Geist und gaukelnder Laune bot dafür das Münchener Marionettentheater von Paul Braun. Es hatte seine graziöse Bühne — eine richtige Drehbühne en miniature, von Lautenschläger konstruiert — in dem neuen großen Kunst-Palazzo von Keller & Reiner aufgeschlagen.

Künstler wie Wackerle, der Bildner der Nymphenburger Porzellanmanufaktur, haben die Figuren modelliert, und mannigfachster Stimmung ist dies Puppenhaus fähig.

In Schnitzlers „Tapferem Cassian" kam gerade durch die schwebende gelöste Gliederbewegung der Puppen die zwischen Grazie und melancholischer Ironie pendelnde Stimmung in Halbtönen heraus. Man fühlte das Hoffmannsthalsche Wort sich erfüllen: „Nicht die Schwere dieser Erden, nur die spielenden Gebärden."

Und in der derben Hanswurstposse „Kasperl als Porträtmaler" vom Grafen Pocci, der das Marionettenrepertoire so reichlich versorgt, wurden zu vergnüglichster Laune die alten Puppenspieler-Humore neu. Und die Zappeldrolerien der komischen Person, die Radschlag-Exzentriks, die fliegende Gelenkigkeit der in der Luft herumflatternden Gliedmaßen zu dem unbeweglichen Nußknackergesicht ist von einer Zwerchfellwirkung, die das Lebendig-Wirkliche dem Künstlichen nicht nachmachen kann.

Felix Poppenberg



Das letzte Abendmahl

Oratarium von Pater Dr. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn

Die moderne italienische Komposition liegt seit Jahren völlig in den Banden der raffiniertesten Klanggemische. Blendender, doch nicht wärmender Glanz, auffallende, sehr oft unangenehm auffallende Farbengebung sind die Kennzeichen der neuitalienischen Opernmusik. Diese an der Oberfläche haftende Art zu komponieren ist auch auf die Kirchenmusik nicht ohne Einfluß geblieben und die Italiener erwarten von einem modernen Oratorium ohne weiteres die blühenden Farben der Oper. Pater Hartmann, der in Rom als Direktor des Konservatoriums S. Chiara tätig war, opponiert mit seinen Schöpfungen gegen diese Verflachung der geistlichen Musik und will das Oratorium seiner eigentlichen Bestimmung, dem Zwecke der Erbauung zurückgeben. Ihm ist die Hauptsache die religiöse Idee,

der im Text enthaltene Kern biblischer Weisheit. Diesem Faktor, den er als den wichtigsten anerkennt, ordnet er alles andere unter: Orchester, Chöre und selbst Solisten. Dadurch charakterisiert sich seine Musik als Illustration des Textes. Ist P. Hartmann den Versuchungen seiner komponierenden italienischen Kollegen entgangen, so ist er andererseits viel zu geschmackvoll, um in das Gegenteil zu verfallen und seine Partitur zu einem Tummelplatz einförmiger Akkorde herabsinken zu lassen. Der Grundzug seiner Musik ist eine gewisse Einfachheit und Schlichtheit, aus der zuweilen eine mönchische Entsagung klingt. Um den religiösen Gedanken, den er seinen Hörern nahe bringen will, in reiner Charakteristik und kraftvoller Plastik hervortreten zu lassen, kleidet er ihn oft in ein weniger prunkvolles Gewand, in der Furcht, daß eine allzu bestechende Form die Aufmerksamkeit von dem gedanklichen Inhalt über Gebühr ablenken könnte. P. Hartmann steht seinem Stoff in erster Linie nicht als Komponist, sondern als religiös empfindender Mensch gegenüber und aus dieser Empfindung heraus geht er an die Lösung seiner Aufgabe. Man muß ebenso fühlen können, sich ebenso wie er von dem Stoffe ergreifen und begeistern lassen können, um seine Musik voll zu würdigen. Sie trägt nicht den Stempel des geistreich Kombinierten, überrascht auch nicht durch bizarre Genialität, aber sie spricht zu uns in Tönen warmer, ehrlicher Empfindung, die den Weg zu unserem Herzen zu finden wissen.

Das sind die Grundzüge der P. Hartmannschen Musik, wie er sie zuerst in seinen Oratorien „Petrus“ und „Franziskus“ niederlegte und wie er sie im „Letzten Abendmahl“ weiter ausgebaut hat. Dieses in reinster Hoheit erstrahlende Werk behandelt den engen Zusammenhang zwischen dem altjüdischen Passah und der Eucharistie. Sein Ideengehalt ist ein rein theologischer, speziell historischer und dogmatischer. Dem Ganzen liegt eine in ihrer knappen Schärfe imponierende Disposition zugrunde. Die beiden Hauptteile zerfallen in je vier Unterabteilungen, die in ihrem gedanklichen wie musikalischen Inhalt korrespondieren. Die Tragik des ersten Teils, die in dem Verrat des Judas ihren Höhepunkt findet, ist durch imposante, in feierlichem Ernst einherschreitende Musik charakterisiert; die Einsetzung der Eucharistie und der dankbare Jubel darüber kommt in beglückenden Harmonien zum Ausdruck.

Ein Orgelvorspiel mit dem ersten markanten Thema leitet das Werk ein und malt die vorbereitende Gründonnerstagstimmung. Dann verkünden Trompeten und Posaunen das Osterfest und die breite Wucht der Bässe vereinigt sich mit Orgelton und Harfenklang, um dem gewaltigen Auftrittschor der Priester „Exhortatus es in virtute tua“ orchestralen Halt zu geben. Festesfreude und Dankbarkeit paaren sich hier zu einem begeisterten Lobgesang. Von den Solisten macht die „Mystische Stimme“ (Alt) den Anfang. Dieses Solo soll die göttliche Gnade versinnbildlichen und zugleich auf das Mannah der Eucharistie hinweisen. Mit mächtigem Schlage fallen Chor und Orchester ein und mit kurzen, kraftvollen Akkorden schließt der erste Satz. Rezitation und Chöre enthält der folgende. In feiner Tonmalerei wird die Abendstimmung des Gründonnerstags geschildert. Düstere Klangmischungen bereiten auf den Verrat des Judas vor. Schließlich löst sich ein Marschtempo aus dem Stimmungsgemälde los und leitet zum Rezitativ über. Nach diesem kündet die Orgel Christi erste Worte an. Hoheit und Sehnsucht atmen die in Form eines ariosen Rezitativs gehaltenen Töne. Dieser Teil der Tondichtung behandelt in stark dramatischer Steigerung den Verrat des Judas. Zum Schluß siegt wieder die frohe Osterstimmung, und ein glänzendes Fortissimo beendet diesen Satz. Ein etwas breit ausgesponnenes, aber durch tiefe Innigkeit und glanzvolle Instrumentation interessierendes Alt-Solo geht dem Schlußteil der ersten Abteilung voran. Dieser erste Schlußteil enthält einen Chor, den wir nächst dem wunderbaren Frauenquartett der sechsten Abteilung für den künstlerischen Höhepunkt des Werkes halten. Der virtuos aufgebaute Chor ist eine majestätische Huldigung für die Allmacht und Güte Gottes. Die zweite Abteilung wird durch ein orchestrales Vorspiel eingeleitet, das in das Wesen der neutestamentlichen Passahfeier einzuführen bestimmt ist. Dieser Teil enthält bei dem Anschwellen des Orchesters bis zum stärksten Fortissimo in den Motiven leise Anklänge an Richard Wagner, denen wir in dem ganzen Werke

nur an dieser Stelle begegnen. Das anschließende Rezitativ mit Chor knüpft inhaltlich an den zweiten Satz der ersten Abteilung, den Verrat des Judas, an und enthält die erste Feier der Eucharistie. Die ernste Grundstimmung der Einleitung wird abgelöst von einem kurzen Rezitativ, das den Einsetzungsworten Christi vorangeht. Diese Worte stehen dem Komponisten so hoch, daß ihm nicht einmal die Orgel würdig erscheint, sie zu begleiten. Die Singstimme allein trägt sie nach einer geheimnisvoll anmutenden alten Choralweise vor. Mit dem Anbetungsgesang des Chores vermischen sich die Stimmen der Engel. Dieses Frauenquartett, dessen zarte Melodien aus anderen Sphären zu kommen scheinen, ist der zweite Höhepunkt des Werkes. Der komplizierte, a capella vorzutragende Satz stellt an die Sängerinnen erhebliche Anforderungen. Das Sopran- und Alt-Solo des nächsten Teils versinnbildlicht das Glück der gläubigen Menschheit über die Einsetzung der Eucharistie und enthält hinreißende Töne jubilierender Liebe. Ein Lob- und Dankgesang getrösteter Herzen ist der Schlußchor. Mit durchdringender Kraft löst sich das „Halleluja" aus den brandenden Tonmassen und das Werk klingt aus in hellen, lauten Jubel.

Die Aufführung, welche die Breslauer Gesangsakademie und ihr verdienstvoller Leiter, der Gesangspädagoge Theodor Paul, veranstaltet hatten, bedeutete für Breslau und das ganze musikalische Schlesien ein Ereignis. Der 400köpfige Chor erfüllte unter der temperamentvollen Leitung des Komponisten alle hochgespannten Erwartungen. Dasselbe galt von den Solisten Marie Götze-Berlin und Thomas Denys-Rotterdam, während die Art der italienischen Operndiva Gilda Galassi-Neapel für den deutschen Geschmack zu bühnenmäßig unruhig und flackernd anmutete. Pater Hartmann hat mit dieser Aufführung den zahlreichen in Amerika, Italien, Süddeutschland und Österreich gefeierten Triumphen einen glänzenden neuen angereiht.

Fritz Ernst-Breslau



Der königlich preußische Mensch

Angesichts der 4116 neuen Ritter und Inhaber vom letzten Ordensfest in Berlin leistet sich Dr. Frosch in der „W. a. M." einige überaus schnöde Bemerkungen. Nicht nur, daß er Orden für weiter nichts als „ein Stück Blech" erklärt, „das mittels eines Bandes, einer Schleife oder Öse an der Außenseite eines Menschen befestigt wird", er stellt diese höchste königlich preußische Manneszier ungefähr auf eine Stufe mit dem berühmten „Volta-Kreuz", das zwar in der Heilkunde den selben Rang einnimmt wie etwa Anna Csillags Haarwuchspomade oder Professor Miegargés Barterzeuger, dennoch aber viele — Gläubige gefunden hat.

„... Wer sich die Mühe nimmt, die ungeheure Reihe der Dekorierten zu überfliegen, findet rasch heraus, daß die Zugehörigkeit zum Soldaten- und Beamtenstand zur Ordensgläubigkeit ganz besonders disponiert. Es sind zwar auch Industrielle, Künstler, Gelehrte und freisinnige Parlamentarier zulässig, aber doch ganz bestimmt in geringerem Grade als die erstgenannten Stände. Da Orden als Belohnung für besondere Verdienste gelten, scheinen Soldaten und Beamte heutzutage die Tüchtigkeit in Pacht genommen zu haben. Und wie es bei der Ordnungsliebe und Disziplin gerade dieser Vorzugsmenschen nicht anders zu erwarten ist, entfaltet jeder einzelne genau diejenige Summe von Tüchtigkeit, die seinem Dienstalter und Rangverhältnis zukommt: kommandierende Generäle, Gesandte und Staatssekretäre können nur mit dem Roten Adlerorden erster Klasse nach Gebühr belohnt werden, während es bei Hauptleuten und Amtsrichtern bloß zum Roten Adler vierter Güte und bei Feldwebeln und Kassenboten zum Allgemeinen Ehrenzeichen reicht. Diese Exaktheit ist entschieden löblich; sie vermeidet peinlich jedes allzu persönliche Moment. Denn eigene Persönlichkeit ist störend. Sie fügt sich nicht in Standesschranken, sondern verlangt anmaßenderweise rein für sich ge-

würdigt zu werden. Das kostet Zeit, das kostet Mühe und Hingebung. Wer sollte die auf den einzelnen verwenden, wo doch so viele zu beglücken sind! Und vor allen Dingen: wer ein Kerl ist, der hat seine eigene Meinung. Möglich, daß sie in den Rahmen der heutigen Staatsordnung paßt. Aber die Regel ist das nicht, sondern die Ausnahme. Und vor den Augen der Mächtigen findet kein Verdienst, keine Leistung, keine Tat Gnade, wenn sie nicht von der vorschriftsmäßigen Gesinnung getragen wird. Die ist die Hauptsache. Und zweifelsfrei festzustellen ist sie nur durch eine amtliche Bescheinigung.

Es ist behauptet worden, nächstens werde jeder zweite Deutsche einen Orden haben. Das stimmt nicht. Denn die wahrhaft Gutgesinnten sind bereits in der Minorität. Alle anderen aber müssen sich die Hoffnung auf einen Orden ein für allemal verkneifen; da gibt's nichts zu winseln. Aber was anderes gibt es: zeigen, daß man was kann. Der erste, dem man das zu zeigen hat, ist man selbst. Dann werden's schließlich auch andere merken. Denn das ist ganz sicher: Wer etwas leistet, dem geht das Bewußtsein seines Wertes, das mit blöder Eitelkeit nichts zu tun hat, in das ganze Wesen über. Es zeigt sich in seinem Reden, seinem Auftreten, seinem Handeln, selbst in seinem Gesicht. Man braucht ihn nur anzusehen, dann weiß man, daß er kein Ochse ist. Es ist durchaus nicht nötig, daß ein Etikett oder ein Blechschild seine Tüchtigkeit anpreist.

Aber die, denen der Ehrgeiz, selbst aus sich etwas zu machen, fehlt, die mögen immerhin Wert darauf legen, von freundlicher Hand mit einer Marke versehen zu werden, die ihnen einen bestimmten Preis gnädigst zumißt. Die bedürfen der Orden, wie sie der Titel bedürfen. Hätten sie die nicht vorzuweisen, dann würde sie ja jeder Einsichtige sofort für ganz öde Banausen halten. Ja am Ende würde ihnen in stiller Stunde selbst die schmerzliche Einsicht dämmern, daß sie nie einen eigenen Gedanken gehabt, nie ein eigenes Wort gesprochen, nie eine eigene Tat getan haben. Eine Selbstmordepidemie wäre die unabwendbare Folge.

Denn sie hätten nichts in sich, was sie aufrechthielte. Alles, vom Gehalt angefangen, beziehen sie von der vorgesetzten Instanz: die Pflichten, die Meinungen, die Selbsteinschätzung. Ja, man kann sogar oft lesen, daß Herr Meyer den Charakter als Rechnungsrat oder so was Gutes erhielt: dieser Meyer wechselt also sogar den Charakter auf höheren Befehl! Mehr kann man von einem Menschen unmöglich verlangen. Der Sprachgebrauch tut hier mit erschreckender Deutlichkeit die Wahrheit kund, die keine Satire überbieten kann.

Kein Wunder, daß eine derartige Unselbständigkeit und Abhängigkeit Mißtrauen erzeugt gegen jede Existenz, die nicht amtlich abgestempelt ist. Solche Leute sind verdächtig. Man kann sie nicht einrangieren und weiß nie, ob man ihnen nicht einen Einbruch zutrauen kann. Und gar, wenn sie sich einen Titel anmaßen. Herr Lindensteab-Willinski kann's bezeugen. Der konnte was, der hatte sich, allen widrigen Umständen zum Trotz, durchgesetzt — aber Baccalaureus der Künste war er nicht. Baccalaureus, da weiß man doch, wo und wie; das ist ungefähr so was, wie ein besserer Kandidat. Und nun ist der Mensch sogar Hausknecht gewesen! Ein zuverlässiger Beamter darf getrost einer Exzellenz die Stiefel mit der Zunge ablecken, aber sie mit der Bürste abgeputzt zu haben, das ist entschieden unter seiner Würde. So ein Mann gehört zunächst mal ins Kittchen, damit er seines Titels entkleidet wird, und dann auf die Straße.

Die Natur ist eine Stümperin. Sie schuf den Menschen nackt und gab ihm nur zwei Arme zur Arbeit und einen Kopf zum Denken mit. Das genügt nicht dazu, ihn vom Affen zu unterscheiden. Andere mußten kommen, um ihn vollkommen zu machen.

Da kam der Standesbeamte und gab ihm einen Geburtsschein.

Dann kam der Pastor und taufte ihn.

Dann der Arzt und impfte ihn.

Darauf setzte ihm der Schulmeister eine Brille auf.

Der Staat steckte ihn in eine Uniform.

Die Behörde verlieh ihm ein Amt, einen Titel und einen Charakter.

Und der Kaiser gibt ihm einen Orden.

Jetzt ist er eigentlich erst fertig, der richtige königlich preußische Mensch. Und wenn ihm, nach seinem Hinscheiden, der liebe Gott ein Paar Flügel wachsen läßt, dann wird er ein tadellos schöner königlich preußischer Engel sein.“

Paulus bei Hofe

Nach dem Schalk der Bußprediger.

„Ringet danach, daß ihr stille seid und das Eure schaffet ... also reden wir nicht, um den Menschen zu gefallen, sondern um Gott zu gefallen, der unser Herz prüfet, denn wir sind nie mit Schmeichelworten umgegangen ...“ Diese Worte, urteilt die „Ethische Kultur“, richtete einst Paulus an die Gemeinde in Thessalonich. „Im Jahre des Heils 1910 sprach Hof- und Domprediger Ohlz gelegentlich des Ordensfestes über diesen paulinischen Text. Ringsum goldstrotzende Uniformen, tadellose Fracks, juwelenbeladene Frauen, alle mit den Abzeichen inneren Wertes auf der Brust; im Anschluß an die Predigt ein feines Diner! ‚Ringet danach, daß ihr stille seid ...‘ Wie hätte wohl der Apostel Paulus vor einer solchen Gemeinde gesprochen? Hätte er den Anforderungen genügt, die an einen Hofprediger gestellt werden?

Wenn wir auch wahrlich durch die offiziellen Vertreter unserer Staatsreligion erbarmungslos daran gewöhnt werden, auf alle Ansprüche auf eine Übereinstimmung von Reden und Handeln zu verzichten, so gibt es doch immer wieder Augenblicke, da die Dreistigkeit, mit der die Worte des Urchristentums für pomphafte offizielle Schauspiele zurechtfrisiert werden, das gesunde Empfinden in Aufruhr versetzt. Der innere Verfall unserer Kirche kommt nie eklatanter zum Ausdruck, als wenn sie sich in dieser unwürdigen Weise in den Dienst der menschlichen Eitelkeit stellt. ‚Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen‘, möchte hier der Ungläubige dem Staatschristen zurufen und ihn gleichzeitig daran erinnern, daß es in Preußen einen Paragraphen gegen Gotteslästerung gibt.

Gegen ein Ordensfest an sich ist gewiß nichts einzuwenden! Wem es kein Vergnügen macht, der braucht nicht hinzugehen, ja es gibt sogar, wie Sachverständige behaupten, Mittel, sich gegen Ordensauszeichnungen zu schützen. Weshalb soll die Gemeinde derer, die an ihren inneren Wert nicht glauben können, wenn er nicht als Kreuz oder Stern auf ihrer Brust leuchtet, nicht die harmlose Freude haben, sich alljährlich gegenseitig zu bewundern! Man belohnt ja auch Kinder mit Naschwerk, Prämien usw. Das Prinzip wird einfach nach oben weiter fortgeführt!

Aber warum muß man derartige Feste mit einem Gottesdienste verquicken? Warum muß der Oberpriester gerade hier von der Notwendigkeit ernster Arbeit und innerer Sammlung sprechen, während in den anstoßenden Räumen Dutzende von Hofkurieren, Keller- und Küchenmeistern, Pagen usw. die Tafelfreuden vorbereiten?! Das ist eben der Fluch der Staatsreligion, daß sie für solche Gelegenheiten immer zur Verfügung stehen muß, und daß ihr durch diese Gewöhnung jedes Taktgefühl abhanden gekommen ist, das richtige Wort am richtigen Platz zu sagen. Wie bittere Ironie müssen dem Unbeteiligten die Worte des Priesters klingen, wenn er sagt, ‚durch das Ordensfest wird das Gemeinschaftsband befestigt, das durch ernste Arbeit um Volk und König geschlungen ist‘. Weiß denn der Oberpriester nicht, daß die Ordensritter, deren ernste Arbeit hier gefeiert wird, nur ganz bestimmten Bevölkerungskreisen entstammen? Weiß er denn nicht, daß das Ordensfest ein Standesfest par excellence ist, welches die Menschen in Bürger erster, zweiter, dritter, vierter Klasse teilt und in solche, die überhaupt nicht zählen, weil sie dem Arbeiterstand angehören? Ist diese soziale Schichtung nicht der allergröbste Hohn auf Gottes Wort und auf die menschliche Arbeit überhaupt? Wo bleibt da das Gemeinschaftsband, von dem der Hofprediger fabelt! Wem will er denn glauben machen, daß ein solches vorhanden ist? ‚Denn wir sind nie mit Schmeichelworten umgegangen‘, sagt der Apostel.

Der Ausschluß der Arbeiterklasse beim Ordensfest, der umfangreichsten Klasse des deutschen Volkes, ist mehr als charakteristisch für die Bewertung der menschlichen Arbeit durch unsere Regierungskreise. Mag man über Ordensauszeichnungen denken, wie man will, für unsere Regierung sind sie jedenfalls eine äußerst wichtige und ernsthafte Angelegenheit, und deshalb bedeutet auch der Ausschluß der Arbeiterschaft beim Ordensfest eine gröbliche Mißachtung der Arbeit des Volkes. Dieselbe Mißachtung kommt ja — wenn auch in viel schmerzlicherer Weise — in der politischen Rechtlosigkeit des Arbeiters zum Ausdruck. Solange die Arbeit der Nation durch künstliche Hemmnisse in zwei streng gesonderte Lager getrennt ist, solange die einen alles und die anderen nichts zu sagen haben und nicht einmal da gehört werden, wo sie als Sachverständige dringend nötig sind (s. Bergarbeiter), so lange kann von einem ‚Gemeinschaftsband durch ernste Arbeit' zwischen Volk und König nicht die Rede sein. Im Gegenteil; *gerade die ernste Auffassung* vom moralischen und wirtschaftlichen Wert der Arbeit muß die politische Ungerechtigkeit immer unerträglicher machen und den Abgrund zwischen Volk und Regierung dauernd vergrößern. Es scheint wirklich, als ob dieser Kelch, dank der Kurzsichtigkeit unserer Regierung, bis auf den Grund geleert werden muß, ehe die Vernunft der Dinge siegt. Es sei denn, daß eines Tages ein wirklicher Paulus unter unseren Machthabern zu Worte kommen würde, dem es gelänge, auch in die verstocktesten Herzen den Begriff der *Gerechtigkeit* als Grundlage des Staatswohles zu pflanzen. Allerdings steht zu befürchten, daß er vorher auf Rat der Hohenpriester ans Kreuz geschlagen würde."



Wer bislang seine Augen verschloß vor dem üblen Gründertum, das in der Berliner Theaterwelt sein Unwesen treibt, ist nunmehr „obrigkeitlich" darauf aufmerksam gemacht worden. Der Berliner Polizeipräsident hat in der Presse einen „Theatererlaß" veröffentlicht, in dem er vor Theatergründungen warnt und eine möglichst strenge Handhabung der polizeilichen Vorschriften ankündigt. Diese erstrecken sich natürlich zumeist auf die kapitalistische Seite des Unternehmens. Viel kann ein solcher Erlaß in der Praxis nicht bedeuten. „Wer das notwendige Kapital hat", führt der Direktor des „Berliner Theaters" in seiner Antwort auf eine Umfrage des „Lokalanzeigers" aus, „wird sich weder durch Mahnungen noch durch erschwerte Bestimmungen abhalten lassen, ein Theater zu bauen. Sie müssen selbstverständlich die polizeilichen Vorschriften erfüllen, aber damit ist auch alles geschehen, was die Behörde als Präventivmaßregel anordnen kann. Eine andere Stimme aus dem Direktorenkreise läßt sich also vernehmen:

„Die Verfügung des Berliner Polizeipräsidiums, die Neugründung von Theatern in Berlin und Umgegend betreffend, halte ich für dringend nötig und vorteilhaft. Meiner Ansicht nach müßte die Erteilung einer Konzession zunächst davon abhängig gemacht werden, daß der neue Direktor, der auf dem so schwierigen Berliner Theaterboden ein neues Unternehmen gründen will, mindestens zwei bis drei Jahre vorher erfolgreich ein Provinztheater oder große Gastspielunternehmungen geleitet hat. Was die pekuniäre Frage anbelangt, müßte meiner Ansicht nach die Behörde bei Neugründungen eines Theaters verlangen, daß der Konzessionsbewerber ein bares, schuldenfreies Vermögen in der Gesamthöhe von mindestens derjenigen Summe nachweist, die den halbjährigen Gesamtspesen des ganzen Unternehmens gleichkommt. Von dieser Summe sollten drei Monatsgagen für das gesamte Personal als Kaution beim Polizeipräsidium deponiert werden, während die übrige Summe bei einer ersten Bank als Depot hinterlegt werden müßte. Im übrigen erscheint es mir noch von Wichtigkeit, daß vor der Erteilung der Konzession der Bewerber seinen Plan betreffs Repertoires sowie

einen kurzen Umriß der von ihm beabsichtigten geschäftlichen Tätigkeit einer Kommission vorzulegen hat, der neben Vertretern des Königlichen Polizeipräsidiums noch Fachleute aus der Bühnen- und Schriftstellerwelt angehören. Erst wenn diese Fachkommission zur Überzeugung gelangt ist, daß das neu zu gründende Theater Aussicht auf Lebensfähigkeit hat, sollte die Konzessionierung erfolgen."

Der hier so ernst nach der „Fachkommission" verlangt, in der auch Männer aus der Schriftstellerwelt sitzen sollen, ist — und darin liegt ein Quentlein des sonst in den bei ihm aufgeführten „Lustspielen" unauffindbaren Humors — der Direktor Schulz vom Metropoltheater. Und daß gerade er, dessen Repertoiresorgen sich in sensationeller Ausstattung und teurer weiblicher Aus—gezogenheit erschöpfen, in der Sachverständigenkommission auch Schriftsteller wissen will, ist einer der besten Witze, die je im Metropoltheater ausgeheckt worden sind. Allerdings soll diese Kommission ja entscheiden, ob das neu zu gründende Theater „lebensfähig" sei. Und diese Lebensfähigkeit steht mit Kunst in gar keiner Beziehung. (Der „Witz" der Berufung von Kunstschriftstellern zeigt ungeahnte Tiefen von Boshaftigkeit.)

Ach nein, darüber wollen wir uns gar keinen Täuschungen mehr hingeben: für die „Lebensfähigkeit" eines Theaters entscheiden ganz andere Mächte, als die Kunst, und unter diesen ist die Kapitalkraft noch lange nicht die schlechteste. Darum ist es auch keineswegs ironisch gemeint, wenn die „Deutsche Bühne", das Organ des deutschen Bühnenvereins, die Umwandlung des Metropoltheaters in eine Aktiengesellschaft mit lautem Beifall begleitet, weil damit der Bund zwischen Theaterbetrieb und Kapitalismus offen zugegeben werde. Dagegen weckt der freudige Hinweis darauf, daß nunmehr, wenn die Aktien käuflich sind, die Bühnenmitglieder sich am Geschäft beteiligen können, doch auch Bedenken. Es wird nicht immer leicht sein, von solchen Schauspieler-Aktionären jene Unterordnung unter die strenge Disziplin zu verlangen, ohne die es nun einmal beim Theater nicht geht.

Dagegen erkenne ich gern an, daß in der offenen Verbindung von Bühnenbetrieb und Kapital auch willkommene Werte liegen. „Bis jetzt nämlich haben wir," wie Dr. A. Grabowsky im „Tag" ausführt, „beim Theater höchstens einen Winkelkapitalismus. Wenn man im Anschluß an Sombart die Tätigkeit des kapitalistischen Unternehmers eine kalkulatorisch-spekulative nennt und als Symbol dieser Wirtschaftsform das Hauptbuch betrachtet, so wird man zunächst glauben, das heutige Privattheater sei ein kapitalistisches Institut, weil daran sehr viel mit Rentabilitätsberechnungen gearbeitet wird. Aber was sind das für Rentabilitätsberechnungen? Kaufmännisch kalkuliert haben beim Theater nur der ursprüngliche Eigentümer des Terrains und der Eigentümer des Theaterbaus. Diese beiden kommen in der Regel auch nicht zu Schaden. Der Theaterbetrieb selbst aber wird schon von vornherein durch die hohen Pachtsummen auf einen verlorenen Posten gestellt. Man will eben um jeden Preis Theaterdirektor spielen. Wer als Kapitalist sein Geld zum Theaterbetrieb hergibt, der tut es auch in der Regel aus anderen Gründen, als um Geld zu verdienen. Man will die Etikette als Mäzen tragen, oder man will hinter den Kulissen promenieren und in den Garderoben zu Hause sein. Kurz und gut: man will als einer vom Bau ästimiert werden. Deshalb ist es auch — bis in die neueste Zeit wenigstens — immer ziemlich leicht gewesen, Geld für neue Theaterunternehmungen aufzutreiben. Wo ist aber bei dieser — sagen wir einmal — idealistischen Methode der Finanzierung der Idealismus geblieben? Die Folgen waren Krach auf Krach, und am Ende blieben die Leidtragenden nicht nur die Schauspieler, nicht nur der Kapitalist, der sein Geld hergegeben hatte, sondern vor allem die Kunst, die man bei schlechten Einnahmen sehr schnell einem Schmarren aufopferte. So ist der bisherige Bühnenbetrieb nicht kapitalistisch gewesen, sondern beruhte vielleicht gerade auf Ausbeutung des Kapitalismus. Ist es da nicht vielleicht besser, die Sache wird von vornherein streng kaufmännisch betrieben, und man kann so — wenn nicht unerwartete Schläge eintreten — das halten, was man verspricht? Bei solchem durchgeführten Kapitalismus wird sich die Kunst bedeutend besser stehen als heutzutage. Ein neues Anzeichen für

die neue Erkenntnis ist das Projekt der großen Oper am Berliner Kurfürstendamm. Hier war merkwürdigerweise einmal das Kapital und eine genaue Rentabilitätsberechnung früher da als der Direktor. Nicht irgendein geschäftsunerfahrener Literat bettelte sich für den Theaterbetrieb sein Geld zusammen, sondern eine kapitalkräftige Gesellschaft suchte sich den tüchtigsten Direktor, den sie bekommen konnte. So wirkt der vielgelästerte Kapitalismus gerade auch auf dem Gebiete der Kunst. Ob freilich die Form der Aktiengesellschaft für ein Theaterunternehmen geeignet ist, wird zweifelhaft sein. Die Übertreibung des Öffentlichkeitsprinzips, das in der Aktiengesellschaft lebt, ist für das Theater nichts. Kunst ist Einsetzung einer Persönlichkeit. Ein Direktor also, der anständige Kunst treiben will, wird stets höchstpersönlich vorgehen müssen. Dabei taugen die Begrenzungen der Aktiengesellschaften nichts. Aus diesem Moment aber ergibt sich ein Weiteres, das für das große Publikum von Belang ist. Eben weil der Kunstkapitalismus immer von Persönlichem durchtränkt ist, wird er doch immer nur bis zu einem gewissen Grade und nicht absolut kalkulatorisch sein, wie der sonstige Kapitalismus. Das große Publikum aber, das sein Geld anlegen will, braucht absolute Kalkulation. So also wären Theateraktien als Kapitalanlage ganz ungeeignet, und namentlich ihrer Einführung an der Börse müßte bestimmt widersprochen werden."

So weit sind wir ja nun allerdings noch nicht. Aber die Aktien für die obengenannte „Große Oper" werden in den Zeitungen genau so ausgeschrieben, wie irgendein Börsenpapier. Sogar mit der hierbei üblichen übergünstigen Gewinnberechnung und dem nicht minder üblichen geringen Anschlag der Betriebskosten. Denn diese sind nur auf eine halbe Million angesetzt, während für Grundstück, Bau und Fundus mit fünf Millionen gut gesorgt ist. Mit 500 000 ℳ ist aber eine Oper ersten Ranges nicht zu betreiben.

Doch fühle ich mich nicht berufen, den geschickten Rechenmeistern, die hier am Werke sind, ins Handwerk zu pfuschen. Wohl aber wagt man sich als geborener Optimist doch wieder mit Hoffnungen und Erwägungen hervor, was wir — die große Zahl der Kunsthungrigen — von alledem zu erwarten haben.

Der neue Sirenensang, der so viele kühne Kauffahrer unseres Musikgetriebes anlockt, besteht aus den wenigen prosaischen Worten: „1913 läuft die Schutzfrist für die Werke Richard Wagners ab." Des Bayreuthers Dramen werden dann tantieme- und vogelfrei. Keine Stadt hat unter den bisherigen Verhältnissen so gelitten wie Berlin. Die Königliche Oper hatte sich das alleinige Aufführungsrecht für die Werke Richard Wagners gesichert; nicht nur für Berlin, sondern auch für sämtliche inzwischen zu Großstädten herangewachsenen Vororte. Diese Königliche Oper hat 1600 Plätze, für eine Bewohnerschaft von reichlich drei Millionen, die vielen Tausende von Fremden, die sich dauernd in Berlin aufhalten und zu den eifrigsten Theaterbesuchern gehören, nicht eingerechnet. Kein Wunder, daß alle Vorstellungen Wagnerscher Werke ausverkauft waren, trotzdem oft ganz minderwertige Besetzungen herausgestellt wurden; kein Wunder, daß es viele bedeutende Musiker gibt, die, auch wenn sie nicht einmal die Kosten zu scheuen brauchten, seit Jahren gar nicht mehr ins Opernhaus gekommen sind.

Auch ihre besten Fürsprecher werden der Königlichen Oper keine vornehme Ausnutzung dieser Sonderstellung nachrühmen können. Im Verkehr mit dem Publikum ist sie von engster Bureaukratie; in künstlerischer Hinsicht folgert sie sich aus dem sicheren Besitz das Recht zu völliger Gleichgültigkeit gegen das zeitgenössische Schaffen. Nur wer in die geheimen Absichten der Diplomatie eingeweiht ist, kann sich die Grundsätze erklären, nach denen die Königliche Oper sich für die Annahme von Neuheiten entschied. Im laufenden Winter brachte sie bislang ein bereits früher in Deutschland deutlich abgelehntes Werk des Tschechen Smetana. Unmittelbar bevor steht eine amerikanische Indianeroper, und dann ist auch Leoncavallos „Maja" nicht umsonst in Rom durchgefallen. Auch hier greift unsere Königliche Oper mit raschen Händen zu. Deutsche Komponisten, wenn sie nicht zufällig Kapellmeister unserer Oper sind, haben in dieser nichts zu suchen. Also nach der Richtung können wir nicht nur eine andere Opernbühne brauchen;

wir müssen sie sogar haben. Denn dahin ist es doch schon für das Opernleben gekommen, daß nur Erfolge in wenigen Städten (vor allem Berlin und Dresden) für die weitere Verbreitung des Werkes wirksam sind. Kein Vernünftiger wird auch bestreiten, daß das deutsche Volk Anspruch darauf hat, endlich Richard Wagners Werke hören zu können, daß diese kein Vorrecht der Plutokratie bleiben.

Es wird ja zunächst nach 1913 nicht schön werden. Ich bin auf eine Wagneritis schlimmster Art gefaßt und verhehle mir nicht die recht üblen Folgen, die das bevorstehende Massenangebot Wagnerscher Kunst in allen möglichen Aufmachungen, von der zusammengestrichenen Wirtshausaufführung bis zur Erstickung in szenischer Protzerei, durchmachen wird. Aber glücklicherweise ist ja Richard Wagners Kunst und auch der Magen des deutschen Volkes stark genug, diese Periode überstehen zu können. Ich glaube gar nicht, daß die verseuchte Zeit so lange dauern wird. Danach freilich wird es für die im Zeichen des Freiwerdens der Wagnerschen Werke entstehenden Theater schlimm. Bei dieser ganzen Gründerei ist das Satyrspiel bereits vorangegangen. Ich habe von dem Berliner Wagnervereins-Theater hier gesprochen. Der Verein hat sich nicht aufgelöst, sondern Gregor, den Direktor der Komischen Oper, zu seinem künftigen Theatermann erkoren. Man muß daraus folgern, daß auch dieser Mann eine Oper größeren Stiles zu erbauen beabsichtigt, da er doch in seiner kleinen Komischen Oper kaum Wagnerwerke wird aufführen wollen? Daneben scheint ziemlich sicher die Gründung der Richard-Wagner-Volksoper unter Leitung Guras; und zur Tatsache geworden ist die Gründung der „Großen Oper", die 2700 Plätze fassen wird. Da, soviel ich weiß, das Schiller-Theater in Charlottenburg ebenfalls den Plan hegt, dann Wagneraufführungen zu bieten, so werden wir vom 1. Januar 1914 ab für den Abend statt 1600, mindestens 7000 Opernplätze haben. Es ist nicht unschwer auszurechnen, daß das Publikum für diese Masse nicht lange vorhanden sein wird, und es bedarf also keiner Prophetengabe, um einen gründlichen Krach mehrerer dieser Unternehmungen vorauszusagen. Denn wohl könnte verdienstvoll gearbeitet werden. Die Gurasche Volksoper könnte sich dem deutschen Singspiel zuwenden; die Große Oper könnte die Pflege Glucks und andererseits die des zeitgenössischen Schaffens auf ihr Panier schreiben. Darauf*schreiben* wird sie es ja auch sicher. An schönen Programmreden wird es nicht fehlen. An die Taten glaube ich nicht mehr. Und ich sehe schon im Geiste auch die Große Oper am Kurfürstendamm denselben Weg gehen, den das ruhmrederisch angekündigte Theater des Westens gegangen ist: das Ende wird Operette und Ausstattungsstück und dergleichen sein.

Denn über die Tatsache helfen alle schönen Worte über die Bedeutung eines offen zutage liegenden Theaterkapitalismus nicht hinweg. Wer sein Geld in Aktien anlegt, will verdienen. Und je größer die angelegten Kapitalien sein werden, um so eher wird die Zahl der Spekulanten die der aus idealistischen Gründen ihr Geld Einlegenden überwiegen. So wird eben der Direktor Meister werden, der den Aktionären die größte Dividende verschaffen kann. Hier gäbe es nur ein Mittel, das auf keinen Fall versäumt werden sollte: eine bedeutende kapitalistische Beteiligung der Stadt an diesen Unternehmungen. Berlin als Stadt hat bis jetzt noch nie etwas für ein Theater geleistet und wird in dieser Hinsicht von Dutzenden deutscher Städte beschämt. Auch unsere Vororte sind reich. Wenn sie einen großen Teil der Aktien erwürben, so gewännen sie damit die Möglichkeit, eine wirklich künstlerische Leitung dieser großen Unternehmungen auch für jene Zeit zu gewährleisten, wo die Mache in Wagnerdramen nicht mehr in der Hausse steht. Im Interesse einer gesunden künstlerischen Volkserziehung wäre diese Kapitalanlage für die Hauptstadt eine hohe soziale Pflicht, die um so eher übernommen werden dürfte, als das Kapital unter solchen Umständen nicht verloren gehen kann, ja sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit sogar in bescheidenem Maße verzinsen wird.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XII. Jahrg. März 1910 Heft 6

Frauenlieder

Komponiert für eine Singstimme und Klavier
von
VICTOR HANSMANN

(3. Folge)

1. VERIRRT

Helene Voigt-Diederichs

Op. 44 No. 11

Ruhig

Singstimme

Klavier

p

Herbst-li-che Bu-chen. Re - gen-reif la-stet der Himmel. Rings ein Streif von müder Son-ne blank-dunsti-gem Schein. Ge-stern mit dir noch. Heut'

cresc.

Die erste Folge der Frauenlieder (No. 1-8) ist im Jahrbuch „Am Webstuhl der Zeit" II. Bd. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, die zweite Folge im „Türmer" XI. Jahrg. Heft 1 erschienen



f

bin ich al - lein.

f *dim.*

p

Holz-tau-ben gur-ren. Hä-herschrei her durch den

p

cresc.

silberflimmernden Wald fliegt. Weckt in mir Sehnsucht schwer, schwer,

cresc.

f *dim.*

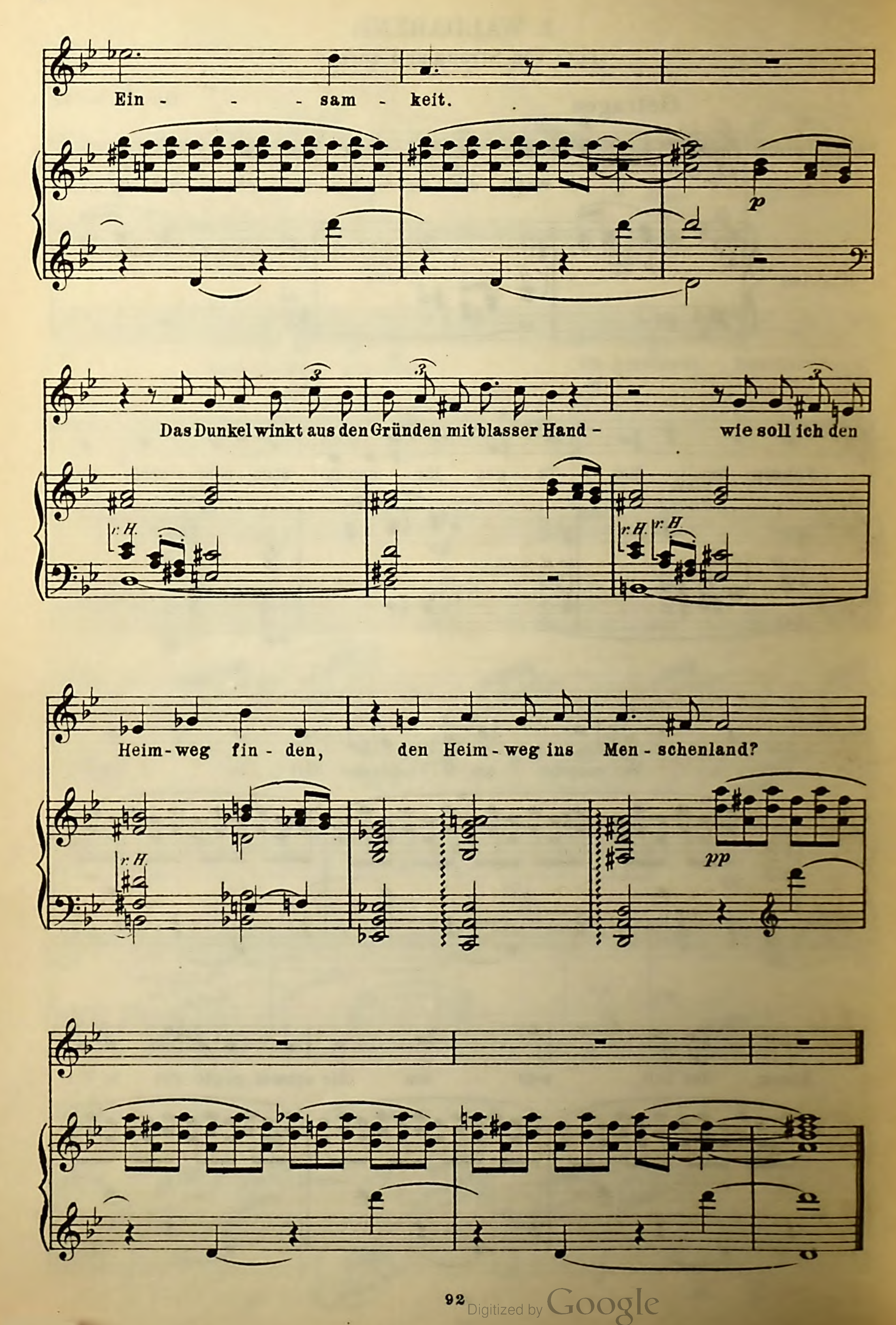
die weit - ab von meinem Glück liegt.

f *p* *pp* *pp*

2. WALDABEND

Lulu von Strauß und Torney





Ein - - - sam - keit.
p
Das Dunkel winkt aus den Gründen mit blasser Hand - wie soll ich den
r. H.
Heim-weg fin - den, den Heim-weg ins Men - schenland?
pp

3. WUNDER

Anna Ritter

Op.44 No.13




cresc.
Pein, bis zum vol - len, gold' - nen
cresc.
f
Früh - lings - se - gen, soll mein
f
ein wenig zurückhaltend
Im Zeitmaß
an - - däch - tig Ge - heim - nis sein!
mf
p

4. MEINE LIPPEN BRENNEN SO...

Maria Stona

Op. 44 No. 15




sind so schwer von den Trä - nen, die kein Blick gesehn, die mir
fin - ster in der See - le stehn, wie ein
mf
dim.
wei - tes, to - ten - stil - les Meer....
Ruhiger
p
zurückhaltend
Ruhig
mei - ne Au - gen trin-ken dran sich schwer.
mf
f



